THE UNIVERSITY
OF ILLINOIS
LIBRARY
053
NO
v.175

LIBRARY
UNIVERSITY OF ILLINOIS
URBANA

KRAKOW
BIBLIOTEKA JAGIELLONSKA
ATLASY

German

NORD UND SÜD

Monatsschrift
für internationale Zusammenarbeit

Fünfzigster Jahrgang

1927

UNIVERSITY OF MICHIGAN
LIBRARY

NORD UND SÜD

Monatsschrift
für internationale Zusammenarbeit

Herausgeber
Professor Dr. Ludwig Stein

Schriftleitung: A. Vallentin

Fünfzigster Jahrgang
1927

CARL HEYMANNS VERLAG, BERLIN W 8

Gedruckt bei
Julius Sittenfeld
Berlin W 8

Verlags-Archiv 9012

053
NO
V-175

8 Mar. 1950 Mann

Inhaltsverzeichnis.

(Mai bis Dezember 1927.)

I. Aufsätze. Seite

Apponyi, Graf Albert, *ehemaliger ungarischer Unterrichtsminister.*
Ungarn im Nachkriegs-Europa 136
Arco, Graf Georg von, *Direktor der „Telefunken".*
Neue Möglichkeiten der Radiotechnik 449
Becker, Prof. D. Dr. C. H., *Preußischer Minister für Wissenschaft, Kunst und Volksbildung.*
Die intellektuelle Verständigung zwischen Deutschland und Frankreich . 673
Beneš, Dr. Eduard, *Tschechoslowakischer Außenminister.*
Panslawismus? 24
Demokratisierung und Nationalismus 481
Bonn, Prof. M. J.
Geld und Geist 180
Bosdari, Graf Alessandro de, *ehemaliger italienischer Botschafter in Berlin.*
Italien, Jugoslawien und Albanien 193
Gustav Stresemann 505
Brailsford, H. N., *Herausgeber des „New Leader".*
Lloyd George und Macdonald 164
Die chinesische Revolution vom russischen Standpunkt 366
Bredt, Joh. Victor, *Professor der Universität Marburg, M. d. R.*
Die päpstliche Friedensaktion 1917 55
Bismarck und der Weltkrieg 326
Briand, Aristide, *Französischer Außenminister.*
Mein Bekenntnis zum Frieden 398
Bücher, Wirkl. Legationsrat a. D. Dr. Hermann.
Die Einheit von Wissenschaft, Unternehmertum und Arbeitskraft 432
Burns, C. Delisle, *Dozent der Universität London.*
Kriegsgefahr 265
Calles, P. Elias, *Präsident der Republik Mexiko.*
Die Wirtschaft Mexikos 589
Canellopoulos, Dr. Euthymios, *ehemaliger Minister für auswärtige Angelegenheiten und für Nationalökonomie. Griechischer Gesandter in Berlin.*
Das griechische Flüchtlingsproblem 207
Cecil, Lord Robert (Viscount of Chelwood), *Schatzkanzler, englischer Delegierter zum Völkerbund.*
Die Zukunft des Völkerbundes 12
Cippico, Graf Antonio, *Mitglied des italienischen Senats.*
Italiens Anteil am Völkerbund 525
Corradini, Enrico, *Mitglied des italienischen Senats.*
Europäische Mythologie 747

711382

Seite

Cosgrave, William I., *Irischer Staatspräsident.*
Der irische Freistaat 679

Curie-Sklodowska, Prof. Marie.
Die Bedeutung der internationalen Stipendien 313

Curtius, Ernst Robert.
Die natürlichen Grundlagen der französischen Kultur 512

Dawes, General Charles G., *Vizepräsident der Vereinigten Staaten.*
Die Notwendigkeit der Wahlreform 289

Desouches, Bernard.
Das Schuldenproblem in internationaler Beleuchtung 78

Diamand, Dr. Hermann, *sozialistischer Abgeordneter, polnischer Delegierter zur Weltwirtschaftskonferenz.*
Genf 120

Drury-Lowe, Sidney R., *britischer Vizeadmiral a. D.*
Die Beschränkung der Flottenrüstungen 236

Einstein, Prof. Albert.
Zu Isaak Newtons 200. Todestage 36

Ferrero, Prof. Guglielmo.
Die französische Revolution und Italien 338

Förster-Nietzsche, Dr. h. c. Elisabeth.
Cosima Wagner 717

Friedensburg, Regierungspräsident Dr. F., Cassel.
Der Kampf für die öffentliche Sicherheit und Ordnung als Mittel zur Festigung der internationalen Beziehungen 71

Gautier, Jules, *Präsident des französischen Landbundes* (Confédération nationale des Associations agricoles de France).
Die Landwirtschaft in Genf 106

Germain, André, *Herausgeber der „Revue Européenne.*
Georges Clemenceau 455

Haas, Dr. Wilhelm, *Dozent der Technischen Hochschule und der Hochschule für Politik.*
Führerschicht in Deutschland 226
Psychologie der Politik 611

Hauptmann, Gerhart.
Das Buch als Großmacht 148

Hellpach, Professor W., *ehem. badischer Staatspräsident.*
Deutsche Geistesart 592

Hirsch, Professor Dr. Julius, *Staatssekretär z. D.*
Das Problem der deutschen Ausland-Anleihen 412

Jouhaux, L., *Generalsekretär der Confédération Générale du Travail.*
Die französische Gewerkschaftsbewegung 421

Kaas, Prälat Dr. Ludwig, *Mitglied des Reichstags und des Preußischen Staatsrats. Wissenschaftliches Mitglied des Instituts für ausländisches öffentliches Recht und Völkerrecht, Berlin.*
Der Dienst am europäischen Gedanken 202

Kahn, Otto H., *Inhaber der Bank Kuhn, Loeb & Co.*
Die Ursachen des amerikanischen Wohlstandes 45

Kastl, Geheimrat, *Geschäftsführendes Präsidialmitglied des Reichsverbandes der Deutschen Industrie.*
Qualitätsarbeit der deutschen Industrie 536

La Fontaine, Senator H., *Präsident des belgischen Senats, Präsident des internationalen Friedensamtes in Genf.*
Die Mission der Völkerbundsligen 184

Léméry, Senator Henry, *Mitglied des Auswärtigen Ausschusses des französischen Senats.*
Deutschland und Frankreich 66
Die Wahlreform in Frankreich 254

Seite

Lichnowsky, Fürst, *ehem. deutscher Botschafter in London.*
Auf dem Wege zum Abgrund 707

Lichtenberger, Henri, *Professor der Sorbonne.*
Nietzsche und die Nachkriegsgeneration 622

Limburg-Stirum, Graf, *niederländischer Gesandter in Berlin, ehemaliger Generalgouverneur von Niederländisch-Indien.*
Die Niederlande als Kolonialmacht 489

Loucheur, Louis, *französischer Delegierter zum Völkerbund, Minister a. D., Deputierter des Departements Nord.*
Amerika und der europäische Kontinent 41

Luchaire, Julien, *Direktor des Internationalen Instituts für geistige Zusammenarbeit.*
Das Internationale Institut für geistige Zusammenarbeit 358

Lüders, Dr. Marie-Elisabeth, *M. d. R.*
Das erste ökonomische Konzil in Genf 124

Macdonald, I. Ramsay, *ehemaliger britischer Premierminister, M. P.*
Die Erfahrungen der britischen Labour Party 28

Mantoux, Paul, *Direktor des Institut universitaire de Hautes Etudes Internationales.*
Die internationale Hochschule in Genf 532

Masaryk, Th. G., *Präsident der Tschechoslowakischen Republik.*
Dostojewski und Europa 8

Merkel, Otto, *Vorstandsmitglied der Deutschen Lufthansa.*
Luftgeltung 635

Marchlewski, Legationsrat Dr. Mieczyslaw, *stellvertretender Vorsitzender der polnischen Delegation für die Verhandlungen mit Deutschland.*
Polnisch-deutsche Verhandlungsarbeit 701

Misurata, Graf Volpi di, *Italienischer Finanzminister.*
Die öffentliche italienische Schuld 583

Monzie, Senator Anatole de, *ehem. Minister für Volksbildung.*
Die intellektuelle Verständigung zwischen Deutschland und Frankreich . 577

Müller, Professor Dr. August, *Staatssekretär a. D.*
Schrott 245

Munch, Dr. P., *ehemaliger Kriegs- und Marineminister, Mitglied des Folketings.*
Die politischen Parteien Dänemarks 599

Murray, Gilbert, *Professor der Universität Oxford, Präsident der Völkerbundsligen.*
Die Probleme von morgen 344

Muspratt, Sir Max, *Vorsitzender der Vereinigung britischer Chemiefabrikanten, Präsident des Verbandes britischer Industrie, britischer Delegierter zur Weltwirtschaftskonferenz.*
Das Ergebnis von Genf 104

Peyerimhoff, Henri de, *Präsident des Zentralkomitees des französischen Kohlenbergbaus* (Comité centrale des houillères de France).
Die Kartellfrage auf der Weltwirtschaftskonferenz 98

Pirelli, Alberto, *Präsident der internationalen Handelskammer.*
Die Aufgabe der internationalen Handelskammer 323

Ray, Professor Marcel, *Chefredakteur des „Petit Journal".*
Die Perspektiven der französischen Innenpolitik 333

Roon-Bassermann, Dr. Elisabeth von.
Der Florentiner Welthandel zur Zeit Dantes 553

Rumpler, Dr. Ing. E.
Die Möglichkeiten des Trans-Ozean-Verkehrs 259

Savatier, General.
Das Zeitalter Afrikas 724

Schnee, Dr. Heinrich, *M. d. R., früherer Gouverneur von Deutsch-Ostafrika.*
Die Mandatsfrage 150

Seite

Sering, Prof. M., *Universität Berlin.*
Internationale Preisbewegung und Lage der Landwirtschaft 111

Siegfried, André, *Professor der Ecole des Sciences Politiques in Paris.*
Die Verteidigung der Weißen gegen die Schwarzen 643

Sokal, Minister Franciszek, *polnischer Delegierter zum Völkerbund.*
Der polnische Vorschlag 502

Spiecker, Ministerialdirektor Dr. Karl, *ehem. Pressechef der Reichsregierung.*
Frankreich und Deutschland 175

Stein, Professor Dr. Ludwig.
Unser Programm 1
Die Verbundenheit der Völker 130
Genf 464

Stresemann, Dr. Gustav, *Reichsminister des Auswärtigen.*
Goethe und die Freiheitskriege 385

Thomson, Lord, *ehemaliger englischer Luftschiffahrtsminister.*
Luftfahrt und Luftmacht 407

Valli, Luigi, *Professor der Universität Rom.*
Friedrich Nietzsche und Italien 629

Vandervelde, Emil, *Belgischer Außenminister.*
Auf dem Wege zum wirtschaftlichen Paneuropäismus 20

Warburg, Max M.
Der Kredit im Geschäfts- und Staatsleben 295

Weismann, Dr. Robert, *Staatssekretär des Preußischen Staatsministeriums.*
Staatsrechtliche Gestaltung des Deutschen Reiches 691

Weißmann, Adolf.
Die völkerverbindende Aufgabe der Musik 738

Wells, H. G.
Der Weg der britischen Politik 424

II. Rundschau.

S. 87, 186, 272, 286, 372, 472, 562, 658 und 753.

053
NO
v.50
Stacks

Unser Programm.

Von *Ludwig Stein.*

Vor genau 50 Jahren, im Frühling 1877, begründete mein Vorgänger als Herausgeber von „Nord und Süd", *Paul Lindau,* bei S. Schottländer in Breslau unsere Monatsschrift. Als ich im Januar 1912 die Leitung der Monatsschrift übernahm, richtete Paul Lindau einen offenen Brief an mich, der an der Spitze der neuen Nummer abgedruckt wurde, in welchem er meinem Programm für „Nord und Süd" rückhaltlosen Beifall zollte. Dieses Programm faßte ich dahin zusammen, daß in allen Fragen, die sich uns aufdrängen, das Extreme ausgeschaltet, dagegen die von Aristoteles empfohlene „mittlere Linie" innegehalten würde. Das nannte ich „den goldenen Schnitt zwischen den politischen und sozialen Gegensätzen unserer raschlebigen Zeit". In meinem Leitaufsatz über „Kulturpolitik" führte ich damals aus: Uneinigkeit, Zwiespalt und gegenseitiges Verunglimpfen entgegenstehender Ansichten sind die untrüglichen Anzeichen niedergehenden Lebens. Wo das Leben aufwärts geht, da heißt Leben: kämpfen, ringen, freudig sein Bestes und Höchstes für ein großes Ziel einsetzen, aber viribus unitis. Nicht im Kampf gegeneinander sollen sich unsere Energien entzünden, sondern im gemeinsamen Wettbewerbe um erstrebenswerte Ziele müssen sich unsere Kräfte erproben.

Diesem Programm der Vermittlung und Verständigung unter den Völkern, Rassen, Konfessionen, Klassen und Parteien ist „Nord und Süd" treu geblieben. Nicht umsonst hatte ich während meiner nahezu zwanzigjährigen Tätigkeit als ordentlicher Professor der Philosophie und Soziologie an der Universität Bern nebenamtlich mit meinen Freunden Elie Ducomnun und dem bernischen Unterrichtsminister Dr. Albert Gobat das „Bureau international de la Paix" in Bern als permanentes bernisches Mitglied mitgeleitet und bin in meinen Werken

„Die soziale Frage im Lichte der Philosophie“ (IV. Auflage 1921) und in der „Philosophie des Friedens“ (1899) für die internationale Zusammenarbeit der Völker eingetreten. Schon in meinen gegen General A. v. Boguslawski im Jahre 1899 gerichteten Ausführungen (Deutsche Rundschau Juli 1899), die vom Präsidenten der zweiten Haager Friedenskonferenz, dem damaligen russischen Botschafter in Paris, *Nelidow*, sämtlichen Mitgliedern der zweiten Haager Konferenz (Mitte Juli 1899) zugänglich gemacht wurden, führte ich das providentielle Wort des ehrwürdigen Feldmarschalls von Moltke an: „Der Krieg selbst wird den Krieg abschaffen“.

Der große Schweiger hat sich als beredter Prophet vor dem Forum der Geschichte erwiesen. Ohne Weltkrieg kein Völkerbund. Die politischen Kriege von heute sind, wie auch Loucheur in seinem viel beachteten Vortrage in der Industrie- und Handelskammer zu Berlin, Freitag, den 8. April 1927, unter lebhafter Zustimmung eines Parterres von Industrie- und Handelskönigen ausgeführt hat, in ihrer tiefsten Wurzel Wirtschaftskriege, und zwar je länger desto ausgesprochener. Unser Kampf um Brennstoffe, um Eisen und Kohle, um Kali und Erze, besonders aber das weltgeschichtliche Ringen zwischen Kapital und Arbeit beherrschen die Gegenwart weit intensiver, als früher die Religionskriege oder dynastischen Erbfolgekriege. Deshalb hat der Weltkrieg die Notwendigkeit eines Völkerbundes, wie ich ihn seit vier Jahrzehnten etwa in meinen Vorlesungen (zuerst 1888 in Zürich) und in meinen Werken (Der ewige Friede und soziale Frage 1895), unbeirrt durch die Ereignisse des Tages, stets postuliert habe, eindringlicher ins Hirn der Staatsmänner und Völker eingehämmert, als Philosophen und Soziologen mit ihren wissenschaftlichen Formeln es vermöchten. Denn Staatsmänner *machen* Geschichte, während Philosophen sie nur *deuten*. Jedenfalls hat die Idee des Völkerbundes in den vier Kriegsjahren mehr Fortschritte gemacht, als in den vier Jahrhunderten seit den „irenischen Briefen“ des Erasmus von Rotterdam und den Völkerbundsplänen des Abbé St. Pierre.

Ich hoffte nur um einen billigeren Preis als zehn Millionen vernichteter Menschenleben und zerstörter Werte zum Völkerbund gelangen zu können. Zu diesem Zweck führte ich in „Nord und Süd“ einen beharrlichen Kampf gegen Völkerverhetzung und nationale Zwietracht. Gleich nach Übernahme der Leitung von „Nord und Süd“, Anfang 1912, veröffentlichte ich zur Beilegung des damals akuten österreich-italienischen Zwischenfalls eine italienisch-österreichische Sondernummer, in welcher führende Staatsmänner beider Länder zu Worte kamen und in mäßigenden Sinne auf beiden Seiten Förderliches geleistet haben. Der

Konflikt ist auch bald beigelegt worden. Kurz darauf traten die Anzeichen einer englisch-deutschen Spannung empfindlich in die Erscheinung. Der italienische Botschafter in Berlin machte im April 1912 den damaligen englischen Botschafter auf die gute Wirkung der Aussprache in „Nord und Süd" aufmerksam. Und so begab ich mich nach eingehender Rücksprache und mit rückhaltloser Gutheißung seitens des damaligen Reichskanzlers von Bethmann-Hollweg mit Briefen des englischen Botschafters nach London, um eine offene Aussprache über eine Behebung des Konfliktes zwischen Großbritannien und Deutschland herbeizuführen. Meine damalige Entspannungsformel: „détente entre entente et alliance", fand hüben und drüben das erwartete Echo. Unter Führung von Sir Edward Grey und Arthur James Balfour, deren Bilder nebst eigenhändiger Unterschrift die Juni- und Juli-Nummer 1912 von „Nord und Süd" schmückten, richteten mehr als fünfzig geistige und politische Führer jenseits und diesseits des Kanals offene Briefe an mich, die sich im wesentlichen auf den Boden meiner Vermittlungsformel stellten. Ich greife nun folgende Namen heraus: A. I. Balfour, Lordkanzler Viscount Haldane of Cloan, Premierminister J. Bonar Law, der frühere englische Botschafter in Berlin Sir Frank Lascelles, Baron Alfred von Rotschild, Lord Weardale, Sir Alfred Mond, Lord Courteney of Penwith, J. L. Garwin, Noel Buxton, Sir Herbert Samuel, Sir Rufus D. Isaacs (jetzt Lord Reading), der spätere englische Premierminister I. Ramsay Macdonald, Charles Trevelyan, und von deutscher Seite Fürst Max Lichnowsky, Arthur von Gwinner, Oberbürgermeister Adolf Wermuth, Heinrich Prinz zu Schönaich Carolath, Admiral von Holleben, Vizekanzler Graf Posadowsky, Graf von Kanitz, Ernst Bassermann, Hugo Stinnes, August Thyssen sen., Geheimrat Professor Dr. Rießer, Professor Wilhelm Wundt, Dr. Walter Rathenau, Chefredakteur Theodor Wolff.

Der billige Einwand, daß ungeachtet dieses Alarmrufes von „Nord und Süd", den die englischen wie die deutschen maßgeblichen Stellen in je 100 000 Exemplaren zu Propagandazwecken gegen den kommenden Krieg verbreitet haben, so daß heute noch kaum ein Exemplar aufzutreiben ist, der Weltkrieg doch ausgebrochen ist, ist zu banal, um ernste Widerlegung zu erheischen. Notsignale bannen den Sturm nicht, aber sie kündigen ihn rechtzeitig an, damit jedermann auf seiner Hut sein kann. Feuerwehr und Löschapparate verhindern keine Feuersbrunst, aber sie ersticken das Feuer in Keime, wenn sie zur richtigen Zeit eingesetzt werden. „Nord und Süd" nahm nur für sich in Anspruch, auf die politischen Gefahrenmomente den Finger zu legen, um die leitenden Staatsmänner aufhorchen zu lassen. Zu diesem Behuf veranstaltete die

Zeitschrift bis zum Ausbruch des Krieges Sondernummern für die Schweiz, die Niederlande, die skandinavischen Staaten und Rußland (Dezember 1912), in denen die Staatsmänner, Künstler und Gelehrten der betreffenden Länder das Wort ergriffen, um die kulturlichen Leistungen der respektiven Nationen auf den knappsten Ausdruck zu bringen und auf die Gefahren hinzuweisen, denen unser Kultursystem ausgesetzt ist, wenn man ungeachtet aller Bemühungen zur Vermeidung des Weltkrieges, mit elementarer Wucht doch zur Katastrophe treibt. Solche Enqueten, wie sie in „Nord und Süd" vor Ausbruch des Weltkrieges, planvoll und zielbewußt in den meisten europäischen Ländern veranstaltet hat, hätten vielleicht einen leisen Zephirwind aufhalten können, aber sie konnten naturgemäß keinen Orkan beschwören. In einem „das europäische Gleichgewicht" überschriebenen Aufsatz von „Nord und Süd" 1912 (September 1912) habe ich auf die drei Gefahrenpunkte hingewiesen, denen Europa ausgesetzt ist, wenn „der große Kladderadatsch" hereinbricht.

Setzen wir den Fall, der europäische Krieg bricht heute aus irgendeinem politischen Wetterwinkel aus — man stolpert bekanntlich über Apfelsinenschalen — und ganz Europa steht unter Waffen. Gekämpft wird, und das ist bei der nationalistischen Tendenz aller europäischen Staaten unzweifelhaft, bis zum letzten Blutstropfen. Lassen wir den Erfolg ganz aus dem Spiel. Was wird, vom Standpunkte des Bevölkerungsstatistikers, Hygienikers und Eugenikers gesehen, die unvermeidliche Folge eines solchen Vernichtungskrieges „bis aufs Messer" sein? Millionen und aber Millionen unserer jugendkräftigen, gesunden, tapferen, tüchtigen und zeugungskräftigen Männer bedecken als Leichen die Schlachtfelder. Gerade diejenigen Gestalten, von denen man sich im Interesse der Rassenhebung und Arterhöhung das Wertvollste für das nächste Geschlecht verspricht, verschwinden für immer ins Schattenreich. Zurück bleiben Greise, Schwächlinge, Kränklinge, Invaliden, zumal ja bei der allgemeinen Wehrpflicht jeder waffenfähige Mann ins Feld muß. Die Bestausgestatteten gehen also für den Erzeugerberuf verloren, während die Schlechtausgestatteten ihn zu Hause üben. Aber auch die von den Schlachtfeldern Heimkehrenden sind keine erwünschten Fortsetzer des Geschlechts, wenn der Nervenarzt das Wort führen darf. Die neuere Kriegstechnik, das Flugwesen, die U-Boote, das rauchlose Pulver, wobei der Soldat alles *sieht,* enerviert ihn noch ganz anders als wohltätig verhüllender Pulverdampf. Nun ist unser Nervensystem, wie jeder offenkundig gewahr wird, infolge unserer Technik, unserer Verkehrsmittel mit ihren Geräuschen, endlich und insbesondere durch unser Industriesystem ohnehin bis zur Unerträglichkeit gereizt,

ja überreizt. Treten nun noch die Kriegsgreuel mit ihren Schrecknissen und aufpeitschenden, zerrüttenden Eindrücken hinzu: welches Geschlecht von Neurasthenikern haben wir alsdann zu erwarten, das sich dann in Geschlechtern fortpflanzt?"

Wieweit ich mit meiner politischen Prognose vor dem Forum der Geschichte recht behalten habe, hat die außer Rand und Band geratene Nachkriegsgeneration mit erschreckender Deutlichkeit gezeigt. Discite moniti. Wenn die Universalgeschichte ein Laboratorium für Geschichtsforscher darstellt, so haben, wie ich an anderer Stelle dartat, die Erlebnisse und Beobachtungen der letzten Jahre mehr experimentelles Material für den Soziologen zutage gefördert als irgendein vorangegangenes Zeitalter. Selbst Völkerwanderung, Kreuzzüge, Reformation, Dreißigjähriger Krieg und große französische Revolution stehen an soziologischer Verwertbarkeit hinter den gewaltigen Erschütterungen der Kriegs- und Nachkriegszeit, der Inflation und Deflation, weit zurück. Der Hexenkessel im Fernen Osten, besonders China, stellt den Okzident vor völlig neue Aufgaben. Deshalb habe ich mich entschlossen, nachdem „Nord und Süd" während meines Aufenthalts in Amerika (1923/24) geruht hat, meine Zeitschrift mit frischem Wagemut, aber mit dem alten Programm wieder aufzunehmen. Die Monatsschrift soll ein Sprechsaal für alle diejenigen sein, die gewillt und entschlossen sind, am Wiederaufbau der Welt schöpferisch mitzuwirken. Das Belletristische und rein Literarische, das „Nord und Süd" aus der alten Tradition Paul Lindaus noch beibehalten hatte, wird nunmehr fallengelassen, um dem politischen, ökonomischen, finanziellen und allgemein kulturellen Leben den Platz zu räumen. Eine Arbeitsteilung hat sich in der Nachkriegszeit als notwendig erwiesen. Deshalb erhält die Zeitschrift fortan den Untertitel: „Monatsschrift für internationale Zusammenarbeit". Mit der Redaktion habe ich Frau Antonina Vallentin betraut.

Wie ich mir diese internationale Zusammenarbeit denke, wird das erste Heft der neuen Folge von „Nord und Süd" programmatisch dem Leser vor Augen führen.

Die Namen derer, die wir zur Mitarbeit an diesem ersten Heft aufgefordert haben und die unserem Rufe gefolgt sind, werden symbolisierend dartun, wohin die Reise geht. Wir richten unser Augenmerk in erster Reihe auf die politischen Führer aller Länder, die gewillt und bereit sind, an der internationalen Zusammenarbeit der Nationen schöpferisch mitzuarbeiten. Sodann wenden wir uns an die wirtschaftlichen Kreise aller Länder, wie sie im Augenblick in Genf auf der Weltwirtschaftskonferenz vertreten sind, um den ökonomischen und finanziellen Aufbau der Welt zu fördern. Endlich gedenken wir, die Fortschritte in

Wissenschaft, Kunst und Technik, welche das Verflochtensein der Interessen der einzelnen Nationen nach sich ziehen, durch die namhaften Vertreter der betreffenden Disziplinen anläßlich neuer Erfindungen, Entdeckungen und wissenschaftlicher Fortschritte zu Worte kommen zu lassen.

Zwei Anregungen hat „Nord und Süd" in seiner neuen Fassung gegeben, die auf fruchtbaren Boden fallen dürften. *Einmal* wird „Nord und Süd" eine Reihe von Aufsätzen über den Anteil der Wissenschaft, des Rechts, der Religion und der Kunst am Wiederaufbau der Nationen bringen. Der gewesene französische Ministerpräsident *Painlevé* hat es übernommen, die Rolle der Wissenschaft als Vermittlerin unter den Völkern in einem Aufsatz für „Nord und Süd" zu schildern. Der frühere Außenminister und jetzige Reichsgerichtspräsident Dr. *Walter Simons* wird die Rolle des Rechts dartun.

Für die nächsten Nummern haben ihre Beiträge versprochen: Reichsminister Dr. Stresemann (Goethe und die Freiheitskriege), der Bischof von Meißen, Dr. Christian Schreiber, Prälat Dr. Ignatz Seipel, Reichsbankpräsident Schacht, Professor Max Scheler (Die Formen des Pazifismus), Professor W. Hellpach (Die Tugendkrisis der bürgerlichen Frau), Professor Hoetzsch, Prälat Dr. Kaas, Staatspräsident a. D. Hummel, Dr. E. Rumpler, Léon Blum, De Monzie, De Wendel, Vincent Auriol, Renaudel, Graf Wladimir d'Ormesson, Fabre-Luce, Lord d'Abernon, Winston Churchill, I. L. Garwin und viele andere.

Die *zweite* Anregung der neuen Folge von „Nord und Süd" betrifft die Umstellung der Nationen und Völker in der Nachkriegszeit in politischer, geographischer, wirtschaftlich-finanzieller und allgemein kultureller Beziehung. Hier sollen namhafte Staatsmänner und Wirtschaftsführer der verschiedenen Länder die Bilanz der betreffenden Nationen ziehen und die Aspekte für die Zukunft ihres Landes zur Darstellung bringen. Es sind bereits Zusagen in reichem Ausmaße aus den verschiedensten, auch überseeischen Ländern erfolgt, so daß wir in je einer Nummer je ein Land durch einen seiner repräsentativen Männer zu Worte kommen lassen werden. An die Stelle der Sonderhefte für ganze Länder, wie dies „Nord und Süd" in der Vorkriegszeit versucht hat, soll jetzt eine Übersicht über Wesen, Eigenart, Entwicklung und Fortschritt der einzelnen Länder treten. Was wir hier anstreben, ist die Erreichung jenes Ausmaßes sachlicher Orientierung über die Völker, die einer Verständigung zwischen ihnen unter Anerkennung und Respektierung ihrer Eigenart die Wege ebnen sollen. Dabei enthalten wir uns vollbewußt und mit stark betonter Entschiedenheit jeder ausgesprochenen

Parteistellung nach innen und nach außen. „Nord und Süd“ dient weder einer Klasse noch einer Partei, sondern der der Ausgleichung der Gegensätze zwischen den Nationen, zwischen Arbeitgeber und Arbeitnehmer, zwischen Klassen und Berufen, Schichten und Konfessionen. Die offene Aussprache soll zur Klärung und damit zur Überwindung entgegenstehender Meinung beitragen. Damit hoffen wir, wie ich in der Eröffnungsnummer von „Nord und Süd“, Januar 1912, ausgeführt habe, positive, schöpferische Kulturarbeit zu leisten. Nicht das Zwiespältige soll hier nörglerisch herausgehoben, sondern das Einigende soll mit dem ganzen Können ehrlicher Begeisterung für unser westeuropäisch-amerikanisches Kultursystem, das die ganze weiße Rasse umspannt, in künstlerische Form gebracht werden.

Dostojevski und Europa.

Von *Th. G. Masaryk,*
Präsident der Tschechoslowakischen Republik.

Diese Skizze ist ein Fragment eines bisher unveröffentlichten Manuskriptes aus der zweiten Folge von Masaryks „Rußland und Europa"; die erste Folge (in zwei Bänden) erschien im Jahre 1913 bei Diederichs, Jena. Die Aufzeichnungen zur zweiten Folge schrieb der Autor auch schon vor dem Krieg; im großen und ganzen war die Fortsetzung der ersten Folge von „Rußland und Europa" im Jahre 1914 fertig, aber als erste Niederschrift benötigte sie zu einer druckreifen Form einer neuerlichen Bearbeitung. Der Krieg unterbrach diese literarische Arbeit Th. G. Masaryks. Das unvollendete Manuskript der zweiten Folge lag in dem wissenschaftlichen Archiv in seiner Privatwohnung in Prag, wo es im Jahre 1915 polizeilich ausgehoben und mit anderem Material nach Wien dem Militäranwalt als Beilage zum großen Prozeß „gegen Masaryk und Genossen" geschickt wurde. Erst im April 1919 kam das private Schriftmaterial Masaryks nach Prag in großer Unordnung in sechs Kisten zurück. Dabei war ein kleiner Teil des Manuskriptes der zweiten Folge von „Rußland und Europa" verloren gegangen. Der Passus, den ich dem Manuskript entnehme und zu einer gelegentlichen Veröffentlichung in Abwesenheit des Autors wähle, ist also eine unrevidierte und nach so vielen Jahren selbstverständlich noch weniger definitive Aufzeichnung einiger Probleme, die allgemeines Interesse finden dürften. Der Autor wird zu seiner endgültigen Revidierung des alten Manuskriptes erst nach Vollendung der Neuausgabe seiner „Konkreten Logik" gelangen.

Vasil K. Škrach, Liter. Sekretär des Präsidenten.

Dostojevskis skeptische Unentschiedenheit kommt auf eigene Weise zum Vorschein, wenn er über Europa urteilt. Nach seiner Formel ist Europa der religiöse und kulturelle Gegensatz zu Rußland; Europa ist das katholische Frankreich und das protestantische Germanentum, also das Reich des Atheismus und des Todes. Ivan sagt zu Aljoscha, Europa sei ein Friedhof, aber — fügt er hinzu — es ist der teuerste Friedhof; er werde auf die Erde fallen und die Grabsteine der teueren Toten mit seinen Tränen netzen . . . Ganz so spricht er auch im „Tagebuch" (1877); Europa sei dem Russen ein zweites Vaterland und fast ebenso teuer wie Rußland. Und wir haben seinen Ausspruch, daß ihm Venedig, Rom, Paris mit ihren Schätzen an Kunst und Wissenschaft manchmal lieber waren als — Rußland! Und in dem Schreiben, in dem er den Moskauer Studenten auf ihre Fragen antwortete (1878) und in dem er ihnen die endgültige Entscheidung für den Theismus ans Herz legte, gibt er zugleich Europa als Beispiel, weil es — an Gott glaube!

Es ist interessant, Dostojevski in Europa zu beobachten; schon die Tatsache ist beachtenswert, daß er so häufig nach Europa ging und dort

lange Zeit zubrachte. Strachov meinte, daß besonders die vier Jahre, die Dostojevski in Europa weilte, die beste Zeit seines Lebens waren, und erklärt seinen Ausspruch dahin, diese Zeit habe ihm die tiefsten und reinsten Gedanken und Gefühle gebracht.

Tatsächlich ist Dostojevski selbst die lebendige Illustration seiner Erklärung des Vlas; nimmt man die vielen Jahre, die er in Sibirien, die Jahre und Monate, die er in Europa und auf den Reisen zugebracht hat — der leibhaftige Vlas . . .

Dostojevski betont gelegentlich in einem Briefe aus Genf (1867), daß er Rußland von Europa aus besser beobachten könne — das ist ja richtig; aber ihm war Europa viel mehr; Europa ist ihm Bedürfnis geworden; auch wenn es ihn öfters aufgeregt hat, so war es eben diese Aufregung, die er suchte. Er sagt selbst, Europa sei ihm etwas „Heiliges und Fürchterliches".

Mich interessierte es, zu beobachten, wie sich Dostojevski in den einzelnen Ländern und an den wichtigsten Kulturstätten fühlte, was er da sah und herausfand — leider sind die Quellen noch zu spärlich, um sich ein sattes Bild seiner europäischen Eindrücke und inneren Erlebnisse bilden zu können.

Gleich auf der ersten Reise (1863) besuchte Dostojevski Rom — die Hauptstadt seines großen Feindes, die eigentliche Heimat seines Großinquisitors! St. Peter macht auf ihn einen großen Eindruck — ein kalter Schauer überläuft ihm das Rückgrat, und er ist stumm vor Staunen und Nachdenken.

Alles in allem gewinnt man den Eindruck, daß Dostojevski eigentlich das russische Europa, oder besser gesagt, das russische Halbeuropa gehaßt hat — die europäische Halbbildung und Halbheit der Russen. Das ist es, was er mit den kräftigen Ausdrücken Papageientum, Lakaientum, Montur des Lakaientums verfolgte; in Deutschland traf er (Schreiben aus Genf 1867) einen Russen, der sich expatriierte, um der russischen Barbarei zu entkommen; Weib und Kind germanisierten sich und er wurde endgültig Atheist. Solche „Liberälchen" und Progressisten sind Dostojevski widerlich, und dann hören wir die Aussprüche, daß die 200jährige Europäisierung gar nichts gebracht habe, nur das Gedankenchaos („Tagebuch" 1877).

Am längsten hielt sich Dostojevski in Deutschland auf; auch Frankreich und die französische Schweiz sah er längere Zeit, England hat er nur gestreift.

*

Frankreich und die Franzosen sind ihm gar nicht sympathisch, trotzdem er sich eigentlich an der französischen Literatur gebildet hat. Frankreich ist ihm eben der Katholizismus. Wir finden über die nationalen Eigenschaften der Franzosen fast gar keine Urteile; er sieht in Frankreich nur den Träger des katholischen Gedankens und darum interessieren ihn nur die politischen Ereignisse, die seine „Drei Ideen"

zu rechtfertigen scheinen. Die Pariser Kommune z. B. ist ihm (1871) der Beweis, daß der Positivismus — Verstand und Erfahrung allein — die Welt nicht zu ändern vermag; der Westen hat Christus verloren nud darum und nur darum fällt er. So faßt er auch den Fall des päpstlichen Staates auf. Frankreich habe das Schicksal Polens zu erwarten, Deutschland werde es niederwerfen, eigentlich werde es durch seinen Katholizismus selbst fallen.

Ausführlich spricht er („Winterliche Betrachtungen") über Paris und seine Ordnung, wie alles reglementiert ist, reglementiert nicht nur äußerlich, sondern auch innerlich, geistig — geradezu eine windstille Bucht der Ordnung (zatiš je = Stilleben).

*

England und die Engländer sind ihm innerlich fremd geblieben. Er kann nicht umhin, dem Engländer Humanität und Religiosität zuzuschreiben, ihn überhaupt hochzustellen: Gladstone und seine Balkanpolitik ist ihm natürlich sehr erwünscht, aber im ganzen hat er sich mit England auffallend wenig beschäftigt. In London hat er sich nur acht Tage aufgehalten — er hat dort blutwenig gesehen, wenn das alles ist, was bisher von seinen Beobachtungen in England veröffentlicht ist („Winterliche Betrachtungen"). London ist individueller, freier als Paris, die Engländerinnen stellen den schönsten Frauentypus der Welt dar und dergleichen.

*

In Deutschland lebte Dostojevski am längsten und häufigsten, aber er hat das deutsche Volk und sein Wesen auch fast gar nicht beobachtet. Er war während des deutsch-französischen Krieges in Deutschland, ihn interessieren die politischen Ereignisse, aber über das deutsche Volk finden wir nur spärliche und beiläufige Notizen. So z. B. findet er (Brief aus Dresden), daß die Deutschen zwar schulmäßig gebildet, aber bis zur Unmöglichkeit ungebildet seien — dumm, stumpfsinnig, den kleinlichsten Interessen ergeben. Obwohl er den Fall Frankreichs erwartet und voraussieht und Deutschland die Rolle des Vernichters zuschreibt, tadelt er das Vorgehen Deutschlands im Kriege gegen Frankreich mit sehr starken Worten. Er hält dem „jungen Deutschland" die Worte des Evangeliums: „Wer das Schwert nimmt, wird durch das Schwert umkommen" vor. Er findet, Deutschland habe sich ausgelebt; denn nach einer solchen Philosophie und Wissenschaft sich der Idee des Schwertes, Blutes und der Gewalttätigkeit zu ergeben, beweise, daß Deutschland ein ausgelebtes totes Volk ohne Zukunft sei. „Aber, wenn Sie wüßten, welchen blutigen Ekel, bis zum Hasse, in mir dieses Europa in diesen vier Jahren geweckt hat! Gott, was für Vorurteile gibt es bei uns in betreff Europas! Ist denn der Russe nicht ein Kind (und es sind's fast alle), das da glaubt, der Borusse werde durch die Schule siegen? Das ist sogar eine Schande: schön ist die Schule, die raubt und martert wie die Horde Attilas? (und nicht etwa noch mehr?)"

Sehr starke Worte, die sich bald rächen sollten, wie wir an seinen politischen Plänen sehen werden.

Dostojevski hat offenbar die in Rußland landläufige Ansicht über die Deutschen ohne Kritik hingenommen; in Rußland kennt man die Deutschen und Halbdeutschen aus den Ostseeprovinzen, die nach Bismarcks Ausdruck, das G . . . für die russiche Reichsverwaltung abgeben, und so erhält sich die Vorstellung, wie sie etwa der ungebildete Römer über die griechischen Erzieher seiner Kinder hatte.

*

Nur gelegentliche Erwähnungen, nicht eigentlich Bemerkungen finden wir über die übrigen Nationen. Auffallend genug ist, daß Dostojevski die in Rußland lebenden Völker nicht genauer angesehen hat. So hören wir nur da und dort die finnische Köchin erwähnt.

*

Nur über die Polen hat er sich öfters ausgesprochen. Er hat die Polen nicht gerne; er gebraucht sie in seinen Werken (z. B. in den „Karamazovs") in der Rolle weltlicher, aristokratischer Hochstapler — der Pole ist ihm Katholik, Jesuit, zugleich aber politischer Revolutionär. Der Inquisitor, sagt er, ist Orsini und Wallenrod (Notizbuch).

Über die Tschechen spricht er sich nur indirekt aus. Viele Slawen, z. B. in Prag, schreibt er 1868, beurteilen die Russen nach westlichen Gesichtspunkten und verstehen nicht, wie in Rußland Slavophile sein können. Sie zu studieren — das sei eine andere Sache; helfen könne man auch; aber es sei nicht nötig, ihnen nachzugehen, um sich zu verbrüdern, aber nachgehen könne man, weil man sie ohne Zweifel als Brüder ansehen und sie wie Brüder behandeln müsse.

*

Endlich ein Wort zur Judenfrage. Dostojevski hat sich mit dieser für Rußland so wichtigen Frage nicht beschäftigt. In seinen Werken kommen die Juden als handelnde Personen nicht vor; er hat im Norden nicht Gelegenheit gehabt, die Juden und ihr Verhältnis zu den Christen zu beobachten.

Wir haben ein Antwortschreiben Dostojevskis an einen Juden aus dem Jahre 1877, in welchem er sich sehr lebhaft gegen den Vorwurf verwahrt, ein Freund der Juden zu sein. Das sei er nie gewesen und sei er nicht; er konstatiere nur, daß die Juden wegen ihrer so scharf ausgeprägten Charaktereigenschaften und außerordentlichen Lebenskraft einen status in statu bilden. Und zwar seien gerade die russischen Juden der stärkste status in statu und darum können sie gar nicht anders als von dem russischen Volke getrennt sein. Dostojevski restringiert diese Trennung mit dem Worte: zum Teil. Aber er ist für die vollkommene Gleichberechtigung, nur meint er, an dem jetzigen Zustand seien die Juden selbst mitschuld, sie sollten darum den Russen Vertrauen entgegenbringen und den ersten Schritt zum Frieden machen.

Die Zukunft des Völkerbundes.

Von *Lord Robert Cecil (Viscount of Chelwood),*
Schatzkanzler, englischer Delegierter zum Völkerbund.

Der Völkerbund ist eine feststehende Tatsache. Er ist nun einmal und für absehbare Zeit vorhanden, und selbst diejenigen, die mit seiner Entstehung nicht einverstanden waren und dem alten System internationaler Beziehungen nachtrauern, müssen sich mit ihm abfinden. Ob er ihm gefällt oder nicht, muß jeder europäische Staatsmann, der sich mit der Frage der auswärtigen Politik beschäftigt, seine Existenz und seine Macht berücksichtigen. Die Wahrheit dieser Feststellung wird von jedem bestätigt werden, der die diplomatische Geschichte der letzten sieben Jahre verfolgt hat. Sie läßt sich noch leichter durch die wachsende Bedeutung der Genfer Versammlungen des Rates oder des gesamten Völkerbundes, die allgemein zugegeben wird, beweisen. Die Zeitungen — in Erfüllung ihrer Pflicht, den Leserkreis über die wichtigsten Ereignisse zu informieren, — räumen dem Bericht über die Genfer Verhandlungen einen immer größeren Platz ein. Im September wimmelt es in Genf von Vertretern der großen europäischen und amerikanischen Blätter. Die Außenminister selbst der größten Staaten halten es für erwünscht, nicht nur bei den Sitzungen der Versammlung sondern auch bei den Ratssitzungen persönlich anwesend zu sein. Sie wissen, daß ihre Länder es sich nicht leisten können, in Genf ungenügend vertreten zu sein. Man wird mir einwenden, daß gewisse große Länder dem Völkerbund nicht angehören. Das stimmt, und ich kann nur erwidern: es freut mich, daß ihre internationalen Interessen infolgedessen zu leiden haben. Bei den internationalen Fragen bewährt sich mehr denn je das französische Sprichwort: „Les absents ont toujours tort."

Ich habe nicht die Absicht, die Errungenschaften oder die heutige Lage des Völkerbundes in seinen Einzelheiten zu prüfen. Es ist interessanter, sich die Frage zu stellen, wie sich seine Zukunft gestalten wird. Eines ist sicher: Der Völkerbund wird nicht dem Gesetz entgehen, das sich auf alle menschlichen Institutionen bezieht, und zwar daß sie wachsen und verfallen müssen. Die Unveränderlichkeit ist kein Kennzeichen, das sich auf die von Menschenhänden geschaffenen

Organisationen anwenden läßt. Ist also der Völkerbund dem Verfall geweiht? Heute ist noch kein Zeichen davon zu sehen. In jedem Jahre erweitert sich seine Wirkungssphäre. Sie wächst so schnell, daß einen die Angst überkommt, sie könnte in Konflikt mit dem empfindlichen Nationalismus der Mitglieder des Völkerbundes geraten. Er hat außerdem ein größeres Selbstbewußtsein als Körperschaft bekommen. Er glaubt mehr an sich selbst als er es im Anfang tat. Ein Vergleich zwischen den Methoden, mit denen er den Konflikt zwischen Albanien und Serbien im Jahre 1922 und den zwischen Griechenland und Bulgarien im letzten Jahre behandelte, ist ein Maßstab für das Wachsen seiner Autorität. Im ersten Fall wurde sein Mechanismus durch das Eingreifen einer Großmacht in Bewegung gesetzt, und andere Großmächte haben daran gezweifelt, ob es möglich sein würde, irgend etwas Wirksames zu tun, obwohl eine wirkliche Invasion des Gebietes eines Mitglieds des Völkerbundes durch die Truppen eines anderen stattgefunden hatte. Es hat sich jedoch in der Tat ereignet, daß die scheinbar aggressive Macht sich beeilte, ihre Truppen in dem Augenblick zurückzuziehen, in dem der Rat zusammenberufen wurde, um sich mit der Frage zu beschäftigen, und auf diese Weise die friedliche Beilegung des ganzen Zwischenfalls ermöglichte. Aber wenn der Völkerbund es mit einem weniger loyalen Mitglied als Serbien zu tun gehabt hätte, ist es fraglich, ob er sich auf eine so glimpfliche Weise aus der Affäre hätte ziehen können. Im letzten Jahre lagen die Dinge jedoch ganz anders. Der Rat des Völkerbundes hat nicht nur in dem Augenblick, in dem die Frage zur Kenntnis des Völkerbundes gelangte, mit bemerkenswerter Schnelligkeit gehandelt, sondern auch der Verlauf der Debatten ließ erkennen, daß keines der Mitglieder des Völkerbundsrates den geringsten Zweifel über die einzuschlagende Handlungsweise oder die sich daraus ergebenden Folgen hegte. Aber es ist nicht nur seine Haltung in Zeiten internationaler Schwierigkeiten, die uns mit Zuversicht in seine Zukunft erfüllt. Er ist mehr als einer Prüfung unterworfen worden. Seine Feinde haben mehr als einmal versucht, seinen nahenden Verfall zu verkünden und fanden, daß der Völkerbund mit größerer Stärke und Vitalität aus den Ereignissen hervorgegangen ist, die, wie sie sich mit Vorliebe ausmalten, seinen Ruin bedeuten sollten.

Es kann daher keinem Zweifel unterliegen, daß der Völkerbund sich im Wachstum und nicht im Verfall befindet, und es ist nur fraglich, in welche Richtung diese Entwicklung führen wird. Die ursprüngliche Absicht derjenigen, die den Völkerbund gründeten, war die Herstellung einer Vereinigung der Völker, die genügend miteinander verbunden wären, um eine internationale Zusammenarbeit zu fördern und den Ausbruch eines Krieges zu erschweren, jedoch nicht so eng, um in die nationale Souveränität mehr einzugreifen als es sich mit dem Hauptziel, für das diese Vereinigung ins Leben gerufen wurde, verträgt.

Selbst ein Krieg war nicht vollkommen ausgeschlossen und wurde nur solange aufgeschoben, bis alle anderen Methoden der Regelung internationaler Schwierigkeiten versucht wurden. Es wurde keine Völkerbundsarmee, keine gemeinsame Steuerabgabe vorgeschlagen, noch weniger dachte man an eine gemeinsame Sprache oder an eine gemeinsame Fahne. Das Schiedsgericht war nicht obligatorisch. Es wurden keine anderen Methoden der Zwangsausübung auf den Angreifer vorgeschlagen als diejenigen, die im Artikel 16 enthalten sind. Der Völkerbund hatte auch keine Macht, um die strittigen Fragen zu entscheiden. Seine Funktion lag bloß darin, die internationalen Vereinbarungen zu fördern. In der durch den Krieg aufgewühlten Mentalität, in der der Völkerbund entstand, konnte nichts anderes angestrebt werden, aber es ist klar, daß der Völkerbund als Friedensinstrument viel zu wünschen übrig läßt. Ich erwarte daher, daß die zunehmende Bedeutung des Völkerbundes im Laufe der Jahre auch eine engere Verbindung der Völker herstellen wird. Es ist wahrscheinlich, daß dies durch einen Zusammenschluß gewisser Nationen innerhalb seines Rahmens und unter seiner Aufsicht geschehen wird. Ein unvollkommener Zusammenschluß dieser Art besteht schon in Latein-Amerika. Das ist jedoch ohne Zweifel ein besonderer Fall. Die Länder von Latein-Amerika sind durch viele rassenmäßige, linguistische und religiöse Gleichheiten verbunden. Sie gehören alle der Gruppe der iberischen Völker an und sind nur durch eine Beimischung des afrikanischen und indischen Blutes differenziert. Sie haben infolgedessen auch alle eine gemeinsame Vorgeschichte, mit Ausnahme von Brasilien, und selbst in diesem Falle gibt es manches, das die Geschichte Portugals mit der Spaniens verbindet. Sie sprechen auch alle Spanisch oder Portugiesisch und haben fast überall das römisch-katholische Glaubensbekenntnis. Es gibt in keinem Teil der Welt eine Kombination, die sich damit vergleichen läßt, mit Ausnahme vielleicht der englisch sprechenden Länder. Aber es gibt andere Gruppen in Europa, wie die kleine Entente und die skandinavischen Länder, die nicht sehr eng miteinander verbunden sind, sondern gewisse gemeinsame Ziele zu verfolgen haben, hauptsächlich die Wahrung des Friedens und die gegenseitige Abwehr eines feindlichen Angriffs. So kann auch die Bewegung der jüngsten Zeit, die ihren Namen den in Locarno unterzeichneten Verträgen verdankt, als ein weiterer Versuch angesehen werden, innerhalb des Völkerbundes und mit Hilfe des Völkerbundes besondere Organisationen zur Aufrechterhaltung des Friedens, mit einem, wie es hier der Fall ist, intensiveren Charakter zu schaffen.

Angesichts dieser Beispiele einer internationalen Tendenz drängt sich einem die Frage auf, ob die Idee der Vereinigten Staaten von Europa nichts weiter als ein bloßer Traum ist. Man kann wenigstens das eine sagen, daß die allgemeine Strömung der Zivilisation und der Geschichte in diese Richtung zu fließen scheint. In früheren Zeiten

waren kleine Einheiten die Regel, Einheiten der Geschlechter oder der Stämme oder, unter zivilisierten Bedingungen, die Munizipalstaaten Griechenlands. Dann kam das Feudalsystem, durch das mehr oder weniger abhängige Führer unter einer gemeinsamen Souveränität sehr lose verbunden wurden. Und dann, als die Welt kleiner, die Verbindungen erleichtert wurden und die Notwendigkeiten des Handelsverkehrs sich immer mehr aufdrängten, sah man die immer größeren Zusammenschlüsse der Menschheit, die in solchen Beispielen, wie die Vereinigten Staaten von Amerika, das Königreich Italien, das Deutsche Reich und das britische Commonwealth ihren Höhepunkt erreichen. Diese und ähnliche Beispiele der internationalen Zusammenschlüsse haben die Vorteile dieses Gedankens vor Augen geführt. Vom wirtschaftlichen Standpunkt ist es offensichtlich eine ungeheure Ersparnis, sich von den kleinlichen Regierungen zu befreien, von denen jede eine eigene Organisation mit einem gesonderten Heer und in erster Linie mit besonderen Zollschranken haben muss. Es scheint uns jetzt fast unwahrscheinlich, daß Menschen es so lange ertragen konnten, Zollschranken in vielen Teilen Europas in einer Entfernung von wenigen Meilen zu besitzen. Selbst jetzt, wenn man die offensichtlichen wirtschaftlichen Vorteile eines großen Freihandelsgebietes wie die Vereinigten Staaten von Amerika mit den Klippen und Hindernissen vergleicht, die sich dem Warenverkehr durch die vielen Aufteilungen des europäischen Kontinents entgegenstellen, ist es erstaunlich, daß die europäischen Völker sich weiterhin dieser ungeheuren Bremse ihres allgemeinen Wohlstandes unterwerfen. Die politischen Nachteile des jetzigen Systems sind vielleicht noch größer. Wir kennen leider nur allzugut die dauernde Unruhe, die durch die nationalen Grenzen hervorgerufen wird. Ich weiß, daß oft gesagt wird, diese Unruhe sei bloß der Ausdruck der Rassenunterschiede, aber keiner, der sich diese Grenzen selbst genauer ansieht, kann diese Behauptung auch nur für einen Augenblick aufrechterhalten. Es stimmt auch nicht im mindesten, daß verschiedene Rassen auf einem Gebiet nicht zusammen leben können. Die Schweiz besteht aus drei Rassen, die verschiedene Sprachen sprechen und sich in ihren nationalen Kennzeichen scharf voneinander unterscheiden — und doch zweifelt keiner die Wirklichkeit ihrer Einheit an. Man kann mit viel größerem Recht sagen, daß die Grenzen den Rassenantagonismus schaffen, als daß das Rassengefühl die Grenzen schafft. Wenn man sich die Geschichte ansieht, kann es keinem Zweifel unterliegen, daß dies wenigstens für die Vergangenheit zutrifft und daß das Vorhandensein der europäischen Grenzen für einen großen Teil der internationalen Bitterkeit und auch leider für die vielen Kriege, die Europa zerstörten, verantwortlich war. Die Völker oder die Regierungen kämpfen, um sich irgendein Gebiet anzueignen, auf dem, wie sie behaupten, eine Bevölkerung von gleichem Blut und gleicher Sprache wohnt, und wenn der Krieg vorbei ist und der sogenannte Sieg errungen wurde, ist damit in

Wirklichkeit noch keine Beruhigung erreicht worden. Ein Bezirk ist für eine Zeitlang aus der Herrschaft des einen Landes in die des anderen übergegangen. Und solange die gegenwärtige internationale Mentalität vorhanden ist, wird diese Tatsache zu einer Quelle internationaler Schwierigkeiten und zum Auftakt eines anderen vergeblichen Ringens werden.

Es ist nicht im geringsten notwendig, daß die Grenzen Anlaß zu so bitteren Kämpfen geben. Darf ich dazu ein Beispiel aus meinem eigenen Lande anführen? Die Insel Großbritannien besteht aus drei Nationalitäten, den Schotten, den Wallisern und den Engländern. Obwohl sie seit vielen Jahren unter einer gemeinsamen Regierung vereinigt sind, ist doch ihr nationales Gefühl sehr stark und betont geblieben. Schottland hat noch ein Gesetzessystem, das sich von dem englischen unterscheidet, und seine Staatsreligion ist eher die presbyterianische als die anglikanische Form des Christentums. Auch Wallisien unterscheidet sich von England im Religionsbekenntnis, in der Sprache und auch in gewissem Maße in den Institutionen. Und doch sind Grenzveränderungen ohne ernsthafte Schwierigkeiten durchgeführt worden. Die Grafschaft Monmouth wurde viele Jahre hindurch als ein Teil Englands angesehen. Sie wird jetzt als zu Wallisien gehörend behandelt. Die Stadt Berwick on Tweed war seit langem eine besondere politische Einheit. Sie ist jetzt endgültig zu einem Teil Schottlands geworden. Ich möchte ein noch bezeichnenderes Beispiel aus dem britischen Reiche anführen. In letzter Zeit wurde vor dem höchsten Tribunal des Landes, dem Justizkomitee des Staatsrates (the Judical Committee of the Privy Council) ein Streit zwischen dem Dominion von Newfoundland und dem Dominion von Canada über den Besitz des Küstenlandes von Labrador verhandelt. Der Streit ist zugunsten von Newfoundland entschieden worden, und keiner stellt sich auch nur einen Augenblick vor, daß diese Tatsache irgendwelche ernsthafte Bitterkeit zwischen den beiden Dominions, geschweige einen Ausbruch von Feindseligkeiten auslösen wird. Es scheint daher keinen ernsthaften Einwand gegen die Möglichkeit zu geben, daß mit der Erstarkung des Völkerbundideals die Grenzfragen zwischen den Nationen so friedfertig geregelt werden können, wie es in dem britischen Reiche geschieht. Es ist wohl richtig, daß eine solche Entwicklung nur vor sich gehen kann, wenn sie von einer viel engeren Verbindung der europäischen Staaten, vielleicht von irgendeiner Art von Föderation begleitet ist. Ich gebe ohne weiteres zu, daß der Zeitpunkt für diese Erfüllung noch in weiter Ferne liegt. Sie kann sich nur allmählich und wahrscheinlich in einem sehr langsamen Tempo vorbereiten. Jeder Versuch, Vereinbarungen dieser Art durch Verträge zu erzwingen, würde heute sicherlich versagen und wahrscheinlich nur ein weiteres Auseinanderstreben der Völker herbeiführen. Und doch kann man sich nicht des Gefühls erwehren, daß in dem Maße, in dem die Welt noch kleiner wird, die

Entfernungen noch kürzer, die Verbindungen noch leichter, eine Tendenz in dieser Richtung sich unbedingt einstellen muß. Drahtlose Telegraphie und Flugzeuge vermindern von Tag zu Tag die Entfernungen auf eine wunderbare Weise. Es wird bald möglich sein, in einer Hauptstadt zu frühstücken und an demselben Abend fast in jeder anderen Hauptstadt des westlichen oder mittleren Europa zu speisen. Gestern abend hörte ich eine Operette in Königsberg und ein Konzert in Prag. Es wird sicherlich nicht lange dauern, bis das Radio der ganzen Welt ermöglicht, den Verhandlungen des Völkerbundsrates zuzuhören. In der Zwischenzeit wird jedes Volk immer abhängiger von dem anderen werden. Die Idee des sich selbstversorgenden und sich selbstgenügenden Staates ist angesichts der immer komplizierter werdenden Zivilisation fast vollkommen verschwunden. Dies alles bereitet den Boden für eine weitere Entwicklung des Völkerbundes auf dem Wege einer engeren Verbindung vor, und ich für meine Person behaupte, daß, je schneller eine solche Bewegung vor sich geht, desto besser wird es für den Frieden und den Fortschritt der Menschheit sein.

Diese Ideen mögen manchen Menschen sehr abstoßend erscheinen. Sie können in ihnen die Vorstellung erwecken, daß ihr Land in einem kosmopolitischen Staat aufgehen wird, daß der Patriotismus, wie sie ihn auffassen, verschwinden wird und mit ihm manche heroische und opferfreudige Eigenschaft des Menschen. Ich kann ihnen jedoch die Versicherung geben, daß die Erfahrungstatsachen keinerlei Bestätigung solcher Ängste bieten. Um wieder ein Beispiel aus meinem eigenen Lande anzuführen: es wäre schwierig, ein Volk von einem glühenderen Patriotismus als die Schotten zu finden. Sie sind von ihrer Überlegenheit über alle anderen Völker, hauptsächlich über die Engländer tief überzeugt. Sie würden sich mit Freuden für die Interessen Schottlands aufopfern. Ihr ganzes Leben ist von dem Gesichtspunkt des Ruhmes ihres Landes aus geordnet. Und dieser Patriotismus ist in gewissem Sinne seit ihrem Zusammenschluß mit England gewachsen, denn durch diese Verbindung haben sie den inneren Frieden erlangt und waren imstande, die Energie, die sie bis jetzt auf den Bürgerkrieg verschwendeten, in Patriotismus umzusetzen. Ich nehme an, daß in den Vereinigten Staaten Europas jedes europäische Land seinen Glauben in vollem Maße aufrecht erhalten wird, daß von ihm allein die Sicherheit und der Wohlstand Europas abhängt.

Eines jedoch wird notwendigerweise verschwinden müssen, und zwar die nationalen Rüstungen, wie wir sie heute kennen. Wenn jedoch für jedes Land die Notwendigkeit, sich gegen den Nachbarn zu verteidigen, nicht vorhanden wäre, so würden auch die europäischen Rüstungsbestrebungen überflüssig sein. Jedes Land brauchte dann nur eine gewisse Anzahl von Polizeitruppen zur Aufrechterhaltung der inneren Ordnung und Sicherheit zu besitzen, vielleicht neben einem Kontingent zur Verteidigung Europas im Falle des Angriffs eines

anderen Kontinents. Mancher wird vielleicht dem Verschwinden der europäischen Militärkräfte mit Bedauern entgegensehen, aber für mich ist es sicher, daß sie, und zwar in einer verhältnismäßig nahen Zukunft, beträchtlich vermindert und begrenzt werden müssen, wenn Europa überhaupt am Leben bleiben soll. Tatsache ist, daß wir uns unter den gegebenen Umständen nicht länger den Luxus leisten können, unsere Mittel in teuren Maschinen und noch teureren Menschenleben zu verschwenden. Wozu dienen schließlich denn die Rüstungen überhaupt? Sie haben nur einen Grund ihrer Existenz, und zwar die gegenseitige Bekämpfung. Wir wollen uns über diese einfachen Tatsachen vollkommen klar werden. Der einzige Zweck, für den irgendein Heer existiert, ist der Kampf mit einem anderen Heer, und wenn das andere Heer nicht mehr vorhanden ist, wird man keinen Grund mehr haben, das erste beizubehalten. Und wenn die Heere miteinander kämpfen, was ist das Ergebnis? Ich habe bereits darauf hingewiesen, daß, soweit die Grenzen in Betracht kommen, es überhaupt zu keinem Ergebnis führen kann. Es gibt nur eine Veränderung, die den Auftakt zu anderen Veränderungen bedeutet. Und auch um anderer Ziele willen ist der Krieg ebenso vergeblich. Er bringt einfach keinen Erfolg mehr. Selbst dort, wo er, wie in manchen Fällen, einem Lande einen vorübergehenden Wohlstand brachte, hat er fast immer den Keim zu anderen Kriegen gelegt, die früher oder später den auf diese Weise geschaffenen Wohlstand wieder zerstört haben. Und in unserer Zeit wird es immer unwahrscheinlicher, daß sich aus dem Kriege irgendein Vorteil, selbst für die Sieger, ergeben kann. Nur in sehr primitiven Staaten richtet der Krieg wenig Unheil an. Je kultivierter und zivilisierter ein Staat wird, desto feiner wird sein Mechanismus, desto leichter wird er durch den Krieg auf den Fugen geworfen, desto schwieriger läßt er sich nach der Rückkehr der Friedensverhältnisse wieder herstellen. Man kann wohl sagen, daß unter den modernen Verhältnissen das Ziel des Krieges selten, wenn überhaupt erreicht wird. Bei den meisten Kriegen liegt das Ziel im Dunkel, denn im allgemeinen behaupten die Kriegführenden jedes Staates, daß sie nur einen Verteidigungskrieg führen, was offensichtlich nicht auf beiden Seiten zutreffen kann. Aber auch dieses wäre nicht so schlimm, wenn wir nicht mit dem Grauen der Kriegsmethoden zu rechnen hätten. Wir sind schon seit langem mit der sinnlosen Grausamkeit der Beschießung, mit der Rücksichtslosigkeit der Blockade, mit der Widerlichkeit des Schützengrabenkrieges, mit den gräßlichen, durch Sprengstoffe aufgerissenen Wunden vertraut, und in letzter Zeit kennen wir die unterscheidungslose Zerstörung von Leben und Besitz auf hoher See. Aber in einem künftigen Kriege werden diese Grauen noch in ungeheurem Maße gesteigert werden. Man wird nicht mehr in der Lage sein, eine Unterscheidung zwischen Kombattanten und Nichtkombattanten durchzuführen, das ganze Volk wird zur Kriegführung organisiert werden und muß die Kosten einer solchen Organi-

sation tragen. Es ist nur zu wahrscheinlich, dass unter dem Druck eines solchen Kampfes Luftangriffe auf offene Städte nicht zu vermeiden sein werden. Jeder Mann und jede Frau selbst mit bescheidener Phantasie, die sich einen solchen Angriff durch Hunderte mit Aeroplanen mit Sprengstoffen, Flammenwerfern und vielleicht auch mit Giftgasbomben in seiner ganzen Tragweite auszumalen versucht, wird nur das eine hoffen können: den nächsten Krieg nicht zu erleben. Für mich wird die Lage um so grauenhafter, wenn ich mir überlege, daß alle diese neuen Entwicklungen durch das Wissen und Können von Gelehrten ermöglicht wurde, und daß die erhabensten Eigenschaften des menschlichen Geistes tagtäglich zur Entdeckung der neuen und verbesserten Mittel zur Vernichtung des Menschen prostituiert werden. Ein solcher Zustand ist die Negierung jedes Fortschrittes und jeder Religion. In Wirklichkeit haben wir nur eine Wahl vor uns: die nationalen Rüstungen oder die Zivilisation. Wenn es uns nicht gelingt, aus den Händen der ehrgeizigen Staatsmänner und der leidenschaftlichen Völker die Waffen zu reißen, die einen Angriff ermöglichen, müssen wir glauben, daß in einer verhältnismäßig kurzen Zeit die heutige Zivilisation Europas und auch die der ganzen Welt in den Abgrund der Vergessenheit fällt, in den so viele Zivilisationen, die ihr vorangegangen sind, schon gestürzt wurden.

Obwohl ich mit meiner ganzen Überzeugung daran festhalte, daß die endgültige Aufhebung der nationalen Rüstungen das wesentliche Ziel ist, weiß ich ebenso klar, daß das Ergebnis auf eine geraume Weile hinaus noch nicht erreicht werden kann. Wir versuchen jetzt, in Genf den ersten Schritt in dieser Richtung zu tun, und wenn es nur ein Schritt ist, so will ich nicht nörgeln, selbst wenn es nur ein ganz kleiner wird. Auch hier läßt sich das französische Sprichwort, daß nur der erste Schritt schwierig ist, anwenden. Wenn er erst einmal getan ist, wird der weitere Fortschritt verhältnismäßig leicht sein. Wenn wir überhaupt eine wirkliche Erstarkung des Völkerbundes, seine Ausbreitung in internationale Föderationen erwarten, so ist der erste und dringende Schritt die allgemeine Herabsetzung der Rüstungen. Ohne diese Voraussetzung kann es keine internationale Sicherheit geben, keine Hoffnung, daß es einem gelingt, die Gedanken der Menschen vom Krieg zum Frieden zu wenden. Ohne diese Vorausetzung wird der Völkerbund selbst und alles, was er bedeutet, auf Gnade und Ungnade den internationalen Orkanen ausgeliefert sein.

Auf dem Wege zum wirtschaftlichen Paneuropäismus.

Die nächste Genfer Konferenz.

Von *Emil Vandervelde,*
belgischer Außenminister.

Die Gedenktage Beethovens, die vor kurzem in Wien gefeiert wurden, wirkten wie eine Ratsversammlung der Amfiktyonen. Männer aus allen Ländern Europas oder der europäischen Zivilisation hatten zum ersten Male seit dem Kriege die feierliche Gelegenheit, die fundamentale Einheit ihrer Kultur zu bestätigen. Aber während dieser Feste, die allen, die an ihnen teilnahmen, eine unauslöschliche Erinnerung zurückgelassen haben, beschränkte man sich nicht darauf, der herrlichen Musik zu lauschen und sich im Gedenken des großen Genies zu vereinigen. Man hat auch von Politik gesprochen. Man fragte sich, was man von der Wirtschaftskonferenz erwarten kann, die in der nächsten Zeit in Genf stattfinden soll; und da man in Wien war, in einem Lande, dessen Inlandsmarkt so eng ist, daß er ohne Ausfuhr nicht leben kann, überlegte man sich voller Sorge, wie diese schutzzöllnerische Reaktion, die jetzt fast in allen Ländern um sich greift, sich auswirken mag.

Diese Sorgen sind nicht nur in Österreich vorhanden. Sie sind allen Völkern und hauptsächlich allen kleinen Völkern eigen. Und gerade bei den letzteren stellt sich die weltwirtschaftliche Situation unter besonders beunruhigenden Formen dar.

Es ist wohl kaum nötig, sich die wesentlichen Tatsachen in die Erinnerung zu rufen, die den durch den Krieg geschaffenen Zustand bestimmen: die Verarmung Europas, von der besonders die kriegführenden Völker betroffen wurden, der jedoch letzten Endes auch die neutralen Völker nicht entronnen sind, die Störung der Handelskanäle, die sich aus der Kriegführung und hauptsächlich aus der Blockade ergeben hat und nach Friedensschluß durch die Valutaschwankungen noch besonders betont wurde; das fast vollständige Verschwinden gewisser großer Märkte, wie des russischen und morgen vielleicht des

chinesischen; die Überproduktion infolge der unnormalen Vermehrung der industriellen Betriebe, die durch den Kriegszustand, durch die Inflation oder durch die Entwertung des Geldes hervorgerufen wurde.

Alle diese Faktoren, zu denen noch die finanzielle und industrielle Übermacht, die die Vereinigten Staaten gewonnen haben, hinzukam, haben, mindestens in Europa, die Konkurrenz schwieriger gestaltet denn je. Es ist dasselbe Schauspiel, wie nach den napoleonischen Kriegen. Die Mehrzahl, wenn nicht alle Regierungen, haben zu ihrer Verteidigung kein anderes Mittel gefunden, als die Einführung einer Schutzzollpolitik oder ihre höchst bedenkliche Verschärfung in den Ländern, die sie schon vor dem Jahre 1914 angewandt hatten. Man hat in letzter Zeit eine Karte Europas veröffentlicht, die die Höhe der Zollschranken zwischen den Ländern veranschaulicht. Diese Karte ist einfach erschreckend. Während die Vereinigten Staaten bei einem Markte von mehr als hundert Millionen von Konsumenten keine einzige Zollschranke besitzen, haben sich die kleinsten europäischen Völker von einer Zollschranke umgeben, die die Mehrzahl der Erzeugnisse nicht zu überwinden vermag.

Unter dieser allgemeinen Verschärfung der Zollabgaben haben die kleinen Staaten natürlicherweise mehr gelitten als die großen. Bei den Ländern, wie Österreich, Belgien, die Tschechoslowakei, ist es wenigstens die wirtschaftliche Unabhängigkeit, die durch das übermäßige Schutzzollwesen erstrebt wird. Aber wenn man von der Differenz der Stufung absieht, kann man sagen, daß die Leiden allgemein und von gegenseitiger Wirkung sind. Wenn die Dinge sich weiter in dieser Richtung entwickeln, wird Europa und mit ihm die Welt in einer Sackgasse landen. An diesem Tage ist zu befürchten, daß man noch einmal auf die Idee kommt, sich den Ausweg mit Kanonenschüssen zu bahnen.

Bei diesen Gedankengängen, wie bei vielen anderen, hat man zwischen zwei Alternativen zu wählen: entweder immer weiter auf dem Wege eines wirtschaftlichen Übernationalismus fortschreiten, der letzten Endes nur zu Katastrophen führen kann, oder entschlossen mit den Maßnahmen der Nachkriegszeit brechen, die Zollschranken, die die Völker trennen, herabsetzen, statt sie immer wieder zu erhöhen, und sich auf einen wirtschaftlichen Paneuropäismus umstellen, der eine notwendige Voraussetzung des politischen Paneuropäismus ist, was selbstverständlich nicht bedeutet, daß man einen nationalen Protektionismus durch ein kontinentales Schutzzollsystem ersetzt.

Man wird mit Recht einwenden, daß wir noch weit davon entfernt sind. Das ist offensichtlich und wir müssen zugeben, daß heute auf dem Gebiete der Schutzzollpolitik wie auf dem der Abrüstung, die Handlungen allzu oft im Gegensatz zu den Worten stehen und man eher daran denkt die bestehenden Maßnahmen zu verschärfen, als sie zu mildern. Aber man soll trotzdem die Augen nicht vor den günstigen Symptomen verschließen. Das Manifest der Bankiers war eines der

günstigen Zeichen; die Berufung der Wirtschaftskonferenz in Genf ist ein anderes. Ich füge hinzu, daß diese Äußerungen der öffentlichen Meinung den neuen Tendenzen entsprechen, und die Feststellung allein gibt uns, die wir voller Sorge über die nächste Zukunft sind, allen Grund, auf eine Besserung zu hoffen.

In erster Linie ist zu berücksichtigen, daß die finanzielle Sanierung wesentliche Fortschritte gemacht hat. Es gibt nur noch zwei oder drei Länder, die vor der Stabilisierung zurückschrecken, das Dumping der Kurse wird bald nur in der Erinnerung fortleben, und damit wird eines der wichtigsten Motive oder Vorwände, mit denen man die Zollrepressalien rechtfertigt, verschwunden sein. In zweiter Linie bilden sich die internationalen Kartelle, deren Prinzip selbst einem System der Absperrung der nationalen Wirtschaftseinheiten widerspricht. Wir Sozialisten haben selbstverständlich manches gegen solche Koalitionen einzuwenden. Ihre Omnipotenz könnte zu einer ernsten Gefahr sowohl für die Konsumenten, wie für die Arbeiterklasse werden. Aber die Konsumenten und die Arbeiter können sich ebenfalls über die Grenzen hinaus miteinander verständigen, und schließlich scheint diese internationale kapitalistische Konzentration nicht nur eine Notwendigkeit, sondern auch der Auftakt zu einer neuen Ära zu sein, in der Produktion wie Verteilung sozialer gehandhabt wird.

Schließlich können wir feststellen, daß der Spartrieb, sowohl der individuelle wie der kollektive, im Aufleben begriffen ist. Die Stabilisierung begünstigte die Kapitalisierung, die von der Unsicherheit der schwankenden Währung so ernsthaft gefährdet wurde. Der Kredit der Staaten festigt sich allmählich. Es wird bald wieder möglich sein, große öffentliche Bauten auszuführen, die der Industrie neue Möglichkeiten bieten, der Arbeitermasse Beschäftigung gewähren und auf diese Weise der Arbeitslosigkeit, dieser „schmachvollen Krankheit" der kapitalistischen Organisation entgegenwirken.

Die allgemeine Vervielfachung der Betriebsanlagen, diese Vermehrung der industrieellen Produktionsfähigkeit, ist offensichtlich mit der Fortsetzung der gegenwärtigen Schutzzollmethoden unvereinbar. Für eines von beiden muß man sich entscheiden: entweder wird Europa weiter mit Zollgrenzen gespickt bleiben und wird immer weniger in der Lage sein, die Konkurrenz anderer Kontinente auszuhalten, oder die Notwendigkeit der Serien- und Massenproduktion wird im Gegenteil die Regierungen dazu bringen, ihre gegenwärtige Handelspolitik umzustoßen und sie durch eine Politik der Annäherung und eine größere oder geringere Freiheit des Handelsverkehrs zu ersetzen. Von dem Erfolg dieser Politik hängt in hohem Maße der Erfolg der Annäherungspolitik auf anderen Gebieten ab. Ein wirtschaftlich geteiltes Europa kann kein friedliches Europa sein. Der Kampf gegen den Protektionismus ist auch ein Kampf um den Frieden. Wenn man jedoch der gefährlichen Versuchung nachgibt, und das Band ohne Ende der Repressalien und

der Reziprozität der Zollmaßnahmen anwendet, steigert man, ob man will oder nicht, die Gefahr, daß eines Tages dieser Krieg der Zolltarife zu einem Krieg der Kanonen werden wird.

Europa lebt seit einigen Monaten in einer unruhigen Atmosphäre. Irgendein böser Wind weht über die Welt und versucht, die schlecht erstickten Funken der Feuersbrunst zum Auflodern zu bringen. Der Morgen der Locarno-Nacht ist trübe. Die vorbereitende Abrüstungskonferenz wird, allem Anschein nach, eine Enttäuschung bringen. In dem Augenblick selbst, in dem man die Wirtschaftskonferenz vorbereitet, wird in den verschiedenen Parlamenten eine Verschärfung des Protektionismus durchgeführt. Dies alles entgeht uns nicht. Aber wir sehen gleichzeitig, daß der Zustand nicht fortdauern kann, sonst werden die kleinen Länder sich nicht mehr halten können, die großen werden ihre wirtschaftliche Aktivität einschränken müssen und ganz Europa wird letzten Endes nicht anderes als eine in demütiger Abhängigkeit vom Überseekapital ausgebeutete Kolonie sein. Gegen solche bedrohlichen Aussichten gibt es nur eine Abwehr. Alle, die wirklich den Frieden wollen, für sich wie für die anderen, müssen sich vereinigen, um der Gefahr zu entrinnen. Auf diesem Gebiete fällt Deutschland und Frankreich eine wesentliche Rolle zu. Es ist nur eines zu hoffen, daß man in den beiden Ländern zu dieser Einsicht gelangen wird, bevor es zu spät ist.

Panslawismus?

Von *Dr. Eduard Beneš,*
tschechoslowakischer Außenminister.

Der politische Panslawismus ist die Bewegung, die als ihr Programm die Befreiung und politische Vereinigung aller slawischen Völker unter der Führung Rußlands in einem gemeinsamen Staats- oder Rechts- und Verwaltungskörper formuliert hat. Als bestimmte und genaue Doktrin hat dies Danilevskij am ausgeprägtesten umschrieben. Seine Doktrin erinnert in politischer und ethischer Beziehung an den Pangermanismus. Im Vergleich zum Pangermanismus läßt sich einwenden, daß der Panslawismus erst nach ihm entstanden ist und daß es sich beim Panslawismus wirklich in der Mehrheit um die Befreiung unterdrückter und unfreier Völker gehandelt hat, beim Pangermanismus aber um die Vereinigung freier Deutscher, denen nach Durchführung des ganzen Planes auch andere, nicht-deutsche Völker unterworfen werden sollten. Sonst ist das undemokratische, unwissenschaftliche und unethische Wesen der Doktrin in ihren logischen und politischen Folgen dasselbe.

Als Panslawismus betrachtet wurden nicht ganz mit Recht, besonders von den Gegnern der Slawen, alle Bemühungen Rußlands um die Befreiung der Balkanslawen und um die Gewinnung Byzanz-Konstantinopels.

Als panslawistische Bewegung wurden, ebenso zu Unrecht, alle äußeren Schritte zu einer einheitlichen Sprache, einem einheitlichen Alphabet und der cyrillo-methodeischen Idee angesehen; zumeist lagen diesen Versuchen mehr oder minder unschuldige, nicht immer genügend ernste wissenschaftlich-politische Erwägungen zugrunde, die vor allem der Agitation dienten. Den Deutschen und Magyaren galt als Panslawismus schon das bloße Streben nach kultureller Annäherung und die organisierte Pflege kultureller Beziehungen zwischen den slawischen Völkern. Allerdings pflegt jeder kulturelle Verkehr zwischen Völkern und Staaten, wenn sie einander noch so wenig nahestehen, notwendig eine starke Waffe und ein Werkzeug der Politik zu werden. Soweit die Verkünder des Slawentums es ablehnten, dies einzugestehen, geschah es entweder aus einer oberflächlichen Beurteilung dieser Dinge oder aus der bewußten Taktik, die wahren Absichten und Ziele zu verbergen.

Das Entstehen und die Entwicklung des Panslawismus muß man in die Zeit zwischen 1856 und 1905 verlegen. Das Datum 1856 bedeutet

nicht, daß es vorher keine Tendenzen und Anschauungen gegeben hat, die man in der geläufigen Terminologie panslawistisch nennen könnte. Ich habe selbst Beweise dafür erbracht (Karasin, die Dekabristen, Kostomarov, auch Pogodin; bei den Tschechen lassen sich gleichfalls zahlreiche Beispiele anführen). Aber nach dem Jahre 1856 wird der Panslawismus durch die Ereignisse teils aktueller, teils ist er gezwungen, sein Programm klarer und politisch präziser der Öffentlichkeit zu unterbreiten. Der slawische Kongreß in Moskau im Jahre 1867 war eher eine Kundgebung der ganzen neuen, emporwachsenden und bisher ungestalteten slawischen Bewegung, als der wirklichen panslawistischen Doktrin; er enthüllte jedoch ihre inneren Schwierigkeiten, den Gegensatz zwischen den Russen und den Westslawen, insbesondere den Tschechen, deren Auffassung sich damals schwerlich dem Begriff Panslawismus hätte einfügen lassen können. Übrigens mußte jeder etwas demokratischer veranlagte tschechische Politiker a priori in Gegensatz zu den panslawistischen Konzeptionen kommen, wie sie von 1856 bis 1905 insgesamt formuliert wurden.

Slavjanophilie löste sich unter dem Einfluß der russischen Innen- und Außenpolitik in russischen Nationalismus auf. Die ursprünglich weiteren panslawistischen Konzeptionen gehen bei den offiziellen und nichtoffiziellen Russen, die sich mit den slawischen Dingen beschäftigen, in Panrussismus über, der ein Ausdruck der russisch-reaktionären Dreiheit ist: Autokratie, Orthodoxie, Nationalismus. Das russische politische Slawentum, namentlich das offizielle, war immer reaktionär. Ausnahmen bildeten die Westler (z. B. Herzen, Bakunin) und manche Neoslawisten nach dem Jahre 1905 (Miljukov, Maklakov u. a.).

Allen Darlegungen von slawischer Einigkeit, Einmütigkeit und notwendiger Annäherung zum Trotz blieben die russischen Panslawisten unter dem alten Zarenregime stets Gegner der Polen, denen sie — von einigen Ausnahmen abgesehen — auch nur die Selbstverwaltung verweigerten. Deshalb waren die Polen zu allen Zeiten konsequente Gegner aller panslawistischen Versuche und oft ein Hindernis der einfachsten slawischen Annäherung. Die slawische und panslawistische Bewegung wächst demnach vor allem aus dem russischen und dem tschechoslowakischen, teilweise aus dem südslawischen Milieu hervor.

Gegen Ende des 19. Jahrhunderts und bis 1905 verschiebt sich der Schwerpunkt der Bewegung überhaupt auf die kleineren Völker, denn das offizielle Rußland und auch die russische Öffentlichkeit ziehen sich aus Gründen der inneren und äußeren Politik teils absichtlich in die Reserve zurück, teils wenden sie ihre Blicke auf die Probleme Asiens. Die Bewegung beginnt, obwohl sie noch in manchen Kreisen und manchen Formen den alten Charakter von Romantik, Phantastik oder Oberflächlichkeit zeigt, zugleich ernste, sachliche, wahrhaftige Formen anzunehmen. Es bereitet sich einerseits die politische Bewegung vor,

die den Namen Neoslawismus empfängt (1903—1908), andererseits neben ihr, manchmal mit ihr, manchmal gegen sie das kritischere, realistisch aufgefaßte Slawentum, das an Palacký und Havlíček anknüpft, und bei uns durch Masaryk und seine Schule vertreten wird.

Die nationale Erstarkung, die Eroberung neuer wirtschaftlicher und politischer Stellungen und das kulturelle Aufblühen der kleineren slawischen Völker fördern ihre Annäherung aneinander mehr, als es Rußland und seine Politik getan hat. Aber diese Entfaltung, die von der stets zunehmenden Demokratisierung des Regimes in Österreich-Ungarn begleitet wird, erhöht die latenten Gegensätze zwischen den einzelnen Nationen: auf der einen Seite treibt sie sie zu Annäherung und wechselseitiger Hilfe, doch auf der anderen Seite unterstreicht sie ihre Gegensätze und zeigt all die bekannten Konflikte im Schoß der slawischen Völker auf, infolge deren sich bisher alle Versuche einer wirklichen allslawischen Annäherung und einer einheitlichen slawischen Politik zerschlagen haben.

Das Erscheinen des Neoslawismus nach dem Jahre 1905 trifft die slawische Bewegung in einem Stadium an, in dem die strittigen Fragen (der polnisch-russische, der russisch-ukrainische, der polnisch-tschechische, der serbisch-bulgarische Gegensatz, die Fragen der serbo-kroatischen Vereinigung usw.) überhaupt nicht gelöst sind und das keinen größeren Fortschritt seit 1848 verzeichnet. Aktiva dieser ganzen Periode der slawischen Bewegung waren: a) die Betonung des slawischen Problems und seiner politischen Wichtigkeit; b) die Verbreitung von Kenntnissen über die slawischen Völker und die Hervorrufung eines gewissen Interesses und die Anknüpfung ihrer Beziehungen; c) die schärfere Stellung strittiger Fragen unter den einzelnen slawischen Völkern, was schließlich auch bedeuten mußte, daß sie ihre endgültige Lösung vorwärts brachten.

Der Panslawismus hat also bis zum Jahre 1905 nichts gelöst, seine Ziele nirgends erreicht und konnte politisch in konkreten Formen nicht zur Geltung gelangen. Am Ende wurde er ein Synonym des übertriebenen russischen Nationalismus und äußerte sich als solcher allen zum Schaden: den Russen, den Slawen, Europa, der Welt. Die Slawen schädigte er am schwersten dadurch, daß er, obgleich politisch und praktisch in hohem Grade Phantasie, von seinen Gegnern ausgenützt und dermaßen mißbraucht wurde, daß nicht bloß die Deutschen und die Magyaren, sondern auch ganz Westeuropa in ihm wirklich oder anscheinend eine politische Gefahr erblickten und sich vielfach auch dort gegen die Slawen stellten, wo sie im Recht waren. (Gegen uns z. B. wurde er auch im Laufe des letzten Krieges benützt.)

Der Begriff Panslawismus wurde in seiner Vieldeutigkeit immer verschieden angewandt und rief schon dadurch schwere Mißverständnisse hervor. Die Erforschung seiner Geschichte und seiner Entwick-

lung ergibt, daß der politische Panslawismus vom Kampfplatz der europäischen Politik für immer verschwinden und daß das, was seine Gegner zu Unrecht Panslawismus heißen, in der politischen Terminologie endlich anders genannt werden sollte, damit den Mißverständnissen oder dem absichtlichen Mißbrauch einer Sache, die ein Phantom ohne reellen Untergrund ist, ein Ende gemacht wird.

Der sogenannte „kulturelle Panslawismus" war vor dem Kriege in gewissem Maße der politischen Ordnung in Europa, soweit die slawischen Völker nicht frei und vereinigt waren, eine Gefahr. Nach dem Weltkriege ist er etwas wesentlich anderes: er ist die kulturelle Beziehung der freien slawischen Staaten, wie wir sie auch bei den Angelsachsen, Romanen (Frankreich, Belgien, Schweiz), Deutschen, Skandinaviern usw. sehen. Er wird nicht verschwinden, und niemand hat das Recht, sich dagegen zu wenden, noch braucht er ihn zu fürchten. Er fällt zusammen mit der internationalen Politik eines slawischen Staates zum andern.

Für mich gehört der politische Panslawismus so, wie er vor dem Kriege aufgefaßt wurde, der Vergangenheit an, ebenso wie heute der Panrussismus tot ist und tot sein muß; das andere, was bisher zu Unrecht Panslawismus geheißen wurde, will ich mit wahrem Namen genannt wissen. Übrigens sind die Balkanslawen heute frei und vereinigt und man kann in Balkanfragen nicht mehr von Panslawismus reden. Die Frage Konstantinopels wird in Zukunft eben nur die Frage Konstantinopels sein und kein Panslawismus. All dies hat, wie ich soeben angedeutet habe, durch den Weltkrieg, die neue Organisation Europas, die Befreiung und Vereinigung der slawischen Völker und die russische Revolution eine solche Wandlung erfahren, daß es nicht schwer sein wird, den richtigen Standpunkt einzunehmen.

Aus all diesen Gründen war und bin ich gegen den Panslawismus, gegen den Begriff und den Inhalt. Ich betrachte ihn als tot. Wenn alle slawischen und nichtslawischen Nationen diesen Standpunkt begreifen, werden sie der Konsolidierung der neuen Verhältnisse in Europa und dem dauernden Frieden einen großen Dienst erweisen.

Trotzdem bleiben allen oder wenigstens einigen slawischen Völkern manche gemeinsamen materiellen und geistigen Interessen; sie werden in Zukunft zu einer Zusammenarbeit führen, die berechtigt sein wird. Sie wird nichts gemein haben damit, was vor dem Kriege allgemein als Panslawismus verkündet wurde und was so viele Politiker abgeschreckt hat. Ich habe Gelegenheit gehabt, ein Programm dieser Politik an anderer Stelle zu skizzieren. Es wird dies eine Politik der Konsolidierung und des Friedens sein, und einer ihrer Grundsätze ist, in kulturellen und wirtschaftlichen Dingen die Verständigung und vernünftige Zusammenarbeit mit den Deutschen zu suchen.

Aus dem Tschechischen übersetzt von Camill Hoffmann.

Die Erfahrungen der britischen Labour Party.

Von *I. Ramsay Macdonald,*
ehemaliger britischer Premierminister, M. P.

Vor dreiundvierzig Jahren (1884) ist unsere sozialdemokratische Föderation (eine Vereinigung von Radikalen) gebildet worden. Eine geschlossene sozialistische Propaganda nahm damals in unserem Lande ihren Anfang, und in demselben Jahre ist auch die Fabiergesellschaft ins Leben gerufen worden.

Wir besaßen ein reiches Erbteil radikal-revolutionärer Bewegungen und sozialistischer Wirtschaftsangriffe auf den Kapitalismus, aber die beiden ersten sozialistischen Vereinigungen haben aus irgendeinem Grunde versäumt, dieses Erbteil in vollem Maße auszunutzen. So geschah es, daß während eine sozialistisch-radikale Bewegung in der arbeitenden Klasse immer weiter um sich griff, sie in den linken Flügel des politischen Radikalismus, die zusammenhanglosen lokalen Verbindungen, die sich „Labour" nannten, die neuen Gewerkschaftsverbände und ähnliches zerspalten blieb und jahrelang nicht organisiert werden konnte, da sie von den dogmatischen Phrasen und der akademischen Mentalität der bestehenden Parteien im Innersten abgestoßen war. Ein Wind stieg auf und blies über die ausgetrockneten Knochen; die Knochen selbst fühlten das erwachende Leben, aber es war keine Kraft vorhanden, um sie zusammenzufügen.

Der Ort, an dem dieses Aufwachen sich bemerkbar machte, war der Gewerkschaftskongreß, auf dem alljährlich der neue konstruktive und idealistische Gedanke des Sozialismus mit den alten Ideen des unpolitischen und rein administrativen Gewerkschaftssystems in Konflikt geriet. Schottland, das sich so oft in den Kämpfen um die Freiheit in die ersten Reihen stellte und so häufig die Führung in den neuen Bewegungen übernahm, gab uns im Jahre 1888 die schottische Labour Party, deren Triebkraft Keir Hardie war. Im Jahre 1893 vereinigte sich diese Partei mit den anderen lokalen Bewegungen und die unabhängige Labour Party wurde gegründet. Seit dieser Zeit begann die ständige Entwicklung der sozialistischen Bewegung in Großbritannien.

Sie erlebte ihr Auf und Nieder, ihre inneren Schwierigkeiten und Revolten, sie stürzte den Phantomen nach und kam erschöpft und ernüchtert von ihrer fruchtlosen Jagd zurück; sie verfolgte ihre Führer wie Hardie und zwang sie zum Rücktritt; sie huldigte eine Zeitlang den verführerischen Windhunden, aber sie hat immer wieder ihre praktische Vernunft zurückgewonnen. Die ganze Zeit hindurch setzte sie ihre sozialistische Propaganda und Führerschaft fort, die der nationalen Labour Party von Anfang an die Unterstützung der industriellen Organisationen und jener Intellektuellen sicherte, die das Licht des Sozialismus in der politischen und ökonomischen Evolution sahen; und sie wurde immer stärker, je mehr sich der Kapitalismus in Fabriken und Parlamenten ausbreitete.

Mehr als dreißig Jahre hindurch war unsere Bewegung wie das Anschwellen der Flut. An ihrem Saum spielen die Wellen der Ereignisse und der Zeitumstände; manchmal sieht es aus, als ob sie zurückweichen würde, und Stellen, die bereits erreicht wurden, scheinen trocken und leer da zu liegen. Aber plötzlich kommt eine Riesenwoge dahergefegt, schwemmt weit über das Erreichte hinaus und die Flut braust mit ihrer ganzen Wut herein. So war es gerade vor siebenundzwanzig Jahren, als die Labour Party — damals Labour Representation Committee genannt — bei einer der jährlichen nationalen Sitzungen der sozialistischen Verbände und Gewerkschaften gegründet wurde; vor einundzwanzig Jahren hat die erste Gruppe wirklicher Deputierten der Labour Party ihre Sitze im Unterhause erlangt. Im Jahre 1919 teilte sie die erste Oppositionsbank mit den Liberalen; fünf Jahre später bildete sie eine Regierung und entschied ein für allemal die Frage, ob eine Arbeiterpartei überhaupt regieren könne. Heute nimmt sie einzig und allein die ersten Bänke der offiziellen Opposition ein und wartet, bis in den nächsten Wahlen das Land aufgerufen wird, ihr von neuem sein Vertrauen auszusprechen. Diese Errungenschaften stehen einzigartig in der Geschichte unseres Landes, und die Zeit wird ihre Bedeutung nicht vermindern können.

Die Geschichte wartet mit mancher interessanten Moral auf. So zeigt sie zum Beispiel, wie klug die sozialistischen Pioniere gehandelt haben, als sie folgerten, daß die Gewerkschaftspolitik nicht ausschließlich industriell sein könne. Das hat besondere Geltung für Großbritannien. Unser Land ist keine Fabrik und wir können uns nicht mit guten Löhnen befriedigen. Für uns ist Großbritannien ein Aufenthaltsort mit Geschichte und Traditionen — eine wahre Heimat, und ihre Weltpolitik, die Interessen, die sie in der Welt vertritt, ihre ethischen wie ihre ökonomischen Errungenschaften sind etwas, was uns selbst angeht.

Die Männer und Frauen, die unsere Gewerkschaftsbewegung bilden, fühlen es in der tiefsten Tiefe ihrer Seelen, daß es eine Konzeption der nationalen Politik gibt, die eine der Seiten der Gewerkschaftspolitik

bildet, daß eine industrielle Demokratie jeder Macht und jeder Eingebung beraubt ist, wenn sie nicht von einer politischen Demokratie begleitet wird, und daß, wenn die politische Demokratie den Generationen etwas Wesentliches bedeuten soll, sie in Gedanken und Erfahrungen von demselben Fleisch und Blut sein muß wie die industrielle Demokratie. Mit anderen Worten gesagt: Unsere Gewerkschaftsbewegung hat den Sozialismus zum Ziel. Sie kämpft um höhere Löhne und kürzere Arbeitszeit, sie schließt sich zu Verbänden zusammen, um sich in Fabriken und Werkstätten zu schützen, sie trifft ihre Vereinbarungen mit Arbeitgebern, aber sie weiß, daß dies alles nicht genügt und nicht das letzte Wort der Weisheit sein kann. Sie lebt in einem industriellen System, das letzten Endes und in seinen wesentlichen Zügen eine Versklavung der Arbeit durch das Kapital, eine Unterwerfung der politischen und sozialen Macht der Gemeinschaft unter die Wirtschaft bedeutet. Das ist die letzte Lösung im Hintergrund, der wir uns früher oder später gegenübergestellt sehen werden, und da die Gewerkschaftsbewegung in unserem Land nicht an die Katastrophen der Revolutionen glaubt, nimmt sie schon heute politisch und demokratisch den Kampf auf, und ihr Werkzeug ist die Labour Party, und ihre Verbündeten sind die Sozialisten.

So sehr die Gewerkschaften auch versuchen würden, sich der Politik fernzuhalten, wird es ihnen doch nicht gelingen. Eine Gesetzgebung, die die Arbeitsbedingungen beeinflußt, soll z. B. zur Abstimmung gelangen, und die Regierungsstellen stehen diesem Gesetz mit Widerwillen oder Sympathie gegenüber. Die Arbeiterpartei muß abstimmen; die Arbeiterpartei muß die Abgeordneten beeinflussen; die Arbeiterpartei muß Deputationen absenden; sie muß ihr Lager so nahe wie möglich am Unterhaus aufschlagen, um in Bereitschaft zu sein, wenn sie in der Entscheidungsstunde gerufen wird. Hier haben wir unsere Erfahrungen der Deputationen und der Besuche im Parlament, des Druckes auf diese Partei und auf die andere, der Abstimmung für diese Partei oder für die andere, die mit einem Gegendienst oder schweigendem Entgegenkommen verbunden ist. Und wir müssen auf Grund unserer Erfahrungen zu einer Schlußfolgerung gelangen. Der britische Arbeiter hat ein zu intelligentes Interesse für die Politik, und die Spannweite seiner Interessen ist auch zu groß, als daß er bei der einen Wahl für die eine Partei und bei der nächsten für die andere stimmen kann. Er ist von einer moralischen Verantwortung gegenüber seinem Staat und seinem Reich erfüllt. Er lehnt es ab, mit Ausnahme sehr seltener Gelegenheiten, seine politische Überzeugung einem Arbeitergesetz oder den Wahlversprechungen einer Partei zu unterwerfen, die, wenn sie einmal gewählt ist, ihre Verpflichtungen einlösen oder nicht einlösen mag. Für den britischen Arbeiter ist es nicht nur ein Spiel mit der Politik, es ist auch eine Herabsetzung der Politik. Er glaubt, und glaubt mit Recht, daß

diese Methode der Verwendung der Arbeiterstimmen, wenn sie sich durchsetzen würde, sowohl für die Arbeiter als auch für den Staat verhängnisvoll wäre, und er kommt zu der Schlußfolgerung, daß die unmittelbaren Erfordernisse der Arbeiterschaft, in die allgemeine Politik einer politischen Partei, die sich durch die Stellungnahme der Arbeiter zum Leben und zum Volke bestimmen läßt, eingeordnet sein müssen. Er will keine Verpflichtungen von der Partei, die er unterstützt, entgegennehmen, er will nur ein wirkliches Vertrauen in ihre Mentalität und in ihre Absichten empfinden. Mit anderen Worten, er will zu einer Partei gehören, deren Auffassung von der Parteiarbeit darauf hinausläuft, in der bestehenden Ordnung der Dinge solche Veränderungen durchzuführen, die ihm den Genuß der ihm zustehenden Rechte gewährleisten, einer Partei, die als Regierung in allen Beziehungen das durchführt, was er als gut und richtig für das Wohl seines Volkes empfindet. So hat er seine eigene Partei, seine dauernden Verbündeten und Kameraden und sein umfassendes nationales und internationales Programm.

Außerdem besitzt der britische Arbeiter sehr viel Selbstachtung. Er liebt es nicht, sei es bei Premierministern, sei es bei Arbeitgebern, zu antichambrieren, und es wird ihm immer wieder beigebracht, daß, wenn er keine eigene Partei besitzt, er dauernd sich an irgendeiner Schwelle herumdrücken und vor irgendeiner Haustür warten muß. Dieses Spiel eines unterwürfigen Freiers, der vor der herrschsüchtigen Witwe kriecht, liefert den Kapitalisten die Vorherrschaft in der Regierung aus. Die Kapitalisten sind immer drin; sie stellen die Minister. Als unsere jetzige Toryregierung sich mit dem Kohlenstreik der jüngsten Zeit beschäftigen mußte, so tat sie es mit der Mentalität eines Arbeitgebers. Obwohl die Minister behaupteten und in manchen Fällen auch ehrlich daran glaubten, daß sie nur nationale Interessen berücksichtigen, hörten sie nie einem vorstellig werdenden Arbeiter, ohne die Voreingenommenheit eines Arbeitgebers, zu, selbst wenn sie durch das Vorgehen der Arbeitgeber höchst verärgert waren. Als Cook seine Verrücktheiten und seine verworrene Propaganda fortsetzte, war es für das Kabinett wie eine Erleichterung, und es brachte daraufhin das Achtstundengesetz durch und ließ gern den Arbeitgebern Zeit, ihren Kampf zu Ende zu führen und die Macht der Bergarbeiterorganisationen, wenigstens für den Augenblick, zu zerstören. Wenn der britische Gewerkschaftler sich damit begnügen würde, von dieser Regierung oder von irgendeiner anderen Regierung, die derselben Partei gehört und dieselben Interessen vertritt, eine Verpflichtung in diesem oder jenem Falle, bei diesen oder jenen Forderungen der Gewerkschaftler zu verlangen, würde er nicht nur gegen jede menschliche Vernunft handeln, sondern sich auch seine Achtung als Staatsbürger verwirken.

So wurde die Labour Party gegründet und so existiert die Labour

Party, um die industriellen Gesichtspunkte der Gewerkschaften innerhalb einer sozialen Politik einzuordnen, die keine Klassen-, sondern eine intellektuelle Politik ist und sich daher an alle Klassen wendet und von allen Klassen Unterstützung bekommt.

Noch eine andere interessante Erfahrung ist immer wieder im Laufe der Generation gemacht worden. Eine lebendige, fortschrittliche, demokratische Partei wird immer einen linken Flügel besitzen — und auch einen Troß von Nachzüglern, die sich an ihre Flanken herandrängen, um alles aufzusammeln, was sie nur bekommen können. Der abseits stehende Zuschauer glaubt oft, daß der Kampf sich in diesen Zelten am Rande des Feldlagers konzentriert. Dort spielen die Kapellen, dort steigt das Geräusch der Caféhausdiskussionen auf, dort gehen die großartigen Debatten über Pläne vor sich, die den Talmiglanz der Kabarettsterne besitzen, dort findet man die Führer, die nie etwas anderes als die Konversation am Caféhaustisch führen werden, dort gibt es auch die Zeitungsreporter, und selbst unsere Presse berichtet über diese Dinge so viel wie über die verantwortungsvollen Äußerungen der wirklichen Führer. Diese Menschen halten den Vormarsch des Sozialismus auf, indem sie das scheue Vertrauen ängstigen und dem Feind die Schreckgespenster und die Angstphantasien selbst liefern. Sie verwirren auch die Gemüter und verschwenden die kostbare Zeit, die man zu Verhandlungen mit dem Gegner verwenden müßte und die man inzwischen zur Beilegung der inneren Zwistigkeiten verbraucht.

Wir dürfen uns jedoch durch diese aufreizenden Elemente nicht entmutigen lassen. Sie sind wahrscheinlich der Preis, den wir für die Vitalität der Partei zahlen müssen. Wir dürfen uns nicht von ihnen irreführen lassen. In unserem Lande haben wir sie immer im Überfluß da; ich kann mich wahrhaftig an keine Zeit erinnern, in der sie gefehlt hätten. „Die Grüne Flugschrift", die „Sozialistische Einheit", „Die vierte Klasse" sind Worte ohne jede Bedeutung für den ausländischen Leser. Aber uns bringen sie wilde Stürme, Attacken auf den Knieschwachen, bringen den heroischen Poseur der Tat, den Mann der absoluten Mentalität, des mangelnden diplomatischen Sinnes, der seine Pläne mit Eifer vertritt, den Parteisekretär, der die Peitsche schwingt und nach Läuterung schreit, in Erinnerung zurück.

Und nach langen Jahren fragen wir uns: wo sind denn die geblieben? Der wilde Wind mag es wissen, ich weiß es nicht. Sie sind wie das Gras des vergangenen Jahres. Wenn man die Listen der Überlebenden, die der Idee die Treue bewahrt haben, prüft, so wird man keinen darunter finden. Sie hatten ihren Tag des Erfolges und sind verschwunden. Der Mann, der das neue Jerusalem in unmittelbarer Nähe sieht, der mit dem blinden Fanatismus derjenigen kämpft, die noch nie ein Schlachtfeld gesehen haben und keine andere Taktik als den ungeordneten Vormarsch wilder Scharen kennen, hat keine bleibende

Kraft und keine führende Gewalt. Das liegt schon in der Natur der Dinge. Da er keine Gewalt über sich selbst besitzt, nicht diese unerschütterliche Zucht, die aus der Kenntnis des eigenen Ichs, mit der genauen Kenntnis der Umstände verbunden entsteht, ist er jedem Wind einer neuen Lehre, die ihm eingeblasen wird, und jeder Modebewegung des Radikalismus, die sich durch die Welt verbreitet, ausgesetzt. Als zu Beginn des Jahrhunderts Chamberlains Propaganda für die Zollreform als ein Heilmittel gegen Arbeitslosigkeit uns grelle Bilder vorspiegelte, wurden wir um einige Mitglieder unseres linken Flügels, die dadurch verführt wurden, erleichtert. Als der Krieg ausbrach, verloren wir zum Glück noch andere. Jede sozialistische Bewegung wird, da sie eine Bewegung der Empörung ist, die seichte Sentimentalität und die unbesonnene Begeisterung anziehen. Sie wird Gruppen besitzen, die sich nie wohlfühlen, wenn nicht noch ein anderes Lager zu ihrer Linken aufgeschlagen wird, andere wieder, die immer einen Zoll weitergehen wollen als die offizielle Bewegung, einige, die sich nie zu einer Stellungnahme entschließen können, sondern allem nachrennen, was sich gegen die herrschende Ordnung auflehnt, und wieder andere gutmeinende und weichgestimmte Seelen, die jeder Prägung nachgeben und keine behalten; aber die Erfahrung unserer Arbeiterbewegung beweist uns, daß es nicht diese Männer waren, die am weitesten gelangten und bis zum Ende der Tage in unseren Reihen verblieben.

So wichtig Prinzipien und Glaubensbekenntnisse sind — und sie sind von vorherrschender Bedeutung — sind Methoden von ebensolcher Wichtigkeit, denn es ist die Methode, die entscheidet, ob ein Heer, das für eine gute Sache kämpft, entscheidende Siege erringen kann oder immer wieder zurückgeschlagen und zu einer ziellosen Wanderschaft durch die Wildnis verdammt wird. Das Zentrum wird immer der stützende, bewegende und treibende Punkt sein.

Seit der bolschewistischen Revolution haben wir natürlich unsere Schwierigkeiten, die wir den Kommunisten verdanken. Hier wie auch anderswo ist der rote Dunst, der aus Rußland aufstieg, für eine Morgenröte gehalten worden und nicht für den Abglanz der Feuersbrunst. Er hat unsere Politik und auch unsere Gewerkschaftsbewegung — die zweite noch mehr als die erste — aufgestört. In den Gewerkschaften ist eine sogenannte Minderheitsbewegung gebildet worden, die einen beträchtlichen Vorteil aus dem Kohlenkonflikt zog. Gebrochene Menschen sind verbittert, Menschen, die das Unrecht erlitten haben und sich jedesmal, wenn sie zur Arbeit gehen, ihrer Sklaverei bewußt werden, warten nicht auf die passende Gelegenheit, wenn sie nicht eine fast übernatürliche Selbstbeherrschung besitzen, sondern werden zu Rebellen und treten in die Reihen der Feinde aller Kompromisse ein. Die Minderheitsbewegung besitzt keine Führer von auffallenden Fähigkeiten oder besonderem Einfluß, aber eine ganze Anzahl energischer Leute. Sie werden von der

kommunistischen Zentrale aus regiert und ihre Mitglieder gehorchen allen Instruktionen, die ihnen gegeben werden. Manchmal werden diese Instruktionen bekannt, und während ich schreibe, liegt neben mir ein Memorandum des Londoner Gewerkschaftsrates, das Anweisungen über alle Punkte der Tagesordnung der Sitzungen, die erhoben werden sollen, und die Personen, die beauftragt sind, sie zu erheben, enthält. Die Gewerkschaften haben nach einer langen Leidenszeit angefangen, sich gegen diese unterirdischen Verschwörungen zu schützen, und es ist von allen Betreffenden bemerkt worden, daß die Gewerkschaften, die Kommunisten als Funktionäre besaßen, während der letzten Jahre am meisten gelitten und am wenigsten für den Schutz der Interessen ihrer Mitglieder getan haben.

Der politisch bewußte Teil der Labour Party übt einen würgenden Druck auf den Kommunismus aus, und unsere Zentrale wendet in jedem Bezirk die Verordnungen an, die den Kommunisten nicht gestatten, als Mitglieder aufgenommen zu werden, irgendeine Funktion auszuüben oder zum Parlament aufgestellt zu werden. In einigen Wahlkreisen haben sich Kommunisten unter Ausnutzung der herrschenden Verwirrung und einer irregeleiteten Toleranz eingeschlichen und die Verbände wollten sie nicht entfernen, worauf der Parteivorstand diese lokalen Organisationen disqualifiziert und neu gebildet hat, mit dem Erfolg, daß ein befriedigender Fortschritt auch dort erzielt wurde, wo vorher die Bewegung diskreditiert war und keine gute Arbeit zu leisten vermochte.

Einer der Bezirke, der uns die größten Schwierigkeiten verursachte, war das Rhonddatal in Südwallisien. Es war die Brutstätte des Kommunismus, der von einigen frischgebackenen Studenten des Central Labour College in London geleitet wurde. Durch ihre Betriebsamkeit und ihren Unternehmungsgeist haben sie dort die Labourbewegung paralysiert. Keiner leistete ihnen Widerstand, obwohl überall, wo man ihnen mit Entschlossenheit entgegentrat, ihr Mut versagte. Bei der letzten Sitzung der nationalen Exekutive der Labour Party wurde diese Rhonddhaorganisation aus unseren Listen gestrichen und zur Freude unserer loyalen Mitglieder ein neuer Verband gegründet. Die Kommunisten drohen immer, Parlamentskandidaten gegen uns aufzustellen, und es wäre sehr gut für uns, wenn sie es täten. In einem der Wahlkreise in Birmingham, wo einmal ein kommunistischer Kandidat aufgestellt wurde, haben die lokalen Labourorganisationen ihren eigenen Kandidaten aufgestellt und einen Sieg in einem energischen Kampf errungen.

Das ist das Fazit unserer letzten dreißig Jahre. Wir arbeiten jetzt mit aller Kraft an der Konsolidierung unserer Lage und bereiten uns auf die Wahlen vor, die spätestens innerhalb von zwei Jahren, aber wahrscheinlich noch früher, stattfinden werden. Das Ergebnis der letzten Nebenwahlen hat den Konservativen eine gründliche Angst eingejagt.

Sie haben ihre Parteileiter geändert; ihre Funktionäre arbeiten jetzt mit Überstunden; sie haben ihre lokalen Vertreter angewiesen, die Parteimaschine in Ordnung zu bringen; sie bedrucken Millionen von Flugschriften mit einem reizvollen und irreleitenden Quatsch, der dazu bestimmt ist, die Ängste der Feiglinge zu erwecken.

Die Liberalen haben sich, mit Ausnahme einer kleinen Gruppe, die weder Einfluß noch Nachfolger hat, mit Lloyd George verständigt. Durch den Verkauf von Aktien hat sich Lloyd George in den Besitz einer Summe gesetzt, die, wie man sagt, eine Million Pfund beträgt. Das war ein zu großer Köder für die Liberalen. Sie haben sich eine Weile herumgestritten und dann ist eine freundschaftliche Vereinbarung getroffen worden. Sie wissen, daß sie in den industriellen Wahlkreisen wenig erreichen können, obwohl sie mit der Aufstellung von 500 Kandidaten bei den nächsten Wahlen drohen, sie wissen aber auch, daß sie dadurch ihre Führer, wie Sir John Simon, die ihre Sitze der konservativen Unterstützung verdanken, einbüßen werden. Sie hoffen jedoch, einige Sitze in den landwirtschaftlichen Wahlkreisen zu gewinnen und wie ich gehört habe, glauben sie, daß im Falle einer sofortigen Wahl 250 Vertreter der Labour Party, 250 Konservative und 100 Liberale gewählt würden — sie sind sehr großzügig auf ihr eigenes Konto. Die Liberalen hoffen auch, den Sitz des aus unseren Reihen ausgetretenen Doktor Haden Guest — um den es uns nicht leid zu tun braucht — zu gewinnen. Dr. Haden Guest hat sich schon seit langem bei uns unbehaglich gefühlt. Er wartete auf eine Gelegenheit, um einen Streit vom Zaun zu brechen, und sie bot sich ihm in der chinesischen Frage. Der liberale Kandidat ist ein sehr wohlhabender und als großer Philanthrop bekannter Mann, der schon vorher ziemlich lange den Wahlkreis vertrat und ihn jetzt vielleicht zurückgewinnen mag. Aber selbst wenn wir diesen Kampf, in dem wir uns im Nachteil befinden, verlieren sollten, bedeutet das keinen Umschlag in unserem Glück, denn wenn man die Gesamtsituation betrachtet, kann man das eine mit Sicherheit sagen, daß wir mit günstigen Aussichten in die Zukunft schauen.

Zu Isaak Newtons 200. Todestage.

Von Professor *Albert Einstein.*

Unter den Menschen, die wir bewundern oder verehren, können wir drei Typen einigermaßen sauber unterscheiden. Der erste Typus umfaßt die Männer der Tat und des Willens. Von ihnen ist in der Schule in jenen Stunden fast ausschließlich die Rede, in denen man sich mit der sogenannten Geschichte beschäftigt — ausführlicher gesagt, mit der Geschichte der großen Vergewaltigungen, staatlichen Organisationen und Massenpsychosen der Menschheit, z. B. Generäle und Politiker. Die meisten dieser Männer würden nach wenigen Generationen vergessen werden, wenn sie nicht der Geschichte und der dramatischen Kunst als Objekte dienten. Der zweite Typus umfaßt Menschen, die durch das Werk ihres Geistes das äußere Leben der Generationen sichern, verbessern oder bereichern. Hierher gehören in erster Linie die Entdecker und Erfinder auf den Gebieten der Medizin, der Technik, der sozialen und wirtschaftlichen Organisation. Der dritte Typus, den ich für den höchsten ansehe, umfaßt diejenigen Menschen, welche der menschlichen Gemeinschaft zu einer höheren Stufe des Erlebens, Schauens, ethischen Seins und Begreifens verhelfen, dadurch höchste Lebenswerte schaffen. Sie umfassen die großen Künstler, ethischen Pfadfinder und Denker, und sie bedeuten für die Menschheit etwas Ähnliches wie die tierischen Lebewesen für die Weltmaterie; sie sind nämlich die Träger einer höheren Stufe des Bewußtseins. Ein Genius dieser letzten und höchsten Art war Newton.

Die wissenschaftliche Tat Newtons, welche ihm in der Geistesgeschichte für alle Zeiten eine einzigartige Stellung sichert, ist leicht zu charakterisieren. Newton hat als erster versucht, Elementargesetze zu formulieren, welche eine allgemeine Klasse von Naturvorgängen in ihrem zeitlichen Ablaufe vollständig und mit großer Genauigkeit bestimmen. Sein Bewegungsgesetz in Verbindung mit dem Gravitationsgesetz beherrscht alle Bewegungen vollständig, welche die Himmelskörper unter der alleinigen Wechselwirkung durch Gravitation

ausführen. Er hat damit die Träume der großen, materialistisch eingestellten Philosophen des Altertums, Demokrit und Epikur, verwirklicht, nach welchen es eine völlige, lückenlose Kausalität des physikalischen Geschehens geben sollte. Nach diesen Erfolgen schien es kaum bezweifelbar, daß überhaupt alles materielle Geschehen mit gesetzlicher Notwendigkeit ablaufe — vergleichbar mit dem Ablaufe eines Uhrwerkes. Da es ferner offenkundig war, daß auch der Ablauf der Bewußtseinsvorgänge mit materiellen Vorgängen in Gehirnen unlösbar verknüpft sei, so konnte die Auffassung nicht ausbleiben, daß auch das Denken und Wollen der Tiere und Menschen jener strengen kausalen Gesetzlichkeit mit unterliege. So hat Newtons Tat auf die Weltanschauung den tiefsten und nachhaltigsten Einfluß ausgeübt.

Nun ist allerdings die Gravitation nicht die einzige Naturkraft. Sie erklärt nicht die Kohäsion, die elektrischen Wirkungen, das Licht. Aber Newtons Bewegungslehre schien eine hinreichende Basis für das Verständnis aller physikalischen Vorgänge zu liefern, wenn man außer der Gravitation noch andersartige Wechselwirkungskräfte zwischen den Teilchen der Materie annahm. Newton selbst hat mit diesem weiteren Ausbau seiner Bewegungslehre schon begonnen, indem er sie zum Beispiel auf die Lichttheorie anwandte. Er schuf also wenigstens einen allgemeinen Rahmen für die Gesamtheit der Naturgesetze, von dem man hoffen durfte, daß er die Gesetze jeglichen Geschehens zu umspannen vermöchte unter Zurückführung aller Vorgänge auf Bewegungen von Teilchen unter der Wirkung von Kräften, die sie aufeinander ausüben. Dies Programm hat sich bis in die zweite Hälfte des 18. Jahrhunderts gehalten und hat sich auf allen Gebieten der Physik als eminent fruchtbar erwiesen.

Versuchen wir nun einen kleinen Einblick in Newtons Gedankenwerkstatt. Da waren schon Galilei und Kepler, die unserem großen Systematiker das Feld vorbereitet hatten.

Galilei hatte erkannt, daß die „ungestörte Bewegung" eine Bewegung in gerader Linie und mit konstanter Bewegung sei. Unter ungestörter Bewegung ist dabei die Bewegung eines Körpers zu verstehen, der von anderen nicht beeinflußt wird. Dies ist das Trägheitsgesetz. Man kann es auch so ausdrücken: Geschwindigkeit und Bewegungsrichtung eines Körpers bleiben erhalten, solange nicht äußere Ursachen, sogenannte Kräfte, auf den Körper einwirken. Galilei erkannte auch schon, daß an der Erdoberfläche unter dem Einfluß der Schwere die Geschwindigkeit eines freigelassenen Körpers nach unten in gleichen Zeiten um gleichviel zunimmt.

Newton stellte sich die allgemeine Frage: Wie ändert sich die Geschwindigkeit eines freibeweglichen Körpers, auf den eine beliebige, gegebene Kraft wirkt. Dies ist eine viel allgemeinere Frage als die von Galilei behandelte; denn die wirkende Kraft kann sich nach Richtung

und Größe beliebig mit der Zeit verändern, so daß sich die Antwort auf beliebige Bewegungen von Körpern bezog und deshalb das *allgemeine* Gesetz der Bewegung überhaupt enthalten mußte. Dieses Problem ließ sich mit Hilfe des Galileischen Trägheitsproblems lösen; aber es bedurfte hierfür eines neuen mathematischen Hilfsmittels, das Newton zu diesem Zwecke erst schaffen mußte, nämlich die Infinitesimalrechnung. Newton war wie ein Dichter, dessen Gedichte so subtil waren, daß sie zu ihrer Formulierung eine neuartige Sprache verlangten, die der Dichter selbst erst schaffen mußte.

Was ist denn eigentlich die Geschwindigkeit eines beliebig bewegten, punktförmig gedachten Körpers? Man stelle sich eine beliebige Bewegung des Körpers vor; in zwei kurz nacheinander folgenden Zeitpunkten mit der Zeitdifferenz τ befinde sich der Körper in zwei sehr benachbarten Raumpunkten P und G. Die Strecke P—G ist dann der in der Zeit τ zurückgelegte Weg. Denkt man sich P—G über G hinaus gradlinig verlängert und eine Länge abgetragen, die sovielmal länger ist als P—G als die Zeiteinheit größer ist als τ, so erhält man die Geschwindigkeit des punktförmigen Körpers im Punkte P in Form eines Pfeiles von bestimmter Länge, eines sogenannten Vektors. Aber ganz genau ist dies nicht richtig. Die willkürliche Wahl der Länge der kleinen Zeitspanne wird ja auf das Resultat einen, wenn auch kleinen Einfluß haben. Man wird genauer festsetzen müssen: Der so konstruierte Pfeil stellt desto genauer die Geschwindigkeit dar, je kleiner die Zeitdifferenz τ gewählt wird. Dies ist eine exakte mathematische Difinition des Pfeiles bzw. Vektors der Geschwindigkeit mit Hilfe eines Grenzprozesses. Die Beschleunigung wird nun ähnlich aus der Geschwindigkeit definiert, wie diese aus der gegebenen Bewegung. In jeder Zeit ist die Geschwindigkeit durch einen Pfeil definiert. Man denke sich die zu einer Zeit bestehende Geschwindigkeit durch einen Pfeil L von bestimmter Größe und Richtung dargestellt. Nach Verlauf einer kleinen Zeit τ hat sich die Geschwindigkeit geändert, das heißt, der neue Pfeil M hat eine etwas andere Richtung und Länge. Man denke sich nun die Pfeile L und M von *einem* Raumpunkt aus aufgetragen. Die Spitzen S und T der Pfeile fallen dann nicht genau zusammen. Die gerichtete Strecke S—T, die Verbindung der Pfeilspitzen, stellt dann die Änderung der Geschwindigkeit während der Zeit τ dar. Verlängert man S—T über T hinaus sovielmal, als die Zeiteinheit größer ist als τ, so erhält man die auf die Zeiteinheit bezogene Änderung der Geschwindigkeit, das heißt die Beschleunigung als einen Pfeil oder Vektor. Auch dies ist ein Grenzprozeß. Denn die Darstellung gilt um so genauer, je kleiner man die Zeitspanne T wählt.

Nach Newton wird nun die so definierte Beschleunigung unmittelbar durch die auf den Massenpunkt wirkende Kraft bestimmt. Es ist aber nicht so, daß der die Kraft darstellende Pfeil gleich dem die Beschleunigung darstellenden ist. Denn um einen Massenpunkt von 2 kg

in bestimmter Weise zu bewegen, sind offenbar doppelt so starke Kräfte notwendig, als für einen Massenpunkt von 1 kg. So kommt Newton dazu, die Masse eines Körpers einzuführen und sein berühmtes Bewegungsgesetz auszustellen.

Masse mal Beschleunigungsvektor = Kraftvektor. Dies ist das Fundament aller Mechanik, ja, der ganzen theoretischen Physik.

Angenommen, die auf einen Massenpunkt wirkende Kraft sei für alle Zeiten gegeben, dann ist auch seine Beschleunigung für alle Zeiten gegeben. Dann ist die Ermittlung seiner Geschwindigkeiten und seiner Orte für alle Zeiten ein rein mathematisches Problem, kein naturwissenschaftliches mehr.

Aber wie sollte Newton die auf die Himmelskörper wirkenden Kräfte ermitteln? Den richtigen Ausdruck für diese konnte er sich wahrlich nicht aus den Fingern saugen. Er konnte nur so vorgehen, daß er umgekehrt diese Kräfte aus den bekannten Bewegungen der Planeten und Monde ermittelte, indem er sie aus den Beschleunigungen erschloß. All dies vollendete er im wesentlichen als Jüngling von 23 Jahren in angestrengter Arbeit in ländlicher Abgeschiedenheit.

Newton gibt uns in seine Gedankenwerkstatt nur spärliche Einblicke. Aber es mag vielleicht so zugegangen sein. Die Bewegung des Mondes um die Erde war bekannt und damit die Beschleunigung, welche der Mond von der Erde aus empfängt und die für die Erhaltung der Bahn notwendig nach dem Erdmittelpunkt hin gerichtet sein muß. Es ist aber auch die Beschleunigung bekannt, welche die Erde an ihrer Oberfläche fallenden Körpern erteilt. Durch Vergleich fand Newton, daß diese Beschleunigungen sich ungefähr umgekehrt verhalten wie die Quadrate von Erdradius und Erde-Mond-Abstand. Die Kraftwirkung der Erde durch Gravitation schien also dem Abstandsquadrate umgekehrt proportional zu sein. Sollte nicht jede Masse analog wirken wie die Erde? Die Vermutung fand ihre glänzende Bestätigung darin, daß auf Grund dieser Hypothese — angewandt auf die von der Sonne ausgehende Kraftwirkung — die Gesetze der Planetenbewegung restlos erklärt werden konnten, welche Kepler auf Grund von Tycho de Brahes Beobachtungen der Planeten aufgestellt hatte. Dies war aber nicht so leicht getan wie gesagt, sondern subtile mathematische Deduktionen waren nötig, um aus dem Kraftgesetz und dem Beschleunigungsgesetz die Bahnbewegungen zu ermitteln. Aber glänzender Erfolg krönte so Newtons Kraftgesetz, indem dank Keplers bewundernswürdiger Analyse die Gesetze der Planetenbewegung mit hoher Genauigkeit bekannt waren. Der einzige Schatten an Newtons Himmel bestand noch darin, daß die Beziehung zwischen Erdradius und Mondbahn, von der oben die Rede war, nur ungefähr, aber nicht genau, zu Newtons Kraftgesetz paßte. Aber bereits etwa sechs Jahre später zeigte Picards Meridianbestimmung, daß dies in einer ungenauen bisherigen Kenntnis des

Erdradius seinen Grund hatte, und Newtons Werk war gesichert wie keine Theorie vor der seinigen.

Newtons Leistungen auf dem Gebiete der Lichttheorie waren ebenfalls bahnbrechend, aber sie seien hier nur kurz erwähnt. Noch weniger wollen wir des äußeren Schicksals gedenken, daß er Mathematikprofessor und Münzmeister war. Aber erwähnt muß werden, daß das englische Volk sich des Geschenkes des Himmels als würdig erwiesen hat, das Newton ihm und der Welt bedeutete und noch bedeutet. Es muß auch gesagt werden, daß Newton von tiefer Religiosität durchdrungen war aus welchem Gefühl er ohne Zweifel einen großen Teil der übermenschlichen Kraft schöpfte, deren er zur Erfüllung seines Lebenswerkes bedurfte.

Heute ist Newtons Schema der Fernkräfte durch Feld-Theorien ersetzt, sein Bewegungsgesetz modifiziert; aber alles, was seither geschaffen ist, ist organische Fortentwicklung seiner Gedanken und Methoden. Wir gedenken seiner heute in Deutschland als eines der bedeutendsten Initiatoren modernen Geisteslebens.

Amerika und der europäische Kontinent.

Von *Louis Loucheur,*
französischer Delegierter zum Völkerbund, Minister a. D., Deputierter des Departements Nord.

Die Nachkriegszeit hat uns vor zahlreiche Probleme gestellt. Europa versucht, sich von den heftigen Erschütterungen und den ungeheuren Verlusten, die ihm die Zeitspanne von 1914 bis 1918 gebracht hat, zu erholen. Die Probleme, die sich in Europa ergeben, werden allmählich ihre logische Lösung finden. Um jedoch die Schwierigkeiten besser zu verstehen, muß man einer neuen Tatsache Rechnung tragen. *Das gesamte Europa findet sich den Vereinigten Staaten von Amerika gegenüber, die finanzielle und industriell anders organisiert sind, als es im Jahre 1914 der Fall war.*

Vor dem Kriege haben die Vereinigten Staaten bei den europäischen Ländern Anleihen gemacht. Hauptsächlich zur Errichtung ihrer Eisenbahnen sahen sie sich genötigt, eine große Anzahl von Obligationen in Europa unterzubringen. Diese Tatsache bewies, daß ihre Handelsbilanz oder genauer gesagt ihre Zahlungsbilanz passiv war. Sie konnten während des Krieges, dank den mannigfaltigen Zahlungen, die verschiedene kriegführende Völker an sie zu leisten hatten, den größten Teil der Obligationen zurückkaufen, die sie in Europa ausgegeben hatten. Dank den wichtigen Lieferungen, die sie an die verschiedenen Völker des alten Kontinentes tätigten, haben sie ihre Finanzlage vollkommen verändert, und heute ist Europa alljährlich genötigt, beträchtliche Summen an sie zu zahlen. Wenn ich Europa sage, müßte ich eigentlich in erster Linie Deutschland sagen, denn in Wirklichkeit haben Großbritannien, Frankreich und die verschiedenen anderen Länder, die an der normalen Abwicklung des Dawes-Planes interessiert sind, offen zu erkennen gegeben, daß sie bereit sind, die Summen, die Deutschland ihnen alljährlich zahlen soll, zu reduzieren, falls die Vereinigten Staaten von Amerika ihnen die interalliierten Schulden erlassen würden. Man kann mit Recht sagen, daß ein beträchtlicher Teil der von Deutschland auf

das Reparationskonto geleisteten Zahlungen auf dem Wege über Frankreich, Großbritannien, Belgien und Italien dem amerikanischen Kontinent zufließt.

Das ist jedoch nur eine Phase des Verhältnisses zwischen Amerika und Europa. Amerika war infolge des Krieges in der Lage, seine Produktion auf den verschiedenen Gebieten zu steigern, weit über die Grenzen hinaus, die man sich überlegterweise hätte stecken müssen. Amerika hat für seine Ausfuhr gewisse freigewordene Märkte gefunden, es hat sich neue Niederlassungen geschaffen, und man kann sagen, daß die amerikanische Industrie sich überall als energische und mächtige Konkurrenz der europäischen Industrie festgesetzt hat. Während diese Umwandlung vor sich ging, hielt Amerika jedoch unangetastet, ja, sogar hier oder da verstärkt das Schutzzollsystem aufrecht, das den meisten seiner Industrien eine ungehinderte Entwicklung gewährte und sie von der Sorge einer sowieso unmöglichen Konkurrenz befreite.

Man kann wohl mit Recht sagen, daß das Hauptübel Europas, an dem es heute krankt, größtenteils auf die beiden eben erwähnten Entwicklungen zurückzuführen ist. Wenn man die statistischen Ziffern des Außenhandels in jedem der großen Staaten, die unter den allgemein bekannten Krisen leiden, näher prüft, merkt man, wie die verstärkte amerikanische Konkurrenz das Problem der europäischen Produktion überall derart kompliziert hat, daß es im Augenblick fast unlösbar erscheint.

Diese amerikanische Vorherrschaft geht auf die vielfältigsten Gründe zurück: Die Finanzmacht Amerikas verleiht ihm ein Prestige, das ihm bei der Unterbringung der auszuführenden Erzeugnisse beträchtlich hilft. Amerika wendet sich auf seinem eigenen Gebiete an eine Menge von 120 Millionen von Konsumenten, die dank der hohen Gehälter eine größere Kaufkraft besitzen als die Verbraucher des alten Europas mit ihren armseligen Lohnverhältnissen. Amerika besitzt alle Rohstoffe, die von den verschiedensten Industrien gebraucht werden. Die Förderungskosten seiner Kohle sind die niedrigsten der Welt und sein fruchtbarer Boden gewährt ihm Jahr für Jahr eine zur Versorgung der Einwohner ausreichende Ernte.

Die Tatsache allein, daß sich Amerika ohne Angst vor einer ausländischen Konkurrenz an eine Bevölkerung, die eine so bedeutende Kaufkraft besitzt, wendet, erlaubt die Herstellung einer Serienproduktion in so gewaltigen Quantitäten, daß sie uns fast phantastisch erscheinen, und wir können nicht einmal davon träumen, sie in denselben Industrien in Frankreich, Deutschland oder Großbritannien zu erreichen. Alle Geschäftsleute wissen, daß die gewaltige Serienproduktion über eine gewisse Ziffer hinaus außerordentlich niedrige Gestehungskosten ermöglicht, und sie fragen sich voller Unruhe, was angesichts der ungeheuren Ausdehnung der Produktion der Vereinigten Staaten mit unseren eigenen Herstellungssystemen geschehen soll.

Es gibt ohne Zweifel auch einige Schatten in diesem Lichtbilde. Ein Teil des amerikanischen Reichtums ist auf der Macht seiner Landwirtschaft gegründet. Diese jedoch leidet und wird meiner Ansicht nach immer mehr darunter zu leiden haben, daß es Europa immer unmöglicher wird, ihr die Erzeugnisse abzukaufen. Hier wird es am klarsten ersichtlich, wie absurd das System ist, durch das sich die Völker, von der Lockung eines vorübergehenden Gewinnes berauscht, allmählich verführen lassen. Wenn wir nicht auf unserer Hut sind, wenn wir nicht diesseits und jenseits des Ozeans die Konsequenzen übersehen, die die Aufrechterhaltung der heutigen Methoden heraufbeschwörten, werden wir eines Tages in die Sackgasse der verzweifelten Lösungen hineingetrieben werden.

Man hat es oft wiederholt: „Aber warum organisiert ihr euch nicht in Europa auf einer ähnlichen Weise wie die Vereinigten Staaten von Amerika?" Einige meiner Freunde in New York und Washington, die alljährlich zu einer Vergnügungsreise nach Frankreich kommen, wundern sich, daß die Zollschranken, die einen freien Absatz der Güter hindern, nicht schon überall gefallen sind, da die Aufhebung der Zollgrenzen eine Menge von 100 Millionen von Konsumenten zur Verfügung stellen würde. Dieses alles läßt sich leicht sagen, aber sehr viel schwerer verwirklichen. Ist denn nicht das Schauspiel, das sich uns in Europa Tag für Tag bietet, ein Beweis dafür, daß der Gedanke der Vereinigten Staaten von Europa, bei dem heutigen Stand der Dinge, mindestens verfrüht wenn nicht ganz unmöglich ist? Getrennt durch die Sprache, durch die Traditionen und leider auch durch Jahrhunderte alte Konflikte können die europäischen Völker eine politische Union nicht einmal in ihren Träumen in Betracht ziehen, und der einzige Schritt, den man in dieser Richtung machen könnte, geschah durch — eine Ironie des Schicksals! — die Anwendung eines amerikanischen Gedankens. Der Völkerbund ist in Wirklichkeit der einzige Organismus, der versucht, eine Einheit der Doktrin in einigen, nicht sehr zahlreichen, Fällen zu schaffen. In wirtschaftspolitischer Hinsicht ist es jedoch nicht unmöglich, Europa derart zu organisieren, daß man ihm den Kampf mit der amerikanischen Industrie ermöglicht. Aber es ist eben dieser Kampf, den ich vermeiden möchte. Wir wollen doch nicht in dem Augenblick, in dem das Wort Frieden auf allen Lippen schwebt, die Keime zu künftigen Konflikten säen, wir wollen nicht den Krieg der Waffen durch einen Wirtschaftskrieg ersetzen.

Wir wären übrigens schon im Anfang dieses Kampfes genötigt, zu unserem Schutze feste Schranken in Form von Zollgrenzen zu errichten, die sich in Europa der Einfuhr der amerikanischen Produkte widersetzen würden. Solche Maßnahmen wären von den ernsthaftesten Konsequenzen begleitet und man muß sie hier energisch zurückweisen. Wir müssen auf eine ganz andere Weise verfahren: Wenn wir die zwischenstaatlichen Zusammenschlüsse in Europa zur Produktion und

Verteilung gewisser Erzeugnisse in Betracht ziehen, können wir unmöglich Amerika aus diesen Organisationen ausschließen.

Ich empfinde eine tiefe Freundschaft für das amerikanische Volk und bin von einer großen Achtung vor ihm erfüllt. Ich bewundere seine Energie, seine überschüssige Aktivität, den frischen Mut, mit dem es an alle Probleme herangeht und der in einem so starken Kontrast zu der Apathie gewisser europäischer Völker steht. Es ist die triumphierende Jugend im Verhältnis zum reifen Alter.

Ich habe jenseits des Ozeans sehr aufrichtige Freunde, die in schweren Stunden erfahren haben, daß sie auf meine Zuneigung rechnen können. Das erlaubt mir, ihnen zu sagen, welche Angst ich in diesem Augenblick empfinde, daß sie sich von dem Machtrausch ergreifen lassen. Ich möchte sie vor der Gefahr warnen. Ich möchte gleichzeitig allen Industriellen, allen Arbeitern des alten Europa zurufen: „Vereinigen wir uns, jedoch nicht, um gegen die Amerikaner zu marschieren, sondern um ihnen entgegenzugehen, um ihnen die Hände entgegenzustrecken und uns gemeinsam zu organisieren." Ich möchte andererseits meinen amerikanischen Freunden sagen: „Kommt uns entgegen, setzt euch mit uns an einen Tisch. Uns fällt ein Teil der Aufgabe zu, das Geschick des Menschengeschlechtes zu regeln. Wir wollen gemeinsam das Hohelied der Produktion singen, wir müssen jedoch die falschen Töne vermeiden. Wir müssen in erster Linie überall die Harmonie herrschen lassen. Wir wollen das Problem der Rohstoffe, des Warenabsatzes sowie die Frage der täglich wachsenden Bedürfnisse der Weltbevölkerung studieren. Wir müssen immer mehr produzieren, um die Waren billiger herstellen zu können, aber wir müssen uns vereinigen, um einen Absatz für unsere Erzeugnisse zu schaffen, indem wir den Verbrauch anspornen, ohne die Märkte zu überschwemmen."

Einige europäische Völker stellen sich vor, daß sie auf eigene Faust vorgehen können und unabhängig mit Amerika Vereinbarungen treffen. Ich beurteile sehr skeptisch die Ergebnisse, die sie damit erreichen können. Denn wir sind in dem alten Europa viel solidarischer, als wir es uns vorstellen. Wir haben die gemeinsamen Fehler, wenn wir auch gewisse gemeinsame Überlegenheiten besitzen. Darüber werden wir eines Tages in Genf aus Anlaß der internationalen Wirtschaftskonferenz sprechen können. Ich wiege mich zwar nicht in dem Glauben, daß sich dann wie unter der Berührung des Zauberstabes alle Probleme lösen werden, aber ich hoffe, daß wir damit den ersten Grundstein zu einem Gebäude legen, und ich möchte, daß dieser zu errichtende Bau ein Tempel zu Ehren einer fruchtbaren Zusammenarbeit des alten Europas und des neuen Amerikas werde.

Die Ursachen des amerikanischen Wohlstandes.

Von *Otto H. Kahn*,
Inhaber der Bank Kuhn, Loeb & Co.

Es wird im allgemeinen angenommen, daß Amerika seinen Wohlstand in erster Linie dem Weltkrieg zu verdanken hat. Ich bin jedoch der Ansicht, daß die Wirkungen des Krieges diese fortschreitende Bewegung Amerikas nur schneller und auffälliger gestaltet haben, daß diese Entwicklung jedoch in der Natur der Dinge lag und mit oder ohne Krieg gekommen wäre.

Ich erwähne nur die wichtigsten Gründe, ohne ihre vollkommene Aufzählung oder eine erschöpfende Analyse anstreben zu wollen:

1. Unser Land ist dank der Vorsehung mit einer Fülle natürlicher Vorteile und Möglichkeiten, wie kein anderes sie besitzt, gesegnet worden.

2. Wir erstrecken uns über einen Kontinent, der weder von Grenzen noch Zollschranken behindert wird. Wir haben kein bitteres Vermächtnis der rassenmäßigen, religiösen oder territorialen Konflikte vererbt bekommen. Wir haben keine Nachbarn, die unseren Frieden bedrohen.

3. Wir besitzen den unschätzbaren Vorteil einer wunderbaren Konstitution, die jeder Prüfung standgehalten hat. Unsere Grundsteine sind wahrhaftig von sehr klugen und weitsichtigen Männern gelegt worden, und wir dürfen nicht vergessen, daß einige dieser Steine, die zur Errichtung unseres Aufbaues verwendet wurden, aus teuer erkauften Erfahrungen, aus Leiden, Opfern und Kämpfen der älteren Nationen stammen.

4. Unsere Bevölkerung ist arbeitsam und intelligent, selbstbewußt, unternehmungslustig und strebsam, von vermoderten Traditionen und hindernden Vorurteilen frei, fortschrittlich und demokratisch in ihren Tendenzen, und zu gleicher Zeit an die amerikanischen Institutionen und die Grundfesten des amerikanischen Systems von ganzem Herzen gebunden, entschlossen, sie gegen alle Angriffe zu verteidigen, gegen die Lockungen des Bolschewismus und anderer umstürzlerischer Tendenzen gefeit. Es ist ein bemerkenswertes Phänomen und eine der großen Quellen unserer Stärke, daß Amerika durch die Alchemie seines

Geistes, durch den Ansporn seiner Möglichkeiten, durch die Wirkung seiner Umgebung und seines Klimas oder durch andere Elemente in der Lage war, die vielen Rassen, aus denen sich seine Bevölkerung zusammensetzte, zu einer neuen Rasse zu verschmelzen, die sich von den Völkern ihrer Abstammung unterscheidet, zu einem im wesentlichen zusammenhängenden Volksstamm von einer besonderen physischen und psychischen Eigenart.

5. Auch dies hat Amerika vor anderen Nationen voraus, daß es das Land der unbeschränkten Möglichkeiten ist. Der Weg nach oben ist jedem geöffnet. Wenn ein Mann die notwendigen Eigenschaften des Geistes und Charakters besitzt, wird ihn keiner an seinem Aufstieg hindern. Wir jubeln dem Selfmademan zu. Die Mehrheit der Führer der großen Unternehmungen hat auf der untersten Stufe der sozialen Leiter begonnen. Der Arbeiter von heute ist der Arbeitgeber von morgen. Im Gegensatz zu den Bedingungen, die in fast allen älteren Ländern herrschen, wird der einzelne in Amerika nicht gehindert, aus dem Stand, in dem er geboren wurde, aufzusteigen. Unsere sogenannten Klassen sind dauernd im Fluß begriffen, und ebenso, wie es keine klassenmäßigen Fossilien im amerikanischen Leben gibt, so sind auch in der amerikanischen Industrie keine veralteten Methoden vorhanden. Wir sind im Gegenteil in unserem Geschäftsleben allen neuen Versuchen besonders zugänglich. Wir zögern nicht, unsere Betriebseinrichtungen niederzureißen, unsere Maschinen zum alten Eisen zu werfen, unsere Methoden aufzugeben, wenn etwas anderes und neues eine größere Wirksamkeit verspricht.

6. Der Wohlstand ist, mit Ausnahme der landwirtschaftlichen Bevölkerung (auf die ich später zurückkommen werde), mehr verbreitet als je zuvor oder in irgendeinem anderen Lande. Das Lebenshaltungsniveau der Bevölkerung ist ebenfalls höher als es je bei uns oder in anderen Ländern erreicht worden ist. Der Unterschied zwischen dem, was einem Manne mit kleinen Mitteln und dem Wohlhabenden, ja, sogar Reichen, zugänglich ist, vermindert sich von Tag zu Tag. Einer der Gründe, der meiner Ansicht nach diese ungeheuer wichtige Steigerung des Verbrauchs verursacht hat, ist die weitgehende Anwendung des Systems der Ratenzahlung. Dies ist meiner Ansicht nach, vom sozialen Standpunkt aus gesehen, eine ausgezeichnete demokratische Einrichtung. Sie macht den breiten Massen des Volkes die Krediterleichterungen des Landes zugänglich, die früher nur für Geschäftsleute vorhanden waren. Sie gewährt ihnen einen Einsatz, ein Interesse und einen Anteil am Kreditaufbau des Landes, zu dessen Errichtung ihre Ersparnisse beigetragen haben. Ich weiß, daß eine Anzahl von Bankleuten und Finanzsachverständigen der Wirtschaft ihre Köpfe über das neue System schütteln, und es höchst bedenklich finden. Selbstverständlich können dabei Mißbräuche vorkommen und es muß daher sorgfältig be-

obachtet und kontrolliert werden. Wie jeder andere Geschäftsmechanismus verlangt auch dieses System, um richtig zu funktionieren, Selbstzurückhaltung und Vorsicht. Aber bis jetzt weist noch nichts darauf hin, daß diese Erleichterungen mißbraucht worden sind. Der beste Beweis dafür, daß die breiten Massen der Männer und Frauen keineswegs den Kopf darüber verloren haben und die Vorsorge für die Zukunft nicht vergaßen, ist die Tatsache, daß die Guthaben in der Sparkasse in der letzten Zeit beträchtlich zugenommen haben und mehr Lebensversicherungspolicen ausgegeben wurden, als je vorher. In Verbindung damit steht eine andere wichtige und verhältnismäßig neue Tatsache, daß Amerika das Land der kleinen Anleihezeichner geworden ist. Vor nicht mehr als zwölf Jahren hat eine sorgfältige und maßgebende Statistik ergeben, daß in unserem riesigen Lande nicht mehr als 400 000 Aktienbesitzer vorhanden waren. Dank dem Ansporn der Liberty Bonds, der natürlichen Entwicklung und in erster Linie der außerordentlichen Energie des Bankwesens, das mit großer Schnelligkeit ein Verteilungssystem ausgearbeitet und einen Feldzug zu seiner Verbreitung durchgeführt hat, ist dieses Bild vollkommen verändert worden. Breite Massen kleiner Aktienbesitzer sind in Erscheinung getreten. Eine ungeheure Aufnahmefähigkeit für sichere Papiere ist geschaffen worden. Es ergab sich dadurch, neben der sehr erwünschten Tatsache, daß eine viel größere Menge als bisher einen Anteil an den günstigen finanziellen Ergebnissen der industriellen Tätigkeit des Landes eingeräumt bekam, auch noch die Möglichkeit, der ungeheuren Nachfrage der Industrie nach Geldmitteln bei uns, in Europa und auf anderen Kontinenten zu begegnen. Ohne die Mitarbeit der großen Masse der kleinen Anleihezeichner wäre es nicht möglich gewesen, die Anforderungen, die an das Kapital Amerikas gestellt wurden, zu erfüllen.

7. Die Beziehungen zwischen Kapitalismus und Arbeiterschaft haben sich wesentlich gebessert. Selbstverständlich gibt es noch hie und da manche Schwierigkeiten. es gibt noch Fälle, in denen die Arbeiter unter ungenügender Bezahlung, schlechten Arbeitsverhältnissen und zu großer Beanspruchung zu leiden haben, wie es auch Fälle gibt, in denen sich die Arbeiterschaft unter dem Einfluß schlechter Berater auf unrechte Wege leiten ließ. Aber im großen und ganzen schlug die organisierte Arbeiterschaft eine konstruktive, gemäßigte und vernünftige Politik ein. Die Führer der Arbeiterschaft haben sich der Tatsache nicht verschlossen, daß die Aufrechterhaltung des hohen Lohnniveaus eine Produktion in großem Ausmaße voraussetzt. Die Ansichten, zu denen sich die Arbeiterverbände öffentlich bekannt haben, und zwar, daß sie Methoden und Maschinen willkommen heißen, die eine erhöhte Produktion gewährleisten, vorausgesetzt, daß die Arbeiterschaft ihren entsprechenden Anteil an dem Ergebnis bekommt, waren von großer und günstiger Bedeutung. Andererseits hat die große Mehrheit der Arbeit-

geber erkannt, daß es klüger ist, die Arbeiterschaft zufriedenzustellen, ihre Rechte und Gefühle zu berücksichtigen und nicht die Löhne zu drücken, sondern die höchsten Löhne, die sich nur irgendwie mit einer erfolgreichen Durchführung des Unternehmens vertragen, zu bewilligen.

8. Auch die großen Geschäftsunternehmungen haben manches durch die Erfahrungen der letzten Zeit gelernt. Vor einer Weile, die nicht zu lange zurückliegt, pflegten sich die großen Führer der Wirtschaft in ein „würdiges Schweigen" zu hüllen. Erklärungen waren verpönt. Es gehörte zum Prinzip der Geschäftsführung, daß man auf die Angriffe des Mannes von der Straße nicht einging. Als jedoch diese Angriffe sich immer heftiger wiederholten und einige sehr empfindliche Punkte der Verwaltung trafen, merkte man, daß eine Verachtung der öffentlichen Meinung in einem demokratischen Staat nicht am Platze ist. Die Wirtschaftsführer lernten es schließlich, daß sie sich zu Erklärungen bequemen und das Volk in ihr Vertrauen ziehen müssen, daß es ohne einen Appell an die Intelligenz der Massen, denen man begreiflich machen mußte, daß der Wohlstand des Geschäftslebens ihren eigenen Wohlstand bedeutet, nicht mehr geht. Sie haben gelernt, daß es gefährlich ist und sich auf lange Sicht hinaus nicht auszahlt, sich hinter Mitteln zu verschanzen, die das Licht der öffentlichen Meinung nicht vertragen. Eine führende Rolle in der Wendung der Dinge, in dieser Aussöhnung mit dem Publikum, spielen die Eisenbahngesellschaften. Sie haben bewiesen, daß es ihr Ziel ist, der Bevölkerung zu dienen, und daß sie imstande sind, ihre Leistungen zu verbessern, wenn sie von einer bürokratischen Einmischung der Regierungsstellen oder von einer kurzsichtigen Gesetzgebung unbelästigt bleiben. Die Eisenbahnen haben sich zu Verteilern des Wohlstandes entwickelt. Man sagt nicht zuviel, wenn man behauptet, daß die Prosperität, deren sich das Land in den letzten Jahren erfreute, ohne die Tüchtigkeit und den großzügigen Geist der Eisenbahnverwaltungen nicht erreicht worden wäre.

Dies sind meiner Ansicht nach die Hauptgründe der heutigen Prosperitätsära. Ich übersehe dabei nicht die vorhandenen Unzulänglichkeiten und die Gefahren, vor denen wir uns schützen müssen, und ich behaupte auch nicht, daß man aus Begeisterung über den heutigen Zustand den Fortschritt vergessen soll. Ich habe im Gegenteil die tiefe Überzeugung, daß die Aufrechterhaltung und Verbreitung der ethischen Maßstäbe, die Berücksichtigung der geistigen Erfordernisse, der Widerstand gegen Einflüsse, die die Rasse und das Festhalten an nationalen Traditionen schwächen können, das unaufhörliche Streben nach den Gefühlen der nationalen Gerechtigkeit, die ihren wirksamsten Exponenten in dem verstorbenen Theodor Roosevelt fand, und die dauernde Suche nach verbesserten Methoden in allen Richtungen unserer Aktivität, notwendige Voraussetzungen für den bleibenden Wohlstand unseres Volkes sind.

Ich möchte noch auf ein Problem hinweisen, das mit der Prosperität des Landes eng verbunden ist, und zwar die Frage der Landwirtschaft. Es hat keinen Sinn, sich mit der Behauptung, daß es kein Landwirtschaftsproblem gibt, daß es in gewissen Teilen Amerikas den Landwirten ganz gut geht, und es am besten ist, sie in Ruhe zu lassen, hinwegzuhelfen, und abzuwarten, bis die Wirtschaftskräfte sich nach dem Gesetz des Angebotes und der Nachfrage und der Lehre von dem Überleben des Tauglichsten auswirken werden. Die soziale Auffassung von heute ist über eine solche Stellungnahme hinaus. Aus mancherlei Gründen ziehen wir es heute vor, in die Auswirkung dieses Gesetzes und dieser Lehre einzugreifen. Die Ziffern, die den Durchschnittsertrag der Landwirtschaft zeigen, sind allgemein bekannt. Sie beweisen über alle Zweifel hinaus, daß es ein landwirtschaftliches Problem gibt, sie zeigen in unmißverständlicher Weise, daß der Landwirt seit Jahren keine entsprechende Entschädigung für seine Arbeit bekommen hat, daß er als einziger an der großen Prosperität, die den anderen Berufen zufiel, nicht teilgenommen hat. Sie erklären auch in allzu überzeugender Weise, warum Millionen unserer landwirtschaftlichen Bevölkerung unzufrieden sind und sich durch den heutigen Zustand der Dinge als benachteiligt empfinden.

Ich fühle mich nicht berufen, auf Maßnahmen zur Behebung dieses Übels hinzuweisen, aber davon bin ich überzeugt, daß das landwirtschaftliche Problem ein Teil unseres Problems ist, und daß sowohl Gerechtigkeit als auch unser eigenstes Interesse an der Volksgemeinschaft und hauptsächlich an unserer Industrie die Forderung stellen, alles zu unternehmen, um die Unzufriedenheit der Landwirte zu beheben. Die maßgebenden Sachverständigen der Landwirtschaft müßten zusammenkommen, um die geeignetsten Maßnahmen vorzuschlagen. Unsere Geschäftswelt muß diese Maßnahmen, so neu und ungewöhnlich sie auch sein mögen, bereitwillig aufnehmen und ihr Bestes tun, um sie durchzuführen. Ich betone noch einmal, wie wichtig es ist, daß die Geschäftswelt ihr Bestes tut, um dem Landwirt zu helfen und — was noch wichtiger ist — ihm zu beweisen, daß sie ihm ehrlich helfen will und nicht gleichgültig an seiner Not vorübergeht.

Mit Ausnahme der wichtigen Einschränkung im Hinblick auf die Landwirtschaft und mit wenigen anderen Ausnahmen sehe ich nichts in der jetzigen Lage, was die günstigen Aussichten des kommenden Jahres trüben könnte. Es ist ja selbstverständlich, daß der Geschäftsmechanismus nicht immer im schnellsten Tempo gehalten werden kann. Ein Nachlassen muß sich früher oder später einstellen. Aber ich sehe keinen Grund, warum es mehr als eine vorübergehende Phase sein soll. Das Thema jedoch, das ich jetzt hier behandle, fordert Betrachtungen heraus, die sich aus der Übersicht unserer Lage ergeben und die sich auf ein viel weiteres Feld erstrecken.

Eines der erfreulichsten Kennzeichen der vorhandenen Prosperitätsära ist die Tatsache, daß neben den erfolgreichen Ergebnissen der materiellen Bemühungen wir auch überzeugende Beweise besitzen, daß das Land immer mehr an der Schaffung der kulturellen Werte und der geistigen Aktiva interessiert ist. Während meiner letzten langen Reise durch den Westen Amerikas, die mich mit Menschen jeder Art in Kontakt brachte, fiel mir in erster Linie auf, daß eine Bewegung durch das Land ging, eine Suche nach der Erfüllung eines volleren, reicheren und vertieften Lebens. Aus dem Wohlstand des Volkes selbst erwächst die Frage: ist das alles? Wenn dieser so sehr ersehnte Wohlstand keinen anderen Lohn bringt, als etwas mehr Geld, die Erfüllung noch einiger Wünsche mehr, ein wenig Luxus in den Bereich unserer Möglichkeiten nähergerückt, einige Vergnügungen mehr — ist das die ganze Entschädigung, die wir für unsere gutbezahlte Arbeit bekommen? Es muß etwas mehr geben. Es muß etwas sein, daß dies alles ergänzt und uns andere Befriedigungen gibt, die wir instinktiv brauchen. Wo sind sie, wo können wir sie finden? Laßt uns den Weg suchen, laßt uns das Ziel sehen. Inmitten der weiter verbreiteten Prosperität und einem größeren Maß von Befriedigung der materiellen Bedürfnisse des Volkes, als es je vorher vorhanden war, hungern die Seelen vieler Frauen und Männer. Immer mehr Menschen warten auf den Ruf, der sich von materiellen Zielen und Bedürfnissen unterscheiden würde. Ich sehe dies trotz gewisser Tagesphänomene, die auf den ersten Blick das Gegenteil bedeuten könnten. Sie sind jedoch nur Nebenerscheinungen eines Übergangsstadiums, Symptome einer fortschreitenden Bewegung, die nach einem Ausdruck sucht.

Eines der wichtigsten Gebiete, auf denen sich diese Tendenz, die ich während meiner Reise durch den Westen feststellen konnte, auswirkt (sie äußert sich hauptsächlich bei den Frauen, aber das ist ein anderes Kapitel, auf das ich jetzt nicht eingehen kann), ist die Förderung der Kunst, ist der Wunsch, den Geschmack an dem Schönen zu bilden und ihm eine größere und vollere Bedeutung im amerikanischen Leben einzuräumen. Die Aufnahme des Kunstthemas in den Rahmen eines volkswirtschaftlichen Artikels mag im ersten Augenblick befremden, aber ich fühle, daß in der Übersicht der grundlegenden Elemente unserer heutigen Lage auch auf die immer wachsende Bedeutung und den Einfluß der Kunst als eines Faktors im Leben von Millionen von Menschen hingewiesen werden muß. Ich kann hier manche Beispiele von Männern zitieren, wie Morgan, Frick, Widener, Juilliard, die besonders erfolgreich im Geschäftsleben waren und zugleich die Kunst liebten und pflegten und sie aktiv gefördert haben. Selbst vom rein geschäftlichen Gesichtspunkt angesehen, ist die Pflege des öffentlichen Geschmackes, die eine Pflege der Kunst bedeutet, in mancherlei Hinsicht besonders erwünscht. Sie ist nicht nur ein Aktivum des Staatslebens in dem

Sinne, daß sie das Volk lehrt, alles Schöne und Erhabene zu schätzen und einen Widerwillen gegen alles Niedrige und Gemeine erweckt, sondern sie ist auch eine Anlage, die eine in Dollar auszurechnende Dividende trägt. Die Kunst macht sich bezahlt. Schönheit ist die beste Politik. Der kultivierte Geschmack des französischen Volkes, der seit Generationen entwickelt ist, hat ungezählte Millionen in die Geldschränke der Franzosen gebracht und bringt sie noch heute. Die Kunstwerke, die in den italienischen Städten in den Zeiten der Renaissance geschaffen wurden, wirken noch heute nach vier- bis fünfhundert Jahren wie ein mächtiger Magnet, der Reisende und Geld in das Land zieht. Sie sind heute ein sehr wichtiges Element in der Handelsbilanz Italiens. Die Kunst ist keine rein intellektuelle Angelegenheit oder ein Spielzeug des Luxus. Sie ist ein wichtiges Element der staatlichen Besserung, ein mächtiger Faktor der Erziehung, ist das Wesen selbst der Demokratie. Bei dieser unzulänglichen und flüchtigen Aufzählung der Bedeutung der Kunst für unsere Geschäftsleute möchte ich noch sagen, daß wir alle, die Reichen wie die Armen, unseren Gefühlen ein Feld einräumen müssen. Ein Teil dieser Unruhe von heute, ein Teil dieser Auflehnung gegen das Gesetz, manche Äußerungen aufrührerischer Tendenzen entstehen meiner Ansicht nach aus dem Impuls der Reaktion gegen die Leere des Alltags. In dieser Hinsicht kann die Kunst manches tun, indem sie diese emotionellen Impulse befriedigt und sie in einen befruchtenden Kanal leitet, statt sie den Irreführungen des Zufalls zu überlassen.

Wir sind daran gewöhnt, als sehr sachlich angesehen zu werden, und wir halten uns selbst dafür, aber in Wirklichkeit haben wir eine große Beimischung von Sentiment und Romantik. Wir schämen uns dessen ein wenig, aber diese Gefühle tauchen oft an den unerwartetsten Stellen und in seltsamen Formen auf. Ich glaube, daß das amerikanische Volk eine geistige Eigenschaft in größerem Maße besitzt, als jedes andere, und zwar den Idealismus. Er scheint mir eines der wichtigsten Attribute für Amerika zu sein. Er ist bis jetzt noch unbeholfen; manche seiner Äußerungen sind trivial, linkisch, billig, aber manche davon sind bewunderungswürdig, und wie auch die Ausdrucksform sein mag, das Gefühl an sich ist sehr tief, echt und vielversprechend. Ich bin davon überzeugt, daß kein Mensch, der nicht in irgendeiner Form, in irgendeiner versteckten Falte seines Wesens, vielleicht ihm selbst unbekannt, diesen nationalen, idealistischen Zug besitzt, in Amerika zu irgendeinem großen und dauernden Erfolge gelangen kann, und glaube, daß das selbst für das Geschäftsleben zutrifft. Ich erinnere mich, wie ich einmal mit einem Bekannten aus Europa meinen Freund und Kompagnon, den verstorbenen Edward H. Harriman, den „Eisenbahnkönig", in seinem Bureau aufsuchte. Als wir nach einer halbstündigen Unterredung mit Harriman weggingen, rief mein europäischer Bekannter

aus: „Und diesen Harriman hält man für einen hartgesottenen Geschäftsmann? Er ist ein großer Dichter — nur mit dem Unterschied, daß er in Schienen und Rädern reimt."

Amerika ist als das Land des allmächtigen Dollars bezeichnet worden. Dies trifft sicherlich für die Gegenwart nicht zu. Ich glaube auch nicht, daß es zu irgendeinem Zeitpunkt wahr gewesen ist. Ich glaube, daß selbst in den materialistischesten Tagen in Amerika die Gewalt der Idee und das Streben nach dem Ideal stärker waren als der Dollar.

Unsere Macht und unsere Erfolge haben uns eine Pflicht und eine Verantwortung auferlegt, die in ihren Ausmaßen dieser Macht und diesen Erfolgen entsprechen müssen. Aus diesem Verantwortungsgefühl heraus erwächst die Stellungnahme Amerikas gegenüber Europa. Nach der Bitterkeit, der Zerstörung und den furchtbaren Leiden des Krieges folgte eine Reihe beklagenswerter Friedensverträge, die von den Siegern oder besser gesagt von den wenigen Männern, die das Schicksal zu Sprechern der siegreichen Nationen aufwarf, diktiert, nur noch weitere Verwicklungen schufen. Man könnte in der ganzen Geschichte der Friedensschlüsse kaum eine Parallele zu dem Unverstand und den schädlichen Wirkungen dieser Verträge finden, sowohl vom Standpunkt der Sieger als auch von dem der Besiegten und der ganzen Welt gesehen.

Man kann mit Freude feststellen, daß das letzte Jahr in den Beziehungen der Großmächte, hauptsächlich im Verhältnis zwischen Deutschland und Frankreich, eine willkommene Entwicklung gebracht hat. Der Geist der Versöhnung, der Wunsch nach normalen Beziehungen, das Streben nach dauerndem Frieden, die Anerkennung der gegenseitigen Abhängigkeit des Volkswohlstandes ersetzen allmählich den Geist, der in den übelberatenen Friedensverträgen und den sich daraus ergebenden Handlungen seinen furchtbaren Ausdruck fand. Anders jedoch liegen die Dinge in den sogenannten Sukzessionsstaaten und dem Balkan. Die ungerechten Bestimmungen, die politischen und territorialen Fehlgriffe, wie die Verkennung der Wirtschaftslage, die jene Verträge kennzeichnen, die ungerechte Behandlung der Minderheiten, die gegenseitigen Verdächtigungen und Intriguen, die kleinliche und kurzsichtige Wirtschaftspolitik, hauptsächlich im Handelsverkehr, — alle diese Elemente verschwören sich zur Gefährdung der Ruhe und des Wohlstandes dieses Teiles Europas.

Ich halte es für unsere Pflicht — eine Pflicht, die uns unser Wohlstand und unsere Macht auferlegen —, alles Erdenkliche zu tun, um Europa zu helfen und ihm die Wiederherstellung der normalen Verhältnisse zu erleichtern. Das bedeutet jedoch nicht unseren Eintritt in den Völkerbund. Ich war von Anfang an gegen den Eintritt Amerikas, solange die bestehenden Satzungen gelten, und ich halte heute noch an meinem Standpunkt fest. Aber wir können auch Europa außerhalb des Völkerbundes helfen; das gebietet uns nicht nur unsere Pflicht,

sondern auch unser Vorteil, da ein prosperierendes Europa ein besserer Abnehmer unserer Erzeugnisse sein wird, als ein armer und erschöpfter Kontinent. Ich hörte oft den Einwand: „Wenn wir Europa helfen, schaffen wir uns einen mächtigen Konkurrenten." Ich glaube nicht, daß dieser Einwand unanfechtbar ist oder unsere Einstellung im geringsten beeinflussen sollte. Ein starkes Europa wird selbstverständlich eine größere Konkurrenz für uns bedeuten, aber der europäische Wohlstand bringt zugleich einen größeren Handelsverkehr, eine stärkere Absatzmöglichkeit, einen viel größeren Umsatz im Geschäftsverkehr der Welt mit sich, und an dem größeren Umsatz werden auch wir beteiligt sein. Ich glaube, daß der Ansporn der Konkurrenz und der Zwang, seine Stellung behaupten zu müssen, Wachsein und Fortschritt bedeutet.

Wer kann sich außerdem bei den heutigen sozialen Auffassungen leisten, sich dem Unwillen der Gemeinschaft auszusetzen, indem er selbstgefällig auf seinen Geldsäcken sitzt und sich um die Umwelt nicht kümmert? Muß sich nicht jeder einzelne, der einen großen Erfolg errungen hat, sozusagen als Anleihekapital der Allgemeinheit betrachten und die Verpflichtung fühlen, sein gewonnenes Vermögen als Dividende der Leistungen für die Allgemeinheit abzuzahlen? Dasselbe gilt für die Nationen. Ebenso wie der erfolgreiche Geschäftsmann sich durch Hilfsbereitschaft in den Augen seiner Mitmenschen seines Glückes würdig zeigen muß, so müssen wir auch als Volk dafür sorgen, daß ein Teil dieser großen Macht und des Wohlstandes, die uns zufielen, im Dienste der Menschheit verbraucht werden. Das ist kein sentimentaler Unsinn; das ist das Gefühl des elementaren Anstandes, und ich glaube, daß es auch ein gesundes Geschäftsprinzip ist.

Diese Gedankengänge führen mich zu dem Thema der Schuldenregelung. Ich bin immer für die weitgehendste Großzügigkeit unsererseits in der Regelung der Kriegsschulden der Alliierten eingetreten, und zwar sowohl aus ethischen wie aus wirtschaftspolitischen Gründen. Ich glaube, daß die Anwendung des Kriteriums der Zahlungsfähigkeit bei der Regelung der alliierten Schulden weder gerecht noch klug ist. Aber ich halte meiner Ansicht nach die Zeit noch nicht für gekommen, um dieses Thema auf das Forum der öffentlichen Diskussion zu bringen. Es ist nicht die leiseste Aussicht vorhanden, daß der Kongreß in absehbarer Zeit einen Vorschlag zur Abänderung der bestehenden Regelungen berücksichtigen wird. Diese Abmachungen sind entweder formal ratifiziert worden oder sie verkörpern Schlußfolgerungen, zu denen diejenigen, die autorisiert waren, die betreffenden Nationen offiziell zu vertreten, gelangt sind. Die einzige wichtige Regelung, die noch nicht ratifiziert ist, ist das Abkommen mit Frankreich. Alle wohlgesinnten Freunde Frankreichs in Amerika, zu denen ich mich selbst zähle, hoffen, daß es in nächster Zeit ratifiziert wird. Ich bin sicher, daß vor dieser Ratifizierung jede öffentliche Diskussion über dieses Thema seitens amerikanischer Staatsbürger — so gut gemeint sie auch sein mag —

nur eine Enttäuschung und damit Verschärfung der Lage mit sich bringen kann. Ich glaube, daß, selbst wenn die erhoffte Ratifizierung im französischen Parlament und amerikanischen Senat durchgeführt wird, es am besten wäre, wenn das Thema aus der öffentlichen Diskussion und hauptsächlich aus den internationalen Besprechungen für eine Zeitlang verschwinden würde. Man soll die Zeit sich auswirken lassen. Die Zeit wird schon zeigen, wie weit diese Abkommen aus Großzügigkeit und eigenem Interesse heraus geändert werden müssen. Man kann heute nicht behaupten, daß in der Schuldenregelung zwischen Amerika und den Alliierten das letzte Wort schon gesprochen wurde. Die wirtschaftlichen und ethischen Kräfte sind stärker als die von Menschen getroffenen Abmachungen. Durch das Auswirken dieser Kräfte werden die Schuldenabkommen auf ihren Fortbestand hin geprüft werden. Wir dürfen uns nicht in der Zwischenzeit über alles Bittere und Ungerechte, das jenseits des Ozeans von den Völkern, die unseren Frieden, unseren Wohlstand und unseren Mangel an schwierigen Problemen sehen, gesagt wird, beklagen. Sie blicken auf ihre eigenen Wunden, ihre Sorgen und ihre Schwierigkeiten. Sie denken an die furchtbaren Leiden, an die ungeheuren Nöte, die schrecklichen Verluste, die sie in der Prüfungszeit der vier Kriegsjahre erlitten haben. Sie vergleichen die gesunden Verhältnisse bei uns mit ihrer eigenen Lage, und kein Wunder, daß sie neidisch oder scharf in ihrem Urteil werden. Wir müssen auch zugeben, daß wir für eine Nation, die die Reklametechnik zu einer so großen Kunst entwickelt hat, eine seltsame Ungeschicklichkeit in der Erklärung unserer Mentalität und unseres Zustandes gezeigt haben. Es ist uns (hauptsächlich unseren Regierungsvertretern) nicht gelungen, unsere Motive und unsere Denkweise der europäischen öffentlichen Meinung verständlich zu machen. Wir können es uns leisten, abzuwarten, bis das Wohlwollen der Welt uns versteht. Wir wollen in erster Linie mit den Predigten und Mahnungen in Europa, mit Reden und Schriften aufhören, in denen wir in selbstgefälliger Weise die Überlegenheit Amerikas zur Schau tragen. Statt des pharisäischen Geistes wollen wir uns bemühen, die Kompliziertheit der jahrhundertealten Probleme der alten Welt zu verstehen, über die Meere von Blut geflossen sind und die, obwohl in vermindertem Maße, noch immer als Quellen der Sorge und Gefahr in Europa fortbestehen. Und wir wollen nur demütig dankbar dafür sein, daß eine gütige Vorsehung uns solche Probleme ersparte.

Die päpstliche Friedensaktion 1917.

Von *Joh. Victor Bredt,*
Professor der Universität Marburg, M. d. R.

Die päpstliche Friedensaktion von 1917 ist in letzter Zeit der Gegenstand lebhafter Aufmerksamkeit gewesen, weil der parlamentarische Untersuchungsausschuß des Reichstags sich mit der Frage befaßt hat. In dem Bredtschen Gutachten für den Untersuchungsausschuß: „Der Reichstag im Weltkriege" war die Aktion behandelt worden lediglich im Zusammenhange mit der *inneren* Politik während des Weltkrieges. Durch die erste Veröffentlichung von Dr. Michaelis in der Presse wurde die Frage schon hinübergespielt auf das Gebiet der auswärtigen Politik. Und als dann vor dem Ausschuß neben Dr. Michaelis auch der Staatssekretär v. Kühlmann vernommen wurde, trat der Gesichtspunkt der auswärtigen Politik noch mehr in den Vordergrund. Es ist danach etwas schwierig, auf das eigentliche Thema wieder zurückzukommen.

Der zweite Unterausschuß des parlamentarischen Untersuchungsausschusses hatte die Frage der Friedensaktion schon vom auswärtigen Standpunkte aus behandelt. Um die Mitte des Jahres 1917 war der Weltkrieg auf einen Punkt angekommen, der an den verschiedensten Stellen plötzlich der Gedanke an Frieden aufkommen ließ. Der Schützengrabenkrieg schien endgültig festgefahren, an einen entscheidenden Durchbruch im Westen glaubte keine der Parteien mehr. Auf seiten der Entente konnte man mit einem Eingreifen Amerikas noch nicht rechnen, und eine Siegesgewißheit bestand noch keineswegs. Umgekehrt war die Gefahr des U-Boot-Krieges noch keineswegs gebannt, so daß auch hier gewisse Besorgnisse bestehen konnten. Auf seiten der Mittelmächte hatte sich herausgestellt, daß mit einem langen Durchhalten Österreich-Ungarns nicht mehr zu rechnen war. Die Denkschrift des Grafen Czernin, die durch Erzbergers Indiskretion auf dem Frankfurter Katholikentage bekannt wurde, hatte hier eine deutliche Sprache geredet. Diese Gedankengänge auf beiden Seiten ließen in dieser Zeit

— der einzigen des ganzen Weltkrieges — den Gedanken an Frieden wenigstens in das Stadium der Diskussion rücken.

Es ist heute kein Zweifel mehr, daß ein wirkliches Friedensverlangen nur auf deutscher Seite vorgelegen hat. Frankreich hat, wie wir heute wissen, sehr bald die bestimmte Erklärung abgegeben, daß es einen Verständigungsfrieden *nicht* wolle. England hat zweifellos den Gedanken sehr ernsthaft erwogen und ist nicht unbedingt ablehnend gewesen; es hat nur auf Grund der bestimmten Ablehnung Frankreichs den Gedanken nicht weiter verfolgen können.

Auf deutscher Seite sehen wir zunächst die bekannte Friedensresolution des Reichstags vom 19. Juli 1917, bei der man sehr zweifelhaft sein kann, ob sie dem Frieden dienlich gewesen ist, die aber zum mindesten den Willen zum Verständigungsfrieden deutlich zum Ausdruck brachte. Dazu kam die Vorbereitung für die Stockholmer Konferenz, die gerade von den deutschen Sozialdemokraten mit großen Hoffnungen begrüßt wurde, die ihnen aber schwere Enttäuschungen bereitete. Diese Stockholmer Konferenz war dem Kaiser nicht übermäßig sympathisch, denn es war ihm kein sehr angenehmer Gedanke, den Frieden aus den Händen der Sozialdemokratie entgegennehmen zu müssen. Daher legte der Kaiser um so größeres Gewicht auf eine andere Vermittlung, nämlich die des Papstes, auf die noch weiter einzugehen ist. Ob allerdings der Kaiser, wie er schreibt, selbst diese päpstliche Friedensaktion angeregt hat, erscheint sehr zweifelhaft; es steht nur fest, daß er große Hoffnungen auf sie setzte. Nun war aber wiederum der Reichsregierung die päpstliche Vermittlung nicht sehr sympathisch, aus Gründen, die noch nicht völlig geklärt sind. Bestimmt unrichtig ist die Darstellung des Ritters v. Lama, daß Dr. Michaelis aus konfessioneller Voreingenommenheit dem Papste die Ehre nicht habe gönnen wollen. Überhaupt ist Dr. Michaelis persönlich hier von sehr geringer Bedeutung gewesen, da er sich völlig von Kühlmann hat leiten lassen. Kühlmann aber war selbst Katholik und handelte bestimmt nicht auf Grund konfessioneller Voreingenommenheit. Es bestand aber offensichtlich der Argwohn, daß bei der Zusammensetzung der Kurie das Geheimnis nicht völlig gesichert sei und weiter die Befürchtung, daß der Papst gerade in Frankreich als Vermittler nicht sehr begrüßt werde. So unternahm Kühlmann nebenher noch eine weitere Aktion durch den spanischen Gesandten, Marquis Villalobar. Diese Aktion war diejenige, die offenbar von der deutschen Regierung ernsthaft betrieben wurde, die aber so, wie sie betrieben wurde, zu gar keinem Ergebnis führen konnte. Von dieser Aktion erfuhr die Öffentlichkeit aber nichts, während von der Stockholmer Konferenz und der päpstlichen Aktion in den Zeitungen zu lesen war. Von ihr erfuhr aber auch der Reichstag nichts, und hier liegt der Schlüssel zu dem Gewirre jener Tage, das sich heute unseren Blicken darstellt.

Die päpstliche Friedensaktion selbst hat folgende Entwicklung ge-

nommen. Am 26. Juni 1917 erschien der päpstliche Nuntius Pacelli beim Reichskanzler v. Bethmann Hollweg und bat um vertrauliche Bekanntgabe der deutschen Kriegsziele, indem er gleichzeitig einen Brief des Papstes an den deutschen Kaiser vorlegte. Der Reichskanzler nahm die Frage durchaus ernst und beantwortete demgemäß die Hauptfrage des Nuntius nach den deutschen Kriegszielen in bezug auf Belgien. Er erklärte, daß Deutschland bereit sei, Belgien bei Friedensschluß ohne Einschränkung herauszugeben, allerdings nur unter der Voraussetzung, daß es nicht umgekehrt unter eine politische, militärische oder wirtschaftliche Abhängigkeit von England oder Frankreich gerate. Am 29. Juni hatte dann der Nuntius eine Unterredung mit dem Kaiser, bei der er sich vor allem über die Arbeiterdeportationen beschwerte, die aber im übrigen die Ausführungen des Reichskanzlers bestätigte.

Nun erfolgte der Rücktritt des Reichskanzlers v. Bethmann-Hollweg und der Amtsantritt von Dr. Michaelis, gleichzeitig wurde im Reichstage die Friedensresolution beschlossen. Damit ergab sich ein völlig neues Bild, denn durch die Friedensresolution war auch die Frage von Belgien in diesem Rahmen völlig klargestellt. Wenn die Friedensresolution wirklich gelten sollte, dann war die Freigabe von Belgien eine Selbstverständlichkeit. Es kam nur darauf an, ob die Reichstagsmehrheit in der Lage war, ihrer Meinung auch Geltung zu verschaffen und ob Reichsregierung und Oberste Heeresleitung sich dem Beschlusse fügen würden. Um diese Frage allein handelte es sich in dem Gutachten für den Reichstagsausschuß; diese Frage ist aber überhaupt die wichtigste in diesem ganzen Zusammenhange.

Unter dem 1. August 1917 versendete der Papst die offizielle Friedensnote an alle Kriegführenden. Er ermahnte sie in allgemein menschlichem und besonders christlichem Sinne zum Frieden, ging dann aber auch zu bestimmten Vorschlägen über. Und auch jetzt wieder stand im Mittelpunkte die Frage von Belgien. Der Papst erklärte, daß die Bedingung sei: „Von deutscher Seite müßte Belgien vollständig geräumt, es müßte eine Bürgschaft festgestellt werden für dessen volle, politische, militärische und wirtschaftliche Unabhängigkeit von welcher Macht immer." Das war genau das, was der Nuntius seinerzeit mit Bethmann Hollweg verabredet hatte; das war aber auch genau das, was in der Friedensresolution stand.

Nun kam am 30. August ein weiterer Brief des Nuntius an den nunmehrigen Reichskanzler Dr. Michaelis hinzu. Die englische Regierung hatte nämlich auf die Papstnote nicht unbedingt ablehnend geantwortet, sondern zunächst einmal geschrieben, es müsse eine klare Äußerung der Mittelmächte über ihre Kriegsziele vorliegen. Das mag auf englischer Seite im Grunde nur ein Ausweichen gewesen sein, aber es war doch zum wenigsten keine glatte Ablehnung. Demgemäß schrieb nun der Nuntius an den Reichskanzler, er lenke die Aufmerksamkeit der Reichsregierung auf diese englische Antwort und weise noch einmal

darauf hin, daß alles ankomme auf eine klare Antwort über Belgien. Zu diesen Dokumenten mußte nun die deutsche Regierung Stellung nehmen, aber eilig hatte sie es nicht.

Dr Michaelis war sofort bei seinem Amtsantritt mit der Reichstagsmehrheit in ernsthafte Schwierigkeiten gekommen, weil er bei der Friedensresolution die bekannten Worte hinzugefügt hatte: „wie ich sie auffasse". Diese Worte mögen im Augenblick nicht weiter bedacht gewesen sein, wie Dr. Michaelis behauptet, aber es stellte sich später zur Genüge heraus, daß er tatsächlich eine andere Auffassung hatte. Nun wurde er in den folgenden Tagen von den Parteien der Friedensresolution gestellt und mußte sehen, sich irgendwie aus der Schwierigkeit zu befreien. Da tat er nun einen Schritt, der von großer Tragweite hätte sein können. Er schlug nämlich vor, einen Siebenerausschuß einzusetzen, mit dem zunächst die Antwort auf die päpstliche Friedensnote vereinbart werden sollte, der aber gegebenenfalls auch noch andere Aufgaben übernehmen konnte. An diesem Siebenerausschuß hat sich recht eigentlich die Frage des parlamentarischen Regimentes in Deutschland aufgerollt.

Um nun überhaupt die ganze Frage in Angriff nehmen zu können, war zunächst eine Stellungnahme des Kaisers notwendig. Dr. Michaelis hatte mit dem Kaiser am 9. September eine Unterredung und dann fand am 11. September ein Kronrat statt, an welchem unter Vorsitz des Kaisers teilnahmen Dr. Michaelis, der Kronprinz, Feldmarschall v. Hindenburg, General Ludendorff, Admiral v. Holtzendorff, die Staatssekretäre v. Kühlmann, v. Capelle, Helfferich, Graf Roedern, die preußischen Staatsminister v. Breitenbach und v. Waldow und der Generalgouverneur von Belgien v. Falkenhausen. Nach übereinstimmenden Bekundungen von Michaelis, Helfferich und Ludendorff hat damals der Kaiser entschieden, daß Belgien herausgegeben werden solle, und in dem letzten Schreiben aus Doorn, das Dr. Michaelis vor dem Untersuchungsausschuß verlas, hält der Kaiser dies heute noch aufrecht. Solche Entscheidung des Kaisers war staatsrechtlich bindend sowohl für die Reichsregierung wie für die Oberste Heeresleitung. Nur dem Reichstage gegenüber war sie zunächst ein einseitiges Votum, das nicht bindend war.

Nun müssen daran anschließend noch private Besprechungen zwischen Dr. Michaelis und wohl auch Kühlmann einerseits, Hindenburg und Ludendorff andererseits stattgefunden haben, denn es folgt jetzt ein Briefwechsel, der nur auf solcher Grundlage verständlich ist. Michaelis bestätigt dem Feldmarschall, daß er als „Forderung der Obersten Heeresleitung in seine Verhandlungspläne aufnehme", die Erwerbung von Lüttich mit einem Sicherungsgelände sowie den wirtschaftlichen und politischen Anschluß Belgiens. Demgegenüber bittet er den Feldmarschall, noch weitergehenden Forderungen der Annexionisten — er nennt hier den Grafen Westarp — entgegentreten zu

wollen. Der Feldmarschall antwortete mit einem Briefe vom 15. September, in welchem er noch einmal mit aller Deutlichkeit die Annexion von Lüttich und eine mehrjährige Okkupation von Belgien verlangte, letzteres, um Belgien zu einem weiteren Anschlusse zu nötigen. Daß Dr. Michaelis diesen Brief nicht einfach beiseite legen konnte, war bei der überragenden Machtstellung der Obersten Heeresleitung klar.

Wie wir heute wissen, hat der Staatssekretär v. Kühlmann diesen Brief nicht gekannt; Dr. Michaelis hat ihm nichts davon mitgeteilt. Der Staatssekretär legte aber vor dem Untersuchungsausschuß dar, daß gerade in jener Zeit der Druck der Obersten Heeresleitung sehr stark gewesen sei und daß hierin der Schlüssel für die Haltung der Reichsregierung zu suchen sei. Wenn also der Staatssekretär den Brief auch nicht gekannt hat, so hat er doch nach seiner Aussage mit denselben Anschauungen rechnen müssen, die in dem Briefe an den Reichskanzler zum Ausdruck kommen.

Die Entscheidung des Kaisers in bezug auf Belgien war klar und eindeutig gewesen; sie sollte allerdings nur für die jetzt schwebenden Verhandlungen gelten: Die Stellungnahme der Obersten Heeresleitung, die im Kronrat anwesend gewesen war, bedeutete ein Abweichen von dieser Entscheidung, sowohl wegen der geforderten Annexion von Lüttich, als wegen des weiteren Anschlusses von Belgien. Die Friedensresolution des Reichstags stimmte mit der Entscheidung des Kaisers völlig überein und zwischen diesen beiden Faktoren bestand in dieser Frage *kein* Gegensatz. Es blieb nur die Frage, ob jetzt die Reichsregierung imstande war, den Willen des Kaisers und der Reichstagsmehrheit wirklich in die Tat zu übersetzen oder ob sie sich dem Druck der Obersten Heeresleitung fügte. Es war der Punkt, wo die Wege sich gabelten, wo die Schicksalsfrage an das deutsche Volk herantrat, ob nunmehr in die Bahnen des parlamentarischen Regimentes eingelenkt, oder ob eine Militärdiktatur errichtet werden solle.

Es hatte schon eine einleitende Sitzung des Siebenerausschusses stattgefunden, der aber keine große Bedeutung beizumessen ist. Am 10. September fand die zweite statt, in welcher die Antwortnote an den Papst vorgelegt wurde. Anwesend waren Graf Westarp, Stresemann, Fehrenbach, Erzberger, Payer, Ebert, Scheidemann. In der Antwortnote fand sich über Belgien nicht ein Wort, wohl aber war mit vorsichtigen Worten im allgemeinen auf die Friedensresolution Bezug genommen. Hierin sollte nach den Darlegungen Kühlmanns der Verzicht auf Belgien inbegriffen liegen. Ebert und Scheidemann widersprachen, und forderten eine deutliche Erklärung über Belgien, wurden aber überstimmt. Erzberger fügte sich seltsamerweise; er war offensichtlich so befriedigt, durch die Bezugnahme auf „seine“ Friedensresolution, daß er alles weitere übersah.

Die Antwortnote an den Papst ging ab unter dem 19. September.

Am 24. September aber ging ein Schreiben des Reichskanzlers an den Nuntius ab, dessen entscheidende Stelle folgendermaßen lautet:

> Sind wir mithin im heutigen Stadium der Dinge noch nicht in der Lage, dem Wunsch Euerer Exzellenz zu entsprechen und eine bestimmte Erklärung über die Absichten der kaiserlichen Regierung im Hinblick auf Belgien und auf die von uns gewünschten Garantien zu geben, so liegt der Grund hierfür keineswegs darin, daß die kaiserliche Regierung grundsätzlich der Abgabe einer solchen Erklärung abgeneigt wäre oder ihre entscheidende Wichtigkeit für die Frage des Friedens unterschätzte oder glaubte, ihre Absichten und die ihr unumgänglich nötig scheinenden Garantien könnten ein unübersteigliches Hindernis für die Sache des Friedens bilden, sondern lediglich darin, daß ihr gewisse Vorbedingungen, die eine unbedingte Voraussetzung für die Abgabe einer derartigen Erklärung bilden, noch nicht genügend geklärt zu sein scheinen.
>
> Hierüber Klarheit zu gewinnen, wird das Bestreben der kaiserlichen Regierung sein, und sie hofft —, falls die Umstände ihr Vorhaben begünstigen —, in nicht allzuferner Zeit in der Lage zu sein, Euere Exzellenz über die Absichten und nötigen Forderungen der kaiserlichen Regierung, insbesondere in bezug auf Belgien, genauer unterrichten zu können.

Dieser Brief stand im Untersuchungsausschuß im Mittelpunkte der Verhandlungen. Dr. Michaelis wollte darlegen, der Brief enthalte kein Nein, sondern ein bedingtes Ja, fand damit aber wenig Anklang. Kühlmann wollte darlegen, im Kronrate habe keine klare Stellungnahme des Kaisers vorgelegen, setzte sich damit aber in Widerspruch mit den vorliegenden Zeugnissen. Demgegenüber muß man einmal den Wortlaut des Briefes sich ansehen.

Es kam an auf zweierlei: erstens ob Deutschland überhaupt materiell bereit war, Belgien bei Friedensschluß herauszugeben, und zweitens, ob Deutschland formell bereit war, schon in diesem Stadium eine solche Erklärung abzugeben. Was zunächst die formelle Erklärung angeht, so sagte der Brief des Reichskanzlers in klarem grammatischem Deutsch, daß Deutschland hier zu *nicht* bereit war. Was aber die materielle Bereitwilligkeit zur Herausgabe Belgiens angeht, so wird diese ebenso verneint durch die Bemerkung, daß Deutschland seine „Forderungen *in bezug auf Belgien*" anmelden werde. Auch hier konnte der Leser nur ein *Nein* heraushören und es stellte sich nur zu bald heraus, daß dies auch der Fall war.

Das Konzept der Antwortnote, die am 19. September herausging (nicht des Briefes vom 24.!) hatte der Staatssekretär dem Nuntius Pacelli nach München vertraulich mitgeteilt. Umgehend kam ein Be-

richt des preußischen Gesandten in München, daß der Nuntius sich sehr pessimistisch geäußert habe, da durch diese nichtssagende Antwort alle Aussicht zerstört werde. Es kam aber noch mehr! Der Nuntius hatte das Konzept in Geheimchiffre nach Rom telegraphiert und der Kardinalstaatssekretär telegraphierte sofort zurück, daß mit dieser Antwort die ganze Friedensaktion zunichte werde. Kardinal und Nuntius vereinigten sich in der Bitte an die Reichsregierung, unter allen Umständen eine deutliche Erklärung über Belgien abzugeben und die Antwort nach dem bisherigen Konzept *nicht* abzusenden. Und diese Warnungen kamen an, *ehe* die Antwortnote am 19. September herausging! *Trotzdem* ging die Antwortnote heraus. Wenn nun aber diese Antwortnote nicht genügte, weil sie die gewünschte Erklärung über Belgien *nicht* enthielt — wie muß dann erst der folgende Brief gewirkt haben, der diese Erklärung ausdrücklich ablehnte!

Tatsächlich bedeutete der Brief das Ende der ganzen päpstlichen Friedensaktion. Es scheint allerdings richtig, daß diese überhaupt keine großen Aussichten hatte, weil die französische Regierung unbedingt ablehnte (im Gegensatz zur englischen), was aber damals noch niemand wußte. Damit war aber auch die Vermittlungsaktion von Villalobar zunichte gemacht, denn wenn die deutsche Regierung der Kurie gegenüber diesen Standpunkt in bezug auf Belgien bekanntgab, dann hatte auch Villalobar keine Aussichten mehr.

Der Staatssekretär v. Kühlmann wollte seine Haltung in dieser Frage auf folgende Weise erklären: Belgien sei das Faustpfand gewesen, das Deutschland in der Hand gehabt habe, um einen erträglichen Frieden zu erkaufen; er habe darum auf dieses Faustpfand nicht im voraus verzichten können. Dieser Standpunkt erscheint aber unverständlich, weil das niemals von Deutschland verlangt worden ist. Die Frage der Kurie lautete vielmehr so, ob Deutschland bereit sei, Belgien in voller Unversehrtheit auf den Verhandlungstisch niederzulegen; was es dafür als Gegenleistung verlangte, war seine Sache und darüber wurde noch gar keine Frage gestellt. Die Kurie nahm sogar die Forderung Deutschlands auf, daß Belgien nicht in die Abhängigkeit der Entente geraten dürfe. Also der Standpunkt des Faustpfandes war ganz gewahrt, denn ein Faustpfand will man überhaupt nicht behalten, sondern gegen Erfüllung der gegnerischen Verbindlichkeiten herausgeben. Deutschland konnte für die Herausgabe Belgiens als Gegenleistung verlangen, was es glaubte erreichen zu können; es durfte nur keine Forderungen stellen in bezug auf die Substanz von Belgien. Das war der springende Punkt. Die von der Obersten Heeresleitung gestellten Forderungen rührten an die Substanz von Belgien — Annexion von Lüttich! — und indem die Reichsregierung in diese Bahnen einlenkte, zerstörte sie die Aussichten jeglicher Friedensaktion, nicht nur der des Papstes.

Nun ging aber neben diesem außenpolitischen der innerpolitische her. Dem Siebenerausschuß wurde nichts davon mitgeteilt, daß die

Oberste Heeresleitung die Annexion von Lüttich und die Angliederung des übrigen Belgien forderte. Es wurde ihm ebensowenig mitgeteilt, daß der Nuntius und der Kardinalstaatssekretär im Voraus die deutsche Antwortnote als ungenügend zurückgewiesen hatten. Der Siebenerausschuß wurde vielmehr in dem Glauben belassen, daß die allgemeine Bezugnahme auf die Friedensresolution vollkommen genügend sei. Von dem Geheimbrief des 24. September hat er *überhaupt nichts* erfahren.

Damit sind wir auf dem eigentlich entscheidenden Punkt angekommen. Der Siebenerausschuß war eingesetzt, um ein vertrauensvolles Zusammenarbeiten zwischen Regierung und Reichstag herzustellen. Es kam daher alles darauf an, daß dem Siebenerausschuß wirklich mitgeteilt wurde, wie die Sachen lagen. Man mußte ihm den Beweis erbringen, daß die Regierung wirklich auf dem Boden der Friedensresolution stand und sie auch befolgen wollte. Wenn die Regierung aus diplomatischen Gründen nicht sagen konnte, daß der Entwurf nach Rom mitgeteilt worden sei, genügte ein Hinweis, man wisse aus guter Quelle, daß die Antwort nicht genügen werde, und daß eine deutliche Erklärung über Belgien notwendig sei. Unmöglich aber war es vollends, dem Siebenerausschuß zu sagen, die Bezugnahme auf die Friedensresolution sei als Verzichtserklärung über Belgien aufzufassen und dann einen Geheimbrief zu schreiben, in dem diese Verzichtserklärung ausdrücklich abgelehnt wurde. Der Siebenerausschuß hat damals eine sehr traurige Rolle gespielt, wie man heute sieht, man kann ihm aber kaum einen Vorwurf daraus machen, denn an derartiges konnte er tatsächlich nicht denken.

Nichts hat sowohl dem Gutachten wie den Verhandlungen des Untersuchungsausschusses ferner gelegen als die Behauptung, der Siebenerausschuß habe damals den Frieden herbeiführen können, wenn er richtig informiert worden wäre. Es ist nicht einmal behauptet worden, daß die Reichsregierung bei richtigem Verhandeln hierzu imstande gewesen sei. Nach dem heutigen Stande der Veröffentlichungen wissen wir ja, daß die Haltung der französischen Regierung das Hindernis war. Auf dieser Grundlage hatte schon der zweite Unterausschuß sein diesbezügliches Votum gefaßt und der vierte Unterausschuß (insbesondere das Gutachten) hatte diese Feststellung übernommen. Nun wollte Dr. Michaelis sowohl in seiner Presseäußerung wie vor dem Ausschuß die ganze Frage erledigen durch die Darlegung, damals habe gar keine Friedensmöglichkeit bestanden. Damit spielte er die Frage auf ein ganz anderes Gebiet hinüber und verschob die ganzen Grundlagen. Als nun zum Schluß auf sein eindringliches Verlangen der Staatssekretär v. Kühlmann vernommen wurde und eine eingehende Darstellung gab, war vollends die Grundlage verschoben. Wie sich mit aller Deutlichkeit zeigte, hat Kühlmann überhaupt nur die auswärtige Politik und nicht die innere im Auge gehabt. Es war hochinteressant zu hören, in welcher Weise die damalige deutsche Diplomatie arbeitete; man konnte sich aber

des Eindrucks nicht erwehren, daß mit solchen Methoden tatsächlich nichts zu erreichen war, und daß auch das Ausland von dieser Art Diplomatie nicht sehr erbaut sein konnte. Vor allem fiel ins Auge das starke Hervortreten der äußeren Technik und das Zurücktreten der allgemeinen staatsmännischen Gesichtspunkte. Allerdings wäre das in erster Linie die Aufgabe des Reichskanzlers gewesen. Es zeigte sich aber bei den Vernehmungen, daß Dr. Michaelis als Person vollkommen zurückgetreten ist, auch an dem Gang der Ereignisse selbst kaum einen Anteil gehabt hatte; er hat sich völlig von Kühlmann leiten lassen. Bei diesem aber fehlte der Gesichtspunkt der inneren Politik vollkommen, was schließlich erklärlich ist.

Man hätte auch im Untersuchungsausschuß kein großes Wesen gemacht, wenn nach den Feststellungen einmal ein Reichstagsausschuß mangelhafte oder falsche Auskunft bekommen hätte; als ob das nicht immer vorgekommen wäre und auch heute noch vorkäme! In diesem Falle handelt es sich aber um eine Auskunft von derartig großer Tragweite, daß sie tatsächlich im Mittelpunkte solcher Untersuchung stehen muß.

Der ganze Urgrund der sogenannten Revolution von 1918 liegt doch schließlich bei den Fragen der Kriegsziele und des Friedensschlusses. Die Oberste Heeresleitung, gestützt auf einen kleinen aber einflußreichen Teil des Volkes, wollte unbedingt den Siegfrieden erfechten. Die weitaus überwiegende Masse des Volkes wollte tunlichst baldigen Frieden. Im Juli 1917 war nun der Faktor auf den Plan getreten, bei dem eigentlich die Entscheidung hätte liegen können und sollen: der Reichstag. Die Friedensresolution war immerhin eine Tat, denn bis da war der Reichstag in dieser Beziehung noch niemals gefragt worden. Wenn der Reichstag bei seiner Friedensresolution blieb, dann entstand zwischen ihm und der Obersten Heeresleitung eine Meinungsverschiedenheit von so grundsätzlicher Art, daß sie zu irgendeiner Entscheidung führen mußte. Nun war das Seltsame, daß der Kaiser sachlich auf seiten des Reichstags stand und im Kronrat in solchem Sinne entschied. Also der Reichskanzler hatte auf seiner Seite erstens den Monarchen und zweitens das Parlament, *wenn* er fest auf dem Boden der Friedensresolution stehen blieb und seinen Standpunkt verfocht. Staatsrechtlich war damit seine Position einwandfrei gesichert, denn sein Gegenspieler, die Oberste Heeresleitung war dem Kaiser unmittelbar unterstellt und hatte seinen Befehlen zu gehorchen. Nun sehen wir aber das seltsame Geschehen, daß Dr. Michaelis sich *nicht* an seinen Kaiser und nicht an den Reichstag hielt, sondern an die Oberste Heeresleitung. Darauf kommt es hier an!

Man muß sich zunächst vergegenwärtigen, daß kurz vorher der Reichskanzler v. Bethmann Hollweg hatte entlassen werden müssen, weil Hindenburg und Ludendorff dem Kaiser ein Ultimatum stellten. Auch in diesem Falle hatte der Kaiser an sich auf seiten des Reichskanzlers

gestanden, er hatte sich aber dem Zwange fügen müssen. Das sah Dr. Michaelis noch unmittelbar vor Augen und so ist es verständlich, daß er keine Neigung hatte, es wiederum auf einen Konflikt mit der Obersten Heeresleitung ankommen zu lassen, und daß er selbst dem Willen des Kaisers in solchem Zusammenhange keine große Bedeutung beimaß. In einem Punkte allerdings war seine Position bedeutend besser als die von Bethmann Hollweg; er hatte den Reichstag auf seiner Seite, *wenn* er eben die Friedensresolution wirklich vertrat.

Dr. Michaelis ersah aus dem Briefe des Feldmarschalls vom 15. September, daß selbst die Entscheidung des Kaisers im Kronrat bei der Obersten Heeresleitung nicht als maßgebend angesehen wurde. Kühlmann legte vor dem Ausschuß dar, daß die Oberste Heeresleitung sofort abgewichen sei von der Entscheidung im Kronrat, und daß die Reichsregierung hiermit als mit einer Tatsache habe rechnen müssen. Kühlmann legte aber noch weiter dar, daß damals die ganze politische Lage viel gefährlicher gewesen sei, als man bisher erkannt habe. Es sei keineswegs die Möglichkeit ausgeschlossen gewesen, daß der General Ludendorff kurzerhand eine formelle Militärdiktatur errichtet hätte unter völliger Ausschaltung von Regierung und Parlament; daß dies dann wiederum zu schweren inneren Unruhen habe führen können, sei klar. Aus diesen Gründen habe man die Oberste Heeresleitung nicht unnötig reizen dürfen.

Tatsächlich ist genau das gekommen, was Kühlmann vermeiden wollte: die tatsächliche Militärdiktatur, wenn auch nicht die formelle. Im Jahre 1918 gab es überhaupt nur noch eine einzige maßgebende Stelle im Reiche: die Oberste Heeresleitung. Der alte Reichskanzler Graf Hertling schied völlig aus und der Reichstag war mattgesetzt. Und diese Entwicklung setzte ein bei der päpstlichen Friedensaktion.

Es muß immer wieder gesagt werden, daß der Siebenerausschuß eingesetzt war, um ein vertrauensvolles Zusammenarbeiten von Regierung und Parlament herbeizuführen. Wenn dieser Weg mit Erfolg beschritten wurde, wenn der Ausschuß sah, daß die Reichsregierung tatsächlich auf dem Boden der Friedensresolution arbeitete, dann mußte diese Entwicklung allmählich zu einem Einlenken in das parlamentarische Fahrwasser führen. Damit mußten sich aber auch die Gegensätze zwischen Regierung und Volk immer mehr schließen und man kann heute sehr zweifelhaft sein, ob die Umwälzung des 9. November notwendig hätte kommen müssen, wenn frühzeitig die Bahnen beschritten wurden, in die sich am 9. November die Gewalt der Ergeinisse ergoß.

Wollte aber die Regierung solche Wege gehen, dann mußte sie entschlossen den Kampf mit der Obersten Heeresleitung aufnehmen. Dann mußte Dr. Michaelis dem Feldmarschall auf seinen Brief vom 15. September antworten, daß er auf diese Gedankengänge nicht eingehen könne, da eine Annexion von Lüttich unvereinbar sei sowohl mit der

Entscheidung des Kaisers, wie mit der Friedensresolution des Reichstags. Diesen Weg hat Dr. Michaelis *nicht* beschritten und der Staatssekretär v. Kühlmann hat ihm noch abgeraten, weil er seine Hoffnung setzte auf den Marquis Villalobar. Nun konnte man aber dem Siebenerausschuß unmöglich sagen, man müsse sich dem Votum der Obersten Heeresleitung fügen — und darum eben beließ man mit voller Absicht den Siebenerausschuß in dem Glauben, man habe dem Papst im Sinne der Friedensresolution geantwortet, stellte aber in einem weiteren Briefe an den Nuntius klar, daß man eine Stellungnahme in der belgischen Frage einnehme, die der Obersten Heeresleitung entsprach.

Von nun an rückte die Reichsregierung immer weiter vom Reichstage ab. Dr. Michaelis kam bald zu Falle, weil er aus allgemeinen Gründen nicht mehr haltbar war. Sein Nachfolger Graf Hertling geriet völlig in Abhängigkeit von der Obersten Heeresleitung und bekannte sich schließlich als offenen Gegner sowohl der Friedensresolution wie des parlamentarischen Regimentes. Immer größer wurde jetzt die Kluft zwischen der Masse des Volkes und den tatsächlich Regierenden. Die Stelle aber, wo diese Gabelung beginnt, ist eben die päpstliche Friedensaktion.

Deutschland und Frankreich.

Von Senator *Henry Lémery,*
Mitglied des Auswärtigen Ausschusses des französischen Senats.

Die Redaktion von „Nord und Süd" bringt diesen Artikel, der die Stimmung eines Teiles der französischen öffentlichen Meinung getreu widerspiegelt, als ersten in der Reihe der polemischen Aufsätze, die dazu bestimmt sind, eingewurzelte Mißverständnisse zwischen den Völkern zu klären. In der zweiten Nummer von „Nord und Süd" werden wir eine Entgegnung eines namhaften deutschen Politikers veröffentlichen.

Die Zeitschrift „Nord und Süd" bittet mich, ihren Lesern in Kürze meine Meinung über die Frage, wie die wirtschaftlichen und politischen Beziehungen zwischen Deutschland und Frankreich sich gestalten sollen, darzulegen. Ich will versuchen, es so einfach und so ehrlich wie möglich zu tun, ohne den Hintergedanken der Bekehrung, aber auch ohne jedes Opfer an die Höflichkeit, an diese Liebenswürdigkeit, die es zu oft mit sich bringt, daß der Franzose wie der Deutsche, die sich ganz einig waren, als sie sich gegenübersaßen, nach der Rückkehr in ihre Heimat plötzlich ihre Haltung oder ihre Sprache verändern.

Ich möchte, daß meine Worte von einem Deutschen und einem Franzosen gelesen werden können, ohne daß der eine sich geschmeichelt oder der andere sich verletzt fühlt: die Ehrlichkeit ist weder ein geschickter Schmeichler, noch ein boshafter Verleumder.

I.

Ich beginne mit den *wirtschaftlichen Beziehungen.* In diesem Punkte gehen die Meinungen sehr wenig auseinander, und auch meine Ansicht deckt sich mit dem Gefühl der Allgemeinheit. Ich bin überzeugt, daß kein Mensch in Frankreich etwas daran auszusetzen hat, daß die französische und die deutsche Wirtschaft sich mit so starken und so engen Banden wie möglich verketten. In dieser Hinsicht war die Art der Aufnahme der Gründung des Stahlkartells sehr charakteristisch. Die verschiedensten Strömungen der öffentlichen Meinung waren sich in seltener Übereinstimmung darüber klar, daß das Stahlkartell der metallurgischen Industrie der beiden Länder nur nützlich sein kann und zur Aufrechterhaltung des Friedens dienen wird. Die

jetzt vor sich gehenden Verhandlungen zur Gründung anderer Kartelle werden mit Interesse und Sympathie verfolgt. Wenn die Produktion in solchen Vereinbarungen eine Art von Waffenstillstand sieht, der das Ende eines peinlichen und schwierigen Kampfes bedeutet, so fühlt die öffentliche Meinung mit größerer oder geringerer Klarheit, daß durch diesen Abschluß des wirtschaftlichen Konkurrenzstreites eine Reibungsfläche und die eventuelle Ursache eines Konfliktes zwischen Deutschland und Frankreich aufgehoben wurde.

Ich gehe noch weiter: Die wirtschaftliche Vereinigung soll nicht nur dazu dienen, die Möglichkeiten der Veruneinigung aufzuheben, sondern sie soll auch als Ziel ihrer Arbeit setzen, die Interessen so eng miteinander zu verflechten, daß sie sich nicht loslösen können, ohne in grausamer Weise davon getroffen zu werden.

Im Hinblick auf den Frieden soll diese Vereinigung nicht nur negativ, sondern auch positiv sein. Es genügt nicht, daß die wirtschaftlichen Vereinbarungen die Grenzen für das Wirkungsfeld der Wirtschaft jedes Landes abstecken; es genügt nicht, daß sie die Produktionsaktivitäten von Deutschland und Frankreich einfangen, regeln, einschachteln; es wäre wünschenswert, daß sie sie derart vereinigen und verzahnen, daß Deutschland und Frankreich für gewisse Industrien ein einziges Feld bilden, auf dem die beiden Länder, ihren Mitteln und ihrer geographischen Lage gemäß, arbeiten können, um sich gegenseitig zu ergänzen.

Ein noch so fernes Ziel! Es ist selbstverständlich, daß nach einem Stadium der wirtschaftlichen Konkurrenz die Phase, die man die der freundnachbarlichen Beziehungen nennen könnte, der Periode der wirklichen Bündnisse vorangeht. Zwei Nachbarn, die in schlechtem Einvernehmen lebten, warten ab, bevor sie ihre Kinder verheiraten, ob sich die Versöhnung auch wirklich als haltbar erweist . . . Allerdings kann die gegenseitige Neigung der Kinder diese Zeit des Abwartens verkürzen.

Wenn ich auf dieses Ziel hinweise, kleide ich nicht einen dieser Gedanken in Worte, die uns manchmal mit flüchtigen Schwingen durch den Sinn streichen, sondern ich spreche eine Überzeugung aus, die bereits zu einem Zeitpunkt in mir festgewurzelt war, in dem man sehr wenig von Zusammenarbeit sprach, da man sich noch in den letzten Kriegsmonaten befand.

Ich gehörte damals der Regierung als Staatssekretär im Ministerium für Handel und Industrie an, und ich hielt es für angebracht, in einem Bericht zu beweisen, daß den Wirtschaftspartikularismus nur schwächliche und künstlich belebte Industrien, die von vornherein dem Untergang geweiht sind, hervorzubringen vermögen. Ich habe damals für die Zukunft den Plan einer europäischen Wirtschaftskonföderation entworfen, die jene „Treibhausindustrien", die sich nur durch Subventionen und Schutzzölle erhalten, ausschließen würde.

Ich habe damals geschrieben, daß diese schwachen Industrien nach dem Kriege geopfert werden müssen und in jene Abgründe geworfen werden sollen, in die die Spartaner ihre schwächlichen Kinder hinabstürzten. Ich sah vor mir ein wirtschaftliches Europa, das wie eine geordnete Werkstatt zum Glücke der Völker arbeiten würde.

Ich habe seitdem meine Ansicht nicht geändert. Ich sah mit Befriedigung, wie diese Idee, die man einst als seltsam empfand, sich allmählich akklimatisierte und sich in Taten und Vereinbarungen umsetzte, und ich hoffe, noch ihre volle Blüte zu erleben.

II.

Zwischen der wirtschaftlichen und der politischen Entente gibt es offensichtlich mehr als eine Parallele. Wenn einerseits die wirtschaftliche Verständigung ohne die politische nicht bestehen kann (und das liegt auf der Hand), wenn andererseits die erfreulichsten Wirkungen der wirtschaftlichen Verständigung die Haltung, die Stärkung und die Sicherstellung der politischen Entente sind (und das ist gewiß), so erscheint es unzweifelhaft, daß die öffentliche Meinung, die die wirtschaftlichen Vereinbarungen zwischen Deutschland und Frankreich so günstig aufnahm, durch die Tatsache dieser Aufnahme bewiesen hat, wie sehr sie eine Besserung der politischen Beziehungen zwischen den beiden Ländern wünscht. Wenn wir diese Argumentierung umkehren, kommen wir zu der Schlußfolgerung, daß eine Nation, die im Geheimen feindselige Gefühle für das andere Volk in sich nährt, solche wirtschaftlichen Vereinbarungen nicht gern sehen würde.

Inzwischen sind auch wirklich die französisch-deutschen wirtschaftlichen Beziehungen besser geworden. Es ist eigentlich erst acht Jahre her, seitdem der letzte Kanonenschuß gefallen ist, und die Franzosen verweilen ruhig in Deutschland, die Deutschen kommen ungestört nach Frankreich, ohne daß ihnen die geringsten Unannehmlichkeiten daraus erwachsen. Deutschland entledigt sich seiner finanziellen Verpflichtungen, die internationale Militärkontrolle in Deutschland ist beendet, die Kölner Zone ist geräumt, die zwei Nationen haben sich freiwillig verpflichtet, ihre Grenzen zu achten, Frankreich hat Deutschland aufgefordert, dem Völkerbund beizutreten und Deutschland ist dieser Einladung gefolgt.

Woher kommt es, daß trotz dieser allgemein konvergierenden Entwicklung hie und da Hindernisse auftauchen und sogar Rückschläge vorkommen? Woher kommt es, daß die französische öffentliche Meinung manchmal beunruhigt ist und zur Umkehr bereit zu sein scheint? Woher kommt es, daß die Presse — und in Frankreich widerspiegelt die Presse mehr die öffentliche Meinung, als daß sie sie leitet — Gefühle zum Ausdruck bringt, die jenseits des Rheins sehr wenig freundlich klingen mögen?

Ich komme sofort zu meiner Schlußfolgerung; sie ergibt sich aus einer langen Prüfung des kollektiven Bewußtseins:

Die Franzosen wissen mit Sicherheit, daß sie keinerlei kriegerische Absichten gegenüber Deutschland besitzen; sie wissen jedoch nicht, welches die wirklichen Gefühle der Deutschen gegenüber Frankreich sind.

Daß es in Frankreich keinen Menschen gibt, der auch nur an die Möglichkeit eines Krieges, den Frankreich Deutschland erklären würde, denkt, ist offensichtlich. Die Franzosen haben es nicht einmal nötig, es sich zu beweisen; es ist für sie, wie Kant gesagt hätte, eine unmittelbare Wahrnehmung. Einen Offensivkrieg gegen Deutschland zu führen, um ihm „etwas zu nehmen", ist in den Augen der Franzosen — die Deutschen dürfen darüber nicht im Zweifel sein — ein Gedanke, der nur im Hirn eines Geisteskranken entstehen könnte. Andererseits sind sich die Franzosen über die Absichten Deutschlands im Unklaren. Die einen beschuldigen, die anderen verdächtigen, die Dritten verschleiern ihre Ängste, aber alle haben ihre Zweifel. Angesichts dieser geistigen Verfassung werden die Deutschen leicht verstehen, warum gewisse Handlungen oder Tatsachen, die vielleicht an sich nicht anfechtbar wären, von den Franzosen so mißverständlich gedeutet werden. Dort, wo der Zweifel herrscht, sucht man leider in allen Dingen entweder neue Gründe zu Ängsten oder Möglichkeiten der Beruhigung. Und die französische öffentliche Meinung — man muß es zugeben — findet eher diese als jene. Als die deutschen Abgeordneten von der Tribüne des Reichstags den Zusammenhang zwischen gewissen Abteilungen der Reichswehr und den nationalistischen Verbänden bloßlegten, als die deutschen Zeitungen die Enthüllungen brachten, daß in Rußland unter deutscher Leitung arbeitende Fabriken Giftgase herstellen, wie sollten da die Franzosen diese Tatsachen anders deuten, als Zeichen, die ihre Zweifel verstärken und ihre Ängste bestätigen? Und da sie — um es noch einmal zu betonen — ihrer eigenen pazifistischen Gesinnung sicher sind, können sie sich nicht einmal vorstellen, daß diese Bewaffnungsversuche ein Defensivziel haben können. Sie sagen sich, von dieser Voraussetzung ausgehend, daß diese Rüstungspläne ein Offensivziel haben und daß Deutschland Revanchegedanken nährt.

Das ist das erste Moment, das die politischen Beziehungen zwischen Deutschland und Frankreich trübt. Es gibt noch andere, die ebenfalls nicht ohne Bedeutung sind.

Die Franzosen neigen zu dem Glauben, daß die Deutschen das, was wir Konzessionen nennen, gern als Schwächen auslegen. Sie stellen sich vor, daß jede liberale Geste ihrerseits neue Forderungen Deutschlands hervorruft, und sie haben Angst, einen Weg einzuschlagen, auf dem sie immer weiter getrieben werden und wo ihre Zugeständnisse den freiwilligen Charakter verlieren und von Deutschland als ihm zustehende Rechte gefordert werden.

Einige Beispiele dafür: Die französische öffentliche Meinung wunderte sich, daß nach den Verträgen von Locarno die deutsche Presse als Konsequenz dieser Verträge Forderungen stellte, die in ihren Augen nur Zugeständnisse sind, die man Deutschland auf der Grundlage einer sich verwirklichenden Annäherung gewähren könnte. So zum Beispiel die Beschleunigung der Volksabstimmung im Saargebiet, der Rückkauf der Minen durch das Reich oder die neue Verteilung der Kolonialmandate.

Die französische öffentliche Meinung wundert sich, daß Deutschland die Räumung des Rheinlandes sofort nach dem Abschluß der interalliierten Kontrolle als ein ihm zustehendes Recht in Anspruch nimmt, und diejenigen, die in Frankreich diese Räumung in Betracht ziehen wollten, ließen sich durch die Forderungen gewisser Deutscher nach sofortiger Neutralisierung der französischen Grenzzone abschrecken. Daher kommt auch die Vorstellung, daß Deutschland unersättlich ist und daß es bei jedem Entgegenkommen immer anspruchsvoller werden würde. Das ist meiner Ansicht nach das zweite Moment der Verstimmung in den deutsch-französischen Beziehungen.

Es gibt noch ein drittes: Die polnische Frage. Für die Franzosen ist es eine Ehrensache, Beschützer und Freund Polens zu sein. Sie haben bei der Wiedererrichtung Polens geholfen, und sie empfinden es als eine ritterliche Aufgabe, es zu schützen und zu verteidigen. Sie würden den Gedanken, daß sie das polnische Volk, das sie gerettet haben, im Stich lassen könnten, als unehrenhaft empfinden. Das sind die Gründe, warum die französische Meinung, die so selten über ihren engsten Horizont hinausschaut, sich um die deutsch-polnische Grenzfrage sorgt.

Ich fasse es noch einmal zusammen: Frankreich ist sich seiner pazifistischen Absichten vollkommen sicher, es kennt jedoch nicht die wirklichen Absichten Deutschlands. Frankreich fürchtet, daß die Konzessionen, die es aus dem Friedenswillen heraus machen würde, von Deutschland als die Ausführungen juristischer Verpflichtungen angesehen werden könnte. Frankreich hält sich für den natürlichen Beschützer Polens und empfindet jede Drohung, die gegen Polen gerichtet ist, als gegen sich selbst gerichtet.

Das sind die wesentlichen Punkte, die, meiner Meinung nach, den günstigen Ablauf der deutsch-französischen Beziehungen stören. Das sind die Gründe der Verstimmung oder der Mißverständnisse, und diejenigen, die guten Willens sind, müßten sich bemühen, sie in beiden Ländern zu beheben.

Der Kampf für die öffentliche Sicherheit und Ordnung als Mittel zur Festigung der internationalen Beziehungen.

Von Regierungspräsident Dr. *F. Friedensburg,* Cassel.

Schon seit dem Mittelalter bildet das *gemeinsame Interesse aller Rechtsstaaten an einer nachdrücklichen Bekämpfung und Verfolgung des Verbrechertums* ein wichtiges Glied in den Beziehungen zwischen den Völkern und Regierungen. Mag der einzelne Staat noch so eifersüchtig auf seine Selbständigkeit pochen, mag nationalistische Übertreibung noch so scharf jede friedfertige Rechtsvereinbarung mit dem Nachbarstaate verwerfen, mögen schließlich Selbstbewußtsein und Eifersucht der Bürokratie, vielfach immer noch unterschätzte Machtfaktoren in dem inner- und außerpolitischen Aufbau der heutigen Staaten, noch so schroff jede Minderung der eigenen Hoheitsrechte ablehnen, auf kriminalistischem Gebiete läßt sich, wenn man nicht von vornherein auf eine wirklich nachhaltige und wirksame Bekämpfung des Verbrechertums verzichten will, eine zwischenstaatliche Verständigung überhaupt nicht entbehren. Man kann wohl Strafgesetze in den einzelnen Ländern schaffen und unter Würdigung der einzelstaatlichen Bedürfnisse und Eigenarten möglichst dezentralisierte Polizeiverwaltungen einrichten, man kann aber nicht verlangen, daß das Verbrechertum sich danach richtet. Da bei dem heutigen Stande der Verkehrstechnik durchaus die Möglichkeit besteht, daß ein Mörder nach Vollbringung seiner Tat in Berlin schon im Flugzeug in London eingetroffen ist, ehe sein Verbrechen überhaupt in Berlin entdeckt ist, oder daß ein anderer seine in Paris hergestellten Banknotenfälschungen in Buenos Aires unterbringt und sich dann nach Tokio flüchtet, ehe womöglich das erste Falsifikat angehalten wird, so wäre es lächerlich, den Kampf gegen diese Feinde der Menschheit örtlich organisieren zu wollen. Es ist sicherlich kein Zufall, daß derjenige Rechtsstaat, der, soweit bekannt, die meisten Kapitalverbrechen und die verhältnismäßig seltensten Entdeckungen und Sühnen aufweist, die Vereinigten Staaten von Amerika

sind, wo die Polizei am schärfsten dezentralisiert ist, indem fast alle entscheidenden Polizeibefugnisse in den Händen der rein örtlich und kommunal gebildeten Polizeiverwaltungen zu liegen pflegen.

Es gibt große und wichtige Gebiete der Kriminalistik, die überhaupt von vornherein nur auf internationalem Gebiete Bedeutung besitzen und nur international erfaßt und bekämpft werden können. Man braucht weniger an die beliebten Romanfiguren des internationalen Hochstaplers, einen Typ, der für die praktische Arbeit der Polizei erheblich weniger in Frage kommt, als der Laie gewöhnlich annimmt, dafür aber an den Mädchenhandel, an den Handel mit unzüchtigen Schriften und Abbildungen, an den Handel mit Rauschgiften, insbesondere mit Opium, zu denken. Hier handelt es sich um ausgesprochen internationale Fragen, die jedes Land mehr oder weniger gleichmäßig angehen, deren Lösung aber unter allen Umständen nur auf internationalem Wege technisch möglich ist. In der Tat gibt es auf diesen Gebieten schon seit der Zeit vor dem Weltkriege internationale Abkommen, die auch die große Erschütterung nicht hat beseitigen können und die in letzter Zeit, teilweise unter Mitwirkung des Völkerbundes, wesentlich ausgebaut sind oder zum mindesten ausgebaut werden sollen. *Der Mädchenhandel* ist zwar nach Ansicht wohl aller erfahrenen Fachleute in der aus Kinos, Schundliteratur und gelegentlichen Zeitungsschauermeldungen bekannten Art außerordentlich selten, wenn nicht überhaupt unbekannt; daß wirklich unschuldige und unbescholtene junge Mädchen wider ihren Willen in Lasterhäuser verschleppt werden, wäre angesichts des damit verbundenen finanziellen und strafrechtlichen Risikos, angesichts der voraussichtlichen Widerwilligkeit der betreffenden Opfer in ihrer neuen Umgebung und schließlich angesichts des nur zu reichlichen Angebots freiwilligen Rekrutenmaterials von vornherein unwahrscheinlich. Dagegen findet zweifellos, namentlich aus östlichen Ländern, nach Übersee eine recht erhebliche Auswanderung, auch junger Mädchen, statt, die wahrscheinlich zwar einem Prostituiertenschicksal nicht gerade abgeneigt sind, das grauenhafte Elend, dem sie früher oder später anheimfallen, aber wohl selten voraussehen. Dazu kommen zahlreiche Grenzfälle, wo junge Mädchen als Tänzerinnen, Sängerinnen, Filmküstlerinnen u. dgl. durch gewissenlose Agenten vermittelt, Engagements im Auslande annehmen und, wenn es auch nicht von vornherein der Zweck der Vermittlung gewesen sein mag, doch nach wirtschaftlichem Zusammenbruch ihrer Truppe ebenfalls nach kurzer Zeit sich gezwungen sehen, den notdürftigsten Lebensunterhalt auf einem anderen, jedenfalls nicht erfreulicheren Wege zu verdienen. Mag unser Zeitalter in erotischen Dingen noch so frei denken und handeln; das Mitgefühl mit diesen Opfern einer schlechten Wirtschaftsordnung ist doch im allgemeinen Regel, und so finden sich in ziemlich allen Ländern Organisationen, die sich des Schutzes reisender junger Mädchen annehmen und namentlich vorzubeugen suchen, und denen man Auskunft schon vor der Abreise

über die zu erwartenden Möglichkeiten im Auslande übermittelt. Die preußische Polizei ist in dieser Hinsicht bemüht, besonders sorgfältig zu sein. Alle Arbeit beruht aber hier auf verständnisvollem Zusammenwirken mit den ausländischen Organisationen und Behörden, und so hat sich in der Tat ein sehr reger zwischenstaatlicher Austausch von Nachrichten und Warnungen entwickelt. Zahlreiche Einzelverträge sind im Jahre 1921 durch ein allgemeines internationales Abkommen ergänzt und ersetzt worden.

Nicht ganz in der gleichen Vollkommenheit ist die internationale Bekämpfung des *Handels mit unzüchtigen Schriften und Abbildungen* ausgebaut. Es handelt sich um Vergehen, die, namentlich mit Rücksicht auf die heranwachsende Jugend, ernste Beachtung verdienen und auch schon aus Gründen der Sicherung eines geschmackvollen Kulturbildes von keinem Lande vernachlässigt werden sollten. Immerhin sind die Anschauungen in dieser Hinsicht recht verschieden. Es handelt sich hier um ein ausgesprochen internationales Gewerbe. Geschäftsleute, die in Deutschland auf diesem Gebiete Handel treiben, pflegen mit Material aus Ungarn, Spanien, Frankreich usw. versorgt zu sein, und eine wirksame Bekämpfung läßt sich eigentlich nur durch Zugriff an der Quelle ermöglichen. Zwischen einer Reihe von Ländern sind internationale Abkommen getroffen, denen sich allerdings andere wichtige Länder noch nicht angeschlossen haben. Dagegen ist die Bekämpfung des Mißbrauchs der *Rauschgifte,* namentlich des *Opiums,* einigermaßen geschlossen international geregelt. Es handelt sich hier um bekannte Fragen, die schon seit Jahrzehnten den hohen Wert zwischenstaatlicher Rechtsbeziehungen erwiesen.

Von einer gewissen internationalen Wichtigkeit ist auch das Gebiet der Geld- und Banknotenfälschungen, die ja namentlich in den letzten Jahren infolge der verwickelten und sprunghaften Entwicklung des Währungswesens in vielen Ländern einen unheilvollen Aufschwung genommen haben. Hier arbeitet der Fälscher schon zur Verdunkelung gern in der Weise, daß er Werkstätten in einem anderen Lande unterhält, in dem er nachher seinen Absatz zu suchen hat. Auch besitzen industriell weniger entwickelte Länder, beispielsweise Bulgarien, Ungarn usw., häufig gar nicht die technischen Möglichkeiten, wirklich gute Falsifikate innerhalb der eigenen Grenzen herzustellen und werden daher gern vom Auslande her mit dem fertigen Fabrikat oder doch mit Rohstoffen und den nötigen Werkzeugen versorgt. Sowohl die Verfolgung vollendeter Straftaten als auch die vorbeugende Abwehr läßt sich daher ohne Verständigung zwischen den Polizeien der betroffenen Länder gar nicht denken. Die berühmte ungarische Frankenfälscheraffäre des letzten Jahres sah beispielsweise die französische Kriminalpolizei in engem kollegialen Zusammenwirken mit den Polizeibehörden sämtlicher beteiligten Länder. Ähnliche Verhältnisse liegen bei *Juwelendieben* vor, die ihre Beute ebenfalls gern im Auslande unter-

zubringen suchen; auch der *Hoteldieb* pflegt eine internationale Bedeutung zu besitzen.

Weniger grundsätzlich als im Einzelfalle bedeutungsvoll, aber dann doch außerordentlich wichtig ist das internationale Zusammenarbeiten der Polizei bei der *Verfolgung flüchtiger Verbrecher.* Die Flucht ins Ausland ist nicht selten, namentlich bei geldkräftigen Verbrechern, ein besonders beliebtes Mittel, sich der Verfolgung und Strafe zu entziehen. Zwischen fast allen Staaten bestehen daher Übereinkommen über die Verfolgung und Auslieferung solcher Leute. Die rechtliche Basis ist theoretisch bald geschaffen und verursacht nur selten größere Schwierigkeiten. Dagegen ist die technische Durchführung angesichts der Zersplitterung der polizeilichen Organisationen, der Schwierigkeiten der internationalen Verständigung und des fast überall nicht gerade schleunigen bürokratischen Weges von zahllosen Hemmungen umgeben, denen die leichte Beweglichkeit des flüchtigen Verbrechers triumphierend gegenübersteht. Von großer Wichtigkeit ist es daher, daß bei der praktischen Durchführung des internationalen Zusammenarbeitens der Leerlauf des Dienstweges soweit wie irgend möglich verringert wird. Es ist üblich, daß sich die örtlichen Polizeistellen unmittelbar miteinander verständigen, ohne erst den vorgeschriebenen Instanzenzug über ihre Polizeiministerien, Auswärtigen Ämter und Missionen im anderen Lande zu suchen. Ein Telegramm der Kriminaldienststelle in Berlin an die gleiche Behörde in London erfordert wenige Stunden; der vorgeschriebene Dienstweg würde sicherlich ebenso viele Wochen in Anspruch nehmen. Die Notwendigkeit einer raschen und sicheren Verständigung, namentlich über die Person des gesuchten Verbrechers, beschäftigt die Fachwelt aller Staaten lebhaft. Die internationale Fernidentifizierung, die namentlich das Fingerabdruckverfahren benutzt, ist in energischem Ausbau befindlich; jede internationale Zusammenkunft der Fachleute dient dazu, dieses Verfahren auszubauen und die erforderlichen organisatorischen Grundlagen zu schaffen. Es ist das Verdienst der Internationalen kriminalistischen Kommission, an deren Spitze der Wiener Polizeipräsident, Exzellenz Schober, steht und die ihre Zentrale ebenfalls in Wien hat, daß die internationale Verständigung auf diesem außerordentlich wichtigen Gebiete bereits wesentlich fortgeschritten ist. Fast sämtliche Staaten der Erde gehören dieser Kommission an. In regelmäßigen Kongressen werden die gemeinsamen Interessen beraten, in sorgfältigen Entschließungen zusammengefaßt und den beteiligten Regierungen überreicht. Zurzeit beschäftigt vor allem die Ausarbeitung eines internationalen kriminalistischen Codes die Fachleute. Man darf damit rechnen, daß in absehbarer Zeit ein praktisches Abkommen erzielt werden wird. Vor allem Dingen wird es auch darauf ankommen, eine Zentrale für die Bekämpfung des internationalen Verbrechertums zu schaffen; sie wird eine Nachrichtensammelstelle, eine Sammlung aller Fingerabdrücke der vom internationalen Standpunkt aus

in Betracht kommenden Verbrecher und eine Art Clearinghouse für alle nicht zwischen den Ländern unmittelbar zu führenden Verhandlungen aufzuweisen haben.

Das internationale Zusammenarbeiten gerade auf dem Gebiete der Fernidentifizierung hat bisweilen schon überraschende Erfolge gezeitigt. So wurde vor etwa einem Jahr durch die Arbeit der Kopenhagener Polizeibehörde ein schwerer Doppelmord aufgeklärt, der im Jahre 1917 in Berlin verübt worden war. Der Täter, der damals unbekannt geblieben war, hatte an einer Weinflasche im Hause der Opfer Fingerabdrücke hinterlassen, die von der Berliner Polizei nicht identifiziert werden konnten, aber vorsorglich allen ausländischen Polizeiverwaltungen mitgeteilt worden waren. Als der Täter acht Jahre später einer verhältnismäßig geringfügigen Strafe wegen von der Kopenhagener Polizei des Landes verwiesen wurde, nahm man auch seine Fingerabdrücke auf und erkannte in ihm damit den Gesuchten.

Selbstverständlich erschöpft sich das internationale Zusammenarbeiten nicht nur in der Aufsuchung, Verfolgung und Festnahme der Verbrecher, sondern die *Auslieferung der Verbrecher* erfordert bisweilen noch langwierige Verhandlungen. Sind schon in einem einzelnen Lande infolge der Schwerfälligkeit des bürokratischen Apparats bei der Durchführung irgendeiner polizeilichen Maßnahme oft ungeahnte Schwierigkeiten zu überwinden, so entstehen bei dem Zusammenwirken mehrerer Länder geradezu unerhörte Hemmungen. Durch die Presse ging vor einiger Zeit die Meldung, daß ein junges Mädchen, das aus Südfrankreich wegen eines verhältnismäßig geringfügigen Vergehens nach Deutschland ausgeliefert werden sollte, viele Monate unterwegs war und von einer Behörde zur andern und einer Verwahrungsanstalt zur anderen geschleppt wurde. Der Vereinfachung der Organisation, namentlich natürlich schon im Gebiet der einzelnen Staaten, dann aber vor allen Dingen auch in der zwischenstaatlichen Verständigung, stehen hier noch große Aufgaben bevor.

Es wäre oberflächlich, das internationale Zusammenarbeiten der Polizei allein auf die kriminalistische Tätigkeit in der Vorbeugung und Verfolgung von Verbrechen zu beschränken. Aufgabe der Polizei ist es ja auch, auf allen anderen Gebieten des öffentlichen Lebens für die Ruhe, Sicherheit und Ordnung zu sorgen, und es ist das ungeheure *Gebiet des modernen Verkehrs*, das der Polizei der heutigen Kulturstaaten besonders wichtige und schwierige Probleme stellt. Gerade hier aber ist ein verständnisvolles einiges Zusammenarbeiten der Polizeiverwaltungen der einzelnen Länder ganz besonders von Nöten. In einer Zeit, in der das Flugzeug im Laufe einiger Stunden in Europa ein halbes Dutzend Länder überfliegen kann, in der der Automobilist im Laufe weniger Tage ganz Europa und damit ein Dutzend Länder durchquert, ist es sinnlos, wenn jeder Staat, womöglich sogar jede Provinz, ja sogar jedes Dorf seine eigenen Verkehrsvorschriften aufrechterhält. Hierbei

handelt es sich keineswegs nur um eine Erleichterung des internationalen Reiseverkehrs, obwohl sicherlich auch schon diese Aufgabe ernste Bemühungen der Polizei aller Staaten verdienen würde. Stärker fällt ins Gewicht, daß von einer internationalen Vereinheitlichung der Verkehrsregeln und übrigens freilich auch der Verkehrszeichen die Sicherheit des Straßenverkehrs wesentlich abhängt. Kommt ein Schweizer Automobilist durch Berlin und verletzt er hier aus Unkenntnis die verkehrspolizeilichen Vorschriften, so genügt es nicht, ihn triumphierend in Strafe zu nehmen; bis das unglückliche Opfer der internationalen Uneinheitlichkeit die Verkehrsvorschriften Berlins sich wirklich angeeignet hat, kann es viel Unheil angerichtet haben. Allein die Menschenleben, die die unterschiedliche Regelung des Links- und Rechtsfahrens in Europa jährlich gefordert hat — kein Kraftwagenführer kann sich mit der Grenze ohne weiteres umstellen, selbst wenn er die veränderten Regeln theoretisch kennt — würde die Abhaltung internationaler Kongresse zur Vereinheitlichung lohnen. In der Tat sind wichtige Vorarbeiten hiezu bereits geleistet, und es darf erwartet werden, daß nach Überwindung der nun einmal leider unabweisbaren Hemmungen bindende internationale Abkommen in absehbarer Zeit zustande kommen werden.

Die Zeiten, wo die politische Polizei der einzelnen Länder zur Bekämpfung etwa des Anarchismus zusammenwirkte, sind vorüber. Der Anarchismus ist, praktisch genommen, erloschen; anarchistische Vereinigungen von irgendwelcher, womöglich internationalen Bedeutung, existieren nicht mehr. Die Bekämpfung des Bolschewismus ist zwar noch in den Jahren 1919/1920 vielfach als internationale Aufgabe angesehen worden, doch handelt es sich hierbei vielmehr um ein politisches als um ein polizeiliches Problem. Auch ist die Stellung der einzelnen Staaten zum Bolschewismus viel zu verschieden, als daß eine einheitliche Kampffront oder auch nur ein einheitliches Interesse sich herausarbeiten ließe.

Jedenfalls reichen aber die beiden großen Gebiete der internationalen Verbrecherbekämpfung und der internationalen Verkehrsregelung aus, um ein außerordentlich lebendiges und wirksames Band zwischen den Polizeibehörden sämtlicher Länder zu ziehen. Man kann sagen, daß wohl auf keinem Gebiete, auch keineswegs auf dem Felde der Wissenschaft, die Fortführung der internationalen Beziehungen so rasch wieder in Gang gekommen ist wie auf dem Arbeitsfeld der Polizei. In sieben Monaten des Jahres 1926 hat die Berliner Kriminalpolizei in nicht weniger als 1151 Fällen mit ausländischen Behörden zusammengearbeitet; unter ihnen befinden sich fast sämtliche Länder Europas und alle wichtigen Staaten Asiens und Amerikas. Der internationale Polizeikongreß und die große Polizeikonferenz, die Ende September 1926 im Anschluß an die Große Berliner Polizeiausstellung in Berlin abgehalten wurden, waren von fast allen Ländern beschickt. Fast wichtiger als die

äußeren Ergebnisse, die sich in Beratungen und Beschlüssen offenbarten, war gerade auch unter dem Gesichtspunkt der Allgemeinheit das außerordentlich deutlich zutagetretende Einvernehmen, die ausgeprägte Interessengemeinschaft, die sich um die ganze Erde legt, und das sich daraus ergebende herzliche kollegiale Verhältnis zwischen allen Fachleuten. Es wird ja letzten Endes doch immer sich herausstellen, daß für die Anbahnung einer internationalen Gemeinschaft weniger die gefühlsmäßigen Bestrebungen einzelner idealgesinnter Leute als die nüchterne Realität der gemeinsamen Interessen bestimmend sein wird. Es gibt kaum ein Gebiet des öffentlichen Lebens, auf dem diese Gemeinschaftlichkeit der Interessen zwischen allen Ländern der Erde so scharf und unabweisbar zutage tritt, wie auf dem Felde des Kampfes gegen Verbrechen und Unsicherheit. Da auf diesem Gebiete planmäßig seit Jahren von zielbewußten Leuten gearbeitet wird, läßt sich auch eine wesentliche Vertiefung und Verengerung der internationalen Gemeinschaft hiervon erhoffen.

Das Schuldenproblem in internationaler Beleuchtung.

Von *Bernard Desouches.*

Seitdem im Laufe der letzten Jahre die Staatsmänner der interessierten Völker, die Autoritäten der Bankwelt, des Handels und der Industrie und alle bekannten Wirtschaftspolitiker sowohl in den Vereinigten Staaten wie in Europa das Problem geprüft haben, scheint alles Wesentliche in der Frage der alliierten Schulden bereits gesagt zu sein. Und doch, wenn man das Problem in seinen fernen Auswirkungen und in dem Lichte der Weltpolitik, im Zusammenhang mit der Weltwirtschaft und den großen Strömungen des internationalen Handelsverkehrs betrachtet, scheint es kaum angeschnitten zu sein. Die Konsequenzen einer Regelung von diesem Ausmaße ohne Präzedenz in der Geschichte enthüllen sich erst langsam, parallel zum Gang der Ereignisse, und zeigen, wie weit die Volkswirtschaft davon berührt wird.

Heute sehen wir die Schuldenfrage in eine neue Phase eintreten, und zwar die eines Wirtschaftskonflikts zwischen zwei Kontinenten. Und dieser Konflikt kann vom politischen Standpunkt unabsehbare Konsequenzen haben.

Als die Mitglieder der politischen Fakultät der Universität in Columbia in den Schlußsätzen ihres Berichtes schrieben: „Die europäische Koalition gegen die Vereinigten Staaten mag sich als günstig für Europa erweisen. Aber stellt sich irgend jemand vor, daß sie für die Vereinigten Staaten günstig sein kann?", haben diese prominenten Wissenschaftler eine Angst in Worte gekleidet, die sich nicht auf willkürliche Hypothesen gründet. Sie vermuten da eine unbedingt vorhandene Gefahr, deren unmittelbare Nähe und Bedeutung sie jedoch nicht kennen und die sowohl von der amerikanischen Regierung wie von der öffentlichen Meinung in Amerika vollkommen übersehen wird. Diese Gefahr ergibt sich nicht nur, wie man glaubt, aus einer allgemeinen Stellungnahme, einer Art von geistiger Mobilisierung der europäischen Gemeinschaft gegen die Vereinigten Staaten, sondern sie entsteht eher — was ohne Zweifel noch wichtiger ist — aus gegebenen Umständen, die die bedeutendsten Führer der europäischen Wirtschaft geprüft haben und die

sie mit Hilfe genau entworfener Pläne ausnutzen wollen. Obwohl die Politik, nach der sich die ganze Wirtschaftsstruktur Europas unter der Regie seiner staatsmännischen Führer immer richtet, bereits in Wirklichkeit umgesetzt wird, obwohl sie sich schon in Konferenzen, Verhandlungen, dem Austausch der Meinungen von Land zu Land, und selbst von Regierung zu Regierung offenbart, kennt nur ein kleiner Kreis der Eingeweihten ihre Triebkräfte, die gewaltigen Elemente, die sie in Bewegung setzt, die ungeheuren Ziele, die sie ins Auge faßt. Das Geheimnis, von dem sie mehr oder weniger umgeben wird, die Vorsicht, mit der sie vorbereitet und entwickelt wird, erklären es, warum das große Publikum bis heute noch so wenig von ihr weiß.

Um diese Politik zu verstehen, muß man die Änderung der Weltwirtschaftslage seit der Vorkriegszeit in Betracht ziehen. Im Jahre 1914 waren viele große Unternehmungen in den Vereinigten Staaten in einer äußerst prekären Lage. Die Vorzugsaktien der Handelsmarine hatten den Kurs von nicht mehr als 4 Dollar. Die Bethleem Steel notierte zwischen 25 und 30 Dollar, die Submarine boat Co. war dem Bankrott nahe. Die Dupont Powder, die Steel Corporation, die Westinghouse Electric, die Gulf Steel und viele andere waren in keiner besseren Lage. Im Jahre 1916 wurde die Bethleem Steel mit 700 Dollar, die Mercantile Marine mit 125 Dollar notiert, die Submarine boat sind von 0 auf 80 Dollar gestiegen und so weiter. Seit der Zeit war die Wirtschaftsaktivität der Vereinigten Staaten in einem fast ununterbrochenen Aufstieg begriffen.

Aber dieser äußerst günstige Zustand setzte zu seiner Fortdauer eine Anzahl gewisser Bedingungen voraus. Die Industrialisierung des Landes übersteigt heute die Aufnahmefähigkeit des amerikanischen Marktes. Die Vereinigten Staaten sind durch ihre Macht selbst abhängig vom Auslande geworden, das heißt, daß sie genötigt sind, Absatzmöglichkeiten zu erhalten und zu entwickeln, um den Überschuß der Produktion loszuwerden. Die amerikanische Industrie ist augenblicklich in einem solchen Maßstab organisiert, daß sie sich nicht einschränken kann, ohne einer ungeheuren Wirtschaftskrise anheimzufallen. Andererseits ist das amerikanische Kapital, nach Ansicht der maßgebendsten Persönlichkeiten der Wallstreet, in einer derartigen Überfülle vorhanden, daß es nicht mehr im Inlande verwendet werden kann und eine Investierung im Auslande suchen muß. Im September des letzten Jahres hat das „Wallstreet Journal" in einer Reihe von Artikeln darauf hingewiesen, daß die Anzahl der Zeichnungen der Auslandsanleihen in den fünf letzten Jahren sich verzehnfacht hat. Diese unerhörte Kapitalsfülle ist auch aus dem niedrigen Bankzins der New-Yorker Großbanken ersichtlich, die für die kleinen und mittleren Konten keinen Zins zahlen und nur 2 % für die wichtigen Depots gewähren. Die Notwendigkeit, eine günstige Verzinsung des allzureichlich vorhandenen Kapitals zu finden, zwingt das Publikum, lukrative Anlagen

im Auslande zu suchen. Der eigene Wohlstand treibt heute die Vereinigten Staaten dazu, ihren Einfluß im Auslande zu mehren, dauernd nach neuen Märkten zu suchen und ihr Kapital in anderen Ländern zu placieren. Dies scheint nicht schwer zu sein, wenn man die Schwäche eines zerstückelten Europas und die überall vernichteten Werte berücksichtigt, sollte es jedoch auf Hindernisse treffen oder mißlingen, wird die Übermachtstellung Amerikas erschüttert und seine heutige Lage gefährdet sein.

Europa sieht mit gewisser Beunruhigung, ja Angst sogar, dieser amerikanischen Expansion, dieser Entwicklung einer Konkurrenz zu, die auf eine gefährliche Weise selbst die nationalen Erzeugnisse auf ihrem eigenen Boden bedroht. Aber wie soll man dagegen ankämpfen? Alle Nationen sind aus irgendeinem Grunde zu Schuldnern der Vereinigten Staaten geworden. Kein Land war von den Folgen des Krieges, der Nachkriegszeit, den Gefahren der Inflation frei. Zur Lösung des Problems konnten die Länder Europas nur höchst unzulängliche Mittel anwenden, die noch durch ihre Uneinigkeit oder ihre Isoliertheit beschränkt wurden. Aber so günstig auch im Augenblick der Zustand für die Vereinigten Staaten war, wie es die Ereignisse bewiesen haben, bot er ihnen nur höchst prekäre Garantien. Gerade weil er sich auf so schwankende und ungesunde Elemente zurückführen ließ, bot er einen internationalen Verkehr keine Sicherheit, erlaubte nicht die Herstellung der großen Handelskanäle, des regelmäßigen Warenverkehrs, den die ganze Welt zur Erreichung ihres Gleichgewichts braucht. Die Vereinigten Staaten haben daher sowohl aus ihrer Liebe für geregelte Zustände und soziale Stabilität, wie aus dem sehr verständigen Wunsch nach einer Konsolidierung ihrer Vorteile und einer Nutznießung der Rückkehr zum allgemeinen Wohlstand in denkbar großem Maße versucht, jene Politik zu begünstigen und zu fördern, die möglichst viel Sicherheit in dieser Hinsicht versprach, zu einer Herstellung der Ruhe, einer Befriedung der Geister beitrug und infolgedessen dem amerikanischen Kapital eine entsprechende Ausnutzung gewährte. Aber eines hatten die Vereinigten Staaten nicht vorausgesehen: daß die Entspannung, die Heilung Europas, die Versöhnung der Feinde, die Annäherung der europäischen Mächte sich zu ihrem eigenen Schaden und gegen sie wenden würde. Das, was weder die politische Weisheit noch die Erfordernisse eines wohlverstandenen Eigeninteresses Europa beibringen konnten, hat das Gefühl seiner Abhängigkeit und seiner Verpflichtungen Amerika gegenüber hervorgerufen. *Die Schuldenfrage hat in der politischen und wirtschaftlichen Evolution Europas eine entscheidende Rolle gespielt.*

Als im Jahre 1921 oder 1922 in den Kabinettsberatungen oder in der Presse die ersten Warnrufe ertönten, um auf die Gefahr hinzuweisen, die eine Politik fortgesetzter Anleihen bei Amerika bildete, als sie die Bedrohung des europäischen Handels und der Industrie durch die wirt-

schaftliche Expansion und die finanziellen Investierungen Amerikas auf den wichtigsten Märkten der Welt voraussagten, als sie von den sich dadurch ergebenden Rechten der Einmischung Washingtons in die Politik der verschiedenen Staaten sprachen, wurden sie kaum gehört und ihre Befürchtungen haben ein geringes Echo erweckt. Damals war die nationale Zerspaltung noch zu groß, die Erinnerung an die Kämpfe zu frisch und außerdem das Bewußtsein der Gefahr noch nicht deutlich genug. Dieses Bewußtsein sollte jedoch tiefer in die Geister eindringen. Einerseits nahm der industrielle und kommerzielle Fortschritt der Vereinigten Staaten einen immer größeren Umfang ein. Andererseits ließ der fortschreitende Ruin einer großen Anzahl der europäischen Devisen die Vorherrschaft des Dollars und die Übermacht der amerikanischen Hochfinanz um so empfindlicher hervortreten. Die Privatanleihen in den Vereinigten Staaten für die deutschen, französischen, italienischen, belgischen usw. Unternehmungen mehrten sich von Tag zu Tag. Schließlich hat der große Lärm, mit dem man die Verhandlungen über das Schuldenproblem führte, sowohl wie die Auseinandersetzung über die verschiedenen Abkommen, die man in Washington besprach oder abschloß, die öffentliche Meinung aufgerüttelt. Parlamentarische Debatten haben erst die Massen darüber belehrt, daß sie die Schuldner Amerikas sind, sie haben ihnen die Mannigfaltigkeit ihrer Verpflichtungen gezeigt und sie darüber aufgeklärt, wie schwach und ohnmächtig jede der verschuldeten Nationen, einzeln genommen, gegenüber den Vereinigten Staaten ist. Auf diese Weise haben die Massen das Kräfteverhältnis zwischen Schuldner und Gläubiger begriffen, und aus diesem Verständnis entsprang ein Gefühl der Solidarität zwischen den belasteten Völkern. In der damaligen geistigen Verfassung hat der Mangel einer politischen Verständigung die Staaten daran gehindert, sich auf eine gemeinsame Äußerung oder auf ein gemeinsames Vorgehen zu einigen. Aber die in der Zwischenzeit eingetretene Veränderung, das gemeinsame Vorgehen gewisser Interessengruppen, der Zwang, einen Ausweg finden zu müssen, wird bald die Völker zu einem Zusammenschluß bringen.

Eine unglückselige Initiative der amerikanischen Regierung, die auf einem psychologischen Irrtum beruhte, dessen Konsequenzen einschneidender und bedenklicher waren, als man annahm, hat dazu sicher in großem Maße beigetragen. Washington hat bei einer Anzahl europäischer Mächte für einige seiner Zollagenten diplomatische Privilegien gefordert sowie das Recht der Kontrolle und Einsicht in die Bücher und Konten der Firmen, die ihre Waren nach Amerika exportieren. Alle interessierten Staaten haben sich dahin verständigt, diese Forderung mit einer kategorischen Weigerung zu beantworten. Aber das Vorgehen Amerikas hat einen ungeheuren Widerhall in der ganzen Geschäftswelt erweckt und bei allen Syndikaten, Handelskammern, Berufsorganisationen und Produzentengruppen die größte Erregung her-

vorgerufen. Man sah in diesem anmaßenden Schritt Amerikas eine Einmischung in die fremde Produktion, einen ersten Versuch einer Kontrolle oder sogar Beschlagnahme auf dem Gebiete nationaler Souveränität. Diese Forderung hat jedenfalls das eine Ergebnis gehabt, daß sie das Mißtrauen, das schon vorhanden war, bestärkte, gewisse Kontakte herbeiführte, manche Rivalitäten milderte und sich zum erstenmal die Unterstützung aller Regierungen für ihre Besorgnis sicherte, deren gemeinsamer Charakter jetzt allgemein von den Führern der europäischen Wirtschaft erkannt wurde.

Die wichtigsten Persönlichkeiten der Geschäftswelt, die mutigsten, weitsichtigsten, die auch gleichzeitig über die größten Handlungsmöglichkeiten verfügen, haben aus der Prüfung der Lage gefolgert, daß, wenn Europa sich seine Absatzmärkte, seine materielle Bedeutung, seinen Rang eines großen Produzenten, Fabrikanten wie Detaillisten erhalten will, es erst von Grund aus den Aufbau seiner Wirtschaftsstruktur ändern muß. Keine der europäischen Mächte, die an Menschenleben, Volksvermögen, Geldmitteln, oft auch an Gebiet eingebüßt haben, kann aus eigener Kraft heraus gegen die amerikanische Konkurrenz ankämpfen. Nicht nur der Kampf war für sie unmöglich, sondern auch die Bewegungsfreiheit drohte ihnen verloren zu gehen. Von der Schuldenlast überwuchtet, sind sie genötigt, einen Teil, und sogar den größten Teil ihrer Arbeit für die Zinsen der fremden Kredite zu verwenden. In ihrer Sparkraft betroffen, können sie ihre Betriebsanlagen weder erneuern, noch vergrößern, und sie sehen sich vor die Aussicht gestellt, immer größere Teile des Volksvermögens, Fabriken, Unternehmungen, Häuser, Boden, Bergwerke, Wälder in fremden Besitz übergehen zu lassen. Ein Zusammenschluß der europäischen Kräfte könnte diese Katastrophe verhindern, die Situation umkehren, die Expansion der gegnerischen Kräfte in enge Grenzen zurückwerfen. In großen Umrissen dargestellt, handelt es sich darum, durch eine Verständigung zwischen den Produzenten von ganz Europa die Mittel auszuspielen, die auf diese Weise von ungeheurer Gewalt werden, die Herstellungskosten zu vermindern, indem man gemeinsame Einkaufs- und Verkaufsorganisationen schafft, die Umsatzkosten zu verkleinern, und dank den Lohnsätzen, die in Europa geringer sind als in Amerika, dank den erstklassigen Technikern, die wir besitzen, eine gemeinsame Abwehr zu organisieren und mit Aussicht auf Erfolg zur Offensive überzugehen.

Dieses Programm fiel mit einer großen Bewegung zusammen, die sich immer mehr in Europa ausbreitete und die Massen mit dem Gedanken an die internationale Verständigung vertraut machte. Ich denke dabei — ohne ihm jedoch eine übertriebene Bedeutung zuzumessen — an den Feldzug der englischen Presse, hauptsächlich an die des Lord Rothermere, an den Plan, den Georg Bernhard in der „Vossischen Zeitung“ unter dem Namen der Kontinentalpolitik vor einigen Jahren ent-

wickelte, an die Propaganda, die in Frankreich Octave Homberg in Form von Abhandlungen und Konferenzen führte, an die Anregungen des Präsidenten des Ausschusses der Schuldenkommission in der Deputiertenkammer, Dariac, der eine internationale Schuldnerorganisation befürwortete, wie auch unzählige Artikel, die in der italienischen, belgischen, französischen und deutschen Presse erschienen sind und oft von großen Finanzmagnaten, wie zum Beispiel der Rothschild-Gruppe, inspiriert wurden. Es handelt sich dabei um bedeutungsvolle Symptome einer Arbeit der Beeinflussung der öffentlichen Meinung, die jedoch nur einen lokalen, höchstens einen nationalen Wert hat. Höher einzuschätzen sind die Bemühungen einer Elite von Gelehrten, Wissenschaftlern, Professoren und Politikern, die eine paneuropiäsche Bewegung fördern, deren Spitze sich explicite oder implicite gegen die Vereinigten Staaten richtet. Es ist das Programm des Prinzen Karl Anton Rohan und des Grafen Coudenhove-Kalergi, dessen sich schnell ausbreitende „Paneuropäische Union" ein Instrument bildet, das eines Tages vielleicht eine große Rolle spielen wird.

Trotz der Bedeutung jedoch, die diese Bewegung einer moralischen und politischen Abwehr in Zukunft haben könnte, hat sie heute noch nicht das embryonale Stadium überschritten. Auf dem wirtschaftlichen Gebiet ist bis jetzt das meiste geleistet worden und hier liegt auch die wirkliche und wichtigste Gefahr für die Vereinigten Staaten. Diese Gefahr ergibt sich aus dem fortschreitenden Zusammenschluß der gesamten europäischen Wirtschaft zu einer Kampforganisation.

Der Anfang zu dieser Konzentration kann in das Jahr 1924 zurückdatiert werden, den Augenblick der Bildung des tschechoslowakischen Stahlkartells. Um dieses tschechoslowakische Stahlkartell, das aus der österreichischen Rothschild-Gruppe, dem französischen Schneider-Konzern und dem deutschen Mannesmann-Konzern zusammengesetzt ist, bildete sich schnell das mitteleuropäische Kartell, das Österreich, Ungarn, Rumänien und Jugoslawien umfaßt, und in Österreich hauptsächlich durch den Konzern Thyßen, in Rumänien durch den englischen Konzern Vickers und den österreichischen Konzern Steeg vertreten wird. Von diesem Augenblick an sind alle großen Montanmächte Europas miteinander in Verbindung getreten. Eine Zentralstelle für Einkauf und Verkauf wurde gegründet, die ausschließlich dazu berechtigt war, die Aufträge für die Ein- und Ausfuhr anzunehmen. Nach einem provisorischen Abkommen, das ein Jahr gedauert hat, trat auch Polen in diese Gruppe ein und schloß seinerseits eine Vereinbarung mit den Produzenten von Oberschlesien. Im September 1926 bildete sich das große Stahlkartell, das Deutschland, Frankreich, Belgien, Luxemburg und die Saar umfaßte, das kurz darauf zu der Gründung der European Rail Makers Assocation (E. R. M. A.) führte, und auf diese Weise vielleicht den gewaltigsten Produktionsorganismus, der je existierte, schuf. Außerdem sollen die Verhandlungen, die im

Namen des Stahlkartells von dem Direktor der großen Montangesellschaft Arbed, Mayrisch, im Namen des mitteleuropäischen Kartells von Herrn Günther geführt werden, eine engere Verbindung der zwei Kartelle ermöglichen, ohne an die unabhängige Existenz der beiden Gruppen zu rühren. Schon in seinem heutigen Entwicklungsstadium ermöglicht der Zusammenschluß der Montanindustrie eine Produktion, die 30 Millionen Tonnen jährlich überschreitet. Die Erzeugnisse des Kartells, die nach den letzten bekannten Verfahren, in den mit den modernsten Maschinen ausgestatteten Fabriken hergestellt werden, haben sich schon jetzt eine vollkommene Beherrschung des Weltmarktes gesichert.

Die großen Befürworter dieses ganzen Feldzuges wollen sich jedoch nicht auf die Weltbeherrschung eines der wichtigsten Zweige der Wirtschaftsaktivität beschränken. Wir sehen schon heute einen allmählich sich verwirklichenden Zusammenschluß der chemischen Industrien, hauptsächlich der Farbenindustrie unter der Ägide des Herrn v. Simson in Deutschland, des Sir Alfred Mond in England und des Herrn Desprêt in Frankreich. Wir sehen die Vereinbarungen der elektrotechnischen Industrie, dank den Bemühungen des Herrn Geheimrats Deutsch, und wir haben einen weiteren Zusammenschluß der Textilfabrikanten zu erwarten. Das europäische Aluminiumkartell hat sich durch den Eintritt Deutschlands, Frankreichs, Englands, der Schweiz, Österreichs und Norwegens gebildet und hat sofort die amerikanische Aktivität, hauptsächlich auf dem französischen Markt, paralysiert. Ein Abkommen zwischen den englisch-deutschen Schiffsgesellschaften ist schon getroffen worden und wird vielleicht in kurzer Zeit in einem größeren Ausmaße vervollständigt werden. In diesem Zusammenhang ist noch das internationale Röhrenkartell, das europäische Leinsyndikat, die europäische Föderation der Emaillewerke und der Flaschenfabrikanten wie auch der Abschluß eines Kaliabkommens zu erwähnen. Im Hinblick auf die Zukunft braucht man sich nur den bereits durchmessenen Weg und in erster Linie die Schnelligkeit, mit der sich die Konzentration der europäischen Industrie verwirklichte, zu vergegenwärtigen, um sich ein Bild der kommenden Entwicklungen zu machen.

Die wichtigste Tatsache, die den Abschluß dieser Bestrebungen bildet, ist die Erzeugung der flüssigen Kohle nach dem Verfahren des Dr. Bergius, die in Deutschland betrieben wird. Ungeheure Fabriken sind bereits errichtet worden, und die Entwicklung dieser Industrie, die man im Laufe der nächsten Jahre zu erwarten hat, gibt uns die Hoffnung, Europa vollkommen von der Abhängigkeit vom amerikanischen Erdölmarkt befreien zu können.

So gewaltig auch diese Projekte und die Arbeiten der industriellen Verbände sind, werden sie trotzdem von gewissen Stellen als ungenügend betrachtet, da sie noch nicht das vollkommene Werkzeug der Abwehr und der wirtschaftlichen Offensive bilden, das man zu schmieden

beabsichtigt. Ein großer Geschäftsmann, Herr Heinemann, seiner Nationalität nach Amerikaner, jedoch deutschen Ursprungs, dessen Interessen sich hauptsächlich in Belgien befinden, wurde zum Förderer einer paneuropäischen Wirtschaftsunion und hat sich zu diesem Zweck die Unterstützung gewisser mächtiger Gruppen in England unter der Führung des Sir Alfred Mond, in Frankreich unter der des Herrn Loucheur, gesichert. Diese Wirtschaftsunion bezweckt eine noch vollkommenere Anpassung des Wirtschaftsmechanismus an die aktuellen Bedürfnisse nicht nur durch Regelung der Konkurrenz und der Zusammenarbeit der Kräfte in demselben Poduktionszweig, sondern auch durch eine Verständigung der verschiedenen Zweige der Wirtschaftsaktivitäten untereinander zur Ausbeutung, Verwendung und Verteilung der Rohstoffe, über die das Kolonialreich Europas verfügt, um auf diese Weise die europäische Wirtschaft von aller Abhängigkeit von den Vereinigten Staaten zu befreien.

Im Laufe einer vor kurzem stattgefundenen Unterredung hat Reichsbankpräsident Dr. Schacht geäußert, daß die Vereinigten Staaten von Amerika im Begriff sind, gegen sich die Vereinigten Staaten von Europa zu schaffen. In dieser Formel, die in ihrer Kürze paradox erscheinen mag, hat Dr. Schacht eine Wahrheit zusammengefaßt, die für jeden Kenner europäischer Entwicklung offensichtlich ist. Den Standpunkt, den sowohl Washington wie die Wallstreet vertreten, hat politisch, ökonomisch und finanziell ein wachsendes Mißtrauen hervorgerufen. Dieses Mißtrauen, ob berechtigt oder nicht, ist jedenfalls vorhanden und als solches eine Tatsache, der sich ein so realistisch gesinntes Volk, wie das amerikanische, nicht verschließen sollte. Von nun an wird die Politik, die man bei uns die Dollarpolitik nennt, sich nur durch die Mittel einer friedlichen Durchdringung durchsetzen können. Europa empfindet in seinem wachsenden Mißtrauen, daß die Vereinigten Staaten versuchen, sich in die europäischen Fragen einzumischen, in die nationale Politik der Länder einzugreifen, weil die Länder seine Schuldner sind. Die Ereignisse in Zentralamerika und die sich daraus ergebende Reaktion bei allen südamerikanischen Völkern sind nicht dazu geschaffen, um dieser Auffassung zu widersprechen, und vermitteln im Gegenteil den Eindruck, daß man gerade in jenem Teile der Welt eine aktive Zusammenarbeit suchen und finden könnte.

Man konnte schon im Laufe der letzten Monate feststellen, daß einige Mächte, hauptsächlich Deutschland und Frankreich, in dem Bestreben, sich der finanziellen Unterstützung der Wallstreet zu entziehen, Kredite in anderen Ländern, zum Beispiel in Holland oder in der Schweiz, suchen, da diese pekuniäre Hilfe etwas weniger gefährlich erscheint. Man hat vielleicht in Amerika auch einem anderen charakteristischen Phänomen nicht genügend Beachtung geschenkt: alle Nationen, die zu einer Währungsreform geschritten sind, unter den

letzten Belgien und Jugoslawien, haben als ihre Geldeinheit den Sterling und nicht den Dollar gewählt, obwohl der Dollar die eigentliche Goldwährung ist. Nach dem Beispiel Deutschlands, das mit großer Energie zur Mobilisierung der Inlandskredite schreitet, haben fast alle europäischen Völker nach dem wirksamsten Mittel gesucht, um die Herrschaft über ihr Geld zurückzugewinnen. Die Erklärung Dr. Schachts, daß es für Deutschland wesentlich sei, sich die Unabhängigkeit seiner Wirtschaft und Währung zu sichern und es daher die Verwendung ausländischer Kredite (lies amerikanischer Kredite) vermeiden muß, ist zum Credo in ganz Europa geworden. Hier ist zweifellos ein Weg, der sich den Vereinigten Staaten verschließt.

Die Sachverständigen der europäischen Wirtschaft sind überzeugt, daß die jetzt entworfene Kampfmethode, die man schon teilweise angewandt hat, den vollen Erfolg bringen wird. Sie wird die fortschreitende Ausschaltung des amerikanischen Handels auf dem europäischen Kontinent gewährleisten, sie wird auch eine immer bedeutendere Konkurrenz auf den Märkten von Latein-Amerika und Asien ermöglichen, dank der Preisreduktion, die sich leicht auf 25 % bis 30 % stellen wird. Man darf nicht vergessen, daß die Rolle des amerikanischen Handels, so wichtig er außerhalb der Vereinigten Staaten sein mag, nur jüngsten Datums ist, was ihm einen besonders prekären Charakter verleiht. Der europäische Kundenkreis insbesondere hat sich erst vor kurzem an amerikanische Erzeugnisse gewöhnt, und diese Gewöhnung konnte noch nicht tiefe Wurzeln schlagen. Von keinem Standpunkt aus können die Erzeugnisse oder Rohstoffe als eine unentbehrliche Einfuhr gelten, und ihre Bedeutung wird noch in dem Maße zunehmen, in dem die Ausbeutung der Kolonialwirtschaft intersiver wird. Die Gefahr, die daraus den Vereinigten Staaten entsteht, ist nicht belanglos und muß im Interesse selbst der internationalen Beziehungen genau untersucht werden. Es ist nicht die Rolle eines Ausländers, sich zu überlegen, wie ein solches Problem vom amerikanischen Standpunkt gelöst werden soll, oder die Vorteile und Nachteile zu prüfen, die unter den gegebenen Umständen die Aufrechterhaltung oder die Annullierung der Schulden bieten könnte. Das ist die Frage, mit der sich einzig und allein die Vereinigten Staaten zu beschäftigen haben. Aber es ist notwendig, daß die Weltmeinung sich darüber klar wird, wie brennend diese Frage geworden ist und welche Konsequenzen sich früher oder später daraus ergeben können.

Rundschau

Die „Review of Reviews“ vom 15. April, die von Wickham Steed herausgegeben wird, enthält einen Artikel des bekannten englischen Deputierten Kenworthy über das *„Verhältnis zwischen Amerika und Großbritannien“*. In den letzten Jahren ist nach der Ansicht Kenworthys in den anglo-amerikanischen Beziehungen eine große Veränderung eingetreten, und zwar im günstigen Sinne. In erster Linie war es die Zahlung der englischen Schulden, die die öffentliche Meinung in Amerika für England einnahm. „Die Amerikaner pflegen nicht zwischen der Haltung eines einzelnen und der Haltung eines Volkes zu unterscheiden. In einem Lande, in dem man einen großen theoretischen Respekt für die Ehrlichkeit im Handelsverkehr besitzt, wird einem Mann, der seine Schulden bezahlt, vieles verziehen. Dies ist auch der Fall mit Nationen.“ Kenworthy unterscheidet drei Strömungen der öffentlichen Meinung in der Schuldenfrage: die eine, die meistens aus Intellektuellen zusammengesetzt ist und an deren Spitze Professor Butler steht, tritt aus moralischen, politischen und kommerziellen Gründen für eine Annullierung der Schulden ein. Diese Gruppe ist jedoch sehr klein und beschränkt sich fast ausschließlich auf die Oststaaten. Das offizielle Amerika sieht die Schuldenfrage als eine reine Geschäftsangelegenheit an und wird in seiner Haltung von der breiten Masse des Volkes unterstützt, deren Einstellung man als antieuropäisch bezeichnen kann. Die dritte Strömung, die hauptsächlich aus dem mittleren Westen stammt, tritt ebenfalls für die Rückzahlung der Schulden ein, aber mit der Begründung, daß sie eine Garantie für einen künftigen Weltfrieden bietet. Man will es Europa schon beibringen, daß der Krieg keine lukrative Angelegenheit ist. Die anglo-amerikanischen Beziehungen werden durch die Bevölkerung irischer Abstammung ungünstig beeinflußt. Hauptsächlich in der Zeit der irischen Unruhen haben die irischen Amerikaner die öffentliche Meinung gegen England aufgehetzt. Nach der Regelung dieses anglo-irischen Zwischenfalles ebbt diese Feindseligkeit ab. Ein anderer Faktor hat in der letzten Zeit in Amerika zugunsten Großbritanniens gewirkt, und zwar die amerikanischen Juden. Die drei Millionen Amerikaner jüdischer Abstammung haben die englische Politik, die Ernennung Sir Herbert Samuels und Lord Readings beifällig aufgenommen und treten mit ihrem ganzen immer wachsenden Einfluß für eine anglophile Haltung ein. Die anglo-amerikanischen Beziehungen sind nach der Ansicht von Kenworthy nur durch die Flottenfrage gefährdet. Nachdem bei der Flottenkonferenz in Washing-

ton der Zahl der Kreuzer keine Grenze gesetzt wurde, hat Großbritannien vier bis fünf Kreuzer jährlich gebaut. Während die Vereinigten Staaten nur 10 Kreuzer haben, besitzt England 48 und Japan 22. England hat heute 14 Kreuzer im Bau. Im Jahre 1930 wird die britische Flotte 71 moderne Kreuzer besitzen, die japanische 32 und die der Vereinigten Staaten 25. Dieses *britische Flottenprogramm erregt in Amerika das größte Mißtrauen.* Wenn das Washingtoner Abkommen im Jahre 1932 abläuft, wird es wohl kaum erneuert werden, und dann kann sich ein Wettrennen im Bau von Schlachtschiffen ergeben. Daher die Einladung des Präsidenten Coolidge zu einer neuen Flottenkonferenz.

In der Aprilnummer der „Foreign Affairs" schreibt der sich hinter dem Pseudonym Augur verbergende weißrussische Politiker Poljakoff über Moskau und entwirft die folgende Schilderung *Tschitscherins:* „Dieser Mann ist in mancher Hinsicht ein Problem. Seit Jahren ist sein Gesundheitszustand gefährdet und die Ärzte geben ihm wenig Hoffnung auf ein langes Leben. Seit frühester Jugend war sein Nervensystem in einem bejammernswerten Zustand. Er leidet unter Schlaflosigkeit und es genügt ihm ein kurzer Schlummer in den Morgenstunden. Dabei ist seine Vitalität ungebrochen. Er hat sich einen ausgezeichneten Appetit bewahrt. Er besitzt eine ungeheure Arbeitskraft. Sein Wissen ist verblüffend, und er verfügt auch über erstaunliche Sprachkenntnisse. In Riga setzte er die Letten in Erstaunen, als er sich in ihrer eigenen Sprache an sie wandte. Mit 50 Jahren lernte er Arabisch, um die ägyptischen Zeitungen lesen zu können. Er ist ein brillanter Causeur, der seine Zuhörer fesselt, hauptsächlich während des Diners, das bei ihm um Mitternacht beginnt und um 3 oder 4 Uhr morgens endet. Dann setzt er sich ans Klavier und entzückt seine Gäste durch seine herrliche Ausführung der klassischen Musik. Trotzdem er ein Meister der Diplomatie ist und ein konstruktiver Denker, ist Tschitscherin das Opfer komischer Täuschungen geworden. Er glaubt fest an den britischen Plan der Einkreisung und Zerstörung der Sowjetunion. Er spannt jeden Nerv an, um den ersten Schlag zu führen und den furchtbaren britischen Feind zu schwächen. Seine Lieblingsidee ist der alte zaristische Plan der Eroberung Indiens." Augur schreibt dann über den Mangel an politischem Nachwuchs in Rußland, der die großen Führer wie Lenin, Dschersinsky, Frunse und Krassin ohne Nachfolger ließ. „Durch die geistige Anspannung der Revolution erschöpft, durch physische und psychische Müdigkeit unterminiert, setzen die Übrigbleibenden ihre Arbeit fort. Eine Schar verzweifelter und schnell alternder Menschen, furchtbar noch für ihre Feinde und so mitleiderregend in den Augen der medizinischen Berater. Müde Männer und Frauen . . . noch einige Jahre, und wenige werden aus dieser düsteren Schar zurückbleiben, die die rote Fahne zu ihrem großen Triumph trug."

Die „Contemporary Review" vom März enthält einen Artikel des bekannten Korrespondenten des „Observer", Philip Carr, der ein ausgezeichneter Kenner der französischen Zustände ist, über die neue katholische Politik Frankreichs. Carr behauptet, daß die katholische Kirche in letzter Zeit eine besondere Aktivität entwickelt, die auf die Bildung einer großen katholischen Partei, dem deutschen Zentrum vergleichbar, hinzielt. Carr erwähnt die schwierigen Verhältnisse, in denen sich der französische Klerus befindet, die niedrige Bezahlung der Geistlichen, die sich glücklich schätzen können, wenn sie aus privaten Quellen 900 Franken jährlich zusammenbekommen, seitdem sie seit dem Jahre 1905 nicht mehr vom Staate bezahlt werden. Selbst die Bauern, die, im Gegensatz zu den aus Prinzip antiklerikalen Städtern, sich von den katholischen Priestern taufen, verheiraten und beerdigen lassen, sind in ihrer politischen Einstellung anti-

klerikal. Ein Teil des Klerus tritt für eine vollkommene Trennung von Politik und Religion ein und hat die Verurteilung der „Action française“ sehr unwillig aufgenommen und sich nur nach außen hin gefügt. Manche der französischen katholischen Patrioten, nicht nur aus dem Kreise der „Action française“, haben die Haltung des Papstes als eine „ausländische Intervention“ bezeichnet und von dem Papsttum als von einer „ausländischen“ Macht gesprochen. In der Politik des Vatikans gegenüber Frankreich kann man zwei Parallelströmungen unterscheiden. „Es existiert nicht nur der Wunsch, den Nationalismus durch den Internationalismus zu ersetzen, sondern auch ein offensichtliches Streben, die Kirche von den reaktionären Verbänden zu trennen und sie dem Volke und den Arbeitermassen näherzubringen.“ Carr sieht diese neue Richtung der vatikanischen Politik im Interesse der Kirche an dem internationalen Arbeitsamt, in der Verbindung der belgischen Katholiken mit den Sozialisten, der Orientierung des Katholizismus in den Vereinigten Staaten und in der Einstellung zu dem Faschismus in Italien. Er zitiert die Weihnachtsansprache des Papstes, in der er vom „Sturm der Gewalt“ sprach, der nach dem letzten Attentat auf das Leben des Duce folgte. Französische Chauvinisten sehen in der neuen auswärtigen Politik Roms den deutschen Einfluß. „Der Sturz des österreichisch - ungarischen Reiches, der einen großen Verlust für das Papsttum darstellte, soll durch eine neue süddeutsch-katholische Macht einschließlich Österreichs ausgeglichen werden. Diese Hoffnung, sagen die französischen Nationalisten, erklärt die kühle Haltung des Papstes gegenüber dem faschistischen Italien und selbst dem katholischen Polen und seine Freundlichkeit für die belgisch-flämische Partei und die elsässischen Autonomisten einerseits und Briand, dem für diese Zwecke bequemsten französischen Staatsmann andererseits. Die Verbindung der Katholiken mit den Nationalisten bei der Bildung der deutschen Regierung war nicht dazu geeignet, diese Kritik zu entkräften.“ Carr spricht von der Bedeutung der Kirche als internationale Macht. „Die Massen fühlen es auf irgendeine unbestimmte Weise, daß weder der Durst nach Frieden zwischen den Nationen — der nicht dasselbe ist wie der Internationalismus — noch der interessierte Internationalismus der Geschäftswelt, der ein praktisches Element des Friedens ist, einen ideelen Ausdruck besitzen. In der Übersetzung der sentimentalen Seite dieses, beiden Quellen entspringenden Wunsches in einen ideellen Ausdruck liegt die große Möglichkeit für die Kirche. Sie hat jetzt die Gelegenheit, die katholische Einheit wieder herzustellen, die der wütende Kriegsnationalismus fast vollkommen vernichtet hat.“ Carr meint, daß die Hoffnung der Kirche, eine wichtige Rolle in der französischen Politik zu spielen, die Verurteilung der „Action française“ beeinflußte. Der Kern für die große katholische Partei ist in der nationalen katholischen Förderation gegeben, die unter der Führung des Generals de Castelnau schon zweieinhalb Millionen Mitglieder zählt. Die Fédération nationale sichert sich einen großen Einfluß auf die französische Jugend durch ihre Association catholique de la jeunesse française, durch ihre Rolle in den militärischen Akademien, wie der von Saint Cyr, durch die Gründung der neuen katholischen Universität in Paris und die Einführung der Semaine sociale, deren letzter Kongreß den katholischen Wunsch des Eintritts des Vatikans in den Völkerbund zum Ausdruck brachte. Es ergibt sich die seltsame Tatsache, daß zu der Zeit, in der Frankreich zum erstenmal einen protestantischen Präsidenten besitzt, die katholische Bewegung eine solche Erstarkung erfahren hat. Bei den nächsten Wahlen hoffen die Katholiken, eine größere Vertretung in der Kammer zu erreichen und bald die Rolle spielen zu können, die das deutsche Zentrum spielt, was ihnen um so leichter gelingen könnte, da, abgesehen

von den Sozialisten, keine französische Partei straff organisiert und diszipliniert ist.

In der amerikanischen „Nation" vom 30. März schreibt Frank R. Kent über die *Aussichten der Präsidentenkampagne,* die wahrscheinlich unter Ausscheidung von Mc. Adoo zwischen Coolidge und dem Gouverneur Smith geführt werden wird. Dieser Kampf wird schon jetzt in aller Stille vorbereitet. „Man hält noch die Tatsache geheim, daß die landwirtschaftlichen Berater des Präsidenten, deren Führer im Kabinett aber nicht als landwirtschaftlicher Minister vertreten ist, jetzt schon an *einem Plane arbeiten, der die Lage der Landwirtschaft erleichtern* würde, ohne die wirtschaftspolitischen Ketzereien des McNary-Haugen-Gesetzes, über die sich Mellon so empörte, zu enthalten, und der trotzdem dem erregten und verstimmten Farmer als richtig und hoffnungsvoll erscheinen würde. Die Richtlinien dieser Maßnahmen werden vertraulich gehalten und stehen de facto noch nicht ganz fest." Coolidge beabsichtigt, diesen Plan auf seine Sommerreise nach dem Westen mitzunehmen, um sich dort als Freund der Landwirte genügende Popularität zu sichern.

Die Nummer vom 6. April 1927 ist der zehnjährigen Wiederkehr des Tages, an dem Amerika in den Krieg eintrat, gewidmet. Bei den Äußerungen der „Nation", so isoliert sie auch sind, muß man das eine berücksichtigen, daß sie das populärste Blatt in den intellektuellen Kreisen Amerikas ist. Nach einer Statistik aus der letzten Zeit gehört die „Nation", zum Beispiel unter den Studenten der Harvard Universität, zu der drittgelesensten Zeitschrift, nach der „Saturday Evening Post" und der „Liberty". Der Herausgeber der „Nation", Oswald Garrison Villard, fragt in einem Artikel unter dem Titel „Zehn Jahre später", was aus der Erklärung Wilsons, „daß der volle Preis des Friedens unparteiische Gerechtigkeit" sein wird, geworden ist. Er weist darauf hin, daß Wilson sich zu einem Wortbruch verführen ließ und die Ehre seines Landes verwirkte, als er den Vertrag unterzeichnete, diesen Vertrag, den die „Nation" an anderer Stelle den sadistischen Vertrag der Weltgeschichte nennt. „Jedes Jahr, das seit jener Zeit verging, hat es immer klarer gezeigt, daß die Demokratie nie so unsicher war, die Rechte der kleinen Nationen so gefährdet wie jetzt — diese kleinen Nationen, denen Wilson den Sieg und das Recht der Selbstbestimmung versprach. Überall in der Welt steigt die Welle des Hasses gegen Amerika. . . . Es scheint, als ob Amerika seine Seele verloren hätte. . . . Wir haben den Krieg verloren und sind durch den Wohlstand berauscht. . . . Der *krasseste Materialismus herrscht in Washington,* dank Wilsons kopflosem Eintritt in den Krieg, und wo der Materialismus herrscht, herrschen auch die Korruptionen. . . . Es wird uns gesagt, daß das Land durch den Krieg geeinigt wurde wie nie vorher. Ja, geeinigt durch Zwangsaushebung, geeinigt durch den Terror der Inquisitionen, geeinigt durch Zwang und Zuchthaus, geeinigt durch den Mord. Welch eine ungeheure Fälschung der Geschichte! . . . Die meisten der Menschen, die in Frankreich gekämpft haben, sind heute die am wenigsten Liberalen, am meisten gegen die Ideen der sozialen Einheit und der Menschenrechte, die Wilson bis zum 6. April 1917 predigte, gefeit."

In der amerikanischen „Review of Reviews" vom März schreibt Frank Simonds über den wachsenden Haß gegen Amerika, der sich nicht nur in Europa, sondern auch in Latein-Amerika ausbreitet. „In keinem lateinamerikanischen Lande ist uns die öffentliche Meinung gut gesinnt. Die gesamte einflußreiche Presse vereinigt sich im *Kampf gegen den amerikanischen Imperialismus.* Diese Vorwürfe finden ein schnell bereites Ohr in Europa und bilden eine Basis für eine zunehmende *Solidarität* zwischen den *europäischen und den südamerikanischen Sympathien.* Es drängt sich die sehr einfache Frage auf, ob irgendein Land es sich leisten kann, den

kollektiven Haß fast der ganzen Welt gegen sich heraufbeschworen zu haben. Bei den Japanern hat unsere Einwanderungspolitik eine tiefe Verstimmung ausgelöst. In Latein-Amerika haben unsere Versuche, die amerikanischen Rechte zu schützen, dazu geführt, daß eine Solidarität des Mißtrauens vom Rio Grande bis zum Kap Horn geschaffen wurde. In Europa hat unsere Schuldenpolitik alle unsere Schuldner geeinigt und die Annäherung zwischen den Nationen bewirkt, die unter der Behinderung der Sanierung durch unsere Politik leiden."

In der Zeitschrift „The American Mercury" vom April 1927, die einer der mutigsten Kritiker Amerikas, H. L. Mencken, herausgibt, schreibt er selbst über die heutige Lage. „Es ist ein Tribut an die romantische und unheilbare Dummheit der Menschheit, daß das Lesen von Artikeln und das Zuhören der Reden über internationalen Frieden zu den höchsten Genüssen einer gebildeten Mehrheit gehört, während inzwischen die Tatsache immer klarer wird, daß ein Weltkrieg nie wahrscheinlicher war als heute, nicht einmal im Frühjahr des Jahres 1914. Wenn man in einer stillen Nacht das Ohr an die Erde legen würde, könnte man das Summen der Schleifsteine hören, an denen die Schwerter geschliffen werden." Mencken sieht überall in Westeuropa Anzeichen des kommenden Krieges. „Die Franzosen haben am Schluß des letzten Kreuzzuges eine sehr schlechte Politik gemacht, hauptsächlich, weil sie als demokratisches Volk keine Staatsmänner, sondern nur Wahlstimmenempfänger besitzen. In jenen Tagen war eine deutliche Spaltung zwischen England und den Vereinigten Staaten vorhanden, aus der leicht ein franko-amerikanisches Bündnis hätte hervorgehen können, das für beide Teile von großem Wert gewesen wäre."

In der „Revue de Paris" vom 1. April schreibt Gignoux über die deutsch - französischen Wirtschaftsbeziehungen und die Schwierigkeiten beim Abschluß des Handelsvertrages. Er weist darauf hin, daß, während der französische Export nach Deutschland im Jahre 1913 12,6 % der Gesamtausfuhr betrug, er im Jahre 1926 auf 7,4 % fiel. „Diejenigen, die ehrlich an einer deutsch-französischen wirtschaftlichen Annäherung interessiert sind, muß diese Ziffer nachdenklich stimmen. Wenn nicht ein genügend großzügiger Handelsvertrag zustande kommt — und nicht in Frankreich stehen ihm Hindernisse im Wege — und eine Erhöhung dieser Ziffer ermöglicht, so muß man befürchten, daß man eines Tages zu der Überzeugung kommt, daß die geringe Zahl so viele Versuche, und, sagen wir es offen, so viele Opfer nicht rechtfertigt."

In derselben Nummer der „Revue de Paris" behandelt ein längerer Artikel die so aktuelle Frage der *französischen Wahlreform*. Das Projekt, mit dessen Ausarbeitung der Innenminister Sarraut betraut wurde, soll das Verhältniswahlrecht, das seit dem 13. Juni 1919 in Frankreich eingeführt ist, durch eine Einzelwahl mit zwei Wahlgängen, bei der die Arrondissements als Wahlbezirke gelten, ersetzen. Dieses Projekt ist hauptsächlich bei den Gruppen der „Gemäßigten" auf die schärfste Ablehnung gestoßen. Der nationale Kongreß der republikanischen Föderation und Maginot als Vertreter der nationalen Republikaner wie auch Republikaner der Linken haben sich scharf gegen die Einführung der Arrondissementwahl ausgesprochen. Dagegen hat sich der letzte sozialistische Kongreß für das neue Wahlprojekt erklärt, und die Haltung der Sozialisten entschied den Sieg der Reform in der Kammer. Die Sozialisten halten zwar prinzipiell an dem Verhältniswahlrecht fest, aber sie sind der Ansicht, daß das Gesetz vom Jahre 1919 nur eine Parodie dieses Wahlrechts sei. Alle Radikalen sind Anhänger der Arrondissementwahl, die ihnen die Mehrheit verspricht. Man stellt sich daher in Frankreich die Frage, warum die Regierung für ein Projekt eintritt, *das ihre eigene Mehrheit zerstört*. „Es gibt in Frankreich Stimmen, die behaupten, daß

Poincaré ein Mann der Linken ist und, so sehr er auch von der Linken angegriffen und von der Rechten gehalten wird, den Selbstmord einem Risiko günstiger Wahlen für die Rechte vorzieht." Man sagt aber auch, daß die Regierung, die im Prinzip für die Wahlreform eintritt, versuchen wird, ihre Ausführung so dilatorisch zu behandeln, und sie eventuell an den Einzelheiten scheitern zu lassen.

Mit derselben Frage beschäftigt sich Raymond Recouly in einem Artikel unter dem Titel „Einige Tagesprobleme" in der „Revue de France" vom 15. April. Er sieht das jetzige Ministerium der nationalen Einheit gefährdet, weil die Regierung die Gemäßigten, die ihre hauptsächliche Stütze bildeten, durch das Wahlprojekt gründlich verstimmt hat. Recouly weist auch darauf hin, daß der Gedanke einer Arrondissementwahl in dem Moment aufgebracht wird, nachdem man vor einigen Monaten erst aus Sparsamkeitsgründen eine ganze Anzahl dieser Arrondissements aufgehoben und die Funktionäre entlassen hat.

In der „Revue de Paris" vom 16. April schreibt der britische Botschafter in Paris, Lord Crewe, über die franko-britische Freundschaft. Er versucht die französische Verstimmung gegenüber England zu erklären und weist auf das Unrecht, das sich die öffentlichen Meinungen der beiden Länder gegenseitig zufügen, hin. In Frankreich glaubt man, daß ein organisiertes System der Korruption der Presse durch britisches Geld existiert. Andererseits werfen die Engländer dem französischen Bürger vor, er zahle keine Steuern und versuche, sich den eingegangenen Verpflichtungen zu entziehen. Zum Zwecke der Behebung aller vorhandenen Mißverständnisse hat Lord Crewe mit Lord Derby zusammen die Gründung eines britischen Institutes in Paris betrieben.

In derselben Nummer der „Revue de Paris" finden wir einen Artikel des Grafen Wladimir d'Ormesson, der zu den besten Zeitungspolitikern des heutigen Frankreich gezählt werden kann. In diesem Aufsatz unter dem Titel „Rom — Belgrad — Tirana — Europa" behandelt Graf d'Ormesson die Vorgeschichte des albanischen Zwischenfalles. Er weist darauf hin, daß der jugoslawische Kongreß, der am 8. und 9. April 1918 in Rom stattfand und das sich daraus ergebende italienisch-südslawische Abkommen der österreich-ungarischen Monarchie den Todesstoß versetzt habe. „Die konkreten Ergebnisse dieses Entschlusses haben nicht lange auf sich warten lassen. Zahlreiche Kroaten und Slowenen begingen Fahnenflucht aus den österreichischen Reihen. Italien konnte bald seinen überlegenen Sieg an der Piave erringen. . . . Der Krieg war noch nicht beendet, als schon die ersten Schwierigkeiten zwischen den Italienern und den Kroaten begannen. Der Kampf hatte sie geeinigt, die Befreiung trennte sie. . . . Die Alliierten kümmerten sich nicht um den jugoslawischen Staat. Das italienische Heer hielt das jugoslawische Heer, ohne Rücksicht auf die von der Bevölkerung gewählten Behörden, besetzt." Der Rapallo-Vertrag, der das Fiume-Problem regelte, und selbst das Abkommen vom Januar 1927 haben die italienisch-jugoslawische Spannung nicht ganz beheben können. Der Vertrag von Tirana wurde zum Zankapfel. Graf d'Ormesson weist darauf hin, daß bereits die Botschafterkonferenz im Jahre 1921, die die Unabhängigkeit Albaniens anerkannte, Italien die Wiederherstellung der territorialen Grenzen Albaniens anvertraute. „Italien — und hier liegt ohne Zweifel ein Schlüssel der Situation — hat nicht nur die Gebiete, sondern auch die austro-ungarische Politik geerbt. Für den Italiener ist der Kroate nur ein deutsch-slawisches Produkt, der ihm als der geborene Gegner seiner Kultur, seiner Mission, seines Genies erscheint. Der Italiener besitzt in hohem Maße — und warum sollte er es nicht besitzen — das edle Gefühl, ein Sohn Roms zu sein, der Verteidiger der lateinischen Zivilisation im Süden Europas, in der Adria,

im Mittelmeer. Der Kroate lastet auf ihm wie ein Druck. Die Adria soll das lateinische Meer bleiben; sie ist nur ein Arm des Mittelmeers: mare nostrum. Man braucht wohl nicht hinzuzufügen, daß der Faschismus diese historisch-ethischen, nationalen Ideologien verstärkt hat und daß die Politik das an Mäßigung eingebüßt hat, was der Mystizismus an Kraft gewann. . . . Die Kristallisierung der serbo-kroatisch-slowenischen Einheit war nicht dazu geschaffen, um die Beziehungen zwischen Belgrad und Rom zu bessern. . . . Tatsache ist, daß ganz Italien geeinigt ist in einem Wunsch nach Expansion, der durch mancherlei gewichtige Gründe legitimiert ist. . . . Man war vielleicht nicht ganz ohne Entschuldigung in Belgrad, als man ein wenig von dem notwendigen kalten Blut angesichts der italienischen Diplomatie verlor. Es ist seltsam genug, um es hier nur beiläufig zu erwähnen, daß die faschistische Regierung die italienischen Diplomaten und Konsuln im Auslande in größerem Maße durch Berufsmilitärs ersetzt. Bei uns wie in vielen anderen Ländern sind mehrere italienische Offiziere mit der Konsularfunktion betraut worden. Man wußte bis jetzt nicht, daß der italienische Generalstab so gut auf die Staatsarbeit und auf die Kommerzialliturgie vorbereitete. Diese Verwendung des militärischen Personals — so ausgezeichnet es auch sein mag — im diplomatischen Korps bildet eine gewisse Gefahr, die keineswegs nur den Italienern eigen ist, sondern den Militärs aller Länder, die man ihrer wahren Mission entfremdet." Graf d'Ormesson schlägt als Ausweg aus der jetzigen Lage Verhandlungen vor, die sich auf die drei Punkte stützen würden: a) Der Völkerbundsrat betraut Italien mit dem Mandat einer genau umrissenen Politik in Albanien; b) Albanien wird neutralisiert und ein italienisch-griechisch-jugoslawischer Garantiepakt nach dem Muster von Locarno wird abgeschlossen; c) die wirtschaftlichen Schwierigkeiten zwischen Jugoslawien und Italien einerseits und Jugoslawien und Griechenland andererseits, die noch in der Schwebe sind, sollen eine Regelung erfahren."

In der „Revue des deux mondes" vom 1. April schreibt Lucien Romier über die „faktische Stabilität und die legale Stabilisierung". Er tritt für die Stabilisierung des Franken ein, denn er meint, daß die faktische Stabilität keine Arbeit auf lange Sicht ermöglicht und die „Kurzatmigkeit" des französischen Geldmarkts bewirkt. Er glaubt zwar, daß die Stabilisierung eine Einschränkung der Ausfuhr bewirken würde, daß jedoch in der allgemeinen Zahlungsbilanz das Defizit der neuen Handelsbilanz durch andere Kapitalsbewegungen ausgeglichen wird. Er weist darauf hin, daß schon vor dem Kriege die französische Handelbilanz ein Defizit von ungefähr einer Milliarde Goldfranken aufwies, ohne daß dadurch das Prestige der französischen Währung gelitten hat. Der Ausfall der Exporte wird durch den Zustrom des fremden Kapitals auf den Nationalmarkt, das durch die neue Sicherheit und den größeren Zinssatz angelockt wird, gutgemacht werden. Die einzige Schwierigkeit auf dem Wege der Stabilisierung ist die schwebende Schuld, die man auf ungefähr 20 Milliarden Papierfranken (4 Milliarden Goldfranken) herabsetzen müßte, um die Stabilisierung ohne Risiko durchführen zu können. Ein anderes Hindernis der Stabilisierung ist die Rücksicht auf die kommenden Wahlen. Eine Stabilisierung braucht einen gewissen Zeitraum, um sich auszuwirken, und die französischen Politiker fürchten, daß ihre unangenehmen Folgen bis zur nächsten Wahlkampagne nicht abgeklungen sein werden.

In der „Pax" vom 17. April, der neuen politischen Wochenschrift, die Jaques Seydoux nach seinem Austritt aus dem Quay d'Orsay gründete, tritt Seydoux dafür ein, daß nach der Prägung von Peritsch der Balkan den Balkanvölkern überlassen wird, denn er ist der Ansicht, daß Europa andere Sorgen habe als die Frage, von wem Albanien regiert werden wird. Er

meint, daß uns eine viel größere Gefahr, als sie durch einen Balkanzwischenfall entstehen könnte, durch die Politik Moskaus droht, denn der Kampf, der jetzt in China tobt, „ist nicht ein Kampf zwischen zwei Zivilisationen, sondern das Ringen der ganzen Zivilisation mit den Kräften, die sie zerstören wollen und zerstören können".

In derselben Nummer tritt Graf d'Ormesson für einen Zusammenschluß der Großmächte als Voraussetzung der Vereinigten Staaten von Europa ein. Er meint, daß es zur Erreichung dieses Zweckes drei Mittel gibt, psychologische, wirtschaftliche und politische. Die psychologischen Mittel bestehen in der Erklärung und Rechtfertigung der jedem Volke eigenen Mentalität. Die Weltwirtschaftslage wird es eines Tages als notwendig erscheinen lassen, eine Bilanz der Bedürfnisse und Ressourcen Europas zusammenzustellen und einen gemeinsamen Plan der proportionellen Verteilung zu entwerfen. Die politischen Mittel werden eine Berücksichtigung der „neuralgischen Punkte" der europäischen Lage erfordern, aber der Lebensinstinkt selbst drängt auf die Anwendung einer alle drei Mittel vereinigenden Methode.

In der „Pax" vom 24. April schreibt der amerikanische Jurist und Professor an der Haager Akademie des internationalen Rechtes, John B. Whitton, über die Stellungnahme der Vereinigten Staaten von Amerika zum Völkerbund im Kriegsfalle. Er weist darauf hin, daß die *Wirtschaftssanktionen,* mit denen der Völkerbund in erster Linie den Angreifer bedroht, durch *eine Neutralität der Vereinigten Staaten unwirksam gemacht* werden könnten. Er schlägt daher vor, die Vereinigten Staaten sollen eine Erklärung unterschreiben, daß im Falle eines Angriffskrieges die Neutralität nicht existieren darf. „Ein solcher Krieg ist die Sache der ganzen Menschheit. Ein Staat, so fern er auch sein mag, hat nicht das Recht, den Vorgängen gleichgültig gegenüberzustehen, hauptsächlich wenn eine solche Gleichgültigkeit, auf scheinbare Neutralität gegründet, dem Angreifer helfen und ihn vielleicht retten könnte."

In der „Europe Nouvelle" vom 23. April schreibt Senator Henry de Jouvenel über die Notwendigkeit einer entschlossenen Politik im Völkerbunde. „Es ist der Augenblick, um die Theorie des ‚jusqu'au bout' wieder aufzunehmen, jedoch nicht wie vor zehn Jahren, um sich in den Eigensinn zu verrennen, sondern diesmal um des Friedens willen. *Um zum Krieg zurückzukehren, braucht man sich nur gehen zu lassen.* Der Abhang der Ereignisse lädt uns dazu ein." Jouvenel wirft dem Völkerbund vor, daß er sowohl in seinen Unternehmungen wie in seinem Mangel an Unternehmungsgeist versagt hat. Die Vorbereitungskonferenz zur Herabsetzung der Rüstungen war ein Fehlschlag des Völkerbundes. Die Tatsache, daß man ihm weder den albanischen Konflikt noch die chinesischen Kämpfe unterbreitete, wie es der Artikel 11 des Völkerbundes verlangt hätte, bedeutet ebenfalls einen schweren Schlag gegen die Autorität des Völkerbundes. Jouvenel erinnert an die Note Briands, die er an die in das chinesische Chaos verwickelten Mächte gerichtet hat, und in dem er in diskreter Weise andeutete, daß der Völkerbund, in dessen Rat China vertreten ist, dazu geschaffen wurde, um die Kriegsgefahr zu bannen und im Bedürfnisfalle die Verträge zu revidieren, gegen die sich Tschen auflehnt. Auch in der Entwaffnungsfrage wünscht Jouvenel dem Völkerbund die entscheidende Politik des Jusqu'au-boutismus, die nicht nur mit einer Form, sondern mit allen Formen des Militarismus aufräumen würde.

Die „Nuova Antologia" vom 1. April enthält einen sehr interessanten Artikel des früheren italienischen Außenministers Tomaso *Tittoni* über die Vorgeschichte der *Ratifizierung der Annektion Bessarabiens,* zu deren Rechtsgültigkeit jetzt nur noch die Ratifizierung Japans fehlt. Tomaso Tittoni, der einer der eifrigsten An-

hänger des Dreibundes war, versucht auch bei dieser Gelegenheit, wie in vielen anderen Artikeln, seinen Umschwung zu rechtfertigen. Er führt manche interessante Einzelheit aus der Kriegszeit an, um das ungetrübte freundschaftliche Verhältnis zwischen Italien und Rumänien zu beweisen. Schon am 10. August 1914 hat Tomaso Tittoni, der damals Botschafter in Paris war, mit Manolesco, dem Präsidenten des Kassationshofes, eine lange Unterredung gehabt, über die er dem Außenminister San Giuliano berichtete. Manolesco hat ihm erklärt, daß „Rumänien seine Neutralität erklärt habe, daß jedoch in jedem Augenblick Ereignisse eintreten können, die es bestimmen würden, sich gegen Österreich zu wenden. Der Druck des ganzen rumänischen Volkes kann in jedem Augenblick die Regierung veranlassen, in Transsylvanien einzumarschieren, wie schon in dem Konflikt zwischen Bulgarien, Griechenland und Serbien der Wille des rumänischen Volkes die Regierung dazu brachte, die bulgarische Grenze zu überschreiten." Einige Tage später hat der rumänische Minister Lahovary dem Botschafter Tittoni erklärt, daß Rumänien und Italien sich in einer identischen Lage befinden und die beiden Länder in einem Kontakt bleiben müßten, um gemeinsam vorzugehen. „Die große Mehrheit des rumänischen Volkes ist Österreich feindlich gesinnt. Was die persönlichen Gefühle des Königs Karl betrifft, so hat er schon bei anderer Gelegenheit gezeigt, daß er sie dem Interesse des Landes zu opfern versteht." Die Anregungen Tittonis sind auf einen fruchtbaren Boden gefallen. Kurz vor seinem Tode schloß der Marchese Di San Giuliano mit Bratiano einen Geheimvertrag ab, durch den sich Italien und Rumänien verpflichteten, sich gegenseitig davon zu verständigen, wenn ihnen der Eintritt in den Krieg vorgeschlagen wird. Dieser Pakt wurde so geheim gehalten, daß nur die Unterzeichneten, der rumänische und der italienische König und der Ministerpräsident Salandra davon unterrichtet waren. Tittoni erwähnt dann, wie Bratiano im Jahre 1916 den Oberst Rudeano mit einer Geheimmission nach Paris schickte, wie ihn Briand empfing und Rumänien die Unterstützung des Generals Sarrail, des obersten Kommandierenden der alliierten Truppen in Saloniki, versprach. Tittoni wiederholt die bekannten Angriffe auf Sarrail, der trotz der Weisungen von Joffre und der eindringlihen Mahnungen von Briand in der Defensive verblieb und dadurch den bulgarischen Truppen den Sieg in der Dobrudza ermöglichte.

In der italienischen Zeitschrift „Gerarchia" vom März, die noch immer den Namen Mussolinis als Herausgeber trägt und das Organ par excellence des Faschismus ist, schreibt Robert Forges Davanzati über den „Vorschlag Coolidges, die ‚Nichtabrüstung' und das faschistische Italien". Mit der ganzen faschistischen Deutlichkeit, die über ihre Ziele keinen Zweifel übrig läßt, lehnt Davanzati den Vorschlag einer neuen Flottenkonferenz glatt ab. Er behauptet, daß die Vereinigten Staaten es nur mit der territorialen Entwaffnung ernst meinen, weil sie in ihrer von zwei Ozeanen verteidigten Stellung die Territorialarmee höchstens zum Schutz der mexikanischen Grenze brauchen. „Die ganze Lüge der Entwaffnung wird erst recht ersichtlich, wenn man in den Vereinigten Staaten den Willen, eine Hegemonie der Rüstungen zu erreichen, sieht, da ihre Kriegsflotte, die immer zahlreicher und immer besser bewaffnet wird, weder allmählich aus einem Expansionsfortschritt hervorgegangen ist, noch infolge der Notwendigkeit der Abwehr gebildet wurde. . . Die große amerikanische Flotte ist eine typische hegemonische Formation, die heute nur ihre eigene Anerkennung und ihre eigene Stabilisierung durchsetzen will. . . Um ihre eigene Flottenmacht zu befestigen, die sie ausschließlich der Überfülle der technischen und finanziellen Mittel verdanken, um den Anschluß an

die Weltpolitik zu finden, der mit der Ablehnung des Eintritts in den Völkerbund verloren ging, haben die Vereinigten Staaten die Washingtoner Konferenz einberufen. . . Jetzt haben sie alles Interesse, ihre eigene Flottenmacht soweit wie möglich zu stabilisieren, eben weil diese Macht sich weder auf jahrhundertealte Traditionen noch auf eine überstandene große Kriegsprobe stützt. Sie wollen sich nur eine Festigung der Beziehungen sichern. . . Italien war aus technischen und finanziellen Gründen gezwungen, auf die sogenannte Kriegsflotte zu verzichten. . . Unsere Flotte ist daher aus kleineren Schiffen eines anderen Typus gebildet. . . Das faschischische Italien denkt nicht daran, nach dem Verzicht auf die Linienschiffe auf die Konstruktion der eigenen Flotte leichteren Typus zu verzichten. Offen gesprochen, Italien will damit nicht einen wirklichen Friedensvorschlag verhindern, sondern es weigert sich, zur Festigung einer Hegemonie beizutragen, die keine internationale Heuchelei für eine Entwaffnung zu halten vermag." Antonina Vallentin.

Zusendungen von Büchern und Zeitschriften an die Redaktion erbeten.

Herausgeber: Prof. Dr. *Ludwig Stein,*
Berlin W 10, Lützow-Ufer 5a. Fernspr. Kurfürst 6308.
Verantwortlicher Redakteur: Frau *Antonina Vallentin,*
Berlin W 62, Landgrafenstr. 11. Fernspr. Kurfürst 6350.

Verantwortlich für den Anzeigenteil: *Paul Wolff,* Berlin W 8, Mauerstr. 44.
Carl Heymanns Verlag, Berlin W 8. — Gedruckt bei *Julius Sittenfeld,* Berlin W 8.

Einleitung.

Da die Zeitschrift „Nord und Süd", wie in unserem Programm dargelegt, in erster Linie den aktuellen Problemen gewidmet ist, haben wir die von uns in der ersten Nummer angekündigten Aufsätze allgemeinen Inhalts zurückgestellt, um Raum für die Behandlung der wesentlichen Ereignisse des letzten Monats zu lassen. Wir haben in den Mittelpunkt der zweiten Nummer die Weltwirtschaftskonferenz gestellt, die vom Standpunkt der internationalen Zusammenarbeit, dem obersten Ziel unserer Zeitschrift, den wichtigsten Vorgang der letzten Zeit bedeutet. Wir haben uns bemüht, das in raschen Tagesberichten schwankende Bild der Konferenz festzuhalten, wir haben versucht, aus der Fülle von Resolutionen, Dokumenten und Debatten die wesentlichen Ergebnisse herauszukristallisieren. Es ist uns gelungen, zur Darlegung des Standpunktes der verschiedenen bei der Konferenz vertretenen Interessen ihre wichtigsten Repräsentanten zu bekommen. Für die Montanindustrie hat Herr de Peyerimhoff, der Präsident des Zentralkomitees des französischen Kohlenbergbaus, das Wort ergriffen, für den Verband britischer Industrieller Sir Max Muspratt. Für die Landwirtschaft spricht der greise Präsident des französischen Landbundes Herr Gautier, der bekannte polnische Sozialist Dr. Herman Diamand schildert die Ergebnisse von Genf vom Standpunkt der Arbeitnehmer, während Geheimrat Sering uns seine in Genf so dankbar anerkannten Ausführungen über die Wirtschaftslage der Einfuhrländer und Frau Dr. Lüders ihre treffenden Beobachtungen des Verlaufs der Konferenz gütigst zur Verfügung stellten. Auch die auf der Junitagung des Völkerbundes zu behandelnde Frage des deutschen Sitzes in der permanenten Mandatskommission rückt in den Mittelpunkt des öffentlichen Interesses, und deshalb haben wir Exzellenz Schnee, der wohl der am meisten dazu Berufene ist, gebeten, uns einen Aufsatz über die Mandatsfrage zu schicken. Der 11. Kongreß der Völkerbundsligen, der in der letzten Maiwoche in Berlin stattfand, ist in den Zeilen des Präsidenten des Friedensamtes, des Senators La Fontaine, festgehalten. Aus der Aufnahme des aktuellen Materials ergibt sich die um einige Tage verspätete Erscheinung der Zeitschrift. Wir behalten uns vor, auch künftighin den Erscheinungstermin etwas elastischer zu gestalten, um dem Zweck unserer Arbeit, der Erfassung der brennendsten Zeitfragen, zu entsprechen.

Die Redaktion.

Die Kartellfrage auf der Weltwirtschaftskonferenz.

Henri de Peyerimhoff.
Präsident des Zentralkomités des französischen Kohlenbergbaus
(Comité centrale des houillères de France).

Es ist bedauerlich, daß die Frage der Industriekartelle, die in Genf im Mittelpunkt der Auseinandersetzungen der zuständigen Kommission, der Pressekommentare und des doktrinären Streites stand, scheinbar den Rahmen sprengte, den ihr die Tagesordnung der Weltwirtschaftskonferenz zuwies. In dem ungeheuren Feld von Untersuchungen, die durch den Völkerbund und die bemerkenswerteste Schar freiwilliger Mitarbeiter, die es je auf einem universellen Kongreß zu vereinigen gelang, zugänglich gemacht wurden, haben andere Probleme von wesentlicher Bedeutung, die die Öffentlichkeit vielleicht schon länger beschäftigen, auf die Aufmerksamkeit der Völker Anspruch gehabt. Ohne sie im mindesten zu vernachlässigen, schien die Konferenz jene Frage in den Vordergrund zu rücken, deren Aktualität die jüngsten Fortschritte der Kartellbewegung betonten.

Es ist ohne Zweifel ausgezeichnet, wenn ein Phänomen von solchem Ausmaß, das die mannigfaltigsten Interessen berührt, einer kontradiktorischen Besprechung unterworfen wird. Man könnte keine bessere Gelegenheit finden. Durch die Aufbauschung jedoch lief man Gefahr, in das Programm der Sanierung, das man für die alte Welt aufstellen wollte, das Mißverhältnis hineinzutragen, unter dem wir leiden.

„Wenn Europa nicht vier Millionen Arbeitslose hätte, würden wir nicht hier sein", erklärte in Genf eines der führenden Mitglieder der britischen Delegation. Er hatte recht. Unter dem Zeichen der Ungunst der Verhältnisse, der Mutter jeder fruchtbaren individuellen oder kollektiven Handlung, zusammenberufen, hat die Konferenz gedacht, daß es angesichts der aus dem Krieg sich ergebenden Verelendung des Kontinents, der mehr oder minder momentanen Diskrepanz zwischen Produktion und Verbrauch, der Quelle der Arbeitslosigkeit, notwendig war, einen energischen und methodischen Versuch, einen viel energischeren und methodischeren, als er bis jetzt je angestrebt wurde, zur Besserung der Produktionsbedingungen zu unternehmen.

Sollte die Formel der Kartelle das Allheilmittel enthalten? Sollten

die begünstigten, auf eine möglichst große Zahl von Industrien ausgedehnten Zusammenschlüsse genügen, um Ordnung und Wohlstand an Stelle einer verhängnisvollen Verwirrung zu bringen? Wir müssen uns hier vor übermäßigen Hoffnungen wie vor übertriebenen Ängsten hüten. Die Produktion bessern und rationeller gestalten, heißt zuerst die industrielle Arbeit organisieren, um die Verschwendung der Rohstoffe, der Arbeitskräfte, der Zeit und des Geldes zu vermindern, das heißt auch die technischen Fortschritte generalisieren, das heißt die Verwendung von Kraft und Energie rationalisieren, bei den für den großen Verbrauch bestimmten Artikeln die Anzahl der dem Kundenkreis angebotenen Typen einzuschränken und die Kunden dank einer wissenschaftlich geregelten Verteilung der Produkte mit geringeren Spesen zu bedienen.

Wenn es im nationalen Rahmen, dann im internationalen, das heißt interkontinentalen Rahmen gelingt, das Verfahren und die Methoden, deren Anwendung rentabel erscheint, durchzusetzen, verbreitet man das Werk und vervollständigt es. Aber die kleineren oder größeren, mehr oder minder universellen Abkommen von Produzenten, Transporteuren, Kaufleuten bilden nur eine Seite — eine sehr wesentliche ohne Zweifel — der Abwicklung des allgemeinen Planes der Umstellung, die nach großen Krisen notwendig ist, sind nur eine erwünschte und manchmal notwendige Ergänzung einer Organisationsarbeit, die im Innern von Unternehmungen, von Unternehmungsgruppen und im Innern von Staaten vollzogen eine Etappe — und zwar die letzte — der Zusammenfassung der Produktionskräfte darstellt. Die Bildung von Wirtschaftsabkommen ist das Dach auf dem Hause, aber sie erübrigt nicht die Konstruktion des Gebäudes. Die industriellen Kartelle sind ebensowenig etwas durchaus Neues, wie sie ein Universalheilmittel darstellen.

Da eine solche Lösung — wie bereits erprobt — nur einen kleinen Teil des Problems erfaßt — und auch nicht für alle Industrien — muß man zuerst ohne voreilige Begeisterung und ohne prinzipielle Stellungnahme an sie herangehen. Wir dürfen nicht in ihr den rettenden Talisman suchen. Wir dürfen ebenso wenig das verborgene Gift aufspüren wollen, mit dem der Kapitalismus in seiner Todesnot den Widerstand der Arbeiter zu lähmen versuchen soll. Wie die abschließenden Resolutionen der Konferenz, die in einem vernünftigen und ausgeglichenen, vielleicht ein wenig farblosen Exposé zusammengefaßt wurden (die Vernunft wirkt leicht farblos), verkünden, ist das Phänomen der Industrieabkommen, das aus wirtschaftlichen Notwendigkeiten geboren wurde, eine Tatsache und muß als eine reine Tatsachenfrage behandelt werden. Von diesem praktischen Standpunkt muß die Entwicklung der Kartellbewegung verzeichnet und ihre Funktion untersucht werden.

Diese Zusammenschlüsse existieren und vervielfachen sich in den bereits zentralisierten Industriezweigen, die, wie die metallurgische Industrie, Serienartikel in Massen fabrizieren. Sie nehmen die ver-

schiedensten Formen an: von einem vollständigen Kartell, wie das europäische Leimsyndikat angefangen — das dreizehn europäische Länder umfaßt, das Knochenmaterial kontingentiert, es auf die Mitglieder verteilt und das hergestellte Erzeugnis durch eine einzige Verkaufsgesellschaft absetzt — bis zu den gentlemen agreements, die in loser Verbindung alle französischen Kohlengrubenbesitzer oder die europäischen Aluminiumfabrikanten vereinigen, stufen sich verschiedene Organisationsformeln. Aufteilung einer Produktion mit variabler Basis je nach dem voraussichtlichen Bedarf des Marktes unter die Mitglieder, Bestrafung der überschüssigen Produktion und Entschädigung derjenigen Mitglieder, die ihre Teilquote nicht erreicht haben, das ist das Ziel des internationalen Stahlkartells; die Reservierung des inländischen Marktes für die Industrie des betreffenden Landes, die prozentuelle Aufteilung der Auslandsverkäufe unter Ausgleichung der Preise, das ist das Ziel des Röhrenverbandes. Der gegenseitige Austausch der Fabrikationsmethoden und die Organisierung einer gemeinsamen Propaganda bilden die Basis der internationalen Vereinigung der Produzenten von Superphosphaten, während das Kartell der Flaschenfabrikanten zwecks systematischer Verwirklichung der neuen technischen Methoden, mit deren Hilfe die Gestehungskosten herabgesetzt werden können, gebildet wurde. Regelung der Produktion oder des Verkaufes — manchmal beides — Regulierung der Preise oder Verteilung der Märkte — manchmal das eine und das andere, manchmal eines der beiden —, Vereinheitlichung der Expedition oder des Kleinhandels usw., jedes dieser gegenwärtig vorhandenen Abkommen wird je nach besonderen Bedürfnissen der betreffenden Industrien und der augenblicklichen Situation des entsprechenden Marktes getätigt. Es kann geschehen — und es geschieht auch — daß der eine oder der andere der erfolgten Zusammenschlüsse erlischt oder sich umbildet, wenn die Verhältnisse, die ihn ins Leben gerufen haben, verschwinden oder sich verändern. Die ungeheure Vielfältigkeit, die diese Zusammenschlüsse zu ihrer Lebensfähigkeit den Lebewesen entleihen, läßt eine absolute Beurteilung ihrer Rolle nicht zu. Der Zahl der nationalen oder internationalen Abkommen entspricht die Zahl der Sonderfälle, die sowohl der starren Kritik wie der übermäßigen Dogmatik spotten.

Aus diesem Grunde hat es die berufenste Vertretung der Weltwirtschaft, zum ersten Male dem Problem gegenübergestellt, das sich bis jetzt in dem Zwielicht der beruflichen Diskretion entwickelte, vermieden, sich für oder gegen eine Formel auszusprechen, die so viele verschiedenartige Realitäten umfaßt. Der veröffentlichte Text der Debatten spiegelt in seiner ausgeglichenen Form die durchschnittliche Einschätzung wider, die diese gutgesinnten Männer einem so umstrittenen Problem angedeihen lassen konnten.

Und was sagt diese durchschnittliche Einschätzung? Eine gewisse Anzahl von Wahrheiten des gesunden Menschenverstandes und fast von

Gemeinplätzen. Sie sagt, daß diese Zusammenschlüsse große Vorteile und ernsthafte Nachteile haben können, daß es nützliche und auch zweifelhafte Kartelle gibt, daß das Phänomen der Wirtschaftsabkommen je nach dem Geiste, der die Funktion dieser Gruppierungen bestimmt, als gut oder schlecht angesehen werden kann, „je nach dem Maßstab, in dem sich ihre Führer von Interessen der Allgemeinheit leiten lassen".

Für die Zweige einer bestimmten Produktion können sie unter gewissen Bedingungen und unter gewissen Vorbehalten: erstens eine methodischere Organisation der Produktion und eine Herabsetzung der Gestehungskosten durch eine bessere Ausnutzung bestehender Betriebsanlagen, eine rationellere Entwicklung neuer Installierungen und eine logischere Gruppierung der Unternehmungen sichern. Das — schon beinahe klassisch gewordene — Beispiel des deutschen Trusts, dasjenige — frühere — des amerikanischen Stahltrusts, sind ein Beweis für diese Behauptung. Es ist bezeichnend, daß innerhalb eines Jahres, nach einer Erschütterung der Wirtschaft und der Währung, deren Auswirkungen man kaum zu erfassen beginnt, die Vereinigten Stahlwerke in der Lage waren, die Kohlenförderung um 40%, die Gußeisenproduktion um 40%, die Stahlproduktion um 51%, die Arbeitskräfte um 10%, das heißt um mehr als 17 000 Köpfe, den Lohnertrag um 22% zu steigern, und das alles, ohne den Preis der Erzeugnisse auch nur um einen Pfennig zu erhöhen. Man glaubt kaum andererseits, daß die amerikanische Wirtschaft nur geringe Vorteile aus der Bildung der United States Steel Corporation gezogen hat, die zehn Jahre nach ihrer Begründung, infolge der Übertretung des Trustgesetzes vor Gericht zitiert, 15 Jahre später folgende Bilanz veröffentlichte: Von 1902 bis 1924 ist die Produktionsfähigkeit des Trusts, der mit einem Kapital von 1 400 Millionen Dollar begründet wurde, um 118%, der Umsatz um 125%, die Arbeitskräfte um 46%, die Durchschnittslöhne um 150% und der Gewinn um nur 15% gestiegen.

2. Die Zusammenschlüsse können die antiökonomischen Konkurrenzen bremsen und die aus den Schwankungen der Industrieaktivität sich ergebenden Übel mildern. Die ersten Ergebnisse des Stahlpaktes sprechen für sich selbst. Ohne daß die Preise weder in Frankreich noch bei der Ausfuhr die als sicher angekündigte Hausse erfahren haben, ohne daß die Produktion nachgelassen hat — ganz im Gegenteil —, hat der kontinentale Zusammenschluß der Stahlfabrikanten, der noch erweiterungsfähig ist, zu einer allgemeinen Befriedung des gestörten Marktes in großem Maße beigetragen und von uns aus gesehen unsere metallurgische Industrie vor der Erschütterung einer Rückkehr zur Währungsstabilisation teilweise bewahrt.

3. Die Zusammenschlüsse können auch den Arbeitern eine viel größere Stabilität der Beschäftigung gewährleisten und gleichzeitig den Konsumenten durch Herabsetzung der Gestehungskosten, der Verteilungsspesen und der Verkaufspreise große Vorteile bieten. Daß eine

solche Organisation wie die Farbenindustrie mit ihren mächtigen Betriebsanlagen, ihrer gewaltigen Konzentration zu einer Herabsetzung der Preise des Kunstdüngers führt, ist unbestritten. Daß solche Organisationen wie das Kohlensyndikat von Essen und, in einem weniger ehrgeizigen, aber elastischeren Rahmen der Zusammenschluß der französischen Kohlengrubenbesitzer imstande sind, die wohltuende Wirkung besonderer Umstände zu verlängern oder die Schwankungen der Förderung und der Preise zum Vorteile der Arbeitnehmer abzuschwächen, setzt die britische öffentliche Meinung in Erstaunen, deren Industrie nach Überwindung des verhängnisvollen Konflikts geneigt ist, die Früchte der Erfahrungen anderer zu pflücken.

Wenn diese Zusammenschlüsse jedoch — nach dem Beispiel der ersten amerikanischen Trusts, die eine derart heftige Reaktion der öffentlichen Meinung hervorriefen, weil sie die Konkurrenz ertötet und ihre Herrschaft durch eine Reihe von Siegen über die Rivalen begründet hatten —, auf eine Monopol hinsteuern, eine tyrannische Macht sich aneignen, die Preise beherrschen und die Märkte nach Gutdünken erschüttern wollten, eigenwillig ungleiche Bedingungen für dieses oder jenes produzierende, dieses oder jenes konsumierende Land aufstellen würden, um eine Situation zu ihren Gunsten auszunützen, wäre die Auflehnung der so bedrohten legitimen Interessen berechtigt.

Es ist die Pflicht der öffentlichen Meinung, die Augen zu öffnen, das Bild in sich aufzunehmen und ihr Urteil zu fällen. Es ist die Pflicht der Wirtschaftsabkommen, ihr das Minimum von Einblick zu gewähren, auf das sie einen Anspruch besitzt. Sie haben auch die Pflicht, die Preispolitik, die Einstellung zu den Arbeitnehmern zu überwachen, um den Völkern die volle Gewißheit zu geben, die die Erhaltung lebenswichtiger Industrien, die regelmäßige Approvisionierung, die Zukunftsperspektiven, die eine Nation von ihrer Bevölkerung oder ihrer natürlichen Gaben zu erwarten hat, erfordern.

Dies ist meiner Ansicht nach das, was die Konferenz sagen wollte: Von den Regierungen, den Herren im eigenen Hause, fordert sie mit vollkommener Berechtigung, daß sie es unterlassen, die Zusammenschlüsse durch ein in der nationalen Gesetzgebung sich einschleichendes Mißtrauen, durch apriorische Vorbeugungen zu hindern, die sie der Vorteile, die solche Abkommen bedeuten, berauben. Fair play für ehrliche und loyale Verbindungen! Mit diesem einfachen Wort könnte man die langen Auseinandersetzungen zusammenfassen. Wenn die Idee einer notwendigen Kontrolle hätte vollkommen aufgeklärt werden können, hätten manche Oppositionen vor der dreifachen Bestätigung, die in den angenommenen Resolutionen enthalten ist, ohne Zweifel nachgegeben.

Braucht man denn eine besondere nationale Gesetzgebung für

Kartelle ins Leben zu rufen und ein internationales Kontrollorgan, das, auf ein gemeinsames Gesetz gestützt, von den ihrer Prärogativen momentan beraubten Regierungsdelegationen angewendet wird? Die Konferenz erklärt, und man kann es nicht zu oft wiederholen, daß die nationalen Zusammenschlüsse den Gesetzen und den Gerichten ihrer Heimat unterworfen sind, und daß daher die internationalen Abkommen, sobald sie auf dem Inlandsgebiet tätig sind, auf die energischeste Weise kontrolliert werden.

Wenn die staatlichen Gesetzgebungen nicht ausreichen, könnten freiwillige Schiedsgerichte, großen privater oder öffentlicher Organisationen von hoher wirtschaftlicher Kompetenz anvertraut, eine Art von Gerichtsbarkeit darstellen, die auf die Mitglieder der Kartelle und auf die Kartelle selbst anwendbar wäre.

Es bleibt noch eine letzte Form der Kontrolle, die unterirdischer ist als die Gerichte und die Regierungen: die der öffentlichen Meinung, einer aufgeklärten, intelligenten, gerechten Meinung; endlich die Selbstkontrolle, die das anerzogene Gefühl der Verantwortlichkeit in den Wirtschaftsführern, deren Industrie zu einem Zweig der nationalen Produktion geworden ist, auslöst. Wer würde den Führern der Industrie, die in Genf versammelt waren, den Sinn für soziale Pflicht in den Funktionen, die sie ausüben und die sich vielleicht eines Tages noch ausdehnen werden, absprechen können.

Das sind einige der aufklärenden Wahrheiten, die die Konferenz über die industriellen Kartelle verbreiten wollte. Wir wollen hoffen, daß die Öffentlichkeit diese Einsicht wird schätzen können, und daß sie für die Weltwirtschaft, die noch unter der furchtbaren Erschütterung, die sie erlitt, schwankt, und erst langsam ihr Gleichgewicht wiederfindet, die nützlichste Belehrung und die wertvollste Ermutigung sein wird.

Das Ergebnis von Genf.

Von Sir *Max Muspratt,*

Vorsitzender der Vereinigung britischer Chemiefabrikanten, Präsident des Verbandes britischer Industrie, britischer Delegierter zur Weltwirtschaftskonferenz.

Viele von uns, die der Weltwirtschaftskonferenz beigewohnt haben, kamen mit großen Hoffnungen nach Genf, aber mit noch größeren Zweifeln. Ich verließ Genf mit der Überzeugung, daß ein großer Schritt nach vorwärts getan wurde, der die Welt verbessern wird. Jedes Land hat in Genf seine eigenen Schwierigkeiten vor der Öffentlichkeit dargelegt. Die größte Schwierigkeit, mit der Großbritannien zu kämpfen hat, ist, wie ich schon in meiner Rede hingewiesen habe, seine Abhängigkeit von der überseeischen Einfuhr der Nahrungsmittel, die durch die schnelle industrielle Entwicklung des letzten Jahrhunderts notwendig wurde. Hundert Jahre lang hat Großbritannien Fertigwaren ausgeführt, Lebensmittel und Rohstoffe im Austausch dafür bekommen und konnte zu diesem Zweck eine große Handelsflotte aufbauen. Eine lange Zeitspanne hindurch ist der Wert seiner Ausfuhr und der Leistungen seiner Handelflotte höher als der Wert der Einfuhr gewesen, und der Überschuß wurde zur Entwicklung der Länder, mit denen Großbritannien in Handelsbeziehungen stand, verwendet. Die Schwierigkeiten der Nachkriegszeit haben das Gleichgewicht seines Wirtschaftslebens infolge der dauernden Herabminderung der gesamten Kaufkraft der Welt und der Einschränkung des Welthandels gestört. Großbritannien wäre nicht in der Lage, seine Einfuhr dauernd aufrechtzuerhalten, wenn die alten Zahlungsmöglichkeiten, nämlich der Export und die Verzinsung der überseeischen Kapitalsanlagen eine weitere Verringerung erfahren würden. Die Produktionskraft Großbritanniens ist während des Krieges künstlich stimuliert worden, während der Konsum eingeschränkt wurde, und deshalb ging sein Hauptinteresse dahin, eine Stabilisierung der Wirtschaftsbedingungen und eine Wiederherstellung der früheren Kaufkraft in der ganzen Welt zu erreichen.

Die größten Veränderungen sind in den internen Verhältnissen des Landes vor sich gegangen. Man ist zu einer gesteigerten Produktion, einer verkürzten Arbeitszeit und dadurch auch zur Ermöglichung einer leichteren und vergnügteren Lebensart in den breiten Massen des Volkes

gelangt. Die Arbeitslosigkeit ist unser ernstestes Problem, obwohl auch da durch die Entwicklung neuer Industrien, hauptsächlich derer, die für den Inlandsmarkt bestimmt sind, durch die gesteigerte Bautätigkeit und die Vertiefung industrieller Wirksamkeit mancher Fortschritt erzielt wurde. Am schwierigsten haben die großen Ausfuhrindustrien, die Baumwoll-, Eisen- und Stahl-, Schiffbau- und Wollindustrie gelitten. Das Problem war besonders ernst in der metallurgischen Industrie. Die Währungsschwankungen, die Großbritannien beunruhigten, sind behoben worden, aber die häufigen Änderungen und die zunehmende Kompliziertheit der Zolltarife bilden noch eine ernste Gefahr. Großbritannien war gezwungen, sein System des vollkommenen Freihandels zu ändern, aber davon wurden nicht mehr als 2 bis 3 % seiner gesamten Einfuhr betroffen. Die Dominions und die von Großbritannien abhängigen Kolonien besitzen eine vollkommene fiskalische Freiheit. Sie haben alle ihre eigenen Zolltarife, und die meisten haben Großbritannien die Meistbegünstigungsklausel eingeräumt. Abgesehen von seltenen Ausnahmen hat man bei der Ausfuhr der Rohstoffe keinerlei Benachteiligung gegenüber anderen Ländern walten lassen.

Ebenso wie Großbritannien haben auch andere auf der Genfer Konferenz vertretenen Länder die Störungen ihrer Wirtschaft aufgedeckt, und man gelangte zu der Überzeugung, daß der größte Teil dieser Schwierigkeiten behoben werden kann, ohne daß dadurch andere Länder zu leiden haben. Der beste Wegweiser aus diesen Wirren ist eine gesunde Finanzwirtschaft. Aber eine Gesundung der Finanzen läßt sich nur verwirklichen, wenn eine wirksame Produktion, wirksame Verteilung und nationale Sicherheit vorhanden sind. Jedes Land muß mit seinen eigenen Problemen auf seine eigene Art und Weise fertig werden, aber eines ist sicher: nunmehr wird kein Land imstande sein, die allgemeinen Richtlinien zu übersehen, die man bei der Weltwirtschaftskonferenz in Genf aufgestellt hat.

Die Landwirtschaft in Genf.

Von *Jules Gautier,*

Präsident des französischen Landbundes (Confédération nationale des Associations agricoles de France).

Die Teilnahme der Landwirtschaft an der Weltwirtschaftskonferenz in Genf ist zweifellos die charakteristischeste Tatsache dieser Versammlung. Man hat sich bis jetzt zu häufig bei der Besprechung der Lage der Weltwirtschaft mit der Hinzuziehung von Wirtschaftspolitikern, Industriellen und Geschäftsleuten begnügt. Die Aufforderung, die an die Vertreter der Landwirtschaft ergangen ist, stellt ein neues und bedeutendes Ereignis dar. Sie haben sie mit Freuden aufgegriffen und haben der Konferenz eine loyale, ehrliche und vertrauensvolle Mitarbeit entgegengebracht.

Das Sekretariat des Völkerbundes hat mit Hilfe des internationalen Arbeitsamtes, des internationalen landwirtschaftlichen Institutes in Rom und der internationalen Landwirtschaftskommission eine Fülle wichtiger Unterlagen zusammengestellt, die der landwirtschaftliche Unterausschuß des Vorbereitungskomitees durch eine aus seiner Mitte gewählte Unterkommission vervollständigt hat. Erst wenn man sich darüber klar wird, mit welchen Schwierigkeiten man in der Mehrzahl der Fälle zu kämpfen hatte, um genügend exakte landwirtschaftliche Statistiken zu erlangen und ihnen eine befriedigende Deutung zu geben, vermag man den Wert der Arbeit zu schätzen, die durch die oben genannten Organisationen auf diesem Gebiete geleistet wurde.

Die Konferenz hat selbstverständlich Lücken und Mängel in den Unterlagen festgestellt. Sie hat hauptsächlich die Notwendigkeit neuer Untersuchungen im Sinne einer methodischen Analyse der Berechnungen des landwirtschaftlichen Ertrages, die in den verschiedenen Ländern nach leicht vergleichbaren Systemen geführt werden sollen, befürwortet.

Sie hat ebenfalls die Vervollkommnung der periodischen landwirtschaftlichen Statistiken anempfohlen sowie die Durchführung einer allgemeinen Enquete „über die Lage und die Entwicklungsmöglichkeiten der Landwirtschaft, über die Verteilung des Besitzes und die Systeme der Bodenbestellung, über das Verhältnis zwischen landwirtschaftlicher Erzeugung und industrieller Produktion, über den Vergleich zwischen den

landwirtschaftlichen und industriellen Preisen, über die Gestehungs- und Verkaufskosten, über die Lage der Landarbeiter und die Erleichterungen, die man ihnen gewähren muß, um ihnen den Zugang zum Ackerbau zu ermöglichen, mit einem Wort, über die Lage der Landwirtschaft vom wirtschaftlichen, sozialen, finanziellen und technischen Standpunkt gesehen".

In Erwartung dieser neuen Forschungsergebnisse hat die Konferenz einige Prinzipien und einige allgemeine Ideen herausgeholt, deren Verkennung die Verschärfung der gegenwärtigen Wirtschaftskrise bedeutet.

Es ist in erster Linie betont worden, daß die Landwirtschaft einer der wesentlichen Zweige der menschlichen Aktivität ist. „Eine zum Gemeinplatz gewordene Erkenntnis" wird man einwenden. Ja, aber es gibt Erkenntnisse, die man sich immer wieder in Erinnerung zurückrufen muß. Die ungeheure Entwicklung der Industrie, der durch den Krieg verursachte Aufschwung gewisser Industriezweige, deren intensive Produktivität heute vielleicht nicht mehr gerechtfertigt ist, haben uns die erste aller Industrien, die volksernährende, aus den Augen verlieren lassen. Vom Standpunkt der Lebensmittelversorgung gesehen, ist überall die Zahl der industriellen Konsumenten auf Kosten der Bodenproduzenten gestiegen, ohne daß die Entwicklung des landwirtschaftlichen Apparates eine Möglichkeit bieten würde, die durch den Abgang der Agrarkräfte eingerissenen Lücken aufzufüllen. Es ergab sich daraus eine Erhöhung der Preise der Bodenerzeugnisse, die natürlicherweise zu den lebhaftesten Klagen der Konsumenten und hauptsächlich der Konsumenten der Großstädte geführt hat. Einige Regierungen glaubten unter dem Vorwand der Aufrechterhaltung eines sozialen Friedens genötigt zu sein, Maßnahmen zur Herabsetzung der Preise der notwendigsten Lebensmittel, die landwirtschaftlichen Ursprungs sind, zu ergreifen. Eine Diskrepanz der Preise war die Folge dieser Maßnahmen, eine Diskrepanz, die man durch den Vergleich des Index der Großhandelspreise der landwirtschaftlichen Erzeugnisse mit dem der industriellen Produkte nachprüfen kann. Diese Situation ist in der Einleitung des Berichtes, den die Weltwirtschaftskonferenz angenommen hat, klar umrissen. Es heißt in diesem Bericht: „Die Depression, unter der die Landwirtschaft leidet, ist durch die Kluft zwischen den Preisen der landwirtschaftlichen Erzeugnisse und denen der Fertigwaren charakterisiert; sie brachte das Ergebnis mit sich, daß in vielen Ländern die Landwirte für ihre Arbeit und ihr investiertes Geld keine entsprechende Entlohnung bekommen; sie ist in vielen Staaten noch durch die Schwierigkeit der Erhaltung von Krediten zu normalen Bedingungen und durch die starke Erhöhung der fiskalischen Abgaben verschärft; sie hat eine Herabminderung der Kaufkraft der Agrarkreise zur Folge gehabt, ohne daß die Konsumenten durch eine Herabsetzung der Lebensmittelpreise entsprechend profitiert hätten.

„Die Herabminderung der Kaufkraft der landwirtschaftlichen Be-

völkerung hat eine Rückwirkung auf die industrielle Produktion gehabt und war in weiterer Folge eine der Ursachen der Arbeitslosigkeit, die ihrerseits die Absatzmöglichkeiten der landwirtschaftlichen Erzeugnisse eingeschränkt hat. Wenn man nicht praktische Maßnahmen zur Wiederherstellung des Gleichgewichtes der Preise ergreift, muß man befürchten, daß sich früher oder später eine Herabminderung der landwirtschaftlichen Produktion zum Nachteil des Wohlseins der Menschheit ergeben wird."

Die Konferenz nimmt für die Landwirtschaft den Platz in Anspruch, zu dem diese, sowohl vom Standpunkt der entsprechenden Entlohnung der Arbeit und der landwirtschaftlichen Investierungen wie auch vom Standpunkt der Lebensbedingungen der Landarbeiter, berechtigt ist.

In den Agrarkreisen glaubt man, daß die öffentliche Meinung allzuhäufig über die genaue Lage der landwirtschaftlichen Produktion, über ihre Schwierigkeiten, die Abhängigkeit vom Zufall bei der Bodenbestellung und den wirklichen Ertrag schlecht informiert ist. Man müßte dafür sorgen, daß das verschobene Bild bei denjenigen, die die landwirtschaftlichen Verhältnisse so schlecht kennen, richtig gestellt wird.

Die Landwirte sind ihrerseits entschlossen, ihre Produktion zu steigern, indem sie die Fortschritte der modernsten Technik ausnutzen, um die Gestehungskosten zu vermindern und den Konsumenten durch diese Herabsetzung zum großen Teil profitieren zu lassen.

Man muß sich darüber klar werden, daß, wenn die Landwirte in ihrem schwierigen und unsicheren Beruf kein entsprechendes Entgelt für das angelegte Kapital und die geleistete Arbeit, wie es bei den Industriellen der Fall ist, finden, sich notwendigerweise eine Herabminderung ihrer Kaufkraft ergeben muß, die einerseits die Industrie um einen Kundenkreis im Inland ärmer machen wird, den sie nicht entbehren kann, und andererseits die landwirtschaftliche Produktion immer weiter vermindern wird, da die Bodenbesteller bald eine Arbeit aufgeben werden, die sie selbst und ihre Familie nicht entsprechend zu ernähren vermag. Diese Deserteure werden ihre Zuflucht in den Fabriken suchen, die, durch den Mangel an Verbrauchern zu einer Einschränkung der Produktion gezwungen, nicht in der Lage sein werden, sie aufzunehmen. Das Endergebnis ist eine gefährliche Arbeitslosigkeit, die Quelle des Elends und der inneren sozialen Konflikte, und eine Störung der gesamten Produktion. Dieser so wichtige Standpunkt ist in der landwirtschaftlichen Kommission dargelegt worden.

Die Konferenz hat gleichfalls die Tatsache betont, daß sich in der Landwirtschaft nicht dieselbe Konzentration vollzogen hat wie in der Industrie. Zur Ausgleichung des Nachteils kleiner Besitze im Vergleich zu den großen landwirtschaftlichen Betrieben, die über Kapital, Unterstützung durch wissenschaftliche Methoden und die modernsten Maschinen verfügen, hat die Konferenz die schon bekannten Vorteile der Genossenschaften empfohlen. Aber sie hat sich nicht mit einem bloßen

Hinweis begnügt. Eine besondere Kommission hat das Problem der landwirtschaftlichen Kooperation der Approvisionierung, der Produktion und des Verkaufes behandelt. Sie hat sich mit den bereits vorhandenen Beziehungen zwischen den Genossenschaften der Agrarproduktion und den Konsumgenossenschaften beschäftigt. Man kennt die Untersuchungen, die in dieser Hinsicht auf internationalem Gebiete durch Doktor Fauquet vom internationalen Arbeitsamt gemacht wurden. Ein sehr wichtiger Beitrag zu diesen Untersuchungen ist von deutscher Seite gebracht worden, und es unterliegt keinem Zweifel, daß sowohl auf nationalem wie auch auf internationalem Gebiete sehr vieles durch Ausnutzung der bisherigen gelungenen oder mißlungenen Experimente verwirklicht werden kann.

Die Konferenz hat auch auf eine besondere Weise eine neue Form der Zusammenarbeit in Betracht gezogen, die in der Belieferung der Landwirtschaft mit Geldmitteln durch die auf Gegenseitigkeit ausgebauten Berufsorganisationen bestehen würde. In gewissen Ländern wie Frankreich ist diese Kooperation schon sehr entwickelt und hat sich als sehr wirksam erwiesen. In den anderen Ländern, hauptsächlich in den Staaten, die eine Agrarreform durchgeführt haben, sind die Bodenpreise so hoch, daß sie den kleinen Ackerbauern fast unzugänglich geworden sind.

Die Organisierung des internationalen landwirtschaftlichen Kredites in Form einer Berufsgenossenschaftsbank erscheint sehr gefährlich, hauptsächlich in unserer Zeit der Währungsschwankungen. Die Unterlagen, die man in dieser Hinsicht sammelt, werden manche Anregungen bringen, wenn man sie mit der ganzen Vorsicht und notwendigen Unabhängigkeit prüft.

Es scheint mir, daß hier der Völkerbund auf dieselbe Art, wie er die finanzielle Sanierung gewisser Länder übernommen hat, die Garantien, die zu einer vorsichtigen und festgefügten Organisierung eines internationalen landwirtschaftlichen Kredites notwendig sind, wird in Zukunft beibringen können.

Die Konferenz hat sich von einem besonderen landwirtschaftlichen Standpunkt mit den Hindernissen, die sich dem freien Handelsverkehr der Agrarprodukte entgegenstellen, ebenfalls beschäftigt. Trotz der Aufteilung der Arbeit in drei Kommissionen, zwischen denen die Verbindung — aus äußeren Gründen — nicht immer so eng und zusammenhängend waren, wie erwünscht wäre, wiesen die Schlußfolgerungen, zu denen der Handelsausschuß und der landwirtschaftliche Ausschuß getrennt gelangten, eine gewisse Ähnlichkeit auf. Dasselbe Streben nach Freiheit, nach der Erleichterung des Austauschverkehrs, nach der Herabminderung der Schutzzölle dort, wo sie aufrechterhalten werden müssen, war in den beiden Ausschüssen ersichtlich.

Alle Probleme, vor die die Produzenten im allgemeinem wie die

Landwirte im besonderen gestellt sind, wurden von der landwirtschaftlichen Kommission der Konferenz herausgeholt und besprochen. Soll das gleichzeitig heißen, daß sie auch gelöst wurden? Die Konferenzen haben nicht das Glück, in dem Augenblick, in dem sie sich versammeln, aus den Händen der Feen den Zauberstab zu bekommen. Sie haben nicht die Macht, in wenigen Tagen die Fragen zu regeln, die seit dem Weltkrieg die Menschheit in Angst und Bangigkeit hielten. Sie haben nur die Pflicht, in die verwickelten Probleme ein wenig Licht hineinzutragen und den aufmerksam aufhorchenden Völkern die Schwierigkeiten der Lösung begreiflich zu machen. Gerade in bezug auf die Landwirtschaft gab es und gibt es noch viele Schatten zu zerstreuen und Mißverständnisse aufzuklären. Was man jedoch in erster Linie als Ergebnis aus den Debatten in Genf heimtragen muß, ist erstens die Überzeugung von der absoluten Notwendigkeit, der Landwirtschaft die eminente Stelle einzuräumen, auf die sie innerhalb der Weltwirtschaft einen Anspruch hat; zweitens die Bereitwilligkeit der Landwirte, ihre Arbeitsmöglichkeiten zu vervollkommnen, um in der Lage zu sein, viel zu produzieren und die Menschheit reichlich ernähren zu können. Es ist die sich allen Gesetzgebern aufdrängende Pflicht, den Bodenbestellern dieselben sozialen Garantien zu gewähren, wie sie die Industrie und der Handel besitzen.

Dies alles ist dazu bestimmt, das Leben der Menschheit leichter und erträglicher zu gestalten. Es ist dazu bestimmt, am Frieden der Welt zu arbeiten; der Frieden ist die notwendige Vorbedingung für die Landwirtschaft. Aus diesem Grunde, wie aus vielen anderen, ist der gegebene Platz für die Landwirtschaft der Völkerbund. Sie ist dort in einer der Industrie und dem Handel ebenbürtigen Stellung eingetreten. Sie muß jetzt dort bleiben. Sie wird im Rahmen des Völkerbundes ein ergänzendes Element der Stabilität und des mäßigenden Einflusses sein.

Internationale Preisbewegung und Lage der Landwirtschaft.

Von Prof. *M. Sering*, Universität Berlin

Die Einfuhrländer und die Ursachen der abnormalen Preisbildung

Die Einfuhrländer kommen zunächst unter dem Gesichtspunkt der internationalen Preisbildung, d. h. als Träger der Nachfrage für agrarische Erzeugnisse in Betracht. Deutschland war vor dem Kriege nächst England nach den bezogenen Mengen das wichtigste Einfuhrland. Seine wirtschaftliche Kraft und sein Einkommen wurden unter allen größeren Ländern am schwersten von den Kriegs- und Nachkriegsereignissen getroffen. Aber das Londoner Abkommen und die ihm daraufhin zufließenden reichlichen Auslandskredite stärkten seine Kaufkraft in dem Maße, daß es nun wieder an die zweite Stelle unter den Importländern heraufrückte und wesentlich von seiner als des letzten Käufers Nachfrage die Preissteigerung herrührte, die in den Jahren 1924 und 1925 die internationale Agrarkrisis zu einem gewissen Abschluß brachte.

In den Gebieten der extensiven Landwirtschaft ist eine rasche Ausweitung der Anbauflächen und, von besonders reichen Ernten abgesehen, eine rasche Steigerung der Mengen, die sie auf den Weltmarkt der Bodenerzeugnisse liefern, nicht zu erwarten. In bezug auf das *Angebot* aus diesen Gebieten ist die jetzige Situation sehr ähnlich derjenigen nach dem Abschluß der großen Preiskrisis, die von 1875 bis 1900 dauerte. Damals wie jetzt waren die Vereinigten Staaten im Begriff, ihre Exporte sehr stark zu mindern, weil die rasch wachsende innere Nachfrage immer größere Teile der agrarischen Produktion absorbierte. Damals wie jetzt konnten die Siedlungsgebiete der Neuländer, obwohl in rascher Auffüllung begriffen, den Ausfall auf dem internationalen Markt nicht durch entsprechend rasche Ausweitung der Anbauflächen decken. Damals aber ergab sich eine von der jetzigen weit abweichende Preisgestaltung. Es setzte sich jene Tendenz durch, die vor dem Ausbruch der großen Krisis (1875) durch die Jahrhunderte hindurch geherrscht hatte, nämlich ein Vorauseilen der Agrar- vor den Industriepreisen, wie es dem „Gesetz vom abnehmenden Bodenertrage" entspricht[1]). Unter dem Einfluß dieser Tendenz vollzog sich vor dem Kriege ein kräftiger Aufschwung aller Teile der Volkswirtschaft in Europa, in den Vereinigten Staaten und in den Siedlungsgebieten. Wohl

[1]) Eine nähere Begründung des Gesetzes von der wachsenden Kaufkraft der Bodenerzeugnisse bei Sering, Agrarkrisen und Agrarzölle. Berlin 1925. S. 8 ff. Auch in dem Aufsatz „Internationale Agrarkrisis", Ber. über Landw., Bd. II, S. 261.

ging damals mit der Agrarkrisis auch die große Konjunktur vorüber, welche das Festland von Mittel- und Westeuropa und Ostamerika neben Großbritannien als industrielle Werkstatt der Welt gestellt hatte. Aber die kontinentale Industrie fand einen Ersatz in dem Anschwellen der heimischen Bodenerträge und in der wachsenden Kaufkraft der eigenen Bevölkerung wie der östlichen Agrarländer und blieb nicht ohne Anteil an dem steigenden Wohlstand in aller Welt.

Nach dem großen Zusammenbruch von 1920 bis 1924 hat sich zwar der internationale Tauschwert der agrarischen Erzeugnisse gehoben. Faßt man die Massennahrungsmittel als Einheit zusammen und stellt sie den industriellen Warengruppen gegenüber, so zeigt sich, daß der Tauschwert der ersteren, verglichen mit der *Vorkriegszeit,* doch nur gegenüber den Düngemitteln, namentlich den stickstoffhaltigen, die von der chemischen Industrie dank bahnbrechender Erfindungen billig geliefert werden, erhöht worden ist. Gegenüber allen anderen industriellen Warengruppen, die besondere Bedeutung für die Landwirtschaft haben, ist im günstigsten Falle seit 1924 der Tauschwert dem Vorkriegsstande angenähert worden. Aber einen Anreiz zu großen technischen Fortschritten, zur kräftigen Intensivierung der Bodenkultur und die Möglichkeit, die gesenkte Lebenshaltung der Landwirte auf den Vorkriegsstand zu bringen, gibt diese Preisentwicklung nicht. Die abnormale Preisbildung — durch besondere Umstände der einzelnen Länder verschärft oder gemildert — ist der Grund für den merkwürdigen Widerspruch, der in den Vereinigten Staaten zwischen dem mächtigen Aufstieg von Industrie, Handel und Finanzwesen auf der einen und der Depression des Landbaues auf der andern Seite besteht. Es ist wesentlich die abnormale Preisbewegung, welche die Kolonisation in den Siedlungsgebieten ins Stocken gebracht hat. Aus demselben Grunde ergeben sich große Schwierigkeiten für die Wiederherstellung des blühenden Zustandes, in dem sich die europäische Landwirtschaft vor dem Kriege befand. Wo Buchführungen vorliegen, zeigt sich, daß viele landwirtschaftliche Betriebe mit Verlust wirtschaften, die meisten andern nur einen knappen Arbeitslohn erzielen. Der jetzige Zustand in der Preisbildung ist die Folge der schweren Erschütterungen, welche die Grundlagen des europäischen Wohlstandes betroffen hat.

1. *Symptome.* Die greifbarsten Symptome für die hier vor sich gegangenen Veränderungen sind die Einkommensverhältnisse der Arbeiterschaft, die Dauererscheinung eines Riesenheeres von Arbeitslosen, die Verteuerung der Leihkapitalien und ein schwerer Steuerdruck.

Vor dem Kriege war die Zahl der Erwerbslosen in allen aufstrebenden Industrieländern Europas gering[2]) und waren die Löhne in einem nur selten unterbrochenen Aufsteigen begriffen.

[2]) Sie umfaßte in den deutschen Gewerkschaften von 1907 bis 1913 durchschnittlich 2,3% der Mitglieder, in Großbritannien von 1901 bis 1911 durchschnittlich 5%.

Setzt man den Durchschnittsverdienst eines Hauers in Großbritannien und im Oberbergamtsbezirk Dortmund im Jahre 1900 = 100, so ergibt sich für die 20 Jahre von 1880 bis 1900 hier wie dort eine Steigerung um rund $^2/_3$ (Großbritannien von 61,5 auf 100[3]), Oberbergamtsbezirk Dortmund von 59,5 auf 100). In Großbritannien hat sich dann aber keine weitere Erhöhung vollzogen, 1913 stand der dortige Hauerlohn wieder auf 100[3]), während er im Dortmunder Revier weiter auf 125 gestiegen ist. Auch in fast allen anderen Berufszweigen ist der Lohn von 1880 bis 1900 und weiterhin gestiegen, und zwar nach dem vorliegenden Material in Deutschland wiederum stärker als in Großbritannien. Die früher niedrigeren deutschen Löhne näherten sich rasch den englischen.

Nach dem Kriege zeigt sich eine verschiedene Entwicklung in den Ländern, deren Wirtschaft verhältnismäßig wenig gelitten hat und die mit verhältnismäßig geringen Schwankungen eine stabile Währung bewahrt haben, gegenüber der Mehrzahl der anderen, die lange in der Inflation verharrten oder die Stabilisierung auf der Grundlage eines sehr gesunkenen Geldwertes vollzogen. Zur ersten Gruppe gehören die im Kriege neutral gebliebenen Länder (Skandinavien, die Schweiz) und Großbritannien, dessen Kapitalreichtum zwar verringert, aber unter allen europäischen Ländern am größten geblieben ist. Die realen Wochenverdienste stehen in den meisten Berufszweigen Englands höher als vor dem Kriege[4]). Doch scheint es, als hielten die Unternehmer diesen Lohnstand für schwer vereinbar mit den Reinerträgen ihrer Betriebe. In dem großen Kohlenkrieg von 1926 haben sie eine starke Senkung der Reallöhne durchgesetzt. Wohl ist der Schichtlohn der Bergleute in einigen Bezirken erhöht, aber im gewogenen Durchschnitt aller Reviere liegt der Reallohn im Dezember 1926 bei den Hauern um 18%, bei den Hilfsarbeitern unter Tage um 21% unter den Vorkriegssätzen. Zu den Ländern mit stark gestiegenen Reallöhnen gehören auch die Schweiz, die Niederlande und die skandinavischen Staaten[5]).

Aber die günstigen Wirkungen, die von einer Hebung der Reallöhne ausgehen können, werden für die Lebenshaltung der Volksgesamtheit mehr als ausgeglichen, wo eine massenhafte Arbeitslosigkeit besteht. Anfangs 1927 zählt ganz Europa 7,8 Millionen Arbeitslose, was unter Berücksichtigung der Kurzarbeit und mit Einschluß der Familienangehörigen etwa 20 Millionen unmittelbar Betroffene ergibt. Diese Arbeitslosigkeit verbreitet sich nicht gleichmäßig über den Erdteil. Sehr hohe Zahlen weisen die skandinavischen Länder auf[6]). Die Hauptmasse der Arbeitslosen aber entfällt auf die beiden großen Industrievölker des Erdteils[7]): 34% auf die drei deutschen Staaten (das Reich, Österreich und Danzig), 27% auf Großbritannien und Irland.

[3]) 17. Abstract of Labour Statistics, London 1915, S. 66.

[4]) Ende 1926 in der Kammgarnindustrie um 35%, in der Wollindustrie um 26%, in der Baumwollindustrie um 2%, in der keramischen Industrie um 14%, in der Ziegelindustrie um 22%.

[5]) Vgl. Wirtschaft und Statistik 1927, S. 34 ff. und 145 ff.

[6]) Von den Gewerkschaftsmitgliedern sind arbeitslos in Schweden 19%, in Norwegen 22%, in Dänemark 33%.

[7]) Es sind nach den Berechnungen des Statistischen Reichsamtes anfangs 1927

Die Länder, die geringe Arbeitslosenzahlen aufweisen, sind überwiegend solche mit unstabiler Währung und gefallenen oder doch kaum gestiegenen Reallöhnen; dahin gehört namentlich Frankreich[8]). Man kann also schließen, daß die Arbeitslosigkeit das Schicksal des Kontinents ist, dem man durch die Inflation doch nur eine Zeitlang entgehen kann.

Das deutsche Volk wird aber doppelt getroffen: Es hat die größte Arbeitslosenziffer und gesenkte Reallöhne. Kurz nach der Stabilisierung (1. Vierteljahr 1924) liegt der Reallohn der Gesamtbelegschaft des Oberbergamtsbezirks Dortmund bei 68% des Vorkriegsstandes und erreicht seinen höchsten Stand im ersten und zweiten Halbjahr 1926 bei 87; die Wochenlöhne für Vollarbeiter der höchsten tarifmäßigen Altersstufe (einschließlich der sozialen Zulagen für die Ehefrau und 2 Kinder) ergaben bei regelmäßiger Arbeitszeit und im gewogenen Durchschnitt für 6 Produktionsmittel-Industrien, 5 Verbrauchsgüter-Industrien und für die Reichsbahn im Februar 1927 real 90,51% des Standes von 1913 bei den gelernten und 101,51% bei den ungelernten Arbeitern, doch gehen von den Löhnen noch die sozialen Lasten und die Lohnsteuer ab (9,9% des Brutto-Wochenlohnes bei den gelernten und 7,7% bei den ungelernten)[9]). —

Vor dem Kriege hatte Westeuropa den niedrigsten *Zinsfuß* unter allen Wirtschaftsgebieten der Erde. Für sichere langfristige Anlagen, wie Staatspapiere und Pfandbriefe, war der Realzins in Frankreich und England 3 bis 4%, in Deutschland 4 bis 4½%, im östlichen Nordamerika 5 bis 6%, im westlichen Amerika und den anderen Neuländern 7 bis 10% und mehr. Heute ist das Verhältnis umgekehrt. (Vgl. die Übersicht auf der nächsten Seite.)

Die Umkehrung des alten Verhältnisses bedeutet keineswegs, daß jetzt die Unternehmungen in der europäischen Industrie und Landwirtschaft höhere Erträge als früher oder als in Nordamerika abwerfen, sondern lediglich, daß der Unternehmer dem Kapitalisten höhere Ertragsanteile einräumen muß.

Dichtbevölkerte Industrieländer können nicht denselben Zinsfuß tragen wie weiträumige, verhältnismäßig dünnbevölkerte und extensiv arbeitende Wirtschaftsgebiete nach Art der Vereinigten Staaten. Denn hier ist die Arbeitsproduktivität unvergleichlich höher, deshalb auch die Kapitalrente und der Unternehmergewinn. In den Ländern, die mit hoher

---

2,39 Millionen in Deutschland, 2,1 Millionen in Großbritannien und Irland, während auf dem Kongreß der Gewerkschaften in Moskau die Zahl der Arbeitslosen in Sowjet-Rußland auf 2 Millionen geschätzt wurde.

[8]) Der Lohn des Bergarbeiters unter Tage betrug dort im zweiten Viertel des Jahres 1926 nach dem Ernährungsindex etwa 94%, nach dem Dollarkurs etwa 80% des Satzes von 1914. Der Lohn erhöhte sich zur Zeit des Streikes der englischen Kohlenarbeiter. (Wirtschaft und Statistik 1927, S. 35.)

[9]) Nach Berechnungen des Statistischen Reichsamtes.

Intensität wirtschaften müssen, ist die Produktivität der Arbeit und die Rentabilität des Kapitals beschränkt durch das Gesetz vom abnehmenden Aufwandertrage. Der höhere Zins ist nur ausnahmsweise wirtschaftlich tragbar, wo ein sehr rascher Kapitalumschlag stattfindet, wo neue Erfindungen und Verfahrensweisen einen Vorsprung gewähren oder wo es sich um letzte Aufwendungen handelt, d. h. um die Beschaffung desjenigen Teils der Kosten, der als letzter hinzutritt, um den Rohertrag auf ein Optimum zu bringen. Soweit diese Voraussetzungen fehlen, verschlechtert der unrentierliche Kredit des Schuldners Vermögenslage, wird der hohe Zins aus dem Unternehmer- und Arbeitslohn entrichtet. Für Deutschland ist eine rasch wachsende und hohe Verschuldung der Landwirtschaft festgestellt worden, und es ist kein Zweifel, daß die von ihr aufzubringenden Zinsen in einem schlimmen Mißverhältnis zu ihrem Reinertrage stehen.

Die die Kapitalrente übersteigenden Zinsen sind mit den erhöhten Steuern auf eine Linie zu stellen.

Realverzinsung langfristiger Kapitalanlagen.

	Jahresdurchschnitt 1925 %	1. Vierteljahr 1927 %
Vereinigte Staaten.		
Inländische Staatsanleihen	4½	4
Inländische Industrieanleihen	5—5½	4½—5½
Federal Landbank loans	—	5—5½
Anleihen europäischer Goldwährungsländer (ehemals neutraler Staaten)	5—6	5
Deutsche Staats-, Kommunal- und Industrieanleihen	7½	6½
Anleihen südamerikanischer Staaten	etwa 7	6½
Anleihen europäischer Länder mit noch nicht stabilisierter Währung	7—8	etwa 7
England.		
Englische Staats- und Kommunalanleihen	etwa 5	4½—5
Englische Kolonialanleihen	5—5½	etwa 5
Im übrigen ähnlich wie Amerika!		
Schweiz.		
Inländische Staats- und Kommunalanleihen	5—5½	4½—5
Inländische Industrieobligationen	6—6½	5½
Deutsche Staats- und Kommunalanleihen	7—7½	6½
Anleihen von Ländern mit noch nicht stabilisierter Währung	7—8	7—7½
Deutschland.		
Öffentliche Anleihen und Goldpfandbriefe	10—11	6—7

Eine vergleichende Statistik der Steuerbelastung und vollends der Zinsverpflichtungen in den europäischen Ländern und in den Vereinigten Staaten läßt sich schon deshalb nicht aufstellen, weil es an zuverlässigen und gleichmäßigen Methoden zur Feststellung des Einkommens fehlt. Eine Steuerstatistik würde aber auch nur in Verbindung mit dem ganzen Ausgabewesen der öffentlichen Körper zu verwerten sein. In den Vereinigten Staaten dient ein unverhältnismäßig großer Teil der Steuern der Hebung des öffentlichen Komforts, dem Bau zementierter Automobilstraßen, der Verbesserung des öffentlichen Unterrichts, der Pflege der Wissenschaften. Als wirkliche Minderung des Reinertrages der Volkswirtschaft können nur die unproduktiven Ausgaben und die zu ihrer Deckung erhobenen Steuern gelten. Darum gibt eine Statistik der unproduktiven Ausgaben auch ein viel besseres Bild von dem Abbruch, den der private durch den öffentlichen Haushalt an seinem Einkommen erfährt, als eine Aufzeichnung der Steuersummen. Eine Untersuchung des Maßes der unproduktiven Ausgaben läßt auch von den Symptomen zu den *Ursachen der europäischen Wirtschaftsnot* vordringen.

2. *Die Ursachen.* Die Minderung der wirtschaftlichen Produktivität Osteuropas mußte die westlichen Industriegebiete in starke Mitleidenschaft ziehen, ganz besonders aber Deutschland, das im Osten fast überall an erster Stelle unter den Einfuhrländern stand.

Die durch die Friedensschlüsse gesteigerte Zersplitterung des Erdteils hat die Bedingungen für die Entfaltung seiner Wirtschaftskräfte außerordentlich verschlechtert. Die Vereinheitlichung der industriellen Organisation, die Rationalisierung und Mechanisierung des Produktionsprozesses bei höchster Ökonomik der menschlichen wie der maschinellen Arbeitsleistung beruht in den Vereinigten Staaten nicht nur auf den reichen Naturschätzen, sondern auf der Weite ihres inneren Marktes und auf der Einheitlichkeit ihrer Verbrauchsgewohnheiten. In dem zerstückelten Europa begegnen alle analogen Bestrebungen der Großindustrie schwer überwindlichen Hindernissen.

Noch mehr hat die nach dem Kriege verschärfte Absperrung der agrarischen Exportgebiete gegen die Lieferung industrieller Gegenwerte die Lage der Einfuhrländer verschlechtert. Wie sie als Besteuerung der auf Export angewiesenen Farmer wirkt, so hat sie die Beschäftigungsziffer, die Lebenshaltung und die Kaufkraft des westeuropäischen Industriegebietes herabgedrückt. Endlich und vor allem ist die Belastung Europas mit *unproduktiven Ausgaben* seit dem Kriege gewachsen.

a) Die Wehrmacht bedingt jetzt unter Einschluß der Kosten für die Heilung der Schäden des Krieges (Fürsorge für die Kriegsbeschädigten und Hinterbliebenen, Wiederaufbau usw.) höhere Ausgaben als vor dem Kriege. Eine Statistik, die auf genauer Analyse der Budgets beruht,

liegt für Großbritannien, Frankreich, Belgien, Italien und für Deutschland vor[10]). Diese fünf Länder gaben im letzten Vorkriegsjahr für ihre Wehrmacht unter Einschluß der Pensionen 6168 Millionen Mark aus, jetzt betragen ihre militärischen und Kriegsausgaben 11 277 Millionen Mark; auf den Kopf der 196 Millionen Einwohner entfielen vor dem Kriege 31,58 M., jetzt sind es 57,57 M., eine Zunahme um 26 M. oder 82,5%. Unter Berücksichtigung der Goldentwertung stellt sich die Endziffer auf 43,29 M., der Mehrbetrag auf 11,75 M. = 37,3%.

In den Vereinigten Staaten sind diese Ausgaben zwar auch stark gestiegen, bleiben aber dem absoluten Betrage nach viel niedriger. Sie wuchsen von 1462 auf 5250 Millionen Mark, d. i. auf jeden Einwohner (jetzt 117 Millionen) von 15,14 auf 44,89 M. oder in Vorkriegskaufkraft auf 28,41 M. Das sind etwa zwei Drittel des europäischen Satzes, während das amerikanische Einkommen viel höher steht.

b) Die politischen Schulden. Zu den Militär- und Kriegslasten kommen noch die Ausgaben der europäischen Länder aus ihrer politischen Außenschuld. Eine politische Verschuldung Europas an andere Erdteile gab es vor dem Kriege nicht. Jetzt berechnet sich das Kapital, das 13 europäische Staaten der nordamerikanischen Union schulden, nach den Fundierungsabkommen auf 5,9 Milliarden Dollars = 24,66 Milliarden Reichsmark Gegenwartswert bei 5prozentiger Verzinsung[11]). Mit der Reduktion auf diesen Betrag haben die Vereinigten Staaten auf ihren Gewinn aus der Goldentwertung verzichtet[12]).

Die Zahlungsverpflichtungen der einst alliierten Mächte aus der Kriegsschuld an die Vereinigten Staaten sind in noch höherem Sinne unproduktive Ausgaben als die militärischen. Sie stehen ihrem wirtschaftlichen Wesen nach den Reparationsleistungen gleich. Im Gegensatz zu den Zinsen, welche die Vereinigten Staaten vor dem Kriege an Europa aus den Darlehen zu entrichten hatten, mit denen die dortigen Eisenbahnen und Produktionsanlagen gebaut worden waren, bedeutet die Verzinsung der Kriegsschuld schlechthin einen Abbruch am Volkseinkommen des Schuldnerstaates. Sie mindert deshalb auch die Kaufkraft dieser Länder um ihren vollen Betrag. Die 294 Millionen Dollars (1233 Millionen Mark), mit denen die europäischen Kriegsschulden im Jahresdurchschnitt an die Vereinigten Staaten zu verzinsen sind, kommen ungefähr dem ganzen Jahreswert der Vereinigten-Staaten-Ausfuhr an Weizen und Weizenmehl oder an tierischen Erzeugnissen gleich. Ohne die Schulden hätte also Europa das Doppelte für seine von dort

[10]) Vgl. die Staatsausgaben für Großbritannien, Frankreich, Belgien und Italien in der Vor- und Nachkriegszeit, in „Einzelschriften zur Statistik des Deutschen Reiches" Nr. 2, Berlin 1927.

[11]) Vgl. H. G. Moulton und Leo Pasvolsky, „World War Debt Settlements", London 1927, p. 94, 97, 99. Für Frankreich ist die Fundierungssumme aus dem noch nicht ratifizierten Abkommen eingesetzt.

[12]) Vgl. Herrmann, „Die Zukunft des Goldes", Berlin 1925, S. 142.

bezogene Brot- oder Fleischnahrung ausgeben können. Die Zinsen aus der politischen Schuld erhöhen um ihren vollen Betrag die Steuern in den europäischen Ländern und schwächen die Konkurrenzkraft ihrer Unternehmungen.

Der Dawes-Plan hat die Deutschland auferlegten Lasten mit dem Normalbetrag von 2½ Milliarden Mark jährlich so bemessen, daß dadurch die internationalen Schulden aus dem Kriege ausgeglichen werden könnten[13]). Die von 1927/28 an zu entrichtende Normalzahlung würde die unproduktiven Ausgaben Deutschlands gegenüber dem Vorkriegsstand mehr als verdoppeln[14]). Die auch außerhalb Deutschlands viel diskutierte Frage, ob das möglich sei, soll hier ebensowenig behandelt werden wie das Problem der Weltverschuldung überhaupt. Außer Zweifel steht aber, daß, solange die Völker ihre gegenseitigen Beziehungen nicht auf eine normale Grundlage gebracht haben, auch für die normale Entwicklung der landwirtschaftlichen Preise eine der wichtigsten Voraussetzungen fehlt.

Auch wenn Deutschland nach dem Dawes-Plan die Kriegsschulden von ganz Europa übernehmen könnte, so bliebe doch die Stellung seiner ehemaligen Gegner auf dem Weltmarkt geschwächt. Denn zu den öffentlichen kommen sehr bedeutende private Schulden. Die Kapitalanlagen der Vereinigten Staaten — dort emittierte Anleihen und Industriewerte sowie unmittelbare Auslandanlagen — machen nach amtlichen Schätzungen 10,4 Milliarden Dollars = 43,68 Milliarden Reichsmark aus, und davon entfallen auf Europa 2,5 Milliarden Dollars (10,5 Milliarden Reichsmark)[15]).

Unter den europäischen Großstaaten hat nur noch Großbritannien seine Gläubigerstellung bewahrt. Das reine Einkommen der dortigen Bevölkerung aus Kapitalanlagen und Unternehmungen im Auslande soll nach englischen Schätzungen[16]) im Jahre 1925 noch 250 bis 300 Millionen Pfund Sterling (5 bis 6 Milliarden Reichsmark) betragen haben. Großbritannien hat auch als Staat einen sehr bedeutenden Teil der Kriegskredite gewährt. Alle anderen industriellen Einfuhrländer Europas haben, bis auf Holland und die Schweiz, ihre ausländischen

---

[13]) Kapitalisiert man die Eisenbahn- und Industrieobligationen nach der festgesetzten Tilgungsrate und betrachtet man die sonstigen Zahlungen, für die ein Endtermin nicht festgesetzt worden ist — im Sinne einer ewigen Rente —, so kommt man zu einem Schuldkapital von 43 bis 47 Milliarden Mark, und unter Berücksichtigung der ersten Schonjahre und des Wohlstandsindexes auf 40 bis 50 Milliarden Mark. Vgl. Sven Helander, Wirtschaftsdienst 1925, S. 713 ff.

[14]) Wehrmachtsausgaben 1913/14 pro Kopf 33,80 M., 1926/27 Militär- und Kriegsausgaben 35,50 M. (bei einer Bevölkerungsziffer von 67 und 63 Millionen), dazu ab 1927/28 38 M. Zahlungen aus dem Dawes-Plan bei Annahme einer Bevölkerung von 65 Millionen: Summa 73,50 M.

[15]) Société des Nations, Mémorandum sur les Balances des Payements et sur les Balances du Commerce exterieur 1911—1925. Vol. I. Balance des Payements et Aperçu général du Commerce mondial, Genève 1926, S. 37.

[16]) Ebenda S. 122.

Schuldverbindlichkeiten ausschließlich aus dem Ertrage ihrer eigenen Volkswirtschaft aufzubringen. — Was Deutschland anlangt, so betrug seine Einnahme aus auswärtigen Kapitalanlagen und Unternehmungen vor dem Kriege etwa 1 Milliarde Mark. Die Gewinne der deutschen Unternehmungen müssen über diesen Betrag und die Reparationsabgaben hinaus gesteigert werden, wenn wieder eine Kapitalbildung in dem Maße der Vorkriegszeit stattfinden soll. Sie ist noch sehr gering. Die Verbesserung der wirtschaftlichen Lage und der Lebenshaltung des deutschen Volkes seit dem Londoner Abkommen beruht durchaus auf den gewährten Krediten, die eine starke Mehrbelastung mit sich bringen.

Das einzelne Volk kann viel tun, um seine Volkswirtschaft und seinen Landbau zu heben. Das erste bleibt immer die Verbreitung des Wissens von den Errungenschaften der modernen Technik.

Auf internationalem Wege sind große Aufgaben der Organisation des Handels und des Nachrichtenwesens zu lösen. Seit dem Abschluß des Krieges leiden Landwirtschaft und Industrie gleichmäßig unter den ungemein gesteigerten Schwankungen der Preise für agrarische Erzeugnisse. Die Schwankungen lassen sich durch eine vollkommenere Kenntnis von der jeweiligen Marktlage und den Bedingungen des Absatzes mildern. Hier könnte der Zusammenschluß der Preisberichtstellen zum Austausch ihrer Nachrichten vieles helfen. Aber eine durchgreifende Besserung hängt auch auf diesem Gebiete von einem gehobenen Einkommen der Verbraucher und von der Stärkung der Kapitalkraft des europäischen Handels ab. Denn die Preisschwankungen sind wesentlich dadurch bedingt, daß der Handel außerstande ist, Vorräte zu bilden, und die verarmten Verbraucher von der Hand in den Mund leben.

Seit dem Kriege ist der Vermittlerapparat übermäßig ausgedehnt. Durch die Ausschaltung überflüssiger Glieder können große Verbesserungen erzielt werden. Unter dem Vortritt der Vereinigten Staaten ist die Marktfähigkeit der landwirtschaftlichen Erzeugnisse durch Standardisierung zum Vorteile der Verkäufer wie der Käufer außerordentlich gesteigert worden. Eine ganz neue Wirtschaftsorganisation hat sich, wiederum unter nordamerikanischem Vortritt, dadurch angebahnt, daß es gelungen ist, Hunderttausende von landwirtschaftlichen Produzenten zum Zwecke der Zentralisation ihres Angebots zusammenzuschließen. So werden die in ihrer Vereinzelung hilflosen Landwirte zu einer gleichwertigen Macht gegenüber den sich immer weiter ausgestaltenden Verbänden industrieller Unternehmer erhoben. Doch sind auch diese Bestrebungen begrenzt durch die Wohlstandsverhältnisse der Konsumenten in den Einfuhrländern.

Die Herabdrückung ihrer Kaufkraft hat die große Krisis von 1920/24 hervorgerufen und läßt eine schwere Depression bis zur Gegenwart fortdauern. Die Hebung des Wohlstandes in den Industrieländern

Europas ist deshalb als wichtigste Aufgabe der internationalen Wirtschaftspolitik anzusehen. Hier vereinigen sich die Interessen der Industrie und der Landwirtschaft aller Länder. Es handelt sich über das rein Wirtschaftliche hinaus letztlich um eine sittliche und politische Aufgabe. Die furchtbaren Erlebnisse der letzten dreizehn Jahre gewinnen nur einen Sinn, wenn man in ihnen die Geburtswehen neuer und höherer Formen des Gemeinschaftslebens erblickt, die vom Geist der Solidarität der Menschheit erfüllt sind.

(Aus der von Prof. M. Sering für die Weltwirtschaftskonferenz vorbereiteten Denkschrift, die den Konferenzteilnehmern vorgelegt wurde.)

Genf.

Von *Dr. Herman Diamand,*
sozialistischer Abgeordneter, polnischer Delegierter zur Weltwirtschaftskonferenz

Die Genfer Weltwirtschaftskonferenz birgt in sich die Möglichkeit eines Wendepunktes in der Entwicklung der Weltwirtschaft, und deswegen nenne ich sie einfach Genf, wie man das Streben der Menschheit nach einer Ausgleichung der staatlichen Gegensätze einfach Locarno nennt. Dabei will ich nicht verbergen, daß unter gewissen Voraussetzungen Genfs Aussichten auf Erfüllung viel greifbarer sind als die von Locarno.

Locarnos hatte die Welt schon viele, denn die Friedenssehnsucht ist gleich nach jedem Kriege vorhanden, aber ein Weltwirtschafts-Genf, einen Versuch, alle Faktoren der Wirtschaft gleichberechtigt über den Weg der Wirtschaftsentwicklung mitberaten und mitbestimmen zu lassen, erleben wir das erstemal.

So still sich diese Entwicklung vollzieht, so sehr zeichnet sie ein umstürzlerischer Charakter aus.

Den neuen Weg betrat eine Gruppe von Kapitalisten, und zwar waren es diejenigen, die führende Stellungen in den weit fortgeschrittenen Industrien innehaben, und naturgemäß einen weiteren Ausblick und somit einen vertieften Einblick in die Entwicklung des Wirtschaftsprozesses haben müssen. Von den Höhen bedeutender Wirtschaftsführer überblickt man die bewegenden Kräfte der Weltmärkte und die Möglichkeit der Anordnung der Teilnahme an ihnen. Diesen Einblick, die Erkenntnis, daß das unbeschränkte Bestimmungsrecht des Kapitalisten über Art, Ausmaß und Bedingungen der Produktion wirtschaftlich seine Lebensberechtigung zu verlieren beginnt, daß die Mitbestimmung des erzeugenden Arbeiters und des Verbrauchers eine un-

bedingte Voraussetzung der Weiterentwicklung der Produktion bildet, führt zur Gemeinsamkeit aller Produktionskräfte an den gemeinsamen Beratungstisch. Die Teilnahme der Arbeitervertreter an diesen Beratungen und Entschließungen bringt neue, bisher mit der allergrößten Entschiedenheit den Arbeitern verweigerte Berechtigungen und eine grundsätzliche Verschiebung des Verhältnisses der Lohnarbeiter zum Produktionsprozeß. Wenn die Arbeiterschaft mitbestimmend bei der Fassung des Weltwirtschaftsplanes mitwirkt, wenn sie mitentscheidet über Ausmaß und Gestaltung der kapitalistischen Wirtschaftsorganisationen, über Trusts, Interessengemeinschaften usw., über das Maß der Rationalisierung und Harmonisierung des Rationalisierungsprozesses mit den Interessen der Arbeiter und den Gesamtwirtschaftsinteressen, wenn die Arbeiterschaft berufen wird, mitzuentscheiden über Zollpolitik, Frachtpolitik, kurz über alle Zweige der Wirtschaft, dann muß dieser mitbestimmende Einfluß sich nach unten, bis in das kleine Industriewerk, bis in die handwerksmäßige Werkstätte durchdringen. Die Diktatur der Eigentümer der Produktionsmittel macht die ersten Schritte, um einer Demokratisierung der Wirtschaft Raum zu geben.

Diesen Prozeß halte ich bei dem Stande des mittel- und westeuropäischen Kulturniveaus, selbst bei dem allen Anzeichen nach nicht dauernd infizierten italienischen, für sehr entwicklungsfähig, für das Durchdringen einer neuen Wirtschaftsform bestimmend. Und da erweist sich, daß man bei Einberufung und Führung der Konferenz den Nagel auf den Kopf getroffen hat. Die heutige Wirtschaftskrise ist die Krise der Wirtschaftsform, ist ein Zusammenbrechen des herrschenden Wirtschaftssystems und nicht die Folge eines momentan durch die Kriegsfolgen hervorgerufenen vorübergehenden Mißverhältnisses zwischen Erzeugung und Verbrauch. Bei der Aufrechterhaltung des unverändert bestehenden Wirtschaftssystems, der Diktatur der Eigentümer der Produktionsmittel, wird die Arbeitslosigkeit zu einer sich rasch entwickelnden ständigen sozialen Einrichtung, die nur zu beheben ist, wenn neue Gesichtspunkte in der Wirtschaftsführung sich mit Erfolg geltend machen, und sie scheinen sich selbst in rein kapitalistischen Kreisen Geltung zu erobern.

Es verschieben sich die Motive der Produktion. Die Erzeugung aus dem einzigen Motiv des Gewinnes macht die weitere kapitalistische Entwicklung unmöglich. Die Entwicklung der Technik und industriellen Organisation und somit die Entwicklung von ungeahnten Erzeugungsmöglichkeiten hat im Mißverhältnis zur sozialen Entwicklung, das ist zur Konsumfähigkeit und zur Kürzung der Arbeitszeit, zugleich den kapitalistischen Gewinn an der Produktion stark herabgemindert beziehungsweise derart unmöglich gemacht, daß der Gewinn als Erzeugungsmotiv für den kapitalistischen Erzeuger zumindestens sehr fraglich geworden ist. Dabei bedeutet die Beseitigung der Schwierigkeit

der Hebung des Tiefstandes des Lebensstandards und der Unmöglichkeit, selbst diesen zu befriedigen, eine Eröffnung unabsehbarer Absatzgebiete, die zum Verbrauch herangezogen werden müssen. So drängt sich ein neues, ein sozialistisches Produktionsmotiv in den Vordergrund, die Erzeugung zum Zwecke der Befriedigung des Bedarfes. Die Steigerung des Lebensfußes des Proletariats, die Möglichkeit, weitergehende Bedürfnisse zu befriedigen und neue hervorzurufen, stellen mächtige Erzeugungskonjunkturen in greifbare Aussicht. Meiner Meinung nach ist dieses neue jetzt sich in den Vordergrund schiebende Motiv das einzig richtige, und der Zwang seiner Berücksichtigung bei den neuen kapitalistischen Wirtschaftsbestrebungen zeigt einen großen Fortschritt in der Richtung der Durchsetzung der kapitalistischen Produktionsweise mit sozialen Gesichtspunkten. Aus diesen Erwägungen schalte ich die Frage des Wohl- oder Übelwollens gänzlich aus, es beschäftigt mich hier einzig die Frage, welche Umwälzungen dürften jetzt unter dem Drucke wirtschaftlicher Notwendigkeit stattfinden, und die Weltwirtschaftskonferenz gibt darüber gewisse Aufschlüsse. Symbole dieses Prozesses zeigten sich in der Weltwirtschaftskonferenz augenfällig.

Die erste größte Überraschung war die Aufforderung, daß unter den Vertretern der Wirtschaft einzelner Staaten sich selbständige Arbeitervertreter, somit Klassenvertreter finden. Bei der Vorbereitung war keine Teilnahme der Arbeiterschaft an den repräsentativen Stellen, die hier mehr bedeuten, als in parlamentarisch geführten Korporationen vorausgesehen, man teilte aber nachträglich den Sozialisten zwei Stellen im Präsidium der Plenarkonferenz und einzelne in den Komitees zu, alles Symbole der angestrebten vollen Gleichstellung. Man kann den endlichen Verlauf der Konferenz nicht als vollen Erfolg, als ersten Versuch einer Verordnung ansehen, aber es muß zugegeben werden, daß ein ernstes Bestreben festgehalten wurde, die Entscheidungen für die Sozialisten tragbarer zu machen. Der Arbeiter soll aufhören, ein Objekt der Wirtschaft, ein von der Entscheidung ausgeschlossenes Werkzeug zu sein, sein Verhältnis zur Erzeugung soll in das eines Subjektes umgestaltet werden. Man gewinnt den Eindruck, daß sich die Meinung durchsetzt, daß die Diktatur der Besitzer der Produktionsmittel keineswegs eine notwendige Voraussetzung einer gesunden Organisation der Produktionsstätten bilde. Die angestrebte demokratische Organisation der Erzeugung steht im Widerspruch zu allen bis jetzt herrschenden Produktionsformen. Es ist nicht eine bloße Wortwendung, wenn auf die Gemeinsamkeit der kapitalistischen und bolschewistischen Produktionsweise hingewiesen wird, die auf der Diktaur des Beherrschers der Produktionsmittel über die Arbeiterschaft beruht. Das ist wohl die Scheidewand zwischen Sozialisten und Kommunisten, ohne die die letzteren ihre Wirtschaftsmethoden nicht aufrechterhalten können. Auf dieser Gemeinsamkeit der Diktatur mag bei den kommunistischen Teil-

nehmern der Weltwirtschaftskonferenz die Einsicht entstanden sein, daß bei Aufrechterhaltung der Diktatur beide Systeme nebeneinander bestehen und miteinander wirtschaften können.

Diese bolschewistische, trotz der Selbständlichkeit, mit der sie abgegeben wurde, höchst unerwartete Erklärung, enthält den Verzicht zum Hindrängen zur Weltrevolution, eine radikale Wendung, die man den Kommunisten kaum zugemutet hätte. Daß der erste überwältigende Eindruck des Revolutionsverzichtes sich nicht aufrechterhielt, brachte es wohl die Kompliziertheit der russischen Lage mit sich, die das Vertrauen in die Verläßlichkeit der Erklärungen nicht aufkommen läßt.

Von größerem Interesse wäre das Verhältnis eines diktatorisch bewirtschafteten Rußlands zu einem Europa, das die Demokratisierung seiner Wirtschaft anstrebt. War die Stellungnahme der Kommunisten in Genf nicht von taktischen, auf die Bekämpfung des Sozialismus gerichteten Motiven geleitet, dann freilich empfing man den Eindruck, daß die Kommunisten die Demokratisierung der Wirtschaft für eine Gefahr für ihre Wirtschaftsmethode ansehen.

Werden sich die an Genf geknüpften Erwartungen erfüllen? Ist es möglich, daß die Wirtschaftsführer mit ihrer Tradition brechen, wie sie täglich veraltete Maschinen und Methoden abbauen und neuen Platz schaffen? Werden sie es tun, bevor die Notwendigkeit eine noch größere wird durch Verschärfung der Krise? Die Entwicklung kann verzögert, aber kaum verhindert werden. Wenn sich Herr Lammers zur Erkenntnis durchgerungen hat, daß wir nicht bloß unter Kriegsfolgen stehen, sondern einer Entwicklung — er sagte nicht kapitalischer —, deren Folgen auch ohne Krieg eingetreten wären, so berechtigt mich nichts zu der Annahme, daß er aus dieser Erkenntnis nicht die logischen unumgänglichen Schlüsse ziehen werde: Platz für die Arbeiterklasse in der Reihe der Führer der Wirtschaft, Platz für die gesellschaftliche Kontrolle, Erzeugung vom Standpunkt des menschlichen Bedarfes.

Es soll zugegeben werden, daß vom Standpunkt der Vergangenheit die Kapitalisten an ihren Vorrechten mit der Zeit bedeutende Einbuße werden erleiden müssen, so wechseln mit der Entwicklung die Klassen in ihrer Bedeutung und Macht, aber die Wirtschaft wird sich entwickeln, das Wohlergehen des Volkes und alles, was damit zusammenhängt, wird fortschreitend wachsen.

Ein Satz, den Belford Bax seinerzeit über den Sozialismus in England ausgesprochen hat, könnte hier paraphrasiert werden: den Herren der Wirtschaft geht es vielleich nicht besonders, aber der Wirtschaft wird es glänzend gehen.

Das erste ökonomische Konzil in Genf.

Von *Dr. Marie-Elisabeth Lüders,* M. d. R.

Fast neunhundert Jahre sind vergangen, seitdem die sogenannte „Reformpartei" unter dem Einfluß der klugen Agnes von Poitiers und des Cluniazensermönches Odilo immer mehr an Einfluß auf die Geschäfte der weltlichen Herren gewann. Einer ihrer bedeutendsten Erfolge, der ihr Ansehen wesentlich hob, war die Einführung des sogenannten „Gottesfriedens", der Treuga Dei, durch die in dem schwer heimgesuchten Frankreich die ewigen Fehden des Laienadels, wenigstens tageweise unterbunden werden sollten. Diesem löblichen Vorhaben für Frankreich und Burgund schloß sich der Salierkaiser Heinrich III., zwar nicht durch Reichsgesetz, aber durch ein stillschweigendes agreement auch für Deutschland an.

Am 24. September 1925 proklamierte die *Völkerbundversammlung* die Notwendigkeit, eine Art *ökonomischen Gottesfriedens* aufzurichten und erklärte, daß sie „fest entschlossen sei, alle nur denkbaren Mittel zur Sicherung des Weltfriedens zu fördern", weil nach ihrer Überzeugung „der wirtschaftliche Frieden auch zur politischen Befriedung der Nationen untereinander wesentlich beitragen werde". In der Erkenntnis der tausendfältigen wirtschaftlichen Verbundenheit aller Nationen der Erde, aller Erwerbszweige, Stände und Klassen, der absoluten Undurchführbarkeit des Prinzips der sogenannten „Selbstgenügsamkeit" und des verhängnisvollen Wahnes, auf die Dauer auf Kosten anderer leben und gedeihen zu können, wurde dann die *Weltwirtschaftskonferenz* berufen. 194 Delegierte und 157 Experten aus fünfzig Ländern sollten in diesem ersten ökonomischen Konzil den Versuch aufnehmen, Mittel und Wege ausfindig zu machen, um dem *Nachkriegskrieg ein Ende zu setzen,* um die „wirtschaftlichen Ursachen der Mißstimmungen und Mißverständnisse zwischen den Nationen" zu beseitigen. Produzenten, Arbeitgeber und Arbeitnehmer, Landwirte, Händler, Finanziers, Konsumenten und Wissenschaftler, nur „ihrem eigenen Gewissen und dem Gewissen der Welt verantwortlich", fanden sich in Genf zusammen in der Überzeugung von der Notwendigkeit „der Versicherung auf Gegenseitigkeit" und in dem Willen, mit ihrer Arbeit „nicht nur der materiellen Wohlfahrt, sondern dem Frieden der Welt zu dienen". — Eine riesige Aufgabe, die der Völkerbund vorgezeichnet und das comité préparatoire vorbereitet hatte;

eine Aufgabe, in der, wie der Präsident in seiner Schlußrede mit Recht sagte, bei der Verschiedenartigkeit des Personenkreises und der von ihm vertretenen besonderen Wünsche und Interessen „die Möglichkeit ebenso heftiger wie vielleicht peinlicher Erschütterungen und Konflikte lag".

Zu diesen ist es nicht gekommen. Aber es ist selbstverständlich — und wir glauben, es ist auch gut —, daß die bestehenden Divergenzen über Prinzipien und Methoden klar zum Ausdruck gekommen sind, wenn sie auch — ebenso selbstverständlich — in den Resolutionen keinen betonten Ausdruck gefunden haben. Aber ein jeder, der auch nur mit einiger Aufmerksamkeit diese Resolutionen liest, wird den Niederschlag der Gegensätze auch in ihnen finden; z. B. in der Haltung der Industriekommission gegenüber den Kartellfragen, sowie in dem Verzicht der Handelskommission, zu den Fragen der Subventionen, des Dumping und der Antidumpinggesetze Stellung zu nehmen, im Gegensatz z. B. zu der sehr entschiedenen Verurteilung aller zollpolitisch oder zolltechnisch protektionistischen Methoden durch den gleichen Ausschuß.

Versucht man, sich diese naturnotwendig vorhandenen Gegensätze an dem Gang der Verhandlungen vor Augen zu führen, so tritt einem vielleicht der Kampf zwischen dem Prinzip des *Nationalismus* und der *Solidarität* am schärfsten entgegen. In ihm kamen wohl auch politische Motive und Ressentiments am stärksten zum Ausdruck, stärker — weil aus jahrelanger Tradition erwachsen — als in den Auseinandersetzungen zwischen den europäischen und den russisch-asiatischen Staats- und Wirtschaftsprinzipien, deren Begründung und immer wiederkehrende Anpreisung allzu viel akademischen Doktrinarismus und Intellektualismus — wenn nicht ein großes Maß von Verlegenheit — enthielt. Der erwähnte Gegensatz trat deutlich in der *Handelskommission* hervor. Hier stand die Forderung der einen Seite, auch in dem Bereich der Handelspolitik alle Maßnahmen dem Prinzip der „nationalen Sicherung" unterzuordnen und der Versuch, mit allen nur denkbaren zolltechnischen Mitteln eine Art „potentiel de guerre" herbeizuführen, im Kampf mit der Bereitwilligkeit der anderen Seite, sich eines Teils der Zollsouveränität zu begeben, um auf dem Boden der Solidarität der Interessen zu „normalen" Handelsbeziehungen zurückzukehren", d. h. mit dem Prinzip und den Methoden des überspannten Protektionismus, „der allen Beteiligten nur schädlich ist", zu brechen und eine in jeder Beziehung liberale internationale Handelspolitik zu verfolgen als der „ersten Voraussetzung für die Wiederherstellung des Wohlstandes der Welt". — Der *nationalistische Protektionismus* hat in Genf eine fühlbare Niederlage erlitten, teils weil seine Vertreter das ökonomische Konzil mit der politischen Arena des Völkerbundsrates verwechselt hatten, teils — und das ist für die zukünftige Entwicklung wichtiger — weil die öffentliche Meinung befürchtet, daß hinter den Zollmauern von heute die Schützengräben von morgen ausgehoben werden sollen.

Der gleiche Gegensatz trat in der Industriekommission den Kartellfragen gegenüber zutage, allerdings mit einem merkbaren Einschlag politischer und sozialer Momente aus dem Gedanken- und Gefühlskreise individualistischer und sozialistischer Prinzipien. Arbeitnehmer und Konsumenten — früher ausgesprochene Gegner aller Kartellierungen — verurteilten sie heute ebensowenig im Prinzip, wie die Gegenseite der Unternehmer sie als Allheilmittel für alle wirtschaftlichen Übel erklärte. Aber trotz dieser beiderseitigen Übereinstimmung über den „möglichen Nutzen internationaler Kartelle je nach dem Geist, von dem ihre Leitung beherrscht ist und den Methoden, nach denen sie praktisch durchgeführt werden", kam doch die Sorge aller „Abhängigen" in der immer wieder nachdrücklich vertretenen Forderung nach international geregelter Kartellkontrolle mit internationaler Kartellgerichtsbarkeit klar zum Ausdruck. Diesem teils politisch, teils ökonomisch, teils sozial begründeten Verlangen stand die gesamte Produktion ablehnend gegenüber. Sie befürchtete von solchen Maßnahmen wohl nicht nur gefährliche Hemmnisse für die fortschreitende ökonomisch-technische und kommerzielle Entwicklung — und damit auch für die Konsumenten —, sondern vermutete in ihnen auch den Versuch, mit diesen wirtschaftlichen Mitteln dem politischen Ziel staatskontrollierter Wirtschaftsführung näherzukommen.

So unvereinbar sich auch auf diesen Gebieten die Auffassungen gegenüberstanden, so nahe rückten Kapital und Arbeit des alten Europa zusammen gegenüber den kommunistisch-sowjetistischen Prinzipien. Die Vertreter der letzteren befanden sich allerdings in einer ziemlich prekären Lage, da es niemandem verborgen bleiben konnte, daß die gestrengen Kritiker des kapitalistisch verrotteten Europa und seines hoffnungslos bourgeoisen Sozialismus eben diesem Kapitalismus „goldene Brücken" zu bauen versuchten, und daß sie auch ihre werktätige Bevölkerung bislang nicht aus materieller Not haben befreien können. Mit einem Gemisch pointierter Ironie und defensivem Pathos quittierten die Franzosen de Peyerimhoff und Jouhaux solidarisch die moskowitischen Belehrungen. War es eine Auseinandersetzung zwischen Vätern und Söhnen oder ein Kampf um die gewerkschaftliche Hausmacht? — Vorerst hat jedenfalls im Kampf der zweiten mit der dritten Internationale die Entente cordiale zwischen dem europäischen Kapital und der europäischen Arbeit gegenüber dem „falschen Demetrius" gesiegt.

Weniger glücklich war die europäische Welt in ihrer Eigenschaft als *Schuldner* gegenüber dem großen *transatlantischen Gläubiger*. Europa hat mittlerweile begriffen, daß seine „ökonomische Selbständigkeit" anfängt, verteufelte Ähnlichkeit mit der wirtschaftlichen Lage des Heimarbeiters gegenüber dem Fakturisten zu bekommen, und daß seine „politische Souveränität" trotz aller konstitutionellen „Verankerungen" Gefahr läuft, in dem zurückflutenden Meere des amerikanischen Goldes zu ertrinken. Aber „vom Thema durfte nicht ge-

sprochen werden", trotzdem bereits die internationale Handelskammer und erneut der Schlußbericht der Genfer Konferenz es unumwunden ausführen, daß „die grundlegende Verschiebung in dem Gleichgewicht zwischen öffentlicher und privater Verschuldung unter den einzelnen Nationen das ganze Gleichgewicht in der Weltwirtschaft erschüttert hat und solange weiter erschüttern muß, bis die Welt sich angesichts der neuen Sachlage zu neuen Methoden entschließt". Aber Amerika war und blieb taub gegenüber allen wirtschaftlichen, sozialen, politischen und menschlichen Argumenten des arbeitslosen Europa, dessen fleißige Völker wechselnden Kurswert an der New-Yorker Börse haben. Trotz aller Sympathie für die Solidarität der Welt können die schuldlos Enterbten sich doch einiger bitterer Gefühle nicht erwehren.

Dieses Gefühl von der Solidarität europäischer Not hat vielleicht mit dazu beigetragen, die begreiflichen Gegensätze in der Auffassung von Produzenten, Arbeitern und Konsumenten in der Frage der *Rationalisierung* zu überbrücken, solange die ersteren nicht gar so ungeschickte Vorstöße machen wie es vier Delegierte Schwedens, Norwegens, Dänemarks und Finnlands taten. Wir zweifeln keineswegs, daß sie sich von berechtigten nationalen politisch-ökonomischen Sorgen leiten ließen, aber wir verstehen ebensogut den heftigen Widerstand, den die Vertreter der Arbeiterschaft dem Versuch entgegensetzten, in mehr als dehnbaren Formulierungen die Verfügung über alle mit der Durchführung der Rationalisierung möglichen Vorteile allein der Produktionsleitung vorzubehalten und sie von ihr zur Durchführung der Rationalisierung für notwendig gehaltenen praktischen Maßnahmen ohne Einvernehmen mit der Arbeiterschaft zu dekretieren. In der überaus heftigen Debatte, die sich über jene Versuche entspann, kam die sehr begreifliche Furcht der Arbeiterschaft, je länger je mehr mit fortschreitender Rationalisierung zu dauernder Arbeitslosigkeit verurteilt zu werden, zu stärkstem Ausdruck. Noch einmal wurde in wenigen Stunden der ganze Fragenkreis, der mit der Rationalisierung verbunden ist und die in ihm enthaltenen Gegensätzlichkeiten durchlaufen: Arbeitslosigkeit, Lohn- und Preisniveau, materieller und kultureller Lebensstandard, Kaufkraft, Konkurrenzfähigkeit usw. usw. So leidenschaftlich jene Debatte auch von der einen, und so verbissen sie von der anderen Seite geführt wurde, so mutete sie doch — jedenfalls deutsche Arbeitgeber und Arbeitnehmer — etwas überholt an, da die letzteren lange über die Mentalität des hilflos ausgebeuteten Arbeitssklaven und die ersteren über den „Herr-im-Haus-Standpunkt" hinausgewachsen und von der Notwendigkeit praktischer Arbeitsgemeinschaft überzeugt sind, trotz aller politischen und ökonomischen weltanschaulichen Gegensätze. Aber es scheint, daß diese psychologischen Voraussetzungen für die Herstellung nationalen und internationalen Arbeitsfriedens zwischen den beiden großen Exponenten der Wirt-

schaft, Arbeitgebern und Arbeitnehmern, auch heute noch nicht in allen Ländern gegeben sind.

So gut wie mit dem heiklen Thema über die *interalliierte Schuldenregelung* wird man sich über kurz oder lang auch mit den für Europa so brennenden bevölkerungspolitischen Fragen, insonderheit mit den *Auswanderungs- und Niederlassungsbestimmungen* beschäftigen müssen. Dieses Mal drückte man sich wie an jener so auch an dieser Frage vorbei, denn auch bei ihrer Behandlung hätten starke Gegensätze zutage treten müssen, die einer der führenden italienischen Delegierten bereits in der ersten Sitzung des Industriekomitees andeutete. Solche Auseinandersetzungen rühren genau so an einen empfindlichen Punkt in Südfrankreich, wie sie die Beziehungen zwischen England, Indien und Südafrika tangieren.

Schaut und hört man nach Genf zurück, so steht man von neuem erstaunt vor dem merkwürdigen politisch-ökonomischen Gegenspiel, das sich in der historischen Entwicklung der letzten zwanzig Jahre schneller und schneller vor unseren Augen abrollt. Nationalistische Pläne und Gedanken sehen sich zur Erreichung ihrer nationalistischen Ziele nach internationalen Stützen um, und langsam aber sicher erwächst den nationalen Staaten, denen jene nationalistischen Vorstellungen dienen sollten, eine internationale Konkurrenz, die geeignet ist, die geistigen, wirtschaftlichen und politischen Wälle zwischen ihnen nach und nach abzutragen. Den Vortrapp in dieser Entwicklung stellten die gewerkschaftlichen Organisationen, jahrelang von jenen als „antinational", als „vaterlandslos" bezeichnet, die heute in einem Gemisch nationalistischer, privatwirtschaftlicher und klassenmäßiger Interessen und Gefühle zu dem gleichen Mittel übernationaler Verbindung greifen. Neben den Päpsten der *II. Internationale,* tauchen die hochroten Kardinäle der III. Internationale auf, deren nationalistisch-panslawistische Mentalität und Aktivität sich in nichts von ihren kaiserlichen Vorläufern unterscheidet. Neben beiden organisieren sich die Handels- und Industriekapitäne und treten, mit den geistigen und technischen Kräften der geschlossenen Arbeiterbataillone hinter sich, in dem Ringen um die nationale Existenz auf das internationale Schlachtfeld über. Aber nicht nur Produzenten, Händler und Arbeiter erscheinen auf dem Weltplan, sondern auch die Landwirtschaft und die Konsumenten marschieren in gleicher Richtung, wenn auch in anderen, ihrer Besonderheit entsprechenden Formationen, als Handel und Industrie. Nicht Konzentration der einzelnen Betriebe zu einheitlich geleiteten Großunternehmungen, nicht Kartellierung der Produktion, sondern genossenschaftlicher Zusammenschluß ist hier die Parole, und zwar nicht nur zwischen den beiden Gruppen in sich, sondern, wie es bei der engen Interessenverbindung zwischen den Produzenten der Lebensmittel und den Verbrauchern naheliegt, einer Verbindung zwischen beiden. Diese Linie kommt ganz deutlich in den Resolutionen, die die landwirtschaft-

liche Kommission gefaßt hat, zum Ausdruck. Hier liegt eine Linie der Entwicklung, die von den Anhängern des wirtschaftlichen Individualismus keinesfalls übersehen werden kann, da sie geeignet ist, die selbständige Existenzmöglichkeit breiter Schichten, besonders im Handel, zu gefährden, durch das selbstverständliche Bestreben, der großen Zahl kleiner und mittlerer landwirtschaftlicher Unternehmungen in Zusammenarbeit mit der Millionenzahl von Verbrauchern den handelnden Mittelsmann auszuschalten. So liegen auch in diesen ursprünglich rein ökonomischen Tendenzen zweifellos beachtenswerte allgemeine politische Entwicklungsmöglichkeiten. Grundlegende Wandlungen in der politisch-ökonomischen Verfassung jedes einzelnen nationalen Staates können hier durch das international organisierte Medium der „Kleinen", dort durch die „Großen" in Gang gesetzt werden. Die Welt steht mitten in der großen Auseinandersetzung zwischen Individualismus und Sozialismus, zwischen Staat, Gesellschaft, Wirtschaft und Subjekt, zwischen dem nationalen Geist und dem Weltgeist. Wir stehen in dieser Auseinandersetzung nicht mehr theoretisch, sondern praktisch, und die europäischen Nationen müssen aufpassen, daß sie diesen Geist rechtzeitig begreifen — auf dem 1. ökonomischen Konzil in Genf stand er mitten unter ihnen!

Die Verbundenheit der Völker.

Von *Ludwig Stein.*

Der Monat Mai stand unter dem politischen Sternbilde der Weltwirtschaftskonferenz von Genf. Die inneren Nöte der einzelnen Nationen, die unter den Nachwehen des Weltkrieges und ihren unausbleiblichen Folgeerscheinungen, der Inflation, der Umschichtung des Besitzes, der Arbeitslosigkeit, zu leiden haben, traten hinter den Resolutionen zurück, die das weltwirtschaftliche Völkerbundsparlament in Genf, dem auch die Vereinigten Staaten und Rußland angehörten, wenngleich sie noch nicht Mitglieder des Völkerbundes sind, aufgestellt hat. Wer die erste monetarische Konferenz der Nachkriegszeit in Brüssel und die politische Konferenz in Genua mitgemacht hat, der wird sich dem Eindruck nicht verschließen können, daß die wirtschaftliche Verbundenheit der Völker nach und nach die politischen Reibungsflächen abschleift. Die Weltpolitik wird, je länger, desto ausgesprochener, Wirtschaftspolitik. Wie mißtrauisch und argwöhnisch beschnupperten sich noch die Delegationen in Brüssel und Genua, und wie menschlich traten sich seit Locarno und Thoiry selbst Amerikaner und Russen in Genf gegenüber. Die „pénétration pacifique" zwischen den Völkern hat seit dem Bestehen des Völkerbundes so offensichtliche Fortschritte gemacht, daß nur derjenige sie zu übersehen vermag, der seine Augen vor diesem Fortschritt des Verständigungswillens unter den Völkern beharrlich und eigensinnig zu verschließen gewillt ist. Gewiß können jahrhundertelange Gegensätze nicht über Nacht durch freundliches Zunicken und Händedrücken der Delegierten aus der Welt geschafft werden. Aber schon der gute Wille, statt grimmig und berserkerhaft gegeneinander loszupoltern, sich freundlich an einen Tisch zu setzen, um neuen wirtschaftlichen und damit auch neuen politischen Brückenbau von Volk zu Volk zu schlagen, ist ein geschichtliches Flammenzeichen von nicht mißzuverstehender Deutlichkeit.

Alle sozialen Organisationen sind, wie ich anderwärts dargetan habe, dadurch ausgezeichnet, daß deren einzelne Mitglieder bei aller räumlichen Getrenntheit durch die unsichtbaren Bande des Interesses an ihre Organisation geknüpft sind. Man denke an die nationale Solidarität zwischen Mutterland und Kolonie, an die Zusammengehörigkeit der religiösen Gemeinschaften, der Sekten, der Ordensbrüder, der politischen Parteigenossen, der Zweckverbände zu ökonomischen, gemeinnützigen, wissenschaftlichen, künstlerischen oder auch nur sportlichen Interessen. Hier verliert das Wort Interesse seinen unangenehm metallischen Nebengeschmack. Bei religiöser oder nationaler Solidarität bringt der eine für den Tausende von Meilen entfernten Glaubens-, Gesinnungs- oder Parteigenossen Opfer an Gut und Leben, ohne das Individuum, dem diese Opfer gelten, auch nur zu kennen. Bei katastro-

phalen Ereignissen wurden in der Vorkriegszeit Hilfskomitees ohne Unterschied von Konfession und Nationalität errichtet. Man sammelte bei Hungersnot für Indier, für Buren, Armenier, Juden usw. Die Gemeinbürgschaft gilt hier einem abstrakten Prinzip (genannt Menschheit), dem die Individuen gemeinsam dienen, ohne voneinander persönlich Kunde zu haben. Ungeachtet der politischen Gegensätze der Vereinigten Staaten zur Sowjetregierung hat Amerika dem bolschewistischen Rußland 1922 etwa 65 Dollars humanitäre Unterstützung geliehen.

Die Erziehungsskala des Menschengeschlechts geht offenkundig von der ersten Staffel — der Bestialität — bis zur höchsten Stufe: Solidarität, Toleranz, Humanität. Als Kannibalen haben die Menschen ihre Laufbahn begonnen, als solidarisch für einander eintretende Menschen, die alles, was Menschenantlitz trägt, als Gottesebenbildlichkeit ehrfürchten, und zwar ohne Unterschied des Geschlechts, der Religion, der Nationalität, der politischen Gesinnung und Rasse, kurz: als Edelmenschen sollen wir unsere Laufbahn beschließen; oder, wie Kant dieses Erziehungsideal des Menschengeschlechts formuliert: „Vollkommene Kultur der menschlichen Gattung aus eigener Vernunft." Hart und rauh ist dieses Erziehungswerk von Natur und Geschichte; denn nicht ein gefallener Engel ist der Mensch von Hause aus, wie Rousseaus soziales Schäferidyll ihn träumt, sondern ein wilder Teufel, der nur von einem beherrschenden Grundtrieb übermächtig gelenkt wird, „dem radikalen Bösen", dem kraß-egoistischen Selbsterhaltungstrieb. Dazu treten, nach Kant, als spezielle Kulturlaster noch hinzu: Ehrsucht, Herrschsucht, Habsucht. Der „Krieg aller gegen alle", wie Hobbes ihn bezeichnet, oder der „Antagonismus der Kräfte", wie Herder ihn mildernd begreift, ist unerläßliche Durchgangsstufe. Ohne die Gottesgeißel vom Kampf ums Dasein, wie sie die Bibel mit dem Worte symbolisiert: „Im Schweiße deines Angesichtes sollst du dein Brot erwerben," hätte das Erziehungswerk des Homo ego zum Homo alter, des geborenen Egoisten zum erzogenen Altruisten sich nicht vollbringen lassen. Diese harte Schule war dem Menschen nicht zu ersparen; aber vollendet wird ihr Werk erst sein, wenn sich der „Tempel der Selbstsucht" in eine „notwendige Vernunftidee" verwandelt, wenn sich nämlich die Menschen in ihren Handlungen nicht mehr von Launen und Kapricen, von Trieben und Leidenschaften, also nicht von Affekten allein, sondern von Grundsätzen bestimmen lassen. Dieses Erziehungsideal kann in stufenweiser Annäherung natürlich nur erstrebt, aber nie ganz erreicht werden; denn „aus so krummem Holz, als woraus der Mensch gemacht ist, kann nichts ganz Gerades gezimmert werden" (Kant).

Der primitive Mensch konnte nur mühsam auf der Leiter der Vervollkommnungsfähigkeit sich emporarbeiten, denn sein Körperbau war im Durchschnitt kleiner als der unsrige, was ihm den Kampf ums Dasein sehr erschwerte, weil er infolge seiner Winzigkeit gegen die gewaltigen Raubtiere der Vorzeit mangelhaft ausgerüstet war. Einem ge-

ringeren Vorrat an Nervenkraft stand bei ihm größere Unempfindlichkeit gegen Schmerzen gegenüber. Erst durch die Hinausprojizierung seiner Organe in Werkzeug und Waffe sowie durch den Zusammenschluß zur sozialen Gruppe (Horde, Sippe, Stamm), wurde es den primitiven Menschen möglich, den Kampf gegen die gefährliche Konkurrenz der Raubtiere erfolgreich aufzunehmen und je länger, desto entscheidender zu bestehen. Und wenn er die ganze Raubtierwelt heute nur noch duldet, in seinen Tiergärten zu seiner Belehrung und Belustigung schont und züchtet, so dankt der Mensch diesen seinen endgültigen Sieg über alle Kreatur auf unserem Planeten nur seinen sozialen Instinkten, seinem Zusammenschluß zu gemeinsamer Jagd und Beutegewinnung, seiner Organisation in Recht und Gesetz, in Kirche und Staat, seiner Arbeitsteilung und Arbeitsgliederung. Es ist darum ein ewiger Irrtum des krassen Individualismus, daß irgendeiner von uns, ein „Einzelner", ein „Übermensch", ein Homo sui generis sei. In jedem Blutstropfen des Menschen rinnt die Geschichte seiner Gattung, deren Funktionen er in seinem Zentralnervensystem als fertiges Erbe seiner Vorfahrenreihe schon vorfindet. Erst in der Gesellschaft und durch die Erziehung im Staat ist der ehemalige Kannibale zum Menschen geworden. Erst das gegenseitige Sichschonen und Respektieren, das wechselseitige Einfühlen in Freud und Leid in der Form von Mitleid und Mitfreude, das Zusammenwirken ganzer Gruppen zu gemeinsamem Zwecke hat das Menschengeschlecht zum Beherrscher des Planeten gemacht. Daß wir den Raubtierzustand des Kannibalismus überwunden und zur bewußten Solidarität, zum Einstehen des einen für alle und aller für einen uns entwickelt haben, alles das verdanken wir unseren sozialen Gefühlen, die sich erst im gesellschaftlichen Zusammenleben, vollends im staatlichen Zusammenwirken in uns entfaltet haben. Wahrhafte Solidarität ist also erst möglich vermittels der Einsicht in das Räderwerk von Natur und Geschichte. Sie besteht in der von der Wissenschaft begründeten Überzeugung, daß „wir nur durch andere leben" (Comte). Wir Menschen sind Symbionten oder Kommensalen; wir werden soziologisch zusammengehalten durch die geheimnisvoll webenden, magisch wirkenden Fäden unserer Gattungsinteressen, die uns, wieder mit Comte zu sprechen, „Hingebung der Starken für die Schwachen, Verehrung der Schwachen für die Starken als ehernes Gebot der Arterhaltung lehren". In unserer identisch organisierten Vernunft mit unseren identischen, zu Kettenreflexen verdichteten Erfahrungen im „Gattungsgedächtnis" (der „Mneme") werden wir psychologisch zusammengehalten.

So zum Verzagen düster und zum Verzweifeln peinigend die Geschichtserfahrungen der Nachkriegszeit uns auch anmuten mögen, die Hoffnung auf das dritte Reich, auf die sozialitäre und humanitäre Tendenz unseres Kultursystems darf man niemals preisgeben. Dieselbe soziale Vernunft, die uns vom Raubtier zum Haustier gezähmt und

gebändigt hat, die den ehemaligen Kannibalen zum Kulturmenschen erzogen hat, wird auch unterirdisch am Werke sein, den kommenden Typus Mensch, den Sozialmenschen, den reinen Solidaritätsmenschen vorzubereiten und allmählich heranzubilden. Die Natur hat uns zum Egoisten gestempelt, die Geschichte hat uns zum berechneten Altruisten umgebildet, sofern sie uns deutlich genug vor Augen geführt hat, daß das wirtschaftliche Wohl und Wehe von der Konjunktur des ganzen Weltmarktes abhängig ist. Der Getreideproduzent in Rumänien ist heute, ohne daß er es will und weiß, vom Getreideproduzenten in Argentinien abhängig, weil die Preisbildung des Weltmarktes durch die Totalernte aller getreidebauenden und exportierenden Länder bedingt ist. Diese ökonomische Solidarität, die aus ihrem Schoße die bewußte Toleranz gebiert, weil wir zur Einsicht veranlaßt, ja geradezu gedrängt werden, daß alle Menschen durch eine im Verborgenen wirksame Gattungssolidarität miteinander verbunden sind, ist indes nur die Vorstufe zu jenem „dritten Reich", zu jener vollendeten Solidarität und Toleranz, die uns die großen Dichter und Denker aller Zeiten und Völker offenbaren. Der Gott in der Geschichte, der große Weltenerzieher, bringt uns auf dem Umwege der ökonomischen Interessengemeinschaft durch Gewöhnung und Übung allmählich die sozialen Gefühle bei, nach welchen wir dermaleinst ohne Interesse und ohne Zweck, rein aus dem guten Willen heraus, für andere fühlen. Es bricht einst der Tag an, wo wir das Gute tun werden, bloß weil es gut ist. Daß dieses dritte Reich einmal kommen wird, ist natürlich nur mit starkem Vermutungsakzent zu betonen. Man kann es uns nicht mit Maß und Zahl demonstrieren, aber man soll daran als an ein Postulat der historischen Vernunft glauben; denn indem man fest daran glaubt, ist man auf dem besten Wege, es zu verwirklichen. Wann dieses dritte Reich sich vollenden wird? „Und was habe ich dann zu versäumen? Ist nicht die Ewigkeit mein?" (L e s s i n g).

Fremder und Feind sind von Hause aus Synonyme. Nicht bloß dem hochgebildeten Griechen war jeder Nichthellene ein Barbaros, ein bebärteter Wilder, also ein Halbtier, sondern jeder Stamm stand von Hause aus dem anderen fremd und feindlich gegenüber. Nicht der Mensch an sich ist also soziabel, wie Aristoteles und die soziale Schule mit Hugo Grotius annahmen. Der Mensch i s t nicht von Natur, sondern er w i r d in der Geschichte soziabel. Die Soziabilität ist nicht seine Grundnatur, sein unabtrennbares Charakteristikum, wie etwa das nur ihm zukommende Merkmal der Zweihändigkeit, sondern Soziabilität ist ein in der Geschichte sich entwickelndes Seelenmerkmal des gesitteten Menschen. Im ursprünglichen Kampf ums Dasein stehen Mann gegen Mann, später Horde gegen Horde, Sippe gegen Sippe, Stamm gegen Stamm, Volk gegen Volk. Die großen Kriege, „die Weltreiche" am Mittelmeerbecken, das Imperium Romanum, die großen Weltreligionen, insbesondere die katholische Kirche (das Imperium Romanum

ins Religiöse übersetzt), haben das Erziehungswerk des Menschengeschlechts geleitet. Aus dem gegenseitigen Sichverstehen erwächst allgemach ein wechselseitiges Sichdulden. Der Fremde ist jetzt nicht mehr eo ipso ein Feind, sondern unter Umständen Freund und Bundesgenosse. Schafft doch schon das römische Weltreich nicht bloß ein Kriegsrecht und ein Bündnisrecht, sondern förmliche internationale Friedensverträge (Foedus und Sponsio).

Die Produktionsweise, wie sie die fortschreitende Arbeitsteilung bedingt, beschleunigt diesen Prozeß. Anfänglich verfertigt jedermann selbst die Summe aller seiner Lebensbedürfnisse. Niemand ist auf den anderen angewiesen, daher jedermann dem Stammesfremden gegnerisch gesinnt. Was dem Fremden gehört, ist so gut wie res nullius — herrenlos. In dem Augenblick aber, da man die Produkte dieses Fremden braucht, weil man anspruchsvoller geworden ist, und am heimischen Erzeugnis kein Genüge mehr findet, beginnt man das Eigentum auch des Fremden zu respektieren, weil man es begehrt. Die älteste Form eines friedlich vertragsmäßigen Verkehrs unter Stammesfreunden ist der Tausch. Salz, Farben zur Körperbemalung, Bernstein, Zinn, bessere Steinarten sind die ersten Tauschmittel. Neben der Viehzahlung dienen besonders Schmuckgegenstände, Metalle, weiterhin Konsumartikel als gangbare Wertmesser des Tauschpreises. Weitere primitive Tauschmittel sind: Muschelschnüre, Kakaobohnen, Salzbarren, Leinwandstreifen, Tee, Tierhäute, Eisenstücke, Barren, Ringe aus Bronze, endlich Silber, Gold, Papiergeld, Scheckverkehr. Natürlich werden die Wege des sich herausbildenden Handelsverkehrs durch den Bodenreichtum bestimmt. Der Tauschhandel bringt die Menschen verschiedener Länder und Völkergruppen einander näher. Fremder und Feind hören nunmehr auf, Synonyme zu sein. Mit den Waren bringt der Fremde auch Ideen, Sitten, Gewohnheiten, kurz, der Handel befruchtet die Geister, indem er Vorurteile vernichtet. Die wachsende Kompliziertheit der Lebensfürsorge, die zunehmenden Lebensansprüche, die nur durch das bereits gekennzeichnete System der Arbeitsteilung zu befriedigen sind, sprengen mit der Zeit die enggewordenen Schranken der Stammes- oder Sippenabgeschlossenheit, und während die Berufe sich immer mehr differenzieren — die Anzahl der Berufe hat sich seit dem Altertum vertausendfacht —, haben sich die menschlichen Interessen integriert, vereinförmigt, solidarisiert.

Die verschiedenen Berufe äußern sich in bestimmten Charaktereigentümlichkeiten. Jagd, Viehzucht und Fischfang begünstigen den Zug zur Solidarität, den Hang zur Gemeinsamkeit, weil der Arbeitsertrag oder die Beute durch das Zusammenschließen der Arbeitskräfte nicht bloß proportional, sondern absolut zunehmen. Die Gemeinsamkeit der Arbeit erhöht aber nicht bloß die Quote des auf jeden Teilnehmer entfallenden Arbeitsertrages, sondern auch die Sicherheit gegen störende

feindliche Eingriffe. Das stärkt und steigert das Herdenbewußtsein — die sozialen Instinkte. Anders der Ackerbau. Hier ist der isolierte Betrieb der ertragsreichere. Hirten schmiegen sich ebenso leicht an, wie sich Ackerbürger bis auf den heutigen Tag mit Vorliebe abschließen. Und wenn sich die Fabrikarbeiter heute ebenso einmütig dem Sozialismus in die Arme werfen, wie die bäuerliche Bevölkerung ihm beharrlichen Widerstand entgegensetzt, so findet diese politische Tatsache ihre sozialpsychische Erklärung in dem Umstand, daß isolierter Wirtschaftsbetrieb dem Charakter nach einen ganz anderen Menschenschlag hervorbringt als der Gemeinschaftsbetrieb — gleichviel, ob dieser für gemeinsame Rechnung geschieht, wenn er nur in gemeinsamer Zusammenarbeit erfolgt. Schon das örtliche Zusammenleben und Zusammenwirken befördert ebenso das Solidaritätsbewußtsein, wie die Vereinsamung auf der Scholle notgedrungen egoisiert. Je lebhafter der Völkerverkehr sich gestaltet und je öfter Handel und Industrie die Angehörigen verschiedener Völkerstämme zusammenführt, desto unausbleiblicher stellt sich eine vergleichende Betrachtung der Dinge ein. Eben diese vergleichende Methode der Geschichtsbetrachtung führt nach und nach zur bewußten Erfassung des Solidaritätsproblems in der Soziologie. Denn sobald man vergleicht, hört man auf, sich selbst zu vergöttern. Es springen alsdann nicht bloß die fremden Fehler in die Augen, sondern auch die fremden Vorzüge drängen sich dem Betrachter auf, und im Lichte der fremden Fehler lernt man wiederum die eigenen Vorzüge desto mehr schätzen, wie denn überhaupt nur derjenige die Heimat recht kennt und liebt, der in der Fremde gewesen ist. Aus dieser Ideologie heraus versteht man erst das Werk von Genf. Genf ist nicht umsonst die Stadt Calvins und Roußeaus. Der „Contrat Social" Roußeaus mag veraltet sein und zum geschichtlichen alten Eisen geworfen werden. Aber der Geist Roußeaus ist in der klassischen Stadt des Völkerbundes und des Weltwirtschaftsparlaments lebendiger denn je. Die Verbundenheit der Völker, insbesondere in ihren wirtschaftlichen Verflechtungen, weiterhin aber in ihren kulturellen Gegenseitigkeitsbeziehungen, tritt in Genf offenkundig in die Erscheinung. Mögen einzelne Nationen noch so störrisch bleiben und nur widerstrebend an den Verhandlungstisch nach Genf gezerrt werden—die Logik der Geschichte ist stärker als der Wille der Einzelnen und selbst der Völker. Unterirdisch ist die weltwirtschaftliche Logik am Werke, um die Interessen der Völker einander anzugleichen und wirtschaftliche Gegensätze auszugleichen. Und so kann ich am Schlusse der Verhandlungen zu Genf im Wonnemonat Mai nur wiederholen, was ich S. 450 meiner „Soziologie" (1921) gefordert habe: Ein rein politischer Völkerbund ohne das Korrelat eines Clearinghouse der Weltwirtschaft ist zur Ohnmacht verurteilt. Ein Rumpfvölkerbund ohne die Vereinigten Staaten und Rußland ist und bleibt ein Torso.

Ungarn im Nachkriegs-Europa.

Von *Graf Albert Apponyi.*
Ehemaliger ungarischer Unterrichtsminister.

Dies ist der erste Aufsatz aus der von uns angekündigten Artikelserie, die die Umstellung der einzelnen Länder in der Nachkriegszeit behandeln. Wir lassen die charakteristischesten Persönlichkeiten des betreffenden Landes zu Worte kommen, ohne selbst zu den angeschnittenen Problemen eine Stellung zu nehmen.

Wenn ich in einer Zeitschrift, die dem Gedanken der Völkerverständigung gewidmet ist, über Ungarn schreiben soll, so wirft sich sozusagen automatisch die doppelte Vorfrage auf, ob Ungarn für dieses Ziel überhaupt irgendeine Bedeutung habe und ob es imstande sei, in seiner gegenwärtigen Lage etwas dafür zu tun.

Den ersten Punkt der Vorfrage könnte man bei oberflächlicher Betrachtung geneigt sein, kurzweg zu verneinen. Ungarn ist schließlich ein kleines Land und die magyarische Rasse zählt etwas über zehn Millionen Seelen. Ob die sich besonders glücklich fühlen oder nicht, ist für die Gesamtmenschheit oder selbst für ihren europäischen Bruchteil ziemlich irrelevant. Sie sind zudem so eingeschlossen, daß sie sich kaum rühren können; von ihnen aus ist eine Störung des Friedens sozusagen undenkbar. Wenn sie daher mit ihrem Schicksal unzufrieden sind, so ist das von ihrem Standpunkt gewiß bedauerlich, aber, wenn höhere Interessen es erfordern, kann und muß darüber zur Tagesordnung übergegangen werden.

Ich nehme an, daß man in weiten Kreisen Westeuropas, wo man vor allem auf Erhaltung des durch die Pariser Friedensverträge geschaffenen Status quo bedacht ist, über Ungarn ungefähr so denkt. Es wird nicht mit solcher Offenheit ausgesprochen; man vermeidet ja in gebildetem Kreise gern den Schein des Zynismus; allein das ist doch der Kerngedanke, der sich in mannigfache schöne Redensarten kleidet, wenn von Ungarn die Rede ist, und es ist, wenn man der Wahrheit ins Gesicht sehen will, wohlgetan, ihm jede Hülle abzureißen, um ihn auf seinen Wahrheitsgehalt prüfen zu können.

Da meine ich nur, daß die Einschätzung Ungarns als Quantité négligeable nicht so ganz den Tatsachen entspricht, als es nach den bloßen Ziffern scheinen möchte. Quantität allein entscheidet die Frage nicht; es kommt auch Qualität und Lage in Betracht. Was das erstere betrifft, glaube ich nicht, daß mein Volk gerade zu den letzten in Ost-Zentraleuropa gehöre; seine militärischen Tugenden, seine kulturellen Lei-

stungen, seine eminente staatsbildende Begabung weisen ihm vielmehr einen hervorragenden Platz in der Völkerfamilie an. Seine geographische Lage aber ist geradezu eine schicksalsschwere für die westliche Kulturgemeinschaft. Es ist sozusagen die kleine Garnison einer entscheidenden Grenzfestung. Was wäre wohl aus Mitteleuropa geworden, wenn dieses kleine Grenzvolk sich nicht der westlichen Kultur angeschlossen und sich nicht eine Verfassung gegeben hätte, deren — im Gegegensatze zur feudalen Zersplitterung des ganzen Westens — zentralisierende Machtkonzentration befähigt hat, Jahrhunderte hindurch dem Westen gegen die von Osten einströmenden Gefahren als Schutzwall zu dienen? Diesen Beruf eines westlichen Grenzpostens hat die ungarische Nation auf kulturellen Gebieten noch heute zu erfüllen; sie allein ist dazu organisch befähigt. Das Verbrechen gegen die höheren Interessen der Menschheit, das im sogenannten Friedensvertrag von Trianon verübt wurde, besteht darin, daß die Grenzen des Westens mit den Grenzen Ungarns zurückgeschoben, die Kraft des Grenzrichters geschwächt wurde. Weite Gebiete und Millionen von Menschen wurden dem Westen entrissen und der Regierung und dem Einfluß der niedrigeren orientalischen Kulturstufe überliefert. Nur die krasse Unwissenheit des Fabrikanten jenes in der Geschichte als Monument des Unverstandes einzig dastehenden Pariser Friedensmonstrums, in allen Zentral- und Osteuropa betreffenden Dingen, kann diesen Mißgriff erklären.

Ein so hartes Urteil über ein Werk, an welchem doch bedeutende Staatsmänner mitgearbeitet haben, mag befremdlich, ja sogar anmaßend erscheinen. Allein die vollkommene Unwissenheit westlicher Politiker in allem, was den östlichen Teil Mitteleuropas betrifft (über den wirklichen Osten wissen sie mehr Bescheid), ist eine allbekannte, von ihnen selbst zugestandene Tatsache; ebenso ist es Tatsache, daß sie das einzige Mittel, dieser Unwissenheit abzuhelfen, nämlich in allen obschwebenden Fragen, soweit sie Tatsächliches betreffen, beide interessierten Teile anzuhören, systematisch beiseite geschoben und nach einseitiger Information gehandelt haben, was naturgemäß in ihrem Kopfe nur eine Karrikatur der Wirklichkeit entstehen lassen konnte. Zu diesem Vorgehen aber waren sie gezwungen, teils durch Versprechungen, welche sie während des Krieges gemacht hatten, teils durch den Zäsaren-Wahnsinn, der die Siegervölker beherrschte, nach allen Gesetzen der Psychologie beherrschen *mußte,* als sie völlig widerstandsunfähigen, besiegten Gegnern gegenüberstanden, also sich allmächtig fühlten. Das verträgt aber keine Menschenseele, ob Individuum oder Volk, ohne aus dem Gleichgewicht zu kommen; und mit dieser Stimmung ihrer Völker mußten die leitenden Staatsmänner, vielleicht gegen die eigene bessere Einsicht, rechnen. Es war von vornherein unmöglich, daß aus solchen Prämissen etwas Vernünftiges entstehe.

Nach dieser Parenthese, und vielfach auf Grund ihres Inhaltes, wollen wir den zweiten Punkt der Vorfrage untersuchen, der eigentlich schon die Frage selbst ist, nämlich die Fähigkeit und der Wille Ungarns in seiner gegenwärtigen Lage für das große Werk der Völkerversöhnung und Solidarität in wirksamer Weise tätig zu sein.

Vor allem: die allgemein psychologischen Vorbedingungen für solche Mitarbeit sind bei uns reichlich vorhanden. Der Zug nach dem Mitempfinden großer Ideen ist unserem Volke, wie wenigen eigen; aber auch das eigene Interesse eines kleinen, auf der Heerstraße aller Verwicklungen wohnenden Volkes ruft nach Frieden und Völkerverständigung. Es hat auch dieses Volk nie einen Angriffskrieg geführt; seine militärischen Eigenschaften haben sich stets nur in der Verteidigung betätigt. Auch wirtschaftlich ist es, als Binnenland, auf friedliche Beziehungen nach allen Richtungen angewiesen. Alle Friedensbestrebungen der Vorkriegszeit fanden demnach in Ungarn nicht nur Verständnis, sondern hingebende Mitarbeit; der Verfasser dieses Aufsatzes war selbst, beinahe vom Anfange an, ein führendes Mitglied der interparlamentarischen Union für den Frieden. Dieses Volk ist also geradezu prädestiniert zur hingebenden und wirksamen Mitarbeit an dem großen Werke der internationalen Verständigung und Beruhigung; und, daß diese Mitarbeit nicht ganz unwichtig wäre, glaube ich im Vorhergehenden wenigstens andeutungsweise dargelegt zu haben.

Demgegenüber muß aber festgestellt werden, daß diese günstigen materiellen und insbesondere psychologischen Vorbedingungen internationaler Mitarbeit durch die Lage, in welche Ungarn durch den Trianoner sogenannten Friedensvertrag versetzt worden ist, tödlich verwundet, beinahe aufgehoben worden sind. Man muß über diese Dinge klar und offen sprechen, denn sie sind da und lassen sich durch keine Phraseologie aus der Welt schaffen. Regierungen mögen oft genötigt sein, den Interessen des Augenblickes zuliebe, das im tief innersten ruhende, unabänderlich Wirkliche zu verschweigen oder zu bemänteln. Organe der unabhängigen öffentlichen Meinung, und solche, die sich in diese äußern, können sich solche Leisetreterei nicht gestatten, ohne Verleugnung ihres Berufes, welcher ist: die Wahrheit zu zeigen und damit die Abhilfe wirklicher Übelstände vorzubereiten.

Die Wahrheit aber ist: daß Ungarn durch das oft angeführte Friedensdiktat in eine Lage versetzt wurde, deren Ungerechtigkeiten nur von ihren Absurditäten übertroffen wird; ferner: daß diese Lage, durch eine Anwendung der „Friedens"bestimmungen, die sonst noch schlimmer ist als diese selbst, von Tag zu Tag verschlimmert und exasperiert wird; daher bewußte Mitarbeit Ungarns zur Erhaltung eines Status quo, als dessen Opfer es sich fühlt, *ausgeschlossen* und die Idee der Völkerverständigung für uns an die Hoffnung der Revision und Modifikation dieser Basis gebunden ist.

Sehen wir uns die Lage des Landes in ihren wesentlichen Zügen an. Schildere ich hier zum Teil Bekanntes, so diene mir zur Entschuldigung, daß dieses Bekannte dem Bewußtsein Fremder nicht immer gegenwärtig ist und daß ich hier ein Gesamtbild der Lage geben will, was ohne Beleuchtung des Ausgangspunktes nicht möglich ist.

Ungarn hat durch den Vertrag von Trianon zwei Drittel seines Territoriums und seiner Bevölkerung verloren. Die Änderung der Grenzen hat die vollkommenste geographische Einheit in Europa vernichtet. Sieht man sich eine europäische Karte unseres Weltteiles an, so springt Ungarn, das alte Ungarn wie es 1000 Jahre lang bestanden hat, sofort in die Augen, gerade als ob die politischen Grenzen eingezeichnet wären. Die Trianoner Grenze ist hingegen ganz willkürlich, sie hat, außer einem Stück Donaulauf, nichts was sie bezeichnet als die Grenzsteine; jede strategische Verteidigungslinie fehlt; weittragende Kanonen können Budapest von (jetzt) tschechoslowakischem Gebiet aus beschießen. Die autonomischen Zusammenhänge, die Einheitlichkeit des Fluvialsystems sind zerrissen, woraus beständige Überschwemmungsgefahren an dem uns verbliebenen unteren Lauf der Flüsse entstehen; unser ganzer Wald- und Mineralienbestand ist verloren, damit die Hauptgrundlage industrieller Entwicklung, zum großen Nachteile der abgerissenen Gebietsteile selbst. Die Slowakei z. B. war, solange als zu Ungarn gehörig, das prädestinierte Gebiet einer großartigen industriellen Entwicklung, die auch bei staatlicher Förderung mächtig eingesetzt hatte; die böhmische Großindustrie hingegen hat keine Sehnsucht danach sich dort Konkurrenz zu schaffen, daher auch in diesen Gebieten eine industrielle Unternehmung nach der anderen die Tore schließt. Vom Rückgang der Bergwerke in Siebenbürgen und dem katastrophalen Verfall der Landwirtschaft in Banat will ich hier nicht reden. Der kulturelle Rückgang macht sich da natürlich auch auf wirtschaftlichem Gebiete fühlbar.

Aber, wird man entgegnen, mit diesen wirtschaftlichen Opfern wurde die Ausgleichung auf ethnographischem Gebiet erreicht, die Angliederung von Volksresten, die in Ungarn heterogen gewesen waren, an ihre Stammesbrüder, die Gerechtigkeit und die Befreiung auf diesem Gebiet. Sehen wir uns, um hierüber zu urteilen, die von Ungarn abgerissenen Bevölkerungsteile näher an. Ungarn hat 10½ Millionen Einwohner an die Nachbarstaaten abtreten müssen, wobei ich — wie stets — Kroatien ganz außer Auge lasse und nur das eigentliche Ungarn berücksichtige. Von diesen 10½ Millionen sind nur 55 v. H. Rumänen und Slawen; 45 v. H. sind Magyaren (3 300 000) und Deutsche. Mehr als 3 Millionen Magyaren, genau ein Drittel der Volkszahl unseres Stammes, sind demnach bei einer, im Namen des ethnographischen Prinzips vollzogenen Zerreißung historischer Lande, von ihrem Stamm abgetrennt worden; ob es für die Deutschen ein Gewinn ist, aus einem westeuropäischen Staatswesen in ein orientalisches versetzt worden zu

sein, will ich dahingestellt sein lassen. Womit rechtfertigt man aber die Lostrennung von 3 300 000 Magyaren, ihre zwangsweise Eingliederung in ein fremdes Staatswesen? Mit der geographischen Lage, die angeblich nichts anderes zuließ. Das ist aber eine einfache Unwahrheit. Von diesen 3,3 Millionen Magyaren leben nahe an 2 Millionen (1 880 000) fast *ohne heterogene Beimischung* auf Gebieten, die unmittelbar an das uns belassene Gebiet stoßen; diese müßten, wenn das ethnographische Prinzip maßgebend sein soll, selbst dann an Ungarn angegliedert werden, wenn sie früher nicht dazu gehört hätten, statt losgerissen zu werden von ihrem tausendjährigen, der sprachlichen Homogenität entsprechenden Verbande. Da sind aber noch in Siebenbürgen die 400 000 Szekler, die ein geschlossenes Gebiet für sich bewohnen und bei ausschließlicher Berücksichtigung des ethnographischen Prinzips zu Ungarn gehören müßten, so wie z. B. die bayrische Pfalz, trotz der geographischen Geschiedenheit, politisch zu Bayern gehört. Die geographische Rechtfertigung dieser ethnographisch monströsen Abtrennung ist daher kaum für ein Drittel der uns entrissenen Stammesbrüder stichhaltig; für zwei Drittel, für 2,3 Millionen Menschen, ist es eine glatte Lüge.

Bloße Ziffern geben aber noch keine vollständige Einsicht in die Bitternis dieser Verstümmelung, nicht nur unseres tausend Jahre alten politischen Bestandes, sondern auch unseres Volkstums. Wir haben nicht bloß Quantität, sondern auch Qualität verloren. Siebenbürgen ist altes ungarisches Kulturgebiet; von der Zeit jener großen Siebenbürger Fürsten her, welche in der traurigen Epoche des 16. und 17. Jahrhunderts, wo die Türken ein Dritteil des Landes besetzt hatten, den ungarischen Unabhängigkeitsgedanken hochhielten und, als Stütze des Protestantismus in Osteuropa, in der europäischen Politik eine bedeutende Rolle spielten, von diesen Zeiten her datieren wohlfundierte wissenschaftliche und Lehranstalten, aus welchen Gelehrte von Weltruf hervorgegangen sind und die jetzt, wenn nicht rasche Abhilfe erfolgt, der schlauen rumänischen Entnationalisierungspolitik unausweichlich zum Opfer fallen müssen. Große Traditionen unseres Volkes gehen da verloren, große Kulturkräfte auf weiten Gebieten. Kann eine Nation ohne Bitterkeit solches erleben? Man sage nicht, daß die Minoritätsschutzverträge solcher Entnationalisierung im Wege stehen; wir werden bei Besprechung des Völkerbundes sehen, daß dieser Schutz vollständig illusorisch ist. Der systematische Vernichtungskampf gegen den ungarischen Intellektualismus geht für ein Dritteil unseres Stammes vor unseren Augen vor sich und wir haben ohnmächtig, ohne Rechtsschutz, hilflos zuzusehen.

Das ist aber nicht alles. Mit den gänzlich prinzipienlosen Gebietsverstümmelungen und numerischen Seelenverlusten ist es nicht abgetan. Wir tragen außerdem (und diese Schmach ist uns mit den übrigen besiegten Völkern, voran mit Deutschland, gemeinsam) die Last einer

differenzierenden völkerrechtlichen Behandlung; wir gehören zu den minderberechtigten Völkern, zu jenen die offen und ausdrücklich, durch völkerrechtliche Norm für moralisch minderwertig erklärt werden. Die „Friedens"verträge sind voll von Bestimmungen dieser Art; am deutlichsten und am empörendsten tritt dies aber in unserer einseitigen Entwaffnung hervor. Während unsere Nachbarn in Waffen starren und jede Zeitungsnummer Nachrichten von immer vollständigerem Ausbau ihrer technischen Kriegsmittel bringen, sind wir zur absoluten Wehrlosigkeit verurteilt. Die Ungarn umgebenden Staaten der kleinen Entente haben bestimmt über 400 000 Mann unter den Waffen, mit entsprechender — mehr als entsprechender — Kriegsausrüstung: Kanonen, Tanks, Aeroplane. Da sie die allgemeine Wehrpflicht haben, können sie ihre Armeen leicht auf ein bis zwei Millionen Mann bringen, und zwar, wie schon gesagt: mit modernster Kriegsausrüstung. Ungarn aber darf demgegenüber eine Höchstziffer von 35 000 Soldaten haben, nach dem für den europäischen Kontinent absurden System der freiwilligen Anwerbung, wodurch eine Erhöhung des Standes im Kriegsfalle ausgeschlossen erscheint. Es ist ihm ein Maximum von 100 Kanonen zugestanden; keine militärischen Aeroplane, noch sonstige technische Kriegshilfsmittel. Wem es gerade einfällt, der marschiert in Ungarn ein; wer wird ihn daran hindern? So aber war es selbst in den „Friedens"verträgen nicht gemeint, wenigstens nicht eingestandenermaßen. Es heißt nämlich in den Entwaffnungsklauseln, einer jeden von ihnen, daß diese Entwaffnung der besiegten Staaten angeordnet wird, um die allgemeine Reduktion der Bewaffnung vorzubereiten und zu erleichtern; diese ist uns somit versprochen und Art. 8 des Völkerbundpaktes ordnet sie—freilich ohne Termin — ausdrücklich an. In der Ausführung aber bleibt es auf dem Papier; Vorwände, sagen wir selbst: gute Gründe für den Aufschub lassen sich bei manchen Staaten finden, bei jenen zumal, die von Sowjet-Rußland bedroht sind. Das aber sind wir auch. Wie stehen wir, entwaffnet wie wir sind, wenn Rußland Rumänien über den Haufen rennt und seine Armee an unserer Grenze steht? Es ist einfach kein Wille da, auf diesem Gebiet ernst zu machen. Das beweist nicht nur das Fiasko der Abrüstungskonferenz in Genf, sondern noch mehr die Raisonements, die dort ins Feld geführt wurden und gegen welche der Vertreter Deutschlands energisch protestieren mußte; ferner die Tatsache, daß große und kleine Mächte zu einer Zeit, welche man den Verträgen und den Völkerbundpakten nach als den Vorabend der allgemeinen Abrüstung, also des Übereinkommens über Maß und Art der Rüstungen bezeichnen mußte, ganz selbständig an die ständige Neugestaltung ihrer Wehrmacht schreiten, völlig unbekümmert um die etwaigen Resultate eines solchen, durch die Verträge doch angeordneten Übereinkommens. Man macht doch nicht organische Veränderungen an einen so heiklen Organismus, wie es die Wehrverfassung eines Volkes ist, man schafft nicht kostspielige und auf die allmähliche Durch-

dringung des ganzen Volkes gerichtete neue Wehrsysteme, in dem Gedanken, daß sie innerhalb nicht allzulanger Zeit durch ein Übereinkommen, die allgemeine Abrüstung betreffend, wieder über den Haufen geworfen werden? Nein, es ist ganz klar, um dieses Nebelbild eines künftigen Übereinkommens kümmert man sich gar nicht; soll es überhaupt zustande kommen, so findet es für gewisse Mächte ein durch ihr einseitiges Machtwort geschaffenes Präjudiz, dem es sich *für diese Mächte* anzubequemen hat, während es andern diktieren will. Nun ich nehme das Präjudiz an, vorausgesetzt, daß es *allen* zugestanden wird; dürfen es *einige* Mächte, so muß es *allen Mächten* gestattet sein, auch für sich Ähnliches zu schaffen; scheint die Einigung über allgemeine Regeln für längere Zeit unmöglich, so muß aber *allen* die Freiheit der Rüstung — entweder schrankenlos oder im Rahmen gewisser allgemeiner Grundsätze — wiedergegeben werden, und zwar nicht bloß in bezug auf Präsenzstand, sondern, was vielleicht noch wichtiger ist, auch auf technische Ausrüstung. Ich für meinen Teil wäre z. B. sofort bereit, für Ungarn die Grundsätze des neuen französischen Wehrgesetzes anzunehmen; die Grundidee: eine Wehrkraft ungeeignet für den Angriff, mächtig für die Verteidigung, ist offenbar gesund und eigentlich pazifistisch. Sie ist es aber für *alle,* wenn sie es überhaupt ist. Ich möchte aber das Zetergeschrei hören, welches ausbrechen würde, sollte einer der besiegten Staaten mit einem solchen Vorschlag hervortreten. Es ist aber in alledem keine Aufrichtigkeit. Der Wille ist offenbar darauf gerichtet, die Vorherrschaft der Entente-Mächte und ihrer Verbündeten durch relative Wehrlosigkeit der früheren Gegner weiter zu sichern, das ist ja auch eine Gattung Frieden; aber nicht Frieden auf der einzig sittlich imponierenden und verpflichtenden, auf der einzig dauerhaften Basis, jener der internationalen Gerechtigkeit, sondern es ist Ruhe auf Basis des materiellen Zwanges, der ganze Völkergruppen nötigt, Unrecht zu ertragen. Kann man zur Sicherung *solchen* Friedens die Kooperation der Unrecht leidenden, der versklavten Völker erwarten? Und was ist das für ein Frieden, gegen welchen Millionen, nahezu die Hälfte des zivilisierten Europa, in beständig kochender innerer Auflehnung leben *müssen* — ja: müssen, weil es nach den unabänderlichen Gesetzen der Völkerpsychologie einfach unmöglich ist, daß ein Volk, das diesen Namen verdient und nicht den eines seelenlosen Gesindels, sich mit einem solchen Zustande der Ungleichheit und der Wehrlosigkeit, der Abhängigkeit von Willkür und Gnade anderer, jemals aufrichtig befreunden kann. Neben dem Vernichtungskrieg gegen bedeutende Massen unter Fremdherrschaft geratener Stammesgenossen ist diese demütigende Situation das zweite große psychologische Hindernis wirklicher Versöhnung.

Über das läßt sich gar nicht streiten. Man kann durch künstliche Gruppierung von Ziffern und Geschichtsfälschungen etwas wie eine Verteidigung der neuen Grenzen versuchen; aber für die Idee einer

auf Verfolgung, auf Ungleichheit, auf Gegenüberstellung von militärischer Macht und Wehrlosigkeit, also auf Versklavung der einen — Willkürherrschaft der anderen aufgebauten Völkerverständigung, kann keine Sophistik die Argumentation auch nur versuchen, so einleuchtend ist der Widersinn eines solchen „Gedankens". Ist es daher den führenden Mächten um den wirklichen Frieden, um nachträgliche Herbeiführung jener Verständigung, welche bei Abschluß der „Friedens"-verträge ganz beiseite geschoben wurde, ernst, so mögen sie die Hand reichen, zunächst zur Beseitigung der hier ausgeführten unüberwindlichen psychologischen Hindernisse solcher Verständigung. Das kann innerhalb der bestehenden Verträge geschehen, so schlecht diese sind, so unabweislich das Bedürfnis nach ihrer Revision sich darstellt. Denn der wirksame Minoritätenschutz und die *allgemeine* Reduktion der Rüstungen sind Zusagen, die in den Verträgen enthalten sind; man verletzt die Verträge, wenn man diese Zusagen nicht hält; ihre Erfüllung würde erst die Atmosphäre schaffen, in welcher das Reifen der eigentlichen Revisionsfragen ruhig abgewartet werden könnte. Solange man aber guten Willen und Loyalität auch auf diesem beschränktem Gebiete nicht wahrnehmen kann, solange die Verträge nur insofern unantastbar sind, als sie uns materielle und moralische, schier unerträgliche Lasten auferlegen, aber sofort beiseite geschoben werden, wenn sich aus ihnen etwas wie eine Erleichterung für uns ergeben würde, solange kann von wirklicher aufrichtiger Verständigung und Kooperation keine Rede sein. Nicht von uns, von den führenden Mächten hängt es ab, die Bedingungen dieser Möglichkeit zu schaffen; es ist dazu nichts notwendiger, als ein wenig Gerechtigkeitssinn.

Das Organ der Völkerverständigung und Kooperation wäre der Völkerbund, und auf sozialem, humanitärem und geistigem Gebiet leistet er auch in dieser Richtung manches Anerkennenswerte; auf politischem Gebiet versagt er aber bis jetzt ganz und gar; da ist er einfach, unter einem schön klingenden Namen, eine Maschinerie für Weiterführung der Ententepolitik, für Sicherung der durch den Sieg der Entente geschaffenen Machtverhältnisse. Jeder macht dort die Politik seines Staates oder seiner Staatengruppe, wenn nötig auch mit Beugung des Rechtes. Das gilt, mit wenigen Ausnahmen, denen aber die Macht fehlt, den Charakter des Ganzen zu ändern. Der Minoritätenschutz z. B. ist in die Hände des Völkerbundrates gelegt, doch ist mir im Laufe der Jahre, seit diese Einrichtung besteht, ein einziger Fall bekannt, der Fall der deutschen Kolonisten in Polen, in welchem eine Minoritätsbeschwerde wirksame Berücksichtigung gefunden hat. Es lagen da aber die Verhältnisse besonders günstig, da zwischen Deutschland und Polen ein Spezialvertrag über die Rechte der Minoritäten besteht, der dem Reiche als solchem, die Möglichkeit bietet, als Partei in solchen Kontroversen aufzutreten. Sonst weiß ich von keinem Fall, in welchem eine Minoritätsklage Erfolg gehabt hätte; kam es überhaupt zu einer meritorischen Ent-

scheidung, was sehr selten geschah, weil das Ersticken in den Präliminarformalitäten die Regel ist, so war diese vom Geiste der politischen Sympathien der maßgebenden Staaten imprägniert. Und das *kann* auch nicht anders sein; denn ein Komitee von Staatsmännern, welche die Politik ihres Landes führen und dessen Interessen vor allem zu wahren haben, ist organisch ungeeignet, richterliche Funktionen auszuüben. Man werfe nicht ein, dieses Verhalten des Völkerbundrates beweise eben, das die bei ihm vorgebrachten Klagen grundlos waren; ich will darauf nicht mit der Charakterisierung einzelner Entscheidungen oder Nichtentscheidungen entgegnen. wofür ich reichliches Material hätte, was aber den Rahmen dieses Artikels viel zu weit spannen würde. Ich stelle nur a priori fest, daß es bei der großen Masse der Beschwerden ebenso absurd ist anzunehmen, daß *keine* von ihnen berechtigt ist, als daß es *alle* sind, besonders wenn man die bekannten Tendenzen der betreffenden Staaten in Rechnung stellt. Zum Überfluß hat ein, zu jener Zeit maßgebendes Mitglied des Rates, der frühere brasilianische Delegierte H. Mello Franco, in einem Berichte, dem der Rat in demonstrativer Weise seine Zustimmung bezeugte, dem wenigstens viele Mitglieder des Rates begeisterte Anerkennung zollten und niemand widersprach, eine neue Theorie des Minoritätenschutzes aufgestellt, nach deren Sinn die Minoritätsverträge nicht die Erhaltung für alle Zeiten eines „hetoregenen" Elementes innerhalb der Staaten bezweckte, sondern das Ebnen des Weges zur „Assimilierung" durch Schonung individueller Rechte. Also: nicht gewaltsames Erwürgen, sondern ein sanfter Tod wäre den Minoritäten zugestanden. Das also soll das Schicksal des vom alten Vaterlande abgerissenen vollen Dritteiles unseres Stammes sein; einer von solcher Gesinnung beherrschten Körperschaft ist ihr „Schutz" anvertraut. Es hilft nichts, daß diese Auslegung dem Wortlaute sowie dem Sinne der Minoritätsverträge direkt ins Antlitz schlägt; sie ist einmal die Zeitschande, dort, wo über diese Verträge gewacht werden soll. Ist es da zu verwundern, daß die Erbitterung in unserem Volke von Tag zu Tag wächst und daß der Völkerbund in der öffentlichen Meinung Ungarns nahe daran ist, das bißchen Vertrauen einzubüßen, welches ihm entgegengebracht wurde? Wir, die entschiedenen Anhänger der Völkerbundsidee, hatten einen harten Kampf gegen jene Strömung auszufechten, welche ihm fernbleiben wollte, schon darum, weil er uns als Bestandteil des Trianon-Vertrages präsentiert wurde, von welchem wir *freiwillig* nichts annehmen sollten. Wir wiesen dieser, tief im Empfinden unseres Volkes wurzelnden Argumentation gegenüber auf die Vorteile hin, die sich gerade in den beiden uns am meisten interessierenden Fragen: in denen des Minoritätenschutzes und der *allgemeinen* Abrüstung, von der Teilnahme am Völkerbunde ergeben könnten. Die Resultate geben bis jetzt unseren Gegnern recht; wir haben auf die triumphierende Konstatierung unserer vollständigen Enttäuschung keine Antwort, als die Hoffnung, daß es schon besser werden wird. Diese

Hoffnung hat aber keinen anderen Anhaltspunkt als den Beitritt Deutschlands und die dadurch gewiß modifizierte Situation; wobei wir indes damit rechnen müssen, daß in einer Gesellschaft, wo jeder nur auf seine besonderen Ziele bedacht ist, auch Deutschland zunächst an die Sicherung seiner eigenen Interessen denken muß.

Es sei bereitwillig anerkannt, daß Ungarn bei dem schweren Werke seiner finanziellen Sanierung beim Völkerbund Unterstützung gefunden hat, die hauptsächlich darin bestand, daß wir für 20 Jahre aus den Klauen der Reparationskommission befreit worden sind. Daß diese, im wesentlichen negative Hilfeleistung in der ungarischen Volksseele ihren verbitternden Eindruck vollständigen Versagens, ja systematischer Voreingenommenheit nicht verwischen kann, welche sich kundgibt, so oft es sich um unsere Rechte und moralischen Interessen handelt, kann niemand wundernehmen. Schließlich war die Errettung Ungarns vom finanziellen Zusammenbruch, geradeso wie jene Österreichs, ein allgemeines wirtschaftliches Interesse, und das wirklich Entscheidende für dieses Resultat ist doch die unerhörte, mit beispielloser oder, besser gesagt, dem Beispiele Deutschlands folgender Selbstdisziplin durchgeführte Kraftanstrengung des ungarischen Volkes; eine Kraftanspannung, unter deren Folgen es noch lange seufzen muß, so notwendig sie war. *Opfer* hat demnach dafür niemand anders gebracht, als wir selbst. Das Fazit der ganzen Entwicklung der Nachkriegsjahre bleibt in Ungarn eine Erbitterung, die vielleicht größer ist als am Tage nach Unterzeichnung des Trianon-Vertrages; weil sich alles, was damals als einigermaßen mildernder Nebenumstand des furchtbaren Schlages, als Versprechen gewisser Gegenleistungen betrachtet werden konnte, als eitel Lug und Trug erwiesen hat und weil alle Illusionen, die ein Teil der öffentlichen Meinung an den Völkerbund knüpfte, im Begriffe stehen, sich zu verflüchtigen.

Gerade jetzt stehen wir vor einer Entscheidung des Völkerbundrates, welche ihrer Natur nach unsere definitive Stellungnahme dieser Institution gegenüber — wenigstens die innerliche, was immer Opportunitätsrücksichten nach außen anraten mögen — bestimmen muß. Der Gemischte Gerichtshof, der nach § 239 des Trianon-Vertrages über gewisse privatrechtliche Fragen der beiderseitigen Staatsangehörigen, den anderen Staaten gegenüber, *inappellabel* zu entscheiden berufen ist, hat in einer Vorfrage, nämlich der Feststellung seiner von rumänischer Seite bestrittenen Kompetenz, gegen den rumänischen Standpunkt entschieden. Damit ist diese Vorfrage, nach dem klaren Wortlaut des Vertrages, welcher gegen die Entscheidungen des gemischten Gerichtshofs kein Rechtsmittel zuläßt, endgültig erledigt. Rumänien hat sich aber gegen diesen Gerichtsbeschluß offen aufgelehnt, den von ihm bestellten Richter aus dem Gerichtshof abberufen und die Angelegenheit vor den Völkerbundrat gebracht. Wo bleibt da die „Unantastbarkeit" der Friedensverträge? Sobald zufällig einmal etwas aus ihm folgt, was

unsere Nachbarstaaten unangenehm berührt und was uns eine Erleichterung gewährt, werden sie einfach beiseite geschoben. Und der Völkerbundrat? Er hatte angesichts einer solchen Zumutung, die ganz außer seiner Kompetenz liegt — handelt es sich doch um Überprüfung eines im Sinne des Trianon-Vertrages inappellabel richterlichen Entscheidung —, nichts anderes zu tun, als seine Inkompetenz zu erklären, jede Einmischung abzulehnen und die einzige Pflicht zu erfüllen, welche ihm die oben angeführten Vertragsbestimmungen auferlegen, nämlich, im Falle der Abberufung eines Richters an dessen Statt einen anderen zu ernennen. Statt dessen wurde ein Komitee zur Prüfung der Angelegenheit eingesetzt, welches der nächsten Ratssitzung — im Monat Juni — Bericht erstatten soll. Ist nun schon diese Behandlung der Angelegenheit, in einer Weise als ob es hier eine Frage gäbe, ein Abgehen vom geraden Wege, geeignet, begründetes Mißtrauen zu erwecken, so wollen wir doch die definitive Stellungnahme des Rates im Juni abwarten, ehe wir selbst ein definitives Urteil fällen. Stellt er sich in diesem Falle, dessen Einfachheit durch keine Sophistik verdunkelt werden kann, unentwegt auf den Standpunkt des Rechtes, so ist damit viel von dem verlorenen Vertrauen wiedergewonnen. Nimmt er aber eine schwankende Haltung ein, versucht er es, im Geiste der von ihm geübten Praxis, eine klare juristische Frage auf ein politisches Nebengeleis zu schieben und damit die Autorität des internationalen richterlichen Forums zu untergraben, so können wir als bewiesen annehmen, was heute schon der Eindruck bei der Allgemeinheit ist, nämlich daß *wir* den politisch bevorzugten Staaten gegenüber nie recht haben dürfen, wäre auch unser Recht noch so klar. Damit wäre aber überhaupt dem Prinzipe der internationalen Gerichtsbarkeit, dieser einzigen wirklichen Errungenschaft der Friedensidee, ein tödliche Wunde beigebracht. Eine Gerichtsbarkeit, deren Entscheidungen aus Gründen politischer Opportunität beiseite geschoben werden können, hat, als solche, aufgehört zu existieren. Wegen dieser augenfälligen Konsequenzen halte ich es, trotz aller bitteren Erfahrungen, für beinahe unmöglich, daß sich der Völkerbundrat auf diesen schlüpfrigen Boden begeben sollte, wo der Fall so klar ist, daß eine Beschönigung nicht einmal versucht werden kann. Jedenfalls ist die Juni-Tagung für sein moralisches Gewicht entscheidend.

Was geht nun aus allen diesen Ausführungen für die Beantwortung unserer Frage nach der Rolle Ungarns in dem Werk der Völkerverständigung hervor? Meines Erachtens folgendes: an Wille, an Verständnis, an Beruf zur Mitarbeit mangelt es nicht; allein dem ganzen Werk mangelt es, ganz im allgemeinen, auch von Ungarn abgesehen, an einer moralisch tragfähigen Basis. Diese könnte nur in dem Bestande einer gerechten Weltordnung, deren Erhaltung anzustreben wäre, oder in der Schaffung einer solchen, falls sie nicht bestände, gefunden werden. Nach beiden Richtungen bestehen aber zwischen zwei Gruppen von Völkern so diametrale Gegensätze, daß

überhaupt nur an eine Korporation ganz oberflächlicher oder, was noch schlimmer ist, fiktiver Natur gedacht werden kann. Diese fundamentale Schwierigkeit wirkt am stärksten auf die ungarische Volksseele, weil mit diesem Volke am schlimmsten umgegangen worden ist und noch wird. Ein Mindestmaß von Gerechtigkeit und Entgegenkommen wäre nötig, um die in unserm Volke schlummernde altruistische Anlage freizumachen. Würde uns wenigstens nicht auch das vorenthalten, was uns auf Grund der bestehenden Verträge gebühre, so könnte ein Seelenzustand gefördert werden, der das Weitere ruhig abwartet und seine Erfüllung eben zu den Fortschritten der Völkerverständigung erhofft. Ich möchte das etappenweise Verständigung nennen, die einzige, die mir heute möglich erscheint, die aber auch an die oben bezeichneten Bedingungen geknüpft ist. Solange aber auch diese unerfüllt bleiben, müßten wir an die Aufrichtigkeit der Völker-Versicherungs-Phraseologie zweifeln. Denn man kann, infolge ungenügender Orientiertheit, bona fide verschiedener Ansicht über den sittlichen und politischen Wert der Friedensverträge sein; man kann aber nicht verschiedener Ansicht darüber sein, daß diese Verträge, wenn sie schon einmal bestehen, in allen ihren Bestimmungen mit gleicher Loyalität durchgeführt werden müßten, nicht nur in jener, die der einen Völkergruppe nützen und die andere belasten.

Da wir nun von der Erfüllung selbst dieser Vorbedingung noch weit sind, kann Ungarn keine idealistische Politik treiben, sondern muß es in rein opportunistischer Weise trachten, dort anzuknüpfen, wo es Schutz für seine nächstliegenden Interessen und eventuelle Unterstützung seines Anspruches auf jenes reduzierte Maß von Gerechtigkeit zu finden hofft. Dabei bleibt sein Hauptaugenmerk auf die innere Konsolidierung und auf den Wiederaufbau seiner kulturellen und wirtschaftlichen Kraft gerichtet, soweit dies im gegebenen Rahmen möglich ist. Daß dies in anerkennenswertem Maße geschieht und daß auf diesem Gebiete relativ große Resultate erzielt worden sind, welche von der unbeugsamen Vitalität unseres Volkes Zeugnis ablegen, wird von Freund und Feind anerkannt. Wir haben materiell entsetzlich viel verloren; aber die moralischen Kräfte unseres Volkslebens sind unversehrt geblieben, trotz Krieg, Revolution und Gegenrevolution. Und schließlich ist das die Hauptsache.

Das Buch als Großmacht.

Von *Gerhart Hauptmann.*

Den Buchdruck hat Luther eine höchste Wohltat Gottes genannt. Seine Gegenpartei dachte nicht so, und mitunter, wenn Schmähschriften ihn fast begruben und er mit seinen Gigantenfäusten um sich schlug, hat er wohl auch ein Fragezeichen hinter seine Behauptung gestellt. Aber dieses Fragezeichen lösche ich aus. Das Geschenk des neuzeitlichen Buches ist, trotz allem, eine der höchsten Wohltaten Gottes.

Vielleicht dachte Luther nur, indem er die Buchdruckerkunst so nannte, an die ungeheure Vervielfältigungs- und Verbreitungsmöglichkeit der Heiligen Schrift. Und in der Tat, bei einem Bibelglauben, einer Bibelverehrung, von deren Macht, von deren unerschütterlicher Kraft man, bei der Seelenschlaffheit unserer Epoche, heute nur noch den schwächsten Nachhall empfindet, mußte ihm die weite Verbreitung der Bibel allein schon mit einer allgemeinen Erleuchtung und Erlösung gleichbedeutend sein. Wir aber kennen noch andere Bücher und sehen in ihrer Verbreitung und Erhaltung eine Steigerung und Bereicherung der geistigen Seite des Menschentums. Es müßte eigentlich heißen: der *menschlichen* Seite des Menschentums. So wie sie die Nahrung des individuellen Geistes bilden, diesen damit lebendig erhalten und groß machen, nähren sie den Gemeingeist, erweitern seinen Gesichtskreis und geben der Menschheit Einheit im Geiste und Kontinuität.

Wir haben aber nicht nur Magazine von Büchern, etwa wie solche von keimkräftigem Mumienweizen, sondern wir haben weite Felder, die alljährlich Frucht tragen. Ohne sie wären auch die alten Magazine nicht, oder ihr Inhalt wäre längst vermodert. Denn nur frisches und starkes Gegenwartsleben und Wachstum konserviert und erneuert das alte. Aber das Unkraut unter dem Weizen? — Es hat keine Zeit gegeben, wo es nicht war! — Und man wird nicht einen Grad von Verblendung gutheißen, der auf den Weizen verzichtet, weil dieselben Bedingungen, die ihn zur Reife bringen, auch Nesseln, Ochsenzungen und Gänsedisteln wuchern machen.

Es gibt Bücherverächter und Bücherhasser. Ich glaube, man findet sie nicht so sehr in den Kreisen der Arbeiter und Handwerker, als in einer Schicht vom Mittelstand bis an die Grenze echter Bildungskreise. „Meine Frau ist ein Bücherwurm, ich kann machen, was ich will, aber jedes Vierteljahr kommen große Bücherrechnungen." So sagte ein Mann, der etwa zweimal hunderttausend Schweizer Franzen jährliche Einkünfte hat. „Denken Sie", sagte mir eine Offiziersdame, „ich habe einen Vetter, er wirft Hunderte von Mark auf Bücher hinaus. Einmal war er nicht anwesend, als ich in sein Zimmer kam. Da lag ein Buch auf dem Tisch: Schopenhauer, ‚Die Welt als Wille und Vorstellung!' Nun sagen Sie, ist der Mensch nicht wahnsinnig?" — Die Bücherverfemungen, -verdammungen, -verbrennungen auf öffentlichen Plätzen

gehen durch die Geschichte. Die meisten aller bedeutenden Bücher sind zuerst verboten worden. In Deutschland solche von Bauernfeld, Bettina von Arnim, Freytag, Glasbrenner, Gutzkow, Hebbel, Heine, Lessing, Schiller, Grillparzer. Das Schicksal hat auch das Konversationslexikon von Brockhaus nicht verschont. Vor allem aber die Bibel selbst, die Heilige Schrift, ist in dieser Weise verboten und verfolgt worden. Besonders in den Zeiten der sogenannten Gegenreformation, als man ihre Besitzer von Haus und Hof jagte, einkerkerte, ja, zu Tausenden in der Flamme des Scheiterhaufens einäscherte.

Um Bücher ist viel gelitten worden. Wir wollen diese jammervollen Kapitel naher deutscher Vergangenheit — denn was ist ein Jahrhundert? — nicht aufrühren. Ein echtes Buch wird stets und immer Ausdruck der Geistesfreiheit sein. Wo jedoch der Geist geknechtet werden soll, fängt für ihn die Kraftprobe, das Leiden, an. Aber wer wollte dagegen bestreiten, daß das Buch, als Ganzes genommen, eine Großmacht ist. Die Buchangst und Buchfurcht tritt auch in den Kämpfen unserer Tage wieder einmal hervor, nicht nur bei uns, sondern, abgesehen von Moskau, in Spanien, wo man z. B. die Bücher des wundervollen Unamuno erst jüngst auf offenem Markt den Flammen überliefert hat. Wird es am Ende noch einmal so weit kommen, daß man den Versuch unternimmt, nicht dies und jenes Buch, sondern das Buch überhaupt auszurotten? Ich habe Grund anzunehmen, daß dies auch heute noch von vielen barbarischen Bücherfeinden mit Genugtuung begrüßt werden würde. Aber einen Erfolg kann es nicht haben, weil, wie gesagt, das Buch eine geradezu unüberwindliche Großmacht ist.

Unser Außenminister Dr. Stresemann hat sich in einer Rede gegen den Materialismus unserer Zeit gewandt, der die rein wirtschaftlichen Fragen, also schließlich und endlich die Brotfragen, für die allein wichtigen nimmt. Das Buch verkörpert die unlösliche Verbindung des ideellen und Materiellen, wie sie der bedeutende Staatsmann in seinem Rufe nach harmonischer Ausbildung von Körper und Geist, als dem höchsten irdischen Ideale, verlangt.

Nachdem ich die dämonische Seite des Buches berührt und auch des Leidensweges gedacht habe, den es zu gehen hatte, möchte ich auf den friedlichen, beglückenden Teil seiner Mission hinweisen, der es unbestritten zu einer allgemeinen Wohltat macht. Auf diesem Gebiet seines Wirkens, wo es zum Freunde und Kameraden aller Stände, Menschen und Lebensalter wird, besitzt es fast nur Freunde. Ich sehe den Mönch in seiner Klosterbibliothek, ich sehe den Kranken, dem ein Buch das Krankenzimmer zur Welt weitet, den schmökernden Knaben hinter der Hecke, der lesend zum Erwachsenen wird, den Verbannten, dessen Exil durch die Vertiefung in ein Buch aufgehoben wird, den verurteilten Sünder in der Kerkerzelle, dessen Seele sich durch ein Buch befreit, den Greis, der durch ein Buch seine Jugend wiedergewinnt, usf. — das Buch bleibt der nie versagende Kamerad und Menschenfreund.

Die Mandatsfrage.

Von *Dr. Heinrich Schnee,* M. d. R.
Früherer Gouverneur von Deutsch-Ostafrika.

Das nach dem Kriege eingeführte Mandatsystem stellt etwas Neues dar, was in dieser Art bisher noch niemals vorhanden war. Präsident Wilson griff eine Idee auf, welcher der Minister der Südafrikanischen Union, General Smuts, die Form gegeben hatte. Letzterer hatte das Mandatsystem vorgeschlagen für die ehemals unter türkischer Hoheit stehenden Gebiete in Asien. Wilson seinerseits wollte und setzte durch, daß das Mandatsystem auch auf die deutschen Kolonien angewandt wurde. Es war eine schicksalsschwere Wendung, daß für die Durchführung und weitere Ausgestaltung des Mandatsystems der Urheber desselben ausgeschaltet wurde. Der Kongreß der Vereinigten Staaten von Amerika lehnte die Ratifizierung des Versailler Vertrages und der damit verbundenen Völkerbundsatzung ab. Damit entfiel eine amerikanische Mitwirkung in dem als Aufsichtsinstanz eingesetzten Völkerbund.

Der im Artikel 22 der Völkerbundsatzungen niedergelegte Leitgedanke des Mandatsystems ist, daß die Völker in den Kolonien noch nicht imstande sind, sich selbst zu leiten, daß das Wohlergehen und die Entwicklung dieser Völker eine heilige Aufgabe der Zivilisation bilden und daß der beste Weg, diesen Grundsatz durch die Tat zu verwirklichen, die Übertragung der Vormundschaft über diese Völker an die dazu geeigneten und bereiten fortgeschrittenen Nationen sei, welche die Vormundschaft als Mandatare des Bundes und in seinem Namen zu führen haben.

Wie die Handhabung des Mandatsystems von Wilson gedacht und von den anderen Staatsmännern angenommen war, darüber enthält insbesondere die Note der amerikanischen Regierung an die englische Regierung vom 20. November 1920 interessante Aufschlüsse. In dieser noch zur Zeit der Präsidentschaft Wilsons ergangenen Note, die zum Anlaß Maßnahmen der Mandatmacht in dem Mandatgebiet Irak hatte, ist ausgeführt, daß auch die leiseste Abweichung von dem Geist und der ausschließlichen Absicht einer denkbar striktesten Treuhänderschaft

(trusteeship) über die deutschen Kolonien eine falsche Auffassung, um nicht zu sagen ein Mißbrauch der durch den gemeinsamen Sieg der Alliierten erworbenen vorübergehenden Herrschaft (temporary dominion) über jene Gebiete sein würde. Daß Wilson nicht an eine dauernde Wegnahme der sämtlichen deutschen Kolonien gedacht hatte, ergibt sich im übrigen klar aus einer Veröffentlichung des amerikanischen Pressebureaus vom 2. Mai 1919, also zu einer Zeit, zu der die Völkerbundsatzung und die Friedensbedingungen bereits zwischen den Alliierten vereinbart waren. In dieser Veröffentlichung wurde gesagt, daß, obwohl Deutschland vorläufig die Rückgabe irgendeiner seiner früheren Besitzungen versagt wurde, die Sache doch noch nicht endgültig geregelt sei. „Wilson habe vorgeschlagen, daß Deutschland genügendes Kolonialgebiet zurückerhalten solle, um es von anderen Ländern für tropische Rohstoffe unabhängig zu machen und ihm eine Sphäre für Auswanderung zu gewähren. Deutschland solle sich jedoch verpflichten, keine militärischen Absichten in diesen Kolonien zu verfolgen."

In dieser Wilsonschen Erklärung sind ebenso die deutschen kolonialen Notwendigkeiten, wie die Grundzüge der künftigen Entwicklung des Mandatsystems in der Richtung der Rückgewährung von Kolonien an Deutschland umschrieben. Dies geschah, obwohl Wilson von der deutschen Kolonialtätigkeit in der Vorkriegszeit eine weit ungünstigere Vorstellung hatte, als der Wirklichkeit entsprach. Er war mangels eigener Kenntnisse deutscher Kolonisation naturgemäß auf das Gutachten der amerikanischen Kolonialsachverständigen angewiesen. An der Spitze der kolonialen Abteilung der amerikanischen Friedensdelegation stand G. L. Beer, dessen Gutachten nachträglich veröffentlicht worden sind (African Questions at the Paris Peace Conference by George Louis Beer, Edited by Louis Herbert Gray, New York 1923). Soweit aus den persönlichen Angaben der Einleitung dieses Buches hervorgeht, ist Beer weder in deutschen Kolonien noch überhaupt in Afrika gewesen. Daraus resultierte trotz großer theoretischer Kenntnisse des Sachverständigen seine unrichtige Auffassung der deutschen Kolonisation. An Stelle meines eigenen Urteils darüber möchte ich das Urteil des englischen Arztes Norman Leys in seinem Buch „Kenya", London 1925, anführen. Leys war einige 20 Jahre in englischen und portugiesischen Kolonien in Afrika tätig. Er sagt (S. 376 ff.): „In einem Buch, welches zur Erklärung und Verteidigung der afrikanischen Politik der Alliierten auf der Pariser Friedenskonferenz geschrieben ist, rechtfertigt Mr. G. L. Beer ... das Verfahren der Alliierten, Deutschland seiner afrikanischen Kolonien zu berauben, mit dessen Versagen, sich des üblen Plantagensystems zu entledigen, wie dies Belgien und in gewissem Maße auch Frankreich erfolgreich getan hätten." Er führt dann folgenden Satz aus dem Buch an, in dem Beer nach Verurteilung der Plantagenproduktion mit angeworbenen farbigen Arbeitern unter europäischer Aufsicht folgendes schreibt: „Die Konsequenz muß sein,

daß viele von den Kolonien, praktisch alle außer den englischen, so von Grund aus ihre Methoden zu ändern haben, daß sie fast ihr wirtschaftliches Leben neu beginnen müssen." Dr. Leys bemerkt dazu, daß Mr. Beer anscheinend unbekannt war, daß in den englischen Kolonien Uganda, Nyassaland und Rhodesia ebenso wie in Kenya das Plantagensystem genau so in Wirksamkeit war, wie es in den französischen, deutschen, belgischen und portugiesischen Kolonien der Fall war und zum Teil noch ist, und daß das System, unter welcher Flagge immer, nahezu identische Wirkungen hervorbringt. Dieses Urteil von Dr. Leys ist zweifellos richtig, wenngleich die seinen Ausführungen zugrunde liegende Tendenz, das ganze System für sämtliche Kolonien, ob deutsch oder englisch zu verurteilen, lediglich vom sozialistischen Standpunkt ausgeht.

Die Auffassung, daß Deutschland sich nicht als fähig zum Kolonisieren gezeigt und auf dem Gebiete der kolonialen Zivilisation versagt habe, eine Auffassung, die in den Noten der Alliierten vom 16. Juni 1919 zum besonders scharfen Ausdruck gelangte, bildete überhaupt die Grundlage für die Auferlegung des Verzichts auf die deutschen Kolonien zugunsten der alliierten und assoziierten Hauptmächte und für die Errichtung des Mandatsystems mit zunächst fremder Mandatverwaltung.

In Wirklichkeit hat die Entwicklung der deutschen Kolonien bis zum Kriegsausbruch einen solchen Verlauf genommen, daß ein Vergleich mit ähnlichen Kolonien anderer Nationen keineswegs einen Mangel deutscher kolonialer Fähigkeit ergibt.

Eest 1884 trat Deutschland in die Reihe der Kolonialmächte. Bismarck erwarb im Wege friedlicher Verhandlungen die afrikanischen Kolonien Deutsch-Südwestafrika, Kamerun, Togo und Deutsch-Ostafrika sowie in der Südsee Deutsch-Neuguinea. Unter seinen Nachfolgern sind nur noch Kiautschou, einige kleinere Südseegruppen, insbesondere Samoa, dazu gekommen sowie einige an Kamerun angrenzende Gebiete.

Die deutschen Kolonien umfaßten eine gewaltige Landfläche von 2,9 Millionen Quadratkilometern, also etwa von der sechsfachen Ausdehnung des jetzigen Deutschen Reiches. Diese Kolonialländer wurden von etwa 14 Millionen Eingeborenen bewohnt. Es waren unerschlossene, teilweise noch unbekannte Länder, welche der deutschen Schutzgewalt unterstellt wurden. Mit Ausnahme von Deutsch-Südwestafrika, dessen Hauptmasse in den Subtropen liegt, und von Kiautschou in China, handelte es sich um Tropengebiete. Der Erschließung jener ausgedehnten Länder standen mannigfache natürliche Hindernisse entgegen. In einigen Kolonien, wie in Kamerun und Deutsch-Neuguinea, waren es dichte, schwer durchdringliche Urwälder, welche den Zutritt ins Innere behinderten, in anderen, wie in Deutsch-Südwestafrika, Wüsten oder wasserarme Gebiete. In einem großen Teil der tropischen Kolonien,

vor allem in den küstennahen Gebieten, ist die Tsetsefliege verbreitet, deren Stich die tötliche Tsetsekrankheit auf Rinder und Pferde überträgt und das Halten von Zugtieren unmöglich macht. In noch höherem Maße als diese natürlichen Hindernisse standen die Kämpfe der Eingeborenenstämme untereinander einer schnellen Entwicklung entgegen. Fast allenthalben standen sich die Eingeborenen in beständigen Fehden gegenüber. Die raublustigen Nomadenstämme fielen über die friedlicheren Ackerbauer her. Kriegerische Eroberstämme unterjochten andere Völker und suchten auf ihren Zügen weithin das Land mit Mord und Verwüstungen heim. In manchen Kolonien, vor allem in Deutsch-Ostafrika, war die schlimmste Geißel der Sklavenraub und Sklavenhandel. Hier drangen die von Arabern geführten Karawanen von der Küste bis an die die Binnengrenze bildenden großen Seen vor, stellten Sklavenjagden an und schleppten die aufgegriffenen Opfer mit sich, um sie auf den Sklavenmärkten an der ostafrikanischen Küste in die Sklaverei zu verkaufen. Noch schlimmer sah es in manchen Teilen der Südseekolonien aus. In Deutsch-Neuguinea herrschte der Kannibalismus. Dort fielen die Horden der Menschenfresser über einander her, um Menschenfleisch zu erlangen. Das Leben der Eingeborenen dort hatte eine verzweifelte Ähnlichkeit mit der des gehetzten Wildes.

Die erste Aufgabe der deutschen Kolonisation war die Herstellung von Frieden und Ordnung in den Schutzgebieten. Das ist nicht ohne Kämpfe abgegangen. Die Beseitigung des Sklavenhandels stieß auf den Widerstand derer, die bisher ihren Wohlstand daraus gewonnen hatten. Insbesondere erhoben sich die Araber in Deutsch-Ostafrika dagegen im Aufstande, der durch Wißmann niedergeworfen wurde. Auch die kriegerischen Eingeborenenstämme ließen keineswegs immer ohne Widerstand von ihren wilden Gewohnheiten. Sie fügten sich in manchen Gebieten erst nach schweren Kämpfen in die Neuordnung der Dinge, welche ihren Eroberungs- und Raubzügen ein Ende bereitete.

Der fortschreitenden Befriedung der Kolonien folgte die wirtschaftliche Erschließung. Eine großzügige Entwicklung konnte aber erst mit dem Bau von Eisenbahnen einsetzen. In den küstennahen Teilen der tropischen Kolonien in Afrika und in einem beträchtlichen Teile der Innenbezirke bildete infolge Vorkommens der Tsetsefliege der Transport auf den Köpfen oder Rücken von Trägern die einzige Möglichkeit der Warenbeförderung. Naturgemäß war auf weite Entfernungen nur der Transport von solchen Produkten und Handelsartikeln möglich, welche im Verhältnis zu ihrem Gewicht erheblichen Wert besaßen. Bis zum Bau von Eisenbahnen konnten daher nur hochwertige Artikel, wie Kautschuk und Elfenbein, aus dem Innern in den Welthandel gelangen, während andere Produkte, wie Palmöl, Palmkerne, Erdnüsse u. a., nur aus den unmittelbar an der Küste gelegenen Gegenden geliefert wurden. Bei den ersteren Artikeln handelte es sich im wesentlichen um Gegenstände, welche im Wege der Ausbeutung natürlicher Bestände oder auf-

gesammelter Vorräte gewonnen wurden und bei denen eine allmähliche Erschöpfung und damit Verminderung des Ausfuhrhandels erfolgte.

Die dauernde Erzeugung von Handelsprodukten kann in den tropischen Kolonien nur durch Arbeit der Eingeborenen erfolgen, sei es im Wege der Eingeborenenproduktion oder im Wege des europäischen Plantagenbaues vermittels Eingeborenenarbeiter. Es wurde innerhalb der deutschen Kolonisation frühzeitig die Einsicht gewonnen, daß die Eingeborenen das wichtigste Aktivum der Kolonien sind, und daß geeignete Maßnahmen zu ihrer Erhaltung und zu ihrem Schutze notwendig sind. Hand in Hand damit ging die Überzeugung, daß mit der Übernahme der Schutzherrschaft über jene minder entwickelten Völker auch die moralische Verpflichtung zur Fürsorge für sie verbunden ist. Sie fand ihre Auswirkung in der deutschen kolonialen Verwaltungspraxis.

Diese Fürsorge erstreckte sich einmal auf die Personen und das Eigentum der Eingeborenen, welche durch zweckdienliche Verordnungen und durch eine unparteiliche Rechtsprechung gegen Ausbeutung und Unterdrückung durch Weiße ebenso wie durch Schwarze geschützt wurden. Sie äußerte sich ganz besonders auch in einer großzügigen Seuchenbekämpfung und Gesundheitspflege, welche in allen Kolonien zu ausgezeichneten, für die Eingeborenenbevölkerung heilsamen Ergebnissen geführt haben. Sie trat nicht zuletzt in einem wohlorganisierten Unterricht zutage, der auch durch die Missionen beider Konfessionen zugleich mit der Verbreitung des Christentums unter Errichtung zahlreicher Missionsschulen gepflegt wurde.

Die Anstrengungen, welche Deutschland auf seine Kolonien verwandt hat, haben Früchte getragen. Aus den unerschlossenen wilden Ländern waren im Laufe der 30 Jahre, welche seit dem Erwerb der ersten Kolonie bis zum Beginn des Weltkrieges verflossen waren, wohlgeordnete Kolonien geworden. Aber es waren doch trotz der geleisteten großen Arbeit entfernt noch nicht die Entwicklungsmöglichkeiten jener Länder ausgeschöpft worden. Ihre Befriedung hatte lange Zeit in Anspruch genommen. Die Entwicklung der Eingeborenenkulturen, die ursprünglich nur auf ihren eigenen Bedarf eingestellt waren, und im Innern erst nach Schaffung von Verkehrswegen für den Absatz nach außerhalb in Frage kamen, zur Lieferung für den Ausfuhrhandel erforderte Zeit. Die europäischen Plantagenunternehmungen hatten in manchen Gebieten verschiedene Rückschläge zu verzeichnen, ehe die bestgeeigneten Nutzpflanzen und die zweckmäßigsten Methoden zu ihrem Anbau gewonnen wurden. Und schließlich war an den Bau von Eisenbahnen, ohne welche ein Anschluß des Innern an den Welthandel und Weltverkehr nicht möglich ist, bei den in den Verhältnissen jener Kolonialgebiete liegenden Schwierigkeiten nur zögernd gegangen.

Die Entwicklung des Handels der deutschen Kolonien läßt sich aus folgenden Zahlen erkennen:

Es betrug (in Millionen Mark) in den *afrikanischen* Kolonien:

	die Einfuhr:	*die Ausfuhr:*	*der Gesamthandel:*
1892	12,6	12,0	24,6
1902	37,0	18,0	55,0
1912	128,0	104,0	232,0
in den Südseekolonien:			
1897	1,9	1,7	3,6
1902	6,0	4,0	10,0
1912	14,0	17,0	31,0
in Kiautschou (im wesentlichen Durchfuhrhandel von und nach der chinesischen Provinz Shantung):			
1912	115,0	80,0	195,0.

Die wichtigsten Ausfuhrprodukte der deutschen Kolonien waren: Kautschuk, Kopra, Palmkerne und Palmöl, Sisalhanf, Kakao, Häute und Felle, Baumwolle, Kaffee, ferner Diamanten, Kupfererze und Phosphate. — Die weiße Bevölkerung in den deutschen Kolonien betrug:

1902: 7 523 Köpfe,
1912: 24 389 „

An Eisenbahnen waren vorhanden:

1892: 0 km,
1900: 234 „
1913: 4176 „

Wenn man die Entwicklung der deutschen Kolonien im ganzen betrachtet, so kann man sagen, daß von der kurzen Zeit deutscher Kolonialtätigkeit bis zum Ausbruch des Weltkrieges etwa 20 Jahre für die erste Pionierarbeit nötig waren und daß erst in den letzten zehn Jahren eine größere wirtschaftliche Entwicklung einsetzte. Das tritt schon in den vorstehend aufgeführten Handelszahlen hervor. Es zeigt sich noch klarer, wenn man die Zahlen des Jahres 1903 mit denen des Jahres 1913, des letzten vor dem Kriegsausbruch, vergleicht. Der Gesamthandel der deutschen Kolonien in Afrika und der Südsee hat sich von 1903 bis 1913 von 66 auf 318 Millionen Mark erhöht, er hat sich also innerhalb dieser zehn Jahre beinahe verfünffacht. Ein noch viel stärkeres Ansteigen findet sich in den Zahlen des Ausfuhrhandels für sich allein betrachtet. Die Ausfuhr aus den deutschen Kolonien ist von 25 Millionen Mark im Jahre 1903 auf 161 Millionen Mark im Jahre 1913 gestiegen, sie hat sich also in zehn Jahren versechseinhalbfacht.

Aus dem Angeführten dürfte hervorgehen, daß Deutschland in der Entwicklung seiner Kolonien Bedeutendes geleistet hat. Dies ist auch nicht nur vor dem Kriege von englischen und amerikanischen Kolonialsachverständigen, die deutsche Kolonien selbst besucht haben, anerkannt worden, sondern tritt auch in manchen Urteilen fremder Staatsmänner

und in manchen amtlichen und nichtamtlichen Veröffentlichungen der Nachkriegszeit hervor. Es mag hier insbesondere auf die Erklärung des damaligen englischen Kolonialsekretärs Winston Churchill auf der britischen Reichskonferenz am 22. Juni 1921 verwiesen werden, der (nach der „Times" vom 23. Juni 1921) erklärte: „Wir haben versucht, es mit einer Regierung zu versehen, die nicht hinter der deutschen Verwaltung zurückstand.... Ich fürchte, daß in einem oder zwei Jahren die Lage des Tanganyika Territorys ungünstig abschneiden wird bei einem Vergleich mit seinem Fortschritt und seiner Prosperität, als es in den Händen unserer früheren Gegner war...." Über die gleiche Kolonie sagte der englische Unterstaatssekretär für die Kolonien, Mr. Ormsby Gore, am 25. Juli 1923 im Unterhaus: „Die bloße Tatsache, daß noch in Deutschland Propaganda gemacht wird, macht es für uns absolut notwendig, jenem weiten Gebiet, welches an Fläche Nigeria übertrifft und eine Bevölkerung von etwas über 4 Millionen enthält, wenigstens eine ebenso gute und vollständige Verwaltung zu geben, wie sie von den Deutschen vor dem Kriege dem Lande gegeben wurde." Von den deutschen Plantagen in Kamerun heißt es in dem amtlichen englischen Bericht über Kamerun für 1921: „Im ganzen sind sie wundervolle Beispiele von Fleiß, begründet auf solide wissenschaftliche Kenntnisse." In verschiedenen amtlichen Berichten sind die deutschen Leistungen auf dem Gebiet der Seuchenbekämpfung und des Unterrichtswesens anerkannt worden.

Auf die Vorwürfe, die gegen Deutschland wegen schlechter Eingeborenenbehandlung und sonstiger übler Verwaltungsmethoden sowie wegen angeblicher Militarisierung der Kolonien erhoben sind, will ich hier nicht weiter eingehen. Ich habe in meinem in London (Allen und Unwin) und New York (Alfred A. Knopf) erschienenen Buch „German Colonization Past and Future, The Truth about the German Colonies" eine erschöpfende Widerlegung dieser Vorwürfe gegeben. Dabei ist keineswegs in Abrede gestellt, daß in deutschen Kolonien Fälle von Eingeborenenmißhandlungen und anderen Übeltaten vorgekommen sind. Nachgewiesen aber ist, daß dies keineswegs in höherem Grade als in den Kolonien anderer Nationen der Fall war und daß die deutsche Verwaltung ihre Pflicht getan und nach ihren Kräften auf die Beseitigung und Verhinderung derartiger Vorkommnisse hingearbeitet hat. Der bekannte englische Historiker und Kolonialkenner Mr. W. H. Dawson in Oxford, welcher bereits früher mit hervorragenden Büchern über deutsche und koloniale Fragen hervorgetreten war und seinerzeit im Auftrage des britischen auswärtigen Amtes ein zur Information der englischen Friedensdelegation dienendes Handbuch über deutsche Kolonisation verfaßt hatte, hat in seinem ausführlichen Vorwort gleichfalls wertvollste Ausführungen gemacht und die Grundlosigkeit der gegen die deutsche Kolonialtätigkeit erhobenen Vorwürfe dargelegt. Das Buch hat in der ausländischen Presse, besonders im Britischen Reich, große

Beachtung gefunden. Dabei hat sich gezeigt, daß in dem größten Teil der englischen Presse, besonders der großen Zeitungen in England selbst, die oben hervorgehobenen Beschuldigungen angesichts des dagegen vorgebrachten schlüssigen Beweismaterials nicht mehr aufrecht erhalten werden.

Der Idee nach sollte die Mandatsverwaltung zu einer Förderung des Wohlergehens der Eingeborenen führen. Tatsächlich aber wurde dieses Wohlergehen in verschiedener Beziehung beeinträchtigt. Zunächst geschah das in verschiedenen Kolonien durch die Art, wie die Mandate unter Durchschneidung von zusammenhängenden Wohngebieten von Eingeborenenvölkern verteilt wurden. England erhielt Deutsch-Ostafrika mit Ausnahme der an den Kongo angrenzenden, dicht bevölkerten Sultanate Ruanda und Urundi, welche Belgien als Mandat zugeteilt wurden. Dabei wurden die Bewohner von Ruanda auf das Empfindlichste dadurch geschädigt, daß ein Teil ihres Landes zum englischen Mandat geschlagen wurde. Dies ist zwar nachträglich wieder beseitigt und Ruanda im ganzen bei Belgien belassen worden, doch entspricht auch diese Abtrennung von dem Hauptteil Deutsch-Ostafrikas nicht den Interessen der Eingeborenen, deren natürliche Verbindungen durch das jetzt unter englischem Mandat stehende Gebiet gehen. Kamerun und Togo wurden zum größten Teil französisches Mandatgebiet, zum kleineren Teil englisches. In beiden Kolonien werden durch willkürliche Grenzziehung Wohngebiete von Eingeborenenstämmen durchschnitten, was für die letzteren von schwerem Nachteil ist. Deutsch-Südwestafrika wurde im ganzen an die Südafrikanische Union als Mandat gegeben, Deutsch-Neuguinea an Australien mit Ausnahme der nördlich des Äquators liegenden Karolinen, Marianen, Palau und Marshallinseln, die an Japan fielen, Samoa endlich an Neuseeland.

Was die Eingeborenen anbetrifft, so bewies deren Verhalten im Kriege, daß sie mit der deutschen Herrschaft zufrieden waren. Von wenigen Ausnahmen abgesehen, standen in allen deutschen Kolonien die Eingeborenen treu zur deutschen Regierung. Ganz besonders war dies in Deutsch-Ostafrika der Fall. Nur infolge der über alles Lob erhabenen Haltung unserer Schwarzen haben wir uns halten können. Nur die volle Mitarbeit der Eingeborenen hat die Truppe und die Verwaltung in den Stand gesetzt, die Verteidigung der Kolonie auf lange Zeit durchzuführen. Die Truppe hing für ihre Märsche und Verpflegung von der Mitwirkung der schwarzen Träger ab. Nahrungsmittel und Rohstoffe mußten zum Teil aus entfernten Teilen der Kolonie durch Karawanen von Trägern herbeigeschafft werden. Viele Ersatzartikel für die sonst aus der Heimat importierten Gegenstände mußten angefertigt werden. Alles das war nur mit Hilfe unserer Eingeborenen durchführbar. Und schließlich hat die Treue der eingeborenen Askari und Träger, die den ganzen Weltkrieg mit uns durchgehalten haben und mit dem kleinen Häuflein Deutscher in Rhodesien noch mit uns im Felde standen, als in

der Heimat der Waffenstillstand abgeschlossen wurde, den besten Beweis für die innere Einstellung der Leute zu uns geboten.

Daß die Rückkehr der deutschen Herrschaft von den Eingeborenen gewünscht wird, läßt sich aus vielen Anzeichen erkennen. Wo immer in den Mandatgebieten, aus denen unsere Landsleute vertrieben wurden, wieder Deutsche zurückkehren, werden sie von den Eingeborenen mit herzlicher Freude willkommen geheißen. Das war der Fall bei dem ersten Wiederanlaufen deutscher Dampfer in afrikanischen Kolonien, bei der Rückkehr deutscher Missionare und schließlich bei der Rückkehr von Pflanzern und Ansiedlern in jene Gebiete.

Die Mandatsverwaltung der deutschen Kolonien war zunächst dadurch charakterisiert, daß aus sämtlichen Kolonien, ausgenommen Deutch-Südwestafrika, die Deutschen vertrieben wurden. Ihr Eigentum, das bereits während des Krieges beschlagnahmt war, wurde — ebenfalls ausgenommen Deutsch-Südwestafrika — liquidiert. Die naturgemäße Folge war ein Rückgang der Wirtschaft. Die Plantagen wurden größtenteils vernachlässigt, da keine geeigneten Pflanzungsleiter vorhanden waren. Wo unerfahrene Persönlichkeiten damit betraut wurden, sank der Ertrag der unter deutscher Leitung aufblühenden Pflanzungen schnell herab. Die Plantagen wurden unrentabel. Auch der Handel mit Eingeborenenprodukten ging zunächst zurück, da die Entfernung der deutschen Kaufleute, die Aufhebung deutscher Faktoreien, ohne daß entsprechender Ersatz an die Stelle trat, ungünstige Wirkungen hatte. Doch trotzdem blieb jahrelang die Rückkehr Deutscher in jene Mandatgebiete verboten.

Die deutschen Plantagen wurden in den meisten Mandatgebieten in Auktion ausgeboten und großenteils verkauft. Nicht überall aber fanden sich ausreichende Angebote, insbesondere nicht in Kamerun. Schließlich wurden 1924 wieder Deutsche zum Erwerb von Pflanzungen in dem englischen Teil von Kamerun zugelassen, welcher zwar nur einen Bruchteil des Gesamtgebietes von Kamerun umfaßt, aber doch sehr umfangreiche und wertvolle Pflanzungen, in erster Linie große Kakaoplantagen enthält. Diese Pflanzungen sind dann zum allergrößten Teil wieder in deutschen Besitz übergegangen, meist in den der Pflanzungsgesellschaften, welche die Plantagen selbst angelegt und bis zum Kriege entwickelt hatten. Die für die Einreise, Niederlassung usw. Deutscher bestehenden Schranken wurden aufgehoben. So stehen die deutschen Pflanzungen im englischen Mandatgebiet Kamerun wieder in deutschem Besitz und werden unter deutschen Pflanzungsleitern und Angestellten mit Eingeborenenarbeitern betrieben. Allmählich folgten andere Mandatgebiete in der Wiederzulassung von Deutschen. England beseitigte im vorigen Jahre noch vor Eintritt Deutschlands in den Völkerbund die für das Tanganyika Territory (den englischen Mandatteil von Deutsch-Ostafrika) bestehenden Einreise- und Niederlassungs-

beschränkungen. Es haben sich dort bereits einige hundert Deutsche niedergelassen, hauptsächlich als Pflanzer, Pflanzungsangestellte und Siedler. Sie haben bisher eine entgegenkommende Behandlung seitens der Mandatverwaltung erfahren.

Von der französischen Regierung wurde in dem vorläufigen Handelsabkommen vom August 1926 grundsätzlich die Wiederzulassung Deutscher in den Mandatgebieten gestattet, jedoch von einer vorgängigen „wohlwollenden Prüfung" abhängig gemacht. Darauf ist eine Anzahl Deutscher wieder in die französischen westafrikanischen Mandatgebiete mit Genehmigung der französischen Mandatverwaltung eingereist.

Dagegen werden der Einreise Deutscher nach Neuguinea seitens der australischen Regierung immer noch Hindernisse bereitet. Es besteht zwar keine gegen die Deutschen gerichtete formelle Ausnahmebestimmung mehr, wohl aber wird die allgemeine Verordnung, nach der die Einreise Weißer nach Neuguinea allgemein von vorheriger Genehmigung der australischen Regierung abhängig gemacht wird, so angewandt, daß Deutsche überhaupt nicht zugelassen werden. Auch Neuseeland macht Schwierigkeiten betr. der Einreise Deutscher nach Samoa, soweit es sich nicht um solche handelt, welche mit Samoanerinnen oder Halbblutfrauen verheiratet sind oder von solchen abstammen.

Nachdem Deutschland in den Völkerbund eingetreten ist, entspricht diese Handhabung nicht dem Geist der Völkerbundsatzung, welcher gleiche Behandlung der Angehörigen der Völkerbundsmitglieder voraussetzt. Im Falle der französischen Mandatgebiete Kamerun und Togo widerspricht das Erfordernis der vorherigen wohlwollenden Prüfung direkt der Bestimmung der Frankreich erteilten, vom Völkerbund genehmigten Mandate, nach deren Artikel 6 die Mandatmacht den Angehörigen der Völkerbundstaaten in den Mandatgebieten in bezug auf Einreise, Niederlassung usw. die gleiche Behandlung wie den eigenen Staatsangehörigen zuteil werden lassen muß. Es ist Sache der mit der Aufsicht über die Mandate betrauten Organe des Völkerbundes, diese Ungleichheiten zu beseitigen und die volle Zulassung der Deutschen zu gleichen Rechten in all den Mandatgebieten herbeizuführen, in welchen sie bisher noch nicht erfolgt ist.

Im Laufe der Zeit haben sich die wirtschaftlichen Verhältnisse der meisten Mandatgebiete gebessert. In erster Linie gilt das für die Eingeborenenkulturen, besonders erfuhr die Ausfuhr von Kopra, Palmöl, Palmkernen, Phosphaten eine beträchtliche Steigerung.

Dagegen ist in bezug auf Seuchenbekämpfung, Gesundheitspflege der Eingeborenen und Unterrichtswesen in den meisten Mandatgebieten noch nicht der Zustand wieder erreicht worden, wie er vor dem Kriege unter deutscher Herrschaft war. Das lassen die tatsächlichen Angaben mancher Mandatberichte erkennen, in erster Beziehung insbesondere ein Vergleich zwischen der Zahl der Ärzte unter der Mandatverwaltung mit der vor dem Kriege.

Wir Deutschen haben mit das meiste für die Bekämpfung kolonialer Seuchen geleistet. Es braucht nur der Name Robert Kochs genannt zu werden, der in persönlicher Tätigkeit in den Kolonien die Grundlagen zur Bekämpfung der Tropenkrankheiten gelegt hat. Neuerdings hat der deutsche Forschungsgeist neue epochemachende Erfindungen gemacht, des Heilmittels gegen die Schlafkrankheit (Germanin oder Beyer 205), des Heilmittels gegen die Dysenterie (Jatren 105) und des Heilmittels gegen die Malaria (Plasmochin). Sollen wir, obwohl wir die Mittel zur Rettung von Millionen von Menschen gefunden haben, keinen Anteil an der Kolonialarbeit in eigenen Kolonien haben?

Es ist hier und da insbesondere in den vorerwähnten Noten zum Versailler Vertrag die Behauptung aufgestellt worden, daß die deutschen Kolonien weder von großer wirtschaftlicher Bedeutung für Deutschland gewesen seien, noch in Zukunft sein würden. Für die Zeit der deutschen Kolonialtätigkeit sind oben einige Zahlen gegeben worden. Sie lassen erkennen, daß infolge der Kürze der Zeit, während Deutschland seine Kolonien besaß, diese zwar noch weit von voller Entwicklung entfernt waren, daß aber der Handel und insbesondere die Ausfuhr in schneller Zunahme begriffen waren.

Ein Vergleich der gegenwärtig aus den Mandatgebieten ausgeführten Rohstoffe läßt nun erkennen, daß trotz des Rückganges der Wirtschaft dieser Gebiete im Kriege und in den ersten Jahren nach dem Kriege bereits jetzt ein beträchtlicher Teil des Bedarfs Deutschlands aus jenen Kolonien gedeckt werden könnte. Es wurden an lebenswichtigen Rohstoffen aus den deutschen Kolonien unter der Mandatverwaltung folgende in der nachstehenden Tabelle aufgeführte Qantitäten ausgeführt, unter Vergleich mit dem deutschen Bedarf daran (bearbeitet von Dr. h. c. Detzner).

Rohstoff	Deutschlands Einfuhr im Jahre 1925 *in Tonnen*	Die Kolonien haben 1925 ausgeführt *in Tonnen*	Prozentsatz der deutschen Einfuhr
Kopra	172 145	70 705	42%
Palmöl	18 120	9 100	50%
Sisal	15 620	18 275	120%
Phosphate	622 400	345 000	56%
Kakao	81 000	19 030	23%
Palmkerne	225 400	45 600	22%
Tropische Hölzer und Rinden	50 360	28 100	56%
Kupfererze	65 130	55 800	85%

Daß die Ausfuhr aus jenen großen noch in den Anfängen der Entwicklung stehenden Ländern beständig weiter steigen wird, ist unzweifelhaft. Deutschland würde einen wachsenden Teil seines Bedarfs

an überseeischen Produkten aus den Kolonien decken können. Nachstehend folgt eine gleichfalls von Dr. h. c. Detzner bearbeitete Tabelle der lebenswichtigen Rohstoffe der Kolonien unter Mandat, die bisher vernachlässigt, aber stark entwicklungsfähig sind:

Rohstoff	Deutsche Einfuhrmengen *in Tonnen*	Die Kolonien unter Mandat exportierten 1925 *in Tonnen*	Prozentsatz der deutschen Einfuhr
Wolle	126 734	1590	1,3%
Baumwolle	337 170	6700*)	2%
Baumwollsaat	46 500	1900	4%
Sesam	20 870	3600	17%
Kautschuk und Guttapercha	35 480	1300	4%
Kaffee	90 440	6030	6,5%
Erdnüsse und Erdnußöl .	323 500	9200	3%
Bananen	40 621	—	—
Häute und Felle	133 150	4900	3,5%

*) ohne Togo engl.

Daß auch ihre Produktion bedeutend gesteigert werden kann, haben bereits die unter deutscher Herrschaft gesammelten Erfahrungen und gemachten Versuche bewiesen.

Deutschland ist auf eine sehr große Einfuhr nicht nur von Rohstoffen, sondern auch von Nahrungsmitteln angewiesen, da der heimische Boden zu eng ist, um die erforderlichen Nahrungsmittel und Rohstoffe erzeugen zu können. Es muß jetzt die Einfuhr aller von Übersee kommenden Nahrungsmittel und Rohstoffe an das Ausland bezahlen. Es handelt sich dabei um viele Milliarden Mark jährlich. (1925 3½ Milliarden Mark Nahrungsmittel, 4½ Milliarden Mark Rohstoffe.) Diese Summen müssen im wesentlichen aus dem Ertrag der deutschen Arbeit vorweg bezahlt werden, da die deutschen Kapitalanlagen im Ausland größtenteils durch Beschlagnahme und Liquidation verlorengegangen sind. Das bedeutet eine starke Belastung des deutschen Volkes, welche sich in dem Sinken der Lebenshaltung des deutschen Arbeiters und schließlich des ganzen deutschen Volkes gegenüber der jener Nationen, welche über die Rohstoffquellen verfügen, auswirken muß.

Diese Lage muß sich mit der Zunahme der Bevölkerung noch verschärfen. Nach der Volkszählung von Ende 1925 wohnen in Deutschland 62½ Millionen Menschen, auf den Quadratkilometer 134. Im Jahre 1910 wohnten auf der Fläche des gegenwärtigen Deutschen Reiches nur 57,8 Millionen. Also hat sich trotz der ungeheuren Kriegsverluste und des starken Geburtenrückganges, besonders in den ersten Kriegsjahren, die Bevölkerung in den vergangenen 15 Jahren um mehr als 4½ Millio-

nen Köpfe vermehrt. Die Zunahme betrug in den letzten 5 Jahren durchschnittlich $^1/_2$ Million Köpfe jährlich.

Nur die Wiedererlangung von überseeischem ausgedehnten Kolonialbesitz, auf dem zur Ergänzung der heimischen Volkswirtschaft Nahrungsmittel und Rohstoffe erzeugt werden können, vermag den aus der Übervölkerung entstehenden Schwierigkeiten vorzubeugen. Daß der Steigerung der Produktion in Kolonialgebieten eine entsprechende Steigerung des Absatzes von Industrieartikeln aus dem Mutterland gegenübersteht, bedarf keiner näheren Darlegung. Auch die Erwerbsmöglichkeiten, welche sich für Deutsche verschiedenster Erwerbsstände in eigenen Kolonien bieten, fallen für die deutsche Wirtschaft ins Gewicht, und in gewissem Sinne auch die Ansiedlungsmöglichkeiten, wenngleich bei den Verhältnissen der in Frage kommenden Länder eine Massenansiedlung nicht in Frage kommt, sondern erst allmählich größere Zahlen von Ansiedlern dort aufgenommen werden können.

Neben der wirtschaftlichen Bedeutung fällt die moralische stark ins Gewicht. Die Zukunftsaussichten des deutschen Volkes in einem zu engen Lande, das schon für die jetzige Kopfzahl, geschweige denn für die künftige keine genügende Existenzgrundlage bietet, erscheinen, wenn ihm jeder Auslaß versagt wird, außerordentlich düster. Es würde ein Lichtstrahl sein, wenn wieder die Möglichkeit überseeischer Betätigung auf eigenem Boden gegeben würde, selbst wenn dies noch nicht sofort zu einer wirtschaftlichen Erleichterung führen würde. Auch wird die Wegnahme des ganzen deutschen Kolonialbesitzes aus Gründen, die nach fester Überzeugung des deutschen Volkes ungerechtfertigt sind, als schwere Verletzung empfunden. Die Übertragung von Kolonialmandaten auf Deutschland würde auf die Empfindungen des deutschen Volkes eine günstige Wirkung ausüben.

Der deutsche Außenminister Dr. Stresemann hatte in seinem Memorandum vom September 1924, in dem er die Voraussetzungen für Deutschlands Eintritt in den Völkerbund darlegte, ausgesprochen, daß Deutschland erwarte, zu gegebener Zeit aktiv an dem Mandatsystem beteiligt zu werden. Die Staatsmänner der Vertragsmächte von Locarno haben ihrerseits anerkannt, daß Deutschland nach seinem Eintritt in den Völkerbund ebenso wie jedes andere Mitglied desselben für Kolonialmandate kandidieren könne. Darin liegt zwar eine Anerkennung, daß Deutschland als geeignet betrachtet werde, Kolonialmandate zu übernehmen, aber tatsächlich ist bisher keine Übertragung von Kolonialmandaten erfolgt. Selbst einen Sitz in der Permanenten Mandatkommission hat Deutschland noch nicht erhalten. Daß dieses geschieht, dürfte eine Selbstverständlichkeit sein. In der Permanenten Mandatkommission sind neben einigen anderen außer Deutschland alle diejenigen Mächte vertreten, die einen ständigen Sitz im Völkerbundsrat haben. Im übrigen liegt klar auf der Hand, daß Deutschland das stärkste Inter-

esse an der Verwaltung jener Mandatgebiete hat, deren Bewohner 30 Jahre lang unter seiner Herrschaft gestanden haben.

Noch einige Worte über die Zukunft der Kolonien und des Mandatsystems. Es gibt Leute, die die bisherige Kolonialpolitik unter farbigen Völkern als erledigt ansehen. Das sind in erster Linie die Kommunisten, welche die Kolonialpolitik als Stütze der Bourgeoisie betrachten, die sie vernichten wollen, ferner ein Teil der Sozialisten sowie einzelne andere Persönlichkeiten, welche die Vorstellung von einer verwerflichen kapitalistischen Ausbeutungspolitik gegenüber den Eingeborenenvölkern haben.

Wie immer man sich zu den in den Kolonien zu befolgenden Verwaltungsmethoden stellt, das eine ist klar, daß jene in der Entwicklung noch zurückgebliebenen Eingeborenenstämme in Afrika und der Südsee keineswegs sich selbst überlassen bleiben können. Wenn die Weißen aus jenen Gebieten sich zurückziehen würden, so würde ein Chaos entstehen. Es würden die alten Zustände zurückkehren, wie sie zur Zeit der Aufrichtung der europäischen Verwaltung in jenen Ländern waren: Kriege, Raub und Mord würden wiederum herrschen. Eine wirtschaftliche und kulturelle Entwicklung würde erschwert, in manchen Gebieten völlig unmöglich gemacht. Es ist ganz verkehrt, wenn Leute, welche nicht unter Eingeborenenvölkern tätig gewesen sind, Ideen, wie sie für alte Kulturvölker, wie für die Chinesen, passen, auf jene afrikanischen Eingeborenenstämme anwenden wollen. Es wird nach meiner Überzeugung mindestens noch Generationen dauern, bis jene Schwarzen Afrikas einmal sich selbst verwalten können. Bis dahin müssen weiße Nationen dort die Herrschaft haben. Der Satz aus der Völkerbundsatzung gilt zu Recht, daß jene Völker noch nicht in der Lage sind, sich selbst zu verwalten. Deswegen werden die Grundsätze, wie sie in der Völkerbundsatzung für die Verwaltung, für den Schutz der Eingeborenen, für deren kulturelle Hebung aufgestellt sind, auch in Zukunft Geltung haben, mag das System selbst in der gegenwärtigen oder in veränderter Form fortdauern oder nicht.

Eine Ausschließung Deutschlands von dem Mandatsystem liegt aber nicht im Interesse der übrigen Kolonialnationen. Ein übervölkertes großes Land wie Deutschland ohne jeden Auslaß, ohne die Möglichkeit, seine wachsende Bevölkerung aus dem eigenen Boden ausreichend erhalten zu können, birgt die Gefahr innerer Konflikte in sich. Es liegt im Interesse der für alle erwünschten dauernden Verständigung, daß den Lebensbedürfnissen des deutschen Volkes Genüge geschieht. Schließlich handelt es sich um so große Gebiete und Aufgaben, daß die Mitwirkung des deutschen Volkes und der deutschen Wissenschaft dabei nicht wohl entbehrt werden kann, wenn die Entwicklung in einer den Interessen Europas und der gesamten Menschheit entsprechenden Weise fortschreiten soll.

Lloyd George und Macdonald.

Von *H. N. Brailsford,*
Herausgeber des „New Leader".

Die britische Politik geht jetzt durch eine Phase hindurch, die den Zuschauer zum Rätselraten verlockt. Das Spiel ist um so reizvoller, weil es sich um zwei Persönlichkeiten dreht, die auf eine verschiedene Weise an unsere Sehnsucht nach Romantik rühren. Keiner von beiden ist Engländer, aber in dem Zusammenstoß ihrer keltischen Temperamente mit der dumpfen unbeweglichen Masse der englischen Wesensart enthüllen sie ebenso vollkommen ihre eigenen Besonderheiten wie die unsrigen. Unter einem so typisch englischen Premierminister wie Baldwin fühlen wir uns ganz zu Hause. Er peitscht nicht unsere Nerven auf. Er rührt nicht an unsere Gefühle. Er ist eine sehr seltene aber keineswegs aufregende Erscheinung, das was man einen „anständigen" Politiker nennt. Seine Gegner würden kein absprechenderes Eigenschaftswort als „gutgemeint" zur Bezeichnung seiner Tätigkeit finden. Er ist englisch in der bei ihm üblichen Unterbetonung der Sprache, englisch in der Toleranz, die selbst das gewohnte Wortgefecht der Tribüne vermeidet und englisch in erster Linie in seinem beharrlichen aber erdennahen Idealismus. Er stört uns auf keinerlei Weise; und warum sollte er? Er zielt nicht höher als auf den „industriellen Frieden". Diese gütige und bekannte Gestalt erweckt Liebe und Vertrauen hauptsächlich weil sie uns erlaubt zu bleiben wie wir sind. Unter seiner Führung schlendern wir gemächlich durch die Politik in unserer typisch anglosächsischen Haltung.

Die englische Politik wird interessant und unberechenbar, wenn irgendein fremdes Temperament, am liebsten ein Kelte, den Schauplatz der Handlung belebt. Was „Dizzy" in den Tagen unserer Väter war, ist Lloyd George in den unsrigen. Er amüsiert uns. Wir empfinden in seiner Gegenwart den Genuß der Betrachtung eines vollendeten Künstlers. Er regt uns soweit an, daß wir uns zu Handlungen, die bei weitem unsere gewöhnliche Mäßigung übersteigen, wirklich oder wenigstens in Gedanken verführen lassen. Aber er hat für diese Gabe der Aufpeitschung unserer Nerven und der Aufrüttelung zu einem unliebsamen Spiel unserer Einbildungskraft schwer zu zahlen. Seine Versatilität erweckt in dumpferen Naturen zuerst Mißtrauen, dann

Ärger und schließlich eine unnachgiebige und eigensinnige Feindseligkeit, die sich bis zu einer herrschenden Leidenschaft auswachsen kann. Die Mehrzahl der Menschen ist tolerant. Sie kann sich nicht über einen Schauspieler ärgern, der sie nie zu belustigen verfehlt. Sie beklatscht die Geschicklichkeit und den Mut der gymnastischen Darbietungen, aber sie ist gefeit gegen die zerstörenden Konsequenzen des keltischen Charmes. Sie gibt dem Rausch nicht nach, wie sie es früher tat. Die Zauberkraft mag noch gefallen, aber der Bann hat seine Wirkung eingebüßt. Nach Ablauf einer gewissen Zeit gewinnt ein Volk seine Eigenart wieder. Es mag in den ersten Jahren einer gefährlichen Begeisterung einem Führer entgegenjubeln, der durch Blut, Tradition, ja sogar durch Sprache eine seltsame und unenglische Erscheinung ist, aber es kann nicht dauernd die Mühsal aushalten, in die es seine Inspirationen hineinstürzen. Es beschuldigt Lloyd George der Veränderlichkeit und ist selbst ein sehr wetterwendischer Anhänger, denn es verläßt sein Idol, um seine eigene behagliche Fußwanderung auf der ausgetretenen Landstraße aufzunehmen.

Der andere Kelte, der eine führende Rolle auf dieser englischen Bühne spielt, ist eine viel kompliziertere Persönlichkeit. Ramsay Macdonald ist ein Hochländer, der jedoch durch eine Tradition der Ebene gebildet wurde. Die Natur hat aus ihm einen Kelten gemacht; die Erziehung hat mit Teilerfolg daran gearbeitet, ihr eigenes Werk aufzuheben. Der Natur verdankt er die reichen Gaben, die aus ihm eine so ungewöhnliche Persönlichkeit gemacht haben, daß er keinen Konkurrenten in der Führung der Labourparty besitzt. Sie gab ihm die feingeschnittenen Züge, die gutgebaute Gestalt und die Fähigkeit, sowohl physische wie geistige Müdigkeit zu ertragen. In erster Linie gab sie ihm die mächtige und musikalische Stimme, die die größten Versammlungen beherrscht und die kritischesten begeistert. Aber sie gab ihm mehr als dies: sie gab ihm das künstlerische Temperament, das sich in seinen Reden durch die geschickte Anwendung von Farbenakzenten und noch mehr durch die Handhabung der biegsamen Stimme zur Erhöhung der Wirkung enthüllt. Kurz gesagt, die Natur hat aus ihm eine überlegene Gestalt gemacht, und zu der ersten Gabe fügte sie eine diskrete Andeutung von Romantik hinzu. Wenn er sich im House of Commons erhebt, fordert schon seine physische Vornehmheit die allgemeine Achtung. Auf einer öffentlichen Tribüne ist die Wirkung noch größer und ergreifender. Es fehlen ihm die Geschicklichkeit und der Humor von Lloyd George; seine Macht ist etwas mehr als dieses leise Etwas, das man Zauber nennt, aber in ihrer Stoßkraft, in ihrer Fähigkeit, plötzlich an die Tiefen des Gefühls zu rühren, ist sie ein emotionelles Erbteil. Sie wirkt romantisch, sie ist das keltische Feuer. Aber der schottische Kelte, wenn er nicht von unzugänglichen Inseln kommt, ist jahrhundertelang in einer religiösen und sozialen Disziplin geschult, die durch eine germanische Rasse diktiert wird. Er hat nicht

die emotionelle Religion der wallisischen Nonkonformisten. Er besitzt ein vernunftmäßiges System einer gebundenen Moralität und starre Glaubensbekenntnisse. Er hat die sich abirrenden Impulse des keltischen Temperamentes einer Zucht und Vorsicht unterworfen, die ihn gelehrt haben, dauernd in der Defensive zu sein.

Diese beiden Führer sind durch Instinkt und Erfahrung Taktiker. Aber für Lloyd George bedeutet Taktik die Kunst des Vorstoßes, für Macdonald die Geduld, die den Fehler des Feindes abwartet und den Schlag plant, der ihn zum eigenen Vorteil ausnutzt. An die Spitze einer Mittelpartei gestellt, besitzt Lloyd George den Mut und die Erfindungsgabe, die ihn zum großen Kavalleriekommandanten des revolutionären linken Flügels geeignet erscheinen lassen. An der Spitze der Linken der britischen Politik hat Macdonald eine Geduld und einen Opportunismus entwickelt, die ihn zum idealen Führer für die Schützengräben eines einigermaßen konservativen Zentrums prädestinieren.

II.

In dieser Diskrepanz zwischen Temperament und Umgebung liegen Keime zu einer spannenden Komödie. Keiner dieser keltischen Führer war von Natur für die Rolle bestimmt, die er zu spielen hat. Lloyd George, nervös und wachsam, findet sich an der Spitze einer müden und zusammenschrumpfenden Partei. Macdonald andererseits trottet nicht sehr erfolgreich hinter einer Partei her, die sich schneller bewegt als sein eigener Ehrgeiz. Daraus ergibt sich die spannende Situation, und bevor die Anpassung erreicht worden ist, müssen die beiden Männer in Situationen gestellt werden, aus denen sich das Drama ergibt. Lloyd George ist der Künstler, der über eine Persönlichkeit verfügt. Es ist sein Aktivum und zu gleicher Zeit seine Hemmung. Jede Gruppe und jede Partei werten ihn als die einzigartige Kraft, die er ist. Während er spricht, denken die Menschen an nichts anderes als an seine ironischen Scherzworte und seine purpurne Rhetorik, seine stechenden Hiebe und seine phantasievollen Frechheiten. Er mag seine Partei verlieren; es mag scheinen, daß er keinerlei Aussicht mehr auf ein Amt besitzt, und doch, wenn zwei Männer im Klub darüber zu diskutieren beginnen: „Was wird L. G. nun tun?“ werden sie bald von einer großen Schar umringt sein. Diese Erwartung des Unerwarteten macht ihn zugleich zu der interessanten und bei allen seinen Gaben der am wenigsten wirksamen Macht in der Politik, denn seine blendenden Improvisationen werden immer früher oder später die meisten, die mit ihm in engster Gemeinschaft gearbeitet haben, unvermeidlich in den Entschluß hineintreiben, ihm nie wieder zu vertrauen. Es ist nicht leicht, zu verstehen, warum seine sonst so gelassenen Kollegen aus dem liberalen „Schattenkabinett“ im letzten Herbst beschlossen haben, sich seiner ein für allemal zu entledigen.

Er ist während des Generalstreiks für friedfertige Verhandlungen eingetreten. Er hat sogar Churchill, der den Friedensappell des Erzbischofs von Canterbury ablehnte, zurechtgewiesen. Hier sprach der authentische Liberale seiner Frühzeit, aber der Ton erschreckte Lord Oxford und Lord Grey.

War es darum, weil diese alten Herren, die in einer abgeschlossenen Welt des Überflusses leben, den Impuls ihrer eigenen liberalen Jugend und die Gefühle der Scharen, die ihnen folgten, vollkommen vergessen haben? Oder war es vielleicht darum, weil sie die Richtung der Taktik von Lloyd George begriffen haben? Sie konnten nicht die Symptome übersehen, die darauf hinwiesen, daß Lloyd George sich schnell nach der Linken zu bewegt. Er hatte ein Programm der Landreform hervorgebracht, das in seinem ersten und logischeren Entwurf auf den kühnen Vorschlag basiert ist, den ganzen bestellbaren Boden der Insel auf einmal als Nationalbesitz zu erstehen. Er hat dann während des Generalstreiks der Versuchung widerstanden, sich mit dem Vorgehen der Regierung zu identifizieren und heftete sich im Gegenteil mit beunruhigenden Vorschlägen und scharfen Angriffen an ihre Flanken. Von Zeit zu Zeit griff er in den Kohlenstreik ein, und wenn er sprach, war er der gefürchteste aller Kritiker der Regierung. Er ging sogar soweit, daß er sich die Dankbarkeit der Bergarbeiter sicherte, indem er ihren Appell um Geldmittel in den Vereinigten Staaten unterstützte. Er beabsichtigte auch, so sagt ein keineswegs unbegründetes Gerücht, eine Reise nach Rußland zu unternehmen, als man die letzte Wendung der Dinge noch nicht absehen konnte. Und schließlich hat er in viel direkteren und heftigeren Ausdrücken, als irgendein Führer der Labourparty sie fand, den britischen Imperialismus in China angegriffen und ist für die Sache der Kantonnationalisten eingetreten.

Jeder dieser Fälle schien zu verkünden, daß der junge Mann, der unsere bodenbesitzende Klasse mit wütenden und verächtlichen Schmähungen zu verfolgen pflegte, der fahrende Ritter, der in seiner unbeugsamen Opposition gegen den Burenkrieg vor einem Vierteljahrhundert dem patriotischen Mob standhielt, auferstanden ist. Wenn er ein öffentliches Begräbnis veranstaltet hätte, um den ehrbaren Herrn in mittleren Jahren, der sich seinerzeit mit den Tories verband, damit der Kaiser gehängt werde, zu Grabe zu tragen, so hätte er seine moralische Verjüngung nicht deutlicher plakatieren können. Hier wurde den älteren Whigs eine starke Nuß zum Knacken gegeben. Mit ungeheurer Mühe war es ihnen zuerst gelungen, ihm die Untreue seiner langen Verbindung mit der konservativen Partei in der verhaßten Koalition zu verzeihen; und jetzt müssen sie ihm die Auferstehung des Rebellen der Linken vergeben, der sie früher in der Innenpolitik überrannte und sich ihrer Auffassung eines liberalen Imperialismus entgegensetzte. Es war zu viel für sie, aber es ist ihnen sicherlich nicht entgangen, daß seine ganze

Tätigkeit eine gewisse verhaltene Rivalität mit dem Führer der Labourparty voraussetzte. Macdonald ist während des Generalstreiks, den er in tiefster Seele verurteilte, verlegen und zurückhaltend gewesen. Er stand schlecht mit den Führern der Bergarbeiter und zögerte, den Appell an Amerika zu richten, bis Lloyd George ihn dazu zwang, und obwohl die Labourparty seit langem eine sehr interessante inoffizielle Landwirtschaftspolitik besaß, hat die Partei und ihr Führer sich erst zu ihr bekannt, nachdem Lloyd George den Weg gebahnt hatte. Hat Lloyd George die teuflische Absicht gehabt, durch sein Verhalten anzudeuten, daß er es war, der führte und die anderen ihm folgen, um in den Seelen der Anhänger Macdonalds sehnsüchtige Vergleiche heraufzubeschwören?

Das Ergebnis der fortschrittlichen Politik Lloyd Georges war verblüffend. Lord Oxford hat auf die Führung verzichtet, während Lord Grey bei einem öffentlichen Essen, bei dem die meisten der früheren liberalen Minister anwesend waren, sich von jeder Zusammenarbeit mit Lloyd George lossagte. Ein amüsanter Zwischenfall spielte sich unterdessen innerhalb der offiziellen Organisation der liberalen Partei ab. Seine Persönlichkeit war nicht das einzige Aktivum Lloyd Georges. Als er sich aus der Koalition zurückzog, nahm er ein privates Kriegskapital von einer Million Pfund mit, das sich inzwischen, wie man sich zuflüsterte, durch geschickte Anlage verdoppelt hat. Über den Ursprung dieses Geld ist man sich nicht im unklaren. Lloyd George hat früher die ihm als Premierminister zu Gebote stehenden Möglichkeiten dazu benutzt, „Ehrentitel" mit einem unbekümmerten Zynismus, den kein Anglosachse aufbringen würde, zu verkaufen. Jahrelang haben sich die „Ehren" wie ein gütiger Regen über Gerechte und Ungerechte ergossen, und ein anerkannter Tarif bestimmte die Preise, die zweifelhafte Menschen für den Lord- oder Sir-Titel zu zahlen hatten. Die Anhäufung dieses Fonds ist unter den Liberalen boshaft genug kommentiert worden. Aber als Lloyd George sich erbot, sein Geld „bedingungslos" der Partei zu vermachen, waren nur wenige dazu geneigt, sich des Geruches zu erinnern, der ihre Nasen vorher so empfindlich traf. Es gab jedoch wichtige Ausnahmen, zu denen auch einige der einflußreicheren Parteifunktionäre gehörten. Die Betreffenden müssen jetzt ihre Demission einreichen, und es gibt schlaue Menschen, die darauf hinweisen, daß deren erzwungener Rücktritt in Wirklichkeit eine „Bedingung" gewesen ist. Das Kapital bleibt unter der Verwaltung Lloyd Georges. Die Zinsen übergibt er bis zur Durchführung der nächsten Wahlen der Organisation, der seine bittersten Gegner entstammen.

Wie gewöhnlich in solchen Fragen hat Lloyd George auch hier seine Karten geschickt ausgespielt. Er schien nach außen großzügig und gutmütig, während die Ursachen der Feindseligkeit seiner Opponenten kaum verständlich waren. Im Endergebnis haben sich seine Rivalen in der Führung zurückgezogen, ihre Satelliten sind verschwunden; er hat den Apparat der Partei gekauft, und die breiten Massen nehmen Initiative

und Erfolg beifällig auf. Er hat seine Partei gereinigt, und obwohl er nie wieder in die Lage kommen mag, „Ehren" zu verkaufen, ist die finanzielle Zukunft der Partei reichlich, ja sogar verschwenderisch gesichert. Was will nun dieser verjüngte Liberale mit seiner so gut ausgestatteten Partei anfangen?

Lloyd George ist zu klug, um sich vorzustellen, daß die Partei überhaupt in der Lage sein wird, sich eine Mehrheit zu sichern oder zu einer Regierungspartei zu werden. Sie behält ihre wenigen Sitze in den städtischen Bezirken nur mit Hilfe der konservativen Stimmen. In den Städten hat sie ihren Einfluß auf die Arbeiterklasse so vollkommen eingebüßt, daß die Geschichte der ersten Dekade dieses Jahrhunderts der jüngeren Generation fast unverständlich erscheint. Sie beherbergt noch zum Vorteil jeder anderen Partei einige ihrer ausgezeichnetsten Persönlichkeiten — einen Churchill und einen McKenna; und was sich im Parlament ereignet, wiederholt sich dauernd unter den lokalen Führern in den Wahlbezirken. Man ist bei den Wahlen so weit gekommen, daß der besonnene Wähler zögert, einen liberalen Kandidaten zu unterstützen, um nicht „seine Stimme wegzuwerfen". Die Partei behält etwas von der alten Vitalität nur am keltischen Saum in Wallisien, dem schottischen Hochland und in Cornwall, während man von den alten Landbezirken, den grünen Oasen des industriellen Englands, nur sagen kann, daß dort der Verfall langsamer vor sich geht als in der Hetzjagd der Städte. Lloyd George rechnet offensichtlich damit, daß, wenn es ihm möglich sein wird, den keltischen Saum zu behalten und einige Sitze in den anderen Landbezirken zurückzugewinnen, er die Führung einer geschlossenen kleinen Gruppe im Unterhaus besitzen wird. Daher sein reges Interesse an der Landwirtschaftspolitik. Seine Gruppe wird einige fähige Berufsmenschen besitzen. Ihr stehen bedeutende Denker wie Keynes zur Verfügung und der Kreis, der sich um die „Nation" sammelt. Sie kann es sich leisten, wertvolle Forschungsarbeiten zur Förderung der fortschrittlichen Politik zu unternehmen. Sie hat besonderes Glück mit ihrer Presse, denn der „Manchester Guardian" ist die beste Tageszeitung in Europa, und die „Daily News" und die „Daily Chronicle" haben große Verbreitung. Lloyd George rechnet damit, daß dieser kleinen Partei, die den begabtesten und beredtesten Führer der ganzen britischen Politik, einen fähigen Stamm von Intellektuellen, eine starke Presse und einen gewaltigen Geldschrank besitzt, eine große Zukunft bevorsteht, wenn sie mit vierzig Stimmen, die sie in die Wagschale werfen kann, in das nächste Parlament zurückkommt.

Diese Berechnung ist sowohl in ihrer Klugheit wie in ihrer Kurzsichtigkeit charakteristisch. Der Vorschlag von Lloyd George geht dahin, daß der Liberalismus das Zünglein an der Wage der britischen Politik werden soll. Das scheint ein armseliger Ehrgeiz für eine einst so große Partei, und das dauernde Schaukeln der Politik setzt einen geringen Glauben an Prinzipien voraus, aber jedenfalls würde es für den

Führer einen ungeheuren und bleibenden Einfluß und eine bestimmende Rolle in dem Schicksal des Volkes bedeuten. Selbst wenn er nie zu Amt gelangen sollte, würde er immer die Macht besitzen. Es ist sicher, daß die nächsten Wahlen ein annähernd gleiches Kräfteverhältnis zwischen der konservativen und der Labour-Partei bringen werden. Es ist nicht wahrscheinlich, daß eine dieser Parteien eine absolute Mehrheit im Unterhause gewinnen wird, und in diesem Falle wird Lloyd George mit vierzig oder noch weniger Stimmen der Königsmacher werden, der entweder Baldwin oder Macdonald zu Amt verhelfen wird. Sein betonter Ausschlag nach links soll seine Vorliebe zeigen. Er hat keineswegs die Absicht, bei dieser Gelegenheit den Tories zur Macht zu verhelfen, aus dem offensichtlichen Grunde, weil der Haß gegen die frühere Koalition in ihren Reihen noch nicht erloschen ist. Aber wenigstens theoretisch muß diese Möglichkeit offen bleiben. Das ist für seine Handlungsfreiheit wesentlich. Er muß sie auch aus dem Grunde behalten, weil er nur dann der Labour-Partei ihre Politik diktieren kann, wenn er in jedem Moment die Möglichkeit besitzt, seine Unterstützung zurückzuziehen und den Konservativen zu Amt und Würden zu verhelfen.

Dieser kluge, taktische Aufbau bricht zusammen, wenn man ihn den Gesetzen der menschlichen Natur gegenüberstellt. Er bricht zusammen in erster Linie, weil ihn das unsophistische Hirn jedes Durchschnittswählers angeekelt zurückweisen muß. Der Mann von der Straße versteht wohl den Amtswechsel zwischen den beiden großen Parteien, er wird jedoch nie ein System dulden, das eine Partei — und zwar die kleinste der dreien — zum ständigen Schiedsrichter im Leben des Volkes machen wird. Er sieht die Politik als eine Phase des Sports an, und dieser ausgeklügelte Plan entspricht nicht den Regeln des Spiels. Der einfache Mann würde dieses unter allen Umständen dunkel empfinden, er wird sich dessen völlig bewußt werden, wenn sich erst das System zugunsten dieses fremden und unberechenbaren Eindringlings auswirkt. Es wird oft gesagt, daß die Iren ihre Freiheit durch die Anwendung dieser Taktik des Züngleins an der Wage erreicht haben. Das ist eine vollkommene Täuschung. Das Zünglein an der Wage hat einen solchen Abscheu in der Seele des beschränkteren Typus des englischen Wählers erregt, daß er (mit Ausnahme eines kurzen Zwischenraums) die Liberalen zwanzig Jahre lang fernhielt und die Befreiung Irlands um mehr als eine Generation verzögerte. Diese Taktik war auch nicht leicht anzuwenden, denn sobald einmal die Iren den Liberalen ihre Unterstützung gewährt hatten, waren sie gezwungen, sie fortzusetzen und wagten nicht, auf die schnelle Erfüllung des schweigenden Kuhhandels zu drängen.

III.

Aber auch aus anderen und weniger wägbaren Gründen ist der Plan undurchführbar. Er übersieht die persönliche Gleichung der beiden keltischen Führer. Ein sehr gütiger und bescheidener Parteiführer wie

ler verstorbene Sir Henry Campbell-Bannerman hätte mit einem ihm iberlegenen Verbündeten leicht arbeiten können. Macdonald leidet edoch unter einer höchst überflüssigen Form von Eifersucht, die ihn keine auffallende Fähigkeit, keine sichtbare Unabhängigkeit im Kreise einer Anhänger dulden läßt. Die Kritiker schüttelt er mit unwilliger Schroffheit ab, aber noch bitterer als Kritik empfindet er die Warnungen eines Freundes, der eine neue Wendung in der Politik vorzuschlagen wagt. Lloyd George saugt die Vorschläge mit allen Poren in sich ein, plündert jeden Geist, der ihm in den Weg kommt, spielt jede Woche mit einer neuen Idee und wählt schließlich diejenigen, die seinem Temperament und seinen Gaben entsprechen. Macdonald fehlt diese geniale Aufnahmefähigkeit. Er scheint in persönlicher Beziehung, hauptsächlich zu seinen fähigeren Parteigenossen, immer auf der Hut zu sein, immer dem Eindringling zu wehren, scheint die bloße Möglichkeit, daß er sich beugen könnte, um etwas zu bekommen, auszuschließen. Er läßt sich nur in der Öffentlichkeit oder im Verkehr mit Ausländern oder mit Männern und Frauen, die keinerlei Anmaßungen und politische Ambitionen besitzen, gehen. Sein unrezeptiver Geist ist dabei keineswegs fruchtbar an positiver und schöpferischer Initiative. Seine Vorsicht ist zu einer dogmatischen Ablehnung jedes kühnen konstruktiven Versuches verhärtet. Er ist ein Quietist geworden, der an den unvermeidlichen Vormarsch der Geschichte glaubt und keinerlei Streben empfindet, diesem Prozeß durch entschiedene Tat zu helfen. Er ist seinem Temperament nach zu einem regierenden Menschen geschaffen, der ein großes Interesse am Räderwerk der Maschine besitzt, sich jedoch nur zögernd und unwillig entschließt, eine Veränderung in ihrer Struktur auszuarbeiten oder Vorschläge dafür anzunehmen. Im Gegensatz zu Lloyd George liest er Bücher und studiert. Er arbeitet ununterbrochen, aber er versteht es nicht, einen anderen mit den Ergebnissen seiner Arbeit zu betrauen, und keiner mit Ausnahme des jovialen Thomas hat je herausgefunden, wie ihm zu helfen sei. Es ist unmöglich, sich seine Zusammenarbeit mit Lloyd George selbst in diesem Harnisch für länger als einen Monat vorzustellen. Er würde immerzu seine Augen vor dem Glanz verdecken, würde sich immerzu in den undurchdringlichen Mantel des Stolzes hüllen, um dem Zauber von Lloyd George zu widerstehen, würde dauernd die Pläne und Kombinationen beiseite fegen, die sein rastloser Kollege bei jeder Besprechung improvisiert. Aber man könnte wetten, daß diese Besprechungen äußerst selten sein würden. Es wird von dem verstorbenen Lord Salisbury erzählt, daß er eines Tages im St. James Park eines der führenden Mitglieder seines Kabinetts, Walter Long, traf. „Wer ist dieser unbekannte Mann, der mich zu kennen schien?“ fragte er seinen Sekretär. Macdonald ist etwas weniger olympisch in seiner Soliertheit, aber ich hörte eines Tages, wie eines der führenden Mitglieder seines Kabinetts erzählte, daß sie sich während der ganzen

Amtszeit nicht ein einziges Mal außerhalb der Kabinettssitzungen getroffen haben. Eine Verbindung mit der liberalen Gruppe könnte auf diese Weise nicht durchgeführt werden.

Aber die Komödie wird kompliziert wie eine Renaissancefarce, wenn man Lloyd Georges Beziehungen zur Labourparty als Ganzes in Betracht zieht. Macdonald wird aus persönlichen Gründen die Angliederung eines allzu blendenden Verbündeten oder Kollegen zurückzuweisen. Der Vorfall mit Asquith ist eine genügende Lehre. Aber man kann annehmen, daß er aus sachlichen Gründen geneigt wäre, eine liberale Zusammenarbeit, die ihm in taktvoller Form entgegengebracht würde, zu begrüßen. Sein Sozialismus ist von gemäßigter Prägung. Er ist weder in seinen Reden noch in seinen Taten von der Voraussetzung ausgegangen, daß der Klassenkampf unvermeidlich ist. Er erstrebt eine langsame Entwicklung des Sozialismus, er glaubt jedoch nicht, daß es möglich sei, durch einen Eingriff diese Entwicklung zu beschleunigen. Der Pazifismus ist die tiefste seiner Überzeugungen und seine Opposition im Weltkrieg die mutigste seiner Erinnerungen, aber er kann einen Kompromiß mit dem Imperialimus schließen. Seine Ansichten über Indien und Ägypten, über China oder über die Marine unterscheiden sich nicht von denjenigen der aufgeklärten Mitglieder der anderen Parteien, und er ist im großen und ganzen ein Anhänger der „Kontinuität" in der Außenpolitik. Trotz seiner bekannten Mäßigung und seines Hasses gegen extreme Ideen schaltet der persönliche Faktor seine Zusammenarbeit mit Lloyd George aus.

Aber selbst wenn eine Zusammenarbeit möglich wäre, sind nicht die Berechnungen derjenigen Führer des rechten Flügels der Labourparty, die sie begrüßen würden, irrig und falsch? Es ist leicht zu verstehen, warum ein Philip Snowden zum Beispiel sie begrüßen würde. Er ist der uneigennützigste aller Menschen, ohne eine Spur von persönlicher Eifersucht. Ein Mäßiger der Rechten, trotz seiner konsequenten Haltung und seines Mutes, stellt er sich, glaube ich, vor, daß Lloyd Georges jetzige Ansichten feststehen. Für die praktischen Gründe einer Politik von heute auf morgen mag es keine unüberwindliche Kluft zwischen den jetzigen Ansichten Lloyd Georges und denjenigen des rechten Flügels der Labourparty geben. Daher sieht diese Parteigruppe eine Verbindung mit ihm als eine mächtige und glänzende Verstärkung an.

Man kann diese statische Ansicht über Lloyd George nur belächeln. Wenn er in seiner schwankenden Haltung isoliert bliebe, nur mit den Liberalen des Mittelstandes verbunden, nur an die liberalen Zuhörer sich wendend, wäre die Berechnung nicht so irrig. Aber diese Haltung könnte nicht lange dauern. Wenn diese Partnerschaft je gekittet werden soll, muß sie eine so enge Verbindung werden wie die zwischen Joseph Chamberlain und den liberalen Unionisten mit der konservativen Partei am Ende des letzten Jahrhunderts — eine Ver-

bindung, die in einer Verschmelzung enden muß. Bei einer solchen Zusammenarbeit und einer gemeinsamen öffentlichen Tribüne glaube ich prophezeien zu können, daß innerhalb von sechs Wochen Lloyd George sich um die Führung der sozialistischen Linken bewerben wird. Angesichts einer Zuhörerschaft entwickelt er einen sechsten Sinn. Irgendwo unsichtbar, in seinen Augenbrauen oder in seinen Fingerspitzen lokalisiert ist in ihm eine Nervenstruktur vorhanden, die ihm ermöglicht, herauszufühlen, worauf die Zuhörer warten und was sie von ihm hören wollen. Ich habe ihn gesehen — bei einer Gelegenheit, bei der ich selbst auf eine für mich verhängnisvolle Weise verwickelt war —, wie er seine ganze Politik im Augenblick veränderte, einen bereits abgeschlossenen Vertrag unbekümmert verwarf und auf eine gänzlich neue Richtung lossteuerte, weil ihn sein sechster Sinn plötzlich warnte, daß seine vorbereitete Rede bei diesem besonderen Publikum ihre Wirkung verfehlen würde. Wenn man ihn — und wenn auch nur als Verbündeten — in einer Arbeiterversammlung sprechen läßt, wird ihn diese unheimliche Begabung mitreißen. Er wird als ein Liberaler in den Versammlungssaal kommen, aber irgendein elektrischer Strom, zwischen ihm und seinen Zuhörern hergestellt, wird bald seine Zunge wie einen Morseapparat in Bewegung setzen, und er wird mit einer glühenden sozialistischen Ansprache enden. Er fühlt sich nicht wohl in einer lauwarmen Atmosphäre. Wenn er für den Krieg eintritt, dann muß es der „Knockoutschlag" sein, wenn er sich für einen harten Frieden entschließt, „dann muß der Kaiser gehängt werden". Dasselbe wird der Fall sein, wenn er mit der Arbeiterpartei zusammengehen wird, denn er wird nicht Ruhe geben, bis er die Führung des Karren ergreift. Er wählt seine Politik, wie eine Primadonna ihre Rollen wählt. Die eine wird seine hohen Noten und sein reichstes Register herausholen, die andere ist für seine Stimme nicht geeignet, denn seine Stimme begnügt sich nicht mit einem getragenen Lied. Man kann ihn in jeder Rolle sich vorstellen mit Ausnahme des Heldenvaters. Er sieht sich gern in der Pose des fahrenden Ritters unter den Erniedrigten und Beleidigten. Daß er nichts Extremes tun wird, braucht man nicht zu betonen, aber sicherlich wird er davon sprechen.

Aber nun kommt eine andere Komplikation. Ebenso wie Macdonald (obwohl er zum rechten Flügel gehört) die Angliederung des liberalen Lloyd George zurückweisen muß, wird die sozialistische Linke mit Wut einen Verbündeten ablehnen, der seiner Natur nach zu ihnen gravitiert. Es fliegen zu viele Gespenster um diesen Sindbad den Seefahrer — der Knockoutschlag, der Frieden von Versailles, die Intervention in Rußland, die Taten der Black-and-Tans in Irland, sein Verhalten gegenüber den Ministern seines Kabinetts und die Tatsache, daß er nur um ein Haar einem Krieg mit der Türkei entgangen ist. Die Linke würde lieber eine Spaltung in der Labourparty herbeiführen, als eine Verbindung mit ihm dulden. Selbst wenn es ihnen aufdämmern würde, daß er eines Tages

in ihre Reihen treten kann, würden sie seine Unterstützung aus Furcht vor seinem Verrat ablehnen. Und es gibt noch einige Mitglieder der Rechten, die dieselbe Ansicht über eine Verbindung vertreten. Sie haben ihre besten Jahre damit verbracht, sich von der Übermacht des Liberalismus zu befreien. Sie fürchten ihn jetzt selbst in seiner Dekadenz.

Ich wage keine Prophezeiung, mit Ausnahme der, daß Lloyd Georges Taktik eines unabhängigen, hin- und herschwankenden Bündnisses fehlschlagen muß. Seine einzige Möglichkeit liegt in einer engen Verbindung, die einer Verschmelzung gleich kommt. Aber dies erscheint mir ein so schwieriges Abenteuer, dem selbst seine Klugheit nicht gewachsen ist. Aber er wird den Versuch machen, wird die Einzelheiten seiner Pläne ein dutzendmal ändern, wenn er sich durch geschickte und gewundene Wege seinem Ziele nähern kann. Wenn es sein Ehrgeiz ist, zwei Parteien nacheinander zu zerstören, hat er eine gute Chance des Erfolges. Eines kann man mit Sicherheit prophezeien: Er wird nicht langweilig sein. Es wird ihm nicht an Unternehmungsgeist mangeln. Er wird enden wie er begann, der Hecht im Karpfenteich, der Kelte unter den Saxonen, das Perpetuum mobile in unserer stagnierenden und ehrwürdigen Politik. Es ist schon seine Bestimmung, die Berechnungen über den Haufen zu werfen, das Gleichgewicht gesetzter Männer zu stören, dem einen Ziele treu: seinem unbeugsamen Entschlusse, die Engländer daran zu hindern, sich in der Ruhe ihrer Eigenart zu wiegen.

Frankreich und Deutschland.

Ministerialdirektor Dr. *Karl Spiecker,*
ehem. Pressechef der Reichsregierung.

Der französische Senator Henry Lémery hat an dieser Stelle über das größte und ernsteste europäische Problem, über das Verhältnis Deutschlands zu Frankreich ehrliche Worte geschrieben. Aufrichtige Worte, die den Deutschen nicht verletzen, dem Franzosen aber nicht schmeicheln sollten. Das Problem, das er angeschnitten hat, kann in der Tat nutzbringend nur erörtert werden, wenn die Aussprache getragen und beseelt ist vom unbedingten Willen zur Wahrheit, Selbstbesinnung und Selbsterkenntnis, aber auch von der Kenntnis und Würdigung des andern.

Das Schicksal hat es nicht gut gemeint mit den beiden großen Völkern Frankreichs und Deutschlands. Sie haben in langen Jahrhunderten den Frieden nicht finden können; von Geschlecht zu Geschlecht vererbte sich ihr gegenseitiges Mißtrauen, ihre Abneigung, ihre Feindschaft. Erzfeinde nannten sie sich. Die Väter zeigten den Söhnen die Wunden, die der Feind dem Land geschlagen, wiesen auf die Ruinen, die Gräber, die Schlachtfelder, die vom Feinde erzählten. Bis der furchtbarste aller Kriege uns, die wir ihn erlebt haben und doch noch leben, mit der Faust in den Nacken griff und uns zwang darüber nachzudenken, ob dem Verhängnis, das über unseren Ländern und Völkern bislang gewaltet hat, jetzt nicht genug Opfer gebracht seien; ob es nicht heiligste Pflicht sei, alles zu tun, um das lebende oder kommende Geschlechter davor zu bewahren, wieder und wieder diesem grauenhaften Verhängnis Hekatomben und Hekatomben von Menschenleibern hinzuwerfen; ob aufrichtiges, edles Menschentum, Menschenwitz und Menschenwille nicht stark genug sind, die ewig dräuenden Wetterwolken zu scheuchen und auch über unseren Ländern einen sonnigen Himmel ehrlicher Freundschaft und nachbarlicher Interessengemeinschaft sich wölben zu lassen.

Viel guter Wille gehört dazu auf beiden Seiten. Auf beiden Seiten muß der Glaube leben, daß auch Frankreich und Deutschland in Frieden miteinander leben *können;* muß die Erkenntnis stehen, daß die Arbeit für diesen Frieden beiden Opfer zumutet, Opfer indes, die nicht Schaden, sondern beiden Nutzen bringen. Daß die materiellen, die wirtschaftlichen Interessen von einem Miteinandergehen Frankreichs und Deutschlands Förderung erhoffen dürfen, ist praktisch erprobt und

wirkt sich bereits aus. Der Weg zur Verständigung über die Gemeinsamkeit wirtschaftlicher Interessen ist aber lang und von vielen Gefahren umdroht. Die deutsch-französische Verständigung und Freundschaft darf keinen Konjunkturschwankungen unterworfen sein; sie muß eine Seele haben, deren Lebensgesetze tief im Innern des französischen und deutschen Menschen wurzeln, sie muß aus dem Glauben aneinander, aus dem Vertrauen zueinander erwachsen.

Vertrauen und Glauben, das ist das Ziel aller deutsch-französischen Verständigungsarbeit. Es kann nicht leicht sein, die jahrhunderte alten Trümmer wegzuräumen, im eigenen Herzen die Stimme der Leidenschaft zu unterdrücken, nicht zu vergessen, aber doch zu verstehen, und zu — verzeihen, was seit einundeinhalb Jahrzehnt trennend und schneidend zwischen uns gestanden hat. Geduld ist darum geboten, mehr aber noch ernster Wille, Mut zur Wahrheit und zum Entschluß. Der erste Schritt ist: sich kennen und verstehen lernen, im Guten wie im Bösen. Die Gesinnung hüben oder drüben ist weder ganz gut noch ganz schlecht — sonst wäre die Entscheidung leicht. Not tut abzuwägen, ob das Gute oder das Böse überwiegt; ob durch den Pakt mit dem Guten das Böse nicht geschwächt, bedeutungslos gemacht werden kann. In Deutschland und Frankreich gibt es ehrliche, verständigungsbereite Menschen — daran zweifelt niemand. Und es gibt andere, die keine Verständigung wollen, die Diener des schicksalhaften Verhängnisses bleiben wollen, das solange und schwer auf unseren Völkern gelastet hat. Frankreich muß prüfen, ob wir Deutschen mehr dem hoffnungslosen Kismet ewigen Haders oder der überwindenden Stärke entschlossener Friedensarbeit dienen wollen. Dieser Prüfung sollen auch diese Zeilen dienen, die nichts beschönigen, aber auch nichts verschweigen wollen.

Gewiß, es gibt in Deutschland eine nicht gering zu schätzende Strömung, die Frankreich nicht wohl will. Hat es je ein unterlegenes Volk gegeben, in dem nicht glimmend oder flackernd das Feuer der Revanche gebrannt hätte? Weiß darum nicht gerade das Volk der Franzosen? Wird es in der Geschichte nicht als Zeichen der Gesundheit, der Lebenskraft, des Stolzes und des Adels einer Nation angesehen, daß es eine kriegerische Niederlage nicht leicht verwinden kann? Deutschland ist besiegt worden — aber es fühlt sich unterlegen einer erdrückenden Übermacht von Gegnern; es glaubt sich hintergangen, nachdem es die Waffen gestreckt hatte; es ist versucht, die Fehler, die auf der eigenen Seite begangen worden sind, den Siegern als Schuld anzurechnen. Ist es verwunderlich, daß ein Volk mit der kriegerischen Vergangenheit wie das deutsche, mit der militärischen Ausbildung und, was schwerer wiegt, Erziehung, die wir alle im alten Deutschland erhalten haben, den Zusammensturz einer Welt, die wir trotz all ihrer — leider zu spät erkannten — Mängel geliebt und bewundert haben, in seiner gleichzeitig zusammengebrochenen Gefühlswelt in wenigen

Jahren, die auch noch erfüllt waren von Streit und Haß, nach den Gesetzen der Vernunft noch nicht ordnungsgemäß hat eingliedern können!

Wo aber gibt es ein Volk in der Geschichte, das sobald schon nach einem verlorenen Krieg in alle Leidenschaften überwindender Erkenntnis dessen, was not tut, freiwillig auf verlorenes Land verzichtet und für ewige Zeiten sich verpflichtet hat, über den Besitz dieses Landes nie mehr die Entscheidung der Waffen anzurufen, wie es das deutsche Volk in Locarno getan hat! Ein Verzicht wie dieser mußte umstritten werden und wird umstritten. Aber es gibt heute keine Partei mehr im deutschen Reichstag, die es wagt, sich auf die Seite der Gegner Locarnos zu stellen. Es kämpfen gegen Locarno die Verbände, die sich vaterländisch nennen, jene Organisationen, die zerfallen müßten in dem Augenblick, in dem sie den Geist von Locarno anerkennen würden. Aber die Entwicklung ist schon über sie hinweggegangen; das deutsche Volk hat in seiner überwältigenden Mehrheit diesen Gestrigen schon den Laufpaß gegeben. Der Stahlhelm kommt gewiß nicht nochmals nach Berlin. Daß er da war, ist gut, denn jetzt weiß er, daß er von gestern ist; daß wir für starke Worte kein Ohr und an Soldatenspielerei keinen Spaß mehr haben. Die Wehrverbände haben sich totgelaufen; darum will der Stahlhelm jetzt in die Politik, heran an den Staat. Das aber zwingt zur Nüchternheit und der Weg der Nüchternen — in allen Parteien — hat nach Locarno geführt.

Sicherlich wird man in Deutschland auch künftig noch Soldat spielen, denn erstens liegt's uns noch in den Knochen und zweitens müßten wir seltsame Menschen sein, wenn angesichts der Aufrüstung rings um uns herum die Mißtrauischen und Nervösen unter uns nicht noch mißtrauischer und nervöser würden. Das hat indes, wie jeder hier zu Lande weiß, nichts oder so gut wie nichts mit unserer militärischen Abrüstung zu tun, sondern ist nur ein Zeichen der ungenügenden moralischen, seelischen Abrüstung, nicht nur in Deutschland, ja nicht einmal zuförderst und zumeist in Deutschland. Der denkende Deutsche kann schlecht umhin, die nahezu vollkommene Wehrlosigkeit Deutschlands inmitten eines Kranzes von Staaten, die ihre militärische Macht, den Erfordernissen neuzeitlicher Kampfmittel entsprechend, immer mehr vervollkommnen, als eine ernste Gefahr zu betrachten. Das Mißverhältnis zwischen der effektiven Abrüstung Deutschlands und der kriegerischen Aufrüstung der meisten anderen europäischen Staaten erschwert naturgemäß die Herstellung des seelischen Gleichgewichts, das für die Schaffung einer Atmosphäre des Vertrauens Voraussetzung ist.

Wer demnach über deutsche Wehrbestrebungen Klage führen will, soll gerechterweise auch diesen Zusammenhang zwischen Wirkung und Ursache nicht übersehen und totschweigen. Der Lebenswille des deutschen Volkes ist zu stark, als daß er sich gegen drohende Gefahren

nicht aufbäumte, und es gehört bei uns Freunden Frankreichs ungemein viel Glauben an die guten Kräfte im Völkerleben, ungemein viel Vertrauen zur politischen und wirtschaftlichen Einsicht der anderen Nationen, wenn wir ehrlich und unentwegt uns für eine Politik der Verständigung und Freundschaft mit den anderen Völkern und insbesondere auch mit Frankreich einsetzen. Der Gedanke, ein deutsch-französisches Militärbündnis einzugehen, ist nicht einem ängstlichen Gemüt oder hinterlistiger Gesinnung entsprungen, sondern der harten Erkenntnis, daß auf absehbare Zeit doch wohl an keine allgemeine Abrüstung zu denken ist, und daß darum die ernste Forderung einer deutsch-französischen Freundschaft nicht Halt machen darf vor der kühnen Folgerung eines deutsch-französischen Militärpaktes.

Was wir in Deutschland nicht verstehen, ist der in Frankreich verbreitete Glaube, die Besetzung der Rheinlande verbürge heute noch Frankreichs Sicherheit und daß die Tatsache der Besetzung dem Vertrage von Locarno, der Zugehörigkeit Deutschlands zum Völkerbunde nicht widerstreite. Wenn Frankreich auch die Fortdauer der rheinischen Besetzung bis 1935 zu Recht aufrecht erhalten zu dürfen glaubt — gibt es in Frankreich jemanden, der wirklich die Befürchtung hegt, daß Deutschland bis 1935 gewillt und in der Lage sei, Frankreich militärisch zu gefährden? Und wenn Deutschland diesen Revanchegeist und Angriffswillen in der Tat hegte, würde er durch die Fortdauer der Besetzung nicht erst recht gestärkt und genährt? Muß in der rheinischen Bevölkerung, auf deren Verhalten bei einer deutsch-französischen militärischen Auseinandersetzung in Zukunft doch sicherlich sehr viel ankommen wird, die Räumungsweigerung für Frankreich im Ernstfall günstige oder schädliche Wirkungen haben? Wenn wir aufrichtig miteinander sein wollen, müssen wir offen aussprechen, daß die Fortdauer der Besetzung für das nationalempfindende Deutschland — und nur dieses kommt für die Freundschaft mit Frankreich in Frage — ganz zweifellos die schwerste Belastung seines Vertrauens zu Frankreich bedeutet, und je ehrlicher wir an der Verständigung und Freundschaft mit Frankreich arbeiten, um so schwerer tragen wir die militärisch doch unwirksam gewordene und gerade darum als moralische Bedrückung empfundene Besetzung unserer Westmark. Die öffentliche Meinung Frankreichs, die gewiß auch ehrlich den Frieden mit Deutschland will, muß wissen, wo das größte Hindernis der Herstellung dieses Friedens liegt. Ein Nachschlagen in der eigenen Geschichte belehrt jeden gutwilligen Franzosen, wie es uns Deutschen nach diesem verlorenen Krieg zumute ist und weil wir wollen, daß dies der letzte Krieg war zwischen Deutschland und Frankreich, darum müssen wir Freunde des Friedens diesseits und jenseits des Rheins uns helfen, damit wir leichter die Widerstände besiegen, die wir im eigenen Lande zu überwinden haben.

Mögen hierzulande manchmal als Rechtsansprüche eingefordert werden, was die Gegenseite nur als freiwillige Zugeständnisse anerkannt

wissen will — wäre es verwunderlich, daß wir Deutschen im Versailler Vertrag, der doch wirklich genug Verpflichtungen für uns enthält, dort auch ein paar Rechte zu erblicken glauben, wo die Sieger sich auch noch freie Entschließung haben vorbehalten wollen? Weiß Frankreich nicht, daß Gnade für ein Volk das Demütigendste ist, was ihm angetan werden kann, daß von Gnade nicht mehr gesprochen werden darf, wenn von Freundschaft die Rede ist? Freundschaft aber ist nur zwischen Gleichen möglich; sie kann nur aufbauen auf Gleichachtung und Gleichberechtigung. Sonst ist die Freundschaft Lüge und Trug. Und das soll die deutsch-französische Freundschaft, wenn sie eines Tages geschlossen ist, nie sein!

Und dann Polen! Es ist wahr, recht vielen Deutschen ist dies Polen unsympathisch. Preußen und Polen haben sich in der Geschichte nie gut verstanden und am wenigsten, als Preußen ehemals polnische Gebiete verdauen sollte. Von der Befreiung Polens aus der zaristischen Herrschaft hatten sich die Deutschen gewiß auch etwas anderes in der Zukunft versprochen. Aber nicht nur Preußens Kornkammer, Posen, ging an die Polen verloren; nicht nur der wertvollste Teil Oberschlesiens kam nach blutigem Bürgerkrieg in polnische Hände; mitten durch deutsches Land führt der polnische Korridor und macht Ostpreußen zu einer rings umbrandeten Insel. In Polen selbst sind die Gefühle Deutschland gegenüber noch unfreundlicher, noch frostiger als umgekehrt. Jedenfalls eine Nachbarschaft, die viel, sehr viel zu wünschen übrig läßt. Aber auch die stärksten Hasser Polens in Deutschland denken an keine Zerstörung des polnischen Staates. Allen liegt vielmehr an einer Konsolidierung Polens, denn die unmittelbare Nachbarschaft Sowjetrußlands reizt auch unsere Polenfresser nicht. Die aber sind alle irgendwie an Polens Wirtschaft interessiert und je länger der Zollkrieg zwischen Polen und Deutschland währt, um so allgemeiner wird die Einsicht, daß man sich doch einmal rangieren muß. So zurechtgemacht und weit hergeholt es zunächst scheinen mag: Deutschlands Frieden mit Polen wird eine Folge seines Friedens mit Frankreich sein. Auch über Polen wird es zu einer Verständigung zwischen Frankreich und Deutschland kommen müssen, denn Frankreichs Freundschaft für Polen wird auf die Dauer für Polen nur Wert haben, wenn Deutschland sie teilt.

Auch mit Polen hat Deutschland in Locarno Schiedsverträge abgeschlossen. Daß sie gehalten werden, auch wenn Interessenten und Heissporne einmal anders wollten, dafür bürgt die verständigungsbereite erdrückende Mehrheit des deutschen Volkes und seines Reichstags. Und die Anzahl derer, die mit Polen ehrlich Frieden schließen wollen, wächst täglich, im wirtschaftlichen und im politischen Lager. Ich habe im oberschlesischen Abstimmungskampfe in scharfer Fehde mit den Polen gelebt und den Haß kennen gelernt, dessen ein national uneinheitliches, sprachlich gemischtes Grenzvolk fähig ist. Aber nach-

dem die Entscheidung über das unglückliche Oberschlesien gefallen ist — zum Schaden beider Teile, wie ich meine — habe ich mich, unbekümmert um die Fortdauer des deutsch-polnischen Streits in vielen Dingen, für den deutsch-polnischen Interessenausgleich, für die deutsch-polnische Verständigung, ja für die deutsch-polnische Freundschaft eingesetzt und leiste freudig und hoffnungsvoll meine Mitarbeit den Bestrebungen, die den Weg ebnen wollen, auf dem Polen und Deutsche zu gemeinsamer Arbeit sich treffen sollen. Dieser Weg wird kurz sein, wenn Frankreich und Deutschland sich in vertrauensvoller Zusammenarbeit finden und damit Bresche schlagen in die turmhohe Mauer des Mißtrauens, die uns allen heute noch den freien Blick in des anderen Land und in des anderen Auge versperrt.

Deutschland habe zwanzig Millionen Menschen zuviel, hat Clémenceau gesagt. Das fürchterliche Wort ist wahr und gefährlich, wenn Deutschland und Frankreich sich nicht zusammenfinden. Aber zusammen sind wir gerade genug, um Europa den Frieden zu sichern und unseren Völkern endlich die Geborgenheit und Ruhe zu geben, die ihnen nach dem jahrhundertelangen verderblichen Ringen miteinander Not tun.

Geld und Geist.

Prof. *M. J. Bonn.*

Die amerikanische Politik wird von einer eigenartigen Verbindung von Menschheitsbeglückungssucht und Gewinnsucht, von Gleichheitsgefühl und von Neigung zur Gewalttätigkeit beeinflußt. Die Angst um das ewige Heil der Seele und das Streben nach dem größtmöglichen Gewinn stehen nicht zufällig gemeinsam am nördlichen Ausgangspunkt der amerikanischen Geschichte. Die Pilgerväter, die Neu-England besiedelten, wollten dort ein Reich Gottes begründen. Sie taten es mit den Geldern einer Aktiengesellschaft, die zum Zwecke der wirtschaftlichen Erschließung organisiert worden war. Seit die „Maiblume" in See gestochen ist, trägt die amerikanische Geschichte das Doppelgesicht von Geld und Geist. Im amerikanischen Volke, wenn man von Volk sprechen will, wo es sich eigentlich nur um geistig führende Schichten handelt, hat stets die Vorstellung des „auserwählten Volkes" gelebt. Das ist nichts Eigenartiges. Alle Völker der Erde sind in ihrem tiefsten Innern überzeugt, etwas Besonderes zu sein. Aber nur wenige von ihnen begnügen sich mit der selbstgefälligen Gewißheit, von Gott auserwählt zu sein. Nur wo der Hochmut eines auserwählten Volkes

oder einer auserwählten Schicht zur Selbstverständlichkeit geworden ist, wie bei den alten Juden oder bei den Mohammedanern, verzichtet man auf Proselytenmacherei und fühlt keinerlei Bedürfnis, in die Wege göttlicher Fügung einzugreifen und andere durch Propaganda zu beglücken. Im amerikanischen Volke schlummert dagegen ein leidenschaftlicher Missionsfanatismus. Es ist der Missionsfanatismus einer menschheitsbeglückenden gesellschaftlichen Demokratie. Er steht innerlich in einem unlösbaren Widerspruch zur Vorstellung der göttlichen Auserwählung, der ein durchaus aristokratisches, von menschlicher Tätigkeit unabhängiges Prinzip zugrunde liegt. Den Amerikanern ist die Neigung zur Propaganda auf allen Gebieten angeboren. Sie ist vielleicht ursprünglich aus dem Wettbewerb der Sekten hervorgegangen; sie hat sich heute des ganzen Lebens bemächtigt. Zwischen den Methoden zur Gewinnung von Seelen in der religiösen Propaganda und der Gewinnung von Konsumenten durch Anpreisung irdischer Vorzüglichkeiten bestehen zahlreiche psychologische Ähnlichkeiten.

Dieser Missionseifer ist in der amerikanischen Politik immer vorhanden gewesen, auch wenn er nur zeitweise deutlich sichtbar geworden ist. In den Perioden, in denen das amerikanische Volk mit seinen eigenen Angelegenheiten beschäftigt ist, hat es meist auf Propagandatätigkeit verzichtet. Wenn aber der Druck nachläßt oder wenn ein äußerer Anlaß zur Umstellung der Kräfte führt, bricht dieser Fanatismus in der leidenschaftlichsten Weise los. Er hat den idealen Vorwand geliefert, der die Landeroberungspolitik auf dem amerikanischen Kontinent verklärt hat, zu der die Amerikaner sich anderen Völkern gegenüber als Vollstrecker des göttlichen Willens berechtigt glauben. Er hat die gewaltige Spannkraft genährt, mit der der Norden den Süden unterwarf[1]). Denn der Sklaven besitzende Süden war fast so wesenverschieden vom puritanischen freien Norden, wie Mexiko vom Süden war. Und wie Gott den Menschen nach seinem Ebenbilde schuf, so fühlte dieser Norden von Zeit zu Zeit die Verpflichtung, in Gottes Vertretung seinen Mitmenschen die eigenen Züge aufzuprägen.

Als dann nach dem spanischen Krieg eine imperialistische Bewegung ausbrach, ist sie mit dem gleichen Geiste der Mission erfüllt worden. Was den Durchschnittsamerikaner damals lockte, waren nicht Macht- und Landgewinn — das nimmt er als Zeichen göttlichen Wohlwollens mit — sondern die Möglichkeit, den Millionen Heiden und Verblendeten in den zurückgebliebenen Ländern des Ostens das Erbe ame-

[1]) Vergleiche den „Schlachtgesang der großen Armee der Republik":
„Mine eyes have seen the glory of the coming of the Lord,
He is trampling out the vintage where the grapes of wrath are stored,
He has loosed the fateful lightning of his terrible swift sword;
His truth is marching on.
In the beauty of the lilies Christ was born across the sea,
With a glory in his bosom that transfigures you and me,
While God is marching on;
As he died to make men holy, let us die to make men free."

rikanischer Kultur im Zeichen des Kreuzes zu bringen[2]). Im Amerikaner lebt ein Kreuzfahrer, der sich zwar weder fortwährend auf dem Kreuzzuge befindet, noch immer von reiner Kreuzfahrstimmung erfüllt ist. Auch in seiner Seele streiten die gemischten Gefühle, die einst die Kreuzfahrer beseelten, als sie die Eroberung des Heiligen Grabes unternahmen. Wenn aber die Spannung nur groß genug ist, lassen sich die idealistischen Regungen immer auslösen. Auch der Krieg gegen Deutschland ist den Massen des amerikanischen Volkes als Kreuzzug zur Befreiung der Welt von den Gefahren des Militarismus erschienen, obwohl unter denen, die ihn organisierten, viele waren, die, wie die Reeder der großen italienischen Handelsrepubliken, die die Kreuzfahrer beförderten, höchst praktische Beweggründe hatten[3]).

* * *

Heute ist diese Kreuzzugsstimmung längst verflogen. Ein Teil des amerikanischen Volkes hat sich in zürnender Entrüstung gegen *Wilson* gewandt, weil er es soweit geführt und Amerika in den Strudel der europäischen Wirrnisse hineingezogen hat, der andere ist empört darüber, daß es ihm nicht gelungen ist, im Friedensvertrage die amerikanischen Ideale zu verwirklichen. Die einen werfen *Wilson* vor, daß er um den Preis des Völkerbundes einen schlechten Frieden erkauft habe, die anderen, daß er nicht imstande gewesen ist, das amerikanische Volk auf den Völkerbund einzuschwören. Fast überall findet man ein leidenschaftliches Zurückscheuen vor idealistischem Schwung in der Außenpolitik.

Die Idealisten haben sich enttäuscht auf ihr eigenes Ich zurückgezogen. Ihnen ist das politische Europa die Sünde; sie haben von dieser Sünde genossen und sind an ihr erkrankt. Sie waren ausgezogen, um den europäischen Imperialismus zu vernichten. Der Imperialismus hat in Europa gesiegt. Und nun gibt es für sie nur eine Aufgabe: sich von der Verstrickung fernzuhalten, die sie mit Europa verbinden könnte, um zu verhindern, daß das Gift einer übel-

[2]) Rede von Senator *Albert J. Beveridge* von Indiana im Senat am 9. Januar 190[0]: „. . . We will not renounce our part in the mission of the race, trustee, under God, of the civilisation of the world . . . Mr. President, self-government and interna[l] development have been the dominant notes of our first century; administration and the development of other lands will be the dominant notes of our second century . . . He has made us (our race) the master organizers of the world to establish system where chaos reigns . . . He has made us adepts in government that we may administer government among savage and servile peoples . . . And of all our race, he has marked the American people as His chosen Nation to finally lead in the regeneration of the world. This is the divine mission of America, and it holds for us all the profit, all the glory, all the happiness possible to man. We are trustees of the world's progress, guardians of its righteous peace.

[3]) In den letzten Monaten des Krieges hatte ich eine Unterhaltung mit einem Vertreter *Wilsons*, der mir sagte: „Wir sind in Kreuzzugstimmung, und wir werden nicht eher ruhen, als bis unsere Ideale verwirklicht sind." Ich habe ihm darauf geantwortet, ich sei über die Kreuzzugstimmung des amerikanischen Volkes unterrichtet; die Geschichte werde sich aber wiederholen: Der Kreuzzug werde bestenfalls mit territorialen Eroberungen seitens der Sieger enden, nicht aber mit der Befreiung der Menschheit.

alterten Kultur Amerika anstecke. „Los von Europa" ist das Losungswort, das man, gesprochen oder gedacht, fast überall findet.

Es gibt eine kleine Gruppe von Intellektuellen, insbesondere viele Frauen, die sich für europäische Dinge und für Weltangelegenheiten interessieren. Ihre Kenntnis der großen Politik dürfte derjenigen der meisten Europäer, die sich mit diesen Dingen beschäftigen, überlegen sein. Sie bilden aber eine ganz schmale Schicht, die im Augenblick wenig Einfluß hat. Die anti-europäische Stimmung ist heute weit stärker, als sie etwa vor zwei Jahren war. Man ist deutschfreundlicher geworden, doch darf man sich über den Umfang der Wandlung nicht täuschen. Man ist immer anti-englisch gewesen. Anti-englisch sind gefühlsmäßig die Millionen Iren, deren Stimmen in der Politik eine Rolle spielen, — obwohl die Schaffung des irischen Freistaates den ererbten Haß gemildert hat. Anti-englisch ist aber auch die altrepublikanische Überlieferung, die auf den Unabhängigkeitskrieg zurückgeht. Sie drückt sich heute noch deutlich in der Haltung der amerikanischen öffentlichen Meinung in der chinesischen Frage aus. Die Amerikaner sehen unter dem Einflusse der Missionare in den Chinesen unterdrückte Brüder, die gegen den britischen Imperialismus geschützt werden müssen. Sie sehen in der anti-englischen Bewegung in China gewissermaßen eine Fortsetzung des Unabhängigkeitskrieges gegen Georg III. Gesellschaftlicher, geschäftlicher und intellektueller Snobismus haben hier etwas Wandel geschaffen. Je mehr die geistig herrschende angloamerikanische Schicht empfindet, daß sie in Amerika zu einer Minderheit geworden ist, desto stärker wird überdies das Bedürfnis zur Anlehnung an das stammverwandte Mutterland. Die englische Politik mit ihrer eigenartigen, auf weite Sicht gerichteten Einstellung, die dabei mehr instinktmäßig als überlegungsmäßig betrieben wird, ist indes dem Amerikaner immer etwas unheimlich gewesen. Er bewundert und fürchtet das aristokratische England, das er nur bedingt versteht und dessen Methoden ihn mit Mißtrauen erfüllen.

Man ist gefühlsmäßig immer pro-französisch gewesen. Da es wenig Franzosen in den Vereinigten Staaten gibt, stößt die liebenswürdige Theorie, die man sich von den Franzosen gemacht hat, nicht auf die harte Wirklichkeit des täglichen Lebens. Paris ist überdies für viele Amerikaner das Land der Phäaken gewesen, wo sie ein paar Wochen im Jahr einen immerwährenden Sonntag genießen konnten, der von einem neuenglischen Sonntag nicht unwesentlich abstach. Man hat seit einem Jahrhundert von *Lafayette* und *Rochambeau* geschwärmt. Aber die Franzosen haben diesen Nimbus in dem Augenblick zerstört, als sie *Rochambeau* und *Lafayette* aus heroischen Figuren in Raten eines Abzahlungsgeschäfts verwandeln wollten. Ihr Versuch, der Anerkennung ihrer Schulden zu entgehen — von Bezahlung ist einstweilen noch gar nicht die Rede gewesen — verstößt gegen die amerikanische Grundvorstellung, daß die Welt auf der Heiligkeit der Verträge beruhe.

„Haben sie das Geld nicht geliehen?“ (Didn't they hire the money?) soll Präsident *Coolidge* gesagt haben, als man ihm zuerst von der Streichung der französischen Schulden sprach. Dies Vorgehen hat nicht nur Frankreich, sondern ganz Europa mit Ausnahme Englands, das seine Schulden bezahlt, in den Augen der Amerikaner herabgesetzt. Europa will wieder einmal vertragsbrüchig werden. Mit dieser Entrüstung verbindet sich dann der moralisierende Gedanke, man werde Europa an neuen kriegerischen Abenteuern verhindern können, wenn man auf Bezahlung der alten Kriegsschulden bestehe; Nachsicht in dieser Beziehung werde nur die Kriegslust Europas anfachen. Über diese negative Stellungnahme geht die Kraft des amerikanischen Idealismus heute kaum hinaus.

Aus dem demnächst im Verlag S. Fischer erscheinenden Buch: „M. I. Bonn: Geld und Geist. Vom Wesen und Werden der amerikanischen Welt.“

Die Mission der Völkerbundsligen.

Von Senator *H. La Fontaine,*
Präsident des belgischen Senats, Präsident des internationalen Friedensamtes in Genf.

Wenn man die Evolution der Welt betrachtet und die Kurve verfolgt, die sie im Laufe der vergangenen Jahrhunderte beschrieben hat, wenn man sich der wachsenden Beschleunigung bewußt wird, die die Menschheit ihren neuen Schicksalen entgegentreibt, so gelangt man zu der Überzeugung, daß die vollkommene Entwaffnung der Völker in der Logik der Dinge liegt, und daß ihre Vollendung eine nahe Eventualität ist. Die Evolution der Menschheit verwirklicht sich jedoch nicht wie eine chemische Reaktion nach einem vorherbestimmten, geregelten Rhythmus. Zwischen die Elemente einer sozialen Reaktion schleichen sich unvorhergesehene Unbekannte ein und erschüttern Gegebenes und Ergebnis. Die Rolle, die der individuelle oder kollektive Wille in der Verzahnung der Ereignisse spielt, die das, was man Geschichte nennt, bilden, springt in die Augen derjenigen, die ihren Ablauf verfolgen. Dieser Wille, der in der Vergangenheit unbewußt war oder im Unterbewußtsein ruhte, tendiert jetzt dazu, immer bewußter zu werden. Leider wird er nur bewußt im Geiste einiger isolierter Persönlichkeiten, die in der Mehrzahl der Fälle machtlos und ohne direkten und entscheidenden Einfluß sind. Diese Wissenden oder Seher erleiden das bittere Los, daß das, was sie sehen oder voraussehen, denjenigen, die die Geschicke der Völker in der Hand haben, wie offensichtliche Irrtümer oder Träume von Fieberkranken, aegri somnia, erscheinen.

Und doch wie oft haben Tatsachen das gerechtfertigt, was sie verkündeten. War nicht die Verwirklichung des Völkerbundes trotz seiner

Unvollkommenheit ein offensichtlicher Beweis dafür, und ist nicht der Hohn gerächt, mit dem der Abbé de Saint Pierre bis über das Grab hinaus verfolgt wurde? Diese Lehre dürfte diejenigen aufklären, die lachen oder leugnen, wenn man behauptet, daß eine vollkommene Entwaffnung der Völker eine gebieterische Notwendigkeit und eine unmittelbare Möglichkeit ist. Das jämmerliche Schauspiel, das das Vorbereitungskomitee der Entwaffnungskonferenz bot, war wahrhaftig äußerst entmutigend, wenn man an den letzten Krieg denkt und sich vorstellt, wie ein neuer Krieg aussehen würde. Die Welt vor eine solche Eventualität zu stellen ohne einen übermenschlichen Versuch zu machen, den Händen der künftigen Kriegführenden die Waffen zu entwinden, ist ein unverzeihliches Verbrechen.

Und was dieses Verbrechen noch unverzeihlicher macht sind die verschärfenden Umstände, die seine Ausübung leichter und gewisser gestalten. Ich spreche von der Frage der Minderheiten, der dauernden Ursache unauslöschlichen Hasses. Während man von allen Seiten wiederholt, daß die moralische Entwaffnung eine wesentliche Vorbedingung der militärischen Abrüstung sei, hat man fast an allen neuen Grenzen erschreckende Brandherde angesteckt, die noch dazu in der Nachbarschaft von Zündstoffen glimmen, von denen man behauptet, daß sie zur Sicherstellung der nationalen Abwehr angehäuft worden sind. Dieses System ist von einer solchen Absurdität, daß man sich fragt, wie vernünftige Menschen es entwerfen und billigen konnten.

Man kennt die geographischen, historischen, politischen und ethnographischen Rücksichten, die diese grauenhafte Situation herbeigeführt haben. Man hat schamlos und gegen ihren Willen über gewisse Völker verfügt als ob es sich um Schafherden handelte. Man muß das Übel, das auf diese Weise angerichtet worden ist, beheben, um den Groll und die Erregung zu besänftigen, die häufig nur allzu gerechtfertigt sind.

Man hat die allgemeine Lage auf eine solche Weise verstrickt, daß es nicht leicht sein wird, die ganze Welt zufriedenzustellen. Aber man könnte trotzdem zu dem Recht zurückkehren, das im Verlauf der Feindseligkeiten des letzten Krieges so feierlich verkündet wurde, zu dem Selbstbestimmungsrecht der Völker. Man müßte zu der loyalen Anwendung der für gewisse Minderheiten angenommenen Regeln kommen, und man müßte diese Regeln unter die wirksame Kontrolle des Völkerbundes stellen und sie auf alle Minoritäten ausdehnen.

Wir sind überzeugt, daß eine solche Politik eine tatsächliche Befriedung herbeiführen könnte und eine Abrüstung der Fäuste neben einer Entwaffnung der Herzen verwirklichen würde. Im entgegengesetzten Fall ist zu befürchten, daß die Welt einer neuen Katastrophe entgegeneilt, die Europa zu einem Trümmerhaufen auf einem Berg von Leichen machen wird, aus dem es sich nie mehr erheben kann. Es ist heute mehr denn je geboten, schnell und wirksam zu handeln.

Rundschau

In der „Review of Reviews“ vom Mai schreibt Wickham Steed über das neue Gewerkschaftsgesetz, von dem seiner Ansicht nach *die Zukunft Großbritanniens abhängt.* Wickham Steed meint, daß man kurz nach dem Abklingen des Generalstreiks die Annahme des Gewerkschaftsgesetzes vielleicht errecht hätte. „Aber man hat den Zeitpunkt verstreichen lassen. Die verfehlte Behandlung der stockenden Kohlenzufuhr, die offensichtliche Bevorzugung der Grubenbesitzer haben die Regierung um die ganze Popularität gebracht, die sie sich während des Generalstreiks erworben hatte. Nachdem die Wirkungen der durch die Regierung begangenen Fehler allgemein fühlbar wurden, nachdem der Schatzkanzler das Riesendefizit in dem Voranschlag des Budgets eingestehen mußte, warf man das Gewerkschaftsgesetz als einen Zankapfel in die politische und industrielle Arena ... *Vom nationalen Standpunkt aus halte ich die Einführung des Gewerkschaftsgesetzes für eine vollkommen verfehlte und unzeitgemäße politische Handlung.*“ Wickham Steed beschäftigt sich mit den einzelnen Artikeln des Gewerkschaftsgesetzes. „Die Bestimmungen des Artikel I bedeuten, daß jeder sogenannte Sympathiestreik ungesetzlich ist und daß jeder, der sich an einem solchen Streik beteiligt, einer Geldstrafe von zehn Pfund oder einer Gefängnisstrafe bis zu drei Monaten gewärtig sein kann. Wenn dieses Gesetz vor einem Jahr in Kraft getreten wäre, hätten die Gefängnisse nicht Raum genug gehabt, um alle, die den Streik mit Geldmitteln, Reden oder Artikeln unterstützt haben, zu fassen. Wer soll überhaupt entscheiden,“ fügt Wickham Steed hinzu, „ob ein solcher Streik dazu berechnet ist, die Regierung zu zwingen, die Allgemeinheit oder ihren wesentlichen Teil einzuschüchtern? Was ist ein wesentlicher Teil der Allgemeinheit? Selbstverständlich kann die Regierung da nicht entscheiden, weil sie in dieser Sache parteiisch ist. Die Gerichte müssen entscheiden. Wenn ihre Entscheidung sich gegen die Regierung wendet, so ist die Regierung diskreditiert; wenn sie zugunsten der Regierung entscheiden, so würde das Strafverfahren so umfassend sein, daß es sich in Praxis nicht anwenden ließe. Wenn dieser Gesetzentwurf ohne wesentliche Änderungen in Kraft treten sollte, so wird es die günstigen Lehren des Generalstreikes verwischen und der Labourparty in absehbarer Zeit eine größere Majorität verschaffen, als es irgend etwas anderes vermocht hätte ... Dieses Gesetz schneidet direkt oder indirekt eines der wichtigsten Probleme unserer Zeit an. Das politische Genie des Landes war in dem Sinne liberal, daß es zu gleichen Teilen aus Respekt für die individuelle Freiheit und aus Achtung vor den gerechten Gesetzen, die von einer Mehrzahl frei gewählter Mitglieder des Parlaments erlassen wurden, bestand. Diesem liberalen Genie verdanken die Gewerkschaften ihre Existenz und ihre große Entwicklung ... Die Regierung greift die der organisierten Arbeiterschaft gewährten Freiheiten in dem Augenblick an, in dem sie das Stimmrecht auf Mädchen von 21 Jahren, deren größter Teil der Arbeiterklasse angehört, auszudehnen beabsichtigt. Politisch scheint sie mit Wahnsinn und sozial mit Blindheit geschlagen zu sein.“

In der „Contemporary Review“ vom Mai schreibt David H. Loch über die neue französische Mobilisierungsreform. Er weist darauf hin, daß die auffallende Neuerung dieser Reform

die Organisierung eines ganzen Volkes für den Kriegsdienst von nationalistischer Seite angegriffen wurde, weil hier die disziplinierte militärische Stärke durch mehr oder weniger straff organisierte Zivilbemühungen ersetzt wurde. Der Leitgedanke dieser Reform ist in erster Linie der Wunsch, die Zeit, in die der junge Franzose bei der Militärmaschine verwendet wird, auf ein Jahr abzukürzen, um ihn nicht von seinem produktiven Beruf abzulenken. Der zweite Gedanke entspringt der Lehre, die Frankreich aus dem letzten Kriege gezogen hat, der wie jeder militärische Krieg begonnen hat und mit einer „guerre totale", wie es der Franzose nennt, unter Heranziehung eines ganzen Volkes endete. Die Notwendigkeit der Mobilisierung der gesamten Aktivitäten des Landes, die sich seit dem Kriege der öffentlichen Aufmerksamkeit entzogen haben, ist durch den deutschen Wunsch nach vorzeitiger Räumung des Rheinlandes wieder in den Vordergrund gerückt worden. Zwei Methoden der Grenzverteidigung werden dabei befürwortet: Die einen Sachverständigen fordern eine Art von Hindenburglinie betonierter Unterstände, die anderen treten für stark befestigte Regionen ein, mit dazwischen liegenden Lücken, die auf eine solche Weise ausgerüstet sein sollen, um — nach dem Ausdruck des Kriegsministers — „eine sofortige Organisierung einer wirksamen Abwehr, den Bewegungen der angreifenden Kräfte angepaßt, zu gestatten." Der schlechte Zustand der französischen Finanzen hat bis jetzt jede Arbeit in dieser Hinsicht verhindert, denn die notwendigen Maßnahmen werden sich nach dem Voranschlag von Painlevé auf 7 Milliarden Franken belaufen und erst in einer Reihe von Jahren beendet sein. Die Zahl der Soldaten im ständigen Heer, die von 73 000 auf 106 000 erhöht ist, ist noch um 24 000 geringer als das Minimum, das General Nollet als notwendig ansah. Es wurde in der Kammer auch die Frage erhoben, ob die Mobilisierung der ganzen Bevölkerung Frankreich nicht des Vorteils verschiedener internationaler Konventionen zum Schutze der Nichtkombattanten berauben wird. Aber der Berichterstatter des Mobilisierungsplanes Paul Boncour erwiderte, daß eine schriftliche Erfassung tatsächlich vorhandener Zustände von geringer Bedeutung ist. Die Unterstützung, die diesem Plan seitens der Sozialisten zuteil wird, gründet sich auf die Behauptung, daß die beabsichtigten Maßnahmen als ein Todesstoß für die Kriegsgewinnler gemeint sind. Man argumentiert, daß die Ausschaltung jeder Möglichkeit, durch den Krieg Geld zu verdienen, auch ein mächtiges Mittel sei, einen Krieg zu verhindern.

Der „New Statesman" vom 21. Mai schreibt: „Die Arcos Razzia könnte als ein gewaltiger Witz angesehen werden, wenn ihre Konsequenzen nicht so kostspielig wären. Was war das für ein wunderbares „Geheimdokument", das man gesucht hat? Zweifel an seiner wirklichen Existenz scheinen sowohl in konservativen wie in Labour-Kreisen zu herrschen, und sicherlich sind diese Zweifel wohl begründet. *Die Ausrede für die Razzia ist offensichtlich erlogen und lächerlich.*" Ein politischer Korrespondent des „New Statesman" verzeichnet noch das folgende Gerücht, „das verlorene Dokument, nach welchem die Polizei suchte, soll der indische Abschnitt des „Kriegsbuches" der Regierung sein. Dieses Buch enthält alle Vorbereitungen, die von der Regierung für den Fall eines Aufstandes in Indien unternommen werden sollen, und es heißt, daß diese Informationen für die Bolschewisten von besonderem Interesse waren."

In derselben Nummer des „New Statesman" schreibt der frühere Korrespondent der „Times", Sisley Huddleston, über die französischen Kommunisten. Er glaubt, daß die Abwehr gegen den Kommunismus, die jetzt in Frankreich vor sich geht, ein Versuch ist, im Hinblick auf die Wahlen eine Parteigruppierung nach der Lösung Kommunismus und Antikommunismus zu erreichen. „Sarrauts Kriegserklärung ist im Lichte der

Wahlen gesehen sehr bedeutungsvoll. Es ist möglich,. daß der antikommunistische Kreuzzug im Sande verlaufen wird, aber es gibt Politiker, die behaupten, daß, wenn es keine kommunistische Gefahr gäbe, man sie erfinden müßte. Ich muß wiederholen, daß es meiner Ansicht nach keine wirkliche kommunistische Gefahr in Frankreich gibt, denn Kommunismus in dem revolutionären Sinne ist der Ausdruck einer weit verbreiteten Unzufriedenheit, und eine solche Unzufriedenheit der breiten Massen ist nicht vorhanden."

Eine der bemerkenswertesten Zeitschriften des heutigen Frankreich ist die „Revue des Vivants", die Senator Henry de Jouvenel schuf, als es ihm nicht gelang, für seinen politischen Ehrgeiz eine andere Tribüne zu finden. Das Programm der „Revue des Vivants" umreißt deutlich ihre Ziele. Sie ist das *Organ der Kriegsgenerationen.* Sie will die Geimeinsamkeit ihrer Mentalität herausholen. „Wir schulden den Toten den Sieg. Es liegt an den Lebenden, neues Leben zu erwecken, das Land von seinem Unbehagen, seinen Müdigkeiten, seinem Seelenzustand eines eingebildeten Kranken zu heilen. In erster Linie wollen wir in die Vorgänge eingeweiht sein. Wir wußten nicht, daß ein Krieg uns drohte, wir wußten nicht, auf welchem Wege er kam, welche Form er annahm. Diese Unkenntnis hat uns fünfzehnhunderttausend Tote, fünfzehnhunderttausend Verwundete, zehn zerstörte Regionen und fünftausend Milliarden gekostet. Wir sollten davon wenigstens etwas gelernt haben. Unsere Zeitschrift wird die Wahrheit weder den Vorurteilen der Parteien noch ihrer Routine, weder ihren Aengsten noch ihrem Zorn opfern."

Die Mainummer enthält einen Artikel von Nintschitsch über die adriatische Spannung. Es ist eine Apologie seiner eigenen Politik. Nintschitsch schreibt: „Man hat oft in der Presse gesagt, daß ich durch meine Demission den Irtum einer Politik der freundschaftlichen Zusammenarbeit mit Italien eingestanden habe. Das stimmt nicht. Der Pakt von Tirana war eine Negation der Politik, die zwischen den beiden Ländern im Laufe der letzten Jahre geführt wurde und nicht eine Konsequenz dieser Politik." Nintschitsch weist die italienische Beschuldigung der Truppensammlung zurück, betont, wie niedrig das Budget des Kriegs- und Marineministeriums in Jugoslawien im Verhältnis zu dem italienischen sei. Im Jahre 1926/27 belief es sich auf 2463 Millionen Dinar, im Jahre 1927 auf 2349 Millionen Dinar, also um 114 Millionen weniger als im vergangenen Jahr. Dagegen ist das Budget z. B. der italienischen Aeronautik von 100 Millionen Lire im Jahre 1922 auf 700 Millionen gestiegen, das heißt 1900 Millionen Dinar. Das Budget der italienischen Aeronautik ist also kaum geringer als der gesamte militärische Haushalt des Königreiches der Serben, Kroaten und Slowenen. Die Ausgaben des gegenwärtigen italienischen Budgets für das Heer, die Luftschiffahrt und die Marine erreichen die Ziffer von 4625 Millionen Lire, das heißt etwa 12 800 Millionen Dinar." Nintschitsch ist durchaus optimistisch in bezug auf die Lösung der heute vorhandenen Schwankungen. „Die Eindrücke, die ich aus dem persönlichen Kontakt mit Mussolini bekam, stimmen nicht mit den Schlußfolgerungen einer gewissen Propaganda im Auslande überein. Ich habe in dem Führer der italienischen Regierung einen Staatsmann gefunden, der mit ganzer Seele den Interessen seines Landes dient, jedoch zu gleicher Zeit klug und vorsichtig ist. Meiner Ansicht nach *gibt es Lösungen, die für beide Länder annehmbar sind,* nicht nur um die gegenwärtige Spannung zu beheben, sondern auch um die Möglichkeit analoger Zwischenfälle in der Zukunft auszuschalten. Diese Lösungen müssen nur eines garantieren: die Unabhängigkeit und die Integrität Albaniens. Aber warum sollte es schwierig sein, eine alle befriedigende Formel zu finden, im Augenblick, da die drei am meisten daran interessierten Regierungen, die

von Rom, von Belgrad und von Athen offiziell erklärt haben, daß sie sich über dieses Grrundproblem einig sind."

In derselben Nummer schreibt Benesch über das Problem der Minderheiten und der polnische Außenminister Zaleski über die polnisch-französischen Beziehungen. Ein interessanter Artikel von Louis *Loucheur* trägt die Überschrift: *Ist Österreich lebensfähig?* Loucheur schreibt: „Ich hörte eines Tages, wie man einen der ausländischen Staatsmänner. die eine wichtige Rolle bei den Arbeiten der Friedenskonferenz spielten, beschuldigte, daß er ein „nicht lebensfähiges Österreich" geschaffen habe. Er wurde rot vor Zorn und rief aus: „Aber wir haben doch kein Österreich geschaffen. In Mitteleuropa ist eine ungeheure Explosion vor sich gegangen. Aus den Bruchstücken dieser Explosion sind Tschechoslowakei, Polen, Jugoslawien und ein größeres Rumänien entstanden. Neben Ungarn blieb noch ein Stück atmenden Fleisches, das den Namen Österreich behalten hat." Diese etwas einfältige Erklärung belehrt uns, warum es ein österreichisches Problem gibt." Loucheur wendet sich gegen die Idee des Anschlusses. „Der *Anschluß* würde eine beträchtliche Gefahr für Italien bilden, und wir in Frankreich könnten nicht gleichgültig eine solche Veränderung in der Landkarte Europas annehmen. Es ist daher sehr wichtig, sich die Frage zu stellen, ob Österreich so leben kann, wie es ist; man muß sich bemühen, unparteiisch darauf zu antworten." Loucheur kommt zu der Überzeugung, daß Österreich leben kann, daß es dazu nur einer geringen Unterstützung der es umgebenden Völker, wie auch Frankreichs, Englands und in erster Linie Italiens braucht. Er setzt dann seine Gründe auseinander. Er meint, daß, nach der guten Ernte des Jahres 1926 zu urteilen, Österreich genug Roggen, Gerste und Hafer produziert. Es hat ein Weizendefizit, da seine Produktion nur 60% bis 70% der nationalen Bedürfnisse befriedigt. Man versucht in Österreich, in den Berggegenden eine Viehzucht in großem Maße zu organisieren, um dem jetzigen Fleischmangel abzuhelfen. Loucheur glaubt, daß es in nicht zu langer Zeit Österreich möglich sein wird, mindestens 80% der Volksversorgung selbst zu stellen, und daß das kleine Defizit im Verlauf von zehn Jahren gedeckt sein wird. „Österreich leidet in erster Linie unter einer industriellen Krise und unter der Tatsache, daß viele Arbeiter im Augenblick des Zusammenbruchs sich nach Wien geflüchtet haben. Österreich hat heute zu große industrielle Anlagen für das ihm überlassene Gebiet. Langsam jedoch nehmen die Bankiers, die Industriellen der Sukzessionsstaaten den Weg nach Wien wieder auf. Die seit einiger Zeit geschlossenen Niederlagen werden wieder eröffnet." Loucheur betont, daß sich das Gesamtdefizit der österreichischen Zahlungsbilanz, das in Wirklichkeit 650 Millionen Goldkronen beträgt, unter Berücksichtigung der unsichtbaren Einfuhr und des Transitverkehrs auf nicht mehr als 200 Millionen Goldkronen, das heißt 40 Millionen Dollar beläuft. Die schwerste Last Österreichs ist die Einfuhr der Kohle, da der Verbrauch 7 Millionen Tonnen jährlich beträgt, während die österreichische Produktion sich auf nicht mehr als 1½ Millionen stellt. „Man muß für dieses Land einen Absatzmarkt für zwei bis drei Millionen Goldkronen finden. Polen, die Tschechoslowakei, Jugoslawien, Italien, alle Länder, die ein lebenswichtiges Interesse daran haben, daß Österreich erhalten bleibt, können durch leichte Herabminderungen ihrer Zollschranken die Ausfuhr erleichtern. Auch wir müssen ihm helfen. Was ist uns diese Ziffer im Vergleich zu dem hundertfach viel wichtigeren Faktor des europäischen Handels? Wenn Österreich dazu gebracht werden könnte, seine Prosperität wieder zu gewinnen, was meiner Ansicht nach relativ leicht ist (und sich aus obigen Ziffern ergibt), wird es, glaube ich, *kein Anschlußproblem mehr geben.*"

In der Nummer vom 30. April der „Europe Nouvelle", in der Rubrik „la Vallise entr'ouverte", die immer besonders interessante Einzelheiten über bekannte Persönlichkeiten enthält, sozusagen Splitter der Geheimwissenschaft der Eingeweihten, finden wir eine aufschlußreiche Schilderung des *Chefs des Kabinetts Briands, Légers,* der den Ministertitel verliehen bekommen hat und augenblicklich der jüngste französische Minister ist. In Deutschland weiß man wenig über die Tätigkeit Légers, der zu dem Typus der sehr intelligenten, kühlen Diplomaten gehört, mit denen Philippe Berthelot — vielleicht nicht ohne Absicht — den impulsiven Briand zu umgeben liebt. Die „Europe Nouvelle" schreibt: „Es ist Herrn Philippe Berthelot zu verdanken, daß er diesen gebildeten kultivierten Menschen, diesen feinsinnigen und tiefen Geist, den einzigartigen Kenner der Psychologie und des asiatischen Gedankens an diese Stelle gesetzt hat. Léger kennt den ganzen Fernen Osten und alle Wege über den Stillen Ozean. Er nahm teil an der Konferenz in Washington, hat mit bemerkenswerter Beherrschung die asiatischen Fragen im Quai d'Orsay behandelt, wurde dann der wichtigste Mitarbeiter Briands und informierte ihn täglich über alle diplomatischen Fragen. Heute bekommt er das äußere Zeichen einer Autorität, die er bereits seit langem besitzt."

Dieselbe Rubrik enthält auch einen Nachruf für Lord Bearsted, eine der im Ausland ebenfalls unbekannten „Säulen der britischen Macht". Lord Bearsted, der in seiner Jugend Marcus Samuel hieß, war der Sohn eines jüdischen Trödlers. Jedoch schon mit vierzig Jahren gründete er die *Shell Transport and Trading Company,* die später zu dem großen holländisch-britischen Konsortium der Royal Shell Company wurde. „Shell" heißt Muschel, man sagt, daß Lord Bearsted aus einer Art Familienpietät seiner mächtigen Petroleumgesellschaft diesen Namen gegeben hat. Sein Vater besaß im Sommer einen Trödlerladen in Margate, in dem er Andenken verkaufte, hauptsächlich Bilderrahmen aus Muscheln, und deshalb trug die kleine Andenkenbude die Aufschrift „Shells". Auf diese Weise wollte Lord Bearsted die Erinnerung an seine bescheidenen Anfänge verewigen."

In der Nummer der „Europe Nouvelle" vom 7. Mai findet Jouvenel in einem Artikel unter dem Titel „Der Osten und die Lockung des Westens" folgende hübsche Prägung: „Auch bei uns kommt es oft vor, *daß wir uns mit dem Sieg begnügen und ihn dann Frieden nennen.*"

In derselben Nummer schreibt der Herausgeber des „Economist", W. T. Layton, über die *Fortschritte des britischen Handels und der Industrie.* „Der Handel und die Industrie von Großbritannien haben im Laufe der letzten Wochen Fortschritte zu verzeichnen, und wenn die Besserung sich während eines Monats im gleichen Tempo fortsetzen wird, *haben wir die höchste Produktivität des Landes seit der Kriegszeit zu erwarten.* Die Schwerindustrien haben sich erholt und eine befriedigende Besserung erfahren. Eine Anzahl von Hochöfen ist Ende des vorigen Monats angezündet worden, die Zahl der tätigen Hochöfen hat zugenommen: es waren fünf mehr als im April vorigen Jahres und acht mehr als im Januar 1926 vorhanden. Die schnellste Besserung ist in der Stahl- und Eisenindustrie bemerkbar. Die Menge der Produktion ist von 100 000 Tonnen im November letzten Jahres auf 820 000 Tonnen im Februar dieses Jahres gestiegen. Diese Gesamtsumme stellt die höchste Tagesproduktion dar, die seit 1920 erreicht worden ist . . . Unter den metalllurgischen Industrien ist die kräftigste die Automobilindustrie (die 158 000 Wagen im vorigen Jahr gegen 133 000 im Jahre 1925 konstruiert hat), und die elektrische Industrie, die aus dem Ausland *wahre Rekordaufträge* bekommen hat ... Die Krise der Arbeitslosigkeit mildert sich allmählich. Die Grubenindustrie beschäftigt jetzt

eine Million Arbeiter, also mehr, als man gehofft hat, und die Anzahl der Arbeitslosen in allen Zweigen, die von der großbritischen Arbeitslosenversicherung erfaßt werden, beträgt 1 270 000, also 130 000 mehr als im vorigen Jahr um dieselbe Zeit, aber um 375 000 weniger als das Maximum, das während der Bergwerkskrise erreicht wurde.

Die „Revue de Paris" vom 15. Mai bringt einen Artikel über die *kommunistische Gefahr in England und Frankreich.* Dieser anonym erschienene Aufsatz, der seine heftige antibolschewistische Tendenz keineswegs verhüllt, enthält interessante Einzelheiten über die kommunistische Partei Frankreichs. Auch Frankreich hat seine Ruth Fischer - Gohlke, die Suzanne Depollier, genannt Suzanne Girault, die ein ähnliches Schicksal wie Ruth Fischer erlitt, nach dem Schiedsspruch des Gewaltigen in Moskau den Sturz von den göttlichen Höhen absoluter Herrschaft bis zu vollkommener Machtlosigkeit erlebte. Auch ein anderer Beherrscher der Kommunistischen Partei, Hauptmann Treint, ist zusammen mit Suzanne Girault in Ungnade gefallen. An der Spitze der Partei steht jetzt Pierre Sémard, ein früherer Eisenbahnarbeiter, der manche Ähnlichkeit mit Thälmann aufweist. Sémard hatte die Klugheit, sich mit dem intellektuellen Kommunisten Vaillant - Couturrier zu verbinden, der die wertvollste Kraft des französischen Kommunismus darstellt. Vaillant-Couturier hat in kurzer Zeit den Umsatz der „Humanité", deren Schriftleitung er übernommen hat, verdoppelt. Sémard hat nun Vaillant-Corturier die Nachfolge des Hauptmanns Treint übergeben, und es soll Vaillant, wie der anonyme Schreiber des Artikels behauptet, gelungen sein, seinen „Republikanischen Verband früherer Frontsoldaten", der ungefähr 3000 Mitglieder zählte, durch die Übernahme der kommunistischen Garde auf 12 300 zu erhöhen. Der Artikel enthält weitere Einzelheiten über die Ausrüstung dieser roten Armee, über die Zellenbildungen im Heer (es sollen 315 kommunistische Zellen auf 199 Regimenter verteilt sein), in der Marine (wo sie unter der Führung von Marty stehen), und in den Fabriken, über die von Zeit zu Zeit stattfindenden Manöver der kommunistischen Truppen usw. Über die kommunistischen Zellen, die in den staatlichen Munitionsfabriken, Werften usw. vorhanden sein sollen, wir der Prozeß gegen die der Spionage beschuldigten Kommunisten weitere Aufklärung bringen.

In der „Nuova Antologia" vom 1. Mai schreibt der frühere Botschafter in Berlin, Graf Bosdari, über den Briefwechsel Rathenaus. Dem Gelehrten Bosdari mußte die Gestalt Rathenaus in der gleichen Verbindung von politischer Aktivität und literarischen Interessen sehr sympathisch sein. Er zitiert am Schluß seiner Besprechung des Briefwechsels Rathenaus einen Ausspruch, den Rathenau einmal getan hat, als er unendlich müde, erschöpft und zerquält aus dem Ministerium heimkam. Er wandte sich an seine Mutter: „Ach, das alles ist doch unwichtig, wir wollen Beethoven spielen und alles andere vergessen."

In der „Critica Fascista", die unter der Leitung von Giuseppe Bottai erscheint, finden wir eine bittere Auseinandersetzung mit Frankreich. Das neue *Naturalisierungsgesetz* ist ein schwerer Schlag für die italienischen Emigranten. „Da das Gesetz die zur Naturalisierung notwendige Zeit der Ansässigkeit in Frankreich auf drei Jahre statt auf zehn Jahre herabsetzt und bestimmt, daß man mit achtzehn und nicht erst mit zwanzig Jahren das Gesuch um Naturalisierung einreichen kann; da es den Nachkommen der Naturalisierten die Möglichkeit entzieht, auf die französische Staatsangehörigkeit zu verzichten, sobald sie mündig geworden sind, wie es heute der Fall ist; da es jedem von einer französischen Mutter in Frankreich geborenen legitimen Sohn ermöglicht, die Staatsangehörigkeit zu erlangen, wenn er im ersten Jahre seiner Volljährigkeit nicht ausdrücklich darauf verzichtet hat; da es der Französin,

die einen Fremden heiratet, erlaubt, ihre eigene Nationalität zu behalten, kann man sich leicht vorstellen, was in wenigen Jahren mit unseren Italienern in Frankreich, die die größere Hälfte der Einwanderung bilden, werden wird."

Die Mainummer der „Przeglad Polityczny" („Revue Politique") ist den deutsch-polnischen Beziehungen gewidmet. Ein Artikel, der mit dem Pseudonym Lenkas gezeichnet ist, enthält interessante Zahlen über die deutsch-polnischen Handelsbeziehungen. Der Verfasser weist darauf hin, daß auf Grund der Zahlen, die vom Statistischen Amt selbst herausgegeben wurden, die allgemeine Ausfuhr von Deutschland nach Polen im Jahre 1923 sich auf 396,2 Millionen Mark, die Einfuhr aus Polen nach Deutschland 489,7 Millionen betrug. Im Verhältnis zu der allgemeinen Ausfuhr Deutschlands im Jahre 1923 betrug die Ausfuhr nach Polen 6,5%, die Einfuhr 8%. Der Anteil Deutschlands an dem Handelsverkehr Polens in demselben Jahre betrug 43,6% der Einfuhr und 50,6% der Ausfuhr aus Polen. Im Jahre 1924 belief sich die Ausfuhr aus Deutschland nach Polen auf 389,8 Millionen Mark, die Einfuhr aus Polen nach Deutschland auf 454,9 Millionen, also auf 6% der gesamten Ausfuhr und 4,9% der gesamten Einfuhr. Der Anteil Deutschlands an dem polnischen Import war 34,5%, am Export 43,2%. „Die Bedeutung des Handelsvertrags in Polen ist aus diesem hohen Anteil Deutschlands an dem polnischen Außenhandel ohne weiteres ersichtlich. Aber auch für Deutschland ist der Vertrag von Bedeutung, nicht nur im Hinblick auf die absolute Höhe des deutsch-polnischen Handelsverkehrs, sondern auf die Rolle, die Polen unter den Kunden und Lieferanten Deutschlands spielt. An zweiter Stelle der Ausfuhr steht Großbritannien mit 9,5%; die höchste Ausfuhr erreichte man in dem Jahre nach Holland, 9,9%. Im Jahre 1924 war Polen an dritter Stelle der Kunden Deutschlands und an vierter Stelle seiner europäischen Lieferanten. Die Ausfuhr Deutschlands nach ganz Asien betrug im Jahre 1924 511 Millionen, während die nach Polen fast 400 Millionen erreichte. Man muß dabei noch berücksichtigen, daß bis zum Ausbruch des Wirtschaftskonfliktes die deutsch-polnischen Wirtschaftsbeziehungen noch nicht voll entwickelt waren, und man wird sich leicht vorstellen können, in welchem Grade der Handelsvertrag, soweit er auch vom Ideal entfernt sein mag, zur Erhöhung des Wohlstandes in beiden Ländern beitragen kann."

Antonina Vallentin.

Zusendungen von Büchern und Zeitschriften an die Redaktion erbeten.

Herausgeber: Prof. Dr. *Ludwig Stein*,
Berlin W 10, Lützow-Ufer 5a. Fernspr. Kurfürst 6308.
Verantwortlicher Redakteur: Frau *Antonina Vallentin*,
Berlin W 62, Landgrafenstr. 11. Fernspr. Kurfürst 6350.

Verantwortlich für den Anzeigenteil: *Paul Wolff*, Berlin W 8, Mauerstr. 44.
Carl Heymanns Verlag, Berlin W 8. — Gedruckt bei *Julius Sittenfeld*, Berlin W 8.

Italien, Jugoslawien und Albanien.

Graf *Alessandro de Bosdari,*
ehemaliger italienischer Botschafter in Berlin.

I.

In der Auslandspresse las man häufig die Bezeichnung: „Der italienisch-jugoslawische Zwischenfall." Mir scheint das Wort Zwischenfall nicht sehr zutreffend zu sein, denn in Wirklichkeit handelt es sich um etwas ganz anderes. Es liegt einfach ein kühner und geschickter Schritt des italienischen Kabinetts vor, das in gewissen Taten der Belgrader Regierung eine Gefahr für den Frieden erblickte und nicht zögerte, Europa darauf aufmerksam zu machen. Dieser Schritt entspricht dem Geist, der heute Europa beherrschen soll und der ein Sichbewußtwerden aller Mächte der Schwierigkeiten, die zwischen zwei Ländern entstehen können, voraussetzt. Dadurch ist von Anfang an der ganzen Frage die Gefahr eines ernsthaften Konfliktes genommen worden, zu dem sie sich sicherlich entwickelt hätte, wenn sie von einem egoistischen und einseitigen Standpunkt betrachtet worden wäre.

Jedenfalls, wie man auch die obenerwähnte politische Spannung betrachten mag, hoffen wir, daß es dem neuen jugoslawischen Gesandten, der sich in Rom eines so guten Rufes erfreut, gelingen wird, mit unserer Regierung, die sicherlich nichts anderes wünscht, zu einer so vertrauensvollen Verständigung zu kommen, daß selbst die Erinnerung an die überwundenen Schwierigkeiten verschwindet und jede Gefahr ähnlicher Wirren in der nächsten oder ferneren Zukunft ausgeschaltet bleibt.

Man darf nicht vergessen, daß diese Spannung in den Beziehungen der beiden Nachbarländer nicht die erste ist und daß eine ähnliche, wenn auch mit geringerer Intensität, (um nur eine zu nennen) sich im Jahre 1924 ereignete. Die italienische öffentliche Meinung, trotz ihrer vollen Übereinstimmung mit den Friedensvorschlägen einer Regierung zu der sie uneingeschränktes Vertrauen besitzt, kann mit Recht beanspruchen, daß diese Reibungen und Erregungen, die immer wieder ihre Ruhe stören, ein für allemal aus der Welt geschafft werden. Dieser Anspruch ist um so offensichtlicher im vorliegenden Fall, da Italien sich

bewußt ist, Jugoslawien, dem in seiner gegenwärtigen Form und Expansion so jungen Land, von seinen ersten Anfängen an das äußerste Wohlwollen entgegengebracht zu haben.

II.

Die italienische Politik war immer und unveränderlich Serbien günstig gesinnt, schon seit der Zeit, in der sich zum erstenmal die Konflikte zwischen Serbien und der österreichisch-ungarischen Monarchie in einer solchen Form verschärften, daß jeder klar sehende Politiker folgern mußte, es handle sich hier um einen Existenzkampf, und Serbien, einmal auf diesen gefährlichen Weg gestellt, werde entweder von der Monarchie verschlungen werden oder auf ihre Kosten aus diesem Kampf größer und gestärkter hervorgehen.

Der erste ernsthafte Konflikt entstand im Jahre 1907 bei der Frage der Balkanbahnen. Das einfache Ersuchen um die Konzession einer Eisenbahn zwischen Uvac und Mitrovitza, das der Graf Aehrenthal an die Türkei stellte, genügte (wie sich wohl alle erinnern werden, die in jener Zeit in den Fall verwickelt waren), um die serbische öffentliche Meinung bis zu einem gefährlichen Grade aufzureizen. Dieser kleine Staat, der in sich den Ergeiz künftigen Wachstums fühlte und die Wiener Politik mißtrauisch beäugte, da er in ihr eine Verhinderung seines Strebens vermutete, sah in diesem unbesonnenen Schachzug der österreichisch-ungarischen Diplomatie einen Angriff auf das Herz Mazedoniens, eine Besitzergreifung des Weges nach Saloniki und befürchtete die Vereitelung eigener Pläne und Hoffnungen. Dem Ersuchen Aehrenthals setzte Pasitsch eine Bitte um eine Eisenbahnlinie von der Donau bis zum Adriatischen Meer entgegen, die seiner Ansicht nach das Gleichgewicht zugunsten Serbiens herstellen würde und der österreichischen Eisenbahn des Sandschak den Charakter einer exklusiven politischen und wirtschaftlichen Vorherrschaft, die man ihr damals zuschrieb, nehmen könnte. Ich will nicht auf Einzelheiten dieser langen und komplizierten Diskussionen eingehen, die damals zwischen den Anhängern der einen und der anderen Konzession entstanden sind. Ich will nur daran erinnern, daß Italien nicht einen Augenblick lang zögerte, die serbische Bitte bei den Kabinetten aller großen europäischen Mächte zu unterstützen. Es zeigte von Anfang an seine eigene Solidarität mit den serbischen Interessen und gab diesem Land einen so unzweifelhaften Beweis seiner Freundschaft, selbst auf Kosten der eigenen guten Beziehungen zu dem verbündeten Österreich-Ungarn, das Italien, wie ich glaube, nie diese erste gegnerische Haltung verzieh.

Ein Jahr später, wie sich jeder erinnert, entstand der ungeheure Konflikt, durch die Annektion von Bosnien und der Herzegowina hervorgerufen, die wie eine Bombe von demselben kampflustigen österreichisch-ungarischen Minister mitten in den Frieden Europas geworfen

wurde. Die Schilderung der Phasen dieses Konfliktes, der schon damals Europa an die Schwelle des Weltkrieges brachte, würde zu viel Raum in Anspruch nehmen. Auch damals nahm Italien offen und mutig für Serbien Partei, das durch den zweiten österreichisch-ungarischen Schritt noch mehr als durch den ersten, der doch schon an sich eine sichere Ankündigung des entstehenden Konfliktes bedeutete, erschüttert und beleidigt war. Die Annektion von Bosnien und der Herzegowina endete mit einer schmerzlichen Demütigung Serbiens, weil Rußland nicht in der Lage war, die serbische Opposition bis zu den letzten Konsequenzen zu unterstützen. Aber in allen Phasen des Konfliktes hat Italien nicht einen Augenblick aufgehört, den verbündeten und befreundeten Regierungen zu erklären, daß die österreichisch-ungarische Annektion eine Vergewaltigung der Verträge, eine Störung des Balkangleichgewichts und eine empfindliche Benachteiligung Serbiens bedeutete. Als sich schließlich die serbische Demütigung als unvermeidlich herausstellte, versuchte die italienische Regierung, den Wortlaut der demütigenden Erklärung, die der Gegner, durch einen so leichten Triumpf aufgestachelt, dem unglücklichen kleinen Land abverlangte, auf jede mögliche Art und Weise zu mildern, und es blieb Serbien in seiner ungeheuren Not wenigstens das tröstliche Bewußtsein, daß die Freundschaft, die ihm Italien in dem vorhergehenden Konflikt bewiesen hat, auf eine bedeutungsvolle und kennzeichnende Weise bestätigt wurde.

Die Gelegenheit, die Kraft und Vitalität der italienischen Freundschaftsgefühle für Serbien von neuem zu beweisen, ließ nicht lange auf sich warten und bot sich schon in dem ersten Balkankrieg im Oktober des Jahres 1912. Nach dem kurzen Zeitraum einer formalen und sozusagen oberflächlichen Opposition gegen den Krieg mit der Türkei, zu der sich Italien (selbst im Konflikt mit dem gleichen Feind befindlich) in Übereinstimmung mit den anderen Großmächten gegenüber Serbien und den anderen Balkanländern bekennen mußte, war Italien die erste der Mächte, die, den eigenen Prinzipien und den eigenen Traditionen treu, die Formel, „der Balkan den Balkanvölkern", aufstellte — eine Formel, durch die Serbien mehr als jedes andere mit ihm verbündete Land während der Dauer der Kämpfe und der Friedensverhandlungen profitieren sollte und konnte. Wenn diese ersten Machtträume und die ersten Gebietserweiterungen Serbiens einen Gegner hatten, so saß er sicherlich in Wien und nicht in Rom, dessen Politik immer und unveränderlich solche territorialen und ethnographischen Eroberungen begünstigte, denn man war in Italien der Ansicht, daß Serbien nach dem unzweifelhaften Sieg seiner Waffen ein volles Recht auf sie besaß.

Als ein Jahr später die früheren balkanischen Verbündeten bei der Teilung der türkischen Beute in Konflikt gerieten, nahm Italien, obwohl es keineswegs mit der Demütigung und Verkleinerung Bulgariens einverstanden war, Serbien gegenüber eine Haltung wohlwollender Neutralität

an und tat nichts, um Östereich-Ungarn zu unterstützen, das in der letzten Phase des zweiten Balkankrieges wirksam eingriff, um eine Zermalmung Bulgariens, die ohne diese Intervention eingetroffen wäre, zu verhindern. Italien, das sich dem von allen seinen früheren Verbündeten umringten und bedrohten Bulgarien nicht feindselig zeigen wollte, ließ im wesentlichen die Dinge ihren normalen Lauf gehen und den Krieg in die politischen Ergebnisse auslaufen, die durch die für Bulgarien verhängnisvolle Waffenentscheidung bedingt waren.

Im Jahre 1914, angesichts des österreichischen Ultimatums, und auch noch ein Jahr früher, (wie es Giolitti enthüllte) hat Italien nicht gezögert, den österreichisch-serbischen Konflikt als von Österreich provoziert zu betrachten und zuerst moralisch und dann tatsächlich zum Verbündeten Serbiens zu werden. In den Verträgen, die dem Eintritt Italiens in den Krieg vorangingen, in denen man von Anfang an die Hypothese nicht ausschließen konnte, daß Serbien das Erbe Österreichs *auf dem anderen Ufer* der Adria antreten könnte, hat Italien in den großen Konzessionen, die es in bezug auf Dalmatien machte, keinerlei Einschränkungen für den Fall aufgestellt, wenn nach Beendigung der Feindseligkeiten *das andere Ufer,* von der neuen, sich ausdehnenden Macht und nicht von der alten Monarchie eingenommen werden sollte. Während des Krieges ließ Italien dem verbündeten Serbien materielle und moralische Unterstützungen zukommen, unter anderem die Mithilfe bei dem Transport der serbischen Truppen nach Korfu, eine Mithilfe, die oft ungerechterweise bestritten, ja geleugnet wurde, die jedoch heute durch viele Schriften, in erster Linie durch das Buch von Ettore Bravetta „Der Weltkrieg zur See" bewiesen worden ist. Es läßt sich nicht leugnen, daß die serbische Aktion im Laufe des Weltkrieges durch die vorsichtige und beharrliche Arbeit des Barons Sonnino gewisse militärische und diplomatische Einschränkungen erfuhr. Aber Serbien selbst darf nicht verkennen, daß es Aufgabe der italienischen Politik war, angesichts der immer deutlicher werdenden Möglichkeit einer katastrophalen Lösung für Österreich-Ungarn die Ergebnisse einer weitsichtigen Politik, die ihm gewisse Vorteile auch für den Fall weniger radikaler Umwälzungen gewährleistete, nicht zu gefährden.

Es ist für mich schwierig, auch nur in weiten Umrissen das Zögern und die Widersprüche der italienischen Politik in der serbisch-adriatischen Frage während der Friedensverhandlungen von Versailles in Erinnerung zu rufen. Eines ist sicher: daß in dem Augenblick, in dem die gegenseitigen Interessen Italiens und Serbiens, das sich nunmehr als das neue Reich der Serben, Kroaten und Slowenen festigte, aus den allgemeinen Besprechungen ausgeschaltet und zum Objekt direkter Verhandlungen gemacht wurden, Italien solche Konzessionen machte, wie sie der neue Staat, der noch schwach und von inneren Wirren zerrissen war, kaum erhoffen konnte. Ebenso hat die

faschistische Regierung, trotzdem sie viele der Konzessionen offen mißbilligte, sich mit den vollzogenen Tatsachen abgefunden und versuchte loyal, nichts an ihnen zu ändern, obwohl sie dazu in der Lage gewesen wäre, gemäß der feierlichen Erklärung Mussolinis, daß *„die Verträge dazu gemacht sind, um gehalten zu werden"*. Kurz nach der ersten schmerzlichen Spannung zwischen Italien und Jugoslawien, auf die ich eben hinwies, schloß Italien mit seinem Nachbar einen Freundschaftsvertrag, dem viele Spezialverträge folgten, die Jugoslawien, in richtiger Erkenntnis seiner eigenen Interessen, schon längst hätte ratifiziert haben müssen, statt sie auf dem Friedhof vergänglicher Dinge zu begraben.

Aus dieser flüchtigen Zusammenstellung, die ich sowohl aus Raummangel wie aus der Überlegung heraus, daß die Ereignisse der letzten Zeit noch frisch im Gedächtnis sind, nicht zu vervollständigen und zu präzisieren vermag, ergibt sich schon, daß Italien in der Zeit der Kriegsvorbereitungen, während des Krieges und in der Nachkriegszeit immer Serbien günstig gesinnt war, oft große und wichtige Konzessionen bei eigenen Rechten und eigenen Interessen machte, sich erst in Opposition gegen Österreich-Ungarn, seinem alten und formalen Verbündeten und dann gegen Bulgarien, seinem Freund und wirklichen Verbündeten stellte, obwohl vom engen und besonderen Standpunkt des italienischen Interesses die bulgarische Expansion und Hegemonie auf dem Balkan der serbischen ohne Zweifel vorzuziehen gewesen wäre. Bulgarien hätte dank seiner zentralen und kontinentalen Lage im Unterschied zu Serbien die Hegemonie ergreifen können, ohne zu einer wesentlichen adriatischen Macht zu werden, wie es verhängnisvollerweise mit Serbien der Fall war.

Ich bestreite nicht, daß diese Richtlinien des italienischen Verhaltens, die heute retrospektiv gesehen einheitlich und die Bildung eines größeren Serbiens ununterbrochen begünstigend erscheinen, Ausflüchte, Widerstände und Schwierigkeiten erfahren haben. Ich enthalte mich auch des Urteils, ob Italien durch seine Zustimmung und Unterstützung der serbischen Interessen, die zur Zerstörung der österreichisch-ungarischen Monarchie und zur Verkleinerung Bulgariens geführt haben, dabei immer am besten für seine eigenen Interessen gesorgt hat. Diese großen und feierlichen Urteile sind der Geschichte vorbehalten, wenn eines Tages die politischen Leidenschaften, die uns heute aufrütteln und die Klarheit unserer Einsicht stören, verklungen sind. Ich möchte nur das eine sagen, daß, wenn Serbien sich die Ereignisse der letzten Jahre, die zum großen Teil unerwarteten und unerhofften Tatsachen, die es zu seiner heutigen Größe geführt haben, in Erinnerung ruft, es auch loyalerweise erkennen muß, daß ihm Italien nie ernsthafte Hindernisse in den Weg stellte, sondern ihm dauernde und wirksame Unterstützungen zukommen ließ.

III.

Ebenso günstig, obwohl sich vielleicht weniger in Widerspruch setzend und daher viel entschiedener, war die Haltung Italiens in demselben schon geschilderten Zeitraum bei der Bildung des albanischen Staates. Die diesbezüglichen Abkommen, die Italien mit Österreich-Ungarn traf, waren auf die Unantastbarkeit des albanischen Gebietes basiert, und zwar in der Voraussicht, daß der berühmte Status quo des ottomanischen Reiches schließlich eine Umwälzung erfahren dürfte. Die Unantastbarkeit dieser Abkommen war so definitiv, daß man sie die noli-me-tangere-Verträge nannte. Auch die Vorkriegszeit machte eine wachsame und einseitige Politik der italienischen Diplomatie notwendig, denn Italien führte vielleicht übermäßig gewissenhaft das heilige Prinzip der Nichtintervention durch, während Österreich, seine leichteren Kontaktmöglichkeiten über das okkupierte Bosnien und die Herzegowina ausnutzend, nicht aufhörte, in Nordalbanien zu intrigieren. Während des albanisch-türkischen Konfliktes war es dagegen Italien, das durch ein gefährliches und vielleicht unvorsichtiges Übergreifen auf die albanische Küste den unbegründeten Verdacht seines Verbündeten erweckte, denn der italienische Angriff auf San Giovanni di Medua im Jahre 1912 hatte kein anderes Ziel, als die Türkei zur Kapitulation in Afrika zu zwingen und würde auch nicht zu einer dauernden Okkupation geführt haben, selbst wenn sich diese hätte bewerkstelligen lassen können. Jedenfalls zog sich Italien zurück, und während der ganzen Dauer seines Krieges mit der Türkei hat es nie wieder politisch gefährliche Schachzüge versucht. Nach dem Sturz der Türkei hat Italien in scheinbarer und (soweit es mir meine persönliche Erfahrung bestätigt) auch wirklicher Harmonie mit Österreich-Ungarn beharrlich und wirksam an dem zweiten Teil des albanischen Programms, auf das es sich mit seinem Verbündeten geeinigt hatte, gearbeitet: der Konstitution eines unabhängigen albanischen Staates, nachdem die Türkei infolge der Balkankriege gezwungen war, sich so weit von der adriatischen Küste zurückzuziehen.

Es ist unbestreitbar, daß nach der Gründung eines albanischen Staates und der Dynastie die entgegengesetzten und widersprechenden Interessen der italienischen und österreichisch-ungarischen Diplomatie gegeneinander ausgespielt wurden. Aber soweit es mir bestätigt wurde und soweit ich es selbst persönlich beobachten konnte, handelte es sich hier eher um Episoden einer verhängnisvollen Prestigepolitik wichtigtuerischer und intriganter Agenten der einen und der anderen Seite (eine Politik, die eine starke Regierung nicht tolerieren kann und darf und die nicht eine der geringsten Ursachen des letzten Zusammenbruches Österreich-Ungarns war), als um veränderte Richtlinien der einen oder der anderen Regierung. In dem balkanischen Zeitraum des Weltkrieges oder besser gesagt der Vorbereitung zum Weltkrieg schienen

beide Regierungen nie ernsthaft geneigt, das Prinzip der Integrität und der Unabhängigkeit des albanischen Staates zu ändern. Ich möchte noch daran erinnern, daß Italien mit größerer Entschiedenheit und Loyalität als sein Verbündeter sich bemühte, ungeachtet der Gefahren und Schwierigkeiten der Lage, dem neuen albanischen Staat eine sichere und entsprechende Grenze zwischen Griechenland zu schaffen, und nur wer an diesen Verhandlungen teilnahm, war sich der Beharrlichkeit und Intensität der italienischen Politik bewußt. Die peinliche und langwierige Frage des Nordepirus oder Südalbaniens gehört der Vergangenheit an, und ich erwähne sie nur, um zu betonen, daß Italien ebenso wie es sich zugunsten der Integrität und Expansion Serbiens in Opposition zu Österreich-Ungarn und Bulgarien setzte, es sich auch zur Forderung der Konsolidierung des albanischen Staates durch Sicherung entsprechender Gebiete in endlose Schwierigkeiten mit Griechenland einließ. Diese Spannung ging so weit, daß der Marchese di San Giuliano, wie ich mich erinnere, nicht zögerte, das Wort *Krieg* auszusprechen, falls Griechenland auf den Vorschlag Österreich-Ungarns und Italiens nicht eingegangen und Albanien nicht einen Teil des kontinentalen Ufers des Kanals von Korfu abgetreten hätte.

Es stimmt allerdings, daß während des Krieges Baron Sonnino das talienische Protektorat über Albanien proklamierte, und daß Italien im Londoner Vertrag sowie bei vielen anderen nachfolgenden Gelegenheiten seine Absicht, Valona zu besetzen und zu behalten, verkündete. Auch hier wie bei der Okkupation Dalmatiens treffen wir bei dieser flüchtigen Übersicht der Vergangenheit auf eine schmerzliche Episode unserer Geschichte, die man lieber verschweigen und vergessen möchte, da unser Rückzug aus Albanien und Valona eher einer Flucht als der Ausführung eines entschiedenen und besonnenen politischen Planes ähnelte. Aber die Geschichte, die sich zwar der Beurteilung der Faktoren und der ephemeren und episodenhaften Umstände nicht verschließt, sieht in erster Linie die Ergebnisse an, und sie wird die Tatsache verzeichnen, daß Italien von dem albanischen Gebiet nichts für sich zurückbehielt, und daß die Verkündung des eigenen Protektorats über diesen Staat nichts anderes als der Notbehelf einer, vom Druck des Augenblicks diktierten und dann schnell wieder verworfenen Kriegspolitik war. Sie wird gleicherweise verzeichnen, daß die faschistische Regierung mit der ganzen Loyalität den von ihr vorgefundenen tatsächlichen Stand der Dinge übernahm und in ihrer fünfjährigen Amtszeit nicht ein einziges Mal die Absicht zeigte, die Politik der Besetzungen und Protektorate aufzugreifen, die unter der vorigen Regierung zum Bankerott geführt hat, und die man daher als eine wenig glückliche und auch wenig rühmliche Erfahrung der Vergangenheit buchen kann. Die italienische Politik ist heute auf die offensichtlichste Weise zu den Prinzipien zurückgekehrt, die die albanische Frage zur Zeit des österreichisch-ungarischen Bünd-

nisses regelten, nur mit der entsprechenden Anpassung an den neuen Stand der Dinge, der sich aus der Entstehung des albanischen Staates in seiner heutigen Form ergibt, die sich beträchtlich von der früheren unterscheidet, da Albanien damals eine Provinz des ottomanischen Reiches und, wenn man so sagen darf, eine der größten Kräfte des Widerstandes für die Türkei auf europäischem Gebiete war.

IV.

Sicherung der Integrität, Unabhängigkeit und freier politischer, wirtschaftlicher und kultureller Expansion der beiden Staaten in den ihnen von den Verträgen zugewiesenen Gebieten, Gewißheit wirksamer Mitarbeit, Gewährung wichtiger Konzessionen an Italien seitens des jugoslawischen wie auch des albanischen Staates, das ist die offensichtliche und unzweifelhafte Politik des gegenwärtigen Augenblicks, eine Politik, die, wie wir in der raschen Übersicht gesehen haben, sich aus den Notwendigkeiten der Vergangenheit ergibt und loyalerweise von der faschistischen Regierung übernommen wurde. Ist es zu viel von Jugoslawien verlangt, daß es unsere politischen Richtlinien anerkennen und loyal mit uns in den Fragen, die ihn wie auch den angrenzenden albanischen Staat angehen, mitarbeiten soll, um die Durchführung und Verwirklichung dieser Politik zu erreichen? Wenn Jugoslawien sich daran erinnert, was es uns schuldet, wird es keinen Augenblick zögern, sich darüber Rechenschaft abzulegen, daß das, was Italien fordert, eine kleine Konzession im Verhältnis zu dem vielen, was Jugoslawien erhalten hat, ist, und außerdem noch eine Konzession, die für den südslawischen Staat noch günstiger als für Italien ist, da es ihm vom Anfang seiner Existenz an die Reputation eines friedfertigen Staates einträgt und ihn von gewissen schmerzhaften Methoden der Balkanpolitik entfernt, von dem ränkevollen und überrumpelnden Vorgehen, das in der Vergangenheit zu dem größten Teil der bedauernswerten Ereignisse geführt hat, die immer wieder die Ruhe der unglückseligen Halbinsel erschütterten.

Es liegt mir fern, mich zum Richter über eine größere oder geringere Schuld der Belgrader Regierung an der politischen Spannung der letzten Zeit aufzuwerfen. Man hat von gemischten Untersuchungskommissionen gesprochen. Heute scheint es, daß man den Weg direkter Verhandlungen zwischen Rom und Belgrad vorzieht. Das ist ohne Zweifel die beste Methode, um den Verdacht fernzuhalten, daß sich, der sicherlich nicht überlieferungswerten Methoden der bisherigen Balkanpolitik gemäß, hinter dem Balkanstaat der Einfluß irgendeiner Großmacht verbirgt. Aber so sehr mir auch ein Urteil fernliegt, möchte ich doch als Schlußfolgerung dieses kurzen Aufsatzes Jugoslawien einen guten Rat geben, und zwar sich an die Erfahrungen der Vergangenheit zu halten und nicht zu vergessen, daß eine Politik des Vertrauens und der Ehrlichkeit mit Italien immer für den jugoslawischen Staat günstig

gewesen ist. Auch heute noch, so groß auch die Divergenzen, die zweifellos durch Mißverständnisse oder durch Undiszipliniertheit irgendwelcher lokaler oder sekundärer Elemente entstanden sind, sein mögen, liegt in denselben Richtlinien die Lösung, die Befriedung der Seelen. Wenn der jugoslawische Staat in den Anfängen seines politischen Lebens, das sich durch Parteikämpfe und innere Komplikationen so schwierig gestaltet, der Freundschaft und der Unterstützung eines großen Staates bedarf, so belehren ihn Geographie und Geschichte in klarster Weise, daß sie in Italien zu finden sind. Er sollte sie nicht wo anders suchen. Er darf nicht eine künstliche Politik von Unterstützungen schaffen, die im Augenblick der Not zusammenbrechen. Er darf auch nicht durch das unerwartete Glück übermütig werden, darf nicht vergessen, daß ein Konflikt mit Italien unter keinen Umständen und von keinem Gesichtspunkt aus gesehen ein Konflikt mit gleichen Waffen sein wird, und daß in einem solchen Zusammenstoß der jugoslawische Staat bewußt oder unbewußt letzten Endes fremden Interessen dienen wird.

Der Dienst am europäischen Gedanken.

Prälat *Ludwig Kaas.*

Mitglied des Reichstags und des Preußischen Staatsrats.
Wissenschaftliches Mitglied des Instituts für ausländisches öffentliches Recht und Völkerrecht, Berlin.

Dem europäischen Gedanken dienen, heißt dem Fortschritt und dem Wohle aller dienen, die sich zu Europa rechnen. Heißt mit den Dämonen ringen, die in der Vergangenheit unseren Kontinent zum Ausgangspunkt und Hauptherde eines Krieges machten, dessen innere Sinnlosigkeit von Tag zu Tag offenbarer wird. Heißt für die Zukunft den Kräften entgegenarbeiten, die einer Wiederkehr des Verhängnisses von 1914, der politischen, wirtschaftlichen und psychologischen Vorbereitung einer neuen Weltkatastrophe zutreiben.

Die Frage der europäischen Verständigung und Befriedung ist die entscheidende Vorfrage für die Erhaltung oder die Gefährdung des Weltfriedens. Aller Voraussicht nach ist sie der archimedische Punkt, an dem das Schicksal seinen Hebel ansetzen wird — zum Segen oder Unsegen der Völker.

Diese Erkenntnis beginnt heute heimisch zu werden, nicht nur in den Kabinetten der leitenden Staatsmänner, auf den Tribünen der Parlamente, auf den Kathedern der Universitäten; sie klingt nicht nur aus den Reden und Beschlüssen grundsätzlicher Pazifisten, sie ist — und darin liegt der gewaltige Fortschritt gegenüber dem Gestrigen klar zutage — in allen Ländern zum Gedankengut von Hunderttausenden geworden, denen vor wenigen Jahren diese Einsicht noch kaum dämmerte. Heute gilt es demnach — Gott Dank — nicht mehr, die Idee der europäischen Verständigung zu „entdecken" und ihr erstmals den Weg in die Geister und Herzen der Zeitgenossen zu bahnen. Worauf es ankommt, ist, diese Erkenntnis zum Allgemeingut zu machen und ihr Licht auch denjenigen aufleuchten zu lassen, die noch ablehnend oder zweifelnd, mit ungläubiger oder verächtlicher Geste beiseite stehen und sich weigern, der Idee der europäischen Verständigung die Möglichkeit einer Realität zuzuerkennen.

Und doch muß diese Realität in absehbarer Zeit der Verwirklichung entgegengeführt werden. Sonst taucht unentrinnbar am Horizont

uropas und des Weltgeschehens eine andere grauenvolle Realität auf: n neuer Zusammenprall der gegensätzlichen Kräfte, die in dem verangenen Weltkriege einen so erschütternden Beweis ihrer zerstörenden nergien gegeben haben.

Niemals stand eine Frage unter einem klareren und unerbittlicheren ntweder-Oder als diese. Wäre dieses Entweder-Oder früher erßt worden, der Schicksalsweg Europas wäre ein anderer, ein glückcherer geworden.

In der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts schrieb der große aseler Rechtshistoriker Johann Jakob Bachofen (1825—1887) unter em Eindruck des Krimkrieges die aufrechten Worte: „Zwei Wege sind s, welche den Staaten des Abendlandes in dem gegenwärtigen entcheidenden Augenblick offenstehen und zwischen denen ihnen die Wahl elassen ist: der eine ist der blutige Weg eines Kampfes auf Leben und od im Dienste einer sogenannten ‚nationalen' Politik, der andere der Weg des Friedens im Dienste einer großen Idee, die zugleich auch alle leinen Rivalitäten zu versöhnen und zu überbrücken vermag. Ist es och viel schwerer, sich zu großen Ideen zu erheben und von ihnen die ösung zu erwarten, als augenblicklichen Interessen und Leidenschaften u verfallen! Wahrhaft große und schöpferische Gedanken kommen berhaupt nie aus dem Boden materieller Interessen; sie haben eine öhere Heimat, wo leider nur gar wenige groß und edel genug sind, sie u suchen."

Was dieser geistvolle Mann vorausschauend sah und offenen Mutes einen Zeitgenossen zu sagen wagte, ist heute nach den Erlebnissen des Weltkrieges und der Nachkriegszeit doppelt wahr geworden; und weil oppelt wahr, auch doppelt ernst und doppelt verpflichtend für alle die, ie klaren Auges die Wirklichkeiten sehen und sich innerlich gehalten ihlen, aus diesen Wirklichkeiten die Folgerungen zu ziehen, die ideale nd reale Erwägungen uns zur Pflicht machen.

Ideale *und reale* Erwägungen sage ich mit Absicht.

Denn auch darin liegt ein wesentlicher Fortschritt in der Geistesaltung der Jetztzeit, daß die Spannung, die bislang zwischen den Idealisten" der europäischen Verständigung und den sogenannten Realpolitikern" bestand, sich merklich zu lösen und zu mildern beginnt. nd zwar im Sinne einer Anerkennung, daß in dem vielmals stürmichen und draufgängerischen Wollen der ersteren mehr Wahrheit, mehr irklichkeitsnahe Zukunftsschau enthalten war, als die Vertreter der ogenannten Realpolitik wahr haben möchten. Der Vorwurf des „Illuionismus", der den Dienern der europäischen Verständigung, den Beirwortern der europäischen Konzentration so gern und so leichtfertig emacht wird, hat heute an Schärfe und Überzeugungskraft gewaltig erloren.

Wenn es für die, welche dem Gedanken der europäischen Verständi-

gung bewußt und zielstrebig dienen, einer Rechtfertigung und Ermuti gung bedurfte, dann liegt sie in der Tatsache, daß heute aus den Kreise der sogenannten Realpolitiker der Ruf nach Zusammenfassung fas stärker und ungeduldiger ertönt, als von denen, für die Europa nicht nu ein produktions- und absatzpolitisches Rechenexempel ist, sondern vor erst eine geistige und sittliche Aufgabe.

Wir sind heute soweit, daß wir furchtlos die Frage aufwerfen können wer ein größerer Illusionist sei: derjenige, der bewußt der europäische Verständigung und darüber hinaus dem europäischen Zusammenschlu im Sinne einer sich stufenweise steigernden Interessen- und Aktions einheit dient und hiervon eine bessere Zukunft erwartet, oder derjenig der die Zukunft aufbauen will auf den Grundlagen und Methoden de Vergangenheit, auf der engherzigen und längst brüchig gewordenen Basi der einseitigen Bejahung und Überschätzung des Nationalen, auf de Verneinung oder Mißachtung des Übernationalen?

Wenn die Wirtschaft anfängt in Kontinenten zu denken, dann ist e Zeit auch für den Politiker, seinen Schritt zu beschleunigen, um nicht da unwürdig hinterherzulaufen, wo schöpferische Führung Pflicht un Berufung ist.

Das Ziel, dem wir zustreben, ist nicht in kurzen Terminen zu ver wirklichen. Die enge Geisteshaltung der Vergangenheit leistet eine passiven Widerstand von verhängnisvoller Schwerkraft. Die völkische kulturellen, staatspolitischen, wirtschaftlichen Gegensätze sind Hinde nisse, deren Bremswirkung wir nicht verkennen. Aber die Größe un Schwierigkeit eines Zieles war noch nie das Kriterium seiner Unmög lichkeit oder Unrichtigkeit. Die ganz großen Gedanken, denen die Wel und Menschheitsgeschichte Weiterentwicklungen von säkularer Bede tung verdankt, waren immer so, daß ihre Größe die Zeitgenossen zu nächst schreckte und abstieß.

Gegenüber diesen starken Kräften der Verneinung ergibt sich d zwingende Notwendigkeit des handlungsfrohen, organisatorischen Zu sammenschlusses aller derjenigen, die bereit sind, aus den düstere Erfahrungen der Vergangenheit und den schmerzlichen Unzulänglich keiten der Gegenwart einer höheren Ebene europäischen Denkens un Handelns zuzustreben, um auf dieser höheren Ebene — unter Wahrun der nationalen Zusammenhalte — die Lösung der Dissonanzen, d schöpferische Synthese der Antithesen zu versuchen, die heute d Völker Europas innerlich zerreißen.

Locarno, Genf und Thoiry sind Etappen auf diesem Wege in ein andere Sphäre überstaatlichen und europäischen Denkens und Ha delns. Etappen, deren Unvollkommenheiten niemand leugnet, die ab allen Zweiflern draußen in der Welt zeigen sollten, wie tief und opfe stark der Wille Deutschlands ist, sein Teil zu dem Werke der europ ischen Verständigung beizutragen.

Die unfruchtbare, selbstmörderische Episode des politischen Stel-
ngskampfes der Nachkriegszeit durch eine kühne Initiative unter-
ochen und durch eine großangelegte Friedensaktion den ungeheuren
ragenkomplex der europäischen Verständigung in Fluß gebracht zu
aben, wird vor der Weltgeschichte ein Verdienst sein, das Deutsch-
nd und seine politische Führung ehrt.

Nichts ist heute, wo in dem Tempo der Weiterentwicklung des
ocarnogedankens und in seiner logischen Auswirkung zugunsten
eutschlands eine bedauerliche Verzögerung, vielleicht sogar ein Rück-
chritt feststellbar ist, leichter, als den Pessimismus zum politischen
xiom zu machen und, an Europa zweifelnd oder gar verzweifelnd, zu
en Altären der nationalistischen Götzen zurückzukehren. So begreif-
ch und subjektiv berechtigt manche Gedankengänge sein mögen, die
eutscherseits aus den Enttäuschungen der jüngsten Vergangenheit, aus
er Beobachtung des nationalistischen Egoismus anderer Staatswesen
ich nahelegen, — sie weisen Wege, die zweifellos in die Irre führen.
Diesem Pessimismus und den praktischen Folgerungen, die aus ihm
erauszuwachsen drohen, werfen wir uns bewußt entgegen. Aber indem
ir dies tun und unsere deutschen Mitkämpfer bitten, an dem hohen
iele des europäischen Gedankens unbeirrt festzuhalten, glauben wir
ns auch berechtigt und verpflichtet, vor aller Welt auszusprechen, daß
er europäische Gedanke entweder *ein imperatives Axiom für alle*
uropäischen Staaten sein muß, oder für keinen. Wenn die Starken sich
m nicht zu beugen brauchen, wenn sie in den Methoden der Vorkriegs-
eit den Weg imperialistischer und hegemonistischer Sonderbündnisse
eitergehen, wenn sie „Europa" identifizieren mit der Durchsetzung
rer eigensüchtigen Interessen, auch auf Kosten des Rechtes der
chwachen, wenn sie für ewige Zeiten das in Versailles zusammen-
ezimmerte Europa mit all seinen Fehlern und Unausgeglichenheiten
abilisieren und jede auch noch so berechtigte Korrektur hartnäckig
erweigern wollen, — dann wird, solange diese Geistesverfassung an-
auert, der europäische Gedanke keine Fortschritte machen können.

Verschiedene symptomatische Vorgänge der letzten Zeit zeigen, daß
er Anfang zu dieser verhängnisvollen Entwicklung gemacht ist. Die
achstumskrise, die damit in der Entwicklung des europäischen Ge-
ankens einsetzt, ist unverkennbar. Diese Krise zu überwinden, ist eine
ufgabe von entscheidender Bedeutung, von zwingender Notwendig-
eit, wenn nicht die letzten Dinge schlimmer sein sollen als die ersten.

Was die Staatsmänner in Locarno in den Buchstaben der Verträge
edergelegt, was Genf und Thoiry weitergeführt haben, muß sich
- mehr als bisher und schneller als bisher — mit Geist und Leben er-
llen. Es gilt die Kräfte niederzuringen, die sich der Verwirklichung
ssen, was hier im Keime grundgelegt ist, entgegenstemmen. Es gilt,
e Gutgesinnten aller Länder davon zu überzeugen, daß Europa seine

große Stunde hat, in der es die Brücke zu einer besseren Zukunft auf bauen oder zerstören kann.

Für denjenigen, der die Dinge zu Ende denkt, kann allerdings eine aus pflichtmäßiger Erwägung nicht zweifelhaft sein:

Die Verneinung jeder aggressiven Zuspitzung des Europa gedankens gegenüber anderen Kontinenten.

Wir flüchten nicht aus der Enge des egoistischen Nationalismus um einem zwar räumlich weiteren, geistig aber gerade so engen Kon tinentalismus zu dienen. Wenn wir es anders wollten, stände an de Wiege unserer Bestrebungen ein Mißverständnis oder eine Lüge, an de sie über kurz oder lang sterben müßten.

Was wir anstreben, kann nur dann Realität werden, wenn wir e zuwege bringen, in allen Ländern des europäischen Kontinents ein starke Gemeinde überzeugter Friedenspioniere zu finden, die den Mu und die Zähigkeit haben, mit der Seele ihrer Völker innerlich zu ringe und nicht zu ruhen und zu rasten, bis sie die öffentliche Meinung ihre Länder dem Gedanken der europäischen Verständigung erobert haben Der „Glaube, der Berge versetzen kann", der Glaube an die Überwind lichkeit dessen, was überwindbar scheint, muß zum politischen Agen unserer Arbeit werden. Der Wille zum Sieg des Friedensgedanken muß die Herzen und Hände auch solcher einträchtig zusammenführen die sonst verschiedenen, ja gegnerischen Fahnen folgen: diejenigen, d gläubig im Schaffen des Kreuzes stehen und denen diese Arbeit ei Postulat ihres religiösen Denkens und Trachtens ist, wie auch die, welch abseits religiöser und kirchlicher Gedankengänge in der Überwindun des unmöglichen Heute und der Schaffung eines besseren Morgen ein Forderung der Vernunft und veredelten Menschentums sehen. Nur ei starker Glaube und ein konzentrischer Wille werden imstande sein, d Berge des Mißtrauens abzutragen, welche die Völker trennen, die Ab gründe seelischer Spannungen und Gegensätze zu überbrücken, die d Verwirklichung des Verständigungswerkes sich entgegenstellen. S groß auch die Schwierigkeiten sich auftürmen — wir fühlen uns au innerstem Herzen verpflichtet, sie zu überwinden, und selbst die Za haften unter uns müßte das Wort schrecken und zum Handeln antreibe mit dem Guglielmo Ferrero, der Historiker des alten Römertum sein Werk über den Verfall der antiken Kultur schließt: „Europa wi als Ganzes gerettet, oder untergehen."

Das griechische Flüchtlingsproblem.

Von Dr. *Euthymios Canellopoulos,*

ehemaliger Minister für auswärtige Angelegenheiten und für Nationalökonomie.
Griechischer Gesandter in Berlin.

Der Gewittersturm, der aus dem Widerstreit der europäischen Völker entsprang und die Welt erschütterte, hatte seinen letzten Widerhall dort, wo die abendländische Welt mit der asiatischen in Berührung kommt.

Der Zufall hat es gewollt — ein Zufall, der durch seine öftere Wiederholung den Sinn eines historischen Gesetzes bekam —, daß sich Europa wieder Asien gegenübergestellt sah. Griechenland hat als Vorkämpfer Europas dies sehr teuer bezahlt. Die griechische Nation, die vor den Balkankriegen auf mehr als 9 Millionen Seelen berechnet wurde, ist jetzt auf 8 Millionen reduziert. Wie der Bericht der Autonomen Siedlungskommission erzählt, hat „von dem Griechentum Kleinasiens, das vor den Kriegen mindestens 2 Millionen zählte, kaum die Hälfte diese Zeit überlebt, und sie hat in Griechenland Zuflucht gesucht".

Griechenland sah sich im Innern Kleinasiens allein dem Gegner gegenübergestellt, und es wurde demnach besiegt. Aber es kann gesagt werden, daß damit auch Europa besiegt worden ist. In Lausanne wurden Versuche gemacht, zu retten, was möglich ist. Aber es war zu spät. Am 24. Juli 1923, als der Vertrag von Lausanne unterschrieben worden ist, wurden die Folgen der Niederlage international sanktioniert.

Das Eindringen der europäischen Welt in die asiatische durch den natürlichsten geographischen Weg, das die Grundlage des Vertrages von Sèvres bildete, der nicht zur Ausführung gelangte, tritt wieder zurück. Und es ist seltsam, daß in einer Zeit, da das Daseinsrecht und der Schutz der Minoritäten proklamiert wird und als ein internationales Gesetz Geltung bekam, Europa sich schweren Herzens gezwungen sah, dieses Gesetz zu verleugnen durch Entwurzelung einer Minorität aus Kleinasien, die dort autochthon war. Ein zwangsweise zu vollziehender Austausch der Griechen der Türkei gegen die Musel-

manen Griechenlands wurde beschlossen. Ausnahmen bildeten nur die Griechen Konstantinopels und die Türken Westthraziens.

Dadurch wurde eine große historische Epoche zum Abschluß gebracht. Für das Hellenentum währte diese Epoche 30 Jahrhunderte. Sie begann im 10. Jahrhundert v. Chr., als die ersten Jonier unter dem Kodriden Androklus sich in Kleinasien niederließen, und endete am 17. Dezember 1924, als der Dampfer „Abbazia", der die letzten auszutauschenden Griechen trug, aus Mersina abfuhr.

Für die Türken im allgemeinen ist dieser geschichtliche Abschnitt nicht beendet, da derer noch viele auf europäischem Boden verblieben sind. Aber für die Türken des griechischen Mazedonien, die im Jahre 1371 nach dem Siege des Sultans Murat bei Kermeni in Thrazien sich hier niederließen, endete diese Epoche am 26. Dezember 1924, als der Dampfer „Zar Ferdinand" die letzten auszutauschenden Muselmanen Mazedoniens nach Kleinasien führte. Griechenland sah sich durch die Einwanderung der Flüchtlinge vor eine gewaltige Aufgabe gestellt. Ein Volk von 5 Millionen, erschöpft durch Kriege, die zehn Jahre lang dauerten, zusammengebrochen unter dem kleinasiatischen Unglück, sah sich genötigt, eine Bevölkerung von 1½ Millionen Seelen aufzunehmen. Und die Lösung des Problems bestand darin, denselben nicht nur Verpflegung und Unterkunft, sondern auch eine produktive Betätigung zu ihrer Erhaltung zu bieten.

Es ist nicht das erstemal, daß Griechenland eine solche Prüfung bestand. Gleich nach der Errichtung des Staates im Jahre 1831, als das Land nach dem langen Befreiungskriege noch aus Trümmern bestand, mußte der Staat für die Verpflegung und Unterbringung der Griechen sorgen, die nach Griechenland aus den noch nicht befreiten Gebieten kamen. Das Zusammengehörigkeitsgefühl, das ein Merkmal des griechischen Volkes ist, machte dies jedoch möglich. Das Regierungsdekret von 1831, das der erste Regent Griechenlands, Kapodistrias, erließ, ist wirklich bemerkenswert. Es ist zwar durchwaltet von den Nöten und den Verhätnissen jener Zeit und es mutet uns daher etwas patriarchalisch an. Aber vielen seiner Bestimmungen könnte man auch heute noch folgen.

Seit jener Zeit fanden viele Emigrationen von Griechen aus der Türkei und aus Bulgarien wegen Verfolgungen statt. Nur der kretische Aufstand von 1866 allein brachte nach Griechenland nicht weniger als 65 000 Flüchtlinge. Herr Palis, der eine vortreffliche Abhandlung über die Emigrationen aus Thrazien und Mazedonien in den Jahren 1912 bis 1924 schrieb, verzeichnete 17 Wellen derselben. Es war eine vorübergehende Ebbe und Flut von wandernden Menschen. Aber nicht alle Einwanderungen hatten bleibenden Charakter, so daß nicht immer um die Unterbringung der Bevölkerungen gesorgt zu werden brauchte. Nach

Behebung der Krisen kehrten nämlich die Flüchtlinge wieder in ihre Heimatstätten zurück.

Das Flüchtlingsproblem von 1922 ist komplizierter Natur und von einer größeren Tragweite als die vorigen.

Theodor Däubler, der sich zu der Zeit des kleinasiatischen Zusammenbruchs auf einer ägäischen Insel befand, hat bei einem Vortrag, den er vor einigen Monaten in Berlin hielt, geschildert, wie alle Dampfschiffe und Segler, Fischerbarken und alles, was auf dem Meere fuhr, ohne irgendeine Aufforderung der Regierung, nach Osten hinzogen, um dort die Fliehenden mit Frauen und Kindern aufzunehmen. Der Schiffsverkehr innerhalb Griechenlands war in diesen Tagen unterbrochen. Das griechische Volk empfand die Größe des Unglücks und beeilte sich, Hilfe zu bringen. Däubler spricht seine Bewunderung aus für eine derartige Erscheinung der Solidarität und des spontanen Miteingreifens jedes einzelnen, um zu retten. Der Zusammenbruch kam rapid. Die fliehende griechische Bevölkerung Kleinasiens geriet untereinander. Die Schiffe luden das Menschenmaterial auf die nächstbesten Küsten aus, und es entstand ein unentwirrbares Durcheinander. Mütter wurden von ihren Kindern getrennt. Familien und Gemeinden, die unter gleichen Bräuchen und gleichen Berufsarten bis dahin lebten wurden auseinandergerissen.

Die ungeheure Zahl der Einwandernden, der Umstand, daß sie definitiv im Lande bleiben sollten und die gebotene Eile gaben diesem Einzug seinen Charakter. Jeder Tag, der verging, kostete Menschen das Leben. Das Unglück, ein schlechter Berater, barg Gefahren von Umwälzungen in sich. Das Ausland sah dieser ungeheuren Katastrophe nicht gleichmütig zu. Sein Beistand blieb nicht aus. Es war ein Beistand materieller und ethisch-geistiger Art. Er äußerte sich durch das Erscheinen der lichten und tröstenden Gestalt Nansens mitten im Unglück, durch den Beistand des amerikanischen Roten Kreuzes, den der „Union des secours aux enfants", des „Imperial War Relief Fund", des „Near East Relief", des „American Womens Hospitals", des „All British Appeal" und der „Secours françaises aux victimes du proche Orient" und durch Sammlungen in den skandinavischen und auch in anderen Ländern. Auch der Völkerbund bot seine Hilfe. Jedoch die Last der Aufgabe fiel fast allein auf die Schultern des griechischen Volkes. Und das Volk, das sich vor harten Notwendigkeiten sah, bot ihnen sofort die Stirn, und zwar sowohl durch die Opfer, die es zu bringen genötigt war, als auch in bezug auf die zu treffenden Organisationen.

Die aus Ostthrazien, dem Kaukasus und Bulgarien gekommenen Flüchtlinge betrugen etwa 300 000 Seelen. Und unter ihnen überwog die Landbevölkerung. Die Auswanderung derselben geschah geregelter als die der anderen, innerhalb vorgeschriebener Fristen, — und diesen gelang

es auch, einen Teil ihres beweglichen Besitzes: Werkzeuge und Vieh mitzunehmen. Die Unterbringung dieser letzteren ging in Mazedonien und Westthrazien rascher und leichter vor sich. Die größeren Schwierigkeiten ergaben sich aber angesichts der aus Kleinasien kommenden Flüchtlinge. Und diese sind es, bei denen die bürgerlichen Berufe und solche, die man als „städtische Kleinbauern" bezeichnen könnte, im Vordergrund stehen. Sie kamen zerlumpt und in großer Not an. Nur 200 000 von denen, die durch Bevölkerungsaustausch nach Griechenland einwanderten, hatten Vermögen. Diese haben des Beistandes nicht bedurft. Aber die „Flüchtlinge" — und darunter versteht man die Hilfsbedürftigen —, machten die große Mehrheit aus. Eine genaue Statistik derselben ist noch nicht möglich gewesen, denn jeder Tag brachte neue Massen und neue Überraschungen. Nach der einstweiligen Übersicht sind es mehr als 300 000 Familien. Wenn man jede Familie im Durchschnitt und infolge der vielen Verluste als aus vier Mitgliedern bestehend berechnet, so ergibt sich die Zahl 1 200 000. Der erste Beistand wurde ihnen durch die Organisierung von Hilfsstellen, aber auch durch private Initiative gewährt. Viele Familien nahmen Flüchtlinge auf. Schränke wurden geöffnet. Jedes überzählige Kleidungsstück wurde gegeben. Und es gibt nicht eine griechische Familie, die nicht ihren Tribut zahlte.

Eine große Schwierigkeit ergab sich auch durch die Verschiedenheit in bezug auf Geschlecht, Alter und Arbeitsfähigkeit. Es überwogen beträchtlich an Zahl die Frauen und Kinder. Die ersten, noch unvollständigen Angaben nennen 369 000 Männer und 510 400 Frauen. An den vier städtischen Flüchtlingsgemeinden bei Athen, in Byron, Caesariane, Jonia und Kokkinias hat die Zählung der später gebildeten Autonomen Siedlungskommission folgende Ergebnisse gezeigt:

männliche Individuen unter 16 Jahren . . .	12 171
weibliche Individuen unter 16 Jahren . . .	11 849
Männer über 16 Jahre	16 029
Frauen über 16 Jahre	26 157

In Kalamata, wo 918 Familien untergekommen sind, kam es sogar vor, daß 318 davon ohne einen männlichen Beschützer waren und 18 nur mit einem ganz alten Oberhaupt.

Auch in bezug auf die Berufsarten herrschte ein beträchtliches Mißverhältnis zu der einheimischen Völkerschaft. Die freien und bürgerlichen Berufe lagen in der Türkei vorwiegend in den Händen von Griechen. In den größeren Städten waren Kaufleute, Bankbesitzer, Ärzte, Rechtsanwälte, Journalisten, Kleinhändler, Handwerker, Gärtner usw. in größter Überzahl Griechen. In kleineren Städten gab es sogar eine besondere Kategorie sogenannter „städtischer Kleinbauern", die irgendein kleines Grundstück hatten, das ihre Familie besorgte, während sie selbst sich mit einem anderen Gewerbe befaßten, z. B. in de

Küstenstädten mit Schiffahrt und Fischfang. Unter den Flüchtlingen gab es auch Viehzüchter, Winzer, Olivenbauern und Ölpresser, Tabakpflanzer und Seidenzüchter.

Ein organisiertes öffentliches Amt zum Zwecke der Verpflegung und Unterbringung von Flüchtlingen hat es in Griechenland während der ersten Jahrzehnte des Bestandes des Staates eigentlich nicht gegeben. Das Erforderliche wurde, je nach den Umständen, von Fall zu Fall organisiert. Es wurden Kommissionen gebildet, die dem Ministerium des Innern unterstellt waren. Die Einnahmen der Kommissionen flossen von privaten Spenden her. Auch der Staat trug dazu bei, aber sein Beitrag war nicht der relativ größere. Diese Hilfsstellen ergänzten sich und entwickelten sich allmählich, und nach Durchlaufen verschiedener Etappen — wie der Zentralkommission von 1914 in Saloniki und im Jahre 1917 der öffentlichen Stelle für Wohlfahrt — gelangten sie in das Wohlfahrtsministerium, aus welchem später das Ministerium für Hygiene und soziale Fürsorge hervorging. Letzteres stellte sich dann an die Spitze der großen sozialen Aufgabe, die Griechenland zu erfüllen hat. Als ein Zeichen dieses sozialen Ringens mag verzeichnet werden, daß die Ausgaben des genannten Ministeriums im Jahre 1926 bis 1927 auf 754 396 300 Drachmen, d. h. auf etwa 2 000 000 £, berechnet worden sind. Von diesem Betrage entfallen 240 678 650 auf die Flüchtlinge, ohne daß darin die Ausgaben für Hygiene, für Waisenhäuser, für Asyle usw. mitberechnet sind, die ebenfalls vorwiegend den Flüchtlingen dienen.

Durch diese Organisationen ist man früher schon den Bedürfnissen entgegengetreten, und mit diesen Ämtern nahm man auch jetzt die Lösung des großen gegenwärtigen Problems auf sich.

Die Hilfsstellen haben trotz ihrer Unvollkommenheit sehr viel Gutes und Vortreffliches geleistet. Aber staatliche Einrichtungen sind, wie dem auch sei, ein schwerfälliges Instrument angesichts einer Aufgabe, die Initiative und Schnelligkeit erfordert. Und die Ansiedelung der Flüchtlinge erforderte nach der Katastrophe von 1922 beides. Mit fortschreitender Zeit wurde dies immer mehr fühlbar.

Die Erfahrung, die aus der Niederlassung der Flüchtlinge in Westthrazien geschöpft worden war, die unter dem Antrieb Nansens als eines hohen Kommissars des Völkerbundes und der Obersten Procter und Trelsar immer systematischer wurde, hat gezeigt, daß die Flüchtlinge an vielen Stellen ein brauchbares soziales Element sind; ferner hat sie den Wert erwiesen, den eine noch methodischer wirkende Organisation, die Selbständigkeit und weite Befugnisse besaß, haben müßte.

Zugleich wurde auch die Notwendigkeit einer Anleihe fühlbar. Nansen hat dies sofort erkannt und, nachdem er an Ort und Stelle gewesen ist, ging er nach Genf und legte dies durch seinen Bericht vom 18. November 1922 dem Völkerbunde dar.

Die beiden Fragen, die der Bildung der Organisation und Beschaffung eines Darlehens, wurden miteinander verknüpft. Im Februar 1923 rief die griechische Regierung den moralischen Beistand und die technische Mithilfe des Völkerbundes an. Nach einer von zwei Vertretungen des Völkerbundes an Ort und Stelle vorgenommenen Untersuchung genehmigte der Völkerbundsrat am 29. September 1923 ein Programm, nach welchem die Unterbringung der Flüchtlinge einer Autonomen Siedlungskommission (A. S. K.) übertragen wurde und die dazu erforderlichen Beträge auf dem Wege einer durch die griechische Regierung aufzunehmenden Anleihe gedeckt werden sollten.

An demselben Tage hat der griechische Vertreter das diesbezügliche Protokoll unterzeichnet, welches auch die Bedingungen und Sicherungen der Anleihe bestimmte und auch das Statut der A. S. K. enthielt. Und so wurde die A. S. K. ins Leben gerufen. Sie ist eine juristische Person und genießt volle Selbständigkeit in der Ausübung ihrer Pflichten. Sie hängt von keiner Amtsstelle der Regierung oder der Administration ab, sie kann aber deren Beistand anrufen. Ihr Zweck ist, den Flüchtlingen produktive Betätigung — sei es agrikultureller, sei es anderer Art — zu verschaffen. Diese A. S. K. besteht aus vier Mitgliedern, von denen zwei durch die griechische Regierung ernannt und vom Völkerbundsrat bestätigt werden. Die anderen zwei werden vom Völkerbundsrate ernannt. Eines dieser Mitglieder, das den Vorsitz führt, muß amerikanischer Staatsangehörigkeit sein als Repräsentant der amerikanischen philantropischen Gesellschaften. Die zwei letztgenannten Mitglieder genießen die Immunitätsrechte der Diplomaten.

Die A. S. K. hat das Recht, die ihr angehörenden Beamten zu ernennen und zu entlassen. Das Beamtenpersonal wird vom Staate gestellt, besonders von dem Ministerium für soziale Fürsorge und vom Landwirtschaftsministerium, und vom Staate bezahlt. Auch von der griechischen Nationalbank sind Beamte herübergenommen worden. Die A. S. K. entrichtet Gehälter nur an das technische Fachpersonal.

Nach Ansicht der A. S. K. war es demnach überflüssig, daß eine andere neue Organisation hätte gebildet werden sollen, und sie war der Meinung, daß sie die Führung der schon vorhandenen Organisationen hätte übernehmen können, die weiterwirken könnten. In dem ersten Bericht der A. S. K. vom 25. Februar 1924 wird gesagt: „Die Autonome Kommission wünscht hervorzuheben, daß die Regierung und das Volk Griechenlands gegen beinahe unüberwindliche Schwierigkeiten gerungen haben in einer Art, die des größten Lobes wert ist." Einen treffenden Begriff von dem ungeheuren Elend jener Zeit und der Größe der Arbeit, die hier zu leisten war, gibt der Brief, den Herr Charles Howland, Präsident der Autonomen Kommission für die Ansiedelung der Flüchtlinge, dessen Name mit der Unterbringung derselben eng verbunden ist und dem das griechische Volk Dank weiß, am 1. September 1926 an den Völkerbundsrat schrieb:

„Das Problem hatte für die griechische Regierung und für den Völkerbund zwei Seiten: eine menschliche und eine politische. Was die menschliche Seite betrifft, so kann die Phantasie dieses Ereignis nicht fassen. Nur die allein können es begreifen, die die Hilflosigkeit, das Elend, die Leiden und den Tod gesehen haben. Und die Ausdehnung des Unglücks war so groß, daß selbst diese, um es in seiner ganzen Tragweite zu fassen, mit der Fähigkeit einer besonderen Einbildungskraft begabt sein müssen.

Einer gleichen Vorstellungskraft bedarf es, um die politischen Folgen zu übersehen, die eine Katastrophe, wie jene, die Griechenland 1922 über sich ergehen lassen mußte, für das ganze Land, seine Nachbarn und von da aus für die ganze Welt hätte haben können. Der Respekt vor der Ordnung verschwindet, wenn man Weib und Kinder im Elend umkommen sieht — der Mensch wird Anarchist. Und es fehlte in Griechenland nicht an denen, die ganz bereit dazu waren, im Trüben zu fischen und zu diesem Zwecke von Dynamit und Gewaltmitteln Gebrauch zu machen. In solchem Unglück Beistand zu leisten, ist sowohl eine politische Notwendigkeit als auch eine Frage der Menschlichkeit."

Es waren nicht nur Landsleute, die die Riesenwelle ins Land trug. Auch 120 000 Armenier kamen nach Griechenland. Das griechische Volk übersah nicht die im Unglück sich befindlichen Brüder anderer Nationalitäten. Das Dekret vom 6. Juli 1923 gebietet in seinem 1. Artikel „die zwangsweise Enteignung und Requisition von Gütern für Flüchtlinge, gleichgültig ob diese der eigenen Nation angehören oder nicht". Wie aus dem Sitzungsbericht vom 17. September 1925 der fünften Kommission der 6. Völkerbundsversammlung sich ergibt, hat den griechischen Staat die Verpflegung von Armeniern bis zu diesem Datum 300 000 Pfund Sterling gekostet. In Athen und in Piräus wurden diesen Fremden 900 neuerbaute Häuser überlassen. Und heute befinden sich dort armenische kleine Kolonien mit ihren Kirchen und Schulen, die glücklich gedeihen.

Der Schweizer Menschenfreund, Pastor Krafft-Bonnard, bezeichnet in seinem Buche „Le problème Arménien, Genève, Mai 1924", das auch bei Maurice Barrès („Voyage de Sparte") Anklang fand, diese Tatsache „als ein Geschehnis außerordentlicher Art von bedeutender Tragweite". In einem Beschluß vom 25. September 1924 des Völkerbundes wurde diese Tat „bewunderungswürdig" genannt. Und der Völkerbund erkannte preisend das Werk der griechischen Regierung durch den Brief an, den der Präsident des Internationalen Arbeitsamtes, Herr Albert Thomas, am 24. Dezember 1925 an den Geschäftsträger Griechenlands in Bern schrieb, „um sein sehr lebhaftes Gefühl der Anerkennung für den großmütigen Beistand, den Griechenland den armenischen Flüchtlingen leistete" auszudrücken. Gewiß, Griechenland war nicht

imstande, diese Last dauernd zu tragen. Der Völkerbund erkannte dies und sorgte für die Überführung der armenischen Volksmassen nach dem Kaukasus.

Durch die Gründung der A. S. K. erlangt die schon vorher begonnene Arbeit der Flüchtlingsfürsorge einen definitiven Charakter. Es beginnt eine sehr intensive Aktivität. Parallel mit der Arbeit der A. S. K. werden alle Gewalten des Staates in Bewegung gesetzt, die gesetzgebende sowohl als die administrative und die jurisdiktive, und ebenso alle Organisationen des Staates überhaupt. Denn es trat eine Vielheit und Mannigfaltigkeit von Fragen auf, die im Zusammenhang miteinander standen und die gelöst werden mußten. Die im Genfer Protokoll erwähnte Anleihe wurde von der griechischen Regierung zu einem Nominalwert von 12 300 000 Pfund Sterling im Dezember 1924 aufgenommen. Emissionswert 88, Zinsfuß 7%, Amortisation ½%. Der Reinertrag dieser Anleihe war 9 970 016/6/9 Pfund Sterling und wurde der A. S. K. zur Verfügung gestellt. Diese Anleihe wurde gesichert durch die Verpfändung bestimmter Einnahmequellen des Staates, der Steuern auf die in Betracht kommenden Ländereien und die Zurückzahlungen der Flüchtlinge auf die ihnen vorgeschossenen Beträge. Die Anleihe wurde überdies auch durch eine hypothekarische Belastung der den Flüchtlingen überlassenen Grundstücke gesichert.

Nach dem Genfer Protokoll war die griechische Regierung verpflichtet, der A. S. K. de jure das Eigentumsrecht auf mindestens 500 000 Hektar Landbodens zu überlassen und die A. S. K. besitzt die Befugnis, diese zu verkaufen oder irgendwie zu verwerten. Die A. S. K. hatte hauptsächlich für die Niederlassung der Agrarbevölkerung zu sorgen, wogegen die Unterbringung der Städter dem Staate oblag. Der Staat hat jedoch nachträglich auch die Sorge und Handhabe der von ihm errichteten städtischen Siedelungen der A. S. K. übertragen. Als erste Aufgabe nach der Ankunft der Flüchtlinge stellte sich die Suche nach Ländereien, um den agrarischen Teil der Bevölkerung unterzubringen. Aber der Staat besaß nicht genug bebaubare und brauchbare Ländereien. Die dem Großgrundbesitz angehörenden verwendbaren Länder wurden auf etwa 4 000 000 Stremmas (1 Stremma = $^1/_{10}$ Hektar) berechnet, von denen 2 581 000 Stremmas in Mazedonien lagen. Ein Fünftel davon hat dem Staat gehört (Gesetz 253). Außer diesen Ländern gab es nach der Statistik von 1914 auch fernere 4 004 411 Stremmas von Sumpfgebieten und Wiesen, zur Viehzucht geeignet.

Da der Besitz des Staates nicht zur Niederlassung ausreichte schritt man zur Vermögensenteignung und zur Requisition von privatem Großgrundbesitz, und wo dieser nicht ausreichte, auch von Mittelbesitz, vor. Aber schon bevor die A. S. K. die de jure Übertragung des Besitzrechtes empfing, besaß sie das Recht, Flüchtlinge auf die Güter der infolge des Austausches ausgewanderten Türken einzusetzen

Die Rechte der früher einsässigen Bauern, die man als Gutshörige bezeichnen könnte, wurden dadurch nicht angetastet. Die Niederlassung der Flüchtlinge schloß aber nicht auch eine Ansiedlung der ebengenannten aus, diese durften jedoch nicht der A. S. K. zur Last fallen und auch nicht die für die Flüchtlinge bestimmten 500 000 Hektare einschränken. Aber die A. S. K. könnte, um diese Aufgaben zu lösen, mit der Regierung zusammen arbeiten.

Das Flüchtlingsproblem war mit der agrarischen Frage eng verknüpft, und die Flüchtlinge bzw. deren Unterbringung haben den Anlaß zur endgültigen Lösung dieser Frage gegeben. Der Großgrundbesitz in Griechenland stammt aus der Türkenzeit, als die Paschas und Beys von den Ländereien in der Ebene Besitz ergriffen. Die eingeborenen Griechen arbeiteten als erbliche Einwohner der Güter (Hörige), sofern sie nicht auf den Bergen eigenen kleinen Besitz hatten, wo dann durch eine Zusammenfügung solchen Besitzes die Kefalochoria (Kopf-Dörfer) entstanden. Seit der Wiederbefreiung Griechenlands wurde aber der Großgrundbesitz immer kleiner und kleiner, und der Boden ging auf die arbeitenden Klassen über. Nur Thessalien und Euböa bildeten noch eine Ausnahme. Vom Jahre 1907 an beginnt aber auch hier ein Kampf zwischen Großgrundbesitzern und einsässigen Bauern. Im Jahre 1911 wird die Enteignung beschlossen. Aber erst 1916 findet die Enteignung wirklich statt, als die großen Güter unter die Bauern verteilt wurden, die sich zu Gesellschaften organisieren. Die zur Entschädigung der Besitzer bestimmten Beträge werden durch Obligationen des Staates mit 6% Zinsfuß und 1% Amortisation gedeckt.

Noch eingreifendere Mittel folgen bis in das Jahr 1926 hinein, selbst vor kurzem wird durch die Verfassung, — die am 31. Mai 1927 durch Endabstimmung in der Nationalversammlung Rechtskraft empfing, und die die Unantastbarkeit des Besitzes und die Nichtenteignung ohne entsprechende Entschädigung anerkennt, — im Art. 119 eine Ausnahmebestimmung gesetzt, die auf die Dauer von fünf Jahren die Enteignung und Beschlagnahme von Land (selbst von Bauplätzen in den Städten zur Niederlassung städtischer Bevölkerung) vor der Entrichtung des entsprechenden Entgelts gestattet. Da jedoch Schwierigkeiten und Zeitverlust drohten, die durch die zur Enteignung erforderlichen Formalitäten, durch die zur Lösung der zwischen Besitzern, Hörigen und vorübergehend sich niederlassenden Flüchtlingen auftauchenden Fragen und durch das Fehlen eines Cadastre (Grundbuches) sich ergaben, griff man zur Requisition.

Die agrarische Frage wurde gelöst und die griechische Regierung in Stand gesetzt, den Verpflichtungen, die sie durch das Genfer Protokoll übernahm, zu entsprechen. Bis zum 31. Mai 1927 hatte die griechische Regierung eine Bodenfläche von 7 409 600 Stremmas (4 718 000 Stremmas agrikulturell bebaubares Gebiet, 2 691 000 Stremmas Wiesen für die Viehzucht) und 69 329 Landhäuser übertragen. Der Wert der

4 718 000 Stremmas bebauter Güter wird, wenn man die Bestimmung des Enteignungsgesetzes als Basis nimmt, die für jedes Stremma 150 Drachmen vorsieht, auf £ 1 965 000 berechnet. Nach dem jetzigen Stand der Werte aber (2 000 Drachmen) auf £ 26 000 000.

Austrocknungsarbeiten zur Urbarmachung von Sümpfen sind in kleinem Umfange schon von der A. S. K. unternommen worden, und sie haben sehr gute Resultate gezeitigt, im Tale von Serres, auf einer Fläche, die 20 Dörfer umfaßt und wo die Bauern eine freiwillig geleistete Arbeit von insgesamt 30 000 Tagen, unter Mitwirkung von Genietruppen, leisteten. Anderswo ist Gleichartiges geschehen.

Dann aber hat die griechische Regierung, um der Gefahr eines Bauernproletariats vorzubeugen, mit einer ausländischen Gesellschaft einen Vertrag zur Austrocknung des Tales von Axios geschlossen, was der Agrikultur große Gebiete sehr fruchtbaren Bodens erschließen wird.

Die Ansiedelung auf dem Lande fand folgendermaßen statt: Familien der Flüchtlinge traten von sich aus zusammen zu möglichst homogenen Gruppen. Jede Gruppe wählte Vorgesetzte. Sie war solidarisch verantwortlich für die Tilgung ihrer Schulden, und die Gruppe als solche war es, die um Landboden zu ihrer Niederlassung anhielt. Direkte Bodengewinnung durch einzelne war in der Regel nicht gestattet. Die Auswahl des Ortes fand unter dem Einverständnis der Gruppen statt. Die Größe der gewährten Bodenfläche war verschieden, je nach ihrer Fruchtbarkeit, der Art ihrer agrikulturellen Verwertung, den Verkehrsmitteln usw. Als Prinzip galt, daß jeder Familie soviel Landanteil überlassen werden solle, daß sie, selbst bei deren Vermehrung, darin in einem gewissen Wohlstand leben könnte. So wurde z. B. in Mazedonien bei Getreideboden 40 bis 60 Stremmas im Durchschnitt für jede Familie berechnet, in Thessalien 60 bis 80, bei Hebros im Thrazien 15 bis 30. Bei Tabakpflanzungen 1 bis 3; für Viehzucht 80 bis 100. Die Handwerker, die in einer aus einer Gruppe bestehenden Agrarkolonie tätig waren, empfingen nur die Hälfte des Anteils. Die Verteilung an die einzelnen geschah erst dann, wenn die Gruppe den Boden in Empfang genommen hatte. Wohnungen wurden verschafft entweder dadurch, daß die von den Türken verlassenen Häuser verteilt wurden, oder durch den Bau von solchen, der wiederum entweder durch Unternehmer geschah oder dadurch, daß den Flüchtlingen das Material gegeben wurde und diese sie bauten. Den Flüchtlingen wurden auch Pflüge, Saat, Vieh und ein kleines Darlehen für die ersten Bedürfnisse dargeboten. Sobald eine solche Landgemeinde geschaffen war, empfing sie unter Veranstaltung einer intimen Feier, in die eine gewisse Wehmut hineintönte und unter der Weihe des Priesters ihren Namen, der meistens der Gegend, die man verlassen hatte, entnommen war.

Die Verteilung des Bodens bildete eine der schwierigsten Fragen. Das Fehlen eines Grundbuches (cadastre) erschwerte die Verteilung

sehr, und der Zweifel, wem der Boden eigentlich gehörte, lähmte manchmal den Eifer. Es entstanden auch Zwistigkeiten zwischen den selbständig gewordenen einheimischen Bauern und den Flüchtlingen in Bezug auf den rechtlichen Besitz oder die Grenzen der Grundstücke, nachdem, wie gesagt, die Einsetzung der Flüchtlinge mit der agrarischen Reform verknüpft worden war. Es sind auch Fehler geschehen, die nicht zu umgehen waren, und zwar sowohl in Bezug auf die Eignung des Bodens für bestimmte Kulturen, als auch in Bezug auf die Zahl der Siedler. So wurde es also notwendig, daß Flüchtlinge bisweilen von der einen Gemeinde in eine andere versetzt wurden.

Die überlassenen Ländereien waren nicht restlos ausreichend. Das Nichtgenügen des Umfangs sollte ersetzt werden durch eine intensive Bodenausnutzung, neue Kulturen, neue Methoden, Verteilung moderner Werkzeuge, durch den Gebrauch von Dünger und durch Viehhaltung in jedem Hof als Ergänzung. Koppelwirtschaft ergänzt die einseitige Monoculture und die günstigen Resultate von alledem sind schon sichtbar. Die Produktion von Baumwolle, Tabak, Sultaninen, Seide ist merklich gestiegen, und die Qualität hat sich entschieden gebessert. Die Anpflanzung von Rosen (zur Erzeugung von Rosenoel), von Safran, von Flachs ist eingeführt worden. Zur Entwicklung der Viehzucht sind Tiere zur Verteilung gelangt. Es sind veterinäre und zootechnische Anstalten gegründet worden. Impfungen finden gegen die Seuchen statt. Die Viehzucht hat sich besonders in den Nordgebieten von Mazedonien, Thrazien und Epirus entwickelt, nachdem die Viehzucht treibenden Völkerschaften sich dort niedergelassen haben. Aber die lokale Viehzucht hat durch die Urbarmachung von Wiesen usw. gelitten. Und damit dieser Mangel behoben wird baut man Runkelrüben und Klee. Um die Agrikultur und die Viehzucht zu fördern, sind Werke mannigfachster Art geschaffen worden: Musterschulen, landwirtschaftliche Stationen, Züchtungsanstalten. Für die geschaffenen Kolonien entstanden ferner Wasserleitungen. Straßenbauten. Hygienische Einrichtungen und Hilfsstellen aller Art sind errichtet worden. Der Gesundheitszustand der Flüchtlinge war, nach den großen Entbehrungen, die sie erlitten haben, natürlich nicht der beste. Sumpffieber wütete im Lande, besonders in Mazedonien. Die Sterblichkeit war im Anfang sehr groß. So verhielt sich z. B. in Mazedonien im Jahre 1923 die Geburtsziffer zu der Sterblichkeitsziffer 10 : 33. In Thrazien, wo die Einwanderer unter besseren Bedingungen angekommen sind, betrug im Jahre 1925 dieses Verhältnis 28 : 20. Hygienische Hilfsstellen treten aber in Wirksamkeit und alle möglichen Mittel werden ergriffen. Und mit Erfolg. Denn der Prozentsatz der Geburten zu den Todesfällen war im Jahre 1926 in Mazedonien 35 : 12 und in Thrazien 35 : 20. Um die Produktionsfähigkeit der Flüchtlinge zu steigern, hat man den Genossenschaftsgeist in ihnen zu wecken gesucht. Und am 31. Dezember gab es in Mazedonien 464 Agrargenossenschaften von Flücht-

lingen und 191 von einsässigen Bauern und 44 gemischte Genossenschaften, die 53 000 Mitglieder umfassen.

So ging das Werk der Ansiedelung der Landbevölkerung unter den Flüchtlingen vorwärts. Nach dem letzten Bericht der A. S. K. (25. Mai 1927) hatten sich bis zum 31. Mai 1926, sei es durch Vermittlung der Kommission, sei es durch die des Staates — 147 211 Familien von Landwirten angesiedelt, und zwar in 1993 Agrarkolonien. Davon 1378 in Mazedonien, 280 in Thrazien und 335 im übrigen Griechenland. Für diese Familien hat die A. S. K. 7 541 324 £ ausgegeben; für jede Familie also 51 £. Anfangs war der für jede Familie bestimmte Betrag auf 155 £ veranschlagt worden; in diesem Betrag war der Wert einer Wohnstätte mit inbegriffen. Jedoch gelang es durch einige glückliche Kombinationen, z. B. Überlassung eines Zugtieres für zwei Familien und eines Fuhrwerkes für vier die Veranschlagung auf 122 £ herabzusetzen. Daß man anstatt dieser veranschlagten 122 £ pro Familie nur 51 £ ausgegeben hat, ergab sich dadurch, daß die Häuser der ausgetauschten Türken verwendet worden sind, daß die aus Ostthrazien und Bulgarien eingewanderten Griechen Vieh, Geräte, Werkzeuge und Saat mitgebracht hatten und ferner, daß der griechische Staat für die Niederlassung auf dem Lande, durch Belastung des Budgets, 668 650 £ ausgegeben hatte. Alles dies zusammengerechnet ergibt etwa die Höhe von 40 £ pro Familie. Es entfallen somit im Ganzen 91 £ auf jede Familie. Diese Summe steht hinter dem Veranschlagten von 122 £ um 31 £ zurück. Daraus geht hervor, wieviele Lücken noch vorhanden sind, die ausgefüllt werden müssen.

Die Unterbringung der städtischen Völkerschaften bot durch ihre unverhältnismäßige Überzahl und besonders die der Handwerker gegenüber dem Ganzen größere Schwierigkeiten als die der Landwirte. Wie bekannt, waren der Handel, die Schiffahrt, die freien Berufe und das Handwerk in der Türkei in den Händen der Griechen. Diese Griechen, die jetzt von dort auswanderten, haben unter den Türken für eine numerisch zahlreichere Bevölkerung gearbeitet, als dies in Griechenland möglich sein könnte. So stand die städtische Bevölkerung im Mißverhältnis nicht nur zur Gesamtheit der Flüchtlinge, sondern auch zu den Eingeborenen in Griechenland. Hinzu kommt, daß auch zwischen Arbeitern (35 Prozent) und Handwerkern usw. (65 Prozent) ein Mißverhältnis bestand.

Auch für die Unterkunft dieser Städter mußte gesorgt werden. Die Wohlfahrtskasse, die vom Dezember 1922 bis Mai 1925 in Tätigkeit war, und dann das Wohlfahrtsministerium haben auf Staatskosten bis zum Jahre 1926 nicht weniger als 22 337 Häuser in allen Gegenden des Landes gebaut. Die A. S. K. hat nachträglich innerhalb der Städte an 18 000 Familien Obdach gewährt. Ebenfalls mußte die Möglichkeit geschaffen werden, daß ein jeder seinen Beruf ausübe, und es mußten auch die Abnehmer dieser Arbeit gefunden werden. Außer den Hand-

werkern und Arbeitern gab es auch die, die wir „städtische Kleinbauern" genannt haben und die nicht weniger als ein Viertel der ganzen Flüchtlingsbevölkerung bildeten. Die Wendung dieser städtischen Bauern zur reinen Landwirtschaft war nicht schwer, nachdem sie sowieso eine Übung in der Pflege des Landbodens hatten. Und der Versuch, sie zu reinen Landwirten zu machen, blieb nicht ohne Erfolg. Auch für andere Gewerbezweige haben sich Möglichkeiten eines Aufblebens gefunden, so z. B. für die Fischerei, und es gibt jetzt mehrere Fischerkolonien, die sich glücklich entwickeln. Auch die Notwendigkeit, Häuser zu bauen, hat viele Arbeiter beschäftigt. Aber je näher man dem Ziele kommt, desto mehr nimmt die Bautätigkeit ab, und es ist mit der Möglichkeit zu rechnen, daß hierdurch ein neues soziales Problem entstehen kann. Die übrigen Arbeiter haben in der Industrie Beschäftigung gefunden, den Handwerkern wurden die Mittel gegeben, ihren Beruf auszuüben.

Dieses große volksökonomische und soziale Werk konnte durch das Eingreifen der griechischen Nationalbank geschehen, deren Wirken eng mit dem Flüchtlingsproblem verbunden ist. Durch einen Vertrag der griechischen Regierung mit der Nationalbank wurde eine von der Nationalbank abhängige „Bank für Flüchtlinge" gechaffen, die den Zweck hatte, besonders die bürgerliche Bevölkerung für ihr in der Türkei zurückgelassenes Vermögen zu entschädigen, das ausgetauscht worden war gegen die Besitzungen, die die Türken in Griechenland zurückgelassen hatten. Wie bekannt, hat die Regelung dieser Frage den Gegenstand von Zwistigkeiten und längeren Unterhandlungen der beiden Regierungen gebildet, die kürzlich geschlichtet worden sind. Hiernach hat die griechische Regierung an die Bank der Flüchtlinge 39 519 Besitzungen in den Städten und 11 433 auf dem flachen Lande übertragen, die einen Teil des türkischen Eigentums bildeten, denn ein anderer Teil war schon vorher der A. S. K. überwiesen worden.

Auf Grund des empfangenen Eigentums, das nicht sofort veräußert werden konnte, gab die Bank der Flüchtlinge bzw. die Nationalbank Obligationen heraus im Betrage der Hälfte des Wertes der Immobilien, und diese Obligationen wurden unter die Flüchtlinge verteilt je nach dem Wert der Forderung, die ein jeder auf sein in der Türkei gelassenes Vermögen hatte. Gegen solche Obligationen gewährt die Nationalbank nun Darlehen.

Jedoch schon von Anfang an war es notwendig, daß den städtischen Gewerblern Hilfe geboten würde. Die Nationalbank hat auch darin vieles geleistet. Mit den Mitteln, über die sie verfügt, mit der genauen Kenntnis der sozialen und wirtschaftlichen Beschaffenheit des Landes, mit ihrem geschulten Personal war sie in der Lage, den Gewerbetreibenden, den Kleinhändlern, den Handwerkern schon damals Darlehen zu gewähren, ihnen bei den Einrichtungen ihrer Geschäfte und Werkstätten Hinweise zu geben, ihnen zur Seite zu stehen und sie

bei der Bildung von Geschäftsvereinigungen zu unterstützen. Vom 19. Juli 1924 an bis 31. Dezember 1925 hatte die Nationalbank Vorschüsse im Betrage von 138 Millionen Drachmen an 21 886 Geschäftsleute gewährt. Überdies hat sie die Bildung von Schulen unterstützt, deren Direktoren und Lehrer aus solchen Personen bestanden, die schon in der Türkei sich als besonders befähigt erwiesen hatten. Der Bericht der A. S. K., der dem Völkerbunde eingereicht worden ist, hebt besonders die Tätigkeit der griechischen Nationalbank hervor. Und in der Tat hat dieses Institut, das immer von streng-ökonomischen Prinzipien geleitet worden ist, diese Prinzipien, wo es zu helfen galt, ohne Engherzigkeit angewandt.

Auch diesmal hat die Nationalbank bewiesen, daß sie von sozialem Sinne und demokratischem Geiste getragen ist, der den Kern des Charakters des griechischen Volkes bildet und der auch aus allen Gesetzen des griechischen Staates leuchtet. Diese Politik der Nationalbank hat sie zu einer sozialen Anstalt gestempelt, die die Produktion förderte und die zu einem Gleichgewicht zwischen den Volksklassen beitrug, und so der wirtschaftlichen und sozialen Konstruktion des Landes die Richtung wies. Man muß anerkennen, daß dieses eine der Ursachen ist, daß der Kapitalismus, dessen Repräsentanten derartige Bankinstitute sind, in Griechenland weder Neid noch Gegner gefunden hat.

Zur Entwicklung der vorhandenen Industrie in Griechenland hat auch die Nationalbank den Anstoß gegeben, und die Ankunft der Flüchtlinge trug wesentlich dazu bei. Richtig besehen ist Griechenland, dem die Kohle fehlt und wo Mangel an Rohstoffen herrscht, nicht ein Land, für die Industrie besonders geeignet. Bisher waren deshalb die griechischen Industrien eigentlich mit der Agrikultur eng verbunden und auf die Erzeugung von Genußmitteln wie z. B. Wein, Honig, Tabak, Trockenfruchterzeugung usw. eingestellt. Aus diesem Grunde hatte der Staat kaum eine auf die Industrie gerichtete Politik getrieben. Er hatte nach dem Kriege das Schutzsystem angewandt, wie alle anderen Staaten, selbst die freihändlerischen es tun, und den Schutzzoll von 20 auf 33 Prozent erhöht. Dieses und das Sinken des Wertes der Drachme waren fast die einzigen Faktoren zum Schutze der Industrie. Erst mit dem Einstrom der Flüchtlinge hebt also der Staat an, die Industrie ernstlich in seine Politik hineinzubeziehen. Um den Arbeitern zu helfen, leistet er der Industrie Beistand. Ein Gesetz von 1922 hat sogar die Zwangsenteignung zur Errichtung von Fabriken bestimmt. Es ist selbstverständlich nicht möglich, in diesem engen Rahmen den Gegenstand erschöpfend zu behandeln. Wir brauchen aber nur ein paar Zahlen — unter möglichst vielen — anzugeben, um damit den Fortschritt der Industrie zu beleuchten. Im Jahre 1923 sind in Griechenland 4466 Tonnen an Maschinen, die für die Industrie bestimmt waren (Motoren und Dynamomaschinen) eingeführt worden.

Schon im Jahre 1924 steigerte sich die Einfuhr auf 9503 Tonnen, und in den ersten drei Monaten von 1925 auf 4019 Tonnen. Bis 1917 gab es in Griechenland, außer zahlreichen kleineren, 282 Fabriken, deren jede mehr als 25 Arbeiter beschäftigte. Im Jahre 1921 wurden 55 neue größere Fabriken und 1922 44, und zwischen 1923 und 1925 nicht weniger als 280 gegründet. Unter diesen befinden sich Fabriken von elektrischen Glühlampen, Kunstseiden, Kautschuk usw. Überhaupt ist die Gründung neuer Industrien bemerkbar.

Zu dieser Entwicklung der Industrie und des Handels überhaupt hat auch ein nicht zu unterschätzender Faktor beigetragen. Die übrigen früher in der Türkei ansässig gewesenen Griechen nämlich, die Großkaufleute, die Bankleute usw., die mit eigenen Mitteln sich in Griechenland niederzulassen vermochten, — Männer mit Erfahrung, zur Organisierung von neuen Einrichtungen befähigt, die in den Zentren des internationalen Verkehrs des Orients gelebt hatten, unternehmungslustig und in jeder Hinsicht modern, die über die Kenntnis mehrerer Sprachen verfügten und die schon zu großen Reichtümern und zu einem höheren Kulturniveau gekommen waren, — diese fingen jetzt in Griechenland neue Unternehmungen an, sie gaben dem Handel neuen Anstoß, und diese sind es, die zur Belebung der griechischen Industrie beigetragen haben. Viele von ihnen sind aus Konstantinopel gekommen. Und, wie allgemein versichert wird, hat der Umstand, daß sie Konstantinopel verließen, dort den Marasmus gebracht, und ihre Niederlassung in Athen, in Piräus, in Saloniki hat dazu geführt, daß diese Städte rapid zum Aufblühen gelangten.

Einer besonderen Erwähnung ist die Teppichmanufaktur wert. Die Weberei war seit jeher als Hausindustrie in Griechenland heimisch. Die griechischen Seidenstoffe sind weit bekannt. In Thessalien, in Epirus, auf dem Peloponnes hat es bereits Teppichwirker gegeben, und man arbeitete auf eine weitere Entwicklung auf diesem Gebiete hin. Im November 1922 gab es 4 Werkstätten für Teppichwirkerei mit 130 Facharbeitern. Jedoch diese einheimische Teppichmanufaktur war nicht mit der des Orients zu vergleichen. In Kleinasien hat sich dieses Gewerbe zur reinen Kunst erhoben, wo mit persönlicher Inspiration die Formen entworfen und die leuchtenden Farben im zaubervollen Zusammenklang miteinander gebracht wurden. Hier gab es eine uralte Tradition und innerhalb der einzelnen teppichwirkenden Familien Herstellungsgeheimnisse. Und eine große Zahl von griechischen Meistern, sowie mehr als 32 000 Griechinnen, die unter den Flüchtlingen nach Griechenland kamen, haben in Kleinasien für dieses Gewerbe gearbeitet.

Es wiederholte sich das, was geschah, als die aus Frankreich vertriebenen Hugenotten die Seidenindustrie nach den protestantischen Ländern herüberbrachten. Die Flüchtlinge haben die Teppichindustrie nach Griechenland gebracht. Die türkische Industrie verlor ihre besten

Fachleute, und versuchte, einige von ihnen wieder nach Kleinasien zurückzulocken. Diese aber haben es abgelehnt.

Die Einrichtung von Werkstätten kostet nicht viel, da das Wirken nicht durch Maschinen, sondern durch reine Handfertigkeit geschieht. Um ein Bild der Arbeit zu geben, genügt es, zu erwähnen, daß eine Teppichart, die „Sivas" genannt wird, 193 000 Knoten in einem Quadratmeter enthält, die Teppichart „Sparta" 85 000 Knoten und die billigste „Usak" 14 000. Die Qualität der Art wird eben nach der Zahl der Knoten beurteilt. In Griechenland werden jetzt die besten Arten (Sivas, Sparta, Selzok), welch letztere viel nach Amerika ausgeführt wird, verfertigt. Die Wolle zu den Teppichen stammt aus Schafherden Mazedoniens, Thraziens und Epirus. Besonders die zwei letztgenannten Wollarten sind der anatolischen Wolle ebenbürtig. Aber auch aus Anatolien wird Wolle in Griechenland eingeführt. Der Faden kommt aus den indischen Spinnereien, aus England und aus Italien, die Farben aus Deutschland, oder sie werden an Ort und Stelle hergestellt. Die Färbung geschieht entweder durch unmittelbare Beizung oder durch Dampfverfahren mittels Anilin oder Alizarin. Die Teppichmanufaktur nimmt mit jedem Tag zu. Es haben sich Gewerkschaften gebildet, denen die Nationalbank Vorschüsse gibt. Vor zwei Jahren berechnete man, daß der durch den Teppichverkauf in Griechenland einfließende Goldwert 400 000 Pfund Sterling beträgt. Dieser Betrag wächst von Jahr zu Jahr. Ebenfalls darf das Kunstgewerbe der schönen Fayencen von Kioutachia nicht unerwähnt bleiben, welches auch zum großen Teile mit den Flüchtlingen nach Griechenland übergesiedelt ist und daselbst zu neuer Blüte zu gelangen verspricht.

So weit ist bis heute die Lösung des Flüchtlingsproblems gediehen. Um diesen noch durchaus unvollkommenen Zustand zu erreichen, sind ungeheure Opfer gebracht worden.

Von 1912 bis 1926 hat der Staat für den Transport der Flüchtlinge, für Verpflegung derselben, Häuserbau, für Waisenkinder, für Ansiedelung und für den Austausch 2 239 918 980 Drachmen, d. h. nach dem jeweiligen Wert der Drachme berechnet, 16 848 595 £ ausgegeben; davon 6 997 510 £ vom Jahre 1922 bis Ende 1926. Darin sind nicht aber die für den Anleihedienst erforderlichen Beträge enthalten, die jährlich 517 983 £ und 800 000 $ betrugen, und auch nicht die durch die Flüchtlinge entstandenen Mehrkosten für Verwaltung, Unterricht usw., die andere Rubriken des Voranschlages belasten. Der Staat gibt dauernd für die obengenannten Erfordernisse aus und wird dies noch lange tun müssen. In 45 Waisenhäusern werden durch Beiträge des Staates 6680 Waisenkinder verpflegt und 1425 Waisenkinder in anderen Waisenhäusern, die durch private Schenkungen unterhalten werden. Aber damit man das Maß der Opfer, denen sich das griechische Volk unterwarf, überblicken kann, muß die Belastung, die das Privatvermögen

durch die Enteignungen und Requisitionen erfahren hat, mitgerechnet werden. Fast alle Grundstücke, die größer als 300 Stremmas waren, sind enteignet worden und es ist eine relativ geringe Entschädigung dafür gezahlt worden, kaum ein Zehntel des Wertes, was, wie die A. S. K. bemerkt, eine sehr schwere Besteuerung des Kapitals ausmacht. Überdies müssen auch die privaten Schenkungen vermerkt werden, die einer alten Tradition gemäß nicht gefehlt haben. Vor kurzem noch ist in der Flüchtlingskolonie Caesariane eine Schule eingeweiht worden, die durch eine Stiftung der Frau Venizelos im Betrage von 1 200 000 Dollar errichtet worden ist.

Es ist vieles vollbracht, aber es bleibt auch noch vieles zu tun. Ein großer Teil der bürgerlichen Flüchtlinge lebt noch in Baracken und in öffentlichen Gebäuden der Stadt. Auch diese bedürfen eigenen Obdaches und einer gesicherten Arbeit; dies zeigt die Notwendigkeit eines weitsichtigen Programms der Ausführung großangelegter Werke und der Gründung neuer Industrien. Dazu sind große Kapitalien erforderlich. Ein derartiges Programm hat die Regierung vor Augen, und die Anwendung desselben dürfte die endgültige Lösung des großen Problems herbeiführen.

Mit Streiflichtern haben wir das Problem und das bisher vollzogene Werk beleuchtet. Der erste Augenblick gebar ein Gefühl der Verzweiflung. Aber die Tatsachen beweisen, daß die Lösung des Problems möglich war. Die politischen Krisen, die als Folgeerscheinungen der Erschütterungen eintraten und unter denen Griechenland litt, haben die Erfüllung des Werkes nicht gehemmt. Und jetzt gar, nachdem Griechenland durch die Wahlen von 1926 und besonders durch die endgültige Sanktionierung der Verfassung am 31. Mai 1927 aus der Periode der Krisen herausgekommen ist, berechtigen uns die bisher erreichten Resultate zu neuen Hoffnungen. Die Finanzkommission des Völkerbundes, in voller Kenntnis der wirtschaftlichen Leistungsfähigkeit Griechenlands, hat im Juni 1927 dem Völkerbundsrat vorgeschlagen, die Aufnahme einer neuen Anleihe seitens Griechenlands zu empfehlen. Durch diese Anleihe wird Griechenland die Möglichkeit gewährt, das begonnene große politische und humanitäre Werk an den Flüchtlingen fortzusetzen.

Es beginnt eine neue Periode für das griechische Volk. Denn die Zusammenfassung der griechischen Nation, die bisher — stark in sich — ausgebreitet über weite Gebiete gewesen ist, deren verbindendes Glied das Meer war, erfährt jetzt eine Umwandlung. Heute nehmen wir den Hellenismus in einem geschlossenen Staate, auf zusammenhängendem Festlandsgebiet, wahr. Die Einigung des ganzen griechischen Volkes, die seit jeher das Ideal der Nation bildete und die das Ziel der griechischen Politik war, ist vollendet worden, jedoch jetzt nicht dadurch, daß nationalgriechische ferne Landesgebiete dem Staat angegliedert worden

sind, sondern durch Einwanderung. Wie der frühere Wohlfahrtsminister Herr Doxiades, von Beruf Arzt, in einem Vortrag, den er in Paris im Jahre 1924 hielt, bemerkt hat, hat das kleinasiatische Unglück dadurch, daß die lebensfähigeren Individuen die Not überlebten, eine Selektion mitbedingt, und die Verschmelzung der verschiedenen griechischen Stämme hatte eine biologische Stärkung der Rasse zur Folge, so daß ein neuer Typus der Nation entstand, der in seiner Vielseitigkeit ganz eigenartig ist. Die nationalfremden Elemente in Griechenland sind jetzt äußerst gering. Und diese Tatsache wird sicher ihren Einfluß auf alle Äußerungen des politischen, sozialen und wirtschaftlichen Lebens ausüben.

In der neuen sozialen und politischen Zusammensetzung Griechenlands zeigen sich die Richtungen des nationalen Lebens. Das griechische Volk widmet sich vorwiegend der Agrikultur und der Schiffahrt. In Griechenland herrscht nach der Lösung des Agrarproblems der Kleinbesitz. Fast jeder Grieche hat ein kleines Vermögen. Dies bildet einen der schwerwiegendsten Faktoren für das soziale Gleichgewicht und die politische stabile Lebenskraft des Volkes. Der Geist für soziale Vereinigung ist geweckt worden. Und ein Volk, das von Natur aus eigentlich individualistisch veranlagt ist, fängt jetzt an, sich auch nach der Richtung der sozialen Solidarität hin zu erziehen.

Unter solchen Verhältnissen geht Griechenland den Weg innerer Konsolidierung, den der Entfaltung seiner Hilfsmittel und Einkünfte, und sein Ideal ist der Frieden und der Fortschritt.

Denn Griechenland, das die Rechte seiner Nachbarn respektiert, aber auch den Anspruch erhebt, daß auch seine Rechte geachtet werden, verfolgt eine Politik der balkanischen Solidarität, die den Interessen jedes Volkes dienen soll. Griechenland hat als erstes die Idee eines Balkan-Locarno aufgeworfen. Es ist bestrebt, alle gegensätzlichen Auffassungen, die etwa zwischen ihm und seinen Nachbarn bestehen, zu schlichten. Dies, was zum größten Teil schon erreicht worden ist, könnte zu regionalen Verständigungen führen, die geeignet wären, allmählich sich zu einem Balkan-Locarno zu entwickeln. Die Idee vom Rigas Pheraeos, der vor dem Jahre 1811 alle Balkanvölker — Serben, Bulgaren, Walachen und Albanier — zur Zusammenarbeit anrief, lebt wieder auf. Aber jetzt nicht mehr zu dem Zwecke der Befreiung — denn diese ist schon erreicht—, sondern mit dem Ziel der Mitarbeit, um damit Kulturaufgaben dienen zu können. Diese Idee hat seit jeher das Wesen des Griechentums charakterisiert. Denn das Ideal des griechischen Volkes, das um die beiden Stätten sich drehte, die als marmorne Symbole — in Athen als Tempel der Göttin der Weisheit und in Byzanz als Kathedrale der göttlichen Weisheit — der Welt entgegenleuchtete, bestand nie in der Sucht nach Eroberungen. Der Parthenon und die Hagia Sophia waren nur Sinnbilder der nationalen Einheit und der

icheinsetzens für die Kultur. Und dieses Ideal beseelt auch heute das riechische Volk.

Vor etwa zwanzig Jahren befand ich mich einmal in Bourlà, dem lten Klazomenae, einem Städtchen bei Smyrna, dessen Bevölkerung us 35 000 Griechen bestand, die vom Weinbau lebten. Die Reblaus hatte re Weingärten zerstört. Das Schulgebäude des Städtchens, das den amen des Klazomenaers Anaxagoras trug, und das die Bevölkerung u bauen begonnen hatte, blieb unvollendet stehen. Da haben die Frauen er Stadt ihr Geschmeide zur Vollendung des Schulbaues dargebracht nd die Männer den Ertrag ihrer Arbeit. So wurde ein stattliches Schulebäude vollendet, das 1500 Schüler fassen konnte. Vor zwei Jahren efand ich mich wieder unter kleinasiatischen Griechen. Diesmal aber uf einer ihrer Kolonien bei Athen, wo sie als Flüchtlinge sich angeiedelt hatten. Um ihre Schule brauchten sie jetzt nicht mehr zu sorgen, enn Schulen werden jetzt vom Staate errichtet und unterhalten. Diese lüchtlinge, unter denen ich jetzt war, hatten noch ihre alten Gewohneiten beibehalten. Sie konnten es sich nicht versagen, mit einzugreifen, us ihren Ersparnissen zu geben, was zu geben war, um gemeinsame lahlzeiten für die Schüler zu stiften. Die Frauen und Männer wollten re Arbeit dafür opfern. So lebt der Drang nach Fortschritt und Bilung ungeschwächt im griechischen Volke fort.

Führerschicht in Deutschland.

Dr. Wilhelm Haas.

Dozent der technischen Hochschule und der Hochschule für Politik.

Es gibt in Deutschland Kreise, denen der Ruf nach dem Führer aus der Seele kommt, und solche, denen er beunruhigend und peinlich in die Ohren klingt. Man wird feststellen müssen, daß sie beide recht, besser vielleicht, daß sie beide unrecht haben. Was Deutschland fehlt, ist nicht der Führer, sondern eine Führerschicht, das heißt, eine mehr oder weniger fest umgrenzte, in ihrer Wesensart im allgemeinen ungefähr einheitliche Gruppe von Menschen, die durch ihr Sein und ihre Leistung an der Spitze der Nation steht. Die Frage ist somit keine individuelle, sondern eine soziale. Und das ist gut so. Die Einzelpersönlichkeit von überragender Bedeutung läßt sich weder durch Züchtung noch durch Erziehung erzeugen. Und ständig nach etwas rufen, was uns retten und erlösen soll, dessen Verwirklichung aber außerhalb der eigenen Kraft steht, ist unwürdig und schließlich lächerlich. Ganz anders steht es mit der Schaffung einer führenden Schicht: Es ist möglich, über ihre allgemeinen Voraussetzungen sozialer, politischer, wirtschaftlicher und geistiger Art sich klar zu werden; und weiterhin ist es möglich, je nach dem als wünschenswert Erkannten Entwicklungsrichtungen und Einrichtungen zu fördern, die geeignet sind, eine solche führende Schicht zu tragen oder ihre Entstehung zu erleichtern.

Die Beschäftigung mit dem Problem der führenden Schicht zeigt uns Deutschland in der ganzen Eigenart seines Schicksals und Wesens und seiner Notwendigkeiten; und sie ist darum wertvoll, auch abgesehen von den praktischen Folgerungen aus dieser Einsicht. Dagegen bleibt es ewig unfruchtbar, um die Frage der Führerpersönlichkeit zu kreisen. Und nur darauf müßte immer wieder hingewiesen werden, daß wir in Deutschland zunehmend geneigt sind, die positiven Wirkungen isolierter Individuen zu überschätzen und blind zu sein gegen alles, was ihr Auftreten im Gang der menschlichen Gesellschaft gefährden kann. Die überragende Führerpersönlichkeit verführt — absichtlich oder unwillkür-

lich — viel eher zur primitiven Unterordnung, als daß sie dazu anspornte (und es zuließe), es ihr gleich zu tun. Sie unterdrückt oft mehr, als daß sie emporhebt. Sie erzeugt, im Politischen wenigstens, Kreaturen dritten und vierten Ranges, die mit erborgtem Licht und ohne eigene Verantwortung faktische Macht verhängnisvoll mißbrauchen. Sie sperrt so den Weg für das natürliche Wachstum innerhalb des Volksganzen und unterbricht vielfach gefährlich den Gang der politischen Entwicklung eines Landes. Diese negativen Wirkungen des frei erstehenden Führertums sind aus Gründen, die für die menschliche Natur nicht schmeichelhaft sind, im Zeitalter der Demokratie eher größer geworden.

Die soziale Wirkung einer führenden Schicht — wenn sie nicht kastenmäßig in sich abgeschlossen ist — ist anders und fruchtbar: sie fördert den nützlichen Ehrgeiz, es ihr gleich zu tun, und sie gibt außerhalb Stehenden die Chance, aufgenommen und sozial anerkannt zu werden. Damit sind wir bereits im Zentrum unserer Frage und zugleich an dem Punkt, der Deutschland von den westlichen Ländern tiefstens unterscheidet:

Die Funktion und die historische Wirkung führender politischer und sozialer Schichten liegt nicht nur in ihrer Leistung und in ihren Taten. Sie sind immer auch wirkendes psychologisches Vorbild gewesen, d. h. sie wurden nicht nur bewußt nachgeahmt, sie gaben auch dem Volk tatsächlich die geistige Form. Geistige Haltung, Lebensart, gesellschaftliche Geste — Lebensideal und Allüren — der nicht zur Aristokratie Gehörenden formen sich nach dem herrschenden Typus. Die entscheidende Zeit, in der sich solche Schichten als Vorbilder in Europa gebildet haben, ist die Zeit des Humanismus. Der Typus selbst erwuchs aus der Vermischung der nationalen Eigenart mit dem Kulturgut der wieder erstandenen und neu verarbeiteten Antike. In England entstand der Typus des Gentleman, in Italien der des gentil-uomo, in Frankreich der honnête homme, dieser stark gefärbt durch die culture juridique.

In Deutschland hat sich ein solcher Typus nicht geformt. Und damit fehlt noch heute der Nation das einheitliche geistige Bild, das die andern großen europäischen Nationen bieten. Die Gründe sind wesentlich politischer und religiöser Natur. Es ist notwendig, wenigstens auf die wichtigsten hinzuweisen:

Der Adel steht abseits von der humanistischen Bewegung und findet — als Klasse wenigstens — nicht den Anschluß an sie. Die endlose Zahl der souveränen und halbsouveränen Fürsten ist damit beschäftigt, ihre Macht zu erweitern. Die Zersplitterung in kleine und kleinste Gebiete ist auch für die geistige Vereinheitlichung ein schweres Hindernis.

Zu gleicher Zeit trug die Eigenart des religiösen Kampfes in Deutschland das ihre dazu bei, eine glückliche Entwicklung zu verhindern. Im Geburtsland des Protestantismus wurde der Kampf wesentlich als Kampf der Religion empfunden und geführt und mit der ganzen Tiefe und Unpersönlichkeit zweier um Wahrheit und Seligkeit streitender Parteien ausgefochten. In Frankreich hat sich die Kirche mit dem ganz auf die diesseitige Welt gerichteten Ideal des Humanismus trefflich abgefunden. Vom englischen Protestantismus ist der Kampf um die Glaubensfreiheit sehr bald als politischer Kampf, als Kampf um die politische Freiheit, geführt worden. In Deutschland hat Luther sich mit dem absoluten Staat und seiner Ordnung identifiziert und seine Macht rücksichtslos gestärkt, nur um die ausschließliche Innerlichkeit des Glaubens zu retten. So war die rein religiöse Einstellung des deutschen Protestantismus und ihre Auswirkung auf die Politik vielleicht das größte Hindernis für eine einheitliche weltliche Bildung der Nation.

Wir sind seitdem ein Volk mit einem großen Reichtum an eigenartigen Persönlichkeiten geblieben, mit einem Sinn für die Mannigfaltigkeit der großen Probleme und einem rücksichtslosen Ernst in ihre Vertiefung, aber der einheitliche geistige Charakter fehlt uns. Der Beweis ist, daß wir es selbst fast ebenso schwer haben, uns zu erkennen, wie wir, vom Ausland gesehen, mannigfaltig und undurchsichtig erscheinen.

Der preußische Staat entwickelte erst spät im Laufe des 18. Jahrhunderts einen bestimmten Typus einer Führerschicht in Übereinstimmung mit und teilweise bestimmt von der Philosophie. Dieser Typus zeichnete sich aus durch Eigenschaften des Charakters und durch technisches Fachwissen gemäß seinen beiden Hauptbestandteilen, dem militärischen Dienstadel und dem gelehrten und geschulten Beamtentum. Er ist zum Führertum geschaffen und weist durch das ganze 19. Jahrhundert den politischen Weg. Entbehrte er auch der Weite und Anziehungskraft des humanistischen Bildungsideals, so hätte er an und für sich formend in die Tiefe wirken können. Aber es ist die Taktik dieser Schicht, daß sie zu spät kommt. Sie war eben nicht damals entstanden, als die Nation noch in ihrer Bildung begriffen und folglich noch elastisch genug war, um eine Prägung einheitlicher Art aufzunehmen. Sie trat erst zu einer Zeit auf, in der die Gegensätze der Klassen und das Klassenbewußtsein bereits offen zutage lagen. Man sieht hier, daß wir in Deutschland nicht zu viel, sondern zu wenig Absolutismus hatten, und vor allem, wir hatten ihn zu spät. Hätte im alten Deutschen Reich eine einzige feste Herrschergewalt bestanden wie in andern Ländern, so hätte der deutsche Adel als eine einheitliche Schicht in einem einheitlichen Staat ebenfalls einen einheitlichen Typus des modernen Menschen als Vorbild herausbilden können.

Damit war das Entscheidende gegeben: Die Schicht der politisch Führenden, der Regierenden, wurde identisch mit den sozial Führenden

Militär und oberes Beamtentum waren der Stoff beider. Nicht aber ergänzte sich die politisch führende Schicht aus dem breiteren Fond einer historisch gewachsenen, relativ selbständigen sozialen Elite. Diese zusammengefaßte politisch-soziale Führerschicht aber stand im großen und ganzen getrennt von dem sich entfaltenden Bürgertum und seiner Kultur. Sie war auch getrennt von der Schicht der Geistigen; der Kreis der Intellektuellen stammte in viel höherem Maße als in anderen Ländern aus dem niederen Bürgertum.

Ebenso kam auch der deutsche Klassizismus zu spät, um die Nation noch in ihrem Werden zu erfassen und einheitlich durchzubilden. Außerdem: er trat zwar zeitweise in engste Berührung mit der herrschenden Schicht und gab ihr in der romantischen Philosophie ihre große philosophische Ideologie. Aber im ganzen mußte er sich gemäß der veränderten Zeit entwickeln als der Besitz des aufsteigenden Bürgertums. Und dieses war zunächst in den liberalen Bewegungen gegen die herrschende Schicht gerichtet.

Die folgende Entwicklung hat diese Linien nicht verlassen, sondern eher noch vertieft: Nach 1870 wandte sich das mittlere und große Bürgertum mit Vorliebe der wirtschaftlichen Tätigkeit zu. Da aber Reichtum und durch Reichtum erworbene Macht erst ganz allmählich soziale Geltung bedeuteten, so wurde durch diese Entwicklung die Isolierung der führenden Schicht eher größer als kleiner. So entstand der verhängnisvolle Widerspruch, daß ein höchstentwickelter Industriestaat in Regierung, Verwaltung und in seiner gesellschaftlichen Struktur von einer Schicht bestimmt wurde, die nach Herkommen, geistiger Einstellung und Lebensform aus einer anderen Zeit stammte. (Erst in den Jahren vor dem Krieg zeigten sich Anfänge einer Änderung.) Die aktive Teilnahme der Intellektuellen, der Akademiker und Universitätskreise an der Politik ging nach 1870 erheblich zurück. Das ist um so erstaunlicher, als die großen demokratischen Bewegungen in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts wesentlich von diesem Element getragen waren. Für die erste Erscheinung ist die nächstliegende Erklärung, der Anreiz, den der wirtschaftliche Aufschwung des Reiches auf Unternehmungsgeist und Glücksstreben ausübte. Für die zweite die Blüte der Wissenschaft und der naturwissenschaftlichen Forschung. Beide Gründe reichen aber nicht aus: Entscheidend war vielmehr, daß auch Bismarck sich nicht entschließen konnte, dem Parlament einen Teil der Verantwortung an der Regierung zu überlassen. Was konnte es aber für die nach selbständiger politischer Betätigung und höchster Verantwortung Strebenden für einen Anreiz haben, sich der politischen Laufbahn zuzuwenden, wenn ihnen von vornherein die Krönung ihrer Arbeit versagt blieb? So schieden — gewiß nicht ohne eigene Schuld — Großbürgertum und Intellektuelle als aktive Eliten aus dem politischen

Leben und innerhalb gewisser Grenzen auch als soziale Eliten aus dem Leben der Nation aus.

Was folgt daraus für die Bedeutung des Jahres 18?

Will man verstehen, was sich im November 1918 begab, so genügt es nicht zu wissen, daß der führenden Schicht mit ihrer politischen Führerstellung zugleich auch das Monopol ihrer sozialen Stellung genommen wurde, weil eben beides zusammenfiel. Aber die Stellung dieser Schicht war aus den angeführten Gründen so, daß ihr Verschwinden mehr bedeutete, als das, was im Wort „politische und soziale Führerschicht" sonst liegt. Nicht nur eine führende Schicht war abgetreten, sondern auch ein Vorbild — das einzige Vorbild — vernichtet. Und zwar ein Vorbild, das nicht bis in die Tiefe hat wirken können, teils weil es zu spät kam, teils weil es durch seine Natur und durch den historischen Zeitpunkt seines Auftretens wesentlich auf eine herrschende Gruppe beschränkt war. Auch ohne von der außenpolitischen Situation, von der wirtschaftlichen und finanziellen Not zu sprechen, versteht man schon aus diesem Grund der fehlenden geistigen Einheit, daß der Sturz der führenden Schicht unendlich viel mehr bedeutete, als man annehmen könnte. Was zurückblieb, war vielgestaltig und in sich zerfallen, die Nation findet sich ohne Führerschicht und in ihrer ganzen inneren Mannigfaltigkeit.

Deutlich heben sich hier die beiden Wege heraus, durch die man eine führende Schicht wieder schaffen wollte und durch die andererseits die Mannigfaltigkeit und die Gegensätze überbrückt werden sollten.

Die Schaffung einer politischen Führerschicht wurde auf politischem Wege versucht: Durch das Mittel der parlamentarischen Demokratie in ihrer demokratischsten Form.

Wir besitzen demokratische Verfassung und demokratisches Wahlrecht in ihrer ausgeprägtesten Gestalt. Was das letztere angeht, so ist das Proportional-Wahlsystem und die Listenwahl aus dem Bedürfnis nach möglichster Gerechtigkeit entstanden. Aber man vergißt, daß der unmittelbarste Zweck des Parlaments als einer regierenden Körperschaft nicht der ist, die Gerechtigkeit zu repräsentieren, sondern einen realisierbaren politischen Willen zu bilden und auszusprechen. Es ist schön, wenn auch die letzte Stimme im Lande nicht verloren geht und auch die letzte Meinung ihren Ausdruck findet. Aber ein Parlament soll nicht nur eine verkleinerte Photographie der Überzeugungen der Nation, sondern vor allem ein Mittel zur Bildung von Entschlüssen und ein Instrument zum Handeln sein. Das Proportional-Wahlsystem kann vielleicht das Ende einer politischen Entwicklung einer Nation sein und sein höchstes Produkt, dann nämlich, wenn es nur noch relativ wenige Parteien mit einfach formulierbaren Programmen gibt. Es an den Anfang der politischen Tätigkeit eines Volkes zu setzen, ist nicht möglich.

Vor allem aber: Der ganze Auslesemechanismus der parlamentarischen Demokratie kann nur in dem Grade mit Erfolg funktionieren, wie die Menschen, mit denen er arbeitet, in ihrer allgemeinsten geistigen Bildung einheitlich sind. Nur wo, wie in England ein ungefähr einheitlicher Typus vorhanden ist, der durch die Nation hindurchgeht, wird der parlamentarische Apparat die Chance haben, die Fähigsten an die Spitze zu bringen. Je verschiedener und mannigfaltiger aber der Rohstoff ist, desto unsicherer werden die Resultate sein.

Es ist somit nicht sehr wahrscheinlich, daß eine Führerschicht unmittelbar aus dem politischen Leben und aus dem Kreise der politisch Tätigen entsteht. Um so interessanter ist der zweite Weg, der 1918 beschritten wurde, zunächst um die Verschiedenheit der Gegensätze und die innere Mannigfaltigkeit der Nation zu überwinden. Damit wollte man das Problem an der Wurzel fassen.

Eine großzügige Reform des gesamten Bildungswesens soll der Nation eine geistige Einheit und damit ein neues geistig fundiertes Gefühl ihrer Einheit verschaffen. Der Gedanke entspringt nicht sowohl aus dem demokratischen Ideal der Gleichheit und Gleichberechtigung Aller als aus der Erkenntnis, daß nur diese Einheit der geistigen Bildung letzten Endes die sozialen und wirtschaftlichen Gegensätze überbrücken oder wenigstens erträglicher gestalten könnte. Der Kampf der Theorien, die Versuche und Hoffnungen, können hier nicht angedeutet werden. Es ist alles noch im Fluß. Der Grundgedanke ist der, daß die Kluft zwischen Gebildeten und Ungebildeten, zwischen Volksschule und höherer Schule ausgeglichen werden muß. Der Übergang aus der für Alle gleichen Grundschule in die mittleren und höheren Schulen wird organisiert. Die höheren Schulen werden so gestaltet, daß sie nicht mehr ausschließlich als eine Vorbereitung für die Hochschulen gelten können wie früher. Von allen Seiten wird an sich der Aufstieg zum Hochschulstudium möglich sein, ohne daß es natürlich darauf abgesehen wäre. Die Vorstufen sind so verschieden wie das moderne Leben selbst: sie betonen einmal mehr die klassische Bildung oder die technisch-naturwissenschaftliche oder endlich die spezifisch deutsche Bildung. Organischer Aufbau, Aufstieg von allen Seiten, Berücksichtigung der Mannigfaltigkeit des überlieferten Kulturgutes und der Erfordernisse des Lebens sind die Grundsätze, die zu einer Einheit der geistigen Bildung führen sollen. Das entscheidende Mittel dazu ist die Bildung der Volksschullehrer, die auf ein wesentlich höheres, in gewisser Weise der Universitätsbildung ähnliches Niveau gehoben wird.

Mit dieser ganzen Reform soll das nachgeholt werden, was in der kritischen Zeit des Humanismus in Deutschland sich nicht mit genügender Intensität hat entwickeln können. Und es wird zugleich in dieser neuen Tendenz das nationale Kulturgut und die nationale Geschichte in die humanistische Bewegung selbst aufgenommen. Wir

stehen vor einem großartigen Versuch: Das, was vor Jahrhunderten in anderen Ländern die Aristokratie unwillkürlich geleistet hat, in einer demokratischen Zeit bewußt zu schaffen, man könnte sagen eine humanistische Bewegung von unten. Wie man sich auch zu diesem Versuch stellt, man muß sich jedenfalls darüber klar sein, daß diese Vereinheitlichung und Verallgemeinerung der Bildung nur den Boden vorbereiten kann für eine Führerschicht, die mit dem Volk in einer bis dahin nicht gekannten geistigen Einheit stehen würde, — den Rohstoff, aus dem sie stammen wird. Ihr Erscheinen selbst muß freilich das Werk natürlicher Auslese sein, auf politischem Gebiet wesentlich das des Parlamentarismus, der auf dieser neuen Grundlage mit größerer Aussicht auf Erfolg arbeiten würde.

Man kann aber ganz allgemein von einer großen Bildungs- und Erziehungsbewegung nicht erwarten, daß sie in kurzer Zeit schon Resultate liefert. Es ist ein Prozeß auf lange Sicht. Man kann auch insbesondere von ihr nicht erwarten, daß sie eine aktive Führerschicht mit einer genau umschriebenen Orientierung aus sich heraus liefern wird.

Eine wirklich führende Schicht kann sich nur in engster Berührung mit der Realität und dem Kampf des Lebens bilden. Mit anderen Worten: die lebendigen Triebkräfte, die zur Bildung einer aktiven Führerschicht führen sollen, müssen aus anderen Regionen der menschlichen Tätigkeit stammen, wie aus dem Reich der Bildung selbst. Aus den angeführten Gründen kann die Politik diese Antriebe in Deutschland nicht liefern. Denn einmal erlaubt der parlamentarische Mechanismus in der bestehenden Form der aufstrebenden Jugend nicht, sich durchzusetzen und mit den alten Führern frei zu konkurrieren. Auf der anderen Seite ist die politische Lage des Reiches noch so gehemmt, daß die große Politik keine nationalen Ziele hat, die gerade die Jugend wirklich befeuern und hinreißen könnten.

Das Maximum der Kräfte und Interessen ist in der Wirtschaft konzentriert. Sie ist das nächstliegende Fundament für die Bildung einer aktiven führenden Schicht, der Boden, auf dem sie erwachsen könnte. Was ist damit gemeint?

Zu anderen Zeiten haben sich Führerschichten aus anderem Material gebildet. Im frühen Mittelalter entstammten sie zumeist dem Klerus: nicht nur weil er allein über die notwendige Bildung verfügte, sondern weil die Religion die größte und einzig gefestigte Macht war. Zu anderen Zeiten wiederum haben sie sich aus dem militärischen Beruf gebildet oder aus der Verwaltung des absoluten Staates. Aber — das ist wichtig — niemals fällt die Herkunft, das Geburtsland der Führerschichten, zusammen mit ihrem geistigen Horizont und dem Umkreis ihrer Interessen und ihrer Tätigkeit. Der mittelalterliche Klerus war weit davon entfernt, nur kirchliche Politik zu treiben. Die

aus dem militärischen Beruf stammenden sind nicht nur Soldaten geblieben. So meine ich auch nicht, daß die aus der Wirtschaft stammenden Eliten mit ihrer ökonomischen Tätigkeit zusammenfallen müßten, ich meine nicht, daß Politik durch Wirtschaft zu ersetzen sei. Vielmehr kann die Wirtschaft nur zur Schule der künftigen aktiven Führerschaft werden.

Renan hat zu einer Zeit, in der die Wissenschaft und positivistische Philosophie sich mit der Technik und dem Kapitalismus verbanden, den Gedanken vertreten, Wissenschaft und Technik könnten und müßten zum Privileg Weniger gemacht werden; er hat die Forderung aufgestellt, die Gelehrten sollten herrschen, weil nur sie die Erkenntnis des wissenschaftlichen und technischen Apparates und des Produktionsapparates besäßen. Der Irrtum ist offenkundig. Wissenschaft und Technik begannen damals das Bild der Erde und des Lebens zu verändern, sie begannen innerhalb der menschlichen Existenz zu dominieren. Aber daraus den Schluß zu ziehen, daß die Gelehrten — als die Erfinder dieser Umwälzung — herrschen müßten, ist falsch. Der Weise und der Gelehrte ist noch weit entfernt davon, Herrscher zu sein. Ähnlich heute: die Wirtschaft dominiert innerhalb der menschlichen Existenz. Aber damit ist nicht gesagt, daß nun auch die Wirtschaftler führen müßten. Wirtschaft und Wissenschaft mögen innerhalb des Lebens die wichtigste Rolle spielen. Aber das bedeutet noch lange nicht, daß die Männer der Wissenschaft und der Wirtschaft auch herrschen müßten und sollten.

Etwas anderes ist es, wenn wir der Meinung sind, daß in der Schule und im Kampf der gegenwärtigen Wirtschaft diejenigen Eigenschaften erworben und ausgebildet werden, die auch den politischen Führer wesentlich auszeichnen. Das Ausmaß, das die Wirtschaft in Deutschland angenommen hat, die Größe der Verantwortung, die sie damit übernimmt und die Verflechtung in den internationalen Zusammenhang der Staaten und Völker legen diesen Gedanken nahe.

Es liegt ein wichtiger Einwand nahe. Die Tendenz der Wirtschaftsentwicklung geht dahin, die Zahl der abhängigen Existenzen mit ungeheurer Schnelligkeit zu vermehren. Nicht nur dies: auch innerhalb der neuen großen wirtschaftlichen Einheiten ist die Zahl der unabhängigen Stellungen sehr gering. Und vielleicht gibt es auch in ihnen kaum Existenzen, die so selbständig sind wie die Männer, die in der Zeit des Privatkapitalismus als Herrscher an der Spitze ihrer eigenen Betriebe standen. Und nun könnte man sagen: nur dieser selbständige Wirtschaftsführer hat in sich die Qualitäten ausgebildet, die ganz allgemein das Eigentum führender Schichten sein müssen. Nur er hat aus freiem Ermessen und freier Entscheidung selbstverantwortlich und mit dem ganzen Einsatz seiner Person und seines Vermögens sein Unternehmen geleitet. Das ist richtig. Aber eben deshalb sind gewisse Eigenschaften

bis ins Extrem entwickelt worden. Andere mußten ihm notwendig bis zu einem gewissen Grade fehlen. Die Einordnung in die Allgemeinheit wird dem großen Konzern leichter fallen als dem Privatkapitalisten, schon weil er selbst ein wesentlicher Teil der Allgemeinheit ist, und das Bewußtsein der Verantwortung wird in dem Maße größer sein als der moderne Wirtschaftsführer Abhängigkeit und Wechselwirkung übersieht.

Wenn die egozentrischen Interessen des Einzelindividuums zurücktreten, so ist damit auch der Weg frei für eine allmähliche Änderung des Verhältnisses von Arbeit und Kapital. Wenn die individuell-extremistische Einstellung abklingt — und sie wird das natürlich nur allmählich tun —, so wird der Gegensatz der in einem Betriebe zusammen arbeitenden Unternehmer und Arbeiter nach und nach an Schärfe verlieren können. Das liegt in der Natur der neuen Wirtschaftsformen.

Der vom Sozialismus erträumte Endzustand der Gesellschaft wird so charakterisiert, daß an die Stelle „der Herrschaft über Menschen lediglich die Verwaltung von Sachen" treten wird. Es könnte sein, daß die Entwicklung dieses Zeitalters des Kapitalismus zu einer Periode führen wird, in der mit einer Herrschaft über Sachen eine Verwaltung von Menschen bestehen wird.

Nicht nur in ihrer Größe, sondern auch in ihrer inneren Struktur und in Hinsicht auf die Eigenschaften, die in ihnen gezüchtet werden, scheinen sich die großen Wirtschaftskonzerne staatenähnlichen Gebilden anzugleichen. Vielleicht ist der Führertypus, der hier erwächst, ein anderer als der, den wir kannten. Aber er ist deshalb doch ein Führertypus. In der Verbindung von Macht und Verantwortung ist die Verantwortung, ist insbesondere die soziale Einstellung nicht mehr abhängig vom Gutdünken oder von der Veranlagung des einzelnen. Sie ist gefordert durch das neue System selbst und erwächst allmählich mit ihm. Die Funktion der Wirtschaft als Fundament und Schule einer Führerschicht ist somit begründet in der Veränderung, die die Methoden und Formen der Wirtschaft selbst zu erleiden scheinen. Setzt sich diese Veränderung wirklich durch, so wird der Wirtschaftsführer der kommenden Zeit psychologisch nicht mehr bloß Wirtschaftsführer in hergebrachtem Sinne des Wortes, er wird zugleich mehr und anderes sein. Und nur deshalb ist es erlaubt, die Wirtschaft als die Pflanzstätte eines sich ständig ergänzenden Kreises von Menschen zu betrachten, die allmählich in die in der Gegenwart notwendigen Eigenschaften einer aktiven Führerschicht hineinwachsen. Ist das einmal geschehen, so wird die Überleitung dieser Kräfte in die Politik von selbst erfolgen.

Die hier — fragmentarisch — ausgesprochenen Gedanken zur Bildung einer Führerschicht deuten auf Möglichkeiten, aber doch auf Möglichkeiten, die gegründet sind in tatsächlichen Verhältnissen und sicht-

baren Bewegungen. Wir besitzen ein Kraftzentrum — zweifellos das stärkste — in der Wirtschaft, die, wenn sie nur die vorhandenen Keime in der beschriebenen Richtung zielbewußt entwickelt, den festen Grund für eine Führerschaft abgeben könnte. Wir haben auf dem Gebiet der Bildung und Erziehung eine Bewegung ins Leben gerufen, die der Nation die einheitliche geistige Form gibt und dadurch auch die Führenden in innerer Nähe zum Volk hält, wenn es ihr verstattet sein wird, ihre Früchte reifen zu sehen. Wir haben im Parlamentarismus eine Selektionsmethode, die, wenn sie ihre Bestimmung erfüllen will, die Besten der unter den neuen Bedingungen Heranreifenden auch zur politischen Macht führt.

Wir haben hier nicht zu untersuchen, wie groß die Wahrscheinlichkeit ist, daß diese Tendenzen sich entfalten und schöpferisch zusammenwirken. Darüber entscheidet, so hoffen wir, der seine Zukunft bejahende Wille der Nation.

Die Beschränkung der Flottenrüstungen.

Von *Sidney R. Drury-Lowe,*
britischer Vizeadmiral a. D.

Bei allen Meinungsverschiedenheiten über diese wichtigste aller Fragen ist man in zwei Punkten zu einer allgemeinen Einigung gelangt: 1. die Welt verlangt Frieden. 2. Jedes Volk verlangt Sicherheit. Man wird weder zu Frieden noch zu Sicherheit gelangen, wenn man mit der Aufrüstung fortschreitet. Die Katastrophe der Jahre 1914 bis 1918 bewies die Wahrheit dieses Satzes. Es ist die Aufgabe der Entwaffnungskonferenz, sich mit der Beschränkung der Rüstungen zu beschäftigen und eine Verwirklichung des Artikels 8 der Völkerbundssatzungen anzustreben. Es ist die Sache des Völkerbundes, die notwendigen Pläne zu entwerfen, die zur Erreichung dieses Zieles führen. Man kann hoffen, daß jedes Volk sein Äußerstes in dieser Hinsicht tun wird. Ich möchte mich mit dem letzten Werk des Völkerbundes in der Frage Flottenrüstungen, dem gedruckten Bericht der militärischen Kommission A und mit den Berichten über die letzte Sitzung der Vorbereitungskonferenz vom 3. Mai beschäftigen. Es ist notwendig, zwischen den beiden Berichten zu unterscheiden. Wenn man nur den Bericht über Flottenrüstungen der Unterkommission A prüft, wird man finden, daß die Sachverständigen in jedem Punkt mit Ausnahme der Antwort auf die Frage 6 (c) bezüglich des militärischen Wertes der Handelsflotte uneinig sind. Offensichtlich mußte in dieser Frage eine Übereinstimmung erzielt werden, da selbst das kleinste Ruderboot einen militärischen Wert besitzt, wenn es verwendbar ist.

Aber in allen anderen Fragen waren sich die Herren so uneinig, wie es bei militärischen Sachverständigen verschiedener Nationalitäten nicht anders zu erwarten war. Ihr Bericht, der sehr aufschlußreich ist, wurde von der Vorbereitungskommission geprüft. Es ist hier nicht der Raum, auf alle Meinungsverschiedenheiten hinzuweisen, ich möchte nur einige Beispiele zitieren, um zu zeigen, wie es den Sachverständigen gelungen ist, die Lösung der Probleme zu verwickeln.

Der Zweck der Einschränkung von Rüstungen ist sehr klar von Lord Cecil bei der dritten Sitzung der Vorbereitungskommission am

5. April dargelegt worden: die Herabminderung der Gefahr eines plötzlichen Angriffes; die Herabminderung der Last eines Rüstungswettstreits.

Man muß sich dieses Ziel gegenwärtig halten, wenn man die Darlegungen der Unterkommission A prüft, denn manchmal schien es, als ob die militärischen und Marine-Sachverständigen die Absicht gehabt hätten, die Mitglieder der Vorbereitungskommission zu verwirren. Man nehme zum Beispiel Seite 167 des Berichtes der Unterkommission A. In der Ablehnung der vorgeschlagenen Kontrolle der Rüstungen durch eine internationale Organisation haben die Delegierten von Großbritannien, den Vereinigten Staaten, Italien, Japan und zwei anderen Staaten erklärt, daß das Kriterium zur Beurteilung, ob die Rüstungen eines Landes „für defensive oder offensive Zwecke bestimmt sind", in der Berücksichtigung der politischen Intentionen der betreffenden Regierung liegt. Es gibt kein sicheres Mittel, das Problem zu komplizieren, als über defensive oder offensive Rüstungen zu sprechen. Es sind sehr gefährliche Ausdrücke, mit denen man nicht spielen darf. Wir wollen unseren Handel verteidigen, der durch feindliche Schiffe, die, sagen wir, von einem Flottenstützpunkt im Indischen Ozean kommen, angegriffen wird. Um unseren Handel zu sichern, um ihn zu verteidigen, wollen wir uns dieses Flottenstützpunktes bemächtigen. Wer ist in der Defensive? Wir, die wir es tun, um unseren Handel zu schützen oder der Feind, der seinen Flottenstützpunkt verteidigt? Es gibt kaum ein Vorgehen, daß nicht als offensiv oder defensiv ausgelegt werden kann, entsprechend dem Standpunkt, von dem man es betrachtet.

Die auf Seite 27 des Berichtes, bei der Frage der gegenseitigen Abhängigkeit der Rüstungen aufgestellte Behauptung britischer Sachverständiger, daß die Pflichten des Heeres und der Marine einer maritimen Macht sich praktisch nie überschneiden, enthält eine höchst seltsame Auslegung der Geschichte. Bei einem Weltkrieg trifft das keineswegs zu. Und wieder wird auf Seite 67 behauptet, daß die Marine einer Inselmacht aus Gründen aufrecht erhalten wird, die sich von denen der kontinentalen Mächte unterscheiden, und als Beweis dafür werden zwei Ursachen angeführt: a) die Verteidigung des Handels und b) die Verteidigung der Küste.

Aber dieselben Gründe sind auch auf alle Flotten anwendbar. Warum ist man bestrebt, die Frage zu verwirren, indem man auf die mannigfaltigen Verschiedenheiten hinweist? Auf derselben Seite wird behauptet, daß ein maritimes Reich eine Flotte braucht, die nur in einem gewissen Grade von der Größe der benachbarten Länder beeinflußt wird. Was soll das bedeuten? Unsere Insularlage und unser zerstreutes Reich berechtigt uns zu einer Übermacht in der Kreuzerflotte, um unsere Seeverbindungen zu schützen. Aber wir wollen einmal zur Vereinfachung der Diskusion annehmen, daß alle anderen Flotten auf Null

reduziert werden. Wie stellt man sich dann die Situation vor? Ich glaube, daß die große potentielle Seestärke unseres Landes bei uns nicht so begriffen wird, wie es sicherlich im Auslande der Fall ist. Um noch ein Schlußbeispiel anzuführen: Auf Seite 131 protestieren die Delegierten von fünf Mächten gegen die Beschränkung der Besatzungen und Reserven mit der Behauptung, daß sie automatisch durch die Größe der Flotte eingeschränkt werden. Aber das braucht nicht der Fall zu sein. Weit über die Bedürfnisse der Flotte hinaus können Marinetruppen auf dem Land ausgebildet werden, um im Krieg als Expeditions- und Landungspatrouillen zu dienen.

In diesem besonderen Falle bedeutet das Vorgehen des Vorbereitungskomitees einen Fortschritt im Vergleich zu den oben zitierten Sachverständigen, und man erreichte eine Einigung in der Frage der Beschränkung der Truppenzahl unter der Bedingung, daß solche Reduzierungen allgemein angenommen werden und vorausgesetzt, daß man zu einer befriedigenden Übereinstimmung in der Beschränkung der Kriegsschiffe gelangt.

Man kam leider zu keiner Übereinstimmung in irgendeinem Punkt, der die reinen Seerüstungen betraf, und ich glaube, daß die Schuld daran in den verwirrenden Behauptungen der marinetechnischen Sachverständigen liegt, die, wie ich schon darauf hingewiesen habe, in ihrem Bericht das Hauptproblem verdunkelt hatten. Man nehme die wichtigste Frage: die Beschränkung der Flottenstärke. Soll es sich hier um eine Gesamttonnage oder um eine Klassentonnage handeln? Wir sind ohne Zweifel im Recht, wenn wir eine Klassentonnage fordern, aber ein Kompromiß wird hier sicherlich möglich sein. Die Franzosen haben einen vorgeschlagen, der darauf hinausläuft, daß nicht nur die Gesamttonnage herabgesetzt werden soll, sondern auch die Tonnage innerhalb von vier Gruppen: den Linienschiffen, den Flugzeugmutterschiffen, den Schiffen unter 10 000 Tonnen und den Unterseebooten. (Siehe Seite 9 bis 12 des Berichtes, erste Lesung.)

Der französiche Kompromiß beabsichtigt, die Gesamttonnage künftiger Schiffsbauten in die oben erwähnten vier Gruppen einzuteilen, er läßt daher die Möglichkeit offen, die Verteilung der Tonnage unter die vier Gruppen zu modifizieren, falls ein Jahr vor Kiellegung eine diesbezügliche Ankündigung erfolgt. Die Franzosen wollen nur die Tonnage der größten Schiffe und die größten Kanonen limitieren, aber da sie auch die auf andere Klassen anwendbaren Einschränkungen annehmen, auf die man sich seinerzeit in Washington geeinigt hat, müßte es nicht schwierig sein, ihr Einverständnis mit unserem Vorschlag, der die Größe der Schiffe, der Kanonen und der Torpedoboote in jeder Klasse beschränken will, zu erreichen. Unsere Sachverständigen haben die Franzosen zu überzeugen versucht, daß der von ihnen vorgeschlagene Kompromiß selbst mit den minimalen Forderungen der Sicherheit, wie auch mit dem Ziel der Ausschaltung des Rüstungswett-

streites unvereinbar ist. Aber es dürfte nicht die Intelligenz der Menschen übersteigen, hier einen Ausweg zu finden. Wir könnten z. B. den französischen Kompromiß annehmen, mit der Einschränkung, daß die Zahl der neuen Konstruktionen in den einzelnen Gruppen, die in jedem Lande in Auftrag gegeben werden, durch Vereinbarung geregelt werden kann. Dann würden wir erstens ein Jahr Zeit vor uns haben, in dem uns die etwaigen Veränderungen der Bauaufträge bekanntgegeben werden, und zwei oder drei Jahre, die der Schiffsbau erfordert, also genügend Zeit, um die Veränderungen, die uns dann ebenfalls notwendig erscheinen, einzuführen. Aber warum sollten wir überhaupt Angst vor ewigen Modifikationen haben? Kein Land hat ein Interesse daran. Dauernde Veränderungen der Flottenprogramme sind ein Luxus, den sich kein Volk leisten kann. Der Wettbewerb, den es in erster Linie zu vermeiden gilt, ist der Wettstreit in Schiffsgrößen, und der würde aufhören, sobald sich alle Staaten auf bestimmte Beschränkungen geeinigt haben.

Lord Cecil hat am 11. April zwei Grundsätze als Fundament für die Flottenbeschränkungen bezeichnet: erstens muß die Beschränkung derart gestaltet sein, daß sie uns volle Sicherheit gibt, zweitens muß sie sich mit dem Washingtoner Abkommen oder seiner eventuellen Ausdehnung durch die Coolidge-Konferenz in Einklang bringen lassen.

Die Kluft zwischen dem britischen Vorschlag und dem obenerwähnten französischen Kompromiß kann jedoch überbrückt werden, ohne daß einer von diesen Grundsätzen gefährdet wird, und ich hoffe auch, daß die Ende dieses Monats stattfindende Coolidge-Konferenz dies erleichtern wird, so daß bei der zweiten Lesung des Berichtes im November eine Vereinbarung mit allen Mächten erzielt werden kann.

Die Frage der Rüstungskontrolle, die für die Herabminderung und Beschränkung der Flotte von größter Bedeutung ist, wurde ebenfalls vertagt.

Die Franzosen sind mit einem bestimmten diesbezüglichen Plan hervorgetreten; sie haben vorgeschlagen, eine ständige Entwaffnungskommission von den Vertretern jedes Mitgliedes des Völkerbundsrates unter Hinzuziehung der Vereinigten Staaten, Rußlands und einiger anderer Länder, die die Konferenz zu bestimmen hätte, zu bilden, in der eine Anzahl maritimer, militärischer und aeronautischer Sachverständiger ebenfalls vertreten wäre. Es wäre in der Tat eine unparteiische Kommission, die für die Zentralisierung aller dem Völkerbund zugehenden Informationen über Budgetausgaben der einzelnen Staaten usw. verantwortlich sein würde und die Macht hätte, eine Untersuchung durchzuführen, wenn eines der Mitglieder den guten Glauben eines anderen anzweifeln sollte. Dies bedeutet *nicht* eine dauernde Kontrolle oder irgend etwas Ähnliches, und sicherlich ist ein so gebildetes unparteiisches Organ der Fortdauer des jetzigen Systems der Geheimagenten und der äußerst neugierigen Attachés vorzuziehen.

Die Ergebnisse, die bis jetzt in der Frage der Flottenabrüstung erreicht wurden, sind nicht sehr groß. Aber jedenfalls ist ein Schritt vorwärts getan worden. Die Vorbereitungskommission wurde bis zum 1. November vertagt. Ihr Bericht wird dem Völkerbundsrat im Juni und der Vollversammlung im September unterbreitet werden, und während diese Zeilen in Druck gehen, findet die von Coolidge einberufene Flottenkonferenz zwischen den Vereinigten Staaten, Großbritannien und Japan statt. Der Delegierte der Vereinigten Staaten gab in der Vorbereitungskommission die Versicherung ab, daß man nicht daran denke, ihre Arbeit der Coolidge-Konferenz unterzuordnen.

In der Zwischenzeit werden die Regierungen und die Öffentlichkeit in der Lage sein, die aufgetauchten Schwierigkeiten zu prüfen. Ich wiederhole hier noch einmal: es ist Gefahr vorhanden, daß die Debatten durch die Fülle von Einzelheiten und die Meinungsverschiedenheiten der Sachverständigen das Hauptproblem verdunkeln. Kann das Ziel der Beschränkung der Flottenrüstungen erreicht werden, das heißt, kann die Gefahr des plötzlichen Angriffes herabgemindert und die Last und die Gefahr des Wettstreites eingeschränkt werden? Und kann es ohne Einbuße an Sicherheit geschehen? Es gibt nichts, was die Last der Flottenrüstungen (das heißt ihre Kosten) besser reduzieren würde als eine allgemeine Vereinbarung über die Beschränkung der Größe der Linienschiffe. Und dahin geht auch der Vorschlag des Völkerbundes. Um sich der Höhe des Marinehaushalts zu vergegenwärtigen, braucht man nur daran zu denken, daß unser letztes Linienschiff von 35 000 Tonnen ungefähr sechs bis sieben Millionen Pfund kostet.

Wir wollen uns einmal die Frage stellen, was der eigentliche Zweck der Seerüstungen ist? Die Meerwege offen zu halten, lautet die Antwort. Ihr letztes *Ziel* ist, den Verkehr der feindlichen Schiffe, die Waren oder Truppen transportieren, zu unterbinden, und die Sicherheit der eigenen Verbindungen zu gewährleisten. Zu diesem Zweck brauchen wir Kreuzer, und Kreuzer brauchen eine Bedeckung, um ihre Arbeit ungehindert leisten zu können, und zwar eine der Form oder der Zahl nach entsprechende Bedeckung. Daher das Linienschiff die stärkste Flotteneinheit zur See. Die *Funktion* der Linienschiffe ist, die feindlichen Schiffe kampfunfähig zu machen. Sind dazu jedoch 30 000 Tonnen nötig? Sicherlich nicht. Man kann mit einem Geschwader von Schiffen von 50 000 Tonnen nicht entscheidendere Kämpfe ausfechten, als mit Schiffen von 10 000 Tonnen oder noch weniger. Die Größe ist bloß relativ und wird ungefähr durch das Ausmaß der feindlichen Schiffe bedingt. Es ist nur der Wettbewerb in Waffen und Größe, der die Zunahme hervorgerufen hat.

Ich möchte die Worte des General Richmond zitieren, die in seinem Essay über den Seekrieg („Kriegsbetrachtungen") enthalten sind: „Der Wettbewerb hat die Flotten aller Länder zu dem steilen

Aufstieg emporgetrieben, und keiner hatte das Gefühl, daß er sich leisten könnte, in dem Wettrennen zurückzubleiben". In demselben Essay finden wir die Argumente zugunsten der Einschränkung des Größenverhältnisses in klarster Weise dargelegt. Wenn in dem letzten Krieg zum Beispiel alle britischen und deutschen Schiffe über 4000 Tonnen zerstört worden wären. würde der Seekrieg dadurch keine Veränderung erfahren haben. Diese 4000 Tonnen Schiffe, die dann die Bedeckung gebildet hätten, wären imstande, die notwendigen Positionen zu erreichen, sich dort zu halten und den Feind zu bekämpfen. Die *Minimalgrenze* ist erreicht, wenn die Schiffe die See nicht genügend halten können, um ihr Amt der Herrschaft über das Meer auszuüben. Für diese Funktion muß die Stärke der Kriegsschiffe größer sein als die der Transport- oder Handelsschiffe.

Aber es wird eingewandt, daß die großen Linienschiffe notwendig sind, um den modernen Waffen Widerstand zu leisten. „Wenn die Meere durch die Flotte beherrscht werden sollen," sagte der dritte Lord der Admiralität, als der 10 000-Tonnen-Kreuzer Cumberland vom Stapel gelassen wurde, „müssen wir Schiffe haben, die den modernen Waffen gewachsen sind. Bis die modernen Waffen auf dieselbe Weise beschränkt werden, wie es bei den Kreuzern wie der Cumberland der Fall ist, müssen wir Schiffe von genügendem Ausmaß bauen, um diesen Waffen Widerstand leisten zu können."

„Bis die modernen Waffen ebenso beschränkt werden, wie es bei den Kreuzern der Fall ist." Das stimmt. Aber einer solchen Beschränkung steht nichts im Wege mit Ausnahme des allgemeinen Wettrüstens und der Forderung der Fabrikanten von großen Kanonen nach immer größeren Typen. Sie sagen, daß ein Schiff gegen Unterseeboote und Luftangriffe gesichert werden muß. Man muß diese Frage für einen Augenblick betrachten. Gegen Torpedofeuer (der Waffe der Unterseeboote), schützt man sich auf zweierlei Weise: erstens indem man das Treffen schwieriger macht und zweitens indem man dem Schlag Widerstand leistet. Die erste Methode erfordert eine Herabminderung des Ausmaßes, die zweite eine Vergrößerung. Von den beiden Methoden ist die erste die bessere. Hier trifft dieselbe Erfahrung wie im Einzelkampf zu. Wir ziehen es vor, dem Schlag auszuweichen als ihn aufzufangen — hauptsächlich wenn er unterhalb des Gürtels gezielt wird. Je kleiner das Schiff ist, desto weniger leicht ist es, es zu treffen. Praktische Erfahrungen im Laufe des Weltkrieges haben es bestätigt. Die Schiffe, die die Unterseeboote am wenigsten fürchteten, gehörten den kleineren Typs an. Je größer das Schiff, desto größere Vorsichtsmaßregeln müssen getroffen werden, um es trotz seiner größeren Kraft vor dem Schlag zu schützen. Denn selbst das größte Schiff ist verwundbar. Das Schlachtschiff „Audacious", das modernste seiner Zeit, das eben gerade vollendet wurde, ist durch eine Mine zum Sinken gebracht worden. Man brauchte drei Torpedos, um

den leichten Kreuzer Nottingham und vier, um den Falmouth zu versenken. Torpedos und Minen werden noch verbessert werden, und was heute sicher scheint, ist es morgen nicht mehr. Für 50 000 Tonnen Schiffe wird man größere Minen konstruieren, und dasselbe dürfte bei Luftangriffen der Fall sein. Decks, die heute bombensicher scheinen, werden morgen leicht durchbohrt. Beim Luftangriff ist die größere Zielscheibe willkommen. Kleine, schnelle, geschickt manövrierende Schiffe gewährleisten auch eine größere Sicherheit.

Die Schlußfolgerung ist daher, daß die Größe der Linienschiffe — der für den Seekrieg notwendigen Bedeckung — beträchtlich reduziert werden kann, ohne eine Einbuße an nationaler Sicherheit herbeizuführen, vorausgesetzt, daß die Herabminderung überall verwirklicht wird, und im Hinblick auf die Angriffe der Unterseeboote und der Flugzeuge bedeutet sie meiner Ansicht nach einen absoluten Gewinn.

Ein Maximum von 10 000 Tonnen ist sicherlich ausreichend. 5000 oder 6000 Tonnen genügen vollkommen für Kreuzer auf den Handelswegen. Es ist jedoch höchst unwahrscheinlich, daß irgendein Volk sich von sich aus entschließen wird, die vorhandenen Schiffe ohne weiteres zu verschrotten, und das beste wäre daher, ihre Zahl nach einer allgemeinen Vereinbarung einzuschränken, wobei nicht zu vergessen ist, daß die jährlichen Kosten ihrer Unterhaltung allein eine schwere Belastung des Budgets darstellen. Lord Jellicoe hat in einer seiner Reden eine Herabminderung der Größe der Linienschiffe empfohlen und die Festsetzung der Grenze für Kreuzer auf 10 000 Tonnen bedauert, da das Aufblühen eines neuen Wettbewerbs deren unmittelbare Folge war. Es versteht sich von selbst, daß diese Größenreduktionen sich übereinstimmenderweise auf die Marinen aller Länder erstrecken müssen.

Ich glaube auch, daß die Annahme einer Herabminderung des Ausmaßes es beträchtlich erleichtern würde, zu einer Vereinbarung in der Frage der Beschränkung der gesamten oder der Klassentonnage und der Herabsetzung und Beschränkung der Unterseeboote zu gelangen. Ich glaube, daß der größte Ansporn für die Unterseeboote in dem Köder unserer 35 000-Tonnen-Schiffe (deren Erbauung sieben Millionen Pfund kostet), liegt. Wenn wir deren Größe herabmindern, wird es leichter sein, die anderen Länder dazu zu bringen, ihre Unterseeboote zu reduzieren. Eine solche Vereinbarung würde auch zu einer entsprechenden Herabminderung der Anzahl der Zerstörer und der für die Unterseebootkampagne bestimmten Schiffe führen. Aber auf welche Grenze sind wir bereit, uns zu einigen, nachdem eine Übereinstimmung erzielt ist? Wie können wir die anderen dazu bringen, uns die überlegene Stellung einzuräumen, die wir beanspruchen und die für uns wirklich notwendig ist? Wir brauchen diese Überlegenheit infolge unserer besonderen Lage und unserer weltumfassenden Seeverbindun-

gen. Ich glaube, daß andere Mächte dieses anerkennen, daß sie jedoch um ihre eigene Sicherheit besorgt sind.

Ich halte es für möglich, sie zur Einwilligung in unsere Vorschläge zu bringen, wenn wir ihnen die Sache klar und ohne bombastischen Überschwang erklären. Statt laut die Anerkennung unserer Vorherrschaft zur See zu fordern, wollen wir lieber den anderen Mächten beweisen, daß die Überlegenheit, die wir als notwendig betrachten, um unsere Seeverbindungen sicherzustellen, keine wirkliche Drohung für irgendeine kontinentale Macht bedeutet, wenn sie nicht mit einer überlegenen militärischen Macht gepaart ist, die wir, wie allgemein bekannt, *nicht* besitzen. Unsere Flotte kann gegen den Seehandel des Feindes vorgehen, sie kann jedoch nicht die Landesgrenzen abschließen, und selbst in bezug auf die See gibt es viele Einschränkungen, die heute noch nicht allgemein erkannt sind. Unsere Lage gegenüber Deutschland in dem letzten Kriege war ein Sonderfall. Wir versperrten ihm den Zugang zu allen Meeren, mit Ausnahme der Ostsee. Unsere Lage Frankreich oder anderen kontinentalen Mächten gegenüber ist durchaus verschieden und eine Blockade ihrer Küsten wie in früheren Kriegen ist nicht länger möglich.

Ich will als ein anderes Beispiel Japan nehmen. Was haben wir von Japan und was hat Japan von uns zu befürchten? Seine Lage gibt ihm die Sicherheit gegen unseren Angriff, und es wäre am besten, ehrlich zuzugeben, daß ein entscheidender Krieg zwischen uns praktisch unmöglich ist. Wir können den japanischen Handel im weiten Umkreis unterbinden, aber das wäre auch alles, was wir zu tun imstande wären. Unsere Sorgen um Australien sind lächerlich — warum sollten wir die Japaner für so verrückt halten, daß sie eine Invasion auf eine Entfernung von mehr als 3 000 Meilen Übersee unternehmen könnten? Sind sich denn die Japaner nicht vollkommen bewußt, welche glänzende Abwehr der militärischen Angriffe und der Flotteninvasion durch Flugzeuge jetzt geboten ist? Ein Krieg mit Japan wäre ebenso sinnlos wie ein Krieg mit den Vereinigten Staaten.

Ich habe nur diese beiden Beispiele angeführt, um zu zeigen, daß die überlegene Kraft, die wir als wesentlich zum Schutze unserer Seeverbindungen ansehen, keine überwältigende Gefahr für die anderen ist und daß eine allgemeine Vereinbarung mit anderen Mächten nicht so schwierig wäre, sobald eine vernünftige Einstellung auf allen Seiten und der Wunsch nach einer Verständigung als gegeben angenommen werden könnte.

Um mit den Worten des General Sir Neil Malcolm zu sprechen: „Es wird gesagt, daß übermäßige Rüstungen manchmal den Krieg erzeugen, aber müßte man nicht eher sagen, daß die falsche Einstellung die Rüstungen hervorruft?“ Ich glaube, daß viele Mißverständnisse und manches Mißtrauen, die die falsche Einstellung zwischen den Nationen in der Frage der Rüstungen erzeugen, behoben wären, wenn

man die Tatsachen in offener Diskussion erörtern und sich weigern würde, den unvermeidlichen Meinungsverschiedenheiten zwischen den Sachverständigen zu viel Bedeutung zuzumessen.

Seeoffiziere hängen mit großer Treue an ihrem Dienst. Eine größere Treue ist jedoch die Rücksicht auf das Wohl des Landes. Das größte Interesse des britischen Reiches ist der Frieden. Das Interesse des Landes erfordert auch eine sofortige Herabminderung der schweren Steuerlast. Dasselbe gilt für die Interessen aller anderer Völker.

Man hört oft den Einwand, daß das Eintreten für die Herabminderung der Rüstungen unpatriotisch und pazifistisch ist und daß das Werk des Völkerbundes ein sentimentaler Unsinn sei. Das sind keine Argumente — das ist Sand in die Augen der Völker gestreut. Wir wollen mit diesem Unsinn und den Argumenten über unwesentliche Kleinigkeiten ein für allemal fertig werden und die Kernfrage anschneiden.

Das Angebot, das in Bezug auf das Flottenmaterial bei der Gesamtdiskussion über die allgemeine Entwaffnung gemacht werden sollte, müßte wie folgt lauten:

1. Die Herabminderung der Größe der künftigen Linienschiffe und Kreuzer auf 10 000 resp. 6 000 Tonnen;
2. eine dementsprechende Herabminderung der Größe und der Zahl von Unterseebooten, falls eine vollkommene Aufhebung nicht ereichbar ist;
3. eine entsprechende Herabminderung der Zerstörer und anderer für den Kampf mit Unterseebooten bestimmter Schiffe;
4. Annahme des französischen Kompromisses über Beschränkung der Gesamttonnage und Klassentonnage mit Einschluß der Bedingung, die ich erwähnt hatte, und unter der Voraussetzung, daß die Größe und Bewaffnung in jeder Klasse und jeder Gruppe ebenfalls eingeschränkt wird.
5. Zustimmung zu einer Art von Kontrolle, bei der der Völkerbund als der erforderliche Garant fungiert.

Ich möchte noch zum Schluß die beiden wichtigsten Gründe anführen, die uns zwingen, ohne weiteren Aufschub zur Lösung des Problems der allgemeinen Herabsetzung und Beschränkung der Rüstungen vorzugehen:

1. unsere Verpflichtungen, die wir durch die Friedensverträge und den § 8 der Völkerbundssatzungen übernommen haben,
2. die Not der Wirtschaft, die eine beträchtliche Herabminderung der Lasten der Rüstungen dringend erfordert.

Es ist durchaus möglich, diese Last, soweit sie die Flottenrüstungen betrifft, herabzusetzen und zu gleicher Zeit die nationale Sicherheit zu gewährleisten, und es ist unsere Pflicht, die öffentliche Meinung in anderen Ländern darüber aufzuklären, daß dieses Ziel sich verwirklichen läßt.

Schrott.

Von Professor *Dr. August Müller,* Staatssekretär a. D.

Des Sinnes des viel gebrauchten Wortes von den kleinen Ursachen, die große Wirkungen hervorrufen, wird man sich am deutlichsten bei der Betrachtung kapitalistischer Massenfabrikation, ihrer Beweggründe und Ziele bewußt. Man wandert durch entlegene Straßen der Vororte von Groß- und Fabrikstädten und begegnet da Geschäften, die mit allerhand Abfällen handeln: Knochen, Lumpen, Alteisen und Papier. Es riecht meistens nicht sehr angenehm an diesen Stätten einer eigenartigen Sammlertätigkeit. Und wenn man im Vorbeigehen einen Blick auf sie wirft, so haben sie eine große Ähnlichkeit mit den Kehricht- und Schuttabladeplätzen an der Peripherie der Großstädte. Das ganze Gewerbe ist etwas unappetitlich und dem entspricht auch seine allgemeine Einschätzung. Aber volkswirtschaftlich ist es von großer Bedeutung als Ausgangspunkt der Abfallverwertung, die zur Grundlage großer Industrien und der Befriedigung höchst bedeutsamer wirtschaftlicher Bedürfnisse geworden ist.

Aus diesen Regionen des Wirtschaftslebens entstammt auch das merkwürdige Wort, das diesem Artikel als Überschrift dient. Vor dem Weltkriege haben es wohl nur wenige gekannt. Kein deutsches Wörterbuch gibt Auskunft über die Entstehung der Bezeichnung Schrott, die so eigenartig hart und schneidend klingt und deren Klangfarbe unwillkürlich die Vorstellung von einem Gegenstand nicht sehr hoher Qualität erweckt. Man hat das Gefühl, das in dieser Zeit geistloser Wortschöpfungen aus den Anfangsbuchstaben ganzer Sätze etwas Tröstliches an sich hat, daß die sprachbildnerische Kraft doch noch nicht ganz verschwunden ist, wenn man erfährt, daß sich hinter der Bezeichnung Schrott altes Eisen und Blech und Abfälle bei der Eisenerzeugung und Eisenverwertung verbergen. Aber Schrott ist trotzdem kein Alteisen, sondern es ist ein Rohstoff der vielleicht bedeutsamsten Industrie, die es gibt, ein Gebrauchsgut, bei dessen Herrichtung und Vertrieb zahlreiche Hände beschäftigt sind, ein Produkt, dessen Wertsumme in jedem Jahre nach vielen Millionen beziffert werden muß. Als bedeutsamer Rohstoff der Stahlindustrie hat Schrott eine Bedeutung erlangt, die das Wort bekannt und aus dem Schrotthändler eine Persönlichkeit gemacht hat, der man nichts davon anmerkt, daß es eine wirtschaftliche Verwandtschaft zwischen ihrem Tätigkeitsgebiet und dem des armseligen Alteisenhändlers in der Vorstadt gibt.

Zwei Dinge sind für die Bedeutung des Schrotts entscheidend: der Mangel an hochwertigen Eisenerzen in einigen europäischen Eisenindustrieländern und die wachsende Ausdehnung der Stahlerzeugung

nach dem Siemens-Martin-Stahl-Verfahren. Die zuerst erwähnte Tatsache bewirkt, daß für Länder mit einer so günstigen Rohstoffbasis für die Eisen- und Stahlproduktion wie die Vereinigten Staaten von Amerika Schrott von geringerer Bedeutung ist als beispielsweise für Deutschland, das nur über Eisenerze von sehr geringer Qualität verfügt. In den Vereinigten Staaten werden Erze mit einem Eisengehalt von weniger als 50 Prozent in der Regel als zur Verhüttung ungeeignet betrachtet, während wir in Deutschland Erze verarbeiten, deren Erzgehalt bis zu 20 und weniger Prozent heranreicht und Erze, deren Eisengehalt um 40 Prozent herum schwanken, als besonders hochwertig schätzen. Für die Herstellung von Siemens-Martin-Stahl ist Schrott in vielen Ländern gleich bedeutsam. Eine technologische Abhandlung über Eisen- und Stahlproduktion soll hier natürlich nicht gegeben werden, aber der Zusammenhang zwischen der Schrottfrage und dem Siemens-Martin-Verfahren nötigt doch zu einer kurzen Erläuterung technischer Grundbegriffe der Eisen- und Stahlindustrie, weil ohne diese das hier behandelte Problem am Ende nicht mit genügender Klarheit verdeutlicht werden kann.

Man unterscheidet zwischen Eisen- und Stahlindustrie. Die Eisenindustrie verschmilzt im Hochofen unter Verwendung von Koks und anderen weniger in Betracht kommenden Hilfsstoffen Eisenerz zu Roheisen. Die Stahlindustrie wandelt in den Stahlöfen das Roheisen oder Eisenabfälle oder Alteisen, d. h. also den hier erörterten Schrott in schmiedbares Eisen um, das auch Stahl genannt wird. Schrott ist also nicht Rohstoff für die Eisen-, sondern nur für die Stahlindustrie, und zwar, wie erwähnt, für eine besondere Form der Stahlindustrie. Man verbraucht Schrott oder auch Roheisen im Elektrostahlofen. Das ist eine noch in den Anfängen begriffene, vor allem für die Erzeugung von ganz hochwertigen Stahlsorten, dem sogenannten Edelstahl, wichtige Methode der Stahlerzeugung, der manche Fachmänner eine große Zukunftsbedeutung beimessen, weil sie unter Umständen zur direkten Eisen- und Stahlerzeugung aus dem Erz, also unter Ausschaltung des Kokses führen könnte. Vorerst sind das aber noch Zukunftshoffnungen, die deshalb auf sich beruhen mögen. Die Gegenwart betrachtet den Elektrostahlofen vor allem als für die Produktion von Stahlsorten höchster Güte erforderlich und produziert geringere Stahlsorten vorzugsweise nach zwei Produktionsmethoden: dem Thomas- und dem Siemens-Martin-Verfahren. Bei dem erstgenannten Verfahren wird das aus dem Hochofen kommende flüssige Roheisen gemischt und in Convertern, den sogenannten Thomasbirnen, zu Stahl „verblasen". Der Rohstoff ist also hier Roheisen. Beim Siemens-Martin-Verfahren besteht der Einsatz im Stahlofen in der Regel zu etwa 70 Prozent aus Schrott und zu etwa 30 Prozent aus Roheisen. Eine Reihe von Gründen haben dazu geführt, daß das Siemens-Martin-Stahlverfahren in der Nachkriegszeit besonders stark gefördert wurde. Dieses hier des Näheren darzulegen ist aber

überflüssig, da für die Schrottfrage allein der Umstand von Bedeutung ist, daß das Siemens-Martin-Verfahren des Schrotts als Rohstoff bedarf. Von der Ausdehnung dieses Verfahrens wird also der Umfang der Schrottverwendung und seine Bedeutung als eine der Hauptgrundlagen der Stahlfabrikation bedingt.

Von den bedeutsamsten europäischen Eisenländern haben Belgien und Luxemburg dem Siemens-Martin-Verfahren bisher noch keine große Aufmerksamkeit zugewandt, was wohl zum Teil durch die Qualität der Erze bestimmt wird, die in diesen beiden Ländern vorzugsweise verhüttet werden. Der Anteil des Siemens-Martin-Verfahrens an der Rohstahlproduktion in Deutschland, England, Frankreich und den Vereinigten Staaten von Amerika mag durch folgende Ziffernreihe illustriert werden. Es entfielen in diesen Ländern auf Siemens-Martin-Stahl

1913 von 63 Millionen Tonnen Rohstahlgewinnung 37½ Mill. Tonnen, also rund 60 v. H.;

1924 von 65 Millionen Tonnen Rohstahlgewinnung 48 Mill .Tonnen, also rund 74 v. H.

1925 von 75 Millionen Tonnen Rohstahlgewinnung 54½ Mill. Tonnen, also rund 73 v. H.

Das Anwachsen der Stahlproduktion nach dem Siemens-Martin-Verfahren ist unverkennbar. Damit wächst auch der Bedarf nach Schrott. Über den deutschen Schrottverbrauch sind wir gut orientiert, darüber werden noch Zahlen folgen. Dagegen liegen leider über den Schrottverbrauch der übrigen Eisenländer keine ausreichenden Angaben vor. Es ist schon darauf hingewiesen worden, daß die Schrottfrage für Amerika nicht so dringend ist. Infolge der natürlichen Verhältnisse der Eisen- und Stahlindustrie ist Roheisen in Amerika so billig, daß man beim Siemens-Martin-Verfahren sich mit viel geringeren Quoten von Schrott begnügen kann als in Deutschland. Es besteht daher die Möglichkeit, Siemens-Martin-Stahl in ausreichender Menge herzustellen, ohne daß die natürlichen Schrottquellen des Landes erschöpft werden. Im übrigen besteht auch in den Vereingten Staaten ein sehr starker Schrottentfall. Eine der Hauptquellen des Schrotts sind die Eisenbahnen mit ihrem starken Materialverbrauch. Das amerikanische Eisenbahnwesen ist sechsmal so groß wie das deutsche. Es ergänzt und erneuert sich sehr schnell, und die Folge davon ist ein starker Anfall von Schrott. Dazu treten die Schrottmengen, die aus dem Abbruch von Häusern, Fabriken, Brücken und ähnlichen Anlagen entstehen, die Überreste mehrerer Millionen jährlich überständig gewordener Automobile und ähnliches mehr. Wie an so vielen anderen Dingen haben die Vereinigten Staaten auch an Schrott Überfluß oder zum mindesten keine Sorgen um ihn. Die Schrottfrage kann gegenwärtig noch als eine ausgesprochen europäische Frage betrachtet werden. Im Grunde genommen ist sie vor allem für die eisenerzeugenden Länder des kontinentalen Europa bedeutsam, weil auch Großbritannien sich in dieser Hinsicht einer Vorzugsstellung erfreut.

Zwar wird von der britischen Stahlindustrie reichlich Schrott verwendet und unter Umständen Schrott eingeführt, aber auch für die britische Eisen- und Stahlindustrie bestehen sehr günstige natürliche Produktionsbedingungen: hochwertige Eisenerze, Zusammenliegen von Kohle und Erz, Nähe der Küste und dadurch billige Transportmöglichkeiten. Alles dieses bewirkt billige Roheisenpreise, so daß auch die Engländer sich mit sehr viel geringeren Schrottquoten bei der Siemens-Martin-Stahlherstellung begnügen können, ohne daß dadurch eine ungebührliche Kostenerhöhung entsteht. So ist die Schrottfrage vor allem eine Frage, die Deutschland, Frankreich, Polen, Italien und die Tschechoslowakei berührt, und unter diesen Ländern ist es wieder Deutschland, das der Schrottfrage ernsteste Aufmerksamkeit widmen muß. Am besten werden daher die Eigenarten des Schrottproblems an dem deutschen Schrottbedürfnis und dem deutschen Schrottentfall illustriert. Die Zusammenhänge mit anderen eisenerzeugenden Ländern werden dabei ihre Berücksichtigung finden.

Der Schrottverbrauch betrug in Deutschland in dem durch seinen jetzigen Umfang bestimmten Gebiet 1913 5 572 000 Tonnen, 1900 2 180 000 Tonnen auf dem damaligen größeren Gebiete und 1890 1 270 000 Tonnen. In der Nachkriegszeit stieg der Verbrauch im Jahre 1924 auf 5 838 000 Tonnen, im Jahre 1925 auf 6 977 000 Tonnen. Der Tonnendurchschnittspreis, der bei der Ausfuhr von Schrott 1925 erzielt wurde, stellte sich auf 65 Mark je Tonne. Danach würde der Wert des verbrauchten Schrotts in dem gleichen Jahre auf annähernd 450 Millionen zu beziffern sein. Da die eisenerzeugende Industrie Deutschlands einen Jahresumsatz von etwa 2½ Milliarden erzielt, kann man leicht ermessen, wie groß die wirtschaftliche Bedeutung der Schrottfrage ist, wenn sie lediglich als ein Rohstoffmengenproblem aufgefaßt wird. Aber eine solche Betrachtung würde der Bedeutung der Schrottfrage nicht gerecht. Man muß vielmehr die Schrottfrage mit der Eisenerzfrage in Verbindung bringen. Berufene Sachverständige schätzen den gewinnbaren Eisenerzvorrat Deutschlands in seinen heutigen Grenzen auf 530 Millionen Tonnen, weniger als ein Drittel des durch den Friedensvertrag verlorenen lothringisch-luxemburgischen Minette-Gebiets, das auf 1777 Millionen Tonnen geschätzt worden ist. Es ist bekannt, daß in Europa Frankreich, England und Schweden über viel bedeutendere Eisenerzvorkommen verfügen können, die, was die Hauptsache ist, viel gehaltreicher sind als die deutschen Eisenerze. Berücksichtigt man den geringen Eisengehalt des deutschen Eisens, so ergibt sich, daß schon in der Vorkriegszeit die Schrottmengen von größerer Bedeutung für die deutsche Eisen- und Stahlindustrie gewesen sind als die Erzeugung des heimischen Eisenerzbergbaues. Die Vierteljahreshefte zur Statistik des Deutschen Reiches nehmen an, daß der durchschnittliche Eisengehalt der geförderten Erze im Jahre 1913 35 Prozent betragen haben. Das ergibt bei einer Förderung von 7,3 Millionen Tonnen Eisenerz 2,3 Mil-

ionen berechneten Eiseninhalts gegenüber 5,5 Millionen Tonnen verwendeten Schrotts. Deutschland ist daher genötigt gewesen, große Einfuhren von Erz vorzunehmen, die im Jahre 1913 14 Millionen Tonnen betrugen mit einem Eisengehalt von etwa 7 Millionen Tonnen. Das sind Ziffern für das alte Gebiet. Im neuen Zollgebiet sind 1925 11,3 Millionen Tonnen Erze mit 6,1 Millionen Tonnen Eisengehalt eingeführt worden. Das ist eine Steigerung gegenüber dem Jahre 1913, wenn man die Gebietsverkleinerung berücksichtigt und auch in diesem Jahre trotz gestiegener Einfuhr und trotz Rückgang der Eisenproduktion ein Quantum, das nahezu um 800 000 Tonnen geringer ist als die im gleichen Jahre verwandte Schrottmenge. Für die deutsche Stahlindustrie ist, wie sich aus diesen Ziffern deutlich ersehen läßt, Schrott die wichtigste Rohstoffquelle. Es entsteht daher die Frage, welche Schrottquellen hat Deutschland zur Verfügung?

Bevor wir uns der Betrachtung der deutschen Schrottquellen zuwenden, soll die Frage der Ein- und Ausfuhr von Schrott erörtert werden. Denn es liegt auf der Hand, daß Deutschland, wenn es in der Lage ist, hochwertige Eisenerze zur Aufrechterhaltung seiner Eisen- und Stahlproduktion einzuführen und zu bezahlen, auch seinen Schrottbedarf auf dem internationalen Markt decken kann, vorausgesetzt, daß ein solcher besteht. Es gibt in der Tat einen internationalen Schrottaustausch, aber doch nur von begrenztem Umfange. Die meisten europäischen Länder haben in der Nachkriegszeit Ausfuhrverbote für Schrott erlassen oder doch wenigstens dessen Ausfuhr erlaubnispflichtig gemacht, was so gut wie ein Ausfuhrverbot ist. Das gilt für Deutschland, Frankreich, Belgien, Italien, die Tschechoslowakei und Polen. Polen gegenüber hatte sich Deutschland in dem 1922 in Genf abgeschlossenen deutsch-polnischen Abkommen über Oberschlesien verpflichtet, auf die Dauer von fünf Jahren, d. h. bis zum 15. Juni 1927 bis zu 235 000 Tonnen Schrott nach Polen gelangen zu lassen trotz bestehender, die Ausfuhr hindernder Vorschriften. Dieser Termin ist nunmehr erreicht und Polen ist daher genötigt, seine fehlenden Schrottmengen freihändig aufzukaufen. Es hat einen Teil seines Bedarfes durch Abmachungen mit französischen Schrottfirmen eindecken können. Frankreich ist überhaupt Schrottausfuhrland, es hat in der letzten Zeit Verträge über Schrottausfuhren nach Italien, Spanien und England eingehen können; selbstverständlich sind das Verträge auf privater Grundlage, die aber kaum ohne Einverständnis mit behördlichen Stellen abgeschlossen worden sind. Die deutsche Schrott-Ein- und Ausfuhr betrug 1925 214 000 Tonnen Einfuhr und 285 000 Tonnen Ausfuhr. Die Einfuhr überstieg in den Jahren 1920/21 und 1922 die Ausfuhr ganz erheblich, in den darauffolgenden drei Jahren änderte sich das Verhältnis. Die Ausfuhr ist am stärksten nach Oberschlesien gewesen, dann kam die Tschechoslowakei. Die bestehende Ein- und Ausfuhrregelung für Schrott setzt sich zum Ziele, vor allem einen Schrottaustausch zwischen benachbarten Erzeuger- und

Verbrauchergebieten an den Grenzen des Landes herbeizuführen. Ein schematisches Schrottausfuhrverbot besteht nicht. Wenn man aber berücksichtigt, daß im Jahre 1925 214 000 Tonnen eingeführt und 285 000 Tonnen ausgeführt wurden, bei einem Schrottverbrauch von 6,9 Millionen Tonnen, so ergibt sich klar, daß der internationale Schrottmarkt infolge seiner natürlichen Begrenzung und Beschränkung und der Gebundenheit des Schrotttransportes an billige Wasserfrachten keine in Betracht kommende Rolle bei der deutschen Schrottversorgung bisher gespielt hat und aller Voraussicht nach auch in Zukunft nicht zu spielen vermag. Nicht nur Deutschland, sondern auch die übrigen kontinentalen Eisenländer werden in der Hauptsache ihren Schrottanfall selbst verwerten. Ein Austausch vollzieht sich nur in sehr mäßigen Grenzen an solchen Stellen, an denen Verbraucher- und Erzeugergebiete verschiedener Länder nahe beieinander liegen. Trotz der geringen Quanten, die hierfür in Betracht kommen, hat aber die Schrottfrage bei allen handelspolitischen Auseinandersetzungen zwischen den kontinentaleuropäischen Ländern eine große Rolle gespielt. Man hat um jede Tonne Schrott gefeilscht und sich gebärdet, als seien es Tonnen Goldes, was als Kennzeichen der großen Bedeutung des Schrotts als Rohstoffbasis für alle europäischen Eisenindustrieländer dienen mag. Die Außenhandelsbilanz für Schrott, alle ihre Posten zusammengefaßt, war 1913 mit 117 000 Tonnen passiv, 1924 mit 352 000 Tonnen und 1925 mit 37 000 Tonnen aktiv. Aus diesen Zahlen hat man einen Schrottüberfluß in Deutschland konstruiert. Aber die Schlußfolgerung ist falsch. Verschiedene Umstände haben 1924, 1925 und in der ersten Hälfte 1926 eine gleichmäßige Entwicklung der deutschen Eisen- und Stahlindustrie verhindert. Als die Wirkung dieser Umstände aufhörte, stieg die Nachfrage nach inländischem Schrott, damit der Schrottpreis und die Ausfuhr ging zurück. Man muß annehmen, daß in Deutschland jährlich etwa 4 Millionen Tonnen Schrott in seinen verschiedenen Arten durch den Handel bewegt werden. Wenn davon 300 000 bis 400 000 Tonnen auf den internationalen Handel entfallen, so ist die Menge ja geringfügig. Der Schrottpreis ist aber außerordentlich empfindlich und wird deshalb von den Konjunkturbeobachtern als besonderes Konjunkturmerkmal bewertet, dessen Beobachtung eine besondere Bedeutung beigelegt wird. Die Gründe für diese Empfindlichkeit des Schrottpreises näher zu erörtern, hieße diese Abhandlung über die Elemente der Schrottfrage hinaus ausdehnen. Es mag daher genügen, auf diese Eigenart der Schrottpreise hinzuweisen, die auch zugleich als ein neuer Beweis für die Bedeutung der Schrottfrage gelten kann. Der Schrotthandel ist im übrigen zum größten Teil in Abhängigkeit von dem großen Konzern der Eisen- und Stahlindustrie geraten. Ein freier Schrotthandel besteht nur noch in geringem Umfange. Es ist möglich, daß durch diese Bindung des Schrotthandels an die schrottverbrauchende Industrie auch eine größere Sta-

bilität der Preise allmählich herbeigeführt wird. Im Jahre 1925 schwankten die Preise für Stahlschrott zwischen 85 und 47 Mark pro Tonne auf und ab, was selbstverständlich recht unerwünschte Folgen für die Schrottverbraucher, deren Stahlpreise ja durch internationale Kartelle auf längere Zeit indirekt festgelegt sind, haben muß. Die Wurzeln dieses ständigen Auf und Ab der Schrottpreise liegen aber ganz im Binnenmarkt; der fehlende internationale Schrottmarkt macht es unmöglich, das heimische Schrottpreisniveau durch eine entsprechende Ein- und Ausfuhrpolitik zu regulieren.

Viel bedeutsamer wie die Marktvorgänge ist die Frage nach der Entstehung des Schrotts. Die geringen Außenhandelsziffern zeigen ja, daß der verwendete Schrott beinahe durchweg aus dem Binnenlande stammt. Die Eisentechnik unterscheidet zwischen Altschrott und Neuschrott. Neuschrott ensteht als Abfall in den Eisenwerken, namentlich in den Walzwerken. Es ist mißglückter Guß, Abfälle, die bei der Herstellung von Schienen, Formeisen, Blechen und dergleichen mehr entstehen, also ganz unbenutztes und ungebrauchtes Eisen oder Stahl, das möglichst bald wieder in den Ofen wandert; man rechnet, daß ein Drittel bis zur Hälfte des Schrotts Neuschrott ist. Von einer Gesamtmenge von 6 Millionen Tonnen werden etwa 4½ Millionen Tonnen Altschrott, der Rest Neuschrott sein. Der sogenannte Altschrott ist ein interessanterer Rohstoff, ein Beispiel für die Möglichkeiten sparsamer Stoffbewirtschaftung, die erst die kapitalistische Wirtschaftsorganisation geschaffen hat. Eisen und Stahl sind keine unvergänglichen Stoffe. Der durch die Oxydation des Eisens veranlaßte Stoffverlust kann bis zu zwei Prozent seines Volumens im Jahre betragen. Die Anwendung von Anstrichen, die die zerstörende Wirkung des Sauerstoffs der Luft auf das Eisen vermindern, wirkt dem Zersetzungsprozeß des Eisens entgegen und die Fortschritte dieser Art von Eisenkonservierung, die zu beschleunigen von der Chemie mit Recht als eine ihrer wichtigsten Gegenwartsaufgaben betrachtet wird, können sich in Eisenersparnissen von Hunderttausenden von Tonnen äußern. Aber es ist im allgemeinen nicht zu verhindern, daß nach etwa 25 Jahren die Lebensdauer eiserner Gegenstände als abgeschlossen bezeichnet werden muß. Dann sind eiserne Brücken erneuerungsbedürftig, große Maschinen veraltet; Eisenbahnschienen und Eisenbahnschwellen sind schon nach zehn Jahren auswechslungsreif. Zahlreiche Gegenstände aus Eisen haben selbstverständlich ein noch viel kürzeres Dasein. All das unbrauchbar gewordene Eisen wird nun, wie der Fachausdruck lautet: „verschrottet". Und dieser Prozeß bewirkt, daß in jedem Jahre ungefähr mit dem Anfall einer Schrottmenge zu rechnen ist, die der Eiseninvenstition entspricht, die vor fünfundzwanzig Jahren vorgenommen wurde.

Natürlich ist das nicht mathematisch genau zu berechnen, aber im großen und ganzen stimmt die Annahme, daß der Kreislauf des Eisens

nach fünfundzwanzig Jahren die Eisenbahnbrücke auf dem Wege über den Schrotthändler wieder in den Stahlofen zur Herstellung von Siemens-Martin-Stahl führt. Wirksamere Eisenkonservierungen können den Kreislauf verlängern, neue Eisenverwendungsmethoden vermögen ihn auch quantitativ zu beeinflussen. So ist zum Beispiel die nicht unerhebliche Eisenmenge, die beim Eisenbetonbau Verwendung findet, für die Schrottwirtschaft verloren, weil auf diese Weise konsumiertes Eisen jedenfalls nach dem gegenwärtigen Stand der Technik nicht wieder verwendungsfähig für den Stahlofen gemacht werden kann. Die Eisen- und Stahltechnik bemüht sich gegenwärtig mit großem Erfolg, durch Erhöhung der Stahlqualitäten das Volumen der eisernen Gegenstände zu vermindern und bei Verwendung kleinerer Profile dieselbe oder größere Wirkungen zu erzielen. Die Brücken, die heute gebaut werden, haben, wenn man ihre Tragfähigkeit berücksichtigt, Gewichtsminderungen von mehr als fünfundzwanzig Prozent aufzuweisen. Dieser Vorgang ist für die ganze Eisenwirtschaft von großer Bedeutung, er wird natürlich auch auf den Schrottenfall nach einem Vierteljahrhundert seine Wirkungen ausüben. Alles dieses macht es unmöglich, das Verhältnis der Eiseninvestition vor fünfundzwanzig Jahren zum Schrottanfall von heute oder der heutigen Eisenherstellung zur zukünftigen Schrotterzeugung als ein mathematisch genau errechenbares anzusehen. Im großen und ganzen zeigt aber die Erfahrung, daß nach einem gewissen Zeitraum verbrauchtes Eisen wieder in der Schrottform als wichtigste Rohstoffbasis des Stahls verfügbar wird. Es ist eine Art von „Revolvingprozeß", wenn man eine in der Kreditwirtschaft übliche Bezeichnung auf diesen Produktionsvorgang anwenden darf. Im Haushalt der Natur herrscht, wie man weiß, neben großer Verschwendung oft auch große Sparsamkeit, und dieser Zusammenhang zwischen Stahlherstellung und Schrottwirtschaft ist eines der lehrreichsten Beispiele für die Zweckmäßigkeit und innere Ratio des wirtschaftlichen Kreislaufs. Der kleine Alteisenhändler, der verbrauchte Blechbüchsen sammelt und verrostete Kleinmaschinen aufkauft, ist ein ebenso unentbehrlicher Bestandteil unserer Eisen- und Stahlwirtschaft wie der Bergarbeiter, der Eisenerz gräbt und der Generaldirektor des Hüttenwerkes, der die Stahlöfen beherrscht. Wenn man nun von der Annahme ausgeht, daß der Kreislauf des Eisens fünfundzwanzig Jahre beträgt, dann würde um das Jahr 1950 herum mit einem Schrottanfall zu rechnen sein, der sich um 15 Millionen Tonnen bewegt. Die Eiseninvestitionen von 1900 bis etwa 1904 werden von Sachverständigen auf 6 bis 7 Millionen Tonnen berechnet, eine Menge, die annähernd dem Schrottverbrauch der Jahre 1925 und 1926 entspricht. Zahlenmaterial über die Eiseninvestitionen und den Schrottverbrauch anderer europäischer Länder besitzen wir nicht, für Deutschland ist aber eine Berechnung möglich, und sie bestätigt die Annahme, daß wir nach fünfundzwanzig Jahren mit einem Entfall an Schrott rechnen können, der die Höhe der Eiseninvestitionen von heute annähernd erreicht.

Für das deutsche Eisen- und Stahlproblem ist diese Tatsache von ganz entscheidender Bedeutung. Sie vermindert die Schwierigkeiten, die für die Eisen- und Stahlindustrie Deutschlands aus ihrer mangelhaften Eisenerzbasis erwachsen, und ist der Hauptgrund dafür, daß, rein technisch gesehen, der Verlust der Minette-Erze durch den Versailler Vertrag die Existenz der deutschen Eisen- und Stahlindustrie nicht besonders gefährdet. In den anderen kontinentaleuropäischen Ländern spielt sich natürlich der gleiche Vorgang ab. Weder ist der Gewinn an Eisenerzen durch die neuen Grenzziehungen nach dem Kriege so bedeutungsvoll für die Gewinner, wie er ihnen erschien, noch ist er so nachteilig für die Verlierer, wie angenommen wurde. Hätte mehr technisches Sachverständnis in jenen Tagen mitwirken können, in denen die Politiker die neuen europäischen Grenzen zogen, dann würde vielleicht manches unterblieben sein, was die Unruhe im heutigen Europa verstärkt. Da man an diesen vergangenen Dingen nichts mehr zu ändern vermag, wird man aber wohl die Hoffnung hegen dürfen, daß die Schrottwirtschaft die kontinental-europäischen Eisenindustrien von der Rohstoffseite her in einer Weise beeinflußt, die die europäische Verständigung der wichtigsten unserer Rohstoffindustrien erleichtert und damit der allgemeinen europäischen Verständigung dient. Es ist jedenfalls sehr beachtlich, daß gerade die europäischen Staaten, unter ihnen wieder Deutschland an erster Stelle, für die das Bedürfnis nach wirtschaftlicher und politischer Verständigung am stärksten ist, im Schrott ein Mittel haben, das Differenzen überbrücken hilft, die aus der Tatsache entspringen, daß die Natur sich bei der Schaffung der Eisenerzlager leider nicht um die Staatsgrenzen kümmern konnte, mit denen wir den Globus aufgeteilt haben. Eine wohlerwogene Schrott-Ein- und Ausfuhrpolitik vermag diese den Frieden Europas fördernde Konsequenz der Schrottwirtschaft noch zu stärken.

Die Eisenindustrie Europas unter Ausschluß aller eisenverarbeitenden Industrien hat Anlagen geschaffen, die man wohl mit 15 Milliarden Mark bewerten kann. Ihr Jahreserzeugnis hat einen Wert von rund Milliarden, und die beschäftigten Arbeiter und Angestellten mit ihren Familienangehörigen werden sicher an 6 Millionen herankommen. Solche Ziffern muß man als Ausgangspunkt nehmen, wenn man die wirtschaftliche Bedeutung der Schrottfrage richtig würdigen will. Dazu tritt die politische Bedeutung der Frage. Vom kleinen Alteisenhändler führt eine Brücke nicht nur zu gewaltigen Hochofenanlagen und zum internationalen Rohstahlkartell, sondern auch zur Befriedung Europas; zweifellos ist es ein kühner Bogen, der diese so wesensverschiedenen Brückenpfeiler miteinander verbindet, aber eine Brücke ist es dennoch!

Die Wahlreform in Frankreich.

Von *Henri Léméry,*

ehemaliger Unterstaatssekretär, Mitglied des französischen Senats.

Die französische Innenpolitik wird heute durch die Frage der Wahlreform beherrscht. Wird die Kammer, die im Mai 1928 neugewählt werden soll, aus dem heutigen System der Verhältniswahl hervorgehen oder wird man, wie die Regierung es in ihrem Gesetzentwurf fordert, zur Arrondissementwahl zurückkehren? Das ist das Problem, das alle Deputierten in die größte Erregung versetzt hat und keinen Menschen in Frankreich gleichgültig läßt.

Wenn die Kammer manchmal das an der Macht befindliche Kabinett durch ihre deutlich zur Schau getragene Nervosität beunruhigt, wenn sie bei Militärgesetzen oder Zolltarifen dem Kabinett ihren Unwillen zeigt, braucht man keine andere Ursache als die Unsicherheit über die Art ihrer Wiederwahl zu suchen. Das ist normal und das ist menschlich verständlich, Man kann nicht von den Menschen verlangen, daß sie eine solche Distanz zu den Dingen dieser Erde gewinnen, um die Zukunft sub specie aeternitatis betrachten zu können; bevor sie sich in Reformen, die auf lange Sicht bestimmt sind, einspannen lassen, wollen sie wissen, ob sie im Jahre 1928 lebend oder tot sein werden, und das Wahlsystem ist in den Augen der Mehrzahl der Deputierten eine Frage von Leben und Tod.

Um die Schlacht, die um die Wahlreform entbrannt ist, zu verstehen, muß man sich darüber klar sein, daß die Verhältniswahl, wie sie in Frankreich im Jahre 1919 und 1924 ausgeübt wurde, sich wesentlich von den in Deutschland und der Tschechoslowakei angewandten Proportionalwahlen unterscheidet. Die Versuche, die in Frankreich gemacht wurden, um eine vollkommene Verhältniswahl durchzusetzen, sind gescheitert und man ist auf dem halben Wege der wirklichen Verhältniswahlen und den Mehrheitsabstimmungen steckengeblieben, das heißt des Wahlsystems, bei dem derjenige gewählt wird, der sich eine größere Zahl von Stimmen als seine Gegenkandidaten gesichert hat. Das Verhältniswahlrecht wird daher im Prinzip selbst gefälscht.

Anstatt sich im Innern des Landes, als Ganzes genommen, abzuspielen, wird die Verhältniswahl innerhalb ziemlich enger Grenzen de

Departements durchgeführt. Man hat oft den Vorschlag gemacht, diesen Rahmen zu erweitern und das Verhältniswahlrecht auf eine zu einer Region zusammengeschlossene Gruppe von Departements auszudehnen. Aber die Verwaltungsregionen müssen erst geschaffen werden, und es ist schwer, sich Wahlregionen vorzustellen, bevor die administrative Regioneneinteilung durchgeführt wird. Daraus folgt, daß die auf ein Departement beschränkte Verhältniswahl keinen großen Sinn mehr hat. Man muß sich nur vorstellen, daß eine Anzahl von Departements nur drei Deputierte zu wählen hat, und daß diese Zahl nur erreicht wird, weil sie eine Minimalziffer ist, da jedes Departement, ungeachtet der Höhe jener Bevölkerungsziffer, drei Deputierte stellen muß. Wenn man ausschließlich von der Einwohnerzahl ausgehen würde, könnten in einem Departement nur zwei oder manchmal sogar nur ein Deputierter gewählt werden. Das ist die erste Sinnwidrigkeit.

Zweite Sinnwidrigkeit: Man hat aus der Verhältniswahl das Majoritätsprinzip nicht ausgeschaltet, eine Tatsache, die allen anderen, mit Ausnahme der Franzosen selbst absurd erscheinen muß. Es wird dadurch möglich, daß, falls eine der eingereichten Listen allein mehr als die Hälfte der tatsächlich abgegebenen Stimmen vereinigt, sie in ihrer Vollständigkeit als gewählt gilt. Wenn zum Beispiel die Liste der Rechten 10 000 Stimmen bekommt, die Liste der Gemäßigten 39 000 Stimmen und die der Linken 50 000 Stimmen in einem Wahlkreis von 99 000 Wählern, so gelten alle Kandidaten der Liste der Linken als gewählt durch absolute Mehrheit. Nicht ein einziger Sitz fällt der Liste der Gemäßigten zu. Die 49 000 Stimmen, die auf die beiden anderen Listen verteilt sind, bekommen keine Vertretung in der Kammer. Im Jahre 1924 sind die Deputierten in einer verhältnismäßig großen Zahl von Departements mit absoluter Mehrheit gewählt worden.

Dritte Sinnwidrigkeit: Das zurzeit geltende Wahlgesetz erlaubt nicht, daß man zur Verteilung der verbleibenden Reststimmen die Wahllisten zusammenlegt. Sie versagt auch den politischen Parteien die Möglichkeit, gleich bei der Einreichung der Listen zu erklären, daß sie mit der Zusammenlegung der, nach der Verteilung der Sitze der Wahlquote gemäß, übrigbleibenden Stimmen einverstanden sind.

Wenn zum Beispiel in einem Departement, das vier Deputierte zu wählen hat, die Liste der Rechten 20 000 Stimmen, die der Gemäßigten 25 000 und die Liste der Linken 35 000 Stimmen bekommen haben, hat jede der drei Listen gemäß der Wahlquote von 20 000 Stimmen einen Sitz zu erwarten. Der vierte Sitz fällt der Liste zu, die die höchste Zahl der Reststimmen besitzt, das heißt der Liste der Linken, und das Gesetz gestattet nicht, daß die Liste der Rechten und die Liste der Gemäßigten sich zwecks Erreichung des vierten Sitzes verbinden, selbst wenn sie nur durch geringe Parteinuancen getrennt sind.

Auf diese Weise bleibt die beträchtliche Bevorzugung der Majorität,

und trotzdem wird die Überraschungswirkung, die immer durch An wendung des Verhältniswahlprinzips bei einer französischen Wähler schaft entsteht, nicht ausgeschaltet. Es ist schwierig, einem Franzose die Tatsache nicht begreiflich, sondern annehmbar erscheinen zu lasser daß ein Kandidat mit 26 000 Stimmen gewählt werden kann, währen einer seiner Gegner mit 34 000 Stimmen eine Niederlage erlebt. Dies Tatsache mag dem Geist selbst der Verhältniswahl entspringen, aber si hat etwas, was der französischen Mentalität oder besser gesagt der fran zösischen Empfindsamkeit zuwiderläuft. Die Mehrzahl der Wähle glaubt, daß die Verhältniswahl ein dunkles, kompliziertes System ist das zu unvorhergesehenen Ergebnissen führt, und man muß auch zu geben, daß diese Mischung des Majoritätsprinzips und des Verhältnis wahlsystems aus der jetzigen Wahlmethode ein seltsames Amphibium macht.

Es kommt noch hinzu, daß sie die Koalition politischer Parteien zwecks Vernichtung eines Gegners und nicht eine Verbindung diese Parteien zur Verwirklichung eines gemeinsamen Programms begünstigt Die Bildung des Kartells der Radikalen und der Sozialisten im Jahr 1924 hatte seinen Ursprung in dem gemeinsamen Haß der Radikalen und der Sozialisten gegen den Block der Nationalisten, und erst nach dem Sieg des Kartells haben die Radikalen und die Sozialisten die Not wendigkeit empfunden, ein Minimalprogramm zu entwerfen, über da sie auch bald in Streit gerieten. Die Gegner des Verhältniswahlrecht haben ihm diese augenblicklichen Verbindungen verargt, die ein destruk tives Ziel besitzen, statt die Schaffung bleibender und dauerhafter Pro gramme anzustreben.

Durch das Verhältniswahlrecht sind an Stelle der offenen und of heftigen Kämpfe zwischen politischen Gegnern die heimlichen Kämpf zwischen den Kandidaten derselben Liste getreten. Da die Kandidate sich genötigt sehen, möglichst an die Spitze der Liste zu kommen, un die ihrer Partei zufallenden Sitze zu erreichen, bemühen sie sich, di Kandidaten der gleichen Liste daran zu hindern, eine größere Zahl vo Stimmen als sie selbst zu erlangen. Ihr gefährlichster Gegner ist nich der Konkurrent der entgegengesetzten Liste, sondern der Mitkandida der gleichen Liste, der ihnen an Popularität oder Einfluß am nächsten steht.

Die Verhältniswahl, die von der öffentlichen Meinung begünstig wurde und in solchen Staatsmännern wie Poincaré und Briand Für sprecher fand, hat infolge der Mängel, die sich bei ihrer Anwendun herausstellten, an Boden eingebüßt. Der Senat, der nie viel Sympathi für sie übrig hatte, bringt ihr jetzt eine offene Feindschaft entgegen. I der Kammer klammern sich die Parteien der Rechten und der rechts gerichteten Mitte, die sie 1924 bekämpft hatten, krampfhaft an sie, we sie fürchteten, durch die Arrondissementwahl ihre Sitze zu verlieren.

*

Der Innenminister Sarraut hat einen Gesetzentwurf eingebracht, der eine Rückkehr zur Arrondissementwahl mit zwei Wahlgängen bedeutet. Die wichtigsten Bestimmungen des Gesetzentwurfes sind folgende:

Die Zahl der Deputierten wird auf 587 erhöht werden.

Kein Departement darf weniger als drei Deputierte wählen.

Jedes frühere administrative Arrondissement bleibt ein wahltechnisches Arrondissement und wählt einen Deputierten.

Wenn die französische Bevölkerung eines Wahlarrondissements 100 000 Einwohner übersteigt, ernennt das Arrondissement einen Deputierten mehr auf je 100 000 Einwohner.

Die Abstimmung geschieht auf dem Wege einer Einzelwahl, das heißt, daß in jedem Wahlkreis die Wähler nur einen Abgeordneten zu wählen haben.

Es finden zwei Wahlgänge statt.

Wenn einer der Kandidaten bei dem ersten Wahlgang die absolute Stimmenmehrheit erhält (um eine Stimme mehr als die Hälfte der abgegebenen Stimmen), wird er als gewählt betrachtet.

Wenn keiner der Kandidaten die absolute Mehrheit erreicht hat, findet nach acht Tagen ein zweiter Wahlgang statt, bei dem eine relative Mehrheit zur Wahl genügt.

Das ist bis auf einige Einzelheiten die Rückkehr zu dem alten Wahlsystem, wie es durch das Gesetz vom 13. Februar 1889 eingeführt wurde. Es ist ein wohlvertrautes und populäres Wahlsystem. Die Wähler kennen ihre Kandidaten: das ist der Arzt, der Notar des Kantons, der Advokat oder der Anwalt am Gericht, das ist der Grundbesitzer, der das schöne, von ihm selbst bestellte Gut hat, das ist der Industrielle, der sich sowohl die Sympathien seiner Arbeitnehmer wie die Achtung der Honoratioren zu sichern wußte. Die Wähler wissen, für wen sie stimmen. Die ältesten haben ihn heranwachsen sehen, die jüngsten haben mit ihm bei feierlichen Gelegenheiten getrunken. Sie schätzen richtig den Grad seiner politischen Ehrlichkeit ab. Sie urteilen mit demselben gesunden Menschenverstand, wie weit er ihnen nützlich sein kann. In jedem Fall wissen sie ungefähr, mit wem sie es zu tun haben, und schließlich sind es weniger die politischen Prinzipien, auf die es bei ihnen ankommt, als der Mensch selbst.

Sie glauben — und vielleicht nicht mit Unrecht —, daß ein anständiger Mensch eine bessere Politik machen wird als ein Mensch mit einer verdächtigen Moral. Der Deputierte des Arrondissements ist ihr Deputierter. Sie hängen an ihm, und wenn sie ihm auch nicht immer eine restlose Bewunderung und eine grenzenlose Achtung entgegenbringen, sind sie ihm im Innersten sehr dankbar für das, was er für sie tut und für die Glut, mit der er ihre Interessen vertritt.

Die Arrondissementwahl hat daher alle Eigenschaften, die man in Frankreich von einem Wahlsystem verlangt: Einfachheit, Klarheit, Vertrauen der Wähler, wenn die Entscheidung schon im ersten Wahlgang fällt.

Es ist sicher, daß der zweite Wahlgang sehr häufig schwierige Verhandlungen, ja sogar einen widerlichen Kuhhandel mit sich bringt. Die Parteikoalitionen, die der Nachteil des Verhältniswahlrechts sind, tauchen in dem zweiten Wahlgang der Arrondissementwahl wieder auf. Die Kandidaten, die jede Aussicht auf eine Wahl verloren haben, verzichten oder ziehen sich zurück, um einen Kandidaten, der ihnen genehm ist, zu begünstigen, und der Grund dieses Verzichtes oder des Rückzuges liegt nicht immer auf dem Gebiete der reinen Politik.

Doch ungeachtet dieser Schönheitsfehler ist die Arrondissementwahl selbst bei zwei Wahlgängen zweifellos das System, das Frankreich braucht und erwartet. Nachdem man soviel auf das Arrondissement geschimpft hat, das Briand einst „den stagnierenden Sumpf" nannte, ist sich der französische Wähler bewußt geworden, daß er, um sich für Politik interessieren zu können, eine Verkörperung dieser Politik in einem Menschen braucht. Er ist fest davon überzeugt, daß er im Jahre 1928 wie vor dem Kriege für *seinen Deputierten* stimmen wird, denn der Abgeordnete, der bei uns die Zielscheibe so vieler höhnischer Pfeile und Witzworte ist, bleibt trotzdem eine sympathische Gestalt. Wenn man häufig hört, daß die Deputierten unpopulär sind, braucht man sich nur an unser altes pikardisches Sprichwort zu erinnern:

„Beaux sires loups, n'écoutez mie
Mères tançant son fils qui crie."
(„Ihr Herren Wölfe, lauschet nie,
Schilt Mutter ihren Sohn, der schrie.")

Die Möglichkeiten des Trans-Ozean-Verkehrs.

von *Dr. Ing. E. Rumpler.*

Die fundamentalsten Grundsätze für einen erfolgreichen Trans-Ozeanluft-Verkehr sind Betriebssicherheit und Wirtschaftlichkeit. Ohne deren restlose Erfüllung wird ein Ueberseeluftverkehr niemals Wirklichkeit werden.

Flugzeuge bisheriger Bauart sind, auch wenn ihre Betriebssicherheit durch die Verwendung einer großen Zahl von Motoren gewährleistet wäre, für einen regelmäßigen Verkehr über so große Entfernungen nicht geeignet. Die benötigten gewaltigen Betriebsstoffmengen würden die Beförderung von Nutzlast wenn nicht ganz ausschließen, so doch nur in so geringem Maße zulassen, daß von einer Rentabilität nicht mehr die Rede sein könnte.

Die Richtigkeit dieser Annahme fand durch die in der letzten Zeit von Lindbergh und Chamberlin durchgeführten Atlantik-Überquerungen ihre volle Bestätigung. Der erste flog allein, der zweite mit einem Passagier. Nichtsdestotrotz waren die Flugzeuge beim Start derart überlastet, daß das Abheben vom Boden bereits große Gefahrenmomente in sich barg. Daß diese beiden Flüge auch sonst in jeder Beziehung als ganz tollkühne Unternehmungen zu betrachten sind, für deren schließliches Gelingen nur sehr wenig Wahrscheinlichkeit bestand, braucht wohl nicht erst bewiesen zu werden. Ich möchte damit aber beileibe nicht den großen Wert der gewaltigen sportlichen Leistungen bestreiten, wenn sie auch mit Trans-Ozeanverkehr direkt nichts zu tun haben. Es sind Pionier-Taten, die berufen sind das Problem aktuell zu machen und das Interesse und die materielle Unterstützung der großen Masse für dessen Verwirklichung zu gewinnen. Die Entwicklungs-Geschichte der Luftfahrt hat mehrere solcher Beispiele aufzuweisen. Es sei hier, um aus der großen Zahl einige herauszugreifen, an die Überquerung des englischen Kanals durch Bleriot oder an den Flug München-Berlin, der im Jahre 1911 von Hirth mit Dirlam als Passagier auf meiner „Taube“ ausgeführt wurde, erinnert.

Diese Flüge waren sozusagen die Vorläufer eines heute sich schon über ganz Europa erstreckenden Luftverkehrs, zu dessen regelmäßiger Durchführung allerdings erst größere und bessere Flugzeuge geschaffen werden mußten.

Um den Transozeanluftverkehr wirtschaftlich und betriebssicher zu gestalten, ist, wie bereits angedeutet, eine Vergrößerung, und zwar eine ganz bedeutende der bisher üblichen Flugzeuge nötig. Es spricht sich dies sehr einfach und glatt aus. Den Konstrukteuren bieten sich jedoch ungeheure, beinahe unüberwindlich scheinende Schwierigkeiten. Sie werden dadurch verursacht, daß das Gewicht der Tragflächenholme nicht proportional mit dem Gesamtgewicht wächst, sondern mit dessen 1,5 Potenz.

Die Folge dieses raschen Wachsens der Tragflächengewichte ist, daß der zur Verfügung stehende Nutzlastanteil bei steigender Erhöhung allmählich aufgezehrt wird, woraus sich ergibt, daß mit einer mehr oder weniger schematischen Vergrößerung der bisher üblichen Flugzeuge, mit im Rumpf zentralisierten Massen nicht nur nichts Positives, sondern sogar das Gegenteil des gewollten erreicht wird.

Nach jahrelangen Arbeiten bin ich zu der Überzeugung gelangt, daß nur ein ganz neuer Typ die Lösung der ganzen Frage bringen kann. Wie ich bereits auf der Hauptversammlung der Wissenschaftlichen Gesellschaft für Luftfahrt in Düsseldorf im Juni 1926 darlegte, führten meine Überlegungen dazu, daß eine Vergrößerung der gefährlichen Biegungsmomente dadurch vermindert wird, daß jeder Lastteil direkt auf ein besonderes ihm zugeordnetes Tragflächenstück wirkt. Ich folgerte dementsprechend, daß eine z. B. zehnfache Vergrößerung eines Flugzeuges dadurch herbeigeführt werden könne, daß — bildlich gesprochen — einfach zehn Flugzeuge aneinandergereiht werden. Die bei dem Einheitsflugzeug zentral angeordnete Teillast wird bei der angenommenen zehnfachen linearen Vergrößerung, und bei der von mir vorgeschlagenen Bauweise auf zehn Einheitsflächen verteilt.

Da die hier geschilderte Aneinanderreihung von kleinen Ursprungsflugzeugen unbegrenzt scheint, habe ich, um das wesentliche scharf zu bezeichnen, für die neu entstandene Bauart den Namen

„Flugzeug mit unbegrenzten Spannweiten"

gewählt. Ich bin mir indeß darüber im klaren, daß das von mir bevorzugte System in seiner Größenordnung wohl sehr weit ausgestaltet werden kann, daß ihm aber selbstverständlich irdische Grenzen gezogen sind.

Den gefaßten Gedanken weiter verfolgend, kam ich zu dem Ergebnis, daß die Dezentralisation der vertikal abwärts wirkenden Lasten nur der erste Schritt sei. Um ganze Arbeit zu machen, mußten alle

Kräfte, gleichgültig in welcher Richtung sie wirken, nach Möglichkeit dezentralisiert werden.

Ich gestatte mir nun das von mir unter Berücksichtigung der dargelegten Gesichtspunkte entwickelte Flugzeug in großen Zügen zu skizzieren, wobei entsprechend dem hier gegebenen Rahmen natürlich auf konstruktive und technische Details verzichtet werden muß.

Vorausschicken möchte ich, daß das soeben abgeleitete Prinzip der unbegrenzten Spannweiten sich in der Praxis nicht restlos durchführen läßt, sowohl aus rein flugtechnischen wie auch aus baulichen Gründen ist es nicht möglich, eine gleichmäßige Verteilung der Lasten und Kräfte bis in die äußersten Flügelspitzen vorzunehmen, jedoch ist soweit irgend angängig, dieses Prinzip beibehalten.

Zur Durchführung der Dezentralisation in weitgehendstem Maße wurden sowohl die Passagier- und Besatzungskabinen, als auch die Antriebsorgane in das Innere des Flügels verlegt und über den größten Teil seiner Länge in gleichmäßigen Abständen verteilt. Dadurch sind alle auf das Flugzeug einwirkenden wesentlichen Beanspruchungen in viele kleine Teile zerlegt worden, was zur Herabminderung des Konstruktionsgewichtes und in weiterer Linie zur Erhöhung der Wirtschaftlichkeit führt.

Um eine gleichmäßige Verteilung der Antriebsorgane zu gewährleisten, wurde eine verhältnismäßig große Anzahl von Motoren gewählt. Es sind zehn Stück vorhanden, von denen jeder 1000 PS leistet. Sie sind im hinteren Teil der Tragflächen untergebracht und wirken durch lange Propellerwellen auf zehn Druckpropeller.

Diese Bauart trägt gleichzeitig in großem Maße zur Erhöhung der Betriebssicherheit bei, die ich, wie gleich anfangs bemerkt, als eine der beiden Hauptanforderungen betrachte, welche man an ein Transozeanflugzeug stellen muß.

Die vielen und daher relativ kleinen Motoren besitzen den Vorteil, daß bei einem Ausfall von einem oder mehreren Motoren das Gleichgewicht und die Abnahme der Gesamtkraft nicht sehr erheblich ist. Das Flugzeug würde in einem solchen Fall seinen Weg mit etwas verminderter Reisegeschwindigkeit fortsetzen, ohne das auch nur einen Augenblick die Gefahr einer Zwischenlandung eintreten würde.

Sinngemäß ähnliche Ansichten vertrete ich bezüglich der Schwimmer. Ich bin daher von der üblichen Bauart, die in der Regel ein oder zwei Schwimmer oder Bootkörper vorsieht, abgewichen, und wählte im Interesse der Betriebssicherheit vier und *daher* relativ kleine Schwimmer. Es ist mir bekannt, daß ich mit meiner Auffassung in der Schwimmerfrage nicht in Übereinstimmung mit einigen Fachleuten bin. Die zahlreichen Schwimmer gewähren beim Niedergehen jedoch ein so hohes Maß an Betriebssicherheit, daß ich die beschriebene Konstruktion

für die richtige halten muß. Auch die vielen in den Schwimmern angebrachten Brennstoffbehälter geben sinngemäß die gleiche Sicherheit.

Ähnlich liegen die Verhältnisse beim Höhen- und Seitenleitwerk, und gleiches ist der Fall bei dem durch viele und daher relativ kleine Propeller verursachten horizontalen Beanspruchungen, die im Gleichgewicht mit den horizontal gerichteten Komponenten der Flugwiderstände stehen. Um beim Ausfall mehrerer Motoren auf ein und derselben Seite noch ein gutes Kurshalten zu ermöglichen, sind die beiden Seitenleitwerke und Ruder derart groß bemessen, daß es möglich ist, das entstehende Moment aufzunehmen und noch ausreichender Steuermöglichkeit sicherzustellen.

Wie bereits erwähnt, befinden sich die Aufenthaltsräume für die Passagiere ebenfalls im Flügelinnern. Sie liegen in seinem vorderen Teil und sind in einzelne Abteilungen zerlegt, von denen einige breiter und sozusagen als Luxuskabinen zu bezeichnen sind. Alle sind sechssitzig ausgeführt und haben eine Ausblick nach vorn und eine Belichtung von oben. Besonderer Wert ist auf eine vollständige Trennung der Passagierkabinen von allen übrigen Räumen des Flugzeuges gelegt worden. Um das Motorgeräusch von den Reisenden möglichst fernzuhalten, befindet sich zwischen den Passagierabteilen und den Motorräumen ein breiter Gang. Er dient gleichzeitig als Promenadenweg. Die mittleren vor diesem Gang befindlichen Räume sind für den Kapitän, seine Offiziere und die Piloten vorgesehen. Zwischen den Motoren befinden sich die Räume für Post, Gepäck usw. und die Mannschaften. Der Promenadenweg besitzt, um ein aufrechtes Gehen der Passagiere zu ermöglichen, eine lichte Höhe von 1,90 Meter. Dadurch wird die Dicke des Flügels, und um ein gutes Profil zu erhalten, somit seine übrigen Abmessungen bzw. die des ganzen Flugzeugs nach unten hin begrenzt.

Das entwickelte Flugzeug stellt damit die Mindestgröße einer nach diesen Prinzipien durchführbaren Konstruktion dar.

Seine Hauptabmessungen und Leistungen wurden nach eingehenden Versuchen wie folgt festgelegt:

Gesamtgewicht 115 000 kg.

Nutzlast etwa 20 000 kg, entsprechend 135 Passagieren zu je 80 kg und etwa 6000 kg Gepäck, Fracht und Post, sowie 35 Mann Belastung.

Aktionsradius im Sparflug, ohne Gegenwind, 5400 km.

Größte Geschwindigkeit etwa 300 km pro Stunde.

Von besonderer Bedeutung ist es, daß der von mir gewählte Hauptbaustoff, das hochwertige Aluminium, zu einem angemessenen Preise zu erhalten ist.

Dem bis vor kurzem im Metallflugzeug-Bau noch allein verwendeten Dur-Aluminium sind ähnliche Aluminiumlegierungen an die

Seite getreten, deren bedeutendste Lautal ist. Die Festigkeitsgrenzen dieser Fabrikate bewegen sich in annähernd gleichen Grenzen.

Die verhältnismäßig hohe Geschwindigkeit wurde durch die mit der Verlegung aller wichtigen Teile ins Flügelinnere verbundene Verminderung des schädlichen Stirnwiderstandes ermöglicht. Sie wird durch Fliegen in großen Höhen und durch Ausnutzung der Windströmungen, namentlich der ständigen, noch erhöht werden können.

Die erzielbaren Reichweiten des von mir entworfenen Trans-Ozeanfluges sind für die hauptsächlichsten Verkehrsstrecken, auch bei Berücksichtigung von Gegenwind, ausreichend.

Ich möchte damit, bevor ich meine Ausführungen schließe, kurz auf die möglichen Trans-Ozeanischen Verbindungen zu sprechen kommen.

Zwei Gruppen von Fluglinien sollen besonders hervorgehoben werden. Die eine ist Berlin—New York, die andere Berlin—Pernambuco—Montevideo—Buenos Aires. Wie aus der Karte ersichtlich, bietet die Fluglinie Berlin—New York verschiedene Möglichkeiten.

Ich nehme an, daß eine Zwischenlandung in Süd-England, im Hafen von Plymouth aus wirtschaftlichen Gründen notwendig ist, um die Franzosen und Engländer dort aufzunehmen. Die Strecke Berlin—Plymouth, die nur eine Länge von 1150 km hat, ist so kurz, daß sie tatsächlich keine Schwierigkeiten bietet. Von Plymouth aus gehen drei lange Fluglinien, von denen eine, die nördlichste, die Zwischenlandung St. Johns, die südlichste die Zwischenlandung Azoren vorsieht und nur die mittlere direkt nach New York führt.

Bei der nördlichen Linie beträgt die längste zu überwindende Flugstrecke 3800 km, bei der südlichen 3900 und bei der mittleren Strecke 5400 km.

Der ununterbrochene Flug von 5400 km ist wegen der mitzunehmenden riesigen Brennstoffmengen so unwirtschaftlich, daß bei den vorhergehenden Erwägungen von dieser Flugstrecke abgesehen wurde. Es empfiehlt sich, den ersten Flug mit der Zwischenlandung St. Johns oder den zweiten mit der Zwischenlandung Azoren zu wählen, so daß für die ganzen Betrachtungen als maximale ununterbrochene Flugstrecke etwa 3900 km in Frage kommen.

Für den Weg nach Süd-Amerika würde eine Zwischenlandung am Züricher See, in Marseille oder Cadix, und ferner auf den Kanarischen oder Kap Verd. Inseln und in den Küstenstädten Pernambuco, Rio de Janeiro, Montevideo und Buenos Aires vorzusehen sein.

Bei dieser Strecke beträgt der längste ununterbrochene Flug 2800 km, also rund 1000 km weniger, als auf der Strecke Berlin—Azoren—New York. Es ergibt sich also die sehr interessante Tatsache, daß der Flug nach Nord-Amerika trotz der erheblich kürzeren

Gesamtstrecke in technischer Beziehung bedeutend größere Schwierigkeiten ergibt, als der nach Süd-Amerika.

Im Zusammenhang mit der Frage des Reiseweges stehen die Windverhältnisse. Wie bereits vorhin angedeutet, wird man aus wirtschaftlichen Gründen bestrebt sein müssen, die Luftströmungen nach Möglichkeit auszunutzen. Der Flugzeugführer wird also sinngemäß dasselbe tun, was der Seefahrer durch Ausnützung der Meeresströmungen tut.

Trotz möglichst weitgehender Ausnutzung der bekannten Luftströmungen wird man vorsichtshalber, insbesondere auf dem Hinfluge nach New York, zeitweise mit starken Gegenwinden rechnen müssen, und zwar hauptsächlich in den Wintermonaten. Diesen Umstand muß man bei der Bemessung der maximalen von dem Flugzeug zurückzulegenden Flugstrecke berücksichtigen. Eine weitere Möglichkeit zur Ausnutzung der bestehenden Flugströmung ist durch das Fliegen in verschiedenen Höhen gegeben.

Diese Ausführungen, die das Thema naturgemäß nur kurz belichten können, zeigen, daß die technische Seite des ganzen Transozean-Verkehrsproblems als gelöst betrachtet werden kann.

Die praktische Durchführung der Frage wird damit mehr oder weniger eine reine Geldangelegenheit, und es ist zu hoffen, daß ihre ungeheure Bedeutung auch von den Kapitalgewaltigen, ohne deren Mithilfe es nicht geht, erkannt werden wird.

Kriegsgefahr.

Von *C. Delisle Burns*
Dozent der Universität London

Es sind im Augenblick Kräfte vorhanden, die auf einen zweiten Weltkrieg zutreiben. Wenn sie noch fünf Jahre lang dieselbe Wucht beibehalten, wird ein Weltkrieg unvermeidlich sein, und in fünf Jahren wird man vergeblich versuchen, ihnen zu widerstehen. Jeder Krieg ist am Tage vor seinem Ausbruch unvermeidlich; kein Krieg ist fünf Jahre vor seinem Ausbruch unentrinnbar. Die Möglichkeit, einen Krieg zu verhindern, ist nicht im Augenblick der Krise gegeben, sondern bevor noch die Krise sichtbar wird. Die Friedenspolitik ist keine bloße Beilegung von Streitigkeiten, sondern die Organisierung eines Systems, in dem die Meinungsverschiedenheiten nicht zu Streitigkeiten ausarten, und der erste Schritt auf diesem Wege ist eine entschiedene Auflehnung gegen die Tendenzen, die auf einen Krieg zutreiben. Wenn wir den Kriegstendenzen entgegenarbeiten sollen, bevor sie vorherrschend werden, müssen wir sie zeitig genug erkennen. Wir dürfen uns nicht durch rhethorischen Überschwang blenden lassen: wir müssen sorgfältig die Regierungen und die Zeitungen der Welt beobachten. Wir müssen die Wirkung der mangelnden Aufmerksamkeit der Weltmeinung in Rechnung stellen, denn während die meisten ihrem Tagewerk nachgehen, ohne sich um die internationalen Probleme zu kümmern, gibt es einige Menschen, deren Tätigkeit notwendigerweise eine Kriegsspannung erzeugt. Es ist daher wichtig, diese Kriegstendenzen von Zeit zu Zeit zu analysieren, denn wir dürfen mit der Behandlung der Krankheit nicht warten, bis die Symptome akut geworden sind. Jeder erkennt die Gefahr, wenn die Journalisten sich heiser schreien und die Politiker mit den Säbeln rasseln, aber diejenigen, die für den Frieden arbeiten, müssen die Gefahr erkennen, bevor sich noch die Sturmwolken sammeln. Das schlimmste ist dies, daß früher diejenigen, die den Krieg wünschten oder wenigstens ihn nicht haßten oder verabscheuten, imstande waren, ins Feld zu ziehen und mit denjenigen Angehörigen des anderen Volkes zu kämpfen, die denselben Geschmack besaßen. Auf diese Weise konnten die „Krieger" der einen Gruppe mit den „Kriegern" der anderen Gruppe

kämpfen und ihren Wunsch nach Gewalt und Blutvergießen befriedigen. Damals schon sind die anderen, die der Gewalt keinen Geschmack abgewinnen konnten, die es vorgezogen hätten, Felder zu bestellen, das Vieh auf die Weide zu treiben, zu weben oder zu bauen, in ihrer Arbeit durch die seltsame Kriegerlust gestört worden, und manches Zeitalter litt unter der Übermacht der Kriegerkaste. Manche Zivilisationen sind durch die Anhänger des Schlachteninstinktes zerstört worden, und alle Zivilisationen sind in ihrer Entwicklung durch die Krieger, die den Frieden nicht vertrugen, behindert worden. Eine gewisse geistige Fähigkeit ist notwendig, um die Prüfungen der Ordnung und der Freiheit zu ertragen, und diejenigen, die diese Fähigkeit nicht besitzen, können immer etwas tun, um das Chaos wieder herzustellen, aus dem sich die Zivilisation herausgestaltet hat. Aber in früheren Zeiten, eigentlich bis zu den napoleonischen Kriegen, war die Mehrheit der Einwohner nicht unmittelbar von der Aktivität der „Krieger" betroffen. Jetzt kann der Krieg nicht durch eine kleine enthusiastische oder einfältige Gruppe von Kriegern geführt werden, denn in einen modernen Krieg wird jeder verwickelt. Kein Mann, keine Frau, kein Kind kann abseits stehen, wenn die Regierung des betreffenden Landes sich im Krieg befindet. Das letzte französische Mobilisierungsgesetz für den Kriegsfall unterstreicht nur und verdeutlicht die Tatsache, der sich jeder im Laufe des letzten Krieges bewußt wurde. In einem modernen Krieg gibt es keine Nichtkombattanten, wenn man nicht die Reserve eines Heeres als Nichtkombattanten bezeichnet. In einem langen Kriege gehören selbst Säuglinge zu den Reserven. Aber obwohl die Krieger jetzt die fremden Krieger nicht allein bekämpfen können, sind sie imstande, die unwillige Mehrzahl zu dieser Art von Leben zu zwingen, setzen trotzdem unbehindert ihre Aktivität fort. Und während sie ihre Waffen schmieden oder sich bemühen, den Feind zu überlisten, bestellt die Mehrzahl der Menschen ruhig die Felder, webt und baut, wie es die Vorfahren getan haben. Der Preis, den sie dann für ihre mangelnde Aufmerksamkeit zu zahlen hat, ist eine Verschwendung von Leben und Energie, wenn plötzlich eines Tages der Ruf „zu den Waffen" ertönt. Dann ist es zu spät die Krieger in ihrer Ruhmsucht zu zügeln. Die breiten Massen werden durch das schlaue Treiben der Krieger, auf das sie nicht achteten während die Welt sich in die Sicherheit des Friedens wiegte, in einen jahrelangen Krieg hineingetrieben. Der Preis des Friedens ist Aufmerksamkeit. Die demokratische Überwachung der Außenpolitik ist nicht bloß ein Anspruch auf ein Recht, sondern auch die Übernahme einer Pflicht. Wir müssen wachsamer sein als unsere „Krieger". Die erste Tendenz, die auf einen künftigen Krieg zutreibt, ist die traditionelle Methode der Kriegsvorbereitung. Unsere Generäle und Admiräle und jetzt noch unsere Luftfahrer verschwenden unser Geld und ihre Intelligenz in der Vorbereitung einer Defensivabwehr gegen die Defensiv

aktivitäten ähnlicher Generäle, Admiräle, Luftfahrer anderer Nationen. Ich verurteile es nicht. Solange es eine Feuersgefahr gibt, müssen wir Feuerwehrleute und Feuerspritzen besitzen. Die Schwierigkeit ist nur die, daß unsere jetzigen Methoden der Vorbereitung für den Fall einer Feuersgefahr den Ausbruch einer Feuersbrunst viel wahrscheinlicher machen. Rüstungen führen den Krieg herbei. Aber es ist zu früh, in irgendeinem Parlament zu beantragen, daß die bewaffneten Truppen in Polizeikräfte verwandelt werden. Es genügt schon, wenn wir der Tendenz einer weiteren Rüstung Widerstand leisten, und dieser Widerstand müßte durch eine vom Völkerbund einberufene Konferenz aller vernünftigen Politiker schnell und rücksichtslos organisiert werden. Das Wichtigste jedoch ist, daß die öffentliche Meinung die Tendenz erkennt, die die Völkerbundskonferenz zu bekämpfen hat. Der Fortschritt der Zerstörungsmöglichkeiten seit dem Jahre 1918 ist ungeheuer groß. Man hat mühsame Forschungen über Giftgase betrieben. Einige der in der letzten Zeit erfundenen Giftgase sind viel wirksamer als die, die man im letzten Krieg verwandte, und auch die Wirkung der alten Giftgase kann erhöht werden. Die Regierung der Vereinigten Staaten besitzt einen Stab von begabten jungen Chemikern in dem Edgewood Arsenal in der Nähe von Washington, die die Giftgase der Kriegszeit verbessern, und alle Regierungen benutzen die Universitäten und die chemischen Laboratorien ihrer Länder, um neue Gase zu erfinden. Wenn die Hälfte des Geldes, der Intelligenz und der Energie, die der Entdeckung neuer Zerstörungsmittel geopfert werden, zur Förderung der Volksgesundheit verwendet werden würde, könnte die Lebensdauer der Menschen um einige Jahre verlängert werden. Aber die breiten Massen stehen dieser Frage gleichgültig gegenüber und sind sich vielleicht gar nicht bewußt, welche aktiven Vorbereitungen im Gange sind, um die Wirkung des Krieges zu erhöhen. Die Volksmassen erfahren auch selten etwas über die Art dieses künftigen Krieges. Der Versuch, den Menschen Angst einzujagen, ist vergeblich, denn die Gefahr für ihr eigenes Leben ist zu fern. Es wird wahrscheinlich in den nächsten Jahren kein Flugangriff auf die Stadt, in der der Schreiber dieser Zeilen lebt, stattfinden, aber wenn das Schlachten und die Zerstörungen wieder einmal beginnen, werden sie viel größer sein, als sie irgendein Flugangriff des letzten Krieges hervorrufen konnte, und wenn die jetzige Entwicklung nicht aufgehalten wird, können in fünf Jahren die Wirkungen der Giftgase von unabsehbarem Grauen sein.

Was kann dagegen getan werden? Hier hat die Völkerbundskonferenz zu entscheiden. Ich sehe nicht ein, warum die verschiedenen Völker der Welt nicht wenigstens zu der Vereinbarung gelangen können, alle in größerem Maße betriebenen Experimente mit Giftgasen sofort einzustellen, und ich sehe nicht ein, warum die Gelehrten aller Länder nicht ein Übereinkommen treffen könnten, um die Verwendung der

wissenschaftlichen Ergebnisse zur Herstellung von Kriegsmaterial soweit wie möglich auszuschalten; aber jedenfalls darf die öffentliche Meinung diese Tatsache nicht stillschweigend über sich ergehen lassen. Die heutige und die kommende Generation werden die Opfer sein. Man müßte daher das Verständnis für die Verantwortung der Gelehrten wecken und sie veranlassen, nur die Forschungen zur Förderung der Volksgesundheit zu unterstützen und die Arbeit an der Vervollkommnung der Zerstörungsmittel abzulehnen.

Ein anderes neues Gebiet des nächsten Krieges ist die Luftfahrt. Alle Spezialisten sind sich einig, daß es keinen Schutz der Zivilbevölkerung gegen eine mächtige Luftschiffflotte gibt. Wir entwerfen Tag für Tag verbesserte und stärkere Maschinen, und diese Erfindung neuer Methoden schafft Interessensphären, die durch die erhöhte Kriegsgefahr profitieren. Zum Beweis dafür braucht man nur eine beliebige Zeitung in einem beliebigen Lande in die Hand nehmen. Ich führe als eines unter den vielen Beispielen einen Artikel des äronautischen Korrespondenten der „Times" vom 23. März 1926 an. Er tritt dafür ein, daß den britischen Firmen erlaubt wird, dieselben Kriegsflugzeuge, wie sie der britischen Regierung geliefert werden, zu exportieren, mit der Einschränkung, daß die „eventuellen Feinde" nicht beliefert werden und das Absatzgebiet sich auf „die kleineren Mächte Europas den südamerikanischen Kontinent und möglicherweise China und Japan" beschränkt. Er meint auch, daß, wenn der Flugzeugfabrikant nicht die Möglichkeit besitzt, den britischen Flugzeugtyp zu verkaufen, er neue Maschinen erfinden wird, um sie dem Auslande anzubieten. Das neue Kriegsflugzeug wird durch die Lehren profitieren, die man bei der Herstellung der Maschinen für das Luftfahrtministerium gewann, und wird aller Wahrscheinlichkeit nach einen besseren Apparat darstellen. Das heißt, daß der britische Fabrikant der ausländischen Regierung eine mächtigere Waffe verkaufen wird als seiner eigenen, und dann wahrscheinlich die eigene Regierung darauf aufmerksam machen wird, daß sie noch einen neueren und verbesserten Typ braucht. Und so werden sich Rüstungen und Profite mehren, während der Krieg immer näherrückt.

Das ist eine alte Geschichte, die nicht nur für England ihre Geltung hat. Man wird sich daran erinnern, daß im Jahre 1919 ein britischer Fabrikant das britische Kabinett durch eine Erzählung von deutschen Flottenplänen erschreckte, daß im Mai 1914 japanische Admiräle in Japan verhaftet wurden, weil sie von den Rüstungsfirmen Bestechungsgelder bekamen, daß im Jahre 1913 Liebknecht im Deutschen Reichstag Enthüllungen über die Verbindung zwischen Krupp und der deutschen Admiralität machte. Solche Verbindungen haben in keinem der Länder aufgehört. Fabrikanten von Flugzeugen und Chemikalien haben die Eisen- und Stahlwerke ersetzt. Und die Gefahr wird solange fortdauern, solange jedes Land seine Waffen vermehren muß, weil es die anderen

getan haben. Die private Herstellung von Waffen ist jetzt durch die private Herstellung von chemischen Erzeugnissen verstärkt worden, und der Krieg, den unsere „Krieger" jetzt vorbereiten, wird ein Krieg der chemischen und physikalischen Wissenschaft sein. Der Waffenhandel beliefert jetzt alle kriegführenden Parteien in China mit Gewehren und Munition. Wenn Europa seine Waffenlieferungen nach China vollkommen unterbinden könnte, würde der chinesische Bürgerkrieg bald beendet sein. Aber so war es im Jahre 1911 bis 1912. Wenn Deutschland, Frankreich und Großbritannien nicht die beiden feindlichen Heere in den Balkankriegen beliefert hätten, würde der Weltkrieg wahrscheinlich nicht stattgefunden haben. Es ist jetzt wahrlich an der Zeit, daß die öffentliche Meinung in allen Ländern gegen die Zunahme der Rüstungen energisch protestiert.

Aber abgesehen von den Vorbereitungen für einen künftigen Krieg, die geeignet sind, diesen Krieg hervorzurufen, gibt es auch Kriegstendenzen in der Diplomatie von heute. Die britische konservative Regierung hat keineswegs aggressive Absichten. Die Kriegstendenzen sind jedoch in einigen der Methoden vorhanden, die selbst die friedfertige Diplomatie anwendet, denn die Diplomatie der Interessenkonflikte und der Versuch, „das Ausland in Distanz zu halten", treibt selbst ohne bestimmte Absichten auf einen Krieg zu.

Die Reden der Politiker sind fruchtbare Quellen der Kriegstendenzen. Poincaré ist vielleicht in letzter Zeit nicht so unbekümmert in seinen oratorischen Leistungen gewesen, und Paul-Boncour hat etwas weniger häufig bemerkt, daß Frankreich seine Kraft bewahren muß. Die russischen Politiker lieben ebenfalls die Kriegsmetaphern. Aber von ihnen, den deutschen Nationalisten und Mussolini kann man vielleicht absehen, obwohl sie zu der allgemeinen Reizbarkeit beitragen. Männer, die von Beruf Militaristen sind, üben einen geringeren kriegerischen Einfluß aus als Diplomaten oder Außenminister, die sich der Tragweite ihrer Worte und Handlungen nicht bewußt sind.

Die Zeitungen erhöhen die Gefahr. Die Kriegsverwicklungen sind ein gutes journalistisches Thema. Eine konstruktive Friedensarbeit hat keinen journalistischen Wert, und man findet leicht an irgendeinem Volke etwas auszusetzen, für das man dieses Volk mit Recht verurteilen kann. Daß man dasselbe Übel auch zu Hause finden kann, wird nicht erwähnt, wenn die Wogen der Erregung steigen. China, Albanien und Nicaragua füllen die Spalten der Zeitungen, wenn dort Kämpfe vor sich gehen. Aber die Journalisten scheinen nicht imstande zu sein, uns zu anderen Zeiten etwas Interessantes über diese Länder zu erzählen. Es wird dagegen eingewendet, daß sich das auch auf das geringe Interesse des Zeitungspublikums zurückführen läßt. Aber ich glaube es nicht. Das mangelnde Interesse an dem Friedenszustand ist nicht die Schuld der Zeitungsleser, sondern der schwachen oder primitiven Einbildungskraft der Journalisten. Die meisten wissen nicht, wonach sie ausschauen

sollen. Auf diese Weise wird die mangelnde Aufmerksamkeit de Öffentlichkeit gefördert, und die Kriegstendenzen wachsen im geheimen bis sie in irgendeinem Lande vorherrschend werden.

Während wir in den politischen Reden und Handlungen so viel Kriegstendenzen entdecken können, besitzen wir nicht genug entschie dene Arbeit der Männer der öffentlichen Meinung am Frieden und a dem Zusammenschluß der Völker. Eine solche Arbeit wird selbstver ständlich von Männern aller politischen Parteifärbungen geleistet, abe sie ist weder durchgreifend noch zusammenhängend und daher nich so wirksam, wie sie sein sollte. Ich unterschätze nicht den Wert jene Journalisten, jener Politiker und selbst jener Generäle und Admiräle, di entschieden und bewußt den Kriegstendenzen entgegenarbeiten, aber di Förderung des Friedens ist noch nicht genügend organisiert. Viel z viele, die den Frieden wünschen, predigen vage den alten und ganz un interessanten Gemeinplatz, daß Frieden gut ist, aber was würde ge schehen, wenn die Generäle und Admiräle ihre Aktivität auf die Vor lesungen über die Notwendigkeit des Krieges beschränken würden Es würde dann keine Gefahr mehr für den Frieden bestehen. Die de Frieden wollen, müssen den Frieden vorbereiten, wie die Krieger de Krieg vorbereiten. Aber es ist noch viel Arbeit von privaten Persone zu leisten, ganz abgesehen von den offiziellen Handlungen der Re gierungen, und das Vorhandensein des Völkerbundes ist keine En schuldigung, um den Frieden den Politikern und den Völkerbundsbeam ten zu überlassen, sondern eher ein Grund, um eine größere Aktivitä der breiten Massen zu erreichen.

Dies ist nicht der Ort, um eine solche Friedenspolitik ausführlic zu entwerfen. Aber es muß begriffen werden, daß die Kriegstendenze sowohl direkt durch Maßnahmen wie die Einschränkung der Rüstunge und indirekt durch die Förderung jener Kräfte, die einen dauernden un fortschreitenden Frieden gewährleisten, bekämpft werden müssen. Vo diesen beiden Methoden ist die erste im Augenblick die wichtigste, abe die zweite ist wirksamer auf lange Sicht. Deshalb befürworte ich d Notwendigkeit öffentlicher Versammlungen und Diskussionen in alle Ländern zur Durchführung einer Einschränkung der Rüstungen. Abe die große Aufgabe, die vor uns liegt, ist die positive Schaffung ein Zusammenarbeit zwischen den Völkern.

Diese Zusammenarbeit muß organisiert und befördert werden durc private Gruppen in allen Ländern, die mit ähnlichen Gruppen in andere Ländern zusammenarbeiten. Ich denke dabei nicht nur an eine Zusam menarbeit der Regierungen; die Zusammenarbeit kann in verschiedene Sphären vor sich gehen: Erziehung, Volksgesundheit, Industrieprodul tion, soziale Reform der Arbeitsbedingungen, Gefängnisreform, Transpo Verkehr usw. So wie diejenigen, die den Krieg vorbereiten, die Knabe und Jünglinge in Schulen und Universitäten drillen, müssen wir, die w für den Frieden arbeiten, ihre Sprachkenntnisse, ihre Berührung m

Ausländern, ihr Verständnis für die Probleme des Friedens entwickeln. Denn der Frieden ist nicht bloß ein kampfloser Zustand; er ist ein Zustand, den keiner von uns bis jetzt aus Erfahrung kennt und für den die junge Generation einige Schulung braucht. Das bedeutet nicht, daß allen Kindern die Liebe zu den Ausländern beigebracht werden soll; das ist bloße Sentimentalität. Es bedeutet eine neue und moderne Liebe ihres eigenen Landes. Sie müssen begreifen, daß es die Rolle ihrer Heimat ist, den wertvollsten Anteil an Genie und Erfahrung zum gemeinsamen Besitz der Zivilisation beizutragen.

Durch die Erkenntnis, daß jedes Volk seine eigenen Aufgaben besitzt, kann der neue Internationalismus auf die sicherste Weise auf dem Patriotismus begründet werden. Wir haben zu lange den Kriegern gestattet, für ihre primitiven Gelüste den Glanz der Liebe zur Heimat zu beschlagnahmen. Ich würde den Krieg — um eine Kriegsmetapher gegen Krieger anzuwenden — in das Gebiet der Kriegstendenzen hineintragen. Ich würde Gruppen von Landsleuten, Künstlern, Gelehrten, Geschäftsleuten usw. bilden, die als gute Patrioten eine Zusammenarbeit mit den Männern gleicher Gesinnung aus allen Nationen zur Förderung ihrer besonderen Interessen suchen. Wir würden auf diese Weise eine positive Tendenz haben, um die Kriegstendenzen zu ersetzen. Inoffizielle Gesellschaften, Gruppen von Spezialisten, inoffizielle Botschafter — unter denen die wertvollsten die Frauen sind — werden gebraucht. Der Frieden wird nicht durch Regierungen gemacht, denn eine entschlossene Politik kleiner Gruppen kann selbst Regierungen, die jetzt kriegerisch sind, zum Frieden zwingen. Der Völkerbund ist von grundlegender Bedeutung, aber er kann nicht in einem luftleeren Raum arbeiten und er kann auch nicht in einer Welt wirksam sein, in der die Kriegstendenzen vorherrschen. Es ist unsere Aufgabe, die Atmosphäre zu schaffen, in der der Frieden unvermeidlich ist.

Rundschau

In zwei Artikeln der Juni-Nummer der „Fortnightly Review" wird die *Frage der Rheinlandräumung* behandelt. Hugh F. Spender schreibt, man müsse die Lage Stresemanns berücksichtigen, da der deutsche Außenminister nicht mehr lange imstande sein wird, der deutschen Forderung nach einer entschiedenen Haltung in der Räumungsfrage zu widerstehen. „Das britische Foreign Office könnte einen Druck auf die französische Regierung ausüben, damit die Zahl der Rheinlandbesatzung auf 30 000 Mann herabgemindert wird, denn obwohl man vielleicht den Deutschen in Locarno keine offiziellen Versicherungen gegeben haben mag, erwarten sie ohne Zweifel eine beträchtliche Herabminderung der französischen Truppenzahl. Wir könnten in dieser Hinsicht ein gutes Beispiel geben, indem wir die britischen Truppen in Wiesbaden reduzieren und von den Belgiern dasselbe verlangen. Es befinden sich 7000 Engländer und 7000 Belgier im Rheinland. Man wird nichts verlieren, wenn man diese Truppen auf die Hälfte vermindert, und man kann vieles durch die Besserung unserer Beziehungen zu Deutschland gewinnen. Außerdem würde unser Beispiel die gemäßigte öffentliche Meinung in Frankreich zu Gunsten eines ähnlichen Vorgehens der französischen Regierung bringen. In jedem Fall muß Großbritannien die Welt wissen lassen, daß es eine bestimmte Politik besitzt und für sie eintreten wird, eine Politik, die eine möglichst schnelle Rückgabe des Rheinlandes an Deutschland anstrebt. Wenn wir die Entwicklung der Ereignisse abwarten und nicht wissen, was wir tun wollen, wird unsere Haltung nur die Reaktion in Frankreich stärken. Die Lage Großbritanniens in den Ratsversammlungen Europas ist so ungeheuer stark, daß es seinen Willen nur zu dokumentieren braucht und erkennen lassen muß, daß es entschlossen ist, seine Politik durchzusetzen, um die meisten Hindernisse aus dem Weg zu räumen. Aber Poincaré wird nie glauben, daß die Engländer es ernst meinen, bevor sie nicht ganz entschieden erklären, die Grenze ihrer Geduld sei erreicht."

In derselben Nummer schreibt auch „Augur" über das Rheinlandproblem und der Weißrusse Poliakoff macht sich die Argumente der französischen Nationalisten zu eigen. Für ihn liegt natürlich die größte Schuld Deutschlands in der engen Verbindung mit Sowjetrußland. Aber auch er muß zugeben, daß es *„gegen den gesunden Menschenverstand und Gerechtigkeit sei, von einem Volk, das Mitglied des Völkerbundes und ständiges Mitglied des Völkerbundsrates ist, zu erwarten daß es unter der demütigenden Kontrolle anderer Mitglieder verbleibt.* Der Geist des Völkerbundsrates selbst spricht dagegen."

Die „Round Table" vom Juni enthält einen Aufsatz, der sich mit dem gerade in der letzten Zeit so wichtig gewordenen Problem Afrikas beschäftigt. Das Verhälinis der Weißen zu den Eingeborenen ist durch die schnell fortschreitende Ansiedlung der Weißen in den nördlichen Gebieten der südafrikanischen Union zu einer besonders brennenden Frage geworden. Der Weiße hat in dem höheren Teil des afrikanischen Hochlandes ein gutes Ansiedlungsland mit einem angenehmen Klima, billigen und reichlichen Arbeitskräften gefunden. „Es wird versucht, für die weiße Ansiedlung ein neues Land zu schaffen, das nur um ein Drittel kleiner ist als Europa und sich vom Äquator bis zum Kap erstreckt." Der nach der Sitte der „Round Table" anonyme Verfasser weist darauf hin, daß im Kongobecken und in Tropisch-Westafrika die klimatischen Faktoren und die Dichtigkeit der Bevölkerung die weiße Niederlassung verhindern und der weiße Ko

lonist sich daher des afrikanischen Hochlandes bemächtigt hat. Das Verhältnis zum Eingeborenen gestaltet sich besonders schwierig. „Der Eingeborene wird sich nicht aus seinem alten Land vertreiben lassen wie die Indianer oder die Bewohner Australiens. Der Bantu, wie wir ihn kennen, mag zwar ein primitiver Barbare sein, aber er gehört zu der lebensfähigsten und ausdauerndsten Rasse der Welt. Er hat die Überpflanzung nach Amerika, den Sklavenhandel von Afrika, die Kriege mit Nachbarstämmen, den Ansturm der westlichen Zivilisation, die vollkommene Unterwerfung unter das politische und wirtschaftliche System der modernen Welt überlebt und trägt kein Zeichen des Untergangs wie die Buschmänner oder Hottentotten ... Es ist auch nicht anzunehmen, daß er nicht weiterhin die große Majorität der Bevölkerung stellen wird. Wenn er sich von der Erschütterung des Ansturms der westlichen Zivilisation erholt, wird er ein noch dynamischeres Element in der Hochlandspolitik werden ... Die Zahl der Afrikaner in Südafrika kann auf 25 Millionen, die der Europäer auf 1 700 000 berechnet werden, während die farbige Bevölkerung vom Kap 500 000 und die der asiatischen 200 000 beträgt ... Wenn man bei der Behandlung dieses Problems einen falschen Weg einschlägt, *wird sich eine Form von Rassenkampf* sowohl in der Wirtschaft wie in der Politik *entwickeln, mit dem der Burenkrieg verglichen als ein Spiel* erscheinen wird, und der nicht nur Südafrika zerstören wird, sondern sich auch durch ganz Afrika oder gar Asien verzweigen mag ... Der Weiße hat sich dank seiner Überlegenheit den Löwenanteil des Landes gesichert. In der südafrikanischen Union gehören 232 Millionen Hektar Acker den Weißen und 26 Millionen den Eingeborenen ... Der Eingeborene, den der Boden nicht mehr ernähren kann, gesellt sich zu dem ungelernten Arbeiterproletariat in den Städten. Die Anzahl der dauernd industrialisierten Eingeborenen nimmt schnell zu. Die ökonomische Kommission vom Jahre 1926 schätzte sie auf 300 000, eine andere Statistik sogar auf 600 000, und diese Eingeborenen sind immer mehr imstande, gelernte Arbeit zu leisten, gleich den Weißen, und verlangen auch entsprechende Löhne, da sie sich sonst, einmal vom Boden losgerissen, keine anständige Existenz schaffen können. Auf diese Weise *verschwindet allmählich die einfache patriarchalische Wirtschaftspyramide, die eine weiße Spitze und eine schwarze Basis besaß* ... Die Weißen fallen dauernd von der Spitze in die unbeschreibliche Not der Existenz der „armen Weißen" herab, und die von ihrem Land losgerissenen Schwarzen versuchen, in die Zone der gelernten Arbeiter, die bis jetzt für die Weißen reserviert war, heraufzuklettern. Sowohl Weiße wie Schwarze bleiben in den Niederungen der Städte stecken, haben keinen Bodenbesitz und infolge der Konkurrenz der schwarzen Reserven keine Möglichkeit, ihre Lebensbedingung zu verbessern." Das politische Problem trägt zur Verschärfung des wirtschaftlichen bei. Die verschiedenen Landesteile haben verschiedene Regierungsformen. Die Erwartung, daß die südafrikanische Union sich ausbreiten wird, wie es bei den dreizehn ursprünglichen nordamerikanischen Staaten der Fall war, hat sich nicht erfüllt. „Die Union ist überzentralisiert und gibt den Provinzen keine wirkliche Autonomie. Die nördliche Partie des Hochlandes, vom Limpopo angefangen, kann nicht lange in sechs unabhängige Einheiten geteilt bleiben, die nur durch gemeinsame Herrschaft des Kolonialministeriums und der Krone vereinigt sind." In allen Provinzen wächst das Verlangen nach lokaler Selbstverwaltung durch die Weißen. Der Verfasser des Artikels verteidigt jedoch den britischen Standpunkt, der die großen Gebiete nicht der Verwaltung einiger Tausender von neuangekommenen Siedlern anvertrauen will. Aber er befürwortet eine allmähliche Abtretung einer gewissen Verantwortlichkeit an die lokale weiße Bevölkerung. „Ostafrika

mit Einschluß von Kenya, Tanganjika und Uganda ist der einzige Teil des Hochlandes, wo die Probleme eine sofortige Lösung verlangen. Das Eingeborenenproblem, die Zollfrage, Eisenbahnen und Forschung erfordern eine Behandlung eher auf einer interkolonialen als auf einer kolonialen Basis." Der Verfasser verlangt daher eine Art von Union für die betreffenden Gebiete. „Man hatte bis jetzt vermieden, etwas in dem Status Tanganjikas zu verändern, weil man an die Möglichkeit einer Rückgabe an Deutschland dachte. Vom Standpunkt der Eingeborenen läßt sich alles gegen eine Rückgabe Tanganjikas an deutsche Verwaltung einwenden. Obwohl die Beschuldigung gegen deutsche Kolonialverwaltung in Ost- und Südwestafrika unter dem Eindruck der Kriegsstimmung erhoben wurde, gibt es wohl nirgends eine unbeeinflußte öffentliche Meinung, die der Ansicht wäre, daß die deutsche Kolonialverwaltung besser sei als die britische ... Es läßt sich *ohne Zweifel vom Standpunkt der allgemeinen internationalen Verbindungen vieles zugunsten eines Kolonialmandates für Deutschland sagen. Wenn man ein Mandat für Deutschland finden könnte, würde die ganze Spannung in gewissen Aspekten der internationalen Politik erleichtert sein.* Aber Tanganjika ist nicht ein Gebiet, dessen Wiederherstellung in Betracht gezogen weren sollte. Deutschland besitzt dort die gleichen Rechte im Handel und der Kolonisierung. Der politische Status des Landes, soweit es sich nicht um eine Gewährung der Selbstverwaltung handelt, dürfte weder von Großbritannien noch vom Völkerbundsrat geändert weren."

In der „Contemporary Review" vom Juni schreibt der frühere langjährige „Times" - Korrespondent in Paris, Sisley Huddleston, über *die Wirtschaftslage Frankreichs:* „Eines der wichtigsten Phänomene der Nachkriegszeit ist die *Revolution der französischen Wirtschaftsmethoden.* Frankreich wurde früher als ein Agrarland angesehen, aber de facto ist der Prozentsatz der auf dem Lande beschäftigten Bevölkerung unter 50 gefallen. Der Rückgang des bestellbaren Gebietes seit 1913 ist vielleicht zu bedauern, da Frankreich weniger selbstversorgend an Lebensmitteln geworden ist. Mit dem Niedergang der Landwirtschaft, auf die sich Frankreich früher in erster Linie stützte, kam das Wachstum der Industrie. Es gibt einige Ursachen dieser Veränderung. Die Franzosen selbst haben nicht gezögert, auf die Vorteile der Zerstörung dieser Gebiete hinzuweisen. Vor dem Krieg konzentrierte sich das Hauptgewicht der französischen Industrie in den Departements des Nordens." Nach der Zerstörung der bestehenden Fabriken durch die Deutschen verpflichtete sich die Regierung, sie wieder aufzubauen, ohne die deutschen Zahlungen abzuwarten. Die Fabriken, die an Stelle der alten gebaut wurden, die Maschinen, die die alten ersetzten, gehörten selbstverständlich dem modernsten Typus an. „Auf diese Weise war Frankreich durch den Krieg genötigt, seine alten und verfallenen Fabriken durch moderne und gut gebaute zu ersetzen." Huddleston schildert die Tätigkeit der französischen Regierung, die auf die Entwicklung der Transportmöglichkeiten, auf die Ausbeutung der Kolonien und auf die Gewinnung der „weißen Kohle" gerichtet ist. Der von Tardieu entworfene Plan einer Intensivierung der Wirtschaft umfaßt Kohlenbergwerke, Eisenerzgruben, Kalilager, Elektrizitätskraftwerke, Elektrifizierung der Eisenbahnen und Besserung der Wege, der Ströme, der Kanäle, der Seehäfen und der Handelsmarine. „Heute beläuft sich die deutsche und englische Kohleneinfuhr auf 20 Millionen Tonnen jährlich, das heißt 2,5 Milliarden Franken. Diese Zahlen können herabgemindert werden, wenn man rationelle Wirtschaftsmethoden anwendet und die Inlandsförderung steigert. Zuverlässige Berechnungen zeigen, daß die Einfuhr von Kohle in den nächsten Jahren auf 12 Millionen Tonnen herabgesetzt werden kann, wodurch eine Ersparnis von min-

lestens 1 Milliarde Franken jährlich ermöglicht wird.... Seit 1920 sind 900 Kilometer Eisenbahn elektrifiziert worden. Man rechnet damit, daß man in drei Jahren mit der Unterstützung der Regierung 2600 Kilometer elektrifizieren kann...In zehn Jahren wird Frankreich mit seiner großen Küstenlinie am Atlantischen Ozean und am Mittelmeer fast einzigartige Schiffahrtsmöglichkeiten besitzen. *Bei der Handelsmarine sind außergewöhnliche Ergebnisse zu verzeichnen.* Zur Zeit des Waffenstillstandes betrug die Handelsflotte 1 800 000 Tonnen. Heute zählt sie 3 500 000 Tonnen. Man will sie auf 5 Millionen Tonnen bringen, da Frankreich jährlich 500 Millionen Franken an Frachten für den Transport französischer Waren auf Auslandsschiffen bezahlt ... Vor dem Kriege war Frankreichs Industrie im Hintertreffen. Der französische Handel ist nicht mehr eine ausschließliche Familienangelegenheit. Man schreckt nicht länger vor einer Ausbreitung zurück; Gruppen verbinden sich miteinander... Die Messe in Lyon kann in die zweite Stelle nach der berühmten Leipziger Messe gestellt werden. Nie die Pariser Messe, hat sie eine internationale Bedeutung erlangt. Außerdem ist Frankreich eifrig bemüht, Ausstellungen im Auslande zu veranstalten. Es wurden Kreuzer gebaut, um Muster französischer Waren in die ganze Welt zu verbreiten. Züge von Ausstellungswagen tragen französische Waren durch Kanada... Die neuen geschäftlichen Anschauungen haben durch die Entwertung des Franken eine Unterstützung erfahren. Die gesunkene Währung hat den französischen Handel durch die Diskrepanz zwischen den Inlandspreisen und den Weltpreisen künstlich stimuliert... Die jetzige Krise ist erstaunlich milde und wird auch kurzlebig sein... Der Franken kann leicht auf der Höhe von 120 für das Pfund gehalten werden. Es gibt eigentlich nur eine Ursache, warum er nicht wieder höher gebracht werden kann, und zwar die große innere Schuld von 300 Milliarden Franken — die fast zehnmal größer ist als die des Vorkriegsbudgets. Frankreich kann 20 Milliarden Papierfranken jährlich für seinen Schuldendienst aufbringen, wenn der Franken auf 125 für das Pfund verbleibt. Aber es könnte nicht dieselbe Summe in Gold finden, wenn der Franken seinen Vorkriegswert hätte. Die Schuldenlast Frankreichs ist, in Franken ausgedrückt, auf das Zehnfache gestiegen, während der Franken sich auf ein Fünftel seines früheren Wertes verminderte. Das bedeutet, daß die Last für den Steuerzahler doppelt so groß ist wie im Jahre 1913... Im Jahre 1925 hat Amerika weniger als 12 % seines nationalen Vermögens für Steuern ausgegeben, England mehr als 22% und Frankreich über 28%. Heute, bei den höheren Abgaben, zahlt Frankreich ungefähr 30% Steuern."

In der „Review of Reviews" schreibt der frühere Korvettenkapitän Kenworthy *über die Schlacht von Skagerrak,* die so heftig in der englischen Presse umstritten wurde, bis sie zu einem Kampf zwischen den Anhängern des Lord Jellicoe und denen des Lord Beatty geworden ist. Es wird Lord Beatty vorgeworfen, daß er die von Admiral Scheer begangenen Fehler nicht ausnutzte und einen geordneten Rückzug der deutschen Flotte gestattete. Von anderer Seite wird Lord Jellicoe angegriffen, weil er die britische Flotte als eine Einheit behandelte. „War es vernünftig, 28 Kampfschiffe, jedes eine viertel Meile von dem anderen entfernt, von den Flottenflagschiffen aus zu dirigieren? Zweimal hat von Scheer sich in eine solche Lage hineinmanövriert, daß ihm vollkommene Zerstörung drohte, und zweimal ließ man ihn entfliehen. Die britische Schlachtlinie war nicht elastisch genug. Ein ähnliches verhängnisvolles Ergebnis der Überzentralisierung war der Fall „Goeben". Damals wurde Admiral Troubridge sogar vor das Militärgericht gestellt, weil er die Flucht der „Goeben" aus der Meerenge von Messina nicht verhindert hatte, aber er wurde freigesprochen, als er seine Instruktionen

vorzeigte. Kenworthy berichtet, daß die Engländer ein Telegramm des Admirals von Scheer auffingen, in dem er einen Rekognoszierungsflug über den Horn Reef Kanal anordnete, aber diese Depesche wurde nicht an die Flotte weitergegeben, und während sich die deutschen Schiffe um das Horn Reef versammelten, glaubte Jellicoe sowohl wie Beatty, sie würden sich auf dem Wege von Helgoland zurückziehen.

In der konservativen „English Review" schreibt Professor Sarolea über die Gründe, die zum Aufblühen des Deutschen Reiches und zu der Niederlage im Weltkrieg geführt haben. Sein Aufsatz ist ein Kampf gegen die These, daß die deutsche Einheit auf den eisernen Kanzler zurückzuführen ist. Er ist der Ansicht, daß „das erste Stadium in der Konsolidierung des modernen Deutschlands das Werk Napoleons war... Das zweite Stadium der staatlichen Festigung war das Werk Talleyrands." Als Talleyrand bei dem Wiener Kongreß seinen Einspruch erhob, bekam Deutschland statt der sächsischen Gebiete, die es forderte, reiche Entschädigung im Rheinland und wurde auf diese Weise der unmittelbare Nachbar Frankreichs. „Das dritte Stadium in der Konsolidierung war das Werk Napoleons III.... Er predigte das Prinzip des Nationalismus, im Namen dieses Prinzips bekämpfte er Österreich und Rußland, erreichte die Einheit Italiens und bahnte den Weg für die Einheit Deutschlands... Die Deutschen halten Bismarck für den Gründer der deutschen Einheit. Die Nachwelt wird einen anderen Standpunkt einnehmen. Ich selbst bin überzeugt, daß *Bismarck kein Erbauer, sondern ein Zerstörer, kein konservativer, sondern ein revolutionärer Staatsmann war*... Es ist sicher, daß auch ohne Bismarck die Expansion des Handels und der Industrie Deutschland zu einer großen wirtschaftlichen Macht zusammengeschmolzen hätte. Es ist ebenso sicher, daß auch ohne Bismarck das Streben der deutschen Erziehung und der Fortschritt der deutschen Wissenschaft Deutschland ein nationales Bewußtsein verliehen hätten." Sarolea spricht ausführlich von den Fehlern, die Bismarck begangen hat. Er weist auf sein Versagen in der Außenpolitik hin, in der er gezwungen war, das Hauptmotiv seiner Politik, die Verständigung mit Rußland, aufzugeben, auf sein Versagen in der Kolonialpolitik — „er war der Schiedsrichter Europas in dem Augenblick, in dem Afrika unter die Mächte verteilt wurde. Er hätte damals nur zu fordern brauchen, aber Bismarck glaubte nicht an Kolonisierung. Seiner Ansicht nach lag Deutschlands Zukunft auf dem Kontinent in Europa —", auf den Fehler seiner Einwilligung gegen besseres Wissen — unter dem Drange der Militaristen — in die Annexion von Elsaß-Lothringen; auf sein Versagen in der inneren Politik, wo unter dem Druck der Sozialistengesetze sich alle Unzufriedenen um die sozialistische Partei scharten; auf seinen Feldzug gegen die römisch-katholische Kirche, durch den er sich die Unterstützung der katholischen Partei verwirkte, anstatt die Katholiken zu Versöhnung der Elsässer und als Gegengewicht gegen die Sozialisten zu benutzen; seinen Kampf mit den polnischen Bauern in Posen und Schlesien, wo er nach Jahren von Verfolgungen einen unrühmlichen Rückzug antreten mußte usw. „Wo hin wir auch blicken, sehen wir die Niederlage nach jedem Erfolg. Er unterminierte, was er bauen wollte, er hetzte die Geister auf, die er hätte versöhnen müssen, er unterschätzte systematisch die moralischen und geistigen Kräfte, die im Gegensatz zu ihm standen... Er legte die Minen die noch 1914 explodieren sollte und half auf diese Weise, ein Gebäude zu zerstören, das er errichten sollte."

In der englischen „Nation" vom 11. Juni wird auf die Bedeutung der Entscheidung hingewiesen, die bei dem jährlichen Kongreß der vereinigten Genossenschaften gefallen ist. Dieser Kongreß hat eine politische Verbindung mit der Labour Party

durch 1960 Stimmen gegen 1843 Stimmen (jede Stimme in Vertretung von 1000 Mitgliedern) ratifiziert. Die lokalen Genossenschaften haben jetzt die Möglichkeit, sich nach Belieben der Labour Party anzuschließen. „Die starke Opposition, die gegen diesen Anschluß herrschte, ist darauf zurückzuführen, daß ein großer Teil der Genossenschaftsbewegung politische Verwicklungen vermeiden wollte, und die Labour Party muß jetzt sehr vorsichtig manövrieren, wenn sie das volle Vertrauen ihrer Verbündeten gewinnen will. Die Genossenschaften besitzen ein Kapital von etwa 180 Millionen Pfund und einen Umsatz von drei Millionen Pfund jährlich. *Diese Ratifizierung bedeutet eine Verstärkung des rechten Flügels der Labour Party.*"

In der „Revue des deux mondes" vom 15. Juni finden wir einen anonymen Artikel unter dem Titel *„Das Ende der Botschaft in Berlin"*, der ohne Zweifel aus der Feder eines höheren Beamten der französischen Botschaft jener Zeit stammt, da er die wesentlichen Einzelheiten enthält, die nur ein in alles eingeweihter Diplomat und Vertrauter des Botschafters selbst wissen konnte. Der französische Verfasser schildert seine Eindrücke von Kiderlen-Wächter und Jagow. Zwischen Kiderlen-Wächter und Cambon war sogar eine Art von Sympathie, jedenfalls eine gegenseitige Achtung vorhanden. „Kiderlen verstand es, die Ausgaben einzustellen, wenn ein Unternehmen sich nicht mehr auszahlte oder wenn man alles erreicht hatte, was man vernünftigerweise erwarten konnte. Er wußte, wieviel Deutschland durch die Fortdauer des Friedens, der zu seinen Gunsten seine tatsächliche Vorherrschaft in Europa konsolidierte, gewinnen konnte, und daß es in einem Waffenkonflikt seine privilegierte Situation aufs Spiel setzte." Im Gegensatz zu Kiderlen kommt Jagow in diesen Erinnerungen schlecht weg. „Dieser Minister war trotz seiner Allüren eines bedeutenden Diplomaten ein hohler Geist, eine Snob ohne Persönlichkeit, und wenn die deutsche Diplomatie keinen anderen Führer hatte als ihn, lief sie Gefahr, irregeleitet zu werden. Die Mediokrität liebt radikale oder heftige Lösungen." Jagow war sich jedoch der Schwierigkeiten jener Zeit vollkommen bewußt, denn es werden die Worte zitiert, die er zu Cambon sagte: „Wir sind wie auf einer Wanderung durch eine gebirgige Landschaft. Kaum haben wir einen schwierigen Gipfel überwunden, sehen wir eine neue steile Höhe vor uns." Der französische Diplomat schildert dann die Stimmung, die Ende des Jahres 1913 herrschte. Er hebt die Tatsache hervor, wie häufig man in Berlin das Wort Krieg hörte. Schon Kiderlen-Wächter hatte einst zu Cambon gesagt: „Sie wollen doch den Krieg!", worauf Cambon erwiderte: „Und Sie wiegen sich zu sehr in Siegesgewißheit." Als im November des Jahres 1913 der belgische König zu einem offiziellen Besuch nach Potsdam kam, führte der Kaiser ein langes Gespräch mit ihm und stellte ihm dann den Generalstabschef Moltke vor. *„Wilhelm II. und Moltke bemühten sich, dem König zu beweisen, daß ein Krieg mit Frankreich unvermeidlich und in allernächster Zeit zu erwarten sei* und daß der Erfolg Deutschlands dank der niederschmetternden Überlegenheit seines Heeres gesichert wäre... Der General von Moltke begnügte sich nicht, seine Bravourarie vor dem König gesungen zu haben; er trug sie noch an demselben Abend dem belgischen Militärattaché vor... Der König, der mit der damals noch sehr verbreiteten Illusion nach Berlin kam, daß Wilhelm II. an der Erhaltung des Friedens interessiert sei, war sehr betroffen, als er beim Kaiser eine ganz entgegengesetzte Meinung fand.. Nach seiner Rückkehr nach Brüssel beauftragte der König seinen Minister in Berlin, den Baron Beyens, über seine Unterredung mit Wilhelm II. und dem General Moltke dem Botschafter Jules Cambon zu berichten, der sie sofort nach Paris übermittelte." Der Verfasser schildert dann den Emp-

fang Cambons beim Kaiser anläßlich des 1. Januar. Der Kaiser, der Cambon sonst eine demonstrative Freundlichkeit bewies, war an diesem Tage grimmig und erbittert. „Ich habe Ihnen einige Male die Hand geboten," sagte er zu Cambon, „Sie haben sie nie ergriffen. Ich werde sie Ihnen niemals entgegenstrecken". Cambon glaubte damals, daß die friedliebende Einstellung des Kaisers eine Umwandlung erfahren habe, aber Baron Beyens war der Ansicht, daß der Pazifismus Wilhelm II. schon immer ein oberflächlicher Firnis gewesen ist. Zu jener Zeit fand man den Kaiser im allgemeinen nervös und gereizt. „Seine schlechte Laune entsprang vielleicht der Verminderung seines persönlichen Prestiges und den Sorgen, die er sich um seine militärische Rolle im Kriegsfalle machte." In diesem Zusammenhang wird ein Ausspruch Moltkes zitiert, den er dem französischen Oberst Serret gegenüber machte: „Wenn es je zu einem Krieg zwischen uns kommen sollte," meinte Moltke, „werden Sie eine Chance haben, und zwar, daß sich unser Kaiser hineinmischen wird". „Am 25. März 1914 aß Cambon bei Jagow. Nach dem Essen nahm von Jagow ihn beiseite und führte mit ihm ein langes Gespräch über das belgische Kongo. Diese Kolonie stände in absolutem Mißverhältnis zu Belgien. Die Kolonisierung müßte überhaupt von den Großmächten und nicht von den kleinen Staaten betrieben werden. Deutschland, in dieser Hinsicht benachteiligt, könnte sich mit Frankreich und England verständigen, um Unternehmungen im Kongo zu gründen. Cambon lehnte diesen Vorschlag ab, und in Erwiderung des ihm von Baron Beyens bewiesenen Vertrauens verständigte er ihn sofort von dem Gespräch mit dem deutschen Minister." Zur Kennzeichnung der Tatsache, wie weit man in Deutschland mit der Kriegsmöglichkeit rechnete, wird noch der Ausspruch des alten Fürsten Henckell von Donnersmarck herangezogen, der sich am 29. April von Cambon mit der Bemerkung verabschiedete, er werde ihn nicht wiedersehen. Als Jules Cambon nach dem Attentat von Serajewo Zimmermann besuchte, bekam er jedoch so beruhigende Versicherungen, daß er auf einige Tage nach Paris fuhr, um mit Viviaini zu sprechen, der an eine friedliche Lösung des Konfliktes glaubte und „keineswegs den Wunsch hatte, seinen Atmsantritt mit einer internationalen Krise zu beginnen". Bei den wiederholten Besuchen Cambons in der Wilhelmstraße erklärte Jagow, er habe keine Ahnung von den österreichischen Forderungen, worauf ihm Cambon erwiderte, es sei doch erstaunlich, daß Deutschland sich bereit erklärte, Forderungen zu unterstützen, deren Tragweite es nicht kannte. Baron Beyens zweifelte die deutsche Unkenntnis an und glaubte an eine abgekartete Sache zwischen den Regierungen. Zu den Demonstrationen, die am 25. Juli vor den Fenstern der französischen Botschaft stattfanden, schreibt der Verfasser: „Das Interessanteste an diesen Demonstrationen war, daß sie sich auf keine Tat, auf kein Vorgehen der französischen Regierung bezogen, an dem Deutschland hätte Anstoß nehmen können." An demselben Tage schreibt Cambon an seine Regierung: Die einzige Macht in Europa, die sich in Berlin noch Gehör verschaffen könne, sei England. Aber noch am Abend desselben Tages erklärte von Jagow: Die deutsche Regierung lehne den Vorschlag der Vermittlung der vier Mächte, den Sir Edward Grey in Berlin unterbreitet hatte, ab." Inzwischen berichteten alle französischen Konsularvertreter aus den Städten Deutschlands über die Vorbereitungen zur Mobilisierung und die Zusammenziehung der Truppen. „Ich habe alle Ursache, zu glauben," schrieb Cambon an seine Regierung, „daß alle Maßnahmen, die man vor der Veröffentlichung einer Mobilisierungsorder treffen kann, bereits unternommen sind und daß man uns zwingen will, unseren Mobilisierungsbefehl zuerst zu veröffentlichen, um

uns mit der Verantwortung zu belasten." Aus den Unterredungen mit Jagow vom 31. Juli entnahm Cambon den Eindruck, daß Jagow an einen Krieg mit England nicht glaubte und daß die Deutschen im allgemeinen die Möglichkeit eines solchen Krieges ausschlossen. Es wird noch ausführlich der Auszug des Botschaftspersonals geschildert, die langen Verhandlungen über den Weg, auf dem die Diplomaten repatriiert werden sollten, bis man sich entschloß, sie über Dänemark reisen zu lassen. Aus dem ganzen Artikel ist es ersichtlich, daß Cambon die Behandlung, die ihm damals das kaiserliche Deutschland angedeihen ließ, bis zum heutigen Tage nicht verziehen hat. Er hat nichts vergessen, nicht die Tatsache, daß es weder ihm noch seinem Personal gestattet war, mehr als einen Koffer mitzunehmen, daß der Zug weder Schlafwagen noch Speisewagen führte, daß er selbst wie ein Gefangener oder, wie er es später sagte, wie ein gefährlicher Gefangener bewacht wurde, denn alles wird in diesen Erinnerungen mit einer frischen Bitterkeit geschildert. Es wird auch die unerfreuliche Tatsache berichtet, daß bei der letzten deutschen Station der Kommandant der Bewachungstruppe, die den Zug begleitete, ein Major von Rheinbaben, um 11 Uhr nachts beim Botschafter erschien und ihm mitteilte, er könne den Zug nur dann bis zur dänischen Grenze fahren lasen, wenn man den vollen Preis dafür bezahlt. Der Scheck des Botschafters auf die Bleichröder-Bank in Berlin wurde abgelehnt, und nur mühsam brachte man nach einer Sammlung unter den Mitreisenden die erforderlichen 5000 Franken zusammen.

Aus diesen Erinnerungen, denen noch die ganze Verstimmung des persönlichen Erlebnisses anhaftet, wird manches Ressentiment verständlich, das hie und da in den Entschließungen der Botschafterkonferenz zu spüren ist.

In der „Revue de Paris" vom 1. Juni finden wir einen Artikel von Pierre Bernus unter dem Titel *„Frankreich und Italien"*, der einen der heftigsten Angriffe auf Italien enthält, die man in der auch sonst keineswegs freundlich gesinnten französischen Presse lesen konnte. Die meisten Angriffe gegen Italien richten sich jedoch in erster Linie gegen das faschistische Regime. Aber der Artikel von Bernus, der von der Voraussetzung ausgeht, daß die Regierungsform Privatsache eines Volkes sei, rechnet unbarmherzig mit der gesamten italienischen Politik der letzten Jahre ab. Dieser Aufsatz gibt trotz der hie und da eingestreuten Sätze über die Möglichkeiten einer französisch-italienischen Verständigung den kurz vor dem Kriege geschriebenen Artikeln gegen Deutschland nichts an Schärfe nach. Bernus schreibt: *„Eines der verlogensten und vielleicht verhängnisvollsten Klischees ist das von der „lateinischen Brüderschaft"*. Man findet es überall und immer, wenn es sich um Beziehungen zwischen Frankreich und Italien handelt... Aber in Wahrheit gibt es keine lateinische Rasse... Mit Ausnahme gewisser Bevölkerungskreise im extremen Süden sind die Franzosen in ihrer Gesamtheit mit den Italienern oder den Spaniern — oder sogar den Brasilianern oder Argentiniern — nicht näher verwandt als mit den Engländern oder den Deutschen... Es gibt eine französische und eine italienische Zivilisation, die schon seit dem Mittelalter vollkommen voneinander getrennt sind, es gibt keine lateinische Zivilisation... Die Erinnerung an Magenta und Solferino hat uns glauben lassen, daß es ein besonderes Band zwischen den beiden Ländern gibt und daß sie derselben Familie angehören. Seit dieser Zeit ist die Formel von den lateinischen Schwestern populär geworden... Die wiederholten Erfahrungen haben nicht vermocht, diese Fata Morgana zu zerstreuen... Und es ist doch eine Tatsache, die in die Augen springt, daß Italien seit seiner Umformung in einen unabhängigen Staat sich viel häufiger im feindlichen Lager als auf Frankreichs Seite be-

land... Das französisch-piemontesische Bündnis vom Jahre 1859 und die militärische Zusammenarbeit von 1915 bis 1918 sind vereinzelte Ereignisse in einem langen Zeitraum, in dem die beiden Länder beinahe dauernd in Gegensatz zueinander standen... Frankreich und Italien von 1927 könnten zwar wie Frankreich und England von 1904 die Ursachen des Konfliktes beheben, aber wir müssen es im vorhinein sagen, *daß die französisch-italienische Aufgabe von 1927 schwieriger und prekärer ist als die französisch-englische des Jahres 1904.*" Bernus bekämpft dann die Ansicht, daß es Bismarck war, von dem die Idee des Dreibundes ausging. „In Wirklichkeit war es Italien, das sich an dem Bündnis der beiden Zentralmächte vom 7. Oktober 1879 beteiligen wollte, und sein Wunsch wurde zuerst ablehnend aufgenommen." Bernus erinnert an den Brief Bismarcks vom 8. November 1880 an den deutschen Botschafter in Rom, in dem dieser deutlich abwinkt, und an den Widerstand in Wien. „Aber das Kabinett in Rom drängte mit einer so zähen Beharrlichkeit, daß man ihm letzten Endes nachgab... Der zweite Dreibundsvertrag vom 18. Februar 1887 nahm einen ganz anderen Charakter an. Der reine Defensivpakt von 1880 wurde zum Offensivpakt, und zwar einzig und allein zugunsten Italiens, das diese Umformung mit Nachdruck verlangte... Artikel 4 sah territoriale Annexionen Italiens auf Kosten Frankreichs vor." Bernus hebt weiter hervor, daß in alle Dreibundverträge unter dem Druck Italiens eine Spitze gegen Frankreich eingebracht wurde... „In Wirklichkeit hat Italien bis zum Eintritt in den Krieg im Jahre 1915 sich die Möglichkeit offen gelassen, je nach den Umständen gegen Frankreich oder mit Frankreich zu gehen. Wenn in dem Zeitraum zwischen August 1914 und Mai 1915 *Österreich-Ungarn* bereit gewesen wäre, Italien lockende Angebote zu machen, ist es sehr wahrscheinlich, *daß Italien sich der Koalition der Alliierten nicht angeschlossen hätte.*" Die italienische Haltung war durch die Rücksicht auf England bestimmt, denn in der italienischen Politik spielt England dieselbe Rolle wie die Vereinigten Staaten in der britischen. Es ist für die schmale italienische Halbinsel zum Dogma geworden, in guten Beziehungen zu der größten Seemacht zu stehen. „Als Mitglied des Dreibundes und zugleich in sehr guten Beziehungen zu der Entente befindlich, stand Italien die Möglichkeit der Wahl offen, als der Weltkrieg ausbrach. Man darf sich keine Illusionen machen. Es ist klar, daß, wenn Deutschland, wie es der große Generalstab in Berlin hoffte, in einigen Wochen Frankreich zermalmt hätte, um sich dann siegreich gegen Rußland zu wenden, Italien sich mit der vollzogenen Tatsache abgefunden und mit Deutschland verständigt hätte... Seit Beendigung des Krieges fühlt sich Italien durch die Friedensverträge benachteiligt... Italien glaubt, daß das wichtigste Hindernis in der Realisierung seiner Expansionswünsche von Frankreich ausgeht." Zu den Zusammenstößen an der französisch-italienischen Grenze bemerkt Bernus: „Man darf nicht vergessen, daß diese unglückseligen Zwischenfälle sich alle auf italienischer Seite abgespielt haben, und daß man nichts Ähnliches in Frankreich verzeichnen kann, trotzdem die Anwesenheit von Hunderttausenden von Italienern dort zahlreiche Gelegenheiten hätte bieten können. Die französische öffentliche Meinung gibt den Beweis einer ungeheuren Geduld. Wenige Völker wären wohl fähig, mit einer derartigen Großzügigkeit so ernste und häufige Beleidigungen zu ertragen... Alle Ausländer, die in der letzten Zeit in Italien weilten, haben bemerkt, *daß in der Bevölkerung sich die Idee eines beinahe unvermeidlichen Krieges, in dem Frankreich der Hauptgegner Italiens wäre, verankert hat...* In mancher Hinsicht entspricht der Geisteszustand, der heute in Italien herrscht, dem Deutschlands in den Vorkriegsjahren. Die Ideen sind

dieselben, und auch die Methoden beginnen analog zu werden. Man könnte sogar sagen, daß Italien die Politik Deutschlands und Österreich-Ungarns vor 1914 zu übernehmen beabsichtigt. *Seine Haltung gegenüber Frankreich und die Forderungen, die in seiner Presse laut werden, sind denen der Zeit Wilhelms II. ähnlich.* Andererseits ist sein Verhalten auf dem Balkan an dem Beispiel der alten Monarchie geschult. Durch den Antritt dieses doppelten Vermächtnisses scheint Italien eine Last übernommen zu haben, unter der zwei Reiche zusammengebrochen sind." Bernus entwirft noch eine ausführliche Parallele zwischen dem Verhalten des wilhelminischen Deutschlands und dem Italiens, zwischen dem italienischen Expansionsdrang und dem deutschen Drang nach dem Osten, und er kommt zu der Schlußfolgerung, daß es für Frankreich notwendig sei, die Alpengrenze zu schützen und eine Flotte zu besitzen, die derjenigen Italiens überlegen wäre. Er spricht dann über die Möglichkeiten einer friedlichen Regelung, die seiner Ansicht nach jedoch sehr schwierig zu verwirklichen ist und von Frankreich nicht zu teuer bezahlt werden darf, und er schließt mit der Mahnung Macchiavellis: „Es ist ein bei allen Menschen gemeinsamer Irrtum, daß sie ihren Hoffnungen keine Grenzen zu setzen verstehen; sie stützen sich auf sie, ohne ihre Kräfte geprüft zu haben und werden dann in den Sturz mitgerissen."

In der „Revue de Paris" vom 15. Juni schreibt Graf d'Ormesson über die *Räumung des Rheinlandes.* Die Bedeutung dieses Artikels liegt in der Tatsache, daß Graf d'Ormesson, der aus einer Diplomatenfamilie stammt (sein Bruder ist französischer Gesandter in München) und sich erst seit einigen Jahren der Publizistik gewidmet hat, als einer der besten Exponenten der französischen öffentlichen Meinung mittlerer Richtung angesehen werden kann. Er ist eher ein Mann der Rechten zu nennen, es fehlt ihm jedoch die kurzsichtige Glut des Nationalismus und seine große internationale Kultur erlaubt ihm, auch den Standpunkt des politischen Gegners zu begreifen und zu werten. Sowohl vom übertriebenen Chauvinismus wie vom übertriebenen Optimismus der französischen Linken frei, bietet Graf d'Ormesson einen ungetrübten Spiegel, in dem sich die durchschnittliche französische Einstellung, sozusagen die Resultante der politischen Kräfte in Frankreich genau abzeichnet. Jedenfalls sind die Widerstände, die sich der Verwirklichung der deutschen Wünsche entgegenstellen, aus der kühlen und gemessenen Darlegung des Grafen d'Ormesson am besten ersichtlich. In seinem Artikel geht er von der folgenden Voraussetzung aus: „Alle, die sich nicht mit Phrasen begnügen und der Wirklichkeit ins Auge schauen können, wissen, daß das Jahr, in dem wir uns befinden, *für die deutsch-französischen Beziehungen kritisch sein wird,* und daß die Zweideutigkeit von Locarno sich bei der Frage des Rheinlandes voll enthüllen wird. Wir wollen gerecht sein. Wir müssen anerkennen, daß der deutsche Wunsch nach der Befreiung der Gebiete von Koblenz und Mainz von der fremden Besatzung erklärlich ist. Frankreich hat in den Jahren 1815 und 1870 dasselbe durchgemacht. Die nationalen Empfindlichkeiten unserer früheren Gegner dürfen uns nicht in Erstaunen setzen. Was uns jedoch wundert, ist die Art, in der sie sie zum Ausdruck bringen und die Argumente, deren sie sich bedienen." Graf d'Ormesson bekämpft die bequeme These, hinter der sich so viele Franzosen verschanzen, daß es überhaupt keine Frage der Evakuierung gäbe. Er erkennt an, daß in den Augen der Deutschen zwei Gründe, ein psychologischer und ein juristischer, die Beendigung der Rheinlandbesetzung rechtfertigen. Er bringt den psychologischen Gründen Deutschlands volles Verständnis entgegen — „denn wie soll man nicht anerkennen, daß die Behauptung Deutschlands, *Annäherung und Besatzung seien zwei*

Begriffe, die ebensowenig einer nach dem anderen wie einer neben dem anderen vorstellbar sind, etwas Wahres enthält?" — er meint jedoch, daß die Frage durch Einführung des juristischen Argumentes auf eine andere Ebene geschoben wurde und bemüht sich, die deutschen Argumente zu entkräften. Seiner Ansicht nach kann man nicht anerkennen, daß Deutschland den ihm aus dem Vertrag erwachsenen finanziellen Verpflichtungen Genüge geleistet hat. „Wir befinden uns noch *in der Vorbereitungsperiode des Dawes-Planes.* Die volle Annuität ist noch nicht transferiert worden, und obwohl der Plan bis jetzt regelmäßig funktioniert hat, können wir dieses unvollkommene Experiment nicht als abgeschlossen und nicht als eine genügende Garantie für die Zukunft betrachten... Erst vom 1. September 1928 wird der Dawes-Plan in seinem ganzen Ausmaße in Kraft treten." Graf d'Ormesson weist auf die Angriffe der deutschen Presse gegen den Plan Dawes' hin, die deutlich zeigen, daß mindestens 99% der Deutschen den Dawes-Plan für undurchführbar halten. Aus der bloßen Möglichkeit eines eventuellen Angriffes auf den Plan Dawes' folgert Graf d'Ormesson, daß die Bestimmungen des Artikels 431 nicht als erfüllt betrachtet werden können, und es sei nicht möglich, nach einmal erfolgter Räumung den Artikel 430, der im Falle einer Nichterfülung die Wiederbesetzung der genannten Zonen gestattet, anzuwenden, ohne einen ernsten Konflikt heraufzubeschwören. Aber nicht nur die Erfüllung der finanziellen Verpflichtungen, sondern auch die Sicherheit gegen einen nicht herausgeforderten Angriff Deutschlands, die Artikel 429 verlangt, sieht Graf d'Ormesson nicht als hinreichend an. Die Reden der nationalistischen Führer, die Angriffe auf die deutsch-polnische Grenze, die Umzüge des Stahlhelms, die Möglichkeiten eines Wechsels im Außenministerium sind für den Durchschnittsfranzosen, wie ihn Graf d'Ormesson repräsentiert, „nicht hinreichende Sicherheiten". Aber Graf d'Ormesson sieht zugleich ein, daß sich Frankreich mit diesem rein negativen Standpunkt nicht begnügen kann, und er bemerkt richtig, daß die Räumung keine französische, sondern eine interalliierte Frage ist. „Haben sich die absoluten Verneiner, die das Rheinlandproblem als nicht vorhanden betrachten wollen, gefragt, ob England und Belgien denselben Standpunkt einnehmen? Erinnern sie sich nicht, daß vor ungefähr drei Jahren die französische Regierung die These aufrecht erhielt, daß die Besetzungsfristen noch nicht zu laufen begonnen haben und daß England — so eindringlich auch unsere Erklärungen waren — diesen Standpunkt nicht gelten ließ? Seit zwei Jahren ist bereits die Kölner Zone evakuiert worden. Dieser Präzedenzfall mußte uns die Nutzlosigkeit und die Unzweckmäßigkeit der intransigenten Haltung vor Augen führen." Die Argumentierung des Grafen d'Ormesson läuft daher, wenn man sie aus den komplizierten Wendungen herausschält, ungefähr darauf hinaus, daß eine direkte Verständigung zwischen Frankreich und Deutschland dem auf dem Umwege über England auf Frankreich ausgeübten Druck vorzuziehen sei. Aber eine radikale Lösung der Rheinlandfrage durch die Räumung ist trotzdem nach der Ansicht d'Ormessons unmöglich. Die Besetzung hat einen dreifachen Sinn gehabt. Sie war eine Sicherheitsmaßnahme, ein Reparationspfand und eine allgemeine Garantie zur Durchführung des Vertrages. Graf d'Ormesson hat begriffen, wie wenig verständlich den Deutschen die französische Forderung nach Sicherheit sei und erklärt sie durch die Erinnerungen an die Fehler des kaiserlichen Deutschlands und die berühmte damalige Deutung der Verträge. Aus den Bestimmungen der Artikel 42 bis 43 hebt Graf d'Ormesson die eine hervor, die Deutschland die Beibehaltung aller Vorkehrungen für eine Mobilmachung untersagt. Unter den „materiellen Vorkehrungen" versteht er die Eisenbahner

und meint: „Es ist für uns schon eine Sicherheitsmaßnahme, deren Wert man gar nicht genug bei uns begriffen hat, daß sich an der Spitze der Reichsbahn als Agent des Dawes-Planes ein französischer Ingenieur befindet." Ein Recht der Kontrolle (Graf d'Ormesson nennt es vorsichtig un droit de regard) des rheinischen Eisenbahnnetzes muß den alliierten Vertretern gewährt werden, die nachher Vertreter des Völkerbundes werden könnten und diese Kontrolle müßte eine der technischen Maßnahmen bilden, die als Grundlage eines Abkommens zwischen Deutschland und den Alliierten dienen können." Das Verbleiben der Eisenbahnkontrolle im Rheinland betrachtet er als Vorbedingungen der Räumung. Die zweite bezieht sich auf die Erfüllung der finanziellen Verpflichtungen. Hier sieht Graf d'Ormesson ein, daß, wenn der Dawes-Plan von September 1928 an sich voll auswirken wird, und Frankreich gezwungen sein wird, 52% der Annuität aufzunehmen, die gesamte französische Wirtschaft in Unordnung geraten wird und die Produktion durch das Übermaß der deutschen Einfuhr leiden muß. Er schlägt daher eine Kommerzialisierung der deutschen Schuld auf der Grundlage der Zahlen des Dawes-Planes und ihre Umformung in die Zusammenarbeit der großen Unternehmungen in Frankreich und in den Kolonien vor. Der beste Weg zur Erreichung dieses Zieles wäre nach Graf d'Ormesson die französische Initiative *einer Zusammenberufung von drei Konferenzen internationaler Sachverständiger*, von denen sich die erste mit dem Plan der Kommerzialisierung der deutsch-interalliierten Schuld, dem Entwurf großer Arbeiten, die auf Rechnung Frankreichs, durch die deutsche Industrie in Verbindung mit der französischen, ausgeführt werden sollen, die zweite mit dem Plan der Mobilisierung in Etappen und Tranchen der Industrie- und Eisenbahnobligationen und die dritte mit der Regelung der interalliierten Schuld auf der Basis des Londoner und Washingtoner Abkommens beschäftigen würde.

In der „Revue des Vivants" vom Juni veröffentlicht De Monzie als Präsident der französisch-russischen Konferenz einen Artikel unter dem Titel: *„Die Wahrheit über die französisch-russischen Verhandlungen"*, in dem er sich in seiner temperamentvollen Art gegen alle Angriffe verteidigt, die von den verschiedensten Seiten gegen die Konferenz erhoben wurden. Er wehrt sich gegen den Vorwurf der Verschleppung der Verhandlungen und meint boshaft, es hätte nur einen Vertrag gegeben, der schnell zustande gekommen wäre, und zwar der Versailler Vertrag, und der wäre auch demnach ausgefallen, sei der Anfang unendlicher Prozeduren, Verhandlungen und Kommissionsarbeiten statt der Abschluß von Schwierigkeiten gewesen. Er verteidigt sich auch gegen den Vorwurf, der in dem mißtrauischen Frankreich so oft erhoben wird, daß die Mitglieder der Kommission an der Verschleppung der Verhandlungen interessiert sind, und durch wechselnde Communiqués die Börsenpapiere zum Steigen oder Fallen brachten. Als eines der ernstesten Hindernisse der Verständigung bezeichnet De Monzie die Tatsache, daß „sich die Sowjetregierung nicht zum fair play der Völker bekennt, das heißt nicht das Minimum von Loyalität berücksichtigt, die für die internationale Harmonie erforderlich ist." De Monzie zitiert die Worte, die Paul I. an Bonaparte schrieb und fügt hinzu: „Auch wir möchten der Welt den Frieden und die Ruhe zurückgeben, aber der bolschewistische Rivale Talleyrands, Tschitscherin, versteht es ebensowenig wie Talleyrand, seine Wünsche nach den Erfordernissen des Friedens zu richten."

In derselben Nummer behandelt de Jouvenel den Bruch Englands mit Rußland und die Möglichkeit einer Einheitsfront gegen die Bolschewisten. Er meint, daß es für Frankreich weder schwierig noch gefährlich wäre, sich auf demselben Felde zu finden, auf

dem heute schon England und Italien stehen. „Aber wir sind es den 16 000 Besitzern russischer Renten schuldig, wenigstens den Versuch zu machen, sie zu schützen ... Wir haben die russische Solidarität geschaffen, indem wir um Rußland einen Stacheldrahtverhau, wie Clemenceau sagte, errichteten. Rußland schafft nun seinerseits die europäische Solidarität durch den Komplott, den es gegen unsere gemeinsame Zivilisation schmiedet." Jouvenel zitiert das Manifest der Orientliga von Tokio: „Frieden und Glück werden den Menschen erst an dem Tage beschieden sein, an dem Asien die Weißen besiegt." Und er fügt hinzu: „Die Unternehmungen des europäischen Ehrgeizes haben einen asiatischen Nationalismus geweckt. Aus dem Wahnsinn des russischen Kommunismus wird vielleicht ein europäischer Patriotismus entstehen."

Die von Victor Margueritte herausgegebene „Evolution" veröffentlicht Auszüge aus dem Buch des Freundes von Wilson, James Kerney, das unter dem Titel *„Die politische Erziehung Woodrow Wilsons"* erschienen ist. In diesen Aufzeichnungen sehen wir den verbitterten Wilson, dessen Politik Schiffbruch erlitt. „Ich möchte es erleben, daß Deutschland Frankreich davonfegt," soll Wilson eines Tages gesagt haben. Kerney schreibt: *„Die Politik Frankreichs in der Ruhr hat ihn mit Verachtung erfüllt,* und er sprach voller Ekel von dem Undank und der Gemeinheit Frankreichs, das dank der amerikanischen Großzügigkeit den Krieg gewonnen hat ... Er sprach mit einer tiefen Verachtung von allen französischen Politikern. „Sie haben mich alle belogen, mit Ausnahme von Loucheur" ... Wilson empfand eine ungeheure Antipathie gegen Poincaré, dem er eine verhängnisvolle Rolle bei dem Ausbruch des Krieges zuschrieb ... Es ist schwer, sich eine tragischere Situation vorzustellen als die eines Menschen, der Jupiters Blitz in den Händen hatte und der sich plötzlich nicht mehr in der Lage sieht, die Ereignisse zu beherrschen und die Menschen zu bestrafen, die ihm ihre Macht verdanken ... *Er betonte immer wieder, „Loucheur sei der einzige Franzose, der ihn nicht enttäuscht habe."*

In der „Gerarchia" vom Ende Mai, als deren Herausgeber noch immer Mussolini zeichnet, behandelt Attilio Tamaro den *ungarisch-italienischen Freundschaftsvertrag.* Er weist auf die historische Verbundenheit von Ungarn und Italien hin und die schnelle Annäherung der beiden Völker nach dem Kriege. „Und doch fehlt den italienischen Politikern und den feigen Ministern und Diplomaten, die in Paris unseren Sieg erdrosselten, die Erkenntnis, daß der Vertrag von Trianon, der den französisch-slawischen Interessen entsprang, sich nicht nur zum Schaden Ungarns, sondern auch zu dem Italiens auswirkte." Er spricht dann von der neuen Dynamik, die die auf Grund der Verträge von Sant Germain und Trianon entstandenen Beziehungen radikal änderte. Diese unvermeidliche Evolution ist heute noch betonter und hat einen neuen Aspekt angenommen. Der Vertrag von Trianon entsprang dem Interessengegensatz, der sich während des Krieges zwischen Italien und Ungarn herausgebildet hat. Heute erklären beide Staaten, daß sie keine entgegengesetzten, sondern nur identische Interessen haben. *Der neue Freundschaftsvertrag verlangt eine allgemeine Verschiebung des Kräfteverhältnisses in Mitteleuropa.* Die historische Basis des Vertrags von Trianon ist gestürzt, obwohl kein Buchstabe des Vertrages geändert wurde. Es hat sich ein neues Gleichgewicht gebildet, oder besser gesagt, es bildet sich ein wirklich bleibendes Gleichgewicht heraus. Früher stand Ungarn isoliert auf der einen Seite und fand sich den vereinigten Kräften der Kleinen Entente gegenüber, die langsam allmählich an Kraft eingebüßt hat ... Heute ist die Situation vollkommen verändert, *Das Gleichgewicht der mitteleuropäischen Kräfte wird jetzt von dem Italien Mussolinis bestimmt und gehalten ...* Es unterliegt keinem Zweifel, daß der

italienisch-ungarische Vertrag, mit dem Mussolini die ganze Macht Italiens in das Leben Mitteleuropas hineinträgt, die Stellung, den Wert und die Hoffnungen, die die Slawen auf die Kleine Entente setzten, ab imis veränderte. Die Konferenz von Joachimsthal schloß trotz aller Versuche der diplomatischen Rhetorik mit einem Fazit gleich Null ab." In bezug auf die monarchistische Frage, die die beiden Regierungen in Rom besprochen haben sollten, schreibt Tamaro: „Graf Bethlen hat diese Nachricht dementiert, und wir haben keinen Grund, daran zu zweifeln. Es empfiehlt sich nur, darauf aufmerksam zu machen, daß, während im Vertrag von Trianon Ungarn ohne Bezeichnung der Staatsform angeführt wird, es im Vertrag von Rom heißt: „Königreich Ungarn". Auch Horthy wird als der Verweser des ungarischen Königreiches bezeichnet. Dies ist, soviel ich weiß, der erste Fall, in dem diese Bezeichnung in einem wichtigen internationalen Dokument vorkommt, und sie setzt wohl eine Anerkennung der Monarchie voraus, in der Horthy Regent wäre (wie ihn auch Mussolini in seiner Rede genannt hat), das heißt ein provisorischer Verwalter im Namen des künftigen Königs. Das ungarische Volk erkennt einstimmig seinen Zustand als den eines Königreichs an, in dem der Herrscher am Regieren verhindert ist. Die Bedingungen, die die übergroße Mehrheit der Ungarn, an erster Stelle Graf Bethlen, dem künftigen König stellen (der Verzicht auf irgendeinen legitimistischen Anspruch auf Österreich und die Annahme einer ausschließlich und streng auf Ungarn beschränkten Herrschaft) stehen im Widerspruch zu den legitimistischen und imperialistischen Ideen der Kaiserin Zita, wodurch die Lösung der monarchistischen Frage beträchtlich verzögert wird."

In derselben Nummer schreibt Carlo Foa über den Bevölkerungszuwachs und die nationale Lebensmittelversorgung. Er entwickelt die These, die der Duce in folgende Schlagworte zusammengefaßt hat: „Die Flucht nach der Stadt nimmt in Italien beunruhigende Formen an. Es ist notwendig, Italien zum Landleben zurückzubringen, selbst wenn man dazu Milliarden Lire und ein halbes Jahrhundert erforderlich wären." Foa hebt den Unterschied zwischen der Lebensmittelversorgung in anderen Ländern und der in Italien hervor: „Jeder Einwohner der Vereinigten Staaten verfügt über Lebensmittel, die 1 866 255 Kalorien entsprechen. Ein Belgier verzehrt 1 432 500 Kalorien, ein Engländer 1 380 000 Kalorien, ein Franzose 1 358 000 und ein Italiener nur 910 000 Kalorien. Noch größer als der qualitative Mangel ist der geringe energetische Wert der italienischen Lebensmittel, weil ihnen die Eiweißstoffe animalischen Ursprungs fehlen. Diese Albumine bilden 21% der kraftbildenden Nahrung in den Vereinigten Staaten, 19,3% in England, 7,9% in Frankreich und 3,4% in Italien." Um den Mangel an eiweißhaltiger Nahrung zu beheben, hat Mussolini neben der von ihm angeordneten Campagna del grano die ausgedehnte Kultur der aus China eingeführten Sojabohne gefordert. *„Die Sojabohne enthält im Unterschied zu allen anderen pflanzlichen Nahrungsmitteln Albumine, die die tierischen Eiweißstoffe bei der Ernährung der Menschen ersetzen können.* Sie enthält 18% Öle, 15% Proteine und 28% Kohlenhydrate. Ein Kilogramm des aus der Sojabohne gewonnenen Mehls hat denselben Kalorienwert wie 3,63 Kilogramm mageren Rindfleisches oder 6,5 Liter Milch und enthält so viel Albumine wie 2 Kilogramm mageren Rindfleisches, 67 Eier oder 3,5 Liter Milch. Im Jahre 1919 betrug die Ausfuhr der Sojabohne aus China 1,5 Millionen Deppelzentner und sie ist fast vollständig von Amerika aufgenommen worden. In Japan umspannte das im Jahre 1918 mit Sojabohnen bebaute Gebiet 428 000 Hektar. England hat im Jahre 1919 7359 Tonnen Sojaöl eingeführt. Italien, das Land der Olive, hat trotzdem einen empfindlichen Mangel an Öl, und schon seit

dem Jahre 1922 sind Tausende von Doppelzentnern des besten Sojaöls aus dem Auslande eingeführt und in Italien raffiniert worden... Die Sojabohne bleibt unter allen pflanzlichen Alimenten die einzige Nahrung, die imstande ist, das tierische Eiweiß zu ersetzen."

Die „Rassegna Italiana" widmet einen Teil ihrer Mainummer dem italienischen Kolonialproblem. Es wird immer wieder die *Forderung nach einer Ausdehnung des italienischen Kolonialbesitzes* erhoben. Es wird darauf hingewiesen, daß in Tripolis nur 17 800 qkm, das heißt ungefähr 2% des gesamten Gebietes, von weißen Einwohnern bestellt werden, in Cirenaica 25 000 qkm, das heißt 4% des Gesamtgebietes. Im Somaliland können nach der Abtretung des Jubalandes die Gebiete an den großen Flüssen verwertet werden. „Aber alles in allem kann die italienische Auswanderung nur in einem geringen Maße in diesen Kolonien aufgenommen werden. Man schätzt, daß in zehn Jahren 150 000 Kolonisten in Tripolis und 200 000 in Cirenaica aufgenommen werden können. In den anderen Kolonien, in Eritrea und Somaliland wird die landwirtschaftliche Ausnutzung von lokalen Arbeitskräften geleistet. Vom Standpunkt der Rohstoffe sind die Verhältnisse für Italien in den Kolonien nicht günstiger. Es fehlt fast vollkommen an Bergwerken, und die tropischen Kultivationen, die zu den reichsten gehören, befinden sich erst in ihren Anfängen. Inzwischen *nimmt die Bevölkerung Italiens jährlich um eine Provinz zu.* Die politischen und wirtschaftlichen Verhältnisse Europas und Südamerikas und die Einwanderungsverbote Nordamerikas verhindern die Italiener daran, Arbeit in fremden Ländern zu finden. *Die Vereinigten Staaten allein weisen jährlich 300 000 italienische Arbeiter zurück.*" In den Untersuchungen über Tripolis wird erwähnt, daß diese Kolonie sich unter italienischer Verwaltung fabelhaft entwickelt hat. „Die Einkünfte sind in den Jahren 1923/1924 um 40 Millionen, in den Jahren 1925/1926 um 70 Millionen gestiegen, ein Ergebnis, das Frankreich erst nach 80 Jahren der Besetzung erreichte."

Antonina Vallentin.

Russische Rundschau.

Die Bedeutung der russischen Presse besteht darin, daß sie in ihrer Gesamtheit zwar nicht die individuelle Ansicht der Verfasser wiedergibt, doch als der Ausdruck der offiziellen Auffassung zu bewerten ist. Die verschiedenen Schattierungen dieser Presse im Gegensatz zu der europäischen sind demnach nicht nach ihrem Ursprung und Quelle, sondern nach der Adresse und der zu erzielenden Wirkung zu unterscheiden.

In der vom Narkomindel (wörtlich: Volkskommissariat auswärtiger Angelegenheiten) herausgegebenen offiziellen Monatsschrift „Mezdunarodnaja Szisn" („Internationales Leben") Nr. 4 in einem Artikel „Die Tendenzen der inneren Entwicklung Englands" untersucht der Verfasser F. Nowinski die Entwicklung Englands seit dem Kohlenstreik vom Jahre 1926. Der Verfasser stellt fest, daß das politische Antlitz Englands seither sich stark gewandelt hat. Die Verschärfung des sozialen Kampfes hat zu einer anderen Kräfteverteilung sowohl zwischen den Klassen als auch innerhalb derselben geführt, wobei dieser Prozeß sich gegenwärtig noch weiter auswirkt. Besonders auffallend machte sich der schnelle Übergang des Bürgertums von der Politik des sozialen Friedens zur Politik der starken Hand bemerkbar. Die Differenzierung zwischen beiden Flügeln der Arbeiterpartei ist infolge des Kohlenstreiks, dessen Auswirkung man kaum überschätzen kann, viel deutlicher geworden. Für den

linken Flügel besteht die Schwierigkeit darin, daß die einstigen Schlußfolgerungen aus seiner Position nur revolutionärer Natur sein könnten, wozu jedoch auch die links orientierte englische Arbeiterschaft ihrer ganzen Vergangenheit nach ideologisch nicht genügend vorbereitet ist. Der rechte Flügel, insbesondere die Führer der Gewerkschaften, tritt für den sozialen Frieden ein, aus Gründen, die teilweise vorübergehender finanzieller Natur — die bedeutende Abnahme der Fonds der Trade Unions — hauptsächlich aber prinzipiellen Charakters sind, da der vorjährige Streik ihnen deutlich genug zeigte, daß jeder Kampf für die Verbesserung der Lage des englischen Arbeiters bei der jetzigen ökonomischen Lage Englands sie in die Notwendigkeit versetze, revolutionäre Methoden in Anwendung zu bringen. Aus diesem Grunde suchen sie um jeden Preis unter Aufrechterhaltung des status quo den sozialen Frieden zu erhalten, finden aber bisher kein Entgegenkommen, was ihre Stellung gegenüber der linken Richtung außerordentlich erschwert. Trotz der zunehmenden Feindschaft des englischen Bürgertums gegenüber der Sowjetregierung glaubt der Verfasser jedoch, daß in der Kriegsfrage gegen Sowjetrußland die Führer der englischen Arbeiterpartei nicht in der Lage sein werden, ihre Kompromißpolitik mit dem Bürgertum durchzusetzen, denn *zu den wenigen Ideen, die in der englischen Arbeiterbewegung noch jetzt fest verankert sind, gehört zweifellos der Kampf gegen einen Krieg mit Sowjetrußland.*

In derselben Monatsschrift behandelt Postscript, unter welchem Pseudonym man — ob mit Recht oder Unrecht entzieht sich unserer Kenntnis — Tschitscherin vermutet, *die Stellung der Mächte zu China.* „Das Bürgertum in der Periode seines Aufstiegs hatte viel größeres Verständnis für die geschichtliche Entwicklung als jetzt, sogar die große Bewegung, wie wir sie jetzt in China beobachten, und die sich schon seit 16 Jahren, vom Moment der Unterzeichnung der Eisenbahnanleihe am 5. April 1911 mit steigender Kraft entwickelt hat, scheint ihm eine Episode oder gar eine Art der Insubordination, die man mit den üblichen Mitteln der Macht, List, Drohung usw. beseitigen muß. Daraus folgt u. a., daß am ganzen Unglück nur die Bolschewiken Schuld tragen. Zweifellos trägt auch unsere Revolution an manchem Schuld. Sie hat den Weg geebnet, wie es seinerzeit auch die große französische Revolution getan hat. Insofern bestreiten wir unsere Schuld nicht, in Wirklichkeit aber beschuldigt man uns der direkten Mittäterschaft und beinahe Urheberschaft, das aber zeigt, daß dem Bürgertum der Sinn der historischen Ereignisse entgangen ist. Auf dieser Auffassung beruht aber die ganze Taktik der imperialistischen Mächte. Borodin zu verjagen, sich von der Anwesenheit unserer offiziellen Vertretung in Peking und anderen Stellen zu befreien, eine Scheidewand zwischen dem Norden und dem Süden zu errichten — darin besteht das unkluge praktische Programm der Imperialisten... Sie sind tief davon überzeugt, daß nur die Anwesenheit unserer „Agenten" der chinesischen Revolution ihre gegenwärtige Ausdehnung und Richtung verliehen hat, und daß infolgedessen die Entfernung dieser Agenten die erste und Hauptbedingung zur Bekämpfung dieser Revolution sei.... Diesen Teil der Aufgabe haben die Imperialisten mit Erfolg durchgeführt: sie haben unsere Vertretung in Peking liquidiert, in anderen Stellen dieselbe unter Bedingungen gestellt, die jede Tätigkeit ausschließt, die Kommunisten und Arbeiter werden unerhörten Verfolgungen ausgesetzt, das chinesische Bürgertum gründlich terrorisiert, im Kuomintang selbst hat eine tiefgehende Spaltung stattgefunden, und die Bürgerlichen mit dem Hauptkommandierenden Tschiang-Kai-Tchek an der Spitze sind ausgeschieden. Es ist möglich, daß die Mächte sich noch einigen werden, eine regelrechte Strafexpedition zur endgültigen Unterdrückung der revolutionären Bewe-

gung zu schicken. Es ist aber auch möglich, daß sie sich damit begnügen werden, Tschiang-Kai-Tchek zu unterstützen und diesem chinesischen Dumerier die Möglichkeit zu gewähren, wie Juan Chikai 1911, für Geld einzelne Armeen samt den Generälen anzukaufen und in dieser Weise die Restauration durchzuführen.... Und doch — wenn sie sogar dieses Programm ganz durchführen, werden sie die Bewegung des 400 Millionen starken Volkes nicht aufhalten können. Im Gegenteil, nachdem sie das Bürgertum absplittern, wird sich die ganze Bewegung gegen das Bürgertum richten und auf Gleise gestellt, an die sie nicht ohne Schrecken denken können.... 15 oder 16 Jahre lang hat sich die chinesische Revolution im Rahmen einer bürgerlich-nationalen und demokratischen Bewegung entwickelt. Der imperialistischen Welt war es unannehmbar. *Also au corsaire un corsaire et demi, — da soll sie — die imperialistische Welt — eine Revolution bekommen, welche das Bürgertum und die Demokratie überflutet.*"

Einen nicht uninteressanten Kommentar zu dieser Auffassung des Regierungsorgans bietet das offizielle Organ *des Zentralkomitees* „Bolschewik" in einem Leitartikel unter dem Titel: „Revolution und Konterrevolution in China". („Bolschewik" Nr. 7/8, 1927.)

Ein Vergleich mit der russischen Oktober-Revolution komme nach der Ansicht des Verfassers keineswegs in Frage. Erstens stehe das chinesische Proletariat rein zahlenmäßig genommen im Verhältnis von 1 : 130 zu der Gesamtbevölkerung, während für das russische Proletariat das Verhältnis von 1 : 30 gelte. Allein diese Tatsache beweise, wie gefährlich eine Isolierung des chinesischen Proletariats wäre. Aber auch die internationale Lage gestalte sich jetzt ganz anders. Im Jahre 1917 habe ein Zusammentreffen geistiger Umstände den Weg der russischen Revolution geebnet, während das revolutionäre China einer in jeder Hinsicht stark gerüsteten imperialistischen Welt gegenüberstehe. Nachdem die Stellungnahme der Opposition in der Chinafrage als in jeder Hinsicht verwerflich hingestellt wird, werden die positiven Linien der Sowjetpolitik durch die neulich an die kommunistische Partei Chinas ergangene Direktive des Kominterns angedeutet. In erster Linie wird die Festigung der Position der Arbeiterschaft innerhalb des Kuomintangs erstrebt. Der kommunistischen Partei Chinas wird dringend empfohlen, den Kampf mit dem kapitalistischen Bürgertum innerhalb des Kuomintangs auszutragen, und zwar durch systematische Hinausdrängung der rechtsgerichteten bürgerlichen Elemente und durch die Übernahme der Führung in einem Block der Arbeiterschaft, Bauerntums und städtischen Kleinbürgertums.

Dr. Herbert Köhler.

Zusendungen von Büchern und Zeitschriften an die Redaktion erbeten.

Herausgeber: Prof. Dr. *Ludwig Stein*,
Berlin W 10, Lützow-Ufer 5a. Fernspr. Kurfürst 6308.
Verantwortlicher Redakteur: Frau *Antonina Vallentin*,
Berlin W 62, Landgrafenstr. 11. Fernspr. Kurfürst 6350.

Verantwortlich für den Anzeigenteil: *Paul Wolff*, Berlin W 8, Mauerstr. 44.
Carl Heymanns Verlag, Berlin W 8. — Gedruckt bei *Julius Sittenfeld*, Berlin W 8.

Die Notwendigkeit der Wahlreform.

Von General *Charles G. Dawes,*
Vizepräsident der Vereinigten Staaten.

Die Fortdauer unserer Regierungsform hängt von der allgemeinen Ausübung des Wahlrechts durch unser Volk ab. Unsere konstitutionelle Regierung geht von der grundlegenden Voraussetzung aus, daß das Urteil des Volkes in seiner endgültigen und nicht vorübergehenden Form ganz gesund und richtig ist — nicht das Urteil eines Teils unserer stimmberechtigten Wähler, sondern das Urteil der ganzen Wählerschaft, wie es sich in der Stellungnahme der Mehrheit ausdrückt, wenn alle Wahlberechtigten an der Abstimmung teilgenommen haben. Wenn unparteiische amerikanische Wähler sich von der Urwahl fernhalten und die allgemeine Wahl so durchgeführt wird, daß gewöhnlich organisierte Minderheiten das Ergebnis der Wahl bestimmen, haben wir in Wirklichkeit unsere jetzige Regierungsform eingebüßt.

Es ist offensichtlich, daß, wenn die Wirkung unseres Urwahlgegesetzes in seiner jetzigen Form darauf hinausläuft, daß die Anzahl der stimmberechtigten Wähler, die ihr Wahlrecht noch wirklich ausüben, immer geringer wird, so führt sie zu einer Zerstörung der Regierung durch das Volk, statt zu ihrer Festigung wie es ursprünglich beabsichtigt war.

Ich trete nicht für eine Aufhebung des Urwahlrechtes ein, sondern für seine Abänderung, um neben anderem, der wachsenden Unlust des unparteiischen Wählers, der sich immer mehr, sowohl der Urwahl wie der allgemeinen Wahl fernhält, zu steuern und den sich daraus ergebenden Übergang der Regierungsgewalt an die organisierten Minderheiten zu verhindern.

Wenn wir bei einer Präsidentenwahl finden, daß nur eine Hälfte der stimmberechtigten Wähler in den Vereinigten Staaten sich an der Wahl beteiligt hat, sind wir zu der Schlußfolgerung gezwungen, daß hier irgend etwas nicht in Ordnung sein muß. Man hat den Eindruck, als ob der Durchschnittsbürger sein Wahlrecht eher aus Pflichtgefühl heraus ausüben würde, als in dem Gedanken, daß ihm eines der größten Privilegien, die die Menschheit bis jetzt gekannt hatte, zuteil geworden ist. Wenn man versuchen würde, ihm das Stimmrecht

zu entziehen, würde er sich dagegen mit allen seinen Kräften auflehnen und selbst sein Leben dafür einsetzen, falls es notwendig wäre. Aber im Besitze dieses Rechtes läßt er sich, wie es unsere nationale Erfahrung zeigt, von kleinlichen Rücksichten persönlicher Bequemlichkeit bestimmen und bleibt der Wahl fern.

Eines der Ziele unserer Wahlgesetze ist die Sicherstellung einer unparteiischen Abstimmung und bei der Beurteilung ihres Gelingens müssen wir uns an die Ergebnisse halten. Wenn man unsere städtischen und Staatswahlen der letzten 20 Jahre betrachtet, drängt sich einem die Feststellung auf, daß die Wirkung der Urwahlgesetze in ihrer jetzigen Form eher zu einer Herabminderung der Macht der Regierungsvertreter als zu ihrer Vergrößerung geführt hat. Die Anhänger der Reform unserer Primärgesetze sind bestrebt, sie mit dem Grundsatz der Volksvertretung, den uns die von unseren Vertretern übernommene konstitutionelle Regierung hinterlassen hat, mehr in Einklang zu bringen. Sie wollen nicht die breiten Massen der Parteiwähler von der Kontrolle über die Politik der Partei und ihrer Kandidaten ausschließen, sondern ihnen im Gegenteil eine größere Kontrolle sichern, damit die wesentlichen Probleme, wie sie sowohl in den Grundsätzen der Parteien wie in ihren Kandidaten zum Ausdruck kommen, nachher um so klarer umrissen werden können. Sie erstreben auch eine sich aus dieser Klärung der Lage ergebende Zunahme der Zahl der unparteiischen Staatsbürger, die sich an den nächsten allgemeinen Wahlen beteiligen werden — und dieses Ziel kann meiner Ansicht nach nur erreicht werden durch eine Wiederherstellung des früheren Systems der nominierenden Parteiversammlung nebst der gleichzeitigen Erhaltung eines Urwahlsystems, das allen Mitgliedern einer Partei, aus der die Delegierten zu wählen sind, offen wäre.

Das, was die amerikanische Republik von den so vielen Republiken der Vergangenheit, die versagt haben, unterscheidet, ist die Tatsache, daß ihre Konstitution sie zu einer wirklich repräsentativen Regierung gemacht hat, zu einer Regierung, deren Politik und Gesetz durch die Vertreter des Volkes und nicht unmittelbar durch das Volk selbst bestimmt werden. Dieser Grundsatz ist in der Regierung unserer politischen Parteien lange Zeit hindurch anerkannt worden, aber die Urwahlgesetze, die wir als Reaktion gegen politische Korruptionen und politisches Versagen erlassen haben, brachten auch eine wesentliche Erschütterung dieses Prinzips mit sich.

Unser Volk — wie es immer bei einem jungen Lande, das sich im Aufbau befindet, der Fall ist — beschäftigt sich hauptsächlich mit wirtschaftlichen Problemen, die einen Einfluß auf die Entwicklung der materiellen Möglichkeiten haben und vernachlässigt im Vergleich dazu die Frage der Verwaltung. Diese Tatsache ist zum Teil für die Gleichgültigkeit verantwortlich, mit der man die Korruption in der Politik und der politischen Verwaltung eine lange Zeitspanne hindurch ge-

duldet hat. Wenn jedoch diese allgemeine Gleichgültigkeit einem weit verbreiteten Übel gegenüber in plötzliches Interesse umschlägt, greifen wir häufig zu den nächstliegenden Abhilfsmaßnahmen, die mehr oder minder die richtigen sind.

Die Aufgabe der repräsentativen Form einer Parteiregierung aus dem Grunde, weil trotzdem Korruption vorhanden war, eine Aufgabe, die in der Anwendung des Primärsystems, wie es heute ist, zum Ausdruck kam, ist ein Beweis wie leicht sich ein Volk irren kann, wenn es in seiner Empörung nach einer Abhilfe sucht. Wir haben angenommen, daß die repräsentative Parteiregierung für die Existenz der politischen Schurken verantwortlich war, ohne uns darüber klar zu werden, daß politische Schurken immer existieren werden und bei jeder Form einer Parteiregierung in Erscheinung treten. Wir haben die Ernennung der Staatsbeamten in den nominierenden Wahlversammlungen durch das Urwahlsystem ersetzt und glaubten damit jede politische Gemeinheit ausgeschaltet zu haben. Es sind nun genug Jahre vergangen und wir können übersehen wie groß der Schaden ist, der auf diese Weise unserer Regierung und unserem Volke zugefügt wurde.

Unter allen Gründen, die zur Abnahme der Wahlbeteiligung führen, ist der Mangel an einer klaren Auseinandersetzung zwischen Prinzipien und Kandidaten einer der wichtigsten. Der durchschnittliche amerikanische Wähler ist durch nichts so entmutigt wie durch das Gefühl, daß er durch Ausübung seines Stimmrechts keinerlei wirkliche Entscheidung zwischen politischen Grundsätzen, wie sie in den Kandidaten- und Parteireden zum Ausdruck kommen, herbeiführt. Wenn der durchschnittliche unparteiische Wähler — im Unterschied zu dem am Wahlgang interessierten — bei einer allgemeinen Wahl die Empfindung hat, daß beide Kandidaten unwürdig sind, bleibt er lieber der Abstimmung fern, statt einen der beiden zu wählen. Wenn er einer politischen Partei angehört und findet, daß der durch das Primärgesetz ernannte Parteikandidat nicht im Einklang mit der Politik und dem Programm seiner Partei steht, verzichtet er lieber auf die Ausübung seines Wahlrechts, als daß er für den Kandidaten der Gegenpartei stimmt.

In der Präsidentenwahl des Jahres 1924, sechs Jahre nach dem Ende des Weltkrieges, haben nur 52 Prozent der Wähler unseres Landes von ihrem Wahlrecht Gebrauch gemacht. Wenn die amerikanische Regierung zu einem Erfolg werden soll, muß das amerikanische Volk wählen. Die Wahlmüdigkeit bildet die größte Bedrohung der amerikanischen Konstitution. Sie läßt es zu, daß eine Volksregierung durch eine Regierung aggressiver Minderheiten ersetzt wird. Hauptsächlich ist es der Fall bei den Wahlen in den Staaten, den Bezirken und den Städten. Der Prozentsatz der Wahlbeteiligung in den dazwischenliegenden Jahren ist noch unter die 52 Prozent, die man bei der Präsidentenwahl von 1924 erreichte, gesunken. Nachdem ich die mir vorliegenden Statistiken geprüft habe, glaube ich behaupten zu können,

daß bei der Urwahl in den Staaten, Bezirken, Städten, im Norden, Süden, Osten und Westen eine Schätzung von 25 Prozent der Wahlbeteiligung aller Stimmberechtigten schon sehr hoch gegriffen ist. Da es zwei beherrschende politische Parteien gibt, ist die Stimmabgabe in den meisten Fällen ziemlich gleichmäßig zwischen beide Parteien verteilt. Das Ergebnis der Aufstellung eines Kandidaten für die allgemeine Wahl ist daher in jeder Partei durch die Mehrheit von ungefähr 12½ Prozent der Wähler bestimmt. Die Politiker, die unter solchen Umständen zu Amt und Würden kommen, werden auf diese Weise durch eine kleine Minderheit von rund 7 Prozent der stimmberechtigten Wähler gewählt.

Wir sind uns alle dessen bewußt, daß bei der Steigerung unseres Volksvermögens, bei dem Wachstum unserer Bevölkerung und der Ausbreitung und Verzweigung unseres Geschäftslebens die Notwendigkeit nicht nur der Zentralisierung einer größeren staatlichen und municipalen Regierungsmacht erwächst, sondern auch die Notwendigkeit ihrer dauernden Anwendung bei der Durchführung der erforderlichen Projekte. Dies trifft insbesondere bei den Regierungen der Staaten zu. Gewaltige Pläne für den Wegebau werden von den Staaten mit Hilfe der Regierung durchgeführt. Unsere staatlichen und municipalen Verwaltungen sind nicht nur gewöhnt, ihre Angestellten bei der Urwahl dazu zu benutzen, die existierende Verwaltung an der Macht zu erhalten, sondern an vielen Stellen werden diejenigen, die an den ausgegebenen Kontrakten interessiert sind, mit ihrer ganzen Organisation und ihrem Angestelltenstab für eine aktive Werbung bei der Urwahl ausgesucht.

Während infolge der allgemeinen Wahlmüdigkeit die Anzahl der Stimmberechtigten bei der Urwahl dauernd abnimmt, nimmt gleichzeitig die Anzahl derjenigen zu, die ein Geschäftsinteresse an der Fortdauer einer existierenden Verwaltung haben und bei den Wahlen sich aktiv beteiligen wollen. Während die allgemeine und unparteiische Abstimmung abnimmt, wächst ständig die Zahl der interessierten Wähler. Es ist zu hoffen, daß in den meisten Fällen die Macht in einer richtigen Weise ausgeübt wird, aber man kann auch sagen, daß in gewissen Staaten und Städten die Verwaltung von ihren Befugnissen auf diese Weise Gebrauch macht, daß die herrschende Partei zur Wahl die Kandidaten schickt, die ein geschäftliches oder persönliches Interesse an der Fortdauer der betreffenden Verwaltung besitzen. In allen diesen Fällen haben wir die Regierung, die eine Vertretung des Volkes sein sollte, in eine vom Eigennutz beherrschte Oligarchie verwandelt.

Das Urwahlsystem ist für eine ungeheure und verwerfliche Geldverschwendung in der Wahlkampagne verantwortlich und führt zu einer Demoralisierung unserer Wählerschaft. Da es den Minderheits-

parteien immer seltener die Gelegenheit gibt, die Korruption vor der Öffentlichkeit bloßzustellen, sichert es dem Stimmenfänger Straffreiheit von politischen und gesetzlichen Konsequenzen zu, und steigert seine Aktivität. Die Summen, die ein nicht sehr bekannter Kandidat beim Urwahlsystem für eine Wahlpropaganda ausgeben muß, sind so ungeheuer, daß unter diesen Umständen nur ein sehr reicher Mann, der auch reiche Freunde hat oder über eine große Organisation verfügt, sich durchzusetzen vermag. Wenn Kandidaten sich zur Urwahl melden, verdunkeln oft lokale Fragen oder Umstände die Stellung des Kandidaten zu den großen Nationalfragen, die seine Partei vertritt. Das jetzige Urwahlsystem ist daher für die Wahl der Politiker verantwortlich, die sich, einmal gewählt, bemühen werden, die Partei, dank der sie gewählt wurden, zu zerstören und ihre Politik zu bekämpfen. Es schädigt unser Zwei-Parteien-System und wir erleben eine allgemeine Senkung des Niveaus unserer Regierungsvertreter.

Bei einem solchen Geschäftsvolke wie das unsrige ist es natürlich, daß wirtschaftliche Fragen immer wieder die großen Nationalprobleme verdunkeln. Da die auftauchenden wirtschaftlichen Fragen die verschiedenen Teile der Bevölkerung und ihrer Vertreter in ungleichem Maße angehen, führen sie zu einer Spaltung des Kongresses in wirtschaftliche Gruppen. Jede Minderheitsgruppe, die sich mehr um die lokalen wirtschaftlichen Fragen kümmert als um die allgemeinen Richtlinien der Politik, verbindet sich mit anderen Minderheitsgruppen oder mit der Oppositionspartei und versucht eine Einheitsfront der Opposition herbeizuführen. Eine Mehrheit, die aus einer Verschmelzung von Minderheitsgruppen gebildet ist, von denen jede ein anderes Ziel verfolgt, ist im allgemeinen nicht in der Lage, ein konstruktives Programm aufzustellen und beschränkt sich auf die Obstruktionstaktik. Der Kongreß verliert auf diese Weise die Möglichkeit einer konstruktiven Arbeit. Das Urwahlsystem der Ernennungen, das die Abhängigkeit der Kandidaten von dem Urteil ihrer Partei bei ihrer Ernennung vermindert, bringt es mit sich, daß die Anzahl der Kongreßmitglieder, die trotz ihrer parteipolitischen Abstempelung die Politik ihrer Partei bekämpfen, immer größer wird. Sie stützen sich dabei auf die Bestimmungen des Senats, die die Möglichkeiten einer Minderheitsobstruktion weit über die ursprüngliche Absicht der Verfassung ausdehnen. Es ist größtenteils dem Urwahlsystem in seiner jetzigen Form zu verdanken, daß wir mit der Bildung eines Blocksystems innerhalb des Kongresses bedroht sind, und wir laufen Gefahr, einen solchen Zusammenbruch der parlamentarischen Tätigkeit zu erleben, wie es in vielen europäischen Ländern der Fall ist, in denen es zu einer derartigen Verschärfung der Lage kam, daß man wenigstens für eine Zeitlang die parlamentarische Regierungsform aufgab, wie z. B. in Polen, Italien und Spanien.

Eine Abhilfe der jetzigen Mißstände wird jedoch durch die Tatsache erschwert, daß die gesetzgebenden Körperschaften, sowohl in den Staaten wie bei der Bundesregierung, die die notwendige Wahlreform herbeiführen könnten, um eine Rückkehr zum früheren Ernennungssystem in Wahlversammlungen zu ermöglichen, an der Fortdauer des Urwahlsystems interessiert sind. Jeder Politiker, der auf Grund des jetzigen Urwahlsystems gewählt wurde, hat den Vorteil, daß er bei der nächsten Wahl wieder aufgestellt wird. Dies bestimmt seine ganze Haltung in dieser Frage, weil es erstens seine politische Bedeutung stärkt, und zweitens, weil er nicht zu glauben vermag, daß irgendein System, dem er seine Ernennung verdankt, etwas anderes als klug und ausgezeichnet sein kann. Trotzdem die politischen Ereignisse der letzten Zeit der Öffentlichkeit klar gemacht haben, welchen Schaden das Urwahlsystem anrichtet, wird von allen Seiten gegen seine Abänderung protestiert. Es wird gesagt, daß diejenigen, die eine Änderung des Urwahlsystems herbeiführen wollen, es aus diesem Grunde tun, weil man weniger Geld braucht, um eine Ernennung in der Wahlversammlung durchzusetzen als die Mehrheit der Stimmen bei der Urwahl zu kaufen. Man könnte mit einer ebensolchen Berechtigung erwidern, daß diejenigen, die die Beibehaltung des jetzigen Wahlsystems wünschen, es vorziehen, daß die gesamte Wählerschaft korrumpiert wird, statt der kleineren Zahl der Mitglieder einer nominierenden Wahlversammlung. Beide Behauptungen sind nicht stichhaltig, aber sie zeigen, auf welch niedriges Niveau die Diskussion über das Urwahlsystem gesunken ist. Die oberflächlichen Argumente, die man anführt, unterstreichen noch die Gefahr des jetzigen Systems, das dem guten Redner und dem geschickten Blender erlaubt, seine eigene Ernennung durchzusetzen. Das Urwahlsystem sollte für die Auswahl der Delegierten, die eine Wahlversammlung nominiert, beibehalten werden, aber bevor wir zu dem System der Parteiernennung neben der Urwahl zurückkehren, können wir kaum eine Besserung der jetzigen politischen Lage erwarten. Wenn wir mit einiger Berechtigung auf eine wirkliche Reform hoffen sollen, müßten wir zu dem repräsentativen System einer Parteiversammlung zurückkehren, die die Verfassung der Vereinigten Staaten als die für uns gegebene Regierungsform ansieht.

Der Kredit im Geschäfts- und Staatsleben.

Von *Max M. Warburg.*

Was im Privatleben das persönliche Ansehen, die Ehre ist, ist im Geschäftsleben der Kredit. Wie im Privatleben die Ehre das Höchste ist, so ist auch im Geschäftsleben der Kredit wichtiger als Geld, wichtiger als die Größe des Unternehmens.

Ich will fast ausschließlich den Standpunkt des Kreditnehmers, mehr als den des Kreditgebers, beleuchten, den Träger des Kredits. Die Notenbank beansprucht Kredit, indem sie Noten ausgibt, die vom Publikum innerhalb und außerhalb des Landes genommen werden sollen, also vom Publikum eingeschätzt werden. Die Wirtschaft nimmt Kredit in Anspruch, um arbeiten zu können, der Staat beansprucht dauernd Kredit für die Erfüllung der von ihm übernommenen Aufgaben.

Muß man unter allen Umständen in der Wirtschaft mit Kredit operieren? Es ist denkbar, daß eine Wirtschaft ohne Kredit arbeitet, wenn das Tempo ihrer Entwicklung ein langsames ist und von gewaltsamen Ereignissen, wie Krieg, Revolution, Erdbeben, in seiner Gleichmäßigkeit nicht gestört wird. Kredit wäre nicht nötig, falls die Unternehmungen und Betriebe der Wirtschaft sowie die öffentlich-rechtlichen Körperschaften langsam aus ihrer eigenen Entwicklung ersparte Mittel sich dienstbar machen können. Gewiß sollen wir zurückhaltend sein und weise, aber das größte Aktivum in Deutschland ist doch die Vitalität, die Unternehmungslust.

Ein Land, das Ausdehnungsmöglichkeiten sucht und braucht, benötigt Kredit, ganz besonders ein Land wie das unserige, das nach einer vierjährigen Kriegsperiode und nach einer weiteren, man kann sagen, „mehr als Kriegsperiode", nach Stillstand und wirtschaftlicher Verelendung den Vorsprung anderer Völker wieder einholen muß.

Der Kredit, der Glaube an die solide, gewissenhafte, mit richtigem Augenmaß geführte Firma, ist das wertvollste Aktivum bei der Privatfirma und so auch beim Staat. Das Vertrauen zur Leitung ist entscheidender als der innere Reichtum. Derjenige Staat hat den höchsten Kredit, der am solidesten verwaltet wird, das heißt, der Staat, der sich möglichst geringen Gefahren aussetzt, sowohl im Innern wie in seinen

Beziehungen nach außen. So kommt es, daß Staaten, wie Schweden, die Schweiz, Holland, zurzeit nahezu am höchsten eingeschätzt werden; sie haben eine solide, gefestigte innere Verwaltung und haben geringe oder keine Reibungsflächen mit anderen Staaten. Diese Staaten haben keine Großmannssucht, sie leben ihren Verhältnissen entsprechend, sie betreiben Geopolitik, dienen ihrem Lande, der von ihnen bewohnten Erde. So stehen ihre Renten hoch im Kurs, viel höher als die Renten anderer, weit größerer, mächtigerer, ehrgeizigerer, aber deswegen auch gefährdeterer Staaten. Jede größere politische oder wirtschaftliche Krisis findet im Kredit Widerhall, sowohl im Umfang des Kredits wie im Zinssatz, den der Kreditnehmer zu zahlen hat.

Der einmal erworbene Kredit hat ein gewisses Beharrungsvermögen, das aber über die Gefahren nicht hinwegtäuschen darf. Firmen, Staaten, längst veraltete Einrichtungen behalten oft noch eine Zeitlang ihren Kredit, auch wenn der finanzielle Rückhalt für den Kredit, das Vermögen, nicht mehr vorhanden ist. Der Glaube an die bisherige vorsichtige und richtige Handhabung setzt den persönlichen Kredit noch fort. Und mutatis mutandis gilt ähnliches von dem Kredit, den die Währung genießt.

Betrachten wir zunächst den Kredit der Notenbank, der Währung, des damit zusammenhängenden Geld-, Wechsel-, Report- und Anlagenmarktes.

Die Goldwährung funktionierte schon in Vorkriegszeiten nicht fehlerfrei, aber doch besser als alle anderen Währungen. Sie ist aber nur eine Gutwetterwährung. Während des Krieges versagte sie. Von den Notenbanken wurde Gold nicht abgegeben und bisweilen auch nicht angenommen. Gesetze und Regulative, die das festeste Fundament der Goldwährung bildeten, wurden kurzerhand aufgehoben. Alle Währungstheoretiker und -politiker sind sich darin einig, daß die Goldwährung auch im Frieden keine Idealwährung ist; man weiß aber keine bessere und will an ihre Güte glauben. Dieser Glaube, der Kredit der Goldwährung, setzt uns vorläufig wenigstens über die bekannten Mängel hinweg. Die Stärke des Kredits, den die Goldwährung heute genießt, ist so groß, daß alle Länder ihr zustreben. Solange man eine Währung auf eine materielle Unterlage gründet, ist Gold auf Grund der bisherigen vielhundertjährigen Erfahrungen die beste Unterlage; aber theoretisch bleibt Gold ein schlechter Wertmesser schon aus dem Grunde, weil die Produktion des Goldes eine willkürliche ist; aber der Glaube an die Goldwährung wird von Amerika und England, den beiden Hauptinteressenten, so gefördert, sie geben der Goldwährung einen so guten Ruf, daß auch die anderen Länder diesen beiden mächtigsten Ländern folgen und dasselbe glauben müssen. Jetzt versuchen auch die kleinen Staaten, ihre Liliputwährungen auf Gold umzustellen in der Hoffnung, über ihre eigene sachliche Kreditwürdigkeit hinaus an dem allgemeinen Kredit, den die Goldwährung heute genießt, teilzunehmen. Ob es trotzdem

den einzelnen Ländern gelingt, eine eigene Währung aufrechtzuerhalten, ist aber nicht von der Konstruktion der Währung allein abhängig, sondern von dem Kredit des Landes, von der Verwaltung des Landes und von seiner Wirtschaftsführung. Eine Währung ist keine Livree, die man sich einfach anziehen kann.

Wie sehr der Kredit, auch der Kredit einer Währung, nicht so sehr auf nüchternen Erwägungen, als auf dem Glauben an diese Währung beruht, lehrt das Beispiel der Rentenbank. Die Rentenbank wurde das Mittel, die Inflation zu begrenzen, wenn auch nicht sofort völlig zu unterbinden; denn mit der Rentenbank setzte zunächst eine neue Inflation ein. Sie bot die Möglichkeit, die Staatsfinanzen von der Notenbank zu trennen, der Reichsbank ihre Freiheit wiederzugeben, und da gerade die landwirtschaftlichen Kreise, die ihr Getreide nicht mehr gegen Reichsbanknoten hergeben wollten, zu dem Befürworter der Rentenbank das größte Vertrauen hatten — obgleich er die endgültige Gestalt der Rentenbank als sein Kind nicht mehr anerkannte —, so hatte die Rentenbank den Kredit, den sie brauchte, obgleich sie nicht auf Gold, glücklicherweise aber auch nicht auf Roggen, wie Helfferich es ursprünglich wollte, sondern auf Grund und Boden aufgebaut war. Es war zunächst ein Kredit an Helfferich mit hypothekarischer Sicherheit, aber erst, als im entscheidenden Moment der Verwaltungsrat der Rentenbank die sittliche Kraft hatte, die Wünsche des Finanzministers nach stärkerer Ausgabe der Rentenbanknoten, d. h. nach neuer Inflation, abzulehnen, wurde der Kredit der Rentenbank, und zwar mit Recht, im allgemeinen gefestigter.

Die richtige, solide Leitung der Notenbank ist wichtiger als die Unterlage der Noten. Nur in Verbindung mit dem Zutrauen zur Leitung gewinnt die Notenbank für ihre Noten solchen Kredit, daß die Noten Tauschmesser und wenigstens vorübergehend als Vermögenssatz anerkannt und genommen werden.

Die Notenbank muß unabhängig sein von den Staatsfinanzen, sie muß kontrollierend den Geldmarkt beobachten, wenn sie auch nie das Wirtschaftsleben selbst dirigieren darf und kann.

Die Notenbanken der verschiedenen Länder werden in ihrer verschiedenen Konstruktion immer ähnlicher werden. Der Generalrat unserer Reichsbank — von uns nicht freiwillig eingeführt, sondern auf dem Dawesabkommen beruhend — hat sich, das kann ich sagen, obgleich ich ihm angehöre, bewährt. Fast scheint es mir wünschenswert, daß auch bei den Notenbanken der anderen Länder — analog dem Generalrat der Reichsbank in Berlin — ein beratendes, internationales Gremium, zusammengesetzt aus Fachleuten der maßgebenden Staaten, gebildet wird, von der die Direktion der Notenbank wichtige Anregungen erhält, ohne daß jedoch diesem Beirat ein Anspruch auf Mitleitungsrecht zusteht, ebenso wie bei uns. Auf diese Weise würde ein wertvoller internationaler Austausch von Erfah-

rungen der Notenbanken stattfinden. Mit Finanzkontrolle hat dieses nichts zu tun.

Die Notenbanken waren im letzten Jahrzehnt und sind heute noch wesentlich aktiver als sie in normalen Zeiten zu sein pflegen, weil sie als Wächter der Währung sich in Krisenzeiten um die Wirtschaft noch mehr kümmern müssen als in normalen Zeiten. Neu hat sich die Verbindung der Notenbanken untereinander gestaltet. Die Notenbanken der ganzen Welt sind in ein intimes Freundschaftsverhältnis getreten, vermitteln Zahlungen direkt, geben sich gegenseitig Zusicherungen, im Falle von Geldversteifung sich auszuhelfen, und wir werden es erleben, daß die Grundsätze, nach denen die verschiedenen Notenbanken arbeiten, sich immer mehr gleichen werden, so daß wir schließlich, wenn auch die Notenbanken in den einzelnen Ländern äußerlich selbständig bleiben mögen, de facto eine einzige Weltnotenbank oder ein einheitliches Weltnotenbanksystem haben werden, in dem die verschiedenen, nach außen selbständig erscheinenden Notenbanken nach einem einheitlichen Plane arbeiten. Das Währungssystem ist ein so kompliziertes, daß man nicht von außen einen neuen Plan ohne Anschluß an den bisherigen entwickeln kann. — So hat es heute den Anschein, als ob die Kooperation der Notenbanken sich in der Geschichte zu einer gewissen Einheit auswirken wird.

Aber wenn man schon ein derartiges Weltnotensystem sich schließlich, wenn die Welt wirklich friedlich geworden ist, sogar ohne Goldunterlage erträumen kann, so muß die Unterlage, das Privateigentum, auch im Kriegsfalle unabhängig sein von der Kriegsführung und dem Kriegsausgang.

Das kapitalistische System wird sich nur halten können gegenüber dem Bolschewismus und anderen Irrlehren gegenüber, wenn es ehrlich durchdacht und durchgefochten wird und man nicht da haltmacht, wo vielleicht das Interesse des allerengsten Kreises vorübergehend leiden könnte. Ein erfolgreiches, intimes Zusammenarbeiten der Notenbanken hat zur Voraussetzung, daß in allen Ländern gleichmäßig die private wirtschaftliche Betätigung geschützt, das Privateigentum als unantastbar behandelt wird. Auf die Konfiskation des Privateigentums muß verzichtet werden, auch im Kriege, der, wenn überhaupt, nur gegen Staaten, nicht gegen einzelne Untertanen zu führen ist. So wertvoll Abmachungen zwischen den Notenbanken, die mir im einzelnen unbekannt sind, sein mögen, und so erstrebenswert der immer engere Zusammenschluß der Notenbanken ist, so haben Verabredungen mit den Notenbanken der angelsächsischen Länder nur dann einen dauernden Wert, wenn sie auch für den Krieg gelten.

Seitdem wir wieder mit der Stabilität der Währung rechnen können, müssen wir dafür sorgen, daß auch unser Zahlungsverkehr im Innern sich wieder ganz in Reichsmark abspielt. Viel zu viele Importwaren werden noch von dem innerdeutschen Großhandel in ausländischer

Valuten gehandelt und reguliert. Soweit der Importeur im Auslande nur mit Auslandsvaluten kaufen kann, muß schon bei ihm die Umwandlung in Reichsmarkvaluta und der Verkauf in Reichsmark erfolgen. An den großen Zentralplätzen ist der richtige Markt für die Valutakonversion, und dort erfolgt sie am billigsten, und von dort aus funktioniert auch der internationale Zahlungsverkehr am besten und mit dem geringsten Zinsverlust. Es ist unnatürlich, daß heute noch der Müller, der oft an den kleinen Plätzen seine Mühle hat, das Getreide in holländischen Gulden bezahlen muß und sein Mehl in Reichsmark verkauft. Der Importeur kann sich viel leichter gegen die Valutaschwankungen, eventuell im Terminmarkt, zu kleinsten Prämien sichern als der Müller.

Um der Reichsmark Ansehen — Kredit — zu verschaffen, muß der Geldmarkt in Deutschland möglichst einheitlich dirigiert werden; aber man darf auch nicht vergessen, daß Deutschland nicht nur auf kulturellem, sondern auch auf wirtschaftlichem Gebiete dadurch so große Fortschritte machen konnte, weil es so viele Kristallisierungspunkte im Deutschen Reiche gab. Bei zu starker Konzentration in Berlin wird eine Unterbindung dieser gesunden wirtschaftlichen Entwicklung stattfinden, und ich würde es für ein Unglück halten, wenn sich bei uns, wie in Frankreich und England, in Paris und London, alles in Berlin konzentriert.

Es ist nicht so wichtig, daß die deutsche Golddiskontbank und die Deutsche Verkehrs-Kredit-Bank als Hilfsinstitute existieren, sondern daß einheitlich in einer Richtung, nach gleichen Prinzipien die Gelder verwaltet werden. Vielleicht spreche ich in den Augen mancher zu sehr als Provinziale, aber eine finanzielle Dezentralisation, allerdings mit einheitlicher Richtung, ist gesund. Innerhalb Deutschlands müssen — wenn der deutsche Geldmarkt in gutem Ansehen stehen soll — die verschiedenen Finanzmärkte zueinander in organischer Beziehung stehen: es dürfen nicht die Sätze für Wechsel ganz unabhängig sein von den Sätzen, zu denen Gelder zum Beispiel gegen Effekten ausgeliehen werden; es wird immer ein gewisser Unterschied zwischen den Sätzen sein, sie müssen aber zusammen steigen und fallen und dürfen kein Eigenleben führen. So war in den letzten Monaten das Geschäft in Wechseln ein Privatvergnügen der Reichsbank geworden, die Geldsätze für Reporte gingen ihren eigenen Weg. Die jüngste Erhöhung des Reichsbanksatzes ist zu begrüßen, weil jetzt eher ein Zusammenhang zwischen den Geldmärkten wieder hergestellt werden dürfte.

Es ist viel darüber geschrieben worden, welche Anlagen eigentlich liquide sind. Augenblicklich nimmt die Reichsbank Wechsel ohne Restriktionen; man darf auch annehmen, daß eine Restriktion sobald nicht wieder eingeführt wird. Jedenfalls ist ohne Restriktion die Anlage in Wechseln neben Kassa die liquideste. Die letzte Zeit hat von neuem auch gezeigt, daß Reportgelder an der Börse durchaus liquide sind. Es gibt Aktien, die heute schon kaufwürdig erscheinen, und solche, die im Kurse noch zu hoch sind. Vor dem starken Rückgang der Aktienkurse

hatten wir ein Durchschnittserträgnis der Aktien von ungefähr 3,76 Proz. und ein Durchschnittserträgnis der Obligationen von ungefähr 6,92 Proz. Das ist kein gesundes Verhältnis. In normalen Zeiten rechnet der Kapitalist, da das Erträgnis einer Aktie unregelmäßiger und unsicherer ist als das einer Obligation, mit einem höheren Erträgnis bei Aktien und mit einem niedrigeren Erträgnis bei Obligationen. Ein gewisser Ausgleich war daher sehr berechtigt.

Den richtigen Kursstand zu finden, ist schwer; viele Imponderabilien spielen mit. So kann man auch von einer Börsentendenz, von einer Börsenstimmung sprechen, die zustande kommt, indem man sich gegenseitig in der einen oder anderen Richtung zu stark beeinflußt, in eine Stimmung hineinredet. Die kürzliche Hausse, die wir hatten, wird man allerdings nicht lediglich nur als Coué-Hausse bezeichnen können, sondern zum Teil jedenfalls als eine Folge der stark einfließenden Auslandsgelder.

Nicht nur die Börse, auch der Finanzminister irrt sich manchmal. Der Mißerfolg der letzten Reichsanleihe-Emission hat uns großen Schaden zugefügt. Solche Irrtümer können vorkommen; aber ich hoffe, daß unsere Finanzverwaltung nicht wieder in den Fehler verfällt, der gar so häufig vor dem Kriege gemacht wurde. Vor lauter Angst, vielleicht den äußersten Kurs bei der Begebung der Reichsanleihe zu erzielen, hat man viele Mißerfolge bei Begebung einer Reichsanleihe-Emission erlebt, so daß schließlich die Reichsanleihen sehr unbeliebt wurden. Eine erfolgreiche Emission — mag bei dem Abschluß der Anleihe vielleicht auch ¼ Prozent oder ½ Prozent weniger erzielt sein, als vielleicht unter Hochdruck möglich gewesen sein würde — dient dem Staate mehr als ein erzwungener Kurs, der nach der Emission zurückgeht, was für die folgenden Reichsanleihe-Emissionen viel schädlicher ist als das mühsam herausgeholte ¼ Prozent oder ½ Prozent vermeintlich nützt. Bei der letzten Anleihe ist allerdings der Mißerfolg nicht auf ½ Prozent Kursunterschied zurückzuführen. Vor allem hat man früh versucht, den fünfprozentigen Typ für deutsche Reichsanleihen zu etablieren, und der aufgelegte Betrag war, da das Ausland für diese Anleihe als Zeichner kaum in Betracht kam, wesentlich zu groß. Eine Begebung von Schatzanweisungen wäre viel richtiger gewesen.

Notenbank, Geldmarkt, Begebung von Reichsanleihen, Schatzanweisungen, das alles hängt mit dem Ansehen, mit dem Kredit der Währung zusammen.

Die private Kreditwirtschaft kann und muß die Tätigkeit der Notenbank bei der Regulierung des internationalen Geldmarktes ergänzen. In früheren Zeiten besorgten die Banken den internationalen Wechselverkehr, den heute die Notenbanken zum Teil direkt besorgen, und die Notenbanken kauften in den verschiedenen Ländern die ausländischen Wechsel von den einheimischen Privatbankiers indossiert, die ihrerseits

wieder diese Wechsel von den betreffenden Bankiers des Auslandes gekauft hatten. Ob es richtig ist, den Schutzwall des privaten Indosses auf Wechsel auszuschalten, einen wirklichen Privatdiskontmarkt zu verhindern, indem möglichst alles Wechselmaterial schon bei Lebensbeginn des Wechsels in die Notenbanken einfließt, will ich Unparteiischen zu beurteilen lassen. Je mehr die Privatdiskontenankäufe eine ausschließliche Tätigkeit der Reichsbank wird, je mehr verschwindet der breite natürliche und wertvolle Diskontmarkt.

Aber Goldunterlage und gute Prinzipien können den Kredit der Notenbank auf die Dauer nur erhalten, wenn die Zahlungsbilanz eine aktive ist. Die Zahlungsbilanz wird bei uns hauptsächlich ungünstig beeinflußt durch die passive Handelsbilanz, durch die Zahlungen für die Dawesverpflichtungen, durch die Zins- und Rückzahlungen aus unseren Verschuldungen, die wir dem Auslande gegenüber eingegangen sind. Wir müssen mehr danach trachten, unsere Landwirtschaft zu stärken und mehr zu exportieren. Eine passive Handelsbilanz hatten wir auch vor dem Kriege, aber in der Zahlungsbilanz wurde sie durch eigene Einnahmen ausgeglichen. Deutschland hat heute eine passive Zahlungsbilanz, die nur durch neue Verschuldung ausgeglichen wird. Bei sehr kluger und guter Wirtschaftsführung wird und muß es gelingen, uns so umzustellen, daß wir schließlich eine aktive Zahlungsbilanz aus eigenen Mitteln erreichen. Aber dies ist nur unter sehr großer Anstrengung möglich. Vorübergehende zufällige Ereignisse, wie der englische Kohlenstreik mit all seinen direkten und indirekten Wirkungen, haben die wahre Lage Deutschlands verdunkelt, das heißt, in diesem Falle bestand das „Verdunkeln" darin, daß Umstände, die nichts mit der deutschen Wirtschaft selbst zu tun haben, oder Eintagsereignisse unsere Lage in einem unrichtigen, helleren Licht erscheinen ließen. Unsere Zahlungsbilanz ist dadurch zum Ausgleich gebracht worden, daß zunächst 1924 die Dawesanleihe kontrahiert wurde, dann eine ganze Reihe von Städte-, Kommunen- und Länderanleihen, daß viele industrielle Gesellschaften Anleihen oder kurze Vorschüsse im Auslande aufnahmen, daß viele Ausländer sich in deutschem Grund und Boden, in Häusern interessierten und viele Ausländer deutsche Obligationen kauften und schließlich Gelder in eigener Markwährung kurzfristig in Deutschland ausliehen. Hierdurch ist die Situation der Reichsbank gestärkt worden; es war und ist unschwer zu erkennen, daß es nicht reguläre deutsche Exporte, deutsche Einnahmen aus ausländischem Besitz oder deutsche Einnahmen aus im Auslande gemachtem Verdienst sind, sondern besondere Ereignisse und Verschuldung, die die Zahlungsbilanz zum Ausgleich gebracht haben.

Als Hauptpostulat bleibt eben bestehen, daß wir erstreben müssen, unsere Handelsbilanz zu verbessern, d. h. stärker zu exportieren und, soweit der Export nicht gelingt, weniger zu importieren. Erfindungen synthetischer Düngemittel und sonstiger Rohstoffe können ein wichtiger

Faktor sein. Auch der Reparationsagent weist auf die Notwendigkeit hin, mehr zu exportieren.

Selbst wenn wir auch hoffen, daß mit Frankreich und Polen ein Handelsvertrag bald zustande kommt, sind große Exportmengen doch nur in Übersee unterzubringen, in erster Reihe in Amerika, und wie ist das mit dem Hochschutzzoll in Amerika vereinbar? Wenn daher der Reparationsagent mehr Exporte von uns verlangt, so kann diese Aufforderung nicht an Deutschland, sondern an alle Staaten der Welt, die ein Interesse an der Transferierung der Dawesverpflichtungen haben, gerichtet sein.

In Genf ist viel von Freihandel gesprochen worden, und selbst Herr Serruys bekannte sich im Prinzip als Freihändler, während er de facto augenblicklich in seinem Lande eine Schutzzollwirtschaft erlebt, wie man sie wohl kaum vorher gekannt hat. Das Bekenntnis, das in Genf ausgesprochen worden ist und auch jetzt in Berlin von dem Engländer Hannon, mag ja in gewisser Beziehung wertvoll sein; eine richtige Diagnose ist auch schon wertvoll, aber wir haben keine Zeit zu warten, weil wir, wenn wir nicht bald Klarheit erlangen, unserem Ruin entgegengehen. Ein Schutzzoll per Kasse und gleichzeitig Freihandel auf Termin kann uns nicht helfen!

Die Schutzzollpolitik aller Länder würde schon dann gemildert werden, wenn die Angst vor dem Kriege beseitigt werden könnte; denn ein großer Teil der Industrie, die durch den Schutzzoll begünstigt wird, ist eben die Kriegsindustrie, weil man im Kriegsfalle für gewisse Artikel unabhängig von den übrigen Ländern sein will.

Es sind aber nicht nur die Schutzzölle, die den Export hindern, sondern Handel, Verkehr und Industrie haben viel höhere Lasten als vor dem Kriege zu tragen; deshalb kann der Export, auch ganz abgesehen von dem Schutzzoll der andern Länder, schwer gesteigert werden. Die Belastung Deutschlands aus dem Zinsendienst der alten und neuen Schulden und aus den Reparationszahlungen des Normaljahres stellt sich ungefähr doppelt so hoch wie die Zinsbelastung der Vorkriegszeit; die Verschuldung des Reichs, der Länder, Kommunen, des ländlichen und städtischen Grundbesitzes, der Industrie und des Handels war vor dem Kriege ungefähr 48 Milliarden Mark; heute ist sie, wenn ich die jährlichen Reparationsverpflichtungen von 2500 Millionen Reichsmark mit dem Tage als beendet ansehe, an welchem die Eisenbahn- und Industrie-Obligationen getilgt sind und mit einem Gegenwartswert von 40 Milliarden Reichsmark rechne, 66 Milliarden gegen 48 Milliarden. Die Zinsenlast war vor dem Kriege 1950 Millionen Mark und ist heute inklusive Reparationszahlungen 4000 Millionen Reichsmark, also doppelt so hoch. Das ist wichtig, weil man davon spricht, wir müßten mehr zahlen können, da unsere alten Schulden erledigt wären.

Die Daweszahlungen beeinflussen also unsere Steuerbelastung in höchstem Maße. Der Dawesplan verlangt eine proper charge upon the

German tax-payer, das heißt, eine Steuer, die nicht zu niedrig ist, ja höher als in den andern maßgebenden Ländern, aber auch keine Steuer, die die Unternehmungslust erdrosselt und durch diese Abgaben die Produktion so verteuert, daß ein großer Export unmöglich wird.

Im Grunde genommen darf — theoretisch gesehen — unsere Währung aber durch die Daweslasten nicht gefährdet werden. Es ist vorgesehen, daß, sobald unsere Wirtschaftsführung, unsere Währung gefährdet ist, Transferierungen nicht mehr stattzufinden haben. Der Satz, in dem die Sachverständigen die Änderungsmöglichkeiten des Dawesplanes besonders hervorgehoben haben, ist in dem Brief des General Dawes, mit dem er die beiden Sachverständigenberichte der Reparationskommission übersandt hat, enthalten und lautet: „Der Plan ist so aufgestellt, daß er elastische Änderungsmöglichkeiten enthält", und ist auch jetzt in dem sehr instruktiven Bericht Parker Gilberts von ihm zitiert worden: „Generally so act as to secure the maximum transfers without bringing about instability of the currency."

Wird der Reparationsagent jetzt abwarten, bis ihm in primitivster Form ad oculus demonstriert wird, daß wir nicht transferieren können, dann hat die Beratungsstelle recht, alle Verschuldung an das Ausland zu verhindern, um ihm unsere Impotenz zu zeigen. Ich halte aber die Intelligenz des Reparationsagenten für so hoch, daß er auch ohne diese Eisenbartkur zu unterscheiden weiß, was aus Eigenem transferiert werden kann und was nur auf Grund von gefährlicher Verschuldung. Es sollte nicht nötig sein, eine schwierige Geldlage herbeizuführen bzw. bestehen zu lassen, die wir überbrücken können, indem wir unseren Kredit im Auslande für produktive Zwecke ausnutzen. Diese Kreditoperationen dürfen dann allerdings nicht dafür mißbraucht werden, als Kalkulationsunterlage für die tragbare Höhe des Transfers zu dienen, und das ist die berechtigte Angst, daß dies der Fall sein könnte.

Unsere teure Wirtschaftsführung ist zum großen Teil der Dawesbelastung zuzuschreiben; sie ist aber auch die Folge unserer eigenen teuren Wirtschaftsführung, die unter höchster Anstrengung verbilligt werden muß. Wir arbeiten noch zu teuer. Erfolgreich haben wir angefangen, die Industrie zu rationalisieren; aber die Rationalisierung hat sich noch nicht bis zu einer Preisermäßigung auswirken können infolge der Arbeitszeitbeschränkung und der Steuerlast. Und was bedeutet die Rationalisierung der Privatbetriebe, wenn unsere Staatsmaschine noch nicht überholt ist und wir eine Bureaukratie haben, die im Gesamtaufwand, wenn auch durchaus nicht in der Bezahlung der einzelnen, teurer ist, als sie je war, eine Sozialversicherung, von deren Endleistung wir nichts entbehren wollen, die aber so teuer ist, daß auch sie danach schreit, von privater Hand unter staatlicher Aufsicht besorgt zu werden?

Wir brauchen eine klare Statistik, aus der deutlich hervorgeht, wieviel durch Anleihen vom Ausland finanziert wird, damit die Transfer-

möglichkeit erkannt wird. Nicht durch Abstoppen des Zuflusses dieses Geldes, durch Herbeiführung einer Geldklemme, sondern durch Aufzeichnung der kontrahierten Auslandsschulden müssen wir unsere Sache dem Reparationsagenten gegenüber verfechten. Es fehlt uns an Betriebskapital, der Vermögenszuwachs des einzelnen ist infolge der übertrieben hohen Besteuerung nicht oder kaum möglich. Wir müssen uns daher vorläufig weiter an das Ausland verschulden, um unseren ganzen komplizierten Wirtschaftsapparat in Gang zu halten; von einer weiteren Verschuldung kann man in der nächsten Zeit vielleicht nicht einmal sprechen; was sich abspielt, ist zum Teil jedenfalls die Umwertung der bereits vorhandenen kurzfristigen Verschuldung in eine langfristige. Eine gewissenhafte Statistik über die bisher erfolgten und vorläufig noch weiter zu erfolgenden ausländischen Anleihen kann und muß die Klarheit bringen; inzwischen sollten wir unsere Wirtschaft nicht dadurch schädigen, daß wir die Begebung von Auslandsanleihen unnötig strangulieren. Selbstverständlich müssen wir unsere Verschuldung in Grenzen halten; denn sonst werden Generationen nötig sein, um uns wieder auslandsschuldenfrei zu machen. Man muß daher auch der Berliner Beratungstelle im Reichsfinanzministerium für kommunale Auslandsanleihen grundsätzlich eine Existenzberechtigung zuerkennen. Ganz abgesehen von Verboten und Kürzungen, die diese Stelle bei manchen reinen Luxusanleihen durchsetzte, hat sie das unbestreitbare Verdienst, daß durch ihre kategorische Limitierung der Maximalbelastung die Effektivzinssätze für Auslandsanleihen rascher gesenkt wurden, als dies sonst der Fall gewesen wäre. Es ist zu begrüßen, daß die Beratungsstelle nunmehr wenigstens wieder nach einer Periode strengster Ablehnung in die Beratung über neue Anleihen eintritt.

Der Währungskredit, der Glaube des Auslandes an die betreffende Währung innen und außen, ist für jedes Land der wichtigste. Der Währungskredit ist primär, dann folgt an Wichtigkeit der Staatskredit und der Privatwirtschaftskredit, wobei man darüber streiten kann, ob der Privatkredit oder der Staatskredit für ein Land wichtiger ist. Es hat bei uns Zeiten gegeben, namentlich während des Krieges, aber auch in Friedenszeiten, in denen das Zutrauen zu Privatunternehmungen größer war als das Zutrauen zum Staate, wo Privathäuser Garantien leisten mußten für die Verpflichtungen des Staates. Staat und Privatwirtschaft müssen sich ergänzen, aber ihre Arbeitsgebiete säuberlich trennen.

Betrachten wir kurz den Staatskredit:

Ein Staatskredit ist gut, wenn Ordnung und Sicherheit im Lande herrschen, wenn die auswärtige Politik weise geleitet wird, so daß eine Gefahr für politische Komplikationen ausgeschlossen ist, und wenn die Einnahmen und Ausgaben in Einklang gebracht sind, ohne daß die Steuerschraube die Wirtschaft zu sehr entkräftet. Man wird in Deutschland noch sehr viel rationeller wirtschaften können. Ein Nebeneinanderregieren von 18 Parlamenten und zahllosen Ministerien ist ein Luxus,

den wir uns nicht mehr leisten können. Man wird auf diese Verhältnisse einmal mit dem gleichen staunenden Unverständnis herabsehen, wie wir die buntscheckige Landkarte Deutschlands aus der Zeit vor 1800 betrachten. Wir müssen den Mut haben, der Übersetzung in allen Staatsbetrieben zuleibe zu gehen; das wird schwer sein; die Einsicht ist bei allen vorhanden, aber der Mut zur Durchführung fehlt.

Unwirtschaftlich und unklug ist auch bei uns die Behandlung vieler zwischen dem Reich und den Ländern untereinander schwebenden Probleme. Die Behandlung der Groß-Hamburg-Frage im Reich und in Preußen, die nur infolge der allgemeinen Abrüstung nicht zum Krieg geführt hat, spricht Bände. Wenn man den Aufwand an Zeit und Kraft betrachtet, der im einigen Deutschen Reich auf dieses relativ einfache Problem nutzlos schon seit einem Jahrzehnt vertan wird, darf man sich nicht wundern über den langen Zeitraum, den die alliierten Nationen für die Rückkehr zur Vernunft brauchen.

Eine solide staatliche Finanzpolitik ist nicht möglich, wenn der Staat seine eigenen Schulden nicht kennt. In dem Dawesabkommen befindet sich eine Bestimmung wegen der eventuellen Erhöhung der Abgaben, falls die Wirtschaft größere Erträgnisse liefert. Es findet sich darin eine Klausel, laut welcher die Schuld erhöht wird, wenn das Gold entwertet wird. Die Zeitdauer der Annuitäten, die wir zu zahlen haben, ist nicht klar angegeben. Wir haben das größte Interesse daran, möglichst bald die Höhe und Zeitdauer unserer Schuld zu kennen! Ein guter Staatskredit ist nur möglich, wenn die Staatsschuld jährlich amortisiert wird. Wie sollen wir unseren Tilgungsplan aufmachen, wenn wir die Höhe unserer Schuld nicht kennen?

Sehr wichtig ist es, den Zinssatz für deutsche Anleihen im Auslande zu senken. Dabei sind wir uns durchaus bewußt, daß das Haupthemmnis die Dawesanleihe ist, die, obgleich sie schon erheblich über pari und über dem Rückzahlungskurs steht, doch noch dem Erwerber bei heutigem Kurse eine Verzinsung von 6,60 Prozent bietet. Solange diese bestgesicherte aller Anleihen sich noch so günstig verzinst, ist es schwer, den Zinssatz für deutsche Anleihen im Auslande auch nur auf die Basis zu bringen, die viele andere Länder genießen, deren Kreditwürdigkeit gewiß nicht höher einzuschätzen ist als die des Deutschen Reiches. Daß in den Bedingungen für die Dawesanleihe die Konversionsmöglichkeit nicht vorgesehen ist, bedeutet einen ungeheuren Schaden für Deutschland. Alle unsere Bemühungen sollten sich darauf richten, durch eine freiwillige Konversion den 7-prozentigen Dawes-Typ schon vor der planmäßigen Tilgung als Standardpapier der deutschen Anleihen auf den ausländischen Märkten zu beseitigen.

Wie wir immer alles tun sollten, um unsere Schulden zu begleichen, so müssen wir aber auch verlangen, daß andere Staaten ihren Verpflichtungen nachkommen.

Um hier einen Druck wirksam ausüben zu können, wäre ein internationales Abkommen zwischen den verschiedenen Bank- und Bankiervereinigungen wünschenswert, daß neue Anleihen nur dann übernommen werden, wenn über alte, notleidend gewesene Anleihen, namentlich auch über mehrvalutarische Anleihen, die der Schuldner plötzlich nur in der billigsten Valuta bezahlen will, ein befriedigendes Arrangement getroffen ist. Ein diesbezügliches Abkommen, insbesondere mit Amerika, dem Hauptgeldgeber auch an schlechtzahlende Staaten, wäre sehr erwünscht.

Die Voraussetzungen für einen guten Privatkredit sind in vielem die gleichen wie für einen guten Staatskredit.

Von großer Wichtigkeit ist naturgemäß bei der Beurteilung des Kredits die Dauer desselben und die Aufnahme im In- und Ausland. Die Antwort auf das bei Krediten immer wieder auftauchende Problem „Langfristige Anleihe oder kurzer Vorschuß?“ und „Inlandskredit oder Auslandskredit?“ läßt sich nicht auf eine einfache Formel bringen. Für die Frage der Lang- und Kurzfristigkeit muß natürlich in erster Linie der alte Satz gelten, daß die Bilanzposten der rechten Seite denen der linken Seite homogen sein sollen, daß man nicht Anlagen, die erst in längerer Frist amortisiert werden können, kurzfristig finanzieren soll. Man wird daher in erster Linie einen Tilgungsplan aufstellen und die Durchführbarkeit des Tilgungsplans nach den mutmaßlich zu erwartenden Erträgnissen oder sonst für diese Verwendung freiwerdenden Mitteln beurteilen müssen. Diese Grundregel bedarf aber unter den heutigen noch unstabilen Wirtschaftsverhältnissen einer Modifikation.

Zunächst ist es für viele Unternehmungen heute nicht so einfach wie in früheren Zeiten, die Erträgnisse der nächsten Jahre auch nur approximativ zu kalkulieren.

Weiterhin: Die Grundregel taugt für Zeiten, in denen es sich um die Alternative handelt, ob man eine Anleihe oder einen kurzfristigen Kredit aufnehmen will; wir haben aber jetzt Perioden, in denen durch die Häufung zahlreicher Anleihen der Inlandsmarkt und die in Frage kommenden Auslandsmärkte ermüdet sind; die Gesellschaft braucht das Geld, eine Hinauszögerung der Geldaufnahme deutet in vielen Fällen — und soll es soliderweise auch bedeuten — eine Hinauszögerung in der Herstellung neuer Anlagen und Verbesserungen, und die Alternative, vor der die Gesellschaft steht, lautet dann: Entweder kurzfristigen Kredit oder aber den Plan, zu dessen Ausführung die Gelder dienen sollen, auf unbestimmte Zeit hinausschieben und, vielleicht, unmodern werden.

Hinzu kommt die noch unstabile Lage des Geldmarktes. Die deutschen Gesellschaften, die in den letzten zwei Jahren in der Hoffnung, künftig eine billigere Anleihe zu schließen, zunächst, wenn auch zur Befriedigung nicht ganz so kurzfristiger Bedürfnisse, einen beispielsweise dreijährigen Kredit aufnahmen, sind gut damit gefahren,

wenn sie damit auch vielleicht in gewissem Sinne gegen die Grundregeln einer soliden Finanzierung verstießen. Der mehrjährige Kredit ist häufig die Brücke zur Anleihe, und er rechtfertigt sich, wenn er nicht in zu großem Ausmaß genommen wird. Aber gerade bei einem solchen Kredit muß sich der Kreditnehmer auch den Kreditgeber genau ansehen und in der Auswahl Vorsicht walten lassen.

Welche Momente kommen hauptsächlich in Betracht beim Abschluß von Staats- und Privatanleihen, die emittiert, d. h. an das große Publikum gebracht werden sollen? Klare Budgets, durchsichtige Bilanzen.

Bei manchen Unternehmungen, die in einer unzweifelhaft ausgezeichneten günstigen finanziellen Position sind, sind die Finanzen, z. B. im Zusammenhang mit Tochtergesellschaften, so entwickelt, daß man sie in der gedrängten Prospektform dem Laien, der die Anleihe der Gesellschaft kaufen soll, nicht leicht klarmachen kann. Der Bankier muß oft in solchen Fällen das Geld zunächst selbst geben, die Emission aber lieber noch eine gewisse Zeit aufsparen, bis — beispielsweise durch eine beabsichtigte Fusion — eine Bereinigung der Bilanz erfolgt ist.

Der Prospekt einer Anleihe muß klar sein für den Schuldner, Bankier und das Publikum. Der Formalismus in Amerika und damit die Ansprüche an den Prospekt sind so große, daß die traditionelle Kürze des englischen Prospektes oft den englischen Markt über den amerikanischen siegen läßt, auch wenn die Bedingungen in Amerika günstiger sind.

Infolge der Unmöglichkeit, bei den vielen neuen Anleihen das Publikum auf dem Prospektwege immer richtig und schnell zu unterrichten, ist man in England und Amerika dazu übergegangen, Trustgesellschaften zu gründen, die einzelne Objekte kaufen und dann ihre Aktien oder Obligationen emittieren. Es ist dieses ein praktisches und den Zeitverhältnissen natürlich entsprechendes Verfahren. Man muß sich nur immer darüber klar sein, daß Trustobligationen Werte von weniger übersichtlicher Sicherheit sind; denn die Obligationen, die ein einzelnes Objekt betreffen und im Prospekt Einzelheiten publizieren, sind jedenfalls der Kritik und der Kontrolle besser ausgesetzt als diese Trustobligationen.

Die Anleihen, die in der ganzen Welt emittiert werden, sind augenblicklich viel zu buntscheckig; wir müssen viel mehr wieder zu gleichartigen Formen kommen.

Bei den Kreditformen ist auch das Abzahlungsgeschäft, das heute Konsumkredit genannt wird, zu erwähnen. Schon vor dem Kriege waren diese Abzahlungsgeschäfte außerordentlich beliebt, insbesondere beruhte die Möglichkeit der Eheschließung in unbemittelten oder wenig bemittelten Kreisen vielfach auf der allgemeinen Benutzung der Abzahlungsgeschäfte. Heute ist, und zwar in einem vielfach wenig er-

wünschten Umfange, das Kaufen von Automobilen hinzugetreten. Es ist gewiß wirtschaftlich verständig, wenn ein Lastautomobil auf Abzahlung genommen wird; ebenso unberechtigt ist es aber auch, wenn Automobile, die nur dem Luxus dienen, auf diese Weise erworben werden. Man wird den Konsumkredit gewiß nicht grundsätzlich verurteilen dürfen, insbesondere, soweit er sozial erforderlich ist. Man wird diese Kreditart einschränken müssen auf Artikel, die wirklich produktiv oder lebensnotwendig sind, und auch nur für die Fälle, in denen der Käufer ganz sicher ist, daß er in der Lage sein wird, die Abzahlung zu leisten.

Es ist ferner hier und da der Versuch gemacht worden, den für einzelne Branchen notwendigen Kredit mit Hilfe von Spezialinstituten, Branchebanken, zu befriedigen. Ich kann nicht einsehen, wodurch solche Branchebanken leistungsfähiger oder billiger sein können als andere Bankinstitute. Auf der anderen Seite würde ich aber eine große Gefahr darin erblicken, wenn die Kredite eines Instituts sich auf ein und dieselbe Branche, also auf einen engen Kreis erstrecken, da fast zwangsläufig eine Krise in dieser Branche, eine Periode also, in der die Angehörigen dieser Branche mehr als je auf ihren Bankier angewiesen sind, sich auf das Kreditinstitut selbst mit erstrecken muß, weil bei seiner Konstruktion der Grundsatz von der größtmöglichsten Verteilung des Risikos nicht beachtet ist.

Zu den generellen Voraussetzungen — wichtig für den Staatskredit wie für den Privatkredit — rechne ich das Erfordernis, daß die Rechtsverhältnisse des betreffenden Landes gesicherte sind. Wir müssen aber auch dafür sorgen, daß wir gute Richter behalten, und müssen nach dieser Periode der Verarmung, in der anders als in der Vorkriegszeit Revenuen aus Privatvermögen für die Richter kaum mehr in Betracht kommen, unsere Richter pekuniär so stellen, daß nicht mehr die besten Kräfte in die Anwaltschaft und in die Industrie abwandern. Der Kredit, den die Gerichte genießen, ist ein ungeheuer wichtiger Faktor für den Gesamtkredit eines Landes und darf nicht unterschätzt werden.

Wir müssen eine klare und kontinuierliche Rechtslage haben. Es ist bekannt, welche Schwierigkeiten vor dem Erscheinen des Aufwertungsgesetzes die Unklarheit über die Gestaltung der Aufwertungshypotheken und alten Obligationen für die Aufnahme von Krediten, ganz besonders im Verkehr mit dem Ausland, bot. Das Aufwertungsgesetz hat hiermit aufgeräumt. Man muß es als etwas schlechthin Unmögliches von der Hand weisen, daß diese grundsätzlichen Fragen von großer Tragweite wieder neu aufgerollt werden.

Eine Zeitlang verlautete, daß man in gewissen Kreisen mit der Idee umgehe, den § 247 des Bürgerlichen Gesetzbuchs so umzugestalten, daß Schuldner sich ihrer Schuld entledigen können, falls sie zu ungünstigen Bedingungen abgeschlossen ist. Eine falsch verstandene Clausula rebus sic stantibus! Ein solcher Weg würde der Tod der Ver-

tragstreue und des Geschäftsanstandes werden. Man hat inzwischen nichts wieder von diesen unlauteren Absichten gehört; aber ausgesprochen soll hier noch einmal werden, daß jeder Kredit in und an Deutschland unmöglich sein wird, wenn man eine Gesetzesänderung herbeiführt, die nachträglich dem Schuldner gestattet, einen Differenzeinwand zu machen und sich unbequemer Verpflichtungen zu entledigen.

Die Entschädigung der Liquidationsgeschädigten sollte trotz unserer schwierigen Lage mit großem Entgegenkommen vorgenommen werden. Ich will diese komplizierte Frage hier nicht ausführlich behandeln; für diejenigen, die nicht außerhalb Deutschlands gelebt und ihre Tätigkeit innerhalb Deutschlands hatten, bieten sich selbst im Anschluß an verkümmerte frühere Arbeitsstätten, doch wieder Chancen zur erfolgreichen Betätigung; für die, die in Übersee entwurzelt sind, hat das Reich ein Recht und eine klare Verpflichtung, viel zu tun, auch selbst dann, wenn man mit dem Ernste, mit dem ich es tue, unsere heutige finanzielle Lage betrachtet.

Wir müssen die Fairness, auf deutsch Treu und Glauben, im kaufmännischen Verkehr bis aufs äußerste unterstreichen, und zwar heute mehr denn je, nachdem wir zweifellos Zeiten der Sittenverwilderung durchgemacht haben. Ich glaube aus langjähriger Erfahrung an eine außerordentlich gute Wirkung eines kaufmännischen Ehrengerichts. Ich könnte mir denken, daß diese Ehrengerichte, wie sie jetzt schon an den Börsen bestehen, für alle kaufmännischen und industriellen Kreise Deutschlands zur Einführung gelangen.

Wenn Verallgemeinern auch immer gefährlich ist, kann man doch wohl sagen, daß einzelne Unternehmungen in Deutschland wieder erfolgreich sind und viele wieder in aufsteigender Richtung arbeiten und Kredit genießen. Wir haben aber nur glückliche Inseln, noch kein gleichmäßiges glückliches Festland, so klagen insbesondere die mittleren und kleinen Industrien, denen ihrer Struktur nach manche Kreditkanäle der ganz großen Gesellschaften verschlossen sind. Der Gedanke, durch Zusammenfassungen, beispielsweise zu Industrieschaften, hier neue Kreditmöglichkeiten zu erschließen, ist — vorsichtig und unter Ausschluß der Gesamthaftung angewandt — noch neu und man muß die weitere Entwicklung der gegründeten Industrieschaft abwarten, bevor man zu derselben Stellung nehmen kann.

Die Vermischung von Privat- und Staatswirtschaft mußte nach dem Kriege in erhöhtem Maße stattfinden. Die Tätigkeit des Staates auf wirtschaftlichem Gebiet birgt große Gefahren in sich, der Staat entbehrt die beste Freundin des Kaufmanns: die Angst vor dem Konkurs! Es fehlt der Regulator, den jeder geschäftliche Abschluß eines Privatunternehmens bietet. Dem Staat mag ein Vetorecht eingeräumt werden, wo immer das Allgemeininteresse es verlangt; aber die Exekutive soll dem Privatunternehmer verbleiben, er soll das Risiko tragen, er soll genügen-

den Kredit behalten, um wagemutig die Entwicklung des Unternehmens riskieren zu können.

Das mindeste aber, was man vom Standpunkt der Privatwirtschaft aus verlangen muß, ist, daß die öffentliche Hand als Privatunternehmer sich in jeder Weise privatwirtschaftlichen Rechtsgrundsätzen und Gepflogenheiten unterwirft, und wir es nicht mit Gebilden zu tun haben, die einerseits die Freiheiten privater Unternehmungen für sich in Anspruch nehmen, andererseits aber sich im gegebenen Moment auf ihren öffentlich-rechtlichen Charakter besinnen, wenn es für sie von Vorteil ist.

In neuerer Zeit finden wir ein Eingreifen der öffentlichen Hand in die Wirtschaft bisweilen in der Form von Sonderkrediten und Garantien, die der Staat gewährt. Es ist schwer, hier ein generelles Urteil über die Berechtigung solcher Aktionen zu fällen. Grundsätzlich ist es nicht die Aufgabe des Staates, irgendein privatwirtschaftliches Unternehmen auf Kosten der Steuerzahler nur um dieses Unternehmens selbst wegen — und mag es auch der Klang seiner alten Firma sein, der gefährdet ist — mit aller Gewalt durchzuhalten. Ein falsches Eingreifen des Staates hindert oft das natürliche Absterben veralterter Betriebe.

Eine Ausnahme bildet die Betätigung der deutschen Regierung bei dem Export nach Rußland. Bei den Exporten nach anderen Ländern spielt natürlich die politische Entwicklung des Bestimmungslandes eine Rolle für die Beurteilung des Risikos; aber sie ist doch nur einer der Faktoren, aus denen heraus das Risiko zu beurteilen ist. Bei der wirtschaftlichen Konstruktion des heutigen Rußlands, die den Staat oder doch halbstaatliche Trusts als alleinigen Abnehmer übrig läßt, deckt sich nahezu das allgemeinwirtschaftliche Risiko mit dem politischen. Man wird eine Intervention des Reiches zur Förderung solcher Kredite aber für berechtigt halten können. Aber dieser Fall muß eine Ausnahme bleiben.

Da der Kredit nicht nur Vertrauen zur finanziellen Kraft des Schuldners, sondern auch persönliches Vertrauen zu dem Schuldner, oder bei Gesellschaften zu deren maßgebenden Männern, erfordert, so muß auch aus Gründen einer weit ausschauenden Kreditpolitik darauf geachtet werden, daß den Führern ein Nachwuchs erwächst. Zu oft erhält man die Auskunft: „Das Unternehmen ist prima; aber es steht auf zwei Augen." Für Handel, Industrie und Banken erwächst die Aufgabe, ihre Beamten so heranzubilden, daß sich in ihnen der spätere Leiter findet.

Ich komme zum Schluß. Mit einem Kriege geht es, betrachtet man das Volksleben als Ganzes, wie mit der Influenza: Die eigentliche Krankheit geht vorbei, der Schwächezustand bleibt. Ich habe in Versailles, als man diesen grausamen, jeder wirtschaftlichen Vernunft Hohn sprechenden Vertrag abschloß, vorausgesagt, daß mindestens die dreifache Zeit des Krieges, also mindestens zwölf Jahre, vergehen werden,

bis wir in Deutschland uns zu normalen Verhältnissen wieder werden durchgerungen haben. Auch diese damals übertrieben lang bezeichnete Zeit wird kaum ausreichen, wenn wir jetzt nicht energisch darangehen, wirtschaftliche vernünftige Maßnahmen gegen die absolute Unvernunft des Versailler Vertrages zu treffen. Es war eine falsche Weichenstellung für die europäischen wirtschaftlichen Wege, unter der alle Europäer noch lange zu leiden haben werden.

Der Kredit des Reiches, der Kredit der Notenbanken und der Kredit der Privatwirtschaft sind voneinander abhängig, keiner der drei kann leben, ohne daß es dem anderen gut geht. Die bestgeführte Notenbank kann eine Währung nicht aufrechterhalten, wenn die Finanzen des Reiches nicht geordnete sind, die Zahlungsbilanz auf viele Jahre eine passive und die Privatwirtschaft keine solide ist. Das Reich kann die Finanzen nicht in Ordnung halten — wir haben es noch alle in Erinnerung —, wenn die Währung keine gefestigte ist, und die Notenbank kann nicht existieren, ebensowenig wie das Reich, wenn die Privatwirtschaft nicht floriert. Also, der Kredit aller drei ist im Ergebnis voneinander abhängig; aber der Kredit von allen dreien ist nur dann gut, wenn sie voneinander in der Konstruktion so unabhängig sind, daß sie ihr eigenes Bestimmungsrecht behalten. Die Reichsbank darf nicht gezwungen werden, dem Finanzminister zu dienen, die Privatwirtschaft darf von der Reichsbank nicht in der Geschäftsentwicklung durch übertriebene Beaufsichtigung gestört werden, und das Reich darf der Privatwirtschaft nicht die Gelder wegnehmen auf dem Steuerwege, die die Privatwirtschaft benötigt, um Risiken laufen zu können, die bei einer mutigen Fortentwicklung eines jeden Geschäfts nicht vermieden werden können. Die Umsatzsteuer — auch davon ist es still geworden — muß weiter ermäßigt werden. Die Arbeitsteilung muß eine klare sein. Wer soll künftig der Risikoträger sein? Der Risikoträger muß aber auch der Gewinnempfänger sein! Es geht nicht an, daß das Reich in einem solchen Ausmaße am Gewinn und nur am Gewinn teilnimmt, daß die Privatwirtschaft kein Vermögen ansammeln kann, und dann die Privatwirtschaft den Schaden allein tragen muß. Das mindeste wäre, daß das Risiko auf drei Jahre verteilt würde, indem die Privatwirtschaft nur gezwungen ist, den Durchschnitt der letzten drei Jahre zu versteuern. Aber notwendig ist auch, daß die Steuern reduziert werden, nicht, damit die Kapitalisten sich bereichern, sondern damit sie überhaupt in der Lage sind, ihr Geschäft auszudehnen, mit anderen Ländern zu konkurrieren, um damit das Unternehmen nicht nur für sich, sondern vor allen Dingen auch der Arbeiterschaft die Arbeitsgelegenheit, die Existenz, zu erhalten.

In einem Lande, in dem für die soziale Fürsorge derartig viel geschieht wie in Deutschland, hat das Wort „kapitalistisch“ in dem einseitigen Sinne, wie es bisher oft gebraucht wurde, keinen Platz mehr. Auf die Gefahr hin, daß diese Bezeichnung in vielen Kreisen rechts

oder links nicht verstanden wird oder nicht verstanden werden will, möchte ich dafür das Wort „sozialkapitalistisch“ setzen, das wir in Deutschland wahrlich verdienen.

Wir müssen in der Jetztzeit die Grundlage legen für viele neue wirtschaftliche Strukturen; den Nutzen oder Schaden werden spätere Generationen haben, aber uns fällt die Verantwortung zu, solange die Verhältnisse noch flüssig sind, die Form zu modellieren.

Unser Kredit ist abhängig von dem Kredit der anderen Länder; wir sind alle Nachbarn geworden, und deshalb gebrauchen wir für unsere nachbarlichen Beziehungen auch neue Rechte und Sitten: Ein neues Nachbarrecht! Solange die Valutaverhältnisse in Italien, Frankreich und Polen nicht geordnet sind, können auch unsere wirtschaftlichen Beziehungen nicht in Ordnung sein; denn wir werden das, was man uns immer vorgeworfen hat, von den anderen Ländern erleben: das Dumping. Und solange von Rußland zwangsweise Getreide exportiert wird, unabhängig von den Gestehungskosten, werden wir auch auf landwirtschaftlichem Gebiete keine normalen Verhältnisse bekommen.

Die unwirtschaftliche Behandlung Deutschlands, die wirtschaftlich widersinnigen Maßnahmen auf Grund des Versailler Vertrages schädigen nicht nur Deutschland, sondern sie schädigen Europa. Europa wird sich immer weiter verschulden, den Kredit verlieren, und es wird die Zeit nicht wiederkommen, wo Europa in der Welt größere Kredit- als Debetposten hatte, wenn wir nicht die wirtschaftlichen Notwendigkeiten, unabhängig von Chauvinismus und Partikularismus, zur Geltung bringen.

Die Bedeutung der internationalen Stipendien.

Von Prof. *Marie Curie-Sklodowska.*

Ich will nicht zu viel Worte über die Bedeutung der Wissenschaft für die Menschheit verlieren. Wenn diese Bedeutung manchmal bestritten wurde und wenn solche Worte wie „der Bankrott der Wissenschaft" in Bitterkeit und Enttäuschung ausgesprochen werden konnten, so ist das nur ein Beweis, daß das Streben der Menschheit nach ihren höchsten Zielen so unvollkommen ist wie alles Menschliche und daß es oft durch die Kraft des nationalen Egoismus von seinem Wege abgelenkt wurde. Und doch ist es diese Alltagsarbeit an der Erweiterung der Wissenschaft, die die Menschheit auf die außerordentlichen Höhen gehoben hat, die sie heute einnimmt, es ist dieses Streben, das sie zu immer größerer Macht und zu größerem Wohlsein führt. Wir, die wir Mitglieder der Kommission für intellektuelle Zusammenarbeit sind, müsen zu denen gehören, die sich mit Rodin vor der mühsamen Arbeit des Denkers verbeugen und die mit Pasteur „unerschütterlich daran glauben, daß die Wissenschaft und der Frieden über die Dummheit und den Krieg triumphieren werden."

Wenn in der Tat die geistige Verfassung der Intellektuellen verschiedener Länder, wie sie durch den letzten Krieg enthüllt wurde, häufig von einem niedrigeren Niveau als die der weniger kultivierten Massen erscheinen, so erklärt sich das daraus, daß in jeder Macht eine Gefahr verborgen ist, wenn sie nicht diszipliniert, eingefangen und auf höhere Ziele zu, die ihrer würdig sind, gerichtet wird. Keine Arbeit kann von größerer Bedeutung sein als die, die sich bemüht, internationale Bindungen zwischen den aktiven geistigen Elementen der Menschheit zu schaffen und zwar hauptsächlich zwischen den jungen Elementen, von denen die Zukunft abhängt. Von dieser Verantwortung ausgehend, will ich hier die Frage der Stipendien behandeln, und ich hoffe, daß sie die ganze Aufmerksamkeit erwecken wird, die sie verdient.

Es wird meiner Ansicht nach niemand bestreiten, daß selbst in den demokratischsten Ländern die gegenwärtige soziale Organisation den Reichen beträchtliche Vorteile einräumt und daß die Wege, die zu einer höheren Bildung führen, den Kindern wohlhabender Familien

weit geöffnet sind, während die Kinder der Eltern, die nur über beschränkte Mittel verfügen, auf unzählige Schwierigkeiten treffen. Auf diese Weise verliert jedes Volk einen großen Teil seiner wesentlichen Säfte seltenster und kostbarster Art. In der Zwischenzeit, bevor die Reformen des Erziehungswesens eine gründliche Abhilfe dieser Situation herbeiführen können, ist die demokratische Aktivität in den verschiedenen Ländern darauf gerichtet, durch Organisierung nationaler Erziehungsstipendien wenigstens eine partielle Hilfe zu schaffen, die es ermöglicht, der höheren Bildung einige Elemente zuzuführen, die sonst für sie verloren gegangen wären. Ich möchte mich hier nicht mit diesen Versuchen einer nationalen Rettung befassen, so sehr sie trotz ihrer Unvollkommenheit jedes Lob verdienen, und ich will sofort zu dem Problem übergehen, vor das sich die jungen Menschen gestellt sehen, wenn es ihnen gelungen ist, die Anfangsschwierigkeiten zu überwinden und die höheren Schulen zu absolvieren, denn die Frage der Nachuniversitätsarbeit, die einen viel persönlicheren Charakter hat, ist auch unendlich komplizierter.

In der Zeit, die nach den Universitätsstudien kommt, werden die jungen Menschen mit wissenschaftlichem Streben vor zwingende Notwendigkeiten gestellt. Meistens hat die Familie alles getan, was sie nur tun konnte, um den jungen Mann oder das junge Mädchen zu dieser Etappe zu führen, und da sie nicht imstande ist, weitere Opfer zu bringen, verlangt sie von ihm, sich zu begnügen. Und selbst bei wohlhabenden Familien kann der Wunsch nach der Fortsetzung der schon sehr fortgeschrittenen Studien auf ein mangelndes Verständnis stoßen, da solche Studien oft als ein Luxus oder als eine unbegründete Laune aufgefaßt werden.

Welches ist in diesem Falle das Interesse der Gesellschaft? Müßte sie nicht das Aufblühen der wissenschaftlichen Begabungen fördern? Ist sie so reich, daß sie auf die Talente verzichten kann, die sich bieten? Ich glaube auf Grund von Erfahrungen, die ich sammeln konnte, sagen zu müssen, daß Begabungen keineswegs dick gesät sind und daß der Zusammenklang von Fähigkeiten, die für eine wirkliche wissenschaftliche Berufung notwendig sind, eine ungeheuer kostbare und seltene Sache ist, ein besonderer Schatz, den zu verlieren, Dummheit oder Verbrechen wäre und den man mit größter Sorgfalt überwachen müßte, um ihm alle Möglichkeiten der Entfaltung zu geben. Ich will auf einige der Bedingungen hinweisen, von denen der Erfolg des Aspiranten der unabhängigen wissenschaftlichen Forschung abhängt. Die notwendigen intellektuellen Fähigkeiten sind eine Intelligenz, die imstande ist, zu lernen und zu verstehen, eine sichere Urteilskraft, die den Wert theoretischer oder experimenteller Argumente abschätzen kann, und eine Einbildungsgabe, die einer schöpferischen Arbeit fähig ist. Die nicht minder wichtigen moralischen Fähigkeiten sind Beharrlichkeit, Zähigkeit und in erster Linie diese uneigennützige

Leidenschaft, die den Neophyten auf einen Weg lenkt, auf dem er meistens keine materiellen Vorteile zu erwarten hat, wie sie sich ihm in der industriellen oder kommerziellen Karriere bieten. Auf diese Weise wird der Schutz der wissenschaftlichen Neigungen zu einer heiligen Pflicht jeder Gesellschaft, die um ihre Zukunft besorgt ist. Ich muß freudig anerkennen, daß die öffentliche Meinung sich dieser Pflicht immer klarer bewußt wird. Ich will nicht die hier vorliegende Statistik erwähnen, ich möchte nur sagen, daß seit dem Jahre 1900 einige Stiftungen, die in Frankreich von privaten Geldgebern geschaffen wurden, es ermöglichten, jedes Jahr eine Anzahl von Stipendien an fortgeschrittene Schüler zu erteilen und so wenigstens in einem gewissen Grade die Unzulänglichkeit der staatlichen Mittel zur Förderung der Nachuniversitätsstudien zu vervollständigen. Diese Gründungen haben allgemein einen nationalen Charakter. Ein Beispiel internationaler Solidarität ist die Stiftung Rockefeller in dem Institut des „International Board of Education", die seit einigen Jahren Forschungsstipendien verteilt.

Wenn es auch selbstverständlich ist, daß in den Ländern mit schwieriger Finanzlage die Sorgen der Staatsbürger in erster Linie auf die Entwicklung der Wissenschaft in ihrer Heimat gerichtet sind, müssen wir uns trotzdem klar werden, wie nützlich eine Aufhebung der Einschränkungen und eine Internationalisierung der Forschungsstipendien für die Nachuniversitätsstudien wären. Die Wissenschaft ist ja tatsächlich im wesentlichen international, und nur aus Mangel an historischem Sinn schreibt man ihr nationale Bedeutung zu. Wie berechtigt auch der Stolz eines Landes sein mag, das bei dem Aufblühen der menschlichen Kenntnisse eine große Rolle gespielt hat, so dürfen wir nicht die Tatsache aus den Augen verlieren, daß die Lebens- und Arbeitsbedingungen sich ändern und daß andere geistige Mittelpunkte auftauchen können, um durch ihre Bemühungen die alten Zentren des Wissens zu unterstützen. Ist es nicht besser, eine solche Evolution zu begünstigen als ihr mit Gleichgültigkeit zuzusehen? Wenn eine Universität ausländische Studenten aufnimmt und ihnen die Möglichkeit gibt, von ihrem Wissen und ihren Überlieferungen zu profitieren, wäre es nicht erwünscht, noch einen Schritt weiter zu gehen und denjenigen, die es ganz besonders verdienen, auch eine materielle Unterstützung zu gewähren, damit sie nach der Rückkehr in ihre Heimat die Erinnerung mitnehmen, daß alles getan wurde, um sie in brüderlicher Weise an dem kostbaren intellektuellen Vermächtnis des Volkes, dessen Gast sie waren, teilnehmen zu lassen. Wäre es nicht das beste und höchste Mittel, das man sich nur vorstellen kann, um dauerhafte Freundschaften zu bilden, aus denen der Geist internationaler Versöhnung entspringt?

Bei der ganzen Anerkennung der Wohltaten der Stiftungen nationalen Charakters glaube ich, daß für die Zukunft internationale,

staatliche oder private Stiftungen empfehlenswerter sind. Um diese Stiftungen am nützlichsten zu gestalten und aus ihnen alles herauszuholen, was sich nur ermöglichen läßt, müßte man sich über gewisse gemeinsame Grundlagen ihrer Organisation verständigen. Es scheint mir, daß die Regeln, in denen sich die Auffassung einiger bestehender Stiftungen verrät, nicht immer in einer zur Erreichung des beabsichtigten Zieles günstigen Weise entworfen wurden. Es kommt sogar vor, daß diese Regeln sich nicht streng anwenden lassen und man sie mit einer gewissen Toleranz handhaben muß.

Ich möchte mich bei der weiteren Prüfung der Frage auf das Terrain der reinen Wissenschaft und der Laboratorien beschränken, das mir am besten vertraut ist. Ich glaube, daß die Schlußfolgerungen, zu denen man auf diesem Gebiete gelangt, auch auf die künstlerischen oder literarischen Studien anwendbar wären, denn so verschieden auch die Untersuchungsmethoden sind, so kann es wohl kaum fundamentale Unterschiede in den Mitteln, die für die Erkenntnis und Ausnutzung der individuellen Fähigkeiten geeignet sind, geben. Und auf diese kommt es mir nur an. Bei der Prüfung der Arbeitsbedingungen in Laboratorien kann man heute eine mir sehr charakteristisch scheinende Evolution nach der Spezialisierung zu feststellen. Diese Evolution ist das natürliche Produkt einer Anhäufung unserer Kenntnisse in einem wirklich schwindelerregenden Grade und der sich daraus ergebenden Schwierigkeit, sich wissenschaftliche Unterlagen zu verschaffen. Infolge dieser Ausbreitung wird es für ein Laboratorium immer schwieriger, sich einer Wissenschaft wie der Physik oder der Chemie im allgemeinen zu widmen. Die Untersuchungen konzentrieren sich eher nach der Richtung hin, die durch eine wichtige Arbeit des führenden Professors oder einer bedeutenden Persönlichkeit auf dem betreffenden Gebiete verlockend erscheint. Eine solche Spezialisierung wird noch weiterhin durch die ungeheure Vielfältigkeit der Forschungsmethoden, die die Wissenschaft braucht, und die Geringfügigkeit der Mittel, über die die Laboratorien verfügen, begünstigt. Gewisse technische Verfahren sind so kostspielig, daß man nicht daran denken darf, sie zu zerstreuen und daß man sie notwendigerweise in besonderen Instituten konzentrieren muß. Bei einigen dieser Institute ist man soweit gegangen, daß man ihnen einen internationalen Charakter gab, wie zum Beispiel bei dem internationalen Amt für Maße und Gewichte in Frankreich oder dem Laboratorium für tiefe Temperaturen in Leyden in Holland. Ich glaube, daß diese Spezialisierung in der Zukunft noch betonter sein wird und die Zahl der technischen Laboratorien, die über entsprechende Mittel verfügen und sich den Forschungen nach einer bestimmten Richtung hin widmen, ständig zunehmen wird.

Die innere Organisation eines Laboratoriums kann in einer analogen Weise als eine Zusammensetzung von Arbeitsgruppen mit demselben allgemeinen Ziel, aber gesondert im Objekt und mit entsprechen-

den Apparaten versehen, betrachtet werden. Jede Arbeitsgruppe muß jedes Jahr eine gewisse Zahl von Mitarbeitern zugesichert bekommen. Dieses System ist keineswegs starr, sondern im wesentlichen beweglich. Gewisse Gruppen breiten sich aus, andere verlieren an Bedeutung. Die Bildung einer neuen Gruppe ist ein wichtiges Ereignis, weil sie im allgemeinen die Anschaffung neuer Apparate, wie auch eine doppelte Anstrengung der Phantasie zur Instandsetzung braucht. Es ergibt sich noch der Vorteil, daß die Arbeiten derselben Gruppe eine gewisse Kontinuität und einen Zusammenhang beibehalten, und außerdem eine größere wirtschaftliche Ausnutzung des Personals und der Ausstattung wie auch eine Erhöhung des Ertrages gewährleistet wird. Diese Organisationsmethode versuchte ich an dem Radiuminstitut anzuwenden, und ich weiß aus Gesprächen mit Kollegen, daß viele unter ihnen zu einer ähnlichen Ansicht gelangt sind.

Wir wollen jetzt untersuchen, wie diese Arbeitsorganisation, die meiner Ansicht nach eine Arbeitsmethode der Zukunft ist, sich mit der Rekrutierung der Arbeitskräfte und der Sorge um die Entdeckung der wissenschaftlichen Talente in Einklang bringen läßt. Es ist leicht ersichtlich, daß zwischen den beiden Standpunkten eine vollkommene Harmonie herrscht. Während der Direktor des Laboratoriums die allgemeinen Richtlinien der Arbeiten bestimmt, beschäftigen sich die Mitglieder des festangestellten Personals, daß im allgemeinen nicht sehr zahlreich ist, also die Leiter und Assistenten, mit einigen besonderen Arbeitsgruppen, die sie am besten kennen und denen sie auch die Mitarbeiter zuweisen, die sich im Laboratorium melden. Sobald ein neuer Mitarbeiter sich meldet, fragt ihn der Direktor über seine Kenntnisse und seine technische Schulung aus. Im allgemeinen besitzt der Kandidat neben einer allgemeinen, durch Universitätsdiplome bestätigten Bildung, keine besonderen Kenntnisse, die ihn für eine spezielle Arbeit bestimmen. Meistens meldet er sich in dem betreffenden Laboratorium, weil ihn die allgemeinen Richtlinien und die dortige Aktivität lockten, ohne eine präzise Idee über die zu leistende Arbeit zu besitzen. Selbst wenn er einen Begriff von der Arbeit hätte, könnte er sie nicht leisten, weil ihm dazu die Erfahrung fehlt. Unter solchen Umständen hat es keinen Sinn, mit großen Materialkosten und unter beträchtlichen Bemühungen ein Projekt einer neuen Arbeit für diesen Kandidaten zu entwerfen, der sich im allgemeinen bewußt ist, wie wenig er imstande ist, die Wahl selbst zu treffen und wie sehr er der Führung bedarf. Es ist im Gegenteil vorteilhaft, auch in ökonomischem Sinne, den Kandidaten einer der existierenden Arbeitsgruppen zuzuweisen, in der man eine Vakanz vermutet. Der Kandidat kann dort in Zusammenarbeit mit den älteren Kräften die ihm fehlende Erfahrung sammeln. Nach einigen Monaten wird er das Laboratorium kennenlernen und man wird auch dort seine Fähigkeiten kennen. Der Direktor des Laboratoriums wird dann in der Lage sein, zu beurteilen, ob er ihn ermutigen soll, fortzu-

fahren und wieweit er ihm innerhalb einer Gruppe eine unabhängige Arbeit zuweisen kann.

Wenn der Wert des Kandidaten außerordentlich erscheint und wenn derselbe einen Beweis eigener Ideen erbringt, wird es von Interesse sein, ihm eine grundlegende Arbeit anzuvertrauen oder sich der Kosten der Installierung eines neuen Arbeitsfeldes zu unterziehen. Jedenfalls wird dies eine seltene Ausnahme sein und man darf nicht vergessen, daß die Anzahl der Mitarbeiter, die eigene Ideen und neue Auffassungen mitbringen können, viel geringer ist als die Zahl derer, die man nutzbringend bei der Laboratoriumsarbeit unter entsprechender Anleitung verwenden kann. Es wäre ein großer Fehler, wenn man die Organisation der Forschungsarbeit ausschließlich auf die Verwendung außerordentlicher Individualitäten gründen wollte. Diese Ausnahmen sind nicht zahlreich genug, um die wissenschaftliche Produktion der Laboratorien zu sichern, und das ist ganz natürlich, wenn man an die Totalität der intellektuellen und moralischen Vorbedingungen denkt, die vorhanden sein muß, um den Anforderungen voll zu genügen. Das Problem besteht daher meiner Ansicht nach nicht darin, daß man von den Kandidaten im vorhinein außerordentliche Eigenschaften fordert, sondern in der Sicherung der Produktion der Laboratorien, wobei man gleichzeitig den Kandidaten Gelegenheit gibt, ihren besonderen Wert zu beweisen und von ihnen nichts weiter verlangt, als gute Zeugnisse absolvierter höherer Schulen und Empfehlungen von Professoren, die Vertrauen verdienen.

Wenn ich mich über diese Auffassung der Laboratoriumsarbeit verbreitet habe, so geschieht es deshalb, weil ich hier an einen wichtigen Punkt in den Statuten der Stipendienstiftungen rühre. Die Gründer von Stiftungen, die die lobenswerte Absicht haben, die Wirksamkeit ihrer Institute zu sichern, verlangen im allgemeinen, daß die Stipendien nur denen zugewiesen werden sollen, die sich bereits durch Arbeiten ausgezeichnet haben, aus denen ihr Können ersichtlich ist. Gewisse Statuten enthalten sogar die Bestimmung, daß Stipendien nicht als Doktorats-Stipendien dienen können. Im allgemeinen erwarten die Stiftenden von den Stipendien mehr als sie geben können, und daher kommt die Enttäuschung über den ungenügenden Ertrag und die mäßige Ausnutzung.

Ein Komitee zur Verteilung der Stipendien muß selbstverständlich mit der größten Gewissenhaftigkeit an die besonnene Ausnutzung der Mittel, über die es dank einer privaten Stiftung verfügt, herangehen. Aber man muß sich über das Ziel klar werden, das es zu ereichen gilt, und es heißt das Ziel verkennen, wenn man die Möglichkeit eines hundertprozentigen Ertrages in erstklassigen, von den Stipendiaten zu leistenden Arbeiten erwartet.

Die Anzahl der Personen, die die Wissenschaft reizt, ist, hauptsächlich unter den finanziellen Bedingungen der Nachkriegszeit, nicht

erheblich. Wenn einer dieser Menschen sich wirklich bewährt, kommt es häufig vor, daß er bereits eine Universitätsstellung einnimmt und von einem Stipendium nicht mehr profitieren kann. Wenn daher jede Stipendienstiftung in erster Linie solchen anerkannten Gelehrten die Arbeitsmöglichkeiten sichern muß, so fällt ihr jedoch außerdem die nicht minder fundamentale Pflicht zu, die noch nicht bestätigten Talente zu entdecken, Talente, die noch nichts als Hoffnungen sind, deren Pflege jedoch mit einer methodischen und produktiven Funktion der Laboratorien nach den von mir oben dargelegten Richtlinien in Einklang gebracht werden kann. Diese Aufgabe ist in Wirklichkeit von großer Bedeutung, denn wer kann sagen, wieviel Fähigkeiten sich nicht durchsetzen konnten, weil ihnen die Möglichkeit fehlte, sich zu erproben. Und wenn die Natur nicht sehr verschwenderisch in der höchsten Blüte der menschlichen Intelligenz, in der Fähigkeit des Nachdenkens und der Verwirklichung der Ideen zu sein scheint, so ist das ein Grund mehr, um diese Fähigkeiten zu suchen und sie von Anfang an zu unterstützen. In dem Problem der Organisation der Stipendien für Nachuniversitätsstudien sehe ich vom Standpunkt des wissenschaftlichen Interesses zwei dringende Forderungen: 1. den fortgeschrittenen Forschern, die bereits durch wissenschaftliche Arbeiten ihre Fähigkeiten bewiesen haben, die Arbeitsmöglichkeiten zu sichern; 2. allen Kandidaten, die den Wunsch haben, sich eine Zeitlang der Wissenschaft zu widmen, die Möglichkeit zu geben, ihre Fähigkeiten zu entwickeln, und ich bin der Ansicht, daß man in diesen Fällen als genügende Garantie die Empfehlung eines Professors oder den Beweis bestandener Universitätsprüfungen betrachten soll. Wenn die erste Kategorie der Kandidaten interessanter erscheint, so ist die zweite zweifellos viel zahlreicher. Aus den Kandidaten der zweiten Kategorie hoffen wir, die der ersten zu rekrutieren. Von der ersten Kategorie können wir einen zweifellosen Ertrag erwarten. Die zweite Kategorie wird vielleicht dem Anschein nach einen viel geringeren Ertrag aufweisen. Ihre soziale Rolle wird jedoch grundlegend sein, da sie nicht nur die Auswahl bietet, die man erwartet, sondern auch zur Erhaltung der normalen Aktivität der Laboratorien beiträgt.

Ich möchte jetzt in großen Umrissen die Grundlagen einer internationalen Stipendienorganisation entwerfen, die der Arbeit in den Laboratorien angepaßt wäre.

Eine vollkommene Stiftung müßte über zweierlei Stipendien verfügen: weniger bedeutende Stipendien für die Anfänger der wissenschaftlichen Forschung oder der Nachuniversitätsstudien, die man Stipendien für Probekandidaten nennen könnte, und größere Stipendien für diejenigen, die sich schon in wissenschaftlicher Arbeit bewiesen haben und die man als Forschungskräfte bezeichnen könnte. Die beiden Kategorien müssen in einem normalen Verhältnis zueinander stehen, zum Beispiel auf ein Stipendium der höheren Kategorie zwei oder drei

Stipendien für Probekandidaten. Wenn gewisse Stiftungen die eine der beiden Kategorien vorziehen, muß man durch eine allgemeine Vereinbarung eine entsprechende Vertretung der beiden Kategorien sichern. Eine vollkommene Stiftung wäre jedoch vorzuziehen, weil sie die Probekandidaten auf ihrem Weg verfolgen könnte, ein richtiges Bild von der Berufswahl bekäme und ein entsprechendes Verhältnis zwischen den beiden Systemen der Stipendien festsetzen könnte.

Die Internationalität müßte durch Aufhebung der Einschränkungsklauseln gesichert werden. Ich halte es nicht für richtig, gegen den Wunsch gewisser Geldgeber, die ihre Stiftungen einer bestimmten Universität oder einem Laboratorium zur Verfügung stellen wollen, anzukämpfen, da die Laboratorien einen Mittelpunkt bilden, um den sich natürlicherweise die wissenschaftliche Arbeit gruppiert. Man soll jedoch die Stiftungen von sozusagen wandernden Stipendien ermutigen, die in einem freiwillig gewählten Forschungszentrum benutzt werden können.

Bei den Stipendien für Probekandidaten muß man berücksichtigen, daß sie dem Studenten eine bescheidene Existenz ohne weiteren Zuschuß gewährleisten müssen. Halbe Stipendien können für Studenten, die bei ihren Eltern wohnen und sich mit einer kleinen Subvention begnügen können, in Aussicht genommen werden. Besondere Zuschüsse könnten dem Probekandidaten gewährt werden, um die Kosten seiner Arbeit im Laboratorium und die sich eventuell ergebenden Ausgaben für Reisen zu decken. Der Probekandidat müßte dabei die Verpflichtung übernehmen, jede Arbeit auszuführen, die ihm von dem Direktor des Laboratoriums zugewiesen wird, sei es in Form der Mitarbeit an den laufenden Untersuchungen oder in der Form unabhängiger Studien. Der Direktor hätte die Pflicht, eine Kontrolle über die Arbeit des Probekandidaten auszuüben, die Publikation der Ergebnisse zu bestimmen und einen jährlichen Bericht an die Stiftung, von der der Probekandidat abhängt, zu verfassen. Die Stipendien für Probekandidaten müßten für ein Jahr verteilt werden mit der Möglichkeit einer Erneuerung, sei es in der früheren Form, sei es in der Form als Stipendium der höheren Kategorie. Die Stiftung müßte die Stipendien der Probekandidaten als Versuchsstipendien betrachten und nichts weiter von ihnen erwarten. Trotz der gewissenhaftesten Wahl könnten sich gewisse Probekandidaten als eine vollkommene Enttäuschung erweisen. Dieser Fall würde jedoch ziemlich selten sein. Die meisten unter ihnen könnten bei einer gut organisierten Zusammenarbeit gewisse Dienste leisten, ohne das Stipendium für fortgeschrittene Forschung zu verdienen. Ihre Arbeit würde in diesen Falle von wirksamem Nutzen für ihre Ausbildung wie für das Laboratorium, das sie aufnahm, sein. Einige von ihnen würden den Beweis seltener Fähigkeiten erbringen, und man müßte sie zur Fortsetzung ihrer wissenschaftlichen Laufbahn ermutigen.

Die Forschungsstipendien müßten doppelt so viel wie die Stipendien für Probekandidaten betragen, um eine nicht zu bedrängte Existenz z

ermöglichen. Erstattung der Kosten für Reisen zum Bestimmungsort wie auch der Ausgaben in dem Laboratorium müßten vorgesehen werden. Der Besitzer eines Forschungsstipendiums müßte sich verpflichten, seine ganze Zeit den Studien, die er sich mit Zustimmung des Direktors aussucht, oder die ihm der Direktor zuweist, zu widmen. Der Direktor müßte die Verpflichtung haben, dem Stipendiaten alle Erleichterungen nach Maßgabe der erforderlichen Mittel zur Verfügung zu stellen und ihn mit seinem Rat zu unterstützen. Auch diese Stipendien müßten für ein Jahr mit der Möglichkeit der Erneuerung gewährt werden. Die Stiftung hätte das Recht, einen Jahresbericht zu erhalten und wirkliche Ergebnisse zu erwarten. Sie müßte jedoch nicht auf einen bestimmten Ertrag in jedem Jahr hoffen. Angestrengteste Bemühungen können infolge gewisser unvorhergesehener Ereignisse oder infolge von Irrtümern, die sich bei Forschungen auf unbekannten Gebieten nicht vermeiden lassen, lange Zeit ohne günstiges Ergebnis bleiben. Es wäre kindisch, wenn man die wissenschaftliche Arbeit so starren Formen unterwerfen wollte, die sie lähmen würden, statt sie zu ermutigen. Die Wahl der Stipendiaten müßte jedes Jahr durch das Komitee der Stiftung bestimmt werden. Wenn die Stiftung mit einer Universität verbunden ist, müßte das Komitee unter den Professoren der Universität gewählt werden und die Vorschläge von den Direktoren der Laboratorien oder den Professoren, die die Kandidaten kennen, gemacht werden. Im Falle eines „wandernden Stipendiums" könnte das Stiftungskomitee sich in jedem Land durch maßgebende Persönlichkeiten über die Kandidaten orientieren.

Die Maximaldauer der Stipendien läßt sich schwer bestimmen. Sie dürfte bei einem Probekandidaten kaum drei Jahre übersteigen, was im Prinzip zur Beurteilung, ob ein Kandidat ein Forschungsstipendium verdient, genügen müßte. Die Forschungsstipendien müßten bei denen, die sie wirklich verdienen, so oft erneuert werden, bis der Betreffende eine Stellung gefunden hat, die ihm einen Verzicht ermöglicht. Die Frage der Erneuerung des Stipendiums müßte nicht nur vom Standpunkt des Stipendiaten, sondern auch von dem der Laboratorien in Betracht gezogen werden. Wenn ein Stipendiat eine wichtige Arbeit bekommen hat, die er mit Sicherheit vollenden wird, würde das Aufhören des Stipendiums einen Verlust seiner Bemühungen, eine Verschwendung der Kräfte, der Arbeit und der materiellen Mittel bedeuten.

Bei der Verteilung der Stipendien müßte man noch die Familienverhältnisse berücksichtigen. Es scheint mir im Prinzip nicht notwendig, daß die Stiftungen Zuschüsse an die Familien der Kandidaten übernehmen sollten, mit Ausnahme exzeptioneller Fälle. Bei den Forschungsstipendien müßten die Bestimmungen großzügiger sein, da es sich um Menschen handelt, die der Wissenschaft bereits Dienste geleistet haben. In solchen Fällen ist es erwünscht, die Familienverhältnisse zu berücksichtigen.

Es liegt im Interesse des Laboratoriums, Mitarbeiter zu bekommen, um eine Ausdehnung seiner Aktivität und das Ausmaß der allgemein geleisteten Dienste zu erreichen. Die Möglichkeit, diese Aufgabe zu erfüllen, hängt bei den Laboratorien von den Mitteln an Personal und Material, über die es verfügt, wie von sonstigen Ausgaben, ab. In den meisten Ländern leben die Laboratorien von kümmerlichen Stiftungen, und jeder neue Mitarbeiter bedeutet eine Erhöhung der Ausgaben, die keineswegs durch das sehr geringe Entgelt, das man von ihm bekommt, und von dem er noch außerdem, wenn er mittellos ist, befreit wird, ausgeglichen werden. Bei einer rationellen Organisierung der Stipendien müßte man die Laboratorien berücksichtigen und ihnen für jeden Stipendiaten einen Zuschuß, der vielleicht ein Viertel des Stipendiums beträgt, gewähren. Die Subventionen für die Laboratorien scheinen mir die notwendige Ergänzung zu den Stipendienstiftungen, weil es sinnlos wäre, Stipendien zu vergeben, ohne den Betreffenden wirksame Arbeitsbedingungen zu sichern. Zwischen den Arbeitszentren und der Stipendienstiftung existiert eine Solidarität, die in einer entsprechenden Verteilung der Lasten zum Ausdruck kommen muß.

Die Besitzer der Stipendien, die ihren Verpflichtungen durch eine fruchtbare Ausnutzung ihrer Studienzeit nachkamen, sind zu der Ansicht berechtigt, daß sie sich damit ihrer Verpflichtungen entledigt haben. Wenn jedoch das Schicksal sie nachher in besonders privilegierte Stellung trägt, müßten sie anständigerweise durch eine ähnliche Handlung anderen Studenten die Möglichkeit der Fortsetzung der Studien gewähren und der Stiftung, von der sie selbst profitiert hatten, einen Beitrag zukommen lassen. Sie dürfen nicht vergessen, wie sehr sich die soziale Solidarität in ihrem eigenen Fall bewährt hat.

Die Aufgabe der internationalen Handelskammer.

Von *Alberto Pirelli.*
Präsident der internationalen Handelskammer.

Die große Bedeutung unserer internationalen Handelskammer liegt in der Tatsache, daß es ihr gelingt, um denselben Arbeitstisch die Führer der Wirtschaft von vierundvierzig Ländern zu versammeln, um die Probleme, die sich auf die Entwicklung und die reibungslose Auswirkung der wirtschaftlichen Aktivitäten beziehen, zu studieren. Diese Untersuchung wird in dem Bestreben unternommen, so weit als möglich die vernunftwidrigen Fesseln, die den freien Flug der Produktionskräfte und den Handelsaustausch hindern oder hemmen, zu beseitigen und den Interessenkonflikten unter den Völkern vorzubeugen, sie zu beschwichtigen oder sie wenigstens zu begrenzen. Es ist eine edle Aufgabe, die uns damit zufällt, denn indem wir uns bemühen, diese wirtschaftliche Zusammenarbeit zu verwirklichen, unternehmen wir gleichzeitig ein dem Fortschritt der Menschheit und der Aufrechterhaltung des Friedens nützliches Werk.

Die großen internationalen Organe ähnlicher Art wie das unsrige könnten sich mit voller Berechtigung das hübsche lateinische Wort: „eminet non imminet" „sie herrscht, ohne zu bedrohen" zum Wahlspruch nehmen. Dank ihres ständig wachsenden moralischen Ansehens gelingt es unserer Kammer, ihre Mission der Einordnung und Versöhnung zu erfüllen, sie ist jedoch dabei unablässig bemüht, auf die Gefühle und die Interessen jedes Landes alle erdenkliche Rücksicht zu nehmen. Übrigens könnte die strengste Auffassung der Rücksichtnahme auf die nationale Selbständigkeit nicht die gegenseitige Abhängigkeit der Interessen aller Völker verkennen, und es muß zugegeben werden, daß jede Abschließung sich letzten Endes gegen diejenigen richtet, die sie ausüben.

Unter allen Aufgaben, die die Kammer erfüllt, ist eine besonders wichtig: sie soll die große Erzieherin der öffenlichen Meinung auf dem Gebiet der Fragen, die im Zusammenhang mit der internationalen Produktion und dem Handelsaustausch stehen, sein.

Ich möchte nur an das Taktgefühl erinnern, das auch gleichzeitig von einem scharfen Sinn für die Wirklichkeit begleitet ist, mit dem, sei

es in den Zusammenkünften unseres Rats, sei es in unseren Kongressen die großen Fragen der internationalen Regelungen, die sich aus dem Kriege ergeben, die Probleme, die sich auf die wirtschaftliche Wiederherstellung der Welt beziehen und besonders die Frage der Hindernisse des Handelsverkehrs, dieses Hauptthema unserer letzten Diskussionen, besprochen wurden.

Ich will noch die große Zahl der technischen Probleme in Erinnerung rufen, die den Gegenstand des systematischen Studiums unserer besonderen Kommissionen bilden, und den Schiedsgerichtshof, diese Institution, die zum ersten Male den Kaufleuten und Industriellen ein Universalmittel gibt, um geschäftliche Differenzen zu entscheiden. Ich will auch unter den neuen Anregungen nicht diejenigen vergessen, die sich auf die internationalen Märkte und die, die sich auf die statistische Zusammenfassung der industriellen Produktion beziehen.

Zum Schluß möchte ich noch erwähnen, wie sehr ich die Zusammenarbeit schätze und wie sehr ich bemüht sein werde, sie zu entwickeln, ohne der Unabhängigkeit unserer Kammer im geringsten Abbruch zu tun, die, ein freier Wortführer der Geschäftsleute, sich an die großen internationalen Organe, besonders an die Wirtschaftssektion und Finanzsektion des Völkerbundes angeschlossen hat.

Bei der letzten Wirtschaftskonferenz in Genf, an der ich teilgenommen habe, fiel es besonders auf, welches Ansehen unsere Delegation genoß und welche Achtung ihr entgegengebracht wurde.

Ich habe mir oft die Frage gestellt, woher kommt die Klugheit, von der die Entscheidungen der Kammer immer getragen waren? Wir kommen hier aus allen Punkten der Erde zusammen, unsere Sprachen sind verschieden; unsere Mentalität ist die von Berufsleuten, die vielleicht sonst keine anderen Berührungspunkte im täglichen Leben besitzen. Es scheint mir, daß es die besonderen Charaktereigenschaften der Mitglieder unserer Kammern sind, durch die sich diese Tatsache erklären läßt.

Es sind alles Leute, die sich selbstverständlich in einem besonderen Zweig der Produktion oder des Handelsverkehrs spezialisiert haben, aber diese Spezialisierung begrenzt nicht ihren Horizont. Sie verfügen über eine weitumfassende Kenntnis allgemeiner Fragen, die mit derselben Hartnäckigkeit in vielen Zweigen der Produktion wiederkehren.

Wenn ihre Aufmerksamkeit sich auch in erster Linie auf die besonderen Probleme ihrer eigenen Länder richtet, so sind diese Wirtschäftsführer doch über die Probleme und besonderen Schwierigkeiten, die in anderen Ländern entstehen, gut unterrichtet.

Es sind letzten Endes Menschen, denen eine allgemeine Kultur und die Pflege der internationalen Beziehungen das Gefühl für die Kompliziertheit der Probleme vermittelt hat; sie kennen die Gefahr der Voreiligkeit im Urteil und im Handeln, aber ihre beruflichen Gewohnheiten

haben sie andererseits darin geschult, im gegebenen Augenblick die Verantwortung für entscheidende Entschlüsse zu übernehmen.

Übrigens ist die moderne Zivilisation am Werke, um einen neuen Typus des Geschäftsmannes zu entwickeln: der, trotzdem er den größten Teil seiner Zeit und seiner Kraft seinem Berufe widmet, doch auch an die Erfüllung der Pflichten, die er gegenüber seinem Vaterlande, seinen Kollegen, seinen verschiedenen Mitarbeitern und seinen Konsumenten übernommen hat, nicht vergißt. Die Schwierigkeiten, auf die die Welt in wirtschaftlichen und finanziellen Gebieten trifft, werden, wie wir uns allgemein darüber klar sind, ihre Lösung keineswegs durch Anwendung der kollektivistischen Lehren finden, die die individuelle Initiative entmutigen und die allgemeine Produktion zum großen Schaden für die Menschheit hemmen. In diesen Schwierigkeiten und Krisen können nur Menschen des neuen Typus die richtigen Hilfsmaßnahmen ersinnen und wir sehen diese Menschen vor unseren Augen erstehen, während gleichzeitig unser gegenwärtiges soziales System eine Evolution erfährt.

Dieses System, das noch immer als seine Grundlage das Prinzip des Eigentums und des Individualismus beibehält, wird immer mehr von dieser wesentlichen Wahrheit beseelt: das Werk des Einzelnen soll dem Teil eines Gebäudes vergleichbar sein, der umso fester ist, je stärker er sich in das Gefüge des allgemeinen Interesses eingliedert; jeder von uns ist der Diener seines Landes und der Allgemeinheit.

Eine solche Auffassung der wirtschaftlichen Struktur der Welt begünstigt die individuelle Initiative. Sie dient der Allgemeinheit und dadurch, daß sie eine schnelle Auslese gestattet, sichert sie den Aufstieg und die Belohnung den Tüchtigsten, die dessen am würdigsten sind. Andererseits entwickelt sie bei denen, die auf dem wirtschaftlichen Gebiete eine beherrschende Rolle spielen, das Gefühl für ihre Verantwortung; es handelt sich dabei jedoch nicht um eine rein individualistische, sondern um eine soziale Ethik, die uns nicht nur unsere Pflichten gegen uns selbst, sondern gegen unser Land und die Menschheit, als deren Treuhänder wir uns fühlen, diktiert.

Bismarck und der Weltkrieg.

Von Prof. D. Dr. Dr. *Bredt,* M. d. R.

Bismarck hat in seiner Art ein ähnliches Geschick gehabt wie Goethe. Bei beiden liegen die Glanzleistungen, auf denen der Ruhm sich aufbaut, in der ersten Zeit. Werther, Götz von Berlichingen, Faust — die Auseinandersetzung mit Österreich 1866, die Reichsgründung 1871. Dann kommen Zeiten mit geringeren Leistungen, die in weiten Kreisen angefeindet werden, die es sogar zweifelhaft erscheinen lassen, ob der erworbene Ruhm auf die Dauer halten kann, ob das deutsche Volk nicht im Endergebnis ein anderes Urteil sprechen wird. Dann aber kommt das Alter, in dem weite Kreise erkennen, was sie an ihrem Helden haben, in dem der Ruhm immer weiter wächst und sich beim Tode zu einer allgemeinen Volkstrauer steigert. Der wirkliche große Ruhm aber kommt erst nach dem Tode, als man an den Epigonen den rechten Maßstab gewinnt für die Größe des Meisters. Goethes Stellung im deutschen Geistesleben beruht bis heute darauf, daß er noch nicht überholt, nicht einmal erreicht worden ist, daß er uns immer noch den Gipfel menschlichen Geisteslebens darstellt. Die Goethe-Gemeinde im deutschen Volke wächst noch ständig und immer weitere Kreise beginnen ihre Weltanschauung nach ihm zu orientieren. Die weniger guten Schriften treten zurück und nur die gewaltigen Monumentalwerke bedeuten für uns den Namen Goethe. Gerade Bismarck hat hier das richtige Wort gesprochen, daß man von den vierzig Bänden Goethes drei Viertel ruhig beiseite legen könne, daß aber das letzte Viertel ausreiche, um damit einige Jahre auf einer wüsten Insel zuzubringen. Bei Bismarck selbst liegen die Dinge nicht viel anders und heute haben wir alle Ursache, uns mit seiner Persönlichkeit unter ganz neuen Gesichtspunkten zu befassen.

Bismarcks Gestalt ist nach seinem Tode immer mehr ins Gigantische hineingewachsen, weil wir an seinen Nachfolgern ermessen konnten, wer er eigentlich gewesen war. Als Caprivi den russischen Rückversicherungsvertrag nicht erneuert hatte, stellte ihn der Alte auf einem Wege im Reichskanzlergarten darüber zur Rede. Da sprach Caprivi das geflügelte Wort von dem Jonglieren mit fünf Kugeln in der

Luft, was Bismarck gekonnt habe, aber ein anderer lieber nicht versuchen solle. Caprivi hatte in seiner Art ganz Recht, wenn er es nicht versuchte und Hohenlohe auch. Aber das Schlimme war es doch, daß überhaupt niemand mehr da war, der es konnte. Fürst Bülow, der sich so gern auf Bismarck berief, hat allerdings in der Außenpolitik auch ein Jonglierspiel betrieben, aber doch nur mit dem Erfolge, daß eine Kugel nach der anderen zu Boden fiel. Durch die Außenpolitik der Aera Bülow - Holstein sind wir in die Lage des Weltkrieges hineingeraten und haben uns schließlich der Koalition gegenüberbefunden, die uns erdrücken mußte. Bethmann Hollweg war auch nicht mehr in der Lage, daran etwas ändern zu können. Unter allen vier Reichskanzlern ist eine eigene große Außenpolitik überhaupt nicht mehr inauguriert worden; man zehrte nur von den Überbleibseln Bismarcks, vermochte aber nicht, den immer größer werdenden Bruch durch neues Material zu ersetzen. Bismarck hätte bestimmt die Verbindung mit England aufgenommen, wenn Rußland ausfiel. Daß seine Nachfolger hier mit kleinlichen Mitteln eine Hin- und Herpolitik betrieben, das zeigt uns heute im Rückblick erst die volle Größe des Meisters.

Nun kommt heute für die Geschichte Bismarcks die große Frage: Erscheint sein Werk richtig und gut auch nach den Erfahrungen des Weltkrieges? War sein Grundgedanke, das Reich auf kleindeutscher Grundlage ohne Österreich zu gründen, für das deutsche Volk der richtige oder nicht? Konkret staatsrechtlich ausgedrückt: Ist das heutige Deutsche Reich noch immer das alte von Bismarck begründete, oder haben wir seit 1919 ein neues Reich nach dem Zusammenbruch des alten? Diese Fragen müssen heute zur Debatte gestellt werden, denn davon hängt Bismarcks Stellung in der späteren Weltgeschichte ab. Davon hängt es vor allem ab, ob Bismarcks Andenken schließlich Gemeingut des ganzen deutschen Volkes werden kann oder ob er immer nur als Parteimann erscheinen muß. Es wird noch vieler wissenschaftlicher Arbeit bedürfen, um hier Klarheit zu schaffen. Wir können aber heute schon die Grundgedanken in etwas formulieren.

Das deutsche Volk steht heute vor dem Problem des Anschlußgedankens, das heißt, der Verbindung Deutsch-Österreichs mit dem Deutschen Reiche. Es ist ziemlich gleichgültig, ob der Versailler Vertrag den Anschluß verboten hat, denn die Weltgeschichte wird sich daran nicht kehren. Zunächst schlägt das Verbot dem Grundgedanken des ganzen Versailler Vertrages, dem Nationalitätenprinzip, direkt ins Gesicht, und sodann kann man überhaupt eine natürliche Entwicklung nicht aufhalten durch ein Stück Papier. In diesem Zusammenhang kommt es lediglich an auf die Frage, ob es richtig war, im Jahre 1866 den staatsrechtlichen Zusammenhang von Österreich mit den übrigen deutschen Staaten zu zerschneiden, ob man heute vielleicht besser dastände, wenn Österreich die Führung in Deutschland behalten hätte.

Wenn man hier Bismarcks Werk im Rückblick betrachtet, muß man zunächst ein Schwergewicht der Tatsachen mit in die Wagschale legen. Bismarck sah, daß Österreich allerdings die Vorherrschaft behauptete im Deutschen Bunde, der aber kein rechtes Eigenleben mehr führte. Er sah aber weiter, daß Österreich keinen Fuß fassen konnte in dem anderen Gebilde, das damals in mächtigem Aufschwunge begriffen war: im deutschen Zollverein. Selbst diejenigen Staaten, die durchaus nach Österreich hinneigten, Bayern und Sachsen, hatten keine Neigung, Österreich in den Zollverein aufzunehmen, oder gar einen Zollverein zu bilden mit Österreich ohne Preußen. Es zeigte sich mit aller Deutlichkeit, daß die gegebene weltwirtschaftliche Einheit das spätere Deutsche Reich, das heißt das kleindeutsche Gebilde war. Stieß es nun schon auf Schwierigkeiten, die zollpolitische Einigung auf großdeutscher Grundlage vorzunehmen, auf wie viel größere Schwierigkeiten mußte es stoßen, die staatspolitische Einigung auf solcher Grundlage nicht nur herbeizuführen, sondern auch zu erhalten. Diese rein tatsächliche Erscheinung muß man zunächst berücksichtigen, um Bismarcks vorgezeichneten Weg zu erkennen.

Niemand kann heute sagen, welches die auswärtige Politik eines großdeutschen Reiches unter österreichischer Führung gewesen wäre. Nur eines ist sicher: das Gesicht dieses Reiches wäre im wesentlichen nach Süden gekehrt gewesen, nach Italien und nach dem Balkan, wo Österreichs auswärtige Interessen lagen. Wenn das deutsche Volk und sein Deutsches Reich aber den gebührenden Platz in der großen Welt einnehmen wollten, dann mußte das Gesicht vor allem der See zugekehrt sein, dann durfte der Schwerpunkt nicht gar zu weit von den großen Ausgangstoren Hamburg und Bremen liegen. Es ist bezeichnend, daß es die österreichisch-ungarische Monarchie, trotz ihrer unzweifelhaften Großmachtstellung, niemals zu einer wirklichen Weltstellung gebracht hat, nicht einmal zu Kolonien. Vermutlich hätte in einem großdeutschen Reiche das Schwergewicht der habsburgischen Erblande das ganze Reich an seinem Aufstiege gehindert und niemals hätte sich die Kraft entfalten können, die uns vor dem Kriege so groß und mächtig machte, daß sie uns schließlich in den Krieg hineinzog.

Weiter aber wäre das Deutsche Reich unzweifelhaft in jene Nationalitätenkämpfe hineingekommen, die schließlich die Zersetzung der österreichisch-ungarischen Monarchie herbeiführten. Wir haben in Deutschland schon genug zu tun gehabt mit den wenigen Polen, Dänen und Elsaß-Lothringern. Wir können uns in etwa ein Bild davon machen, wie es zugegangen wäre im Zusammenleben mit den Tschechen, Ungarn, Serben, Kroaten, Slowenen, Rumänen und Italienern. Alle diese Volksstämme hatten im Grunde recht, wenn sie für ihre Eigenart fochten; es war nur nicht möglich, aus einem Dutzend Nationalitäten ein einheitliches Staatswesen zu erhalten. Das alles hätte vermutlich

ein großdeutsches Reich ebenso zu Fall gebracht, wie später die österreichisch-ungarische Monarchie. Der Aufstieg des deutschen Volkes aber hätte sicherlich nicht so erfolgen können, wie es später im Rahmen eines kleindeutschen Reiches geschah.

Man kann die deutsche Geschichte des neunzehnten Jahrhunderts heute nicht mehr aufbauen auf der einfachen Behauptung, Preußen sei im Recht, Österreich im Unrecht gewesen. Man wird die ganze Geschichtsschreibung über dies Jahrhundert nachprüfen müssen, auf Grund der Erfahrung, die uns der Weltkrieg gebracht hat. Die Art, wie Heinrich v. Sybel die ganzen Geschehnisse behandelt, reicht nicht mehr aus, nachdem wir die Probe auf das Ergebnis gemacht haben. Es wird sich ohne allen Zweifel herausstellen, daß Bismarck den einzigen Weg beschritten hat, der damals überhaupt zu beschreiten war. Es wird sich aber zweifellos ergeben, daß dieser Weg etwas anders aussah, als wir ihn uns bisher vorgestellt haben und daß er auch an einem etwas anderen Ziele angekommen ist, als wir bisher angenommen hatten. Hier kann es unmöglich versucht werden, die Fragen zu lösen oder auch nur in vollem Umfange anzuschneiden. Es ist aber an der Zeit, daß wir wenigstens das Problem als solches aufzeigen und uns wenigstens darüber klar werden, daß die alte Art der Geschichtsschreibung überholt ist und durch eine neue ersetzt werden muß. Bismarcks Gestalt wird dabei in keiner Weise kleiner erscheinen, aber wir werden seine ganzen Gedankengänge vermutlich anders zu werten haben.

Noch näher liegt für uns heute die Frage, ob Bismarck noch der Gründer des heutigen Reiches ist oder nicht. Wir sehen heute Reichsgründungsfeiern am 18. Januar und Verfassungsfeiern am 11. August. Die einen werden mehr von schwarzweißroten die anderen mehr von schwarzrotgoldenen Anhängern besucht. Man könnte auch sagen, die einen sind mehr auf den Geist von Potsdam, die anderen mehr auf den Geist von Weimar eingestellt. Es ist aber in der Fachliteratur noch so gut wie nie die Frage erörtert worden, ob man nicht beide Feiern gleichermaßen mit demselben Recht begehen könnte.

Der Staatsrechtslehrer und Reichstagsabgeordnete Kahl hat den Standpunkt vertreten (in der Festgabe für O. Liebmann), es sei 1919 ein neues Reich begründet worden; das heißt also, das alte Reich sei 1918 zusammengebrochen. Er wird aber mit seinen Argumenten wenig Anklang finden bei allen unbefangenen Beurteilern. Das Volksempfinden geht dahin, daß 1919 nur auf der alten Grundlage eine Neuordnung der Regierungswelt vorgenommen worden ist, daß aber das Reich immer noch das alte ist. Dieses Volksempfinden hat sich damals auch in sehr bedeutsamer Weise praktisch geäußert. Die Pläne des Staatssekretärs Preuß auf eine Aufteilung Preußens stießen allenthalben auf Widerspruch, nicht nur in Preußen selbst, sondern auch in den andern Bundesstaaten, die dem Reiche solche Machtbefugnis im eigenen Inter-

esse nicht zuerkennen wollten. Es zeigte sich damals, daß der Bestand der einzelnen Bundesstaaten ein viel festerer war, als man angenommen hatte und daß man es mit Größen zu tun hatte, die man in jede brauchbare Berechnung einstellen mußte, genau so wie sie waren.

Diese Tatsachen zeigten, daß Bismarcks Gedanke des Föderalismus durchaus der richtige war, daß weder ein loser Staatenbund, noch ein Einheitsstaat geeignet war zur Schaffung eines dauerhaften Reiches. An diesem Grundgedanken hat die Weimarer Verfassung in keiner Weise gerüttelt. Sie hat nur soviel Änderungen gebracht, als unbedingt notwendig waren; im übrigen hatte sie Bismarck durchaus Recht gegeben. Sie ist sogar soweit gegangen, den alten Bundesrat im Reichsrate wieder aufleben zu lassen und beide Körperschaften soweit gleichzusetzen, als es nach der Neuordnung überhaupt noch möglich wa. Es gibt nichts, was Bismarcks Erbe derart aufrecht erhielte, als gerade der Reichsrat.

Allerdings ist heute der Reichsrat nicht mehr der Träger der Souveränität, wie ehemals der Bundesrat, sondern er ist nur noch eine Art von Oberhaus. Damit hängt wiederum eine andere Frage zusammen, nämlich die der eigentlichen Reichsregierung. Bismarcks Reichsverfassung war im Grunde gar keine Föderativ-Verfassung gewesen, sondern eine Hegemonial-Verfassung. Das Reich sollte regiert werden von Preußen aus, daher war der Schwerpunkt der Regierung durchaus hierher verlegt. Der König von Preußen war gleichzeitig Kaiser; er ernannte den Reichskanzler, der im Gewohnheitsfalle auch preußischer Ministerpräsident war, und der im Bundesrate den Vorsitz führte. Es war allerdings allmählich dahin gekommen, daß nicht mehr von Preußen aus das Reich regiert wurde, sondern daß sich eine eigene Reichsregierung herausbildete, von der in der Reichsverfassung gar nichts stand, die sich auch nicht stützte nur auf Preußen, die vielmehr vom Kaiser als solchem ausging. Diese Entwicklung, die zum Schluß noch durch die Gesetze des Prinzen Max von Baden in die Verfassung hineingearbeitet wurde, hatte aber an der Machtstellung Preußens nur formell, nicht auch materiell etwas geändert. Die Vormacht im alten Reiche war und blieb Preußen. Das hatte Bismarck mit vollem Bedacht so eingerichtet und das hatte sich auch erhalten.

Im neuen Reiche war eine Vormachtstellung Preußens undenkbar. Es war wohl möglich gewesen, den preußischen König über die anderen Könige und Fürsten zu stellen, indem man ihn zum Kaiser und Bundespräsidium machte. Es war ganz unmöglich, die preußische Republik über die anderen Republiken zu stellen. Da nunmehr allenthalben das parlamentarische Regiment auf der Grundlage der Volkssouveränität eingeführt war, hätte man den preußischen Landtagswähler über den bayerischen und sächsischen Landtagswähler stellen müssen, was natürlich ausgeschlossen war. So war es schlechterdings unmöglich,

die Vormachtstellung Preußens noch aufrechtzuerhalten. Ob es allerdings notwendig war, die Stellung Preußens im Reichsrate obendrein so zu schwächen, wie es geschah, das ist eine andere Frage. Man wird hier ganz zweifellos den schwachen Punkt der ganzen Reichsverfassung erblicken müssen und die preußische Regierung hat ganz Recht, wenn sie sich hier zur Wehr setzt.

Im übrigen hat die Reichsverfassung alles das aufrechterhalten, was überhaupt aus Bismarcks Zeiten aufrechtzuerhalten war. Nicht nur die ganze Behördenorganisation ist geblieben, sondern auch das ganze bestehende Recht, soweit es nicht durch das Verfassungswerk ausdrücklich aufgehoben wurde. Es hat sich sogar herausgestellt, daß Bismarck Recht hatte mit dem Zugeständnis von Reservatrechten an Bayern. Die neue Reichsverfassung hat es nicht vermocht, Bayern in eine andere Stellung zum Reich zu bringen als früher und heute sind wir bekanntlich schon wieder bei bayerischen Reservatrechten angekommen.

Was aber vor allem aus Bismarcks Zeiten gehalten hat, das ist die Stellung des deutschen Volkes. Bismarck hat überhaupt erst den Begriff des deutschen Staatsbürgers geschaffen durch das unmittelbare Reichstagswahlrecht und das Staatsangehörigkeitsgesetz. Sein Freund Wilhelm v. Kardorff vertrat damals den Standpunkt, man solle die Einzellandtage in unmittelbare Verbindung zum Reichstage setzen und es wurde allen Ernstes erwogen, ob man nicht den Reichstag zusammensetzen solle aus Delegierten der Einzellandtage. Bismarck war derjenige, der über den Kopf der Einzelstaaten mit ihren Regierungen und Landtagen hinweg sich unmittelbar an das deutsche Volk wandte und es zu Wahlen für den Norddeutschen Reichstag aufrief. Dieser Begriff des deutschen Reichsangehörigen und Reichsbürgers war damals etwas vollkommen Neues, zwar 1848 Erträumtes, aber kaum noch Erhofftes. Es hat aber mehr als alle äußeren Siege dazu beigetragen, im Volke den eigentlichen Reichsgedanken lebendig zu machen und zu erhalten. Es kann allerdings keinem Zweifel unterliegen, daß im deutschen Volke das politische Eigenleben noch stark zurückgeblieben war und sich auch unter der Reichsverfassung nicht recht entwickelte. Daher hat auch der Reichstag im alten Reiche niemals die Machtstellung gehabt, die er hätte haben können bei fester Haltung und starkem Willen. Dennoch ist es 1918 unsere Rettung gewesen, daß wir ein Reichsbürgertum und einen Parlamentarismus hatten, die uns einen Halt geben konnten, auf denen man das Neue aufbauen konnte. Diese Schaffung eines Reichsbürgertums ist die wichtigste Errungenschaft, die wir Bismarck zu danken haben.

Das Urteil von Emil Ludwig am Ende seines Buches ist im wesentlichen richtig: „Deutschland lebt. Die Fürsten haben es in der Not verlassen; aber das Volk, das er zu spät erkannte, hat ausgehalten

und Bismarcks Werk gerettet". Es mag sein, daß er sich um die Seele des deutschen Volkes in den Zeiten seiner Macht nicht genügend gekümmert hat, daß er sie erst erkannt und geschätzt hat in den Zeiten seiner Verbannung. Die staatliche Einheit des deutschen Volkes aber hat er nicht nur erkannt, sondern auch gesichert durch seine Reichsverfassung. Es mag ein Zugeständnis gewesen sein an den alten Geist von 1848, es mag auch eine gewisse Sorge gewesen sein vor dem Übergewicht der vielen monarchischen Gewalten in Deutschland, sicher ist es jedenfalls, daß Bismarck dieses Gleichgewicht geschaffen und das deutsche Volk als Ganzes erst ins Leben gerufen hat.

Heute ist dieses deutsche Volk in zwei Lager zerrissen, schlimmer als je zuvor. Der eine Teil sieht in die Vergangenheit, der andere in die Zukunft. In die Gegenwart sehen noch viel zu wenige. Und doch kommt alles darauf an, daß wir tunlichst bald und tunlichst vollkommen die Synthese finden zwischen Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft. So ist nun einmal der Gang der Weltgeschichte, daß sich das eine aufbaut auf dem anderen, daß eines nicht gedacht werden kann ohne das andere, daß man daher auch nichts wegstreichen kann aus der Vergangenheit. Zu dieser Vergangenheit gehört für uns heute nicht nur Bismarck, es gehört dazu auch schon Ebert mit manchem Anderen, der an dem Neubau von 1919 gearbeitet hat. Alles das müssen wir heute sehen unter dem Gesichtspunkt einer organischen Entwicklung, die so kommen mußte, wie sie kam, die man nicht einfach abändern, um so mehr aber innerlich verstehen kann.

Zweifellos ist die Zeit am Werke, diese Gegensätze zu überbrücken und bei der letzten Regierungsbildung hat sich schon ein großer Fortschritt in dieser Richtung bemerkbar gemacht. Wir können es bald wagen, an eine unbefangene Geschichtsschreibung der letzten Jahrzehnte heranzugehen. Dann aber kommt es darauf an, wie Bismarck sich darstellt in den Augen des ganzen Volkes. Mehr und mehr sterben seine persönlichen Verehrer und persönlichen Feinde ab. Unsere heutige Generation sieht ihn nur noch mit den Augen der Geschichte. Während er aber vor dem Weltkriege dastand als derjenige, der überhaupt alles geschaffen, ohne den nichts denkbar war, kann er heute in mancher Beziehung als Problem erscheinen, mit dem wir uns erst abfinden müssen. Je mehr man sich aber in das Problem hinein vertieft, um so mehr kommt man zu dem Ergebnis, das Bismarcks Werk die Stürme des Weltkrieges überdauert hat ohne Beeinträchtigung. Seine Gestalt wird immer weiter wachsen, bis sich wie bei Goethe das kleine Schlackenwerk gesondert hat von dem festen Kern des Stahls. Wir können es nur hoffen und wünschen, daß diese Synthese von Altem und Neuem sich bald vollziehen möge und daß wir im ganzen Volke uns einen auf die Anerkennung des Guten in Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft.

Die Perspektiven der französischen Innenpolitik.

Von Professor *Marcel Ray,*
Chefredakteur des „Petit Journal".

Am Vorabend unseres Nationalfeiertages hat der Ministerpräsident Poincaré — nicht ohne eine gewisse innere Befriedigung — in beiden Kammern den Erlaß vorgelesen, der der gegenwärtigen parlamentarischen Session ein Ende bereitete. Auf diese Weise hat sich das französische Kabinett, das man schon so häufig in den letzten Zügen wähnte, wenigstens für drei Monate seine Existenz und seine Ruhe gesichert, auf diese Weise wird bis zu der nächsten Weinernte das Paradoxon oder sogar das Wunder einer Regierung fortgesetzt, zu deren Zerstörung sich alles logischerweise verbündet und die in sich selbst den Anfang oder den Keim ihres eigenen Verfalles trägt. In den Ländern, die loyal die parlamentarische Regierungsform durchführen, ist das System der Koalition nie mehr als ein Ausweg aus schwierigen Situationen oder ein Notbehelf für einen kurzen Zeitraum, und hier liegt vielleicht der größte Unterschied zwischen der deutschen und der französischen Innenpolitik. Aber abgesehen von diesem Geburtsfehler ist das Kabinett Poincaré im Laufe der letzten Monate auf soviel Schwierigkeiten gestoßen, von denen die geringste genügt hätte, um den Zusammenbruch jeder anderen Regierung herbeizuführen, und doch sind alle diese Schwierigkeiten eine nach der andern überwunden worden. Weder die Uneinigkeit der Parteien, die im Kabinett vertreten sind, noch die persönlichen Streitigkeiten und Verstimmungen zwischen den Ministern, weder das Fiasko des Zolltarifs noch das militärische Zollgesetz, weder der Schwank, den der royalistische Agitator Léon Daudet und seine Freunde zum Schaden der Regierungen und ihres Prestiges spielten, noch der Konflikt bei dem Entwurf der Sozialgesetze, noch letzten Endes die gefürchtete Diskussion über die Wahlreform konnten die Kapitulation des Kabinetts und seines Präsidenten herbeiführen. Wie erklärt sich diese verblüffende Vitalität, diese unerwartete Widerstandskraft im Gegensatz zu den Voraussagen sogenannter unfehlbarer Propheten? Durch zwei Gründe von gleicher Stichhaltigkeit, die sich aus einander ergeben. Der erste Grund ist, weil es sehr wenig Deputierte gibt, die den Mut hätten, um die Ver-

antwortung für eine Krise zu übernehmen, die die provisorische Stabilisierung der Finanzen und der Währung gefährden könnte; der zweite Grund ist, daß das Prestige Poincarés noch immer im Lande sehr groß ist und daß die öffentliche Meinung, die mit Gleichmut den Abgang der meisten andern Minister hinnehmen würde, noch nicht darauf vorbereitet ist, Poincaré (dasselbe gilt für Briand) aus dem Amt scheiden zu sehen.

Das Kabinett Poincarés hat also auf eine Zeitlang seine Existenz gerettet und hat gleichzeitig den Mitgliedern des Parlaments während der Ferienmonate die nötige Muße gesichert, damit sie ihre Wiederwahl vorbereiten oder verteidigen können, aber die Lage der Regierung bleibt unverändert prekär. In erster Linie ist es schwer vorstellbar, daß ein Land während der letzten Monate vor den Wahlen, die nach gesetzlicher Bestimmung im Mai 1928 stattfinden sollen, von einem Kabinett regiert werden kann, das nicht in der Lage ist, zu irgendeinem der wichtigen Probleme, die die Wähler beunruhigen, Stellung zu nehmen, weil die Mitglieder des Kabinetts selbst verschiedener Meinung über jedes dieser Probleme sind. Es kommt noch die Tatsache hinzu, daß, obwohl weder Poincaré noch Briand, noch z. B. Tardieu unter dieser verschleppten Krise, in der sich seit einigen Monaten das Koalitionskabinett befindet, persönlich gelitten haben, einige ihrer Kollegen, und zwar nicht die unwichtigeren, sich in einer viel erschütterteren Lage befinden, und sicherlich nacheinander hätten demissionieren müssen, wenn die finanzielle Lage ganz normal und gefestigt gewesen wäre, und wenn der Chef der Regierung es nicht für nötig gehalten hätte, zu wiederholten Malen zu versichern, daß er eine Teilkrise nicht dulden würde und daß der Rücktritt eines einzigen Ministers den Sturz des ganzen Kabinetts bedeute. Diese zweifellose Verschlechterung der persönlichen Situation einiger Minister, die man nicht zu nennen braucht, hat den Nachteil, daß sie die Regierung in ihrer Gesamtheit schwächt und sie wahrscheinlich an einer Auszehrung mit tödlichem Ausgang sterben lassen wird. Aber sie hat mindestens den einen Vorteil, daß sie zur Klärung der Lage beiträgt. Die progressive Ausschaltung einiger künftigen Kandidaten auf den Posten des Ministerpräsidenten verengt beträchtlich, wenn man sich überhaupt auf Prophezeihungen über die nächste Zukunft einlassen will, das Feld der Möglichkeiten und der Hypothesen.

* * *

Solche Prophezeihungen sind natürlich höchst gefährlich, weil ihre Erfüllung von einer Anzahl noch unsicherer Faktoren abhängt. Wer kann z. B. sagen, welchen Einfluß der Kontakt der Deputierten, die jetzt in die Ferien gegangen sind, mit ihren lokalen Organisationen und ihren Wählern auf die französische Innenpolitik ausüben wird? Wer kann andererseits mit annähernder Sicherheit voraussagen, welche

Veränderungen sich im Laufe der nächsten Monate in den Beziehungen der größeren und kleineren europäischen Mächte vollziehen werden, und wie sich auch die allgemeine Politik, hauptsächlich nach der nächsten Vollversammlung des Völkerbundes, gestalten mag? Wer kann die Schwankungen der Börse, die Wirkungen einer mehr oder minder befriedigenden Ernte und der voraussichtlichen Steigerung der Lebenshaltungskosten berechnen und was noch wichtiger ist, wer kann das Unberechenbare, die Imponderabilien, die kleinen unvorhergesehenen Ereignisse ermessen, die häufig mehr Bedeutung haben, als die großen Geschehnisse.

Das einzige, was man ohne lächerliche Anmaßung tun könnte, wäre die Zusammenstellung der sich am häufigsten wiederholenden Eindrücke der Deputierten, wie auch der sich am hartnäckigsten behauptenden Gerüchte der Wandelgänge, aber auch eine solche Statistik wäre ziemlich belanglos. Was man jedoch mit einiger Wahrscheinlichkeit sagen kann, unter Anführung aller Einschränkungen, auf die ich oben hingewiesen habe, ist, daß wenn Poincaré aus dem einen oder anderen Grunde zu einer Demission gebracht wird, z. B. im Laufe des nächsten Novembers, er sicherlich nicht der Versuchung unterliegen wird, zur Macht zurückzukehren und ein neues Kabinett zu bilden, sondern diesem neuen, gefährlichen Experiment einen Rücktritt unter Wahrung seines ganzen Prestiges vorziehen wird. In diesem Falle ist die Zahl der evtl. Nachfolger sehr gering und derjenige, der bei weitem die größten Chancen wie auch die größte Autorität besitzen würde, wäre ohne Zweifel Briand. Der französische Träger des Nobelpreises hat de facto nichts von seinem Einfluß in parlamentarischen Kreisen wie von seinem Kredit bei der öffentlichen Meinung eingebüßt. Seit der Bildung des Koalitionskabinetts hat er sich klugerweise aller Diskussionen über die Innenpolitik und allen Streitigkeiten, die zwischen den anderen Ministern im Kabinett entbrannt sind, ferngehalten; er hat sich bemüht, so wenig wie möglich in die parlamentarischen Debatten einzugreifen, und er tat es nur dann, wenn es sich um Fragen der auswärtigen Politik, für die er verantwortlich ist, handelte; es ist ihm in diesen Fragen letzten Endes gelungen, die allgemeine Orientierung der französischen Politik in der durch Locarno und Thoiry bestimmten Richtung beizubehalten, ohne jedoch neue Verpflichtungen zu übernehmen, die ihn mit einigen anderen Ministern des Kabinetts und gewissen parlamentarischen Fraktionen in Konflikt gebracht hätten. Man ist sich in Frankreich allgemein darüber einig, daß Briand, dessen Beharrlichkeit in prinzipiellen Fragen und taktische Geschicklichkeit man bewundert, in diesem Augenblick der einzig mögliche Minister des Auswärtigen ist, und es scheint dem nichts im Wege zu stehen, daß er im gegebenen Augenblick, vorausgesetzt, daß sein Gesundheitszustand ihm erlaubt, noch einmal die Regierungslast zu übernehmen, sein zwölftes Kabinett bildet. Der französische Vorkämpfer von Locarno und Thoiry hat

jedoch leider seit Anfang dieses Sommers unter einer gewissen Depression gelitten; die schmerzhafte Gürtelrose, die ihn gezwungen hat, seinen letzten Aufenthalt in Genf vorzeitig abzubrechen, hat bei seinen Freunden eine ernsthafte Besorgnis hervorgerufen, weniger jedoch infolge der Krankheit selbst, die gutartiger Natur war, sondern weil diese Erkrankung als ein Symptom seines allgemeinen Gesundheitszustandes, der eine längere Erholung verlangt, aufgefaßt wurde. Aber die kräftige Konstitution Briands hat ihm erlaubt, sich schnell genug zu erholen und er gehört zu diesen Menschen, denen das Nichtstun mehr schadet, als die Überfülle von Arbeit.

Wenn man annimmt, daß Briand im Oktober oder im Anfang des nächsten Winters wieder zur Macht gelangt, ist es sehr wahrscheinlich, daß er dann während der ganzen Wahlzeit und bis nach den gesetzgebenden Wahlen an der Spitze der Regierung verbleibt. Das neue Kabinett Briand müßte wie das Kabinett Poincaré ein Koalitionsministerium sein, das sich jedoch wahrscheinlich mehr nach der Linken zu orientieren wird. Die Schwierigkeit würde dann in der Ernennung des Innenministers liegen, (dessen Einfluß während der Wahlkampagne nicht zu unterschätzen ist) und in der Wahl des Finanzministers, der einerseits das Vermächtnis des Vertrauens, das man bis jetzt Poincaré entgegenbrachte, übernehmen müßte und andererseits einen Schritt weiterzugehen hätte, als es Poincaré getan hat und das Problem der gesetzlichen Stabilisierung unserer Währung mutig anschneiden und zu lösen versuchen müßte. Unter den französischen Staatsmännern, die in der Lage zu sein scheinen, sich dieser schwierigen Aufgabe entledigen zu können, nennt man die Namen von Tardieu und Loucheur, die übrigens sehr gut in demselben Kabinett zusammen arbeiten könnten, wie sie es schon erfolgreich unter der Präsidentschaft von Clemenceau in den ersten Kriegsjahren getan haben.

* *
*

Warum sollte das Problem der gesetzlichen Stabilisierung des Franken noch vor den Wahlen einen so dringenden Charakter annehmen, warum könnte nicht die Regierung, die in den den Wahlen unmittelbar vorangehenden Monaten an der Macht wäre, das Ergebnis der Befragung des Volkes abwarten, bevor sie bei einem so umstrittenen Problem den Entschluß faßt? Die Antwort auf diese Frage lautet folgendermaßen: Weil die Wahlen aller Wahrscheinlichkeit nach von neuem eine Mehrheit für das Kartell der Linken ergeben werden, weil diese Mehrheit der Linksparteien wieder durch gewisse industrielle und finanzielle Kreise wütend bekämpft werden wird und weil diese feindselige Einstellung nach den Wahlen die tatsächliche Stabilität der französischen Währung gefährden und eine legale Stabilisierung unmöglich machen könnte. Wenn dagegen die Stabilisierung vor den

Wahlen durchgeführt wird, würde die neue Kammer von wirtschaftlichen Sorgen frei sein und könnte sich den politischen Fragen widmen.

Es ist in der Tat kaum zweifelhaft, daß das neue Wahlgesetz den Linksparteien eine Mehrheit sichern wird. In einem ausgezeichneten Artikel, der in der letzten Nummer von „Nord und Süd" erschien, hat Senator Lémery mit großer Klarheit die Nachteile des früheren Wahlsystems dargelegt, das alle Mängel eines Verhältniswahlrechts, einer Listenwahl und einer Kreiswahl vereinigte, ohne einen der Vorteile dieser drei Systeme zu bieten. Die Regierung und dann die Kammer und der Senat waren in Wirklichkeit nicht vor die Wahl zwischen dem Verhältniswahlrecht und der Arrondissementwahl gestellt, sondern zwischen den status quo, von dem kein Mensch schon etwas hören wollte und der Arrondissementwahl, für die eine gesicherte Mehrzahl eintrat. Daher erklärt sich auch die verhältnismäßige Leichtigkeit, mit der diese Reform durchgeführt wurde. Diese Reform, (die übrigens 30 Deputierte mehr als die jetzige Kammer voraussieht), wird den verschiedenen Parteien gestatten, ihre Kräfte schon bei dem ersten Wahlgang zu messen, Sie wird die Folge haben, daß sich im zweiten Wahlgang eine Verbindung der Linksparteien (der Sozialisten und der Radikalen) in einer großen Zahl von Wahlkreisen ergeben wird. Theoretisch genommen kann es vorkommen, und es wird sich ohne Zweifel in gewissen ziemlich seltenen Fällen ereignen, daß die Radikalen und die Konservativen sich gegen die Sozialisten und Kommunisten verbinden, aber diese Kombination wird eine Ausnahme sein. In der Regel werden sich die Sozialisten den Radikalen annähern und die Verlierenden werden einerseits die Kommunisten sein (denen die Auguren im vorhinein 35—40 Sitze prophezeien, während sie bei dem früheren Wahlrecht 60—70 erreicht hätten) und andererseits die Rechtsparteien. Wenn dieser Fall zutrifft, so ist es möglich, daß die sozialistische Partei in der neuen Kammer zahlreicher sein wird, als die anderen Linksparteien, und die Sozialisten gezwungen sein werden, sich an der Regierung zu beteiligen und ein gewisses Maß von Verantwortung zu übernehmen. Aber das alles sind nur gewagte theoretische Überlegungen, weil bis zum Datum der Wahl noch neun Monate vergehen werden und weil die Ergebnisse, die sich innerhalb dieser neun Monate abspielen können, noch im Schoße der Götter ruhen.

Die französische Revolution und Italien.

Von Prof. *Guglielmo Ferrero.*

Eine der Ursachen des so großen Einflusses der Kriege und Revolutionen auf die Weltgeschichte ist ihre einschneidende Wirkung auf die Ideen und Tendenzen der Massen. Die Massen sind konservativ. Ihr Seelenzustand bildet sich nur mit äußerster Langsamkeit um, wenn nicht heftige Eindrücke ihn verändern. Die französische Revolution ist ein klassisches Beispiel dafür. Nach der französischen Revolution schien ganz Europa von einer dauernden Unruhe gerüttelt. Warum? Weil die Revolutionen und die Kriege, die auf sie folgten, gezeigt haben, daß gewisse Gesetze, die seit Jahrhunderten als unerschütterliche Lebensgesetze galten, umgestürzt werden konnten. Der Mut, die Energie, das Genie, der Glaube an die Größe der zu vertretenden Sache haben Schwierigkeiten niedergerungen, die unüberwindlich schienen. Das Wort Freiheit hat Wunder gewirkt. Es hat junge Bauern zu unbesiegbaren Soldaten, Offiziere dunkler Herkunft zu Helden gemacht.

Dieses Phänomen ist hauptsächlich in der Geschichte Italiens ersichtlich. Diese Ideen waren es, die, von einem lyrischen Mystizismus erfüllt und durch die Ereignisse der Revolution und des Kaiserreichs ausgelöst, Italien während der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts erschütterten. Frankreich schien bewiesen zu haben, daß nichts einem Volke unmöglich ist, das von einem glühenden Glauben an eine große Sache beseelt ist. Italien konnte daher von sich aus eine neue Geschichte beginnen, wenn es einem neuen Gedanken gelang, seine seit zwei Jahrhunderten schlummernde, apathische Seele zum Aufflammen zu bringen. Der Mann, der versuchte, diese Flamme anzufachen und Italien eine neue Mission zu offenbaren, war Mazzini. Um das Italien von heute mit seinen Schwächen und seinen Kräften, seinen Widersprüchen und seiner Sprunghaftigkeit zu begreifen, muß man die Schriften von Mazzini lesen. Ich weiß nicht, ob Mazzini, wenn er nochmals auf die Welt zurückkäme, mit der Art, in der seine Ideen das Volk durchdrungen haben, einverstanden wäre und ob er Freude an seinen oft unbewußten Jüngern hätte, die manchmal sogar ohne ihn zu kennen an der Verbreitung seiner Ideen arbeiten. Es ist jedenfalls Tatsache, daß die Mazzinischen Anschauungen sich weiter im Lande verbreiteten und, obwohl beträchtlich verzerrt, ihren Einfluß auf die Geister behalten. Hauptsächlich war es der Gedanke, daß Italien eines Tages eine entscheidende Rolle in der Welt spielen wird, wenn es nur von einem glühenden Glauben an seine Mission, an seine künftige Größe erfüllt ist. In diesem Sinne kann man sagen, daß selbst der Faschismus viel von Mazzini enthält. Es ist der Wille, der die Welt in Bewegung setzt. Man muß nur wollen und einen Glauben an die moralischen Energien des Volkes, die unendlich sind, besitzen.

Auf diese Ideen ist Mazzini zweifellos nicht nur durch die französische Revolution gebracht worden. Andere Elemente haben dazu beigetragen, ihnen ihre ganze Weite zu verleihen: die historische Kultur, die Romantik, die mystischen Einflüsse, denen sich zu entziehen noch heute für einen gebildeten Menschen schwer ist. Aber ohne die in nächste Nähe gerückte und eindrucksvolle Tatsache der Revolution wären diese ganzen Ideen, selbst wenn Mazzini sie gefaßt hätte, seinen Zeitgenossen wie ein Wahnsinn erschienen. Man kann sich nicht einen Mazzini vorstellen, der um die Mitte des 18. Jahrhunderts Italien seine Mission predigt. Man müßte annehmen, daß Mazzini ein großer Bewunderer der französischen Revolution gewesen ist . . . Das ist nicht der Fall. Überall spürt man in seinem Werk eine tiefe Antipathie und eine Art unüberwindlichen Abscheus vor der französischen Revolution und den Männern, die sie verwirklichten. Er ergeht sich nicht in Schmähungen wie Alfieri, aber er macht noch Schlimmeres. Er schafft eine Geschichtsphilosophie, in der dieses Ereignis sich so verkleinert, daß es nur eine sekundäre und ganz und gar negative Bedeutung beibehält und einfach nur zum Auftakt eines anderen, viel bedeutenderen Ereignisses wird, das die Revolution ganz oder beinahe im Gedächtnis der Menschen verwischt. Mazzini kommt oft auf diese Idee zurück, daß die französische Revolution nicht den Anfang einer neuen Epoche, sondern das Ende einer endgültig abgeschlossenen Epoche darstellt; daß ihre Bewegung sich erschöpft hat; daß die Menschheit ihren Prinzipien nichts mehr entnehmen kann und daß sie neue Grundsätze suchen muß. Frankreich hat die *Menschenrechte* proklamiert und die Revolution gemacht. Sein Werk ist vollendet. Jetzt gilt es, die *Pflichten* des Menschen zu verkünden, das heißt eine neue Religion zu gründen, die auf neuen Grundlagen die Autorität und die ethische Ordnung aufbauen wird. Das Volk, das der Welt diese neuen Pflichten verkünden wird, wird auch die Zivilisation erneuern, wird sich an die Spitze der Menschheit stellen und wird ihr einen viel beträchtlicheren Dienst leisten als das Volk, das ihr ihre Rechte verkündet hat. Und dieses Volk wird Italien sein.

Abgesehen von den Gedanken, die sich auf die Mission Italiens beziehen, erinnert die Mazzinische Auffassung der Revolution an die Comtes. In einer anderen Form und mit einer größeren systematischen Genauigkeit hat Comte behauptet, daß das Werk der Revolution groß und notwendig, aber in erster Linie negativ war. Sie hat die alte Welt zerstört. Sie hat jedoch nicht die notwendigen Prinzipien geschaffen, um auf den Trümmern der alten Gesellschaft eine neue aufzubauen. Analoge Ideen finden wir übrigens bei allen italienischen Schriftstellern des 19. Jahrhunderts, zum Beispiel bei Manzoni, Foscolo, Gioberti. Man muß erst zu den Sonetten von Carducci „Ca ira" gelangen, um in der Literatur eine wirkliche Begeisterung für die Männer und Ereignisse der Revolution zu finden. Aber diese Sonette,

die meiner Ansicht nach durch die Geschichte Michelets beeinflußt wurden, schienen kühn und fast umstürzlerisch, als sie veröffentlicht wurden. Welch eine Polemik ist durch sie entfesselt worden! Das, was man sonst bei anderen Schriftstellern an Gefühlen im Verhältnis zu der französischen Revolution findet, ist eher Furcht, Mißtrauen und eine große Unsicherheit, als Bewunderung. Man könnte sagen, daß sie nicht wissen, wie sie dieses Ereignis beurteilen sollen, das den Maßstäben, deren man sich bedient, um die Vorfälle des menschlichen Lebens einzuschachteln, an allen Ecken und Enden erwächst. Und doch wäre das heutige Italien ohne die französische Revolution nicht vorhanden.

Wie soll man sich diesen geheimen Wunsch, die Mutter zu verleugnen, von dem die Tochter gequält wird, erklären? An dem Tage, an dem ein ernsthafter Historiker statt weiterhin Dokumente von zweifelhafter Nützlichkeit zusammenzuscharren, einen Blick auf die moralischen, politischen und intellektuellen Krisen werfen wird, die Italien im Laufe des 19. Jahrhunderts erschütterten, wird man vielleicht bei der Stellung dieser Frage interessante Entdeckungen machen. Ich meinerseits glaube, daß das, was in Italien das größte Mißtrauen und die größte Furcht vor der französischen Revolution und der auf sie zurückzuführenden intellektuellen Wirkungen erregt hat, eben die Leitidee der Freiheit ist. Das Leben wird oft zu einer Komödie oder Tragödie der Mißverständnisse, weil wir den wichtigsten Worten die entgegengesetztesten Bedeutungen verleihen. Wir glauben oft, uns zu verstehen, wenn wir im Gegenteil zwei verschiedene Sprachen sprechen. Unter den Worten, die die tragischsten Mißverständnisse zwischen den Menschen geschaffen haben, verdient die Freiheit den Ehrenplatz. Wie viele Menschen zum Beispiel, die sie haßten, sind im 19. Jahrhundert für die Freiheit gestorben!

Man soll sich daher nicht durch diese Worte verwirren lassen, wenn man die Geschichte des zeitgenössischen Italiens studiert. Während der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts sieht man, daß das Wort Freiheit dort wie überall die Seelen erzittern ließ und den Geistern die leuchtendsten Glücksperspektiven eröffnete. Aber wenn der Freiheitsgedanke den Massen als etwas Unbestimmtes erschien, so hatte er eine präzise Bedeutung für die intellektuelle Elite des Landes. Es war die Befreiung des Landes von fremden Herrschern und nicht die Befreiung des einzelnen von allen Bindungen und allen Schranken, in die ihn Gesetze, Sitten, Traditionen einschlossen. Man darf nicht vergessen, daß Italien seit zwanzig Jahrhunderten der Sitz der beiden größten Autoritäten der Geschichte war, daß seine ganze Geschichte ein einziges Bemühen war, diese beherrschenden Kräfte zu bilden, zu entwickeln und der Menschheit aufzuzwingen und, sich ihrer als Mittel bedienend, eine überlegene Zivilisation zu schaffen. Die Gedanken der Freiheit — sei es der religiösen, der intellektuellen oder der politischen

Freiheit — die der Protestantismus, die Philosophien des 18. Jahrhunderts, die Revolutionen in England und Frankreich geschaffen haben, erschütterten in diesem alten Lande mehr als zwanzig Jahrhunderte der Geschichte. Italien hätte sie nicht aufnehmen, nicht assimilieren, sie nicht zu seiner neuen geistigen Nahrung machen können, ohne mit seiner ganzen Vergangenheit zu brechen, ohne Gefahr zu laufen, seine Literatur, seine Kunst, seine Philosophie, seine Geschichte nicht mehr zu verstehen oder gar zu hassen.

Aus diesem Grunde haben diese ganzen Ideen in dem Lande einen stärkeren Widerstand gefunden, als es demjenigen erscheinen mag, der nur die Oberfläche der Dinge erblickt. Mazzini, der Apostel der Freiheit, ist in Wirklichkeit ein unnachgiebiger Verfechter der Autorität, wie Dante oder der heilige Thomas. Die sozialistischen Schriftsteller haben in ihren Diskussionen mit den Republikanern des öfteren und ohne große Mühe bewiesen, daß er „furchtbar reaktionär" war. Er hat der Erklärung der Menschenrechte die Erklärung der Pflichten der Menschen entgegengestellt, um die Welt vor der Anarchie zu retten, die ihm die notwendige und verhängnisvolle Konsequenz der Revolution schien. In dieser Hinsicht konnte Mazzini bis vor zehn Jahren keineswegs als der Beherrscher des zeitgenössischen Italiens angesehen werden . . . Denn bis zum Ende des Weltkrieges gab es kein Land, wo das, was man liberale Ideen nennt, sich mit mehr Kraft durchgesetzt hätte. Man hätte damals in den oberen Gesellschaftsschichten kaum Menschen gefunden, die die Autoritätsprinzipien der Vergangenheit gegen die liberalen Tendenzen von heute verfochten hätten. Man hätte sie in den Reihen der Kirche suchen müssen, und selbst da . . . Die Gewissensfreiheit, die Gedankenfreiheit, die Freiheit der Völker wurde überall als das kostbarste Gut unserer Epoche verkündet. Die ganze Politik war nur ein Wettstreit der Führer und der Parteien, liberaler zu sein als die anderen oder es wenigstens zu scheinen. Die Freiheit war das höchste Heilmittel, das man bei allen Übeln vorschlug. Die einen erklärten, daß eine größere religiöse Freiheit notwendig wäre, die anderen traten für eine größere intellektuelle oder politische Freiheit ein. . . Selbst der junge Klerus war davon betroffen. Ein Geist des Protestantismus wehte über seine Reihen.

Aber selbst damals, in diesem Lande, in dem die Freiheitsprinzipien auf keine Opposition und keine Einwände zu treffen schienen, findet man nur mit größter Mühe die Bewunderer der französischen Revolution. Man könnte sagen, daß, wenn die französische Revolution im Keim hätte erstickt werden können, die Welt vielleicht glücklicher geworden wäre; aber weder die religiöse noch die politische noch die geistige Freiheit, deren sich die Welt erfreut und für die heute ein jeder eintritt, wäre erreicht worden. Man bekam auf einen solchen Einwand die Antwort, daß die Revolution nicht so originell

war wie man behauptet, daß die Reformbewegung schon damals sehr fortgeschritten war und durch die Revolution aufgehalten wurde, die Europa einen lähmenden Schreck einjagte; daß die Jacobiner Tyrannen waren und daß die Revolution das letzte Glied an die Kette des Absolutismus geschmiedet hat. England habe im Gegensatz dazu gezeigt, auf welchem Wege ein Volk ganz allmählich dazu gelangen kann, einen Umsturz herbeizuführen, sich eine wirkliche Freiheit zu sichern, ohne immerzu zwischen Anarchie und Despotismus zu pendeln, wie es die französische Revolution getan hat.

Die Auffassung der Revolution, die in den kultivierten Schichten Italiens vorherrscht, war immer in großen Zügen der von Taine am nächsten. Diese Tatsache erklärt den großen Erfolg und die große Zahl der Leser, die die „Origines de la France comtemporaine" gefunden hat. Das Buch von Taine ist die einzige Arbeit über die französische Revolution, die in Italien in den letzten vierzig Jahren gelesen worden ist. Alle anderen Arbeiten, die darauf folgten und die Taines Beurteilung zu berichtigen versuchten, wie diejenigen von Aulard, sind von einer kleinen Anzahl von Spezialisten gelesen worden, blieben jedoch der Mehrheit der kultivierten Menschen unbekannt und haben keinerlei Einfluß auf die öffentliche Meinung ausgeübt. Die Situation ist im großen und ganzen bis zum Weltkrieg, unter den verschiedensten Formen, dieselbe geblieben, wie sie zu dem Zeitpunkt gewesen ist, an dem Mazzini voller Bekehrungsglut die Saat seiner Lehren in die Geister einer flammenden Jugend pflanzte. Italien schien bereit, die Konsequenzen der Revolution anzuerkennen. Aber es blieb unsicher, zögernd, verblüfft vor dem Ereignis, das als Ursache dieser Folgen angesehen werden muß.

Man muß feststellen, trotzdem der Anschein dagegen spricht, daß die Grundsätze der Freiheit, die der Protestantismus, die Philosophien des 17. und 18. Jahrhunderts, die französischen und englischen Revolutionen geschaffen haben, in Wirklichkeit nie tief in die Seele des Landes gedrungen sind. Fünfzig Jahre lang haben sich die politischen Parteien dieser Prinzipien für ihre Ziele und ihre Streitigkeiten bedient. Sowohl die Massen wie die Individuen haben gelernt, die praktischen Vorteile einiger dieser Freiheiten zu schätzen. Man hat Bücher, Lehren, Erziehungsmethoden in das Land eingeführt, die diese Grundsätze verbreiten und sie popularisieren sollten. Aber diese Prinzipien selbst sind wie fremde Elemente geblieben, die man von außen aufgepfropft hat, ohne sie zu assimilieren, weil sie der Literatur, der Kunst, der Geschichte des Landes, die als Grundlage zur Erziehung der oberen Klassen dienen, vollkommen fremd geblieben sind. Man kann die Liebe zur Freiheit, so wie sie unsere Zivilisation auffaßt, nicht lernen. Man kann sich nicht von den Prinzipien, die das soziale und politische Leben der modernen Völker regeln, durchdringen lassen, wenn man Dante, Ariosto, Macchiavelli, Foscolo, Leopardi oder sogar Manzoni

liest oder Michel Angelo und Raphael bewundert. Man kann es auch nicht tun, wenn man die Geschichte des Römischen Reiches, die von Florenz und Venedig studiert. Es ist eine gewaltige und glorreiche Geschichte, aber alle Prinzipien, die die heutige Zivilisation beherrschen, sind ihr fremd oder stehen sogar im Widerspruch zu ihr und schließen auf eine unversöhnliche Weise die Grundsätze aus, an die unsere großen Vorfahren glaubten. Erziehung und Geschichte wirken daher im entgegengesetzten Sinne wie die Einflüsse der Gegenwart, wie die Tendenzen des modernen Lebens. Daher ergibt sich die Notwendigkeit, entweder mit unserer Tradition zu brechen oder sich zu den Prinzipien des modernen Lebens wie zu einer Notwendigkeit, jedoch widerwillig und mit Bedauern, zu bekennen.

Die Ausländer wundern sich häufig, wenn sie Italiener begegnen, die sich den Anschein geben, als ob sie die große Vergangenheit ihres Landes, die sie selbst so glühend bewundern, verachten oder verkennen würden. Diese Gefühlsverirrung scheint ihnen unerklärlich. Sie würde ihnen weniger seltsam erscheinen, wenn sie sich über die Widersprüche Rechenschaft ablegen würden, in die die französische Revolution und die auf sie folgenden Ereignisse Italien gestürzt haben. Ein Italiener, der von den Gedankengängen, die man die Prinzipien von 89 nennt, bis in die tiefste Seele ergriffen worden ist, muß gegen die großen Traditionen der Geschichte seines Landes gleichgültig bleiben oder sogar Haß empfinden. Wenn er jedoch mehr oder minder mit diesen Traditionen verbunden ist, wird er nie, so sehr auch der Schein dagegen spricht, etwas mehr als ein mäßiger „Liberaler" sein. Viele Widersprüche und Krisen, die in dem Leben des Volkes wie in dem der einzelnen geheimnisvoll erscheinen, würden viel klarer werden, wenn man sich dieser inneren Zerrissenheit, die Italien quält, bewußt wird. Die Ereignisse der letzten Jahre zum Beispiel, die der ganzen Welt heute eine so schwer erklärbare Überraschung zu sein scheinen, werden leicht verständlich. Die liberale Regierungsform konnte so leicht stürzen, weil sie auf so schwachen Füßen ruhte. Die französische Revolution hat die schlummernden Energien des Landes durch den heftigen Ansporn ihrer Ideen, ihrer Leidenschaften, ihrer Gebärden aufgepeitscht. Aber sie hat auch einen Widerspruch erzeugt, der bis heute noch keine Lösung gefunden hat. An dem Tag, an dem Italien imstande sein wird, diesen Ausgleich zu finden, wird es vielleicht von neuem einen großen moralischen Einfluß auf die Welt ausüben. Es wird diese Mission erfüllen können, von der Mazzini so viel geträumt hat und die er mit einer solchen Beharrlichkeit verkündet hat. Aber die Aufgabe scheint keineswegs leicht, noch die Lösung sehr nah zu sein; und viele Generationen werden vielleicht noch ihre Kräfte in fruchtlosen Versuchen verschwenden und die bittersten Enttäuschungen erleben müssen, bevor sich dieses welterneuernde Streben verwirklichen kann.

Die Probleme von morgen.

Von *Gilbert Murray,*
Professor der Universität Oxford, Präsident der Völkerbundsligen.

Die normale Tätigkeit von Professoren und Studenten einer Universität konzentriert sich fast ausschließlich auf die höhere Seite des menschlichen Lebens. Unsere Tagesarbeit besteht im Lesen, Studieren, Denken, Genießen — wir kämpfen und handeln nicht. Wir sind uns in der Regel nicht bewußt, wie exzeptionell eine solche Haltung ist und wie wir einerseits gewinnen und andererseits durch unsere geschützte Lage, durch die Ausschaltung aus dem gewöhnlichen Existenzkampf zu leiden haben. Wir geben uns in der Förderung, oder, was nicht weniger wichtig ist, im Verständnis der Wissenschaft, der Kunst, der Literatur, der geistigen Aktivitäten aus. Viele von uns arbeiten an der Lösung der sozialen Frage und der direkten Besserung der Verhältnisse, in denen unsere modernen Gesellschaften leben. Unser ganzes Streben hat durch den Krieg einen schweren Rückschlag erfahren und zwar nicht bloß durch die Tatsache, daß so viele erstklassige Menschen getötet, verwundet, zerrüttet wurden, sondern auch durch den Umstand, daß alles Gute, wofür Menschen unserer Lebensart lebten, zerbrochen und zerstört wurde.

Ich möchte in erster Linie bemerken, daß der Krieg keine primitive Institution wie Ehe oder Besitz ist. Er ist noch viel weniger eine in der menschlichen Psychologie verwurzelte Leidenschaft wie Liebe, Zorn, Eifersucht oder Edelmut. Er ist ein Zwischenfall der Zivilisation und hängt von einer speziellen Form des sozialen Organismus ab. Die Antike hatte eine besonders charakteristische Anschauung über dieses Problem. Hesiod übernimmt die Tradition eines goldenen Zeitalters, das vor der Zivilisation, als es noch keinen Krieg gab, existiert hat. Der Philosoph Dicaearchus, der diese Frage auf wissenschaftlicher und historischer Basis behandelt, kommt zu derselben Schlußfolgerung. Der Krieg entstand zusammen mit groß organisierten Gesellschaften, die in Rivalität untereinander gerieten. In Gibbons Aufzeichnungen finden wir ein Argument, das meine Behauptung unterstützt. Die Eskimos haben kein Wort für Krieg; beinahe dasselbe gilt für die australischen Eingeborenen. Gibbon zitiert andere Beispiele und kommt zu der Überzeugung, daß der Krieg eine Institution mit historischem Ursprung sei. In den späteren Jahren ist dieser Standpunkt mit großer

Sorgfalt und wissenschaftlicher Fundierung von zwei bekannten Anthropologen, Professor Elliot Smith und W. I. Perry ausgearbeitet worden[1]).

Ich spreche selbstverständlich vom Kriege als von einer Institution. Ich meine damit nicht den Totschlag am einzelnen, ich meine damit nicht den Streit der Wilden um Fischbeute oder Vieh. In primitiven Zeiten geschah es ohne Zweifel, daß, wenn ein Mann die Kuh seines Nachbars stahl, der Nachbar in Zorn geriet und sich auf ihn warf, und vielleicht kamen noch einige Freunde hinzu, die aus Sympathie ebenfalls erzürnt waren oder die die Kuh selbst essen wollten, und das Handgemenge ging solange, bis der eine oder der andere sich die Kuh aneignete und mit ihr loszog. Das ist jedoch kein wirklicher zivilisierter Krieg.

Der zivilisierte Krieg ist kein impulsiver Akt der Kämpfer selbst, der in dem Moment aufhört, in dem der Impuls erlischt. Er ist ein überlegter politischer Akt. Die Befehle kommen von oben. Das Motiv liegt nicht in der Kampflinie, sondern hinter der Kampflinie. Die Kriege beginnen, wenn irgendein Herrscher oder irgendeine Regierung, die den Streit um eine Kuh oder um ähnliche Dinge beobachten, sich sagen: „Die Zeit ist gekommen, diese Menschen unserem Willen zu unterwerfen. Wir wollen ihnen das denkbar schlimmste antun, was wir ersinnen können, bis sie sich uns unterwerfen. Zu diesem Zweck wollen wir soweit wie möglich die ganze Kampfkraft unseres Volkes zusammenfassen — Soldaten, Seeleute, Priester, Zauberer, Ärzte, Bodenbebauer und andere — und wollen uns bemühen, dem Gegner das Höchstmaß an Schaden zuzufügen. Selbstverständlich werden die Feinde dasselbe versuchen, und dann werden wir sehen, wer zuerst nachgibt."

Dieser Prozeß konnte nicht anfangen, bevor es eine starke Regierung und einen ziemlich groß organisierten Staat gab. Und ich glaube, daß er nicht fortgesetzt werden kann, wenn die Regierung zu stark und der Staat zu groß und zu vollkommen organisiert ist. Wir haben im letzten Kriege entdeckt, daß die modernen Staaten mit ihren wissenschaftlichen Mitteln die Sache zu gut machen. Jeder kann dem

*) In dem Vortrag über den primitiven Menschen, den Elliot Smith in der britischen Akademie hielt, sagte er folgendes: „Die sorgfältige Untersuchung aller vorhandenen Beweise scheint zu der Schlußfolgerung zu führen, daß bis zur Erfindung der Methoden der Landwirtschaft und der großzügigen Bewässerung in Ägypten und Babylon die Welt wirklich eine Art goldenen Zeitalters des Friedens genoß, wie Hesiod es beschreibt. . . . Perry hat bewiesen, daß sowohl die Kultur wie auch Gewohnheiten und Methoden der Kriegführung von denselben Völkern in die meisten Länder eingeführt wurden, wo man sie beide findet. Beide sind der Ausfluß einer Entwicklung der Zivilisation. Die Kultur ist keineswegs eine Offenbarung des Überlebens einer stampfmäßig überlegenen Rasse, sondern man kommt der Wahrheit viel näher, wenn man sagt, daß die Ziele und Methoden der Kriegführung die Ergebnisse und nicht die Ursachen der kulturellen Entwicklung waren." Man wird an die Stelle im Samuel I, 11 erinnert, wo die Gründung einer organisierten Monarchie als das Vorspiel zu der Anlage einer großen regulären Armee und der Kriegführung bezeichnet wird.

anderen einen so ungeheuren Schaden zufügen, und jeder leidet soviel dadurch, daß kein Gewinn an Prestige, keine Entschädigung an Geld oder Gebiet diesen Verlust auszugleichen vermag. „Frankreich kann und will es nicht verstehen, daß ein Volk, das eben den größten Krieg der Geschichte gewonnen hat, in eine so verzweifelte Lage geraten kann", pflegte Poincaré zu sagen. Man kann darauf erwidern, daß die Tatsachen sich nicht dadurch aus der Welt schaffen lassen, daß man sich ihrer Erkenntnis verschließt. Die Zivilisation hat den Krieg geschaffen und ist nun an einen Punkt gelangt, an dem sie ihn ausschalten muß. Die zivilisierte Welt ist sich dieses Problems vollkommen bewußt und unternimmt Schritte zu seiner Lösung. In großen Umrissen zusammengefaßt kann man sagen, daß die Kriege entstehen, wenn ein Volk die existierenden Verhältnisse als unerträglich empfindet und Krieg führt, um sie zu ändern, oder weil ein ehrgeiziges Volk seinen Nachbar zu unterwerfen versucht oder weil ein Volk zu große Angst vor dem anderen empfindet. Der Völkerbund stellt einen wirksamen, wenn auch unvollkommenen Versuch dar, Möglichkeiten zur Behebung unhaltbarer Zustände auf dem Wege von Vereinbarungen zu bieten, den Erfolg eines aus Ehrgeiz geführten Krieges auszuschließen und jedem Mitgliede die Gewißheit zu geben, daß es im Falle eines Angriffs den Schutz der ganzen Stärke des Völkerbundes genießt. Ich will jetzt nicht das Problem der Abrüstung oder besser gesagt das dreifache Problem der Schiedsverträge, der Sicherheit und der Abrüstung anschneiden, weil es ein Problem der unmittelbaren Zukunft und nicht eine Frage von übermorgen ist. Die Richtlinien der Lösung sind in dem Protokoll von 1924 niedergelegt worden, und obwohl dieser Vertrag von Großbritannien abgelehnt wurde, haben seine Hauptprinzipien volle Geltung. Das Protokoll war auf einfachen Gedankengängen basiert: die Völker wollen abrüsten und haben sich durch feierliche Verträge zur Abrüstung verpflichtet. Sie werden ruiniert sein, wenn sie nicht abrüsten, und doch wagen sie nicht, es zu tun. Sie wagen es nicht, weil sie keine wirkliche Sicherheit gegen einen eventuellen Angriff besitzen. Um diese Sicherheit zu bekommen, müssen die Völker sich erstens einigen, nie Krieg miteinander zu führen — nie und nimmer und mit keinen lächerlichen Hintertüren für „Ehre" oder „vitale Interessen" —, und zweitens muß der ganze Völkerbund bereit sein — und muß die Welt von dieser Bereitschaft überzeugen —, die durch den Vertrag gebundenen Staaten gegen jeden Angreifer zu schützen. Und da der Krieg auf diese Weise ausgeschaltet wird, müssen die Völker notwendigerweise, was schon einige getan haben, ein System einer friedlichen Regelung der Vergleichs- oder Schiedsverträge für alle Meinungsverschiedenheiten entwerfen. Auf diese Weise können wir zur Abrüstung durch Sicherheits- und Schiedsverträge gelangen. Ich will nicht in allen Einzelheiten die Vorschläge über die Herabsetzung der Rüstungen prüfen

ich möchte nur das eine sagen, daß, soweit es Europa betrifft, die Lösung wahrscheinlich in der Richtung des Bürgerheeres mit kurzer Dienstzeit nach dem Vorbild der Schweiz, unter der Kontrolle und, wenn nötig, mit dem Inspektionsrecht des Völkerbundes liegen wird.

Eine Abrüstungspolitik setzt voraus, daß die zivilisierten Staaten sich nicht länger für ein Massenschlachten organisieren. Es trifft wahrscheinlich zu, daß die zivilisierten Nationen im großen und ganzen nicht den Wunsch empfinden, zu töten oder getötet zu werden. Keiner will den Krieg. Alle ziehen den Frieden vor. Aber das ist und war nie die wesentliche Frage. Die Frage ist: Sind wir bereit, alles zu tun, um den Frieden zu erhalten? Sind wir bereit, entweder als Volk oder als Individuen, die entstehenden Meinungsverschiedenheiten und Interessenkonflikte nicht mit eigener Hand auszufechten, sondern nach Gerechtigkeit zu streben? Das setzt voraus, daß die zivilisierten Regierungen nicht betrügen dürfen, nicht zu viel nehmen und nicht zu viel fordern sollen. Wir müssen die πλεονεξια aufgeben.

Elliot Smith behauptet, daß die Gier nach Reichtum in der Geschichte die ursprüngliche Ursache des Krieges war. Einige Marxisten halten es für die einzige Ursache. Das ist sie sicher nicht, aber sie ist einer der wichtigen Gründe. Wir müssen uns darüber klar werden, wie weit wir aus einer internationalen Gemeinschaft Handelskämpfe und Zollkriege oder andere Formen einer wirtschaftlichen Bedrückung, die zu wirklichem Krieg führen, ausschalten können.

Die Völkerbundssatzungen verlangen, daß „dem Güteraustausch und Handel der anderen Bundesmitglieder die gleiche Möglichkeit der Betätigung gesichert sein muß." Im englischen Text heißt es „equitable treatment". In einem Entwurf hieß es zuerst „equal", was als Freihandel innerhalb des Völkerbundes hätte gedeutet werden können. Aber im Laufe der Diskussionen ersetzte man „equal" durch „equitable". Diese Bestimmung ist nicht genau, weil keine protektionistische Regierung, so bedrückend sie in Praxis sein mag, zugeben wird, daß ihre Behandlung des ausländischen Handels das Gegenteil von „equitable" (d. h. billig oder gerecht), also unbillig und ungerecht ist. Aber es hatte doch etwas zu bedeuten. Es bedeutet die Aufgabe der Politik eines endlosen Krieges in wirtschaftlichen Fragen. Während diese Bestimmung geprägt wurde, befanden wir uns mitten in einem Nachkriegskriege. Ganz Europa war in den Jahren 1919/20 mit den wahnsinnigsten Einschränkungen gespickt. Züge durften nicht über gewisse Grenzen fahren, und die Ausfuhr von Lebensmitteln, zum Beispiel von Käse aus gewissen Ländern, war bei Todesstrafe verboten. Die wichtigste Tatsache auf diesem Gebiete ist, daß Europa unter dem Einfluß der wirtschaftlichen Entwicklung, mit Hilfe der Konferenzen und Abmachungen des Völkerbundes, auf eine Herabminderung der Zollgrenzen zusteuert. Der Druck der wirtschaftlichen Tatsachen wird auf die Dauer unentrinnbar werden. Wenn diese Bewegung fort-

dauert, wird Großbritannien den Freihandel, den ihm noch seine Dominions verweigern, vom Kontinent angeboten bekommen — eine interessante, aber ganz natürliche Entwicklung.

Aber der gefährlichste Same der eventuellen Handelskriege wird außerhalb Europas gesät. Er liegt in den Vorschlägen zur Kontrolle der tropischen Rohstoffe. Vor dem Kriege hat Großbritannien in seinen Kronkolonien immer das Prinzip der offenen Tür vertreten, und das ist meiner Ansicht nach der Hauptgrund, warum seine allmähliche Eroberung eines großen tropischen Reiches auf eine so geringe Opposition der übrigen Welt traf. Die kleinen Völker waren froh, Großbritannien im Besitze der neuen Gebiete zu wissen, weil dadurch diese Gebiete dem Welthandel geöffnet wurden. Die Deutschen verfolgten dieselbe Politik. Die Franzosen wandten immer die strengsten Schutzzölle an. Nach Friedensschluß versprachen wir, die Politik der offenen Tür fortzusetzen, bis wir in erster Linie unter dem Einfluß von Lord Milner und der „Reichsentwicklungspartei" davon etwas abgekommen sind und, ich fürchte, auch noch weiter davon abzugleiten versuchen. Lord Milner sah die tropischen Territorien allzusehr vom Standpunkt des achtzehnten Jahrhunderts an, d. h. als einen Grundbesitz, der im Interesse des Eigentümers entwickelt werden soll.

Ich sehe dort zwei Keime künftiger Kriege. In erster Linie besitzen Großbritannien und Frankreich zusammen ungefähr ein Drittel der Erdoberfläche mit Einschluß ungeheurer tropischer Gebiete, die die einzige oder fast die einzige Quelle wichtiger Rohstoffe sind. Es gab schon Schwierigkeiten beim Transport von Gummi, Erdöl, Chinin und gewissen anderen Chemikalien. Der Ausschluß anderer großer europäischer Völker von dem Zugang zu den Notwendigkeiten des zivilisierten Handels muß auf lange Sicht zum Krieg führen. Aber die Monopole sind für ihre Inhaber ungeheuer gewinnreich. Die interessierten Parteien halten ihre Finger auf dem Hebel der Maschine, die Benachteiligten sind abwesend, können sich kein Gehör verschaffen, und die Ungerechtigkeit geht ihren Gang. Hier liegt eine große Gefahr.

Die andere Gefahr erblicke ich in der Fortsetzung des ungeregelten internationalen Wettbewerbs. In der chemischen Industrie war die Lage für alle Beteiligten so verheerend, daß die britischen und deutschen Gesellschaften schon zu einer Vereinbarung gelangt sind, um ihre Märkte aufzuteilen und einen halsabschneiderischen Wettbewerb zu vermeiden. Ich höre aus sachverständigen Kreisen, daß die deutschen, französischen und englischen Kohlenbergwerke (vor dem Streik) viel mehr Kohle förderten als irgendein europäischer Markt sie aufzunehmen vermag und es wurde mir auch gesagt, daß sie noch zwei- bis dreimal so viel fördern können. Das eine oder das andere Land muß sich daher dauernd in einer Kohlenkrise befinden, bis dies behoben wird. Der einzige Ausweg scheint in internationalen Vereinbarungen, die die Anerkennung von Trusts und Kartellen auf großer

Basis voraussetzen, zu liegen — eine unangenehme Aussicht, wie ich zugeben muß. Aber jedenfalls öffnet sich hier ein Weg. Und so wird nur die Selbstsucht der Völker und die schlechte Politik der Regierungen zwischen der Welt und der Lösung dieser gefährlichen Probleme stehen. Es gibt noch eine andere Form von Monopolen, die zu Gefahren führen können — das Monopol von Gebieten. Wir verschließen unsere Märkte nicht den ausländischen Waren, aber wir verschließen unsere Gebiete den Ausländern. Und in manchen Fällen schließen wir nicht nur die Neuankommenden aus, sondern versuchen, auch den Fremden, die sich bereits im Lande befinden, durch besonders schlechte Behandlung das Leben unerträglich zu machen.

Sehen wir uns eine Karte des Stillen Ozeans an. Es ist fast ein britisches Meer, wie das Mittelmeer ein lateinisches Meer ist. Der Stille Ozean ist fast ausschließlich von britischen Rassen umgeben — Australien, Neuseeland, die Vereinigten Staaten, Kanada, während Südafrika nicht weit entfernt im indischen Ozean liegt. Die Nord- und Nordwestküsten des Stillen Ozeans gehören zu den übervölkertsten Teilen der Welt. Die Dichtigkeit der Bevölkerung ist ungeheuer, und ihr entspricht die Sterblichkeitsziffer. Ich denke an Japan, China und den malaiischen Archipel. Ich erinnere mich, daß ein chinesischer Delegierter beim Völkerbund sich über die Sorge und Erregung in Europa anläßlich der russischen Hungersnot wunderte. „Dreißig Millionen meiner Landsleute sind im letzten Jahre vor Hunger gestorben, und niemand hat sich darum gekümmert."

An den Süd- und Ostküsten liegen ungeheure, klimatisch gemäßigte und gering bevölkerte Gebiete — ganz Britisch-Columbien, die kanadische Küste, Kalifornien und Südamerika, und auch die leeren und unentwickelten Ebenen von Australien, die teils infolge der klimatischen Verhältnisse, teils infolge der Absicht der Gesetzgebung leer und unentwickelt gelassen werden. Sollen Menschen, die aus Mangel an Land sterben, dauernd den Gebieten ferngehalten werden, die aus Mangel an Bevölkerung brach liegen? Die Australier und Amerikaner bleiben bei ihrem starren „Ja." Sie wollen ihr Land der weißen Rasse erhalten und es nicht durch ungeheure Massen einer fruchtbaren Rasse überschwemmt sehen, die sicherlich einen niedrigen Lebensstandard und nach westlichen Begriffen auch ein niedrigeres Zivilisationsniveau besitzt. So liegt der Fall, und keine internationale Autorität kann da eingreifen. Die Zulassung von Einwanderern ist entschieden eine Sache der inländischen Gesetzgebung.

Ich will einige Bemerkungen über dieses Problem, das von so vielen Vorurteilen und Ängsten belastet ist, hinzufügen, ohne eine Lösung anzustreben. Wir sollten meiner Ansicht nach anerkennen, daß die Japaner in ihrer Auseinandersetzung mit den Vereinigten Staaten sich mit großer Würde und Zurückhaltung benommen haben. Sie haben keine Forderungen gestellt. Sie haben, wie die amerikanische

Regierung selbst zugibt, sich gewissenhaft an das gentleman agreement gehalten. Selbst ihre Proteste waren in der Hauptsache gegen gewisse auffällige Unhöflichkeiten und gegen die zynische Straflosigkeit gerichtet, die manchmal in Kalifornien — und ich glaube auch in Australien — jedem gewährt wird, der einen Japaner tötet. Bei einer anständigen Regierung können diese Exzesse des Mobs vermieden werden. Es wird manchmal gesagt, daß dieses Problem einen Krieg unvermeidlich mache. Ich habe manches Gesicht sich bei dieser Zukunftsperspektive erhellen sehen. Es tut mir leid, den Betreffenden eine Enttäuschung bereiten zu müssen, aber ich sehe nicht ein, wie weit ein Krieg eine Lösung des Problems zu bringen vermag oder selbst einem einigermaßen gesunden Menschenverstand als Lösung erscheinen kann.

Man stelle sich einen Krieg zwischen Amerika und Japan vor. Er wird auf der hohen See ausgefochten werden. Die eine Flotte wird die andere vernichten. Und was geschieht, wenn Japan gewinnt? Könnte irgendein Japaner sich in den Vereinigten Staaten ansiedeln, wenn die umgebende Bevölkerung, durch den Krieg zur Verzweiflung gebracht, es ihm verwehren würde? Und was geschieht, wenn Amerika gewinnt? Am Schlusse des Krieges werden ebensoviel Japaner am Leben bleiben wie am Anfang. Sie werden ebensoviel Land brauchen, und die Auswanderungsfrage wird ebenso brennend sein. Hier liegt kein Weg zu einer Lösung. Da man daher die Frage nicht mit Waffen entscheiden kann, müssen wir das Problem durchdenken und uns zu einer Stellungnahme entscheiden, die wir für die beste halten. Amerikaner, Australier, Japaner und Chinesen treffen sich häufig, wenn auch inoffiziell, um das Problem des Stillen Ozeans zu besprechen. Der Völkerbund selbst kann die Frage nicht anschneiden, aber wenn die betreffenden Parteien zu einer Besprechung zusammenkommen wollen, kann der Völkerbund ihnen dabei helfen. Ich erinnere mich wie Minister Scialoja einmal im Laufe der Protokollbesprechungen sagte: „Krieg ist nicht nur ein zweifelloses Verbrechen, sondern auch eine Krankheit; und diese großen Zusammenballungen der Bevölkerung müssen einen Krieg hervorrufen, wenn sie nicht bald als ein Problem von allgemeinem Interesse anerkannt werden."

Die Welt wird immer dichter bevölkert, und früher oder später wird man sie rationieren müssen. Inzwischen beeinflußt der Westen den Osten mit zunehmender Gewalt. Die internationale Arbeiterorganisation hebt schon den Lebensstandard in Japan und China. Die Unruhen in Shanghai sind größtenteils das Ergebnis der Unzufriedenheit der Eingeborenen mit den herrschenden Verhältnissen, eine Unruhe, die im Kontakt mit dem höheren Niveau des Westens geweckt wurde. Es unterliegt keinem Zweifel, daß jetzt die höheren westlichen Rassen, wenn auch in einer höchst unbefriedigenden Weise, versuchen, ihr eigenes Lebensniveau zu erhöhen, indem sie die Geburts

ziffer herabzusetzen und eine kleinere, aber lebenstüchtigere Bevölkerung anstreben. Ich sehe nichts, was der Übernahme dieser Idee durch die Rassen des fernen Ostens im Wege steht, und sobald es einmal geschieht, würde das Problem gelöst sein. Wenn diese Lösung sich jedoch nicht verwirklichen läßt, kommen wir zu einer ungeheuren und immer wachsenden Verschiedenheit des Rassenniveaus, einer immer entschiedeneren Unterwerfung einer Rasse unter die andere und zu einer Rückkehr des Zustandes, den man als eine weitverbreitete und gut organisierte Sklaverei bezeichnen kann.

Auf welchem Standpunkt stehen wir eigentlich heute? Sind wir bereit, das Banner der Rassengleichheit zu erheben oder wollen wir uns offen zu einer Hierarchie der Rassen bekennen? Hier liegt der Unterschied zwischen der Haltung der Engländer und einiger anderer weißen Völker. Wir versuchen, die in unserem Besitz befindlichen farbigen Gebiete gerecht zu verwalten. Jedenfalls glauben wir es besser zu tun als die meisten Völker. Aber wir verkünden eine entschiedene rassenmäßige Überlegenheit und heiraten nicht in die fremden Rassen hinein, wie es bei Franzosen, Portugiesen und Russen der Fall ist. Französische Soldaten lassen sich ohne weiteres von einem schwarzen Oberst in die Schlacht führen; einer der bedeutendsten russischen Generäle der letzten russischen Generation war ein Afghane, und ich hörte, wie Dubois, der panafrikanische Führer, mit leidenschaftlicher Überzeugung sagte, daß ihm die schlimmste Regierung, mit Einschluß des brutalsten Lynchsystems, die jedoch die Gleichberechtigung formell anerkennen würde, lieber wäre als die beste Regierung ohne diese Anerkennung.

Es gibt jedoch zwei Seiten dieser Frage. Als ich über Entwaffnung und die Herrschaft des Friedens sprach, beschränkte ich meine Darlegungen auf die zivilisierten oder europäischen Völker. In den Abrüstungsplänen, die man den Völkerbundskommissionen unterbreitete, sah man immer von den sogenannten Kolonialheeren ab — den Heeren, die jetzt in Marokko und Syrien tätig sind und jeden Augenblick in Irak oder der nordwestlichen Grenze von Indien beschäftigt sein können. Diese Ausschaltung ist notwendig. Die Patans der nordwestlichen Grenze verstehen nicht die Völkerbundssatzungen und würden sie hassen und verachten, wenn sie sie verstünden. Sie leben unter der alten Ordnung und lieben den Kampf. Ich glaube, daß es 35 Millionen Mohammedaner in Nordafrika gibt, und man braucht nur einen Funken — wie es zum Beispiel der Sieg Ab dul Krims über die Franzosen gewesen wäre — und die ganze islamische Welt würde in Flammen gegen die christlichen Herrscher stehen. Aus diesem Grunde bleiben die Mitglieder des Völkerbundes bewaffnet. Dieser Zustand kann jedoch nicht endlos fortgesetzt werden. Die Schwierigkeit, die sich bei den Mohammedanern ergibt, ist deshalb größer als bei den anderen Völkern,

weil dieselben sich in einem Zwischenstadium der Zivilisation befinden, für das es in den Satzungen des Völkerbundes keine Bestimmungen gibt. Sie stehen unter dem Niveau der vollen Unabhängigkeit und Mitgliedschaft, sie sind jedoch über den Zustand hinaus, der sich für die Mandatverwaltung eignet. Es sind keine Bestimmungen für sie getroffen worden. Infolgedessen entstehen Situationen wie im letzten Krieg in Marokko. Jeder wird sich an ähnliche Fälle erinnern. Ich glaube jedoch, daß man schließlich einen Weg der Versöhnung zwischen den Großmächten und den islamischen Völkern finden kann und ihn dann durch den Völkerbund festsetzen. Aber man wird wohl zu diesem Zwecke einige zusätzliche Bestimmungen zu den Satzungen brauchen.

Aber nun zum zweiten Teil des Problems. Die Völkerbundssatzungen haben sich nicht zum Dogma der Rassengleichheit bekannt. Ganz im Gegenteil. Artikel 22 spricht offen von „solchen Völkern, die noch nicht imstande sind, sich unter den besonders schwierigen Bedingungen der heutigen Welt selbst zu leiten", und behauptet, daß „das Wohlergehen und die Entwicklung dieser Völker eine heilige Aufgabe der Zivilisation bilden". Besser entwickelte und fortschrittliche Völker müssen den anderen helfen und sie leiten. Ich halte diesen Standpunkt für sehr richtig. Wenn man diese Völker als gleichberechtigt ansehen wollte, würde man sie in die schlimmsten Verwirrungen stürzen. Wenn man sie für frei und unabhängig erklärte, würde man sie auf Gnade und Ungnade dem schlimmsten Typus des weißen Abenteuerers ausliefern. Aber wenn wir diese schwierige Aufgabe übernehmen, so müssen wir sie auch in anständiger Weise erfüllen. Jedes Volk hat bis jetzt die Gelegenheit gehabt, dieser Aufgabe gerecht zu werden und hat in mehr oder minder grausamer Weise versagt. Die Engländer haben wohl ein besseres Zeugnis bei dieser Prüfung bekommen als die anderen, aber sie sind auch noch weit von der Vollkommenheit entfernt. Das Mandatssystem scheint mir durch seine Publizität wie durch die Methode der jährlichen Berichte eine höchst bemerkenswerte und erfolgreiche Arbeit zu leisten. Ich habe es von Anfang an sorgfältig beobachtet, und ich muß sagen, daß es in Anbetracht seiner Belastung im Großen und Ganzen meine Erwartungen übertroffen hat. Es hat jetzt zwei wichtige Aufgaben vor sich. Die eine ist der Entwurf über den Sklavenhandel, für den Lord Cecil großenteils verantwortlich ist. Er wird jetzt von den Regierungen geprüft und wird in der Vollversammlung dieses Jahres besprochen und angenommen — und wir wollen hoffen in einer nicht allzu verbesserten Form. Die zweite Aufgabe ist die Untersuchung der Frage der farbigen Arbeitskräfte, die das internationale Arbeitsamt eingeleitet hat, und die, wie man hofft, zu einer für alle Welt gültigen Vereinbarung über die farbigen Arbeiter führen wird. Diese beiden Aufgaben können, wenn sie erfolgreich gelöst werden, viel dazu beitragen, eine kaum von

der Phantasie erfaßte Fülle intensiver, weitverbreiteter und stumm gebundener Leiden zu beheben.

Aber wir haben durch die Satzungen beabsichtigt, etwas mehr zu tun, als bloß grobe Unterdrückung zu vermeiden. Wir wollen uns um das Wohlergehen und die Entwicklung der Rassen, die die Mandatsgebiete bewohnen, kümmern. Wir behaupten, daß wir ihnen die Segnungen der Zivilisation bringen wollen und daß wir es auch wirklich tun. Es unterliegt keinem Zweifel, daß wir sowohl den Völkern, die auf dem Niveau stehen, das man als das durchschnittliche mohammedanische bezeichnen kann (wie zum Beispiel im Irak und in Persien), wie auch den im heidnischen oder primitiven Stadium befindlichen ungeheure Dienste leisten können. Sie wissen, daß wir ihnen nützen können, aber es ist die Frage, ob sie es auch wollen. Ich fragte einmal einen sehr erfahrenen Administrator, ob er bereit wäre, die Verwaltung des Irak unter dem Mandat zu übernehmen, und seine Antwort machte einen großen Eindruck auf mich. Er sagte: „Ja, unter der Bedingung, daß im Umkreis von 500 Meilen kein britischer Soldat zu sehen wäre". Ohne Soldat würde er im Irak als Freund und Helfer betrachtet werden, jedoch mit Soldaten den Eindruck erwecken, daß er sich dort durch Gewalt festsetzen wolle. Und dieser Eindruck würde alles vergiften. Es ist durchaus keine Don Quichotterie und kein phantastischer Einfall, wenn man anregt, daß wir im großen und ganzen nur dorthin gehen sollten, wo man uns braucht und nicht dorthin, wo man uns nicht haben will. Der Irak braucht uns. Er lud uns ein. Und der britische Kommissar General Dobbs geht frei und unbewaffnet in den Bazaren herum, was beweist, daß sein Leben nicht bedroht ist. In Indien braucht uns wenigstens ein großer Teil der Bevölkerung. Die rückschrittlicheren Völker wie die Papuaner brauchen uns offensichtlich. Bei Persien ist es sicher nicht der Fall und deshalb haben wir dort nichts zu suchen. Unberechenbarer Schaden ist dadurch angerichtet worden, daß die zivilisierten weißen Rassen sich den primitiveren Rassen aufzwangen, die, wenn man sie in Ruhe gelassen hätte, europäische oder amerikanische Hilfe freudig begrüßt hätten. Man kann nicht in ein Land gehen, um dort möglichst viel Geld zusammenzuscharren und dann unsere Gegenwart mit Maschinengewehren verteidigen, auf Grund der Behauptung, daß man dem Land soviel Gutes getan habe.

Aber es gibt noch ein anderes grundlegendes Problem, das sich in diesem Zusammenhang aufdrängt. Welche Art von Zivilisation verbreiten wir wirklich in der Welt? In dem Einfluß der einen Gesellschaft auf die andere scheint sich das Gesetz auszuwirken, das man in der Wirtschaftspolitik das Greshamgesetz nennt, und demzufolge überall, wo zwei Währungen, eine schlechte und eine gute, im Umlauf sind, die schlechte Währung die gute verdrängt. Die Angewohnheiten, die Vergnügungen, der Zeitvertreib und die Gedankenart, die die schlimm-

sten, vulgärsten und am leichtesten faßlichen sind, erfahren auch di
größte Verbreitung. Der Firnis der Zivilisation, der auf die Einge
borenen am stärksten wirkt, ist etwas Oberflächliches und zwar keines
wegs die beste Art der Oberfläche. Ich habe einmal zu philologischer
Zwecken eine Art Untersuchung der im fernen Osten gebräuchlichster
Worte gemacht, und ich fand, daß es meistens Flüche und Zoten waren
Worte, die nach Schenken und Bordell rochen. Wir hören imme
wieder von der Verachtung orientalischer Mentalität für das Bild west
licher Zivilisation, wie es sich im Film oder in den Übersetzungen au
den Zeitungen darstellt. Dieses Bild ist ohne Zweifel irreführend
Aber es ist das, was das Publikum sehen und lesen will. Ich las ein
mal eine Äußerung eines afrikanischen Führers über die Bedeutun
der westlichen Zivilisation für die Afrikaner, die ungefähr folgender
maßen lautete: „Ihr sprecht von eurer Wissenschaft, Philosophie, Poesie
und was habt ihr uns denn davon gebracht? Für uns bedeutet eur
Zivilisation Trunkenheit, Krankheiten, Kasernen, Prostitution, Rassen
haß, Beleidigungen und jetzt Krieg. Wir lehnen diese Zivilisation ab
Laßt uns auf unsere Weise leben oder sterben."

Die westliche Zivilisation verbreitet sich jetzt durch die Welt i
der Art wie die griechische Zivilisation sich durch die Mittelmeerländer
und den nahen Osten während der sogenannten hellenistischen Ze
ausbreitete. Sie verbreitet und verschlechtert sich. Sie verbreitet da
Kino und den Jazz im Fluge um die Welt, während Shakespeare un
Milton im Inlande bleiben. Vor einer Generation schien sie mit ihre
ungeheuren Kapitalsanhäufung, ihren erschreckenden Waffen, ihre
Erziehung, ihren sozialen Organisationen und ihrem unerschütterliche
Selbstvertrauen unwiderstehlich. Aber jetzt ist vieles verändert. Ih
Wohlstand ist jetzt unsicher. Ihr Selbstvertrauen ist erschüttert. Ih
Prestige ist viel niedriger als es war, aber in erster Linie hat di
westliche Zivilisation endlich einen Rivalen und Feind bekommen.

Rußland ist, wie Professor Toynbee bereits hingewiesen ha
zweimal in seiner Geschichte durch eine Minderheit revolutionier
worden. Im Jahre 989 haben die Waräger dem Volke das Christentu
aufgezwungen, indem sie es herdenweise zur Taufe in die Flüss
trieben. Im Jahre 1700 hat Peter der Große zwangsweise die westlich
Kultur eingeführt.

Jetzt sind im Höchstfalle dreihunderttausend Kommunisten auf ein
Bevölkerung von 120 Millionen vorhanden. Sie repräsentieren einerseit
eine neue Bundesorganisation im Gegensatz zu dem alten zentralisierte
Reich und bilden andererseits eine neue, mit Missionareifer betrieben
Religion, die im Kriege mit der westlichen Zivilisation liegt. Sie i
der Religion der französischen Revolution vom Jahre 1789 ähnlich
jedoch militanter und unversöhnlicher. Die Beharrlichkeit, mit der si
versucht, die Geschichte, die Wissenschaft, die Kunst und selbst di
Mathematik vom proletarischen Standpunkt aus umzugestalten, hat di

starre Dogmatik einer Religion; dieselbe Dogmatik ist in ihrer Waffe des Massenterrors, in ihren religiösen Verfolgungen ersichtlich. Und auch die Streitigkeiten zwischen der zweiten und dritten Internationale haben die Tiefe und Heftigkeit der religiösen Kriege.

Diese Religion trennt Rußland von Europa, während alle anderen Revolutionen Rußland mit Europa verbanden. Und doch ist die Hilfe Europas, hauptsächlich seine wirtschaftliche Hilfe, notwendig. Daher kommt der seltsame aber vollkommen verständliche Widerspruch der russischen Politik. Tschitscherin wie jeder andere Außenminister möchte Rußland stark und reich machen, und zu diesem Zwecke arbeitet er an der Versöhnung mit dem westlichen Kapitalismus. Sinowjew will nur den Triumph der neuen Religion, selbst wenn das auserwählte Werkzeug dabei zerstört werden sollte.

Man darf nicht vergessen, daß Rußland nicht nur ein Volk von unergründlicher Unwissenheit sondern auch eine Nation, die wörtlich genommen wahnsinnig vor Leiden ist. Das alte System war schändlich. Die Kriegsverluste lassen die britischen und selbst die französischen Verluste als eine Kleinigkeit erscheinen. 2 700 000 Tote, 2 500 000 Vermißte; Gesamtverlust von über 5 Millionen gegen unseren von weniger als 1 Million. Und das Elend war durch das Bewußtsein des Verrates an hoher Stelle, durch Hunger und Bürgerkrieg gesteigert. Es ist kein Wunder, daß die russischen Kommunisten, die die Wurzel des ganzen Elends in dem alten System sehen und dieses System mit dem, was sie Kapitalismus nennen, identifizieren, die westliche Zivilisation als eine Art von Upasbaum betrachten, der alles Lebendige in seinem Schaffen vergiftet.

Aber wie dem auch sein mag, so hat Professor Toynbee recht, wenn er sagt, daß die bolschewistische Revolution die westliche Zivilisation den Angriffen einer militanten antiwestlichen Religion aussetze, die von den Gewaltmitteln einer einst großen Macht unterstützt wird. Man hat seit der Zeit, da das ottomanische Reich im sechzehnten Jahrhundert seinen langsamen Rückzug aus Ungarn begann, nichts ähnliches erlebt. Und zu jener Zeit kam der Feind als ein ausgesprochen feindlicher Eindringling ins Land. Jetzt besitzt der Feind ein Nest von Helfern im Herzen einer jeden Garnison, überall durch ganz Europa und Amerika zerstreut, wo es nur eine verelendete Bevölkerung und verbitterte Herzen gibt. Die Fühler strecken sich in alle Teile unserer Gesellschaft aus, und die Prüfung, der unsere Zivilisation unterworfen ist, scheint, so wenig würdig auch meiner Ansicht nach die Mittel sind, entscheidend zu sein. Es ist eine Prüfung, auf die wir vorbereitet sein müssen. Legen wir überhaupt Wert auf die Zivilisation, die wir besitzen, die wir vertreten? Es ist unser Erbteil, die Tradition, die wir von Rom, Griechenland und Israel ererbt haben — die große hellenische, christliche und jetzt europäische Tra-

dition, zu der der Mensch stufenweise vom Tier emporstieg. Ich glaube manchmal, daß es letzten Endes alles ist, was wir besitzen. Wenn Shakespeare, Plato und Homer, wenn Paulus und das Neue Testament keinen Wert besitzen, dann hat nichts mehr Wert auf dieser Erde. Mancher kann mir einwenden: „Es gibt Sterne und Wälder, es gibt Liebe — die Beziehung von Mensch zu Mensch." Aber Sterne und Liebe sind nur das, wozu Dichter und Heilige sie gemacht haben.

Unsere Zivilisation ist fortschrittlich trotz ihrer Fehler. Sie wächst, verändert sich, bewegt sich und bleibt immer dieselbe. Sie ist groß und umfassend. Sie glaubt an Ordnung, an Reichtum, an materiellen Fortschritt, wie sie an den Wert des Wissens, der künstlerischen und intellektuellen Errungenschaften, an die Gedankenfreiheit und die Verewigung des Geistes glaubt. Sie hat sowohl in der materiellen wie in der geistigen Welt Ergebnisse hervorgebracht, die die Phantasie erschüttern. Man denke an alles Neue, was diese Generation in der Sphäre der mechanischen Erfindung gesehen hat; man denke an die alten Wunder der Wissenschaft, Kunst, Literatur; in erster Linie denke man an den Geist des Mitgefühls und die Ausübung der Wohltätigkeit und an die heutige Stärke des sozialen Bewußtseins. Wir sind, letzten Endes, die Zivilisation, die an das dreizehnte Kapitel der Korinther glaubt und sowohl Macchiavelli und Napoleon wie Nietzsche und Karl Marx abgelehnt hat. Die Neuheit dieser Sophistenlehren ist schon altbacken, während das dreizehnte Kapitel der Korinther so frisch ist wie zu der Zeit, als es geschrieben wurde.

Die westliche Welt wimmelt von scheußlichen Fehlern. Sie ist von Blut und Alkohol durchströmt. Sie ist durch die Institution des Krieges, die Erniedrigung der Armen, durch Trunkenheit, Spielwut, Laster gestempelt, und in erster Linie seit der industriellen Revolution durch einen seltsamen Mangel an Schönheit, einen Mangel an Selbstachtung und Menschenwürde. Sie ist vulgär in Dingen, in denen antike Gesellschaften und selbst primitive Gemeinschaften im Vergleich zu ihr vornehm zu sein scheinen. Sie ist stumpf und traurig dort, wo die anderen hell und freudig waren. Ihre Fehler sind erschreckend — es fragt sich nur, ob sie behoben oder umgestaltet werden können. Besitzt unsere Zivilisation überhaupt Richtlinien und Bedeutung?

Es gibt keine entschiedene Antwort auf diese Frage; sie hängt von der Einstellung ab, die man instinktiv zum Leben einnimmt. Ist die Geschichte der Menschheit bloß eine kurze und unrühmliche Episode im Leben eines der kleineren Planeten, oder ist sie etwas mehr? Der hellenistische Geist behauptet, daß sie etwas mehr sei. Wir leben, um emporzusteigen, um Dinge zu schaffen, die größer sind als wir selbst. Gibt es — die Griechen behaupten es in ihrer altmodischen Weise — Dinge wie Wahrheit, Schönheit, Tugend? Wir wissen, daß

wir zwar nicht die ganze, aber wenigstens einen Teil der Wahrheit finden können. Wir wissen, daß wir die Schönheit schaffen können. Wir wissen, daß wir in der Verfolgung des Guten leben können, oder wenigstens zu leben versuchen können und unseren Willen zum Mitarbeiter Gottes erheben.

Das ist die wahre Botschaft unserer hellenistischen und europäischen Tradition. Im Dienst an etwas Größerem, Bleibendem zu leben, damit wir in dem Augenblick, in dem wir uns der tragischen Vergänglichkeit bewußt werden, fühlen, daß wenigstens die Dinge, für die wir gelebt haben, nicht sterben werden. Es gibt in der Welt etwas, was einen höheren Wert besitzt als unser eigenes Leben, es gibt etwas, wofür Menschen leben und sterben können. Der Weltfrieden, für den wir in der Völkerbundsliga arbeiten, ist nicht etwas rein Negatives, nicht eine bloße Abwesenheit von Kampf, nicht eine bloße Hilfe in Elend und Not. Es ist ein aktiver Geist, nicht nur edel in sich selbst, sondern eine Vorbedingung, ohne die die höheren Lebensziele nicht verwirklicht werden können.

Im Hinblick auf die Fortdauer unserer Zivilisation angesichts ihrer Bedrohung drängen sich mir zwei Überlegungen auf. Eine ist ein Vergleich aus der militärischen Sphäre. Es scheint, daß zurzeit die destruktiven Kräfte sich derart entwickelt haben, daß man nicht länger die Macht hat, eine Nation oder eine Anzahl von Menschen straflos unglücklich zu machen. Dem Schwächsten steht eine vernichtende Macht zur Verfügung, wenn er sie anwenden will. Unsere Zivilisation wird fortdauern, wenn sie nicht die Menschen zum Wahnsinn und zur Verzweiflung treibt.

Sie muß sich selbst treu sein. Das Leben geht wie ein Traum vorbei und, seinem Ende nahe, beginnt der Mensch eine Bilanz seines Besitzes zu ziehen, dessen, was er bald verlassen muß, was er genoß oder zu genießen versäumte — die Errungenschaften der Wissenschaft, Religion, Philosophie, Musik, Kunst, die Deutung der Natur, die unsagbare Schönheit menschlicher Beziehungen und Gefühle, die Schätze vergessenen Heldentums und vergessener Opferbereitschaft, die häufig zur Errichtung von Dingen geführt haben, die wir heute als selbstverständlich hinnehmen. Kann man dieses Erbteil übernehmen, kann man es lebendig erhalten und es im Herzen durch die Welt tragen? Wird dieses Licht, das im Herzen unserer Zivilisation lebt, über dem Unterdrückten, dem Fremden, dem Sklaven, selbst dem Feind scheinen — wenn dann noch Feinde zurückbleiben. Es wird von selbst die Lösung dieser Probleme finden, die ich auseinandergesetzt habe. Wenn wir jedoch diesen Geist nicht besitzen, wie kommen wir dazu, die Erde als unser Erbe zu übernehmen? Unser Königreich wird uns entrissen und in unbekannte Hände gelegt werden.

Das Internationale Institut für geistige Zusammenarbeit.

Von *Julien Luchaire,*
Direktor des Internationalen Instituts für geistige Zusammenarbeit.

Die Tagung der internationalen Kommission für geistige Zusammenarbeit, die jetzt in Genf zu Ende ging, hat in diesem Jahre eine besondere Bedeutung gehabt. Zum erstenmal hat das internationale Institut, das im Jahre 1926 in Paris ins Leben gerufen wurde, um dem Völkerbunde als ein Instrument zur Prüfung und Regelung intellektueller Fragen zu dienen, die Ergebnisse eines abgeschlossenen Arbeitsjahres darlegen können.

Die technischen Unterkommissionen haben zahlreiche Berichte über besondere Fragen der entsprechenden Abteilungen des Instituts geprüft. Die Kommission hatte in ihrer Vollversammlung sich mit der Gesamtarbeit des Instituts beschäftigt, dieses Zentrums der internationalen Verbindungen und Propaganda für den Gedanken der Koordination. Man ist zu einer vollkommenen Billigung der Arbeit des Instituts gelangt, und hat nur bedauert, daß die gegenwärtigen Mittel des Institutes sowohl an Geld wie Personal, im Hinblick auf Aktivität, die es entfalten könnte, nicht genügen, denn es bleibt noch viel auf dem ihm zugewiesenen Gebiete zu tun. Ich möchte dabei nur auf einige Fragen wie z. B. das Problem einer wissenschaftlichen, literarischen und künstlerischen Organisation— die Unterstützung der nationalen und internationalen Institutionen, die auf demselben Gebiet arbeiten, die Herbeiführung regelmäßiger Kontakte und Abmachungen hinweisen.

Bei dieser Gelegenheit freue ich mich, daß ich als Direktor des Instituts die Möglichkeit habe, den Lesern von Nord und Süd ein Bild der Aktivität des Internationalen Instituts darlegen zu können. Es ist mir umso lieber, daß ich es vor deutschen Lesern tue, weil ich das Interesse kenne, das man in intellektuellen Kreisen dieses Landes den Organisationsproblemen entgegenbringt und weil ich es weiß, in welcher besonders maßgebenden Weise sie dort behandelt werden. Ich hatte außerdem Gelegenheit, den hohen Wert der deutschen Persönlichkeiten, die in diesem

Jahre an dem Werk von Genf und Paris, sei es als Mitglieder der Kommission, sei es als Funktionäre des Instituts gearbeitet haben, zu schätzen. Ich gehöre zu denen, die überzeugt sind, daß man auf diesem Gebiete ohne eine umfangreiche Mitarbeit Deutschlands nichts erreichen kann.

Die Grundlage der Arbeit des Instituts bildet eine bescheidene Zusammenstellung von Unterlagen für unsere Studien. Man liest die Zeitungen und Zeitschriften aller Länder, um nur das hervorzuheben, was sich auf die Fragen der internationalen Organisation auf dem geistigen Gebiete bezieht. Man hat uns häufig dazu gedrängt, daß wir unser Arbeitsgebiet erweitern sollen. Man hält es in Kreisen, die sich mit diesen Fragen beschäftigen, für notwendig, daß es mindestens einen Ort auf der Welt geben soll, in dem eine möglichst vollkommene Sammlung genauer Unterlagen über Tatsachen und Lehren, die sich auf internationale intellektuelle Verbindungen beziehen, zusammengestellt werden sollte und daß unser Institut für eine solche Sammlung am besten geeignet ist.

Eine solche allgemeine Zusammenstellung von Dokumenten bildet nur einen Teil des für unsere Publikationen notwendigen Materials. Wir veröffentlichen bis jetzt das internationale Bulletin der Universitätsbeziehungen (le Bulletin international des Relations universitaires), das infolge der Schwächung dieser Sektion während einiger Monate in diesem Jahre eine Stockung erlitten hat, das internationale Bulletin der wissenschaftlichen Beziehungen (le Bulletin international des Relations scientifiques) und das Mouseion (das Bulletin des internationalen Büros der Museen). Wir beginnen mit der Veröffentlichung der Hefte der künstlerischen Beziehungen (Cahiers des Relations artistiques) und ähnliche spezielle Studien müssen auch auf anderen Gebieten gemacht werden. Wir veröffentlichen weiterhin eine jährliche Liste der bemerkenswerten Arbeiten, die in verschiedenen Ländern erschienen sind, und auch das bibliographische Bulletin für die zeitgenössischen internationalen Dokumenatensammlungen. Diese beiden Publikationen wie auch das Bulletin der Information über die Arbeiten des Instituts gehören einer anderen Kategorie als die vorhergehenden an. Sie dienen zur Popularisierung des Wissens und sind für ein großes Publikum bestimmt, während die anderen Veröffentlichungen sich an Kreise von Spezialisten wenden.

Ich zögere nicht zu sagen, daß diese Publikationen noch unvollkommen sind, sie werden jedoch immer besser werden, wenn die Öffentlichkeit sich mehr für sie interessiert. Da unsere Publikationen das Ziel haben, Informationen über die Tätigkeit verschiedener geistiger Institutionen zu sammeln, ist zu erwarten, daß ihnen die Betreffenden selbst einen Teil der notwendigen Unterlagen zur Verfügung stellen werden.

Die Herausgabe der internationalen Jahrbücher aus der Welt der Kunst und Wissenschaft — mit der sich ein hervorragender deutscher Fachgelehrter, Dr. Lüdtke, beschäftigt — sind ein wichtiges Unternehmen, bei dem man sich nicht wundern darf, wenn es langsam fortschreitet. Übrigens muß man an jedes neue Projekt einer Veröffentlichung mit der größten Vorsicht herangehen, und jedenfalls darf kein Unternehmen in Angriff genommen werden, das dem Institut angesichts der gegenwärtigen finanziellen Lage die geringste Ausgabe auferlegen würde.

An dritter Stelle in der Wirksamkeit des Instituts steht die Abteilung der Enqueten. Es handelt sich hier nicht um die allgemeine und laufende Dokumentensammlung, von der oben die Rede war, sondern um vertiefte Studien über die Probleme der Zusammenarbeit; es ist, sozusagen, das Stockwerk der wissenschaftlichen Vorbereitung zur praktischen Tätigkeit, die in den oberen Etagen unseres Hauses entfaltet wird.

Ein Teil der Tätigkeit in den Abteilungen ist der Arbeit gewidmet, ohne die die Aufstellung der besonderen Berichte des Instituts über die verschiedenen Punkte der Tagesordnung der Kommission nicht möglich wäre. Aus diesen Untersuchungen gehen die Diskussionspläne für die Sachverständigenkommissionen hervor, und die Einordnungs- und Einigungsprojekte.

Während des vergangenen Jahres hat das Institut nur Enqueten über Pläne vorgenommen, die auf der Tagesordnung der internationalen Kommission standen, mit Ausnahme von einem oder zwei Fällen. Und selbst nicht alle von der Kommission aufgeworfenen Probleme konnten Gegenstand genauer Untersuchungen werden. Auch in diesem Punkte ließ sich der Mangel an materiellen Hilfsmitteln spüren. Und doch wären für diese Arbeit kaum viele ständige Beamte nötig gewesen, da solche Enqueten sehr häufig vorübergehenden Hilfskräften anvertraut werden können.

Man könnte noch viele ergebnisreiche Untersuchungen anstellen, die sich auch auf die von der Kommission noch nicht festgelegten Punkte beziehen. Das Werk der geistigen Zusammenarbeit ist ein auf lange Sicht berechnetes Werk, das nicht in zehn und nicht einmal in fünfzig Jahren vollendet werden kann. Es wäre empfehlenswert, wenn man, statt die Ereignisse erst abzuwarten, schon jetzt die Elemente festsetzen würde, die man bei einer günstigen Gelegenheit verwirklichen kann.

Die hauptsächlichsten Untersuchungen in diesem Jahre haben sich auf die folgenden Punkte bezogen: Die Sektion der Universitätsbeziehungen beschäftigt sich mit einem Projekt der Frau Curie, das sich auf die Nachuniversitätsstipendien bezieht und das die Vereinigung der Stipendiaten dieser Art, ihrer Eignung entsprechend, in den Forschungszentren empfiehlt. Die Sektion der wissenschaftlichen Beziehungen

hat Studien über das Problem des Papiers und der Tinten gemacht, die zum Druck wissenschaftlicher Werke verwandt werden; über ein Register von Orten mit mehrfacher Benennung; über den Plan der Schaffung eines internationalen Büros für Meteorologie. Die Sektion der Künstlerbeziehungen studiert die Prozesse der Identifizierung und Nachprüfung der Echtheit von Kunstwerken.

Eine jährliche Enquete wird an den Universitäten aller Länder veranstaltet, die es einem von nun ab gestattet, die Entwicklung von Beziehungen der Universitäten untereinander kennenzulernen (Austausch von Professoren, Reisen der ausländischen Studenten, Belehrung über andere Länder etc.). Man hat auch jetzt begonnen, eine internationale Liste der Stiftungen, der Hilfswerke für Universitäten, der Stipendien etc. aufzustellen. Der juristische Dienst sammelt Dokumente über die Einrichtung des Archivs der Veröffentlichungen in den verschiedenen Ländern, die sich auf die gesetzlichen Bestimmungen über den Austausch von Lehrkräften, von Studenten, über das Problem der Rechte des beamteten Erfinders etc. beziehen.

Die Sektion der literarischen Beziehungen veranstaltet statistische Untersuchungen, um die Frage der Übersetzungen, diese so wichtige Form der geistigen Zusammenarbeit, zu prüfen; sie stellt eine Liste der Verlagshäuser auf, die Übersetzungen veröffentlichen; sie sammelt möglichst genaue Daten über die Anzahl und die Art der in jedem Lande gemachten Übersetzungen.

Die Informationsabteilung sammelt Daten über Hindernisse, die die Buchverbreitung erfährt; der Fragebogen, der zur Klärung dieses Problems an eine sehr große Anzahl von Verlegern verschickt wurde, hat sehr interessante Aufschlüsse zusammengebracht.

Man hat das Institut gebeten, sich mit einem Plan der Veröffentlichung einer jährlichen Liste von wissenschaftlichen Expeditionen zu beschäftigen, wie auch mit verschiedenen Plänen zur Vereinheitlichung von Nomenklaturen, mit einem Vorschlag einer internationalen Universitätsvereinigung, mit dem Projekt der Gewährung von Erleichterungen an die im Auslande reisenden Stipendiaten u. a. Die internationale Kommission für geistige Zusammenarbeit hatte auf ihre Tagesordnung die Frage des nationalen Abkommens über das Studium der Sprachen, der modernen Literaturen usw. gestellt, jedoch bis jetzt konnte noch nichts unternommen werden.

Ich habe die Wichtigkeit der Unterstützung, die man dem Institut der internationalen Gesellschaften und Institutionen zukommen lassen kann, hervorgehoben. Wir beherbergen augenblicklich: die internationale Akademie des vergleichenden Rechts, das internationale Komitee der historischen Wissenschaften, den internationalen Bund der geistigen Arbeiter, den internationalen Bund der nationalen Vereinigungen der Elementarlehrer, das Verständigungskomitee der großen internationalen

Gesellschaften, den internationalen Bund des Lehr- und Erziehungsfilms und die Allgemeine Theatergesellschaft.

Das Internationale Institut hat auch seine Räumlichkeiten und seine Unterstützung den wichtigen internationalen Tagungen und Gründungssitzungen, die alte oder neue Gruppen ins Leben riefen, zur Verfügung gestellt, so z. B. dem Kongreß des internationalen Verbandes der Pressevereine, dem Kongreß der internationalen Vereine der Theater- und Musikkritiker, dem Kongreß der internationalen Vereinigung der Geometer, der Kommission der Rundfunkautoren etc.

Die wichtigste dieser im Institut abgehaltenen Zusammenkünfte ist der internationale Filmkongreß im September/Oktober 1927 gewesen.

An fünfter Stelle unserer Tätigkeit folgen die Unternehmungen der Koordination, deren Bilanz im Jahre 1926/27 einige interessante Beispiele aufweist. Hier handelt es sich nicht mehr wie bei der vorhergehenden Bilanz darum, nationale Organe zu einer dauernden internationalen Zusammenarbeit zu ermutigen. Das Verständigungskomitee der großen internationalen Vereinigungen hat eine umfassende dauernde Arbeit der Koordination geleistet. Übrigens hat das Institut auf Anregung der Kommission eine Koordination der nationalen Zentren der internationalen Hochschulstudien vorbereitet. Aus den in verschiedenen Ländern gepflogenen Verhandlungen kann man schließen, daß dieses wichtige Unternehmen im Laufe des nächsten Jahres einen merklichen Fortschritt erfahren könnte, wenn die Kommission die Zusammenberufung eines Sachverständigenkomitees zu diesem Zweck empfehlen würde.

Die im Jahre 1926 durch die erste Zusammenkunft der Vertreter der nationalen Universitätsämter beschlossene Koordination ist in einer zweiten Zusammenkunft in letzter Zeit weiter ausgebaut worden.

Die Vorbereitung zu dem Kongreß der Volkskunst hat in mehreren Ländern eine Bildung nationaler Etnographen- und Folkloristengruppen angeregt und eine interessante nationale Kristallisierung um diesen Kern des internationalen Planes zur Folge gehabt.

Das Bundeskomitee der Studentenvereine ist in diesem Jahre gegründet worden und hat seinen vorläufigen Sitz im Institut.

In einem anderen Stockwerk unserer Arbeit, das man das Stockwerk der technischen Organisationen nennen kann, beschränken wir uns nicht mehr auf eine bescheidene Vermittlung bei den Gesellschaften und Institutionen der verschiedenen Länder, um sie zu einer Zusammenarbeit zu bringen. Wir suchen in gewissen genau bestimmten Fällen die Bildung neuer internationaler Organe technischen Charakters oder die Verbesserung und die Ausdehnung der bestehenden Gruppen anzuregen.

In diese Kategorie müssen die laufenden Versuche zur Verbesserung der bibliographischen Hilfsmittel in den verschiedenen Wissen-

schaften eingeordnet werden. Wir haben in diesem Jahre die gewünschte Verwirklichung in vier Zweigen der Wissenschaft durchgeführt: in den Naturwissenschaften, der Soziologie, Archäologie und Biologie.

Mit Ausnahme der Archäologie, wo man ziemlich großen Schwierigkeiten begegnete, ist eine allgemeine Einigung erzielt worden.

Es müssen noch einige Ausführungsmethoden bestimmt werden. Diejenigen, die diese Fragen kennen, wissen, auf welche Schwierigkeiten hier Organisationsversuche stoßen. Man muß einerseits das Einverständnis der wissenschaftlichen Stellen, die an einer einheitlichen Formulierung ihrer Bedürfnisse interessiert sind, zu erreichen suchen, man muß die Direktoren oder Eigentümer der existierenden bibliographischen Zeitschriften und schließlich die Gesellschaften, auf die sich solche Zeitschriften stützen, zu einer Einigung bringen; man muß den Anteil der gemeinsamen Arbeit jedes Landes an dem bibliographischen Sammelwerk festsetzen und mit jedem über die Bedingungen verhandeln, unter denen diese Mitarbeit geschieht.

Ich möchte noch auf die Unterstützung hinweisen, die das Institut dem internationalen Komitee der Geschichtswissenschaft zuteil werden läßt, um seinen Plan der Herausgabe eines internationalen Jahrbuchs der historischen Bibliographie zu verwirklichen.

Es ist die Zukunft dieser Wissenschaften, die von seiner Tätigkeit abhängt. Die besten Spezialisten auf jedem Gebiet haben ihre Unterstützung angeboten. Es scheint, daß von jetzt ab die Durchführung der Arbeiten durch ein Gelehrtenkomitee unter den Auspizien des internationalen Instituts gesichert ist. Es scheint, daß man da eine praktische Organisationsformel gefunden hat, die nach und nach auf alle Wissenschaften angewandt werden könnte, wo die bibliographischen Informationen noch zu wünschen übrig lassen.

Auf Empfehlung der internationalen Kommission hat das Institut auch das wichtige Projekt einer internationalen Organisation der Bibliotheken in Angriff genommen.

Aus den internationalen Sachverständigenversammlungen hat sich der Vorschlag ergeben, dem internationalen Institut eine Abteilung anzugliedern, die den Auftrag hätte, ein Sachregister der Bibliotheken der ganzen Welt einzurichten — um auf eine Anfrage hin die Betreffenden an die Bibliotheken verweisen zu können, die am besten ihren Bedürfnissen entsprechen — und veranlassen müßte, daß in jedem Lande die Bibliotheken diesem Verein beitreten und Informationsdienste zur öffentlichen Benutzung für das Publikum errichten. Gegen 500 Bibliotheken aller Länder haben auf den Aufruf des Instituts geantwortet. Es ist von nun ab sicher, daß in kurzer Zeit fast alle Bibliotheken jedes Landes wissenschaftlich Arbeitenden aller anderen Länder zur Verfügung stehen werden, um soweit wie möglich jede Arbeit durch Zu-

schickung bibliographischer Informationen, Kopien und Photographien zu erleichtern.

Auf einem anderen Gebiet, dem der Museen, ist die Arbeit in gleichem Maße weit fortgeschritten. Das internationale Museumsamt ist Anfang 1927 gegründet worden und arbeitet seither im Palais Royal. Es hat eine wirkliche Verbindung mehrerer hundert Museen hergestellt. Es veröffentlicht außer seinem Informationsbericht und anderen schon erwähnten Veröffentlichungen eine Reihe von Studien (Heften) über die hauptsächlichsten Probleme der Organisation von Museen. Es hat die Ausstellungen der nationalen Graphik in Madrid, Paris und Rom veranstaltet.

Im letzten Stockwerk unserer Tätigkeit befindet sich die Vorbereitung zu internationaler offizieller Zusammenarbeit zwischen Staaten oder staatlichen Institutionen. Dies sind die seltenen Früchte, die lange reifen müssen.

In dem Jahre 1926/27 mußte das Institut zuerst für die Ausführung zweier in letzter Zeit geschlossener Vereinbarungen sorgen. In bezug auf den Inhalt des neuen Übereinkommens (das die Brüsseler Beschlüsse vom Jahre 1886 revidiert) über den internationalen Austausch von offiziellen Veröffentlichungen sind nur geringe Resultate erzielt worden. Dies muß der Unzulänglichkeit des Personals, über das das Institut verfügt, zugeschrieben werden. Im Gegensatz dazu hat die Abmachung (die allerdings nur auf drei Länder beschränkt ist), die zwischen den nationalen Graphikausstellungen Spaniens, Frankreichs und Italiens beschlossen worden war, seine volle Verwirklichung durch die drei Ausstellungen in Madrid, Paris und Rom erhalten, die im Monat Juni 1927 stattgefunden haben. Diese Ausstellungen sollen in der nächsten Zeit in einer recht großen Anzahl von Hauptstädten veranstaltet werden. Sie sind ein symbolischer Erfolg einer Unternehmung geistiger Zusammenarbeit, die man als gutes Beispiel ansehen kann. Ich möchte hier mit Recht einige in Vorbereitung befindliche Pläne der Zusammenarbeit erwähnen, die auf gutem Wege zu sein scheinen.

Seit einem Jahre bereitet das internationale Institut für geistige Zusammenarbeit gemeinsam mit dem internationalen statistischen Institut den internationalen Rahmen einer Statistik der geistigen Arbeit vor. Nach dem Kongreß des internationalen Statistischen Instituts, der im Dezember 1927 in Kairo stattfindet, wird der Plan eines Abkommens den Staaten unterbreitet werden können.

Das Projekt eines internationalen Abkommens in bezug auf die Zugänglichkeit der Dokumente in den öffentlichen Archiven hat, soweit es sich aus einer einleitenden Enquete ergibt, die Zustimmung mehrerer Regierungen erreicht.

Die vorläufigen Studien zur Schaffung eines Gesetzes zum Schutze wissenschaftlichen Eigentums ist von der juridischen Sektion des inter-

nationalen Instituts in Angriff genommen worden. Die Lösung dieses schwierigen Problems ist noch nicht in greifbare Nähe gerückt; es sind jedoch wenigstens die Grundbegriffe des Problems klargestellt worden.

Aus den Studien derselben Sektion über die Statuten der internationalen Vereine beginnt sich jetzt der Entwurf eines Abkommens herauszuschälen, der diesen Gesellschaften eine internationale juristische Existenz geben würde.

Aus allen diesen Darlegungen geht hervor, daß unsere Organisation nach anderthalbjähriger Arbeit auf ihr Aktivum folgende Ergebnisse setzen kann: Der Gedanke einer Organisation geistiger Zusammenarbeit ist erprobt worden; er hat sich als lebensfähig erwiesen und im großen und ganzen von der öffentlichen Meinung in den meisten Nationen und den meisten Ländern angenommen worden. Eine Reihe festgefügter Stützpunkte von angegliederten Organisationen ist in der Mehrzahl der Länder geschaffen worden. Man hat ein schon sehr weitreichendes Netz von regelmäßigen Beziehungen zu wichtigen Gruppen, Institutionen und Persönlichkeiten gesponnen. Mit einem Wort, das internationale Amt für geistige Zusammenarbeit ist in voller Tätigkeit begriffen.

Die chinesische Revolution vom russischen Standpunkt.

H. N. Brailsford,
Herausgeber des New Leader.

Durch die dreißig Tage meines Aufenthalts in Rußland klang China wie ein Kehrreim hindurch. Es war das einzige Thema, über das jeder zu sprechen bereit war. Es gab eigentlich ein zweites, das mit ihm zu wetteifern schien, aber schon nach kurzer Zeit schmolz es mit dem Hauptthema zusammen. Jeder wollte etwas über die wirklichen Absichten der britischen Regierung Rußland gegenüber erfahren, man vermutete ja doch allgemein, daß die aktive Gegnerschaft unserer britischen Diehards ihren Ursprung in erster Linie in der Beunruhigung über die Ausbreitung russischen Einflusses in China habe. Die Vermutung war zweifellos richtig: London kann Moskau über die Leiche Chinas erreichen.

Es ist nicht leicht, auf diese Entfernung hin einen glaublich klingenden Eindruck von der Wärme und Herzlichkeit dieses russischen Interesses an China zu geben. Vorerst muß man so manches westliche Gedankenkleid abstreifen. Es gibt, um damit anzufangen, keine Mauer im russischen Geist, die den Osten vom Westen trennt. Kein Kipling hat je dieser sehenden Nation erzählt: „Osten ist Osten, und Westen ist Westen, und beide werden sich wohl nie begegnen". Die beiden sind sich begegnet, ohne Störung, die ganze russische Geschichte hindurch. Von Osten kam in den unglücklichen Jahrhunderten ihrer mittelalterlichen Zeitgeschichte die Flut der tartarischen Invasion, und zurück zum Osten über die sibirischen Ebenen floß der starke Strom russischer Kolonisation. Keine natürliche Schranke, keine große Verschiedenheit des Klimas trennt den europäischen vom asiatischen Teil der ungeheuren Landfläche, die sich von der Ostsee bis zum Gelben Meer erstreckt. Die Revolution hat die alte Tradition von der slavischen Abstammung weggefegt. Das bloße Wort „russisch" ist aus dem Titel der Sowjetunion verschwunden. Tartaren, Bashkirs und Uzbeks gehen auf dem Kreml aus und ein, wo sie sich auf den Sowjetkongressen als ebenbürtige Partner mit ihren russischen Nachbarn treffen. Jede dieser primitiven asiatischen Rassen hat ihre eigene unabhängige Republik innerhalb der Union. Wenn man die Nationalität der Politiker in bedeutenden Stellungen betrachtet, wird man finden, daß die Georgier so häufig vorkommen wie bis vor kurzem die Juden.

Aber in Wirklichkeit haben die russischen Massen fast aufgehört, in Rassenbegriffen zu denken. Man braucht nur einen Blick auf die Überschriften zu werfen, mit denen die Moskauer Zeitungen einen Kantonerfolg oder eine Niederlage ankünden. Das Wort „Chinesisch" steht niemals allein. Es sind immer chinesiche „Arbeiter", die eine Stadt erobert oder ein Heer geschlagen haben oder von der Rache ihrer Feinde heimgesucht wurden. Dieses magische Wort verwischt jedes Gefühl der Fremdheit und erweckt sofort die Empfindung, daß es in Beweggründen und Zielen, in Freude und Kummer keinen betonenswerten Unterschied zwischen Moskau und Hankau gibt.

Das Ergebnis dieser Entwicklung für die gefühlsmäßige Einstellung ist überraschend. Ähnliches hat die Geschichte der Menschheit seit der Zeit, als Paris die Berichte der Triumphe der republikanischen Heere am Rhein und Po zu lesen pflegte, nicht erlebt. Man muß die Reden bei einer politischen Versammlung in einer Fabrik gehört haben: die Hälfte von ihnen handelt über China. Ich hatte einmal Gelegenheit, als Gast bei einer Delegiertenversammlung der kommunistischen Partei in einer Mittelprovinz, die zusammengerufen worden war, um die Wahlen der Orts-Sowjets zu besprechen, anwesend zu sein. Die Ursachen der bemerkenswerten kommunistischen Erfolge wurden sorgfältig registriert. In erster Linie, darüber waren sich alle einig, war es der tiefe Unwille über den drohenden Ton der britischen Note, zweitens — und auch das stellte man mit allgemeiner Zustimmung fest — die Begeisterung für die chinesische Revolution. Auf langen Reisen, in Wagen 3. Klasse trifft man Arbeiter in ihren zottigen Schafpelzmänteln, die in Landkarten und Tageszeitungen, die die militärische Lage verdeutlichen, vertieft sind und sie dann besprechen, ohne sich, wie es bei den meisten von uns der Fall ist, durch die Seltsamkeit der Namen und die verwirrenden Zufälle und Zwischenfälle dieses Bürgerkrieges abschrecken zu lassen. Einmal befand ich mich im Mittelpunkt einer Gruppe von jungen Rekruten der Roten Armee, die mich mit Fragen bestürmten, um herauszufinden, ob ich nicht aus meinen englischen Quellen noch einige Einzelheiten zu ihren doch so bewundernswürdig genauen Kenntnissen der politischen und strategischen Kampflage beisteuern könnte.

Was uns so seltsam vorkommt, klingt den Russen so unvermeidlich und vertraut. Ihr eigener Bürgerkrieg lebt noch frisch in ihrem Gedächtnis. Daher sind sie nicht überrascht über das Hin- und Herschwanken dieser unzuverlässigen Heere, die wie das Wasser der Gezeiten von der Nord- zur Südseite getrieben werden. Sie wissen, um wieviel wichtiger die Propaganda, durch die ein Heer das Volk gewinnen kann, ist als die freigebigste Unterstützung mit Munition; denn sie wissen, daß ihre eigenen Druckerpressen die Schlacht gegen Herrn Churchills Flugzeuge und Tanks gewannen. Bei jeder Wendung nach dem Guten oder Schlimmen zu, sagen sie mit dem ruhigen Lächeln

des Veteranen: „Das haben wir auch schon durchgemacht.“ Aber dies ist nicht die einzige Ursache ihres Mitgefühls. Seit zehn Jahren leben sie nun abgeschnitten von der übrigen Welt. Sie mögen in jedem Lande Europas ihre kleine Zahl von Parteigenossen und Freunden gehabt haben, sie mögen von Zeit zu Zeit in ihrem Verkehr mit Berlin festgestellt haben, daß das Unglück seltsame Weggenossen schafft. Aber hier in China eröffnete sich ihnen zum erstenmal die Aussicht, daß eine große Nation mit einer Volksregierung an der Spitze sich an sie mit der Bitte um Freundschaft, Beistand und Führung wandte. Der Drahtverhau war durchbrochen, und durch diese weite Lücke streckten sie ihre Hände entgegen.

Als Schanghai fiel, ließ Moskau sich zu Freudenäußerungen hinreißen, als ob es einen russischen Sieg feierte. Man mag von den großen Demonstrationen unter freiem Himmel, zu denen die Arbeiter in Scharen von ihren Fabriken aus anrückten, absehen, so begeistert und eindrucksvoll sie auch waren, denn sie sind zweifellos auf telephonischem Wege organisiert worden. Aber lange nachdem die Versammlung vorüber war und bis tief in die Nacht hinein standen Gruppen von Männern und Frauen mit strahlenden Gesichtern auf der Straße, oder zogen, die fröhlichen Märsche der Roten Armee singend, umher. Niemals werde ich auch das Erlebnis an jenem Abend bei einem Orchesterkonzert, dem ich beiwohnte, vergessen. Es spielte das berühmte „Persymfons-Orchester“, das so eingespielt ist, daß es selbst bei den schwierigsten Kompositionen ohne Dirigenten auskommt. Die Musiker proben mit unendlicher Sorgfalt, besprechen und versuchen jede mögliche Interpretation, bis die neunzig Künstler schließlich eine Symphonie so sicher, so gleichmäßig und so zart ausführen, wie vier Kammermusiker, die, nach jahrelanger inniger Zusammenarbeit imstande sind, ein Streichquartett reibungslos, wie aus einem einzigen Geiste heraus, zu spielen. Der erste Trompeter trat vor, während seine Kollegen Platz nahmen, und las uns ein Glückwunschtelegramm vor, das das Orchester nach Schanghai schicken wollte. Er fragte, ob sie es auch im Namen der großen Zuhörerschaft absenden dürften. Alles erhob sich von den Plätzen und niemand schien überrascht. Und dann wurde die Chorsymphonie gespielt und Schillers „Lied an die Freude“ mit einem solchen Schwung und einer Empfindung für die Einheit der Menschheit gesungen, daß die Gefühle der revolutionären Epoche, die das Lied hervorgebracht hat, vielleicht zum erstenmal seit hundert Jahren wieder lebendig wurden. Es müssen viele ähnliche Konzerte an jenem Abend in der Welt stattgefunden haben. Aber ich glaube nicht, daß von einem von ihnen ein Telegramm nach Schanghai ging. Dieses Massengefühl der Solidarität ist etwas Neues in der menschlichen Geschichte oder, wenn es eine Parallele besitzt, so muß man sie in der französischen Revolution suchen. Und ich dachte wirklich an diese Parallele, als Moskau vor einiger Zeit zwei chinesische Studenten der Sun yat sen

Universität in seine Sowjets hineinwählte. Seitdem Thomas Paine im französischen Convent saß, hat es keine solche Kundgebung revolutionärer Solidarität gegeben. „Wo Freiheit ist, da ist mein Vaterland", sagte Franklin, „Wo keine Freiheit ist, ist meines", war Paines schlagende Antwort. Die Russen bringen China dieselbe Brüderschaft der Ritterlichkeit entgegen.

Mein Aufenthalt in Moskau fiel zufällig in die Zeit des scheinbaren Triumphs der Kantonarmee. Zwiespalt und Unheil sind jenen glücklichen Wochen mit warnender Plötzlichkeit gefolgt. Inwieweit sind sie ein Beweis dafür, daß die russischen Berechnungen auf optimistischen Anschauungen über den chinesischen Charakter und die chinesische Lage aufgebaut waren? Es ist, meiner Meinung nach, viel zu früh, diese Schlußfolgerung zu ziehen. In Privatgesprächen haben die verantwortlichen Führer der russischen Politik in China selbst während dieser erfolgreichen Wochen eine erstaunliche Vorsicht an den Tag gelegt. Keiner von ihnen erwartete eine frühe Lösung des verwickelten chinesischen Problems. Keiner von ihnen dachte daran, daß in irgend einer absehbaren Zeit China kommunistisch werden würde. Sie alle wiederholten gerne die Voraussage, daß der Revolutionskampf in diesem riesigen Lande noch weitere 20 Jahre dauern würde. Auf Rückschläge waren sie also vorbereitet. Aber ich glaube, daß ihre Voraussicht sogar noch weiter ging. Schon in dieser Periode scheinbaren Triumphs waren sie auf Grund der vertraulichen Berichte Borodins über den Lauf der Ereignisse unruhig geworden. Die Reibung mit General Chiang Kaishek lag schon lange zurück und die Russen betrachteten ihn selbst damals schon als einen „Napoleon" und einen mächtigen Kriegsherrn. In zwei Punkten wichen sie von seiner Politik ab. Erstens waren sie gegen den Marsch auf Shanghai, den sie für vorschnell und verfrüht hielten und der die lebenswichtige Auseinandersetzung mit Großbritannien überstürzte, bevor das nationale China stark genug war, den Stoß auszuhalten. Außerdem zweifelten sie daran, ob es klug sei, den Vorsprung, den dieses Jahr bedeutete, über den Jangtse hinauszutragen. Sie würden sogar auch irgendeinen formellen oder inoffiziellen Waffenstillstand mit den Generälen des Nordens begrüßt haben. Denn ihrer Meinung nach war die erste und dringendste Notwendigkeit, die Macht in den ungeheuren Gebieten, die der Süden schon gewonnen hatte, zu organisieren und festigen. Sie glaubten, daß die Siege von Kanton eher ein politischer als ein militärischer Triumph waren. Ihre Fortdauer mußte davon abhängen, ob es dem Süden gelingen konnte, irgend eine soziale Veränderung herbeizuführen, die auf den Durchschnittsbürger in Stadt und Land einen tiefen Eindruck machen würde. Wenn der Süden, meinten sie, in den Augen ganz Chinas das Vorbild einer freien chinesischen Republik werden würde, könnte der Norden nachher fast kampflos gewonnen werden. Das schien uns Borodins Politik zu sein, die von

Moskau gebilligt wurde. Es ist einer der bemerkenswerten Scherze der Geschichte, daß dieser vorsichtige, wenn auch eigensinnige Mann durch die legendenschaffenden Triebe unserer Tagespresse als ein nicht ganz normaler Brandstifter dargestellt worden ist.

Wenn Moskau auch vorsichtig und über die nächste Zukunft beunruhigt war, so hatte es jedoch an dem endgültigen Sieg der Revolution keinen Zweifel. Es baute seine Berechnungen auf Kräfte auf, die dauernder sind als die augenblickliche Empörung des chinesischen Volkes gegen die fremden „Imperialisten". Dafür hatte es Unterlagen, die mir wenigstens neu waren und aus denen es sich ergab, daß die traditionelle Ansicht über die soziale Struktur des Chinesendorfes hinter dem schnellen Gang der Ereignisse zurückblieb. Ich hatte geglaubt, daß mit Ausnahme einiger Gebiete der chinesische Landwirt seinen Boden zu eigen hat. Daß er kaum zu seinem Unterhalt genügt, war allgemein bekannt. Daß diese Bauern Erwerb in Fabriken suchen, die einen Hungerlohn bezahlen, daß ihr Arbeitsangebot so reichlich und billig ist, daß sie die Rikschas ziehen müssen, die sonst überall von Pferden oder Motoren gezogen werden; daß selbst Hochzeit für sie oft ein unvorstellbarer Luxus ist — dies alles wußte man. Neu für mich war, falls die Russen nicht übertreiben, daß diese Bauern über weite Strecken hin jetzt in den Zustand von Pächtern hinabsinken. Sie haben niemals von ihrem Lande allein leben können. Aber die fremden importierten Waren zerstören nach und nach den Markt für ihre Heimindustrien. Da dadurch ihre Unabhängigkeit untergraben wurde, verpfändeten oder verkauften sie ihr Land und zwar nicht an den alten eingesessenen Adel, der niemals sehr zahlreich war und patriarchalische Überlieferung besaß, sondern an eine neue Klasse der im Auslande lebenden Grundbesitzer, die Land als Kapitalanlage kauften. Diese Leute, die sich ihr Geld durch Handel oder durch noch dunklere Methoden, als Beamten, gemacht hatten, bilden die neue Bourgeoisie. Die neuen Landbesitzer versuchen ihren Anteil mittels des Halbpachtsystems herauszuziehen, indem sie ihren Pächtern einen Prozentsatz des Ertrages abnehmen. Ihr Anteil beläuft sich auf einen unglaublich hohen Betrag. Karakhan (der frühere Minister in Peking) hat mir ebenso wie Karl Radek versichert, daß dieser Pachtzins bis auf 60, 75 oder gar 80 Prozent des Bodenertrages steigt.

Wenn dem so ist, so haben wir in dieser Tatsache allein die Ursachen einer Agrarrevolution. Des Bauern Armut ist nicht der Kargheit der Natur zuzuschreiben; aber auch nicht ausschließlich der Konkurrenz westlicher Industrie mit der alten Heimindustrie in China. Sie ist auf die Erpressungen einer Klasse zurückzuführen, und diese Erpressungen können durch politische Maßnahmen unterbunden werden. Die Russen hatten schon längst vorausgesagt, daß die Kuomintang dies Übel ins Auge fassen und einen Maximalzins festsetzen sollte, wenn die prozentuale Beteiligung der Besitzer auf — sagen wir 40 Pro-

zent — festgesetzt würde, könnte die Änderung ohne Reibung vor sich gehen; wenn jedoch das Maximum von, sagen wir 20 Prozent, angenommen werden sollte, würde der Klassenkampf unvermeidlich sein. Früher oder später muß dieses landwirtschaftliche Problem neben dem der Kinderarbeit und dem Recht einer industriellen Organisation die gesamte Politik Chinas beherrschen. Mögen die Generäle die Arbeitervereine unterdrücken oder Arbeiterführer massenweise hinrichten, am Ende muß doch der menschliche Selbsterhaltungstrieb die Massen in den Dörfern sowohl wie in den Städten zum Aufstand gegen ihre Unterdrücker zusammentreiben.

Diese Deutung des unvermeidlichen Verlaufes der Ereignisse in China macht es leicht verständlich, warum die Russen die Empfindung haben, daß das Schicksal dieses Landes mit ihrem eigenen so eng verknüpft ist. Sie selbst haben den Weg durch die freiwillige Übergabe ihrer eigenen Vorrechte und Befugnisse in China vorbereitet. Sie haben durch den Verkauf von Munition zu leichten Kreditbedingungen an die christlichen und Kanton-Generäle diese Entwicklung beschleunigt. Sie haben noch mehr getan, indem sie fähige zivile und militärische Berater dorthin sandten. Sie haben vielleicht das meiste dafür getan, als sie Kanton die Kunst, Schlachten durch Propaganda zu schlagen, beibrachten. Sie rechnen auch auf den Einfluß, den die 600 Studenten, die durch den Kuomintang oder durch die organisierten Fakultäten der nationalen Universitäten nominiert werden, um unter Karl Radeks Führung die russischen Ansichten über die Geschichte und die Taktik des sozialen Kampfes in sich einzusangen, nach ihrer Rückkehr aus Moskau ausüben werden; aber die breite Grundlage ihrer Zuversicht bildet die Überzeugung, daß gemeinsame Interessen (vielleicht durch einen Hauch von Dankbarkeit erwärmt) die Volksmassen Rußlands und Chinas in einem gemeinsamen sozialen Kampfe einigen müssen. Dies braucht nicht, wenigstens für die nächste Generation, den Eintritt Chinas in die Sowjet-Union bedeuten, aber wenn der Süden seine Macht zu befestigen vermag, wird sicher die engste und herzlichste Verbindung von Völkern, die die Geschichte je erlebt hat, erreicht werden, und wenn sich dies einmal ereignet, wird es einen Wendepunkt in der Entwicklung der Menschheit bedeuten. Denn die größte Menschenmasse, auf das größte zusammenhängende Festland der Welt verbreitet, würde von denselben Zielen beseelt sein. Der Eurasische Kontinent würde einen führenden Geist in Moskau finden. Eine solche Masse würde selbstverständlich auf das übrige Asien eine magnetische Anziehungskraft ausüben, die stärker als Sindbads phantastischer Berg von Lodestone wäre. Und es braucht kaum hinzugefügt zu werden, daß dies der Grund ist, weshalb die Beherrscher Indiens durch die Logik der Lage gezwungen sind, diese Verbindung zu zerstören.

Rundschau

In der amerikanischen „Review of Reviews" kommentiert Frank Simonds Churchills Note an Mellon folgendermaßen: „In allen europäischen Kreisen ist man allgemein davon überzeugt, *daß die deutschen Reparationszahlungen nicht endlos fortgesetzt werden können,* vielleicht nicht mehr lange, nachdem die im Dawes-Plan vorgesehene Annuität sich auf 700 Millionen Dollar jährlich belaufen wird. Man ist sich daher in ganz Europa einig, daß im nächsten oder übernächsten Jahr eine neue Konferenz stattfinden muß, um diese Frage zu behandeln und daß man bei dieser Konferenz die deutschen Zahlungen herabsetzen wird. An diese Tatsache dachte Churchill, als er seine Note schrieb. Es gibt jedoch einen noch größeren Unterschied zwischen der europäischen und der amerikanischen Meinung. Die europäischen Bankiers und Staatsmänner glauben nicht, daß es möglich sei, irgendein Volk zwei Generationen lang Schulden zahlen zu lassen, die sich aus einem Kriege ergeben. Sie glauben auch nicht, daß man Deutschland zum Zahlen zwingen kann und daß irgendeine andere Macht ihre Schulden bezahlen wird, nachdem Deutschland abspringt... Europa hat nie die Trennung von Reparationen und Schulden akzeptiert. Es wollte immer diese beiden Fragen verbinden. Großbritannien, Belgien und Italien haben in die Schuldenabkommen eingewilligt, nicht weil sie die amerikanische Politik als gerecht und billig erkannten, sondern weil sie in diesem Augenblick neues amerikanisches Kapital brauchten."

In der amerikanischen „Fortnightly Review" schreibt William Bennet Munro über das Aufleben der Autokratie. *„Das wichtigste politische Phänomen von heute ist das Aufleben der Autokratie in der ganzen Welt....* In ganz Europa und Amerika beobachtet man eine weit verbreitete Reaktion gegen den Liberalismus in der Politik — eine Abneigung gegen die letzten Konsequenzen der Volksherrschaft und eine auffallende Vorliebe für Ordnung, Wirtschaft und normale Zustände. Dies alles beweist, daß in der Welt eine wesentliche Einheit der Politik herrscht. Weltströmungen überschwemmen die Grenzen des Nationalismus und führen die politischen Meinungen der Menschheit einem großen gemeinsamen Strome zu". Munro glaubt, daß dieser Umschwung von der demokratischen zur autokratischen Idee sich auf die Tatsache zurückführen läßt, daß die Männer, die das Land durch die Kriegsjahre durchgebracht haben, sich am wenigsten für die schwierige und langwierige Aufgabe des Wiederaufbaus eignen. Er sieht drei Ursachen des Auflebens der Autokratie auf dem europäischen Kontinent. In erster Linie war es das parlamentarische Regierungssystem, das die Ausübung der diktatorischen Macht in konstitutionellem Gewande gestattete. Die zweite Ursache ist das Abflauen der Kriegsstimmung, die Reaktion auf die Hochspannung der Kriegszeit und die dritte und wichtigste, die Notwendigkeit einer schwereren Besteuerung, einer Beschneidung der Staatsausgaben und Stimulierung der wirtschaftlichen Produktion. „Keine Regierung ist imstande, diese einschneidenden Maßnahmen, die die Folgen einer Feuersbrunst verlangen, durchzuführen, und trotzdem populär zu bleiben. Wenn die Demokratie daher einen Zusammenstoß mit den strengen Notwendigkeiten der staatlichen Finanzierung erfährt, muß der Demokrat sich zurückziehen und der Autokrat hält seinen Einzug. Es gibt keine Regierung und kein Volk, das sich für

den politischen Idealismus aushungern läßt." Munro glaubt jedoch, daß die Demokratie ein Fahrzeug für gutes Wetter ist und nach erfolgter Klärung der Weltlage wieder zur Macht gelangen wird.

In der „Nineteenth Century" finden wir einen interessanten Artikel über *den Kommunismus in Indien* von Stanley Rice.

Rice ist der Ansicht, daß *die Bolschewisten* von ihrem Standpunkt *viel größere Möglichkeiten in Indien haben als in China,* denn wenn auch die indische Armut an die Tiefen des chinesischen Elends nicht heranreicht, so hungern doch Millionen von Menschen in Indien und fünfzig Millionen Parias werden immer wieder aus ihrer Ruhe zur Empörung aufgerüttet. Vom bolschewistischen Standpunkt aus besitzt Indien den Vorteil, daß es im Unterschiede zu China rein britisch ist. Es ist in erster Linie das Prinzip des Nationalismus, auf dem die Bolschewisten ihre Agitation aufbauen. Rice meint, daß der Nationalismus überhaupt, mit Ausnahme der nationalistischen Partei in Deutschland, das Zeichen eines Inferioritätskomplexes ist, und hauptsächlich trifft es für den Orient zu, für die Völker, die sich von der Fremdherrschaft befreien wollen. Deshalb versucht der Bolschewismus diesen Nationalismus aufzupeitschen und das Inferioritätsgefühl zu stärken. Der größte Widerstand gegen den Kommunismus ist in der tiefen Religiosität der Inder gegeben. Die indische Bevölkerung, ob bramanisch, buddhistisch oder mohammedanisch, ist im Grunde von einer großen Anhänglichkeit an die überlieferte Religion, und diese Religion ist so mit der sozialen Struktur des Lebens verbunden, daß jede Veränderung eine soziale Revolution von unvorhergesehenem Ausmaß heraufbeschwören würde. Im Süden, wo das Kastengefühl am stärksten ist, würde jeder Versuch, die Privilegien einer höheren Kaste sich anzueignen, auf den größten Widerstand stoßen. Die industrielle Bevölkerung bildet nur einen ganz kleinen Bruchteil der Gesamtbevölkerung Indiens, und schon deshalb hat der Kommunismus keine große Aussicht, in Indien Fuß fassen zu können. Rice meint zwar, daß Indien von allen Ländern der Welt am wenigsten dazu geeignet zu sein scheint, den revolutionären Glauben der Kommunisten zu übernehmen, aber er verkennt nicht die Gefahren der kommunistischen Agitation und zitiert in diesem Zusammenhang den offiziellen Bericht für das Jahr 1925/26, in dem die Tätigkeit der Kommunisten geschildert wird, die versuchen, einen revolutionären Geist in die Massen zu bringen, um den Umsturz des ganzen politischen und sozialen Systems herbeizuführen. „In allen Richtungen wurde eine größere Aktivität entfaltet, als es sich aus den unmittelbaren Resultaten zu ergeben scheint." Bei der indischen kommunistischen Konferenz waren unter den 500 Delegierten 90% Analphabeten, die mehr durch Neugier und Massenpsychologie als durch Überzeugung hingetrieben wurden, aber trotzdem glaubt Rice, daß man die Tätigkeit der Bolschewisten nicht unterschätzen soll, denn auch die heutige Feuersbrunst in China ist in Europa nicht vorausgesehen worden, und er ermahnt sowohl die öffentliche Meinung wie die britische Regierung zur größten Wachsamkeit.

In der konservativen „English Review" finden wir einen Artikel eines Chinesen, der einen scharfen Angriff gegen die christlichen Missionen in China enthält. Die ersten Missionare, die Katholiken waren, paßten sich der sozialen Struktur des Landes an, aber die späteren Missionen, die hauptsächlich nach 1840 das Land überschwemmten, trugen Unruhe in das chinesische Volk hinein. Sie nahmen sich der ärmsten und hilflosesten Bevölkerung an und der Adel und die Landbesitzer sahen sich in ihrer Autorität erschüttert. Nach der Ansicht des konservativen Autors dieses Artikels sind die Hauptschuldigen an der Beunruhigung der Bevölkerung die Amerikaner, denen die größten Mittel zur Verfügung standen und die sich in jeder Weise der Armen an-

nahmen, statt sich mit dem Verkehr mit den intelligenten und kultivierten chinesischen Kreisen zu begnügen, wie ihnen der Verfechter der konservativen Ideen vorwirft. Die Amerikaner haben auch den Verein junger christlicher Männer in China gegründet, der dort eine große Bedeutung bekam. Die Amerikaner und auch die Engländer haben den chinesischen Studenten einen Aufenthalt zu Studienzwecken im Auslande erleichtert und diese neue Intelligenz weckte die Unzufriedenheit der Massen mit der herrschenden Unterdrückung. Der Autor des Artikels erzählt, daß jährlich Hunderte von jungen Männern, die die Missionare aus den niedrigsten chinesischen Klassen sammelten, in den kirchlichen Schulen erzogen, dann ins Ausland geschickt wurden und nach ihrer Rückkehr sich mit dem traditionellen System nicht zufrieden gaben, sondern ihren Anteil an der Regierung des Landes verlangten. Dieser jungen Rebellen nahmen sich die Russen an, wiesen sie darauf hin, daß sie nichts von den christlichen Missionaren zu erwarten haben und selbst aktiv eingreifen müßten. „Es ist kaum verständlich, wie es möglich war, daß die christliche Saat, die die Missionare von so verschiedenem Typus aussäten, sich mit einer solchen Beharrlichkeit als Sowjetblüte entfaltete, aber es ist Tatsache, daß heute beinahe 90% aller Befürworter der sowjetistischen Regierungsform und Zivilisation ursprünglich in christlichen Schulen erzogen waren." Auf diese Weise hat England und in erster Linie Amerika dem Bolschewismus den Weg in China gebahnt.

In der „Fortnightly Review" schreibt Kenworthy über *den Verfall des Parlaments*. Diese typisch anglosächsische Institution ist in allen britischen Dominien und in Europa übernommen worden, aber schon vor dem Kriege hat sich das parlamentarische System weder in den lateinischen Ländern noch in Österreich-Ungarn besonders bewährt. Heute ist überall ein Kampf gegen den Parlamentarismus entbrannt. Kenworthy meint, daß der Grund dafür in der Tatsache der größeren Kompliziertheit der Regierungsgeschäfte zu erblicken ist, in der Rolle, die die Wirtschafts- und Finanzfragen in unserem Leben spielen, und der das Parlament mit seiner veralteten Prozedur nicht mehr gewachsen ist. Kenworthy hebt mit Recht hervor, daß die wichtigste aller parlamentarischen Funktionen, die Finanzkontrolle, de facto verschwunden ist. Bei der Abstimmung des Budgets wird jede Kritik der Ausgaben als ein Mißtrauensvotum für die Regierung betrachtet und es wird jedem Deputierten eingeschärft, daß eine Niederlage der Regierung allgemeine Wahlen zur Folge haben wird. Kenworthy fordert, daß man das Budget diskutieren soll, während die Voranschläge gemacht werden. Er verlangt auch die Einführung spezieller und dauernder Haushaltungsausschüsse, die sich in Frankreich und Amerika so bewährt haben. Wenn das Parlament nicht die Kontrolle über die Finanzen zurückgewinnen kann, wird die Forderung nach einem Diktator oder mindestens einem Finanzdiktator laut werden. Kenworthy weist noch auf einen anderen Mißstand hin, der in der dauernden Beanspruchung der Kabinettsmitglieder liegt, da 21 Minister bei jeder Kabinettssitzung, in der eine Frage von Bedeutung debattiert wird, anwesend sein müssen. So muß der Außenminister über die Ausdehnung des Wahlrechts und der Minister für Volksgesundheit über die chinesischen Fragen abstimmen. Ein anderer Mißstand entsteht durch die ungleiche Arbeitsbelastung der Parlamentsmitglieder. Während die meisten Deputierten untätig auf die Abstimmung warten, ist das Parlament mit Arbeit überhäuft, bis bei Schluß jeder Parlamentstagung die wichtigsten Maßnahmen schnell durchgepeitscht werden und der „bethlehemitische Kindermord", wie diese Prozedur genannt wird, stattfindet.

In derselben Nummer der „Fortnightly Review" schreibt Augur über die Beziehungen zwischen Großbri-

tannien und Moskau. Er gibt unumwunden zu, daß der Abbruch der Beziehungen sich auf die Tatsache zurückführen läßt, daß die Welt die Schwäche Moskaus erkannt habe. Eine große psychologische Veränderung sei vorgegangen: Die Angst vor Moskau ist verschwunden. Er meint, jeder Waffenkonflikt mit Sowjet sei ausgeschlossen und Großbritannien habe nur das eine Ziel verfolgt, eine moralische Blockade Sowjetrußlands herbeizuführen. Im Gegensatz zu Augur äußert sich in derselben Nummer der „Fortnightly" E. F. Wise über die englisch-russischen Beziehungen und behauptet, daß der Abbruch der Beziehungen die Kriegsgefahr verstärkt hat und daß die britischen Interessen dadurch geschädigt wurden. Er weist auf den wachsenden Umsatz des russischen Außenhandels hin, der sich in dem Jahre 1924/25 auf 137 Millionen Pfund Sterling und im Jahre 1925/26 auf 150 Millionen Pfund Sterling belief. In dem Zeitraum zwischen 1920 bis 1926 betrug der Anteil Großbritanniens am Handelsverkehr mit Rußland annähernd 170 Millionen Pfund Sterling. Durch den Handelsvertrag mit Rußland hat sich das kommerzielle Zentrum für den russischen Außenhandel von Hamburg und Berlin nach London verschoben. Von London aus wurden zwar Einkäufe auch in anderen Ländern getätigt, aber die Waren des britischen Reiches betrugen 80,5% des Gesamteinkaufs. Wise ist der Ansicht, daß kein Volk es sich leisten kann, einen Umsatz, der in den letzten drei Jahren 40 Millionen Pfund Sterling jährlich betrug, zu vernachlässigen. Wise zitiert eine Reihe von Ziffern, aus denen die innere Erholung Rußlands ersichtlich ist. Hauptsächlich ist dies der Fall bei der Landwirtschaft. Das bestellbare Gebiet, das im Jahre 1922 nur 68% des im Jahre 1916 bestellten Bodens betrug, ist im Jahre 1925 auf 99,8% gestiegen und ist noch immer im Steigen begriffen. Die Bauern erzeugen jetzt soviel wie in der Vorkriegszeit, und obwohl die Preise sehr niedrig sind, brauchen sie keinen Pachtzins zu zahlen und auch die Steuerabgaben sind geringer. Angesichts der wachsenden Bedürfnisse Rußlands ist in der City die Meinung verbreitet, daß man die extremen Maßnahmen besser vermieden hätte und man ist unzufrieden über den übereilten Schritt der Regierung. Die konservativen Kreise, die für den Abbruch eintraten, erwarteten, daß das britische Beispiel bei den Kontinentalmächten Nachahmung finden würde, aber alle diese Erwartungen haben sich als falsch erwiesen. Der Bruch hat in Rußland selbst nur den Terror verstärkt und die Vertreter der gemäßigten Richtung gelähmt.

Dieselbe Ansicht vertritt J. A. Spender in der „Contemporary Review". Auch er weist auf die Schädigungen des britischen Handels durch den Abbruch mit Rußland hin und meint, daß es viel klüger gewesen wäre, mit Rußland in Kontakt zu bleiben, es in das Konzert der Westmächte hineinzubeziehen, statt es auszuschalten. Er ist der Ansicht, daß gerade angesichts der letzten Ereignisse der Erfolg von Locarno eine unbedingte Notwendigkeit ist, denn falls Locarno versagt, wird Rußland wieder in der Lage sein, eine entscheidende Rolle in der Politik von Westeuropa zu spielen.

Ein Leitartikel der „Nation" behandelt die Frage des Gesetzentwurfs über den Aufenthalt der Fremden in England, der im Mai im House of Lords eingeführt wurde und jetzt dem Unterhaus überwiesen werden wird. Dieser Entwurf will die Bestimmungen des Fremdengesetzes vom Jahre 1905 durch Einschränkungen der Kriegszeit ersetzen. Es versagt den politischen Flüchtlingen aus andern Ländern das Asylrecht auf englischem Boden. Es erschwert den Ausländern die Einreise und hebt das Recht einer Berufung gegen den Ausschluß durch den Einwanderungsbeamten oder gegen Ausweisung aus dem Lande auf. Die liberale Zeitschrift weist auf die ungeheure Erschwerung dieser Gesetzentwürfe im Verhältnis zu den Bestimmungen des Jahres 1905 hin, die den aus politischen oder religiösen Gründen Ver-

folgten auf englischem Boden Zuflucht gewährten und sie nicht der Willkür kleinlicher Beamten auslieferten. In derselben Nummer schreibt Keynes über den Fortschritt der Reparationen. An Hand des Berichtes des Reparationsagenten untersucht Keynes die Möglichkeiten der vom Plane Dawes vorgesehenen Zahlungen: „Um die Annuität des Jahres 1928/29 vollkommen decken zu können, ohne gezwungen zu sein, Auslandsanleihen aufzunehmen, muß Deutschland seine Ausfuhr um 36% steigern oder wenn man die Einfuhr der Rohstoffe, die die Ausfuhr bedingt, berücksichtigt, um 40 bis 50%. Eine weitere Besserung ist zwar zu erwarten, aber läßt sich eine so große Umbildung innerhalb von zwei oder drei Jahren erreichen und wird in Anbetracht der Tatsache, daß mehr als ein Drittel der deutschen Ausfuhr aus Kohlen, Eisen, Stahl und Textilien besteht — mit Chemikalien und Maschinen zusammen beläuft sie sich auf mehr als die Hälfte der Gesamtausfuhr — irgendeiner seiner industriellen Konkurrenten damit einverstanden sein? Man darf nicht vergessen, daß diese große Expansion sich nur ereignen kann, wenn die Hauptkonkurrenten der deutschen Industrie auf Deutschland einen solchen Druck ausüben, um dadurch um ihre eigenen Absatzgebiete zu kommen. Hält irgend einer — hält Poincaré dies selbst für möglich? Diese Fragestellung ist nicht neu. Dies alles ist nicht neu — nur daß die Zeit vergeht und daß die Termine immer näher heranrücken. Der Dawesplan wird planmäßig zusammenbrechen. Die Frage ist nur — wie wird der Preis seiner Umänderung sein? Wie beträchtlich muß die in der deutschen Wirtschaft hervorgerufene Krise werden, damit man diese Tatsachen zugibt? Dies ist die Frage, die von nun an die Diplomaten beschäftigen müßte.... Es ist wahrscheinlich, daß die Väter des Dawesplanes selbst an eine Durchführung ihres Planes nicht glaubten. Das Ziel, auf das sie steuerten, hieß in erster Linie Zeit zu gewinnen und dann einen solchen Aufbau zu ersinnen, daß der Zusammenbruch als etwas Unvermeidliches und Unfreiwilliges erscheinen müßte. Es war ihre Absicht, diesen Teil des Problems, der vom deutschen Erfüllungswillen abhängt, von dem Teil zu trennen, der außerhalb seiner Fähigkeit liegt, mit andern Worten, das Bugdetproblem so scharf wie möglich vom Transferproblem zu sondern. Die jetzige Finanzpolitik der deutschen Regierung bringt die Gefahr mit sich, daß die Konfusion, die das Daweskomitee vermeiden wollte, wieder eingeführt wird. Wenn Deutschland regelmäßig seine Annuitäten von seinen Einnahmen zahlt, ohne Auslandsanleihen aufzunehmen, könnte man bei der Behandlung des Transferproblems die nötigen Veränderungen kühl und besonnen diskutieren, aber wenn Deutschlands Haushaltungspolitik eine Kritik zuläßt, liegt die Gefahr nahe, daß die Frage des deutschen Erfüllungswillens wieder auf die diplomatische Arena gebracht wird und Poincaré Gelegenheit zum Eingreifen gibt.

Der konservative „Spectator" vom 2. Juli beschäftigt sich mit der viel umstrittenen Frage der *Reform des House of Lords*. Die konservativen Kreise stützen sich auf den Enwurf, den Lloyd George selbst im Jahre 1920 zu seiner Amtszeit einbringen wollte und den er jetzt jedoch abgeleugnet mit der Behauptung, daß das Projekt nur ein Kompromiß war und nicht seinen eigenen Ideen entsprach. In diesem Entwurf war vorausgesehen, daß neben den Bischöfen und königlichen Peers das House of Lords erstens direkt oder indirekt von außen erwählte Mitglieder enthalten sollte, zweitens erbberechtigte Lords und drittens durch die Krone ernannte Mitglieder. Dieser Vorschlag ist dahin abgeändert worden, daß die von außen erwählten Mitglieder wegfallen. Als Entgelt dafür wird der Labourpartei die Möglichkeit einer Empfehlung der Ernennung sozialistischer Lords, selbst während der Amtszeit einer konservativen Regierung, gewährt. Das konservative Blatt verteidigt diese Ausschaltung der

Möglichkeit einer Wahl in das Oberhaus, denn das Oberhaus soll im Unterschied zum Unterhaus von jeder Volksbeeinflussung befreit werden.

Der „Outlook" vom 16. Juli bekämpft diesen Standpunkt und behauptet, daß der von den Konservativen vorgeschlagene Entwurf einen Kompromiß zwischen zwei Möglichkeiten darstellt, zwischen einem kleineren, unter den jetzigen Mitgliedern gewähltem Haus oder einem Senat und daß es von beiden Möglichkeiten nur die Fehler übernommen habe. Der „Outlook" beschäftigt sich auch in seiner Nummer vom 2. und 9. Juli mit der Frage der konstitutionellen Veränderungen. In zwei Artikeln unter dem Titel „Die Krone und die Konstitution" schreibt Charles Petrie über die Bedeutung der Ereignisse dieses Jahres für die Entwicklung des britischen Reiches. Die Veränderungen im Verhältnis der Dominien zum Reiche, die bei der letzten Reichskonferenz vereinbart wurden, haben zwischen England und seinen Dominien ein ähnliches Verhältnis geschaffen, wie es im alten Österreich-Ungarn zwischen Böhmen, Ungarn und Österreich vorhanden war, also nur eine lose Verbindung in der Person des Königs. *Durch diese neue Bestimmung hat das monarchistische Prinzip an Bedeutung gewonnen.* Petrie bekämpft die Ansicht, daß der englische König nach der ungeschriebenen Konstitution des Landes nur eine geringe Rolle zu spielen habe und daß ihm keine anderen Pflichten obliegen, als die Eröffnung von Ausstellungen und Spitälern. Diese weit verbreitete Ansicht über die bloß dekorative Rolle des englischen Königs hat nach Ansicht Petries keinerlei gesetzliche und eine sehr geringe tatsächliche Unterlage. Er weist darauf hin, daß die Befugnisse des Präsidenten der Vereinigten Staaten, die außerordentlich groß sind, nach dem Vorbild der Stellung des englischen Königs im 18. Jahrhundert entworfen wurden. Nur die tatsächliche Nichtausübung seiner Rechte schwächt die Macht des Königs, und zwar zu einer Zeit, in der die Krone mehr Macht bekommt als sie sie je hatte. Da die Krone das einzige Bindeglied zwischen den Dominien und Großbritannien ist, und ihr in den Dominien eine außerordentliche Achtung entgegengebracht wird, im Unterschiede zu der Unzufriedenheit mit den britischen Verwaltungsbeamten, tritt der liberale Autor dieses Artikels für eine Stärkung der Krone, und zwar nicht im Interesse des Königs, sondern in dem Großbritanniens und des Reiches ein. Eine solche Stärkung kann nur durch eine Änderung des Systems der Volksvertretung herbeigeführt werden. Eine größere Wirksamkeit der Parlamente muß durch eine Hebung des parlamentarischen Niveaus erreicht werden.

In den „Foreign Affairs" behandelt Arthur G. Marschall die Möglichkeiten des russischen Marktes: „Obwohl der Handelsverkehr zwischen den beiden Ländern sehr schnell gewachsen ist, scheint er trotzdem, wenn man die gegenwärtigen Ziffern betrachtet und sich klar wird, wie sie ausgebaut werden könnten, höchst gering." *Die Ursachen dieser ungenügenden Ausnutzung des russischen Handels* sieht Marschall in erster Linie in der noch ausstehenden Liquidierung der alten Schulden. Die russischen Fabrikanten sind auf britische Kredite angewiesen, aber die britische Finanzwelt weigert sich, größere Anleihen zu gewähren, bevor die Frage der Schulden erledigt und das Vertrauen der Geschäftswelt wiederhergestellt ist. In derselben Nummer von „Foreign Affairs" schreibt ein Korrespondent aus Lahore über *die Kosten des Militärhaushalts in Indien.* Während Millionen von Menschen kaum eine Mahlzeit täglich bekommen, während Millionen an Cholera und Fieber sterben (vor zwei Jahren sind 5 Millionen an Influenza gestorben, in Bengal allein sterben jährlich 1 600 000 Menschen an Malaria), unterläßt die Regierung alle notwendigen Maßnahmen zur Durchführung der Wasserversorgung, durch die die Choleraepidemie aufhören würde, und gibt 620 Millionen Rupien aus der Gesamteinnahme von 1320 Mil-

lionen Rupien für den Militärhaushalt aus.

Gandhi schreibt in seiner Zeitschrift „Young India“ über die Streitigkeiten zwischen Hindus und Mohammedanern: „Ich glaube an Einigkeit und die Notwendigkeit der Einigkeit, wie ich früher daran geglaubt habe. Wenn ich sie mit meinem Leben erkaufen könnte, würde ich es tun. Ich würde mit größter Freude ein endloses Fasten beginnen, wie ich es im Jahre 1924 in Delhi tun wollte, wenn ich dadurch die steinernen Herzen der Inder und Mohammedaner schmelzen könnte, aber ich habe kein Zeichen von Gott bekommen, um diese Buße zu übernehmen.... Es ist mir gleichgültig, ob die Schuldigen an den schändlichen Taten Inder oder Mohammedaner sind, es genügt mir, wenn ich weiß, daß einige von uns den geduldigen Gott lästern und unmenschliche Taten im heiligen Namen der Religion vollbringen. Es ist unmännlich, von der Regierung zu erwarten, daß sie zwischen den rivalisierenden Parteien Frieden stifte oder unsere Frauen gegen uns selbst verteidige. Wenn wir nicht auf zivilisierte Weise uns einem Schiedsgericht unterwerfen, oder nach dem Vorbild mutiger barbarischer Rassen unsere Meinungsverschiedenheiten auskämpfen, ohne die Intervention der britischen Gerechtigkeit und britischer Bajonette zu fordern, werden wir keine weitere Reform bekommen als eine größere Beteiligung an der bürokratischen Regierung, mit andern Worten, eine größere Beteiligung an der Ausbeute wehrloser Millionen. Wir müssen dafür sorgen, daß jede Vereinbarung, zu der wir gelangen, uns nicht vor diese unerwünschte Bedingung stellt.

In der „Revue des Vivants“ werden in einem Leitartikel *die vier Wege der Außenpolitik* geschildert: der reizvolle Weg von Thoiry mit dem kleinen Gasthaus, von dem aus die Beteiligten die Rechnung für ihre Mahlzeit an den nicht eingeladenen Präsidenten Coolidge schickten, der sie zu bezahlen sich weigerte: der Weg von Lunéville, ein gerader Weg ohne Staub und Schatten, ohne Blumen, Bäume und Schenken, der manche Fata Morgana vorspiegelt und nicht weiterführt, sondern zu seinem Ausangspunkt zurückkehrt; der Weg von Moskau, der von Napoleon I. bis zu Lloyd George nur Rückzüge gesehen hat, der Weg, auf dem Deutschland beharrt und dessen Erhaltung es 400 Millionen Goldmark gekostet hat, und als vierter der Weg nach Genf, der einzig mögliche Weg für internationale Bemühungen, zu dessen ausschließlicher Beschreitung die Redaktion der „Revue des Vivants“ auffordert.

In derselben Nummer setzt de Monzie seine Artikel über die französisch - russischen Beziehungen fort. Nach längeren Ausführungen weist er auf den ewigen Kreisweg der Verhandlungen hin. Die Russen verlangen Kredite und wollen kein Schuldenabkommen treffen, ohne eine Sicherheit der Krediterteilung zu besitzen. Die Franzosen wollen vor einer Anerkennung der Schulden keinerlei weiteren Kredite bewilligen und bevor sie eine wirtschaftliche Zusammenarbeit vereinbaren, wollen sie das Interesse der französischen Industrie sichern.

In der „Revue de Paris“ vom 1. Juli schreibt George Suarez über das Experiment Caillaux, von dem er mit Recht behauptet, daß es Ponicaré mehr genutzt hat als sein bisheriges Ansehen. Er erzählt die Geschichte der Bildung des Kabinetts Painlevé, der in seiner methodischen Art, mit der unparteiischen Distanz zur Wirklichkeit, die den Gelehrten auszeichnet, an die Bildung seines Kabinetts heranging. Er wußte, daß er einen Diplomaten mit ausgesprochen pazifistischer Gesinnung und einen genialen Finanzmann brauchte. Der gegebene Politiker des Friedens war Briand, und selbst die erbittertsten Gegner hielten Caillaux für den erfahrenen Finanzmann. Und so richtete Painlevé an die beiden Männer, die sich bis zu diesem Tag nicht ausstehen konnten, das Ersuchen, Mitglieder seines Kabinetts zu werden. Zur Gegenüberstellung der beiden findet Suarez die folgende hübsche Prägung: „Briand und

Caillaux, einer der sieht und einer der sich sieht, einer der zuhört und einer, der sich selbst hört." Suarez schildert in allen Einzelheiten die Schwierigkeiten, die sich schon bei der Bildung des Kabinetts ergaben, erzählt, wie Briand Caillaux bestürmte, sein Portefeuille niederzulegen, wie Painlevé sich von der einmal gefaßten Idee nicht abbringen lassen wollte, und wie man trotz des ungeheuren Aufruhrs, der das Wiederauftauchen des „Verräters" begrüßte, schließlich gelang, das Kabinett zusammenzubringen. Dann führt Suarez an die Gründe des Mißlingens des Caillauxschen Experiments. In der feinschürfenden psychologischen Art, die diesen Schriftsteller auszeichnet, enthüllt er den ersten Fehler, den Caillaux gleich zu Anfang seines Ministerantritts gemacht hat, und die Richtigkeit seiner Beobachtung verblüfft jeden, der mit Caillaux je in Berührung kam. „Caillaux war entschlossen, in seine Freundschaften wie in seine Feindschaften Ordnung hineinzubringen. Diese ungeduldig fibrierende Koketterie, die den Grund seines Wesens ausmacht, war ein wenig desorientiert. Es war ihm eigentlich nur gelungen, die Stimmen seiner Freunde zu erhalten. Und diese interessierten ihn nicht mehr. Es waren die anderen, die Beleidiger von gestern, die seine Vergangenheit und sein grausam bewegtes Leben aufwühlten, die er erobern wollte. Aber auf dem Kreditkonto seiner Verführungen konnte er keinen Erfolg buchen." Suarez schildert auch die unbeherrscht höhnische Art Caillaux', die ihm immer wieder Feinde eintrug. Er erzählt auch von dem Gespräch zwischen Painlevé und Caillaux, als Caillaux das heroische und brutale System der Konsolidierung anwenden wollte. Als er Painlevé den Erlaß unterbreitet und der Präsident ihn unterschreiben will, hält Caillaux ihn zurück. „Also Sie wollen ihn zeichnen?" Painlevé sieht ihn erstaunt an. „Wir wollen ihn zeichnen." — „Haben Sie den Mut dazu?" — „Wir haben den Mut", meint Painlevé. Und Caillaux sagt tragisch aus: „Wie furchtbar ist es, aus einem Ozean von Unpopularität aufzutauchen und sich vorzustellen, daß ein Federzug einen wieder dahin zurückwirft." Ein verfehltes Schicksal hat alles bei Caillaux gefälscht. In der ganzen Politik sah er nur seinen Fall und hat während des ganzen Krieges nur an sich gedacht. „Dieser Mann mit einem so komplizierten Schicksal vervielfältigte die Hindernisse unter seinen eigenen Füßen. Er, der in den letzten Jahren abseits vom politischen Kampf lebte, hat weder ihren Sinn noch ihre Psychologie erfaßt. Aus der Bahn geworfen, isoliert, vermochte er nicht, die Ereignisse richtig zu werten. Seine Fähigkeiten schienen altmodisch und rückschrittlich, seine Fehler durch Alter verschärft. Mit einem Wort, er hatte keine Antenne." Suarez berichtet dann, wie der größte Fehler, den Caillaux begangen hat, die Verschiebung der Regierungsmehrheit, zustande kam. Am 12. Juni, als er der Kammer die Abstimmung über die Goldanleihe unterbreitete (die Sozialisten verlangten eine Kapitalsabgabe), stellte er auch überraschenderweise gegen den Willen Painlevés die Frage des Vertrauensvotums. Die Regierung, die bis jetzt auf die Linke gestützt war, bekommt plötzlich die Unterstützung der Rechten, und damit ist ihr Schicksal besiegelt. Es kommen für Caillaux noch eine Reihe von Mißerfolgen, die Londoner Reise, die amerikanische Niederlage, der Kongreß der Radikalen in Nizza. „Die Tatsache, daß Caillaux selbst nach Nizza ging und sich dort um den Rest seiner Popularität brachte, beruht auf einer der psychologischen Fehlerquellen dieses unerhört begabten Menschen. Caillaux ließ sich nicht zurückhalten. Er meinte: „Es ist die Pflicht eines Soldaten, der Gefahr entgegenzugehen." Solche Fertigwaren von Formeln, in denen man in der Kindheit das ganze militärische Heldentum zusammenfaßte, sind ihm teuer. „Seine Reden strotzen davon." Herriot trägt in Nizza den großen Sieg davon, die Radikalen fordern seinen Rücktritt, Painlevé zieht es jedoch vor, die ge-

samte Demission des Kabinetts einzureichen. Und so endet das Experiment Caillaux, des genialen Menschen, der über sein verfehltes Schicksal nicht hinweg kam. Das Pfund, das beim Rücktritt Herriots auf 93,50 Franken stand, ist beim Rücktritt Caillaux' auf 116 Franken gestiegen.

In der „Revue de Paris" vom 15. Juli veröffentlicht der Bruder des Königs Konstantin, Prinz Nikolaus, seine Erinnerungen aus dem Weltkrieg. Er versucht, den König Konstantin von dem Vorwurf der Deutschfreundlichkeit, der von den Alliierten und den Venizelisten erhoben wurde, zu reinigen. Als der deutsche Kaiser, schon am 2. August 1914, durch Theotoky den König Konstantin verständigt hat, daß er ein Bündnis mit der Türkei und Bulgarien geschlossen habe, und daß er Griechenland als seinen Feind betrachten würde, falls es sich nicht sofort zu den Mittelmächten gesellt, soll König Konstantin diese Aufforderung mit Empörung aufgenommen haben. „Was will er denn von mir," hat er zu seinem Bruder gesagt, „hält er mich denn für einen Deutschen? Glaubt er, daß ich irgendeine Verpflichtung gegen ihn habe, weil er mir den Feldmarschallstab verliehen hat? Ich will ihm alles zurückgeben, auch seinen Stab, wenn es so ist. Er scheint auch jeden Begriff von Geographie verloren zu haben. Wenn Griechenland sich an die Seite Deutschlands stellen würde, wäre es in 24 Stunden durch die alliierte Flotte in Trümmer und Asche verwandelt. Welch ein Unsinn! Hat man je von einer solchen Anmaßung gehört? Im Augenblick müssen wir neutral bleiben. *Eine Verbindung mit Deutschland ist für die Gegenwart und Zukunft ausgeschlossen.*" Obwohl der König sich später im Interesse des Landes geweigert hat, den Alliierten zu helfen, hat er der britischen Admiralität den vollständigen Plan eines Angriffs auf die Dardanellen, den sein Generalstab entworfen hat, ausgehändigt. In seinen langen Ausführungen versucht Prinz Nikolaus den Vorwurf einer freundschaftlichen Bindung mit Deutschland zu ent kräften, und den König als ein Opfe der Intrigen hinzustellen.

In der „Revue des deux Mondes" schreibt H. Carton de Wiart über di *internationale Entwaffnung.* Er er innert, *welche Gefahren eine aufge zwungene einseitige Entwaffnung i sich birgt.* Als Napoleon im Jahr 1808 nach dem Frieden von Tilsi Preußen zwang, für zehn Jahr sein Heer auf 42 000 Soldaten zu redu zieren, hatte er sechs Jahre später i Leipzig ein ganzes Volk in Waffe vor sich. „Dies ist ein bezeichnen des Beispiel für die Gefahren un Täuschungen einer einseitigen Ent waffnung, zu der die Besiegten vor Sieger gezwungen werden." Er be kämpft auch den von Metternich stam menden Grundsatz, der heute so o wiederholt wird, daß die moralisch Entwaffnung der tatsächlichen Ent waffnung vorangehen müßte. Er schil dert die Schwierigkeiten der Rüstungs beschränkung, die sich für jedes Lan anders darstellt, nach dem Worte vo Napoleon, daß die Politik der Staate in ihrer geographischen Lage gegebe ist. Im Rahmen der rechtsstehende „Revue des deux Mondes" überrasch die unumwundene Feststellung, da das in Versailles gegebene Ver sprechen erfüllt werden muß und da Deutschland mit vollkommener Be rechtigung schon dafür sorgen wir daß es weder vergessen, noch allzu lange hinausgezögert wird. Er sieh auch die Notwendigkeit der Entwaf nung als Vorbedingung für die Herab minderung der Zollschranken, d heute den Handelsverkehr in Europ ersticken. „Eine der Ursachen und de Entschuldigungen für den wirtschaf lichen Nationalismus ist zweifellos d Angst vor dem Kriege. Jedes Lan will bei der Fabrikation von Erzeug nissen, die es im Kriegsfalle brauch vom Ausland unabhängig bleiben, vo Kriegsmaterial und chemischen Pr dukten angefangen bis zu Leben mitteln. Jedes Volk will sein Wir schaftsleben in Friedenszeiten so r geln, um so wenig wie möglich vo Ausland zu verlangen und sich a

liese Weise vor der Wirkung der Blockade und der Abhängigkeit von len Neutralen zu schützen. Dadurch rmutigt der Staat eine künstliche Blüte der Industrie, für die er nur mit Mühe die notwendigen Mittel beschafft." Aus all diesen Gründen ergibt ich die Notwendigkeit einer allgeneinen Entwaffnung, an der Frankeich jedoch durch seine Angst vor Deutschland gehindert wird. In dem ugenblick, wo die Angst vor Deutschand, die ewige Klippe der deutschranzösischen Beziehungen, wieder auftaucht, schlägt auch der pazifistische ön des Artikels um. Carton de Wiart childert die französische Beunruhiung über die Erstarkung der Reichsehr. „Wie soll man nicht beunruhigt ein, wenn man sieht, daß der deutsche Militärhaushalt von 450 Millionen oldmark im Jahre 1924 auf die uneheure Summe von 700 Millionen im ahre 1927 gestiegen ist, und wenn an feststellt, daß Deutschland für eine Kriegsmunition 45 Millionen oldmark ausgibt, d. h. vierzigmal so iel wie Frankreich." In der „Revue es deux Mondes" vom 15. Juli spricht aurice Lewandowski über die *Zukunft es Dawesplanes* und die Möglichkeit er französischen Aufnahme der transrierten Reparationssummen. Er ernert daran, daß die deutsche Zahngsverpflichtung erlischt, wenn die cht transferierten Summen sich auf nf Millionen Goldmark belaufen wern. Auf diese Weise ist der *Plan awes für Frankreich ein zweischneiges Schwert* geworden. Das Transferoblem steht im Mittelpunkt der Auferksamkeit der französischen öffentchen Meinung und es hat sich auf die itiative des Finanzministers hin eine esellschaft aus Mitgliedern der Inustrie, des Handels und der Finanzelt gebildet, um die Ausnutzung der chlieferungen zu studieren. Ein oßzügiges Projekt der Ausführung aatlicher Arbeiten mit Hilfe deutcher Reparationen ist von der Rerung und den finanziellen Sachverndigen bis in alle Einzelheiten ausarbeitet worden.

Die sehr interessante Nummer der „Europe Nouvelle" vom 9. Juli ist diesem Problem der Aufnahme der Reparationszahlungen gewidmet. Nachdem die Geschichte der Reparationen, der Schwankungen in der Aufnahme der Sachlieferungen erzählt worden ist, wird die Zukunft der Reparationszahlungen erörtert. Das Feld der öffentlichen Arbeit erscheint den französischen Sachverständigen als die einzige Möglichkeit zur Lösung des Transferproblems. Die Sachlieferungen müssen daher zur Ausführung der großen Ameliorationsarbeiten verwendet werden. Die französischen Sachverständigen, die in der „Europe Nouvelle" zu Worte kommen, sehen die folgenden Gebiete als gegeben an, um die deutschen Zahlungen auf Reparationskontos aufzunehmen. In erster Linie ist es die Kohlenwirtschaft, die bei einem Verbrauch von 75 Millionen Tonnen über eine Förderung von nur 52 Millionen verfügt. Das Fehlen von Koks, den die metallurgische Industrie braucht, macht sich am empfindlichsten in der französischen Wirtschaft bemerkbar; die deutschen „Arbeitslieferungen", wie man sie in diesem Programm im Unterschied zu den Sachlieferungen nennt, könnten nach dem Vorschlag der Sachverständigen zur Erbauung von Kokereien im Norden und Nordosten Frankreichs benutzt werden. Die größten Arbeiten wären auf dem Gebiete der Elektrifizierung zu vollbringen. Frankreich hat im Jahre 1925 nur 175 Kilowattstunden pro Einwohner verbraucht und steht also an siebenter Stelle der elektrizitätsverbrauchenden Mächte (Schweden hat in demselben Jahre 700 Kilowattstunden pro Einwohner verbraucht). Dieser Elektrifizierungsplan umfaßt drei Teile, die Wasserfälle, die Transportwege und die Verteilung. An dritter Stelle des Programms der öffentlichen Arbeiten kommen die Eisenbahnen, an vierter Stelle die Seewege und die Häfen, an fünfter die Departements und die Kolonien. Das Kolonialprogramm wird besonders gern in diesem Zusammenhang her-

vorgehoben. Erbauung von Eisenbahnen, von transsaharischen Verbindungen, Konstruktion und Erweiterung von Häfen, Bewässerungsarbeiten und anderes werden als besonders geeignet für die Ausnutzung der deutschen Reparationen betrachtet. Dieser positiven Seite des Programmes, das in Frankreich bis in alle Einzelheiten ausgearbeitet ist, stehen die folgenden negativen Betrachtungen entgegen: Erstens die Bestimmungen des Dawesplanes, die von der Berechnung auf das Reparationskonto alles ausschließen, was nicht die natürliche Produktion Deutschlands ist, d. h. den Ankauf der notwendigen Terrains, die Transportkosten, die Materialien, die man sich an Ort und Stelle beschaffen muß, die Löhne der französischen Arbeiter usw. Auch die deutschen Arbeitskräfte können auf das deutsche Reparationskonto nur mit den Beträgen ihrer Löhne gesetzt werden, die einer Repatrierung nach Deutschland entsprechen und nicht mit den Summen, die sie für ihren Lebensunterhalt in Frankreich ausgeben müssen. Die Finanzierung dieser Arbeiten von französischer Seite, der sogenannte „französische Teil des Reparationsprogramms" wird daher von den Sachverständigen auf 40 % bis 50 % geschätzt. Erst die Stabilisierung des Franken ermöglichte es dem französischen Staate, die Aufnahme von Krediten, die für solche Unternehmungen notwendig sind, überhaupt ins Auge zu fassen. Die größte Schwierigkeit bei der Ausführung dieser Arbeiten bietet *die Unsicherheit der Transferbestimmungen.* Bevor die großen Arbeiten in Angriff genommen werden können, muß die Gewißheit ihrer Fortsetzung gegeben werden. Die französischen Sachverständigen verlangen daher, daß der Reparationsagent eine Garantie dieser Fortdauer geben soll durch eine Erklärung, daß die Arbeitslieferungen für Deutschland eine Ergänzung seiner Ausfuhr sind und die deutsche Währung nicht schädigen können. Falls er sich zu einer solchen Erklärung nicht entschließen könnte, müßte er nach Ansicht des Sachverständigen wenigstens bestimmen, daß diese Arbeitslieferungen am wenigsten den Stand der Mark schädigen können und infolgedessen erst in letzter Linie, im Falle notwendiger Einschränkungen, aufgehoben werden dürfen. Die französische Industrie steht diesem Programm nicht besonders freundlich gegenüber. Ein französischer Industrieller, der in der „Europe Nouvelle" diese Frage behandelt, behauptet zwar, daß die französische Regierung den deutschen Lieferungen keineswegs feindselig gegenüberstehe, sie verlange nur eine Anzahl notwendiger Einschränkungen. *Die Beteiligung der französischen Industrie an diesen Arbeiten* ist eine dieser Voraussetzungen. Der französische Industrielle weist darauf hin, daß man bis jetzt bei Sachlieferungen vermieden hat, die Produkte aufzunehmen, die in Frankreich fabriziert werden und daß dies bei den Arbeitslieferungen nicht mehr möglich ist, denn das ganze Material, das für den Ausbau der Häfen, der Kanäle, der Betriebsanlagen, der Eisenbahnen gebraucht wird, und das man aus Deutschland transportieren muß, wird auch in Frankreich erzeugt. Die französische Industrie fordert daher, daß ihr wenigstens die Arbeiten reserviert werden, die zur Erhaltung, Erneuerung und normalen Ausdehnung der bestehenden Betriebe notwendig sind. Sie verlangt auch die Beteiligung an den großen Kontrakten, die nicht ausschließlich den deutschen Industriellen übergeben werden dürfen. Der Staat müsse außerdem die französische Industrie noch durch Gewährung von Krediten entschädigen. Es wird von französischer Seite zugegeben, daß der einzige Vorteil, der Deutschland davontragen würde, eine Linderung seiner Arbeitslosenkrise wäre. Durch alle Artikel der „Europe Nouvelle" wie auch anderer Zeitschriften, die dasselbe Thema weniger gründlich behandeln, tönt der Warnruf, daß eine baldige Regelung notwendig ist und man hat die ganze Dringlichkeit der Lage mit französischer Präzision in das Schlagwort „die letzte Viertel

stunde der Reparationslieferungen" geprägt.

In der „Europe Nouvelle" vom 16. Juli schreibt de Jouvenel über die *Frage des Anschlusses,* deren Wichtigkeit erst jetzt von Frankreich sozusagen entdeckt wurde. Jouvenel sagt: „Wir müssen anerkennen, daß, obwohl wir in der Lage sind, Deutschland die Annexion von Österreich zu verbieten, wir Österreich nicht auf die Dauer daran hindern können, sich an Deutschland anzuschließen, wenn dazu der einstimmige Wunsch vorhanden ist. Wir haben das Selbsbestimmungsrecht der Völker proklamiert, und was für Polen und die Tschechoslowakei gilt, muß auch für Österreich gelten." Jouvenel schreibt, daß man den Anschluß nur dadurch verhindern kann, daß man die Sukzessionsstaaten dazu bringt, ihren kleinlichen Standpunkt aufzugeben und Wirtschaftsvereinbarungen zu treffen. Die Tschechoslowakei ist bereit, die weitgehendsten Wirtschaftsabkommen abzuschließen und Österreich besonders günstige Zolltarife zu gewähren. „In jedem Fall muß sich Frankreich bewußt sein, daß, wenn Österreich kein Vorteil darin sieht, ohne Deutschland auszukommen, es sicherlich keine Kraft haben wird, der Versuchung des Anschlusses zu widerstehen."

In der kommunistischen „Clarté" finden wir einen interessanten Artikel über die *Agrarfrage in China.* Vier Fünftel der chinesischen Bevölkerung — 50 Millionen Familien und fast 300 Millionen Menschen — leben von der Landwirtschaft. *Der bestellbare Boden ist in winzig kleine Grundbesitze zerstückelt,* ungefähr 41 Millionen Familien besitzen weniger als zwei Hektar Land, 5 Millionen besitzen mehr als drei Hektar und 3 Millionen mehr als sechs Hektar. In den letzten Statistiken einer Provinz des Nordens zwischen Peking und Tien-Tsin sind 80% des Bodens auf Grundstücke von 10 bis 30 Mu (ein Mu ist $^1/_{16}$ Hektar) und 20% auf Grundstücke über 30 Mu verteilt. Nur ein einziger Landbesitzer in dieser Provinz verfügt über 1000 Mu. Als notwendiges Existenzminimum wird der Bodenbesitz von 24 Mu, d. h. 1½ Hektar betrachtet. Diese Summe ist höchst knapp berechnet, das Fleisch wird nur an Festtagen gegessen, die Kleidung wird aus einem groben Stoff von blauer Baumwolle hergestellt. Eine Familie von 6 Köpfen verbraucht jährlich 250 Dollar. Das winzige Bodenstückchen reicht zur Ernährung nicht aus und die Hälfte der chinesischen Bauern arbeiten als Pächter. Der Bodenhunger ist eines der stärksten Triebe in China, der das Land zu Revolutionen treibt.

In der „Nuova Antologia" finden wir einen Artikel über: *„Die italienische Ernährungspolitik"* von Guido Borghesani. Aus den Ziffern, die Borghesani veröffentlicht, ergibt sich, daß *Italien den größten Verbrauch von Getreide pro Kopf der Bevölkerung hat.* Während Deutschland 0,6 Doppelzentner pro Kopf der Bevölkerung verbraucht, verbraucht Italien 1,90 Doppelzentner. In diesem Konsum wird es nur noch von Frankreich übertroffen, das zwei Doppelzentner pro Einwohner verbraucht. Aber im Unterschiede zu Frankreich ist das unbestellbare Gebiet in Italien viel geringer, es beträgt 0,34 Hektar pro Einwohner, während es in Frankreich sich auf 0,58 Hektar stellt. Dagegen ist der *Zuckerverbrauch in Italien* fast *minimal zu nennen,* in den Vereinigten Staaten beträgt er 43 kg pro Einwohner, in England 36 kg, in Deutschland 20 und in Italien nur 8 kg pro Einwohner. Die italienische Regierung versucht einerseits den Bodenertrag zu heben und andererseits den hohen Getreideverbrauch durch andere Lebensmittel zu ersetzen. Die Ausnutzung des Obstreichtums in Italien ist noch sehr mangelhaft, hauptsächlich wird das frische Obst nicht ausgenutzt und Italien sieht sich genötigt, 25 Millionen Dörrobst einzuführen. Auch der Milchverbrauch, Käse und Butter mit eingerechnet, ist in Italien sehr gering. Er beläuft sich auf 0,8 Hektoliter pro Kopf der Bevölkerung, im Unterschiede zu 2 Hek-

tolitern in Deutschland und 4,1 hl in den Vereinigten Staaten und 6 hl in der Schweiz.

Die Julinummer der „Europe Orientale" enthält einen Artikel über die *Wirtschaftsstruktur von Albanien.* Eine schnelle Besserung der Wirtschaftsverhältnisse des Landes ist in den letzten Jahren vor sich gegangen. Während im Jahre 1920 sich die Einfuhr auf 17½ Millionen und die Ausfuhr auf 1½ Millionen belief, hat sich das Verhältnis im Jahre 1926 auf 25 Millionen Einfuhr und 12 Millionen Ausfuhr gebessert. Die Hauptschwierigkeiten liegen im Charakter der Bevölkerung selbst, von der ein Sprichwort sagt, daß sie zum Kämpfen und nicht zum Arbeiten geboren ist. Die Art der Bodenbestellung ist unendlich primitiv. Deshalb bildet der leicht bestellbare Mais das Haupternährungsmittel für die Bevölkerung und das Vieh. Nur auf den Gütern der reichen Grundbesitzer, der Beys, wird Getreide angebaut. Das wichtigste albanische Bodenerzeugnis ist der Ölbaum. Durch Bekämpfung der Monokultur und Einführung der landwirtschaftlichen Maschinen könnte der Bodenertag gesteigert werden. Der Mangel an Verkehrsmitteln erlaubt nicht die Ausnutzung des großen Forstreichtums Albaniens und so haben meistens ausländische Gesellschaften die Konzessionen übernommen. Ausländische Firmen haben auch die Petroleumkonzession bekommen und die Bohrungen sind erst in letzter Zeit in Angriff genommen worden. Einige französische und deutsche Sachverständige sind der Ansicht, daß in Albanien Gold-, Silber- und Kohlenlager vorhanden sind, aber es sind noch keine Schürfungen vorgenommen worden. Seit 1925 hat eine Gruppe italienischer, schweizer und belgischer Finanzleute eine albanische Nationalbank gegründet, die das ausschließliche Emissionsprivileg besitzt. Die Emission belief sich schon im ersten Jahre der Existenz der Nationalbank auf 2½ Millionen albanischer Goldfranken. Auch eine Gesellschaft zur wirtschaftlichen Entwicklung Albaniens ist in letzter Zeit gebildet worden. Diese Gesellschaft will sich in erster Linie der Entwicklung der Verkehrswege widmen, denn in Albanien fehlen noch vollkommen die Eisenbahnlinien und die Kommunikationen zwischen seinen wichtigen Zentren sind so schlecht, daß man z. B. in Südalbanien Waren ausführen muß, die man in Nordalbanien gezwungen ist, einzuführen. *Antonina Vallentin.*

Der Artikel des Vizepräsidenten der Vereinigten Staaten, Charles S. Dawes, erscheint nach Vereinbarung mit der „North American Review".

Herausgeber: Prof. Dr. *Ludwig Stein,*
Berlin W 10, Lützow-Ufer 5a. Fernspr. Kurfürst 6308.
Verantwortlicher Redakteur: Frau *Antonina Vallentin,*
Berlin W 62, Landgrafenstr. 11. Fernspr. Kurfürst 6350.

Verantwortlich für den Anzeigenteil: *Paul Wolff,* Berlin W 8, Mauerstr. 44.
Carl Heymanns Verlag, Berlin W 8. — Gedruckt bei *Julius Sittenfeld,* Berlin W 8.

Goethe und die Freiheitskriege.

Von Dr. *Gustav Stresemann,*
Reichsminister des Auswärtigen.

Die Stellung Goethes zu den Freiheitskriegen gehört zu den Dingen, von denen man in Deutschland im allgemeinen sagt, „von ihnen sprechen, ist Verlegenheit". Vor unserem geistigen Auge ersteht die Zusammenkunft Goethes mit Napoleon in Erfurt, der große Eindruck des Korsen auf Deutschlands Dichter, die in Gegenwart des jungen Theodor Körner ausgesprochenen Worte „Schüttelt immer an Euren Ketten; der Mann ist Euch zu groß", die Karlsbader Gedichte, die Ehrenlegion auf der Promenade in den böhmischen Bädern, die kleine Napoleon-Büste in seinem sonst schmucklosen Arbeitszimmer in Weimar. Gewiß hatte dieser Goethe auf Veranlassung des Königlichen Berliner Schauspielhauses auch jenes Festspiel geschrieben, das den Sieg über Napoleon feiern sollte. „Des Epimenides Erwachen", so hieß es, ging in griechischem Gewande einher und sprach zu der Hauptstadt Preußens in von vielen unverstandenen Symbolen. Wenn Goethe seine bekannten Worte von der Begeisterung, die keine Heringsware sei, die man einpökeln könne, gerade mit Bezug auf das lange Hinzögern der Aufführung seines Festspieles ausgesprochen hatte, so zeigte es sich, daß auch nur von einer Spur von Begeisterung nicht die Rede war. Man kann wohl sagen, daß das Berlin in der damaligen Zeit seinem Festspiel etwa so kritisch gegenüberstand, wie das Breslau des Jahres 1913 dem Festspiel Gerhart Hauptmanns.

So hat man sich damit abgefunden, in der landläufigen Darstellung der Stellung Goethes zu den Freiheitskriegen schließlich von dem von Napoleon ergriffenen Goethe an den Dichter des „Faust" zu appellieren und zu sagen, daß er dem deutschen Volke durch seine nach dem Niederbruch Preußens entstandene Dichtung das Bewußtsein gab, geistig zu den größten der Völker der Erde zu gehören, und daß er dadurch für den Geist der Freiheitskriege mehr getan habe als andere. Aber gestehen wir uns, daß das doch nur ein sehr hilfloser Ausweg ist, und versuchen wir, den Dingen näher auf den Grund zu gehen:

Sehen wir zunächst das Bild des damaligen Deutschlands unverzerrt und in objektivem Lichte? Namentlich in Norddeutschland sehen wir die Dinge doch vielfach im Spiegel der konventionellen preußischen

Geschichtsauffassung. Es gab zwei Deutschland: Das eine war das nach dem Frieden von Tilsit zusammengebrochene Preußen, das andere die im Rheinbund vereinigten Fürsten und Staaten. Vor dem Untergang Napoleons in Rußland bestand wohl kaum die Idee von Preußens Sendung im Kampf gegen welsche Unterdrückung. Preußen war unrühmlich untergegangen. Es berührt uns seltsam, wenn wir lesen, daß der König nach der Schlacht von Jena das Berliner Schloß in Ordnung bringen und Napoleon sagen ließ, daß er hoffe, er werde sich in diesen Räumen wohlfühlen. Wie das auf andere Völker wirkte, kann man bei Tolstoi nachlesen, der russische Offiziere die Frage aufwerfen ließ, ob es sich lohne, mit einem Preußen verbunden zu sein, das derartig unterwürfig gegenüber dem Sieger sich zeige. Wir brauchen nur an die Sendung des Prinzen Wilhelm von Preußen nach Paris zu erinnern, um uns vor Augen zu führen, daß die preußische Politik nach dem Frieden von Tilsit ein Bündnis mit Napoleon suchte, das von Napoleon mit der Begründung abgewiesen wurde, daß Preußens Mittel zu schwach seien, um als bündnisfähiger Staat gegenüber Frankreich zu erscheinen. Daß in den Staatsmännern, die Preußen regierten und deren größter nicht aus Preußen kam, der Gedanke lebendig war, die Fesseln so bald als möglich abzuschütteln und den Freiheitskampf an der Seite Österreichs oder Rußlands zu beginnen, war nur wenigen bekannt, und zudem ist sehr zu bezweifeln, ob bei denjenigen Staaten, die durch den Reichsdeputationshauptschluß oder durch die späteren Kriege Napoleons größer geworden waren, der Begriff eines Freiheitssehnens überhaupt existierte, zumal Napoleon sich bemühte, als der Bringer innerer Freiheit zu erscheinen, und damit diejenige psychologische Politik in Deutschland begann, die bekanntlich Bismarck so oft in seinen Dienst gestellt hatte, wenn es sich um große Entscheidungen in Europa handelte. Demgegenüber begann doch Preußen erst zu erwachen und einer neuen Entwicklung Raum zu schaffen.

So standen zwei Deutschland sich gegenüber. Der deutsche Begriff als solcher existierte kaum: „Zur Nation Euch zu bilden, Ihr sucht es, o Deutsche, vergebens."

Weimar selbst stand nach dem Tilsiter Frieden auf seiten Napoleons, und außer dem jungen Herzog, der wohl seinen eigenen Weg ging, sich darin auch von Goethe nicht beeinflußen ließ und sich innerlich zu Preußen hingezogen fühlte, war das Ländchen wie Thüringen selbst rheinbündisch eingesponnen. Man denke an den Besuch Napoleons in Weimar im Anschluß an den Erfurter Kongreß. Man denke an die unerhörten Huldigungen, die dem Kaiser der Franzosen in Erfurt selbst zuteil wurden. Die Auffassung, daß damals die deutsche Seele unter der Herrschaft Napoleons knirschte und sich nach Freiheit sehnte und im Augenblick der Freiheitskriege aufgeflammt wäre wie ein Pulverfaß, hält geschichtlicher Forschung nicht stand. In den ersten Kämpfen,

die Preußen führte und in denen sich zeigte, wie ganz anders die Armee sich schlug als in dem unglückseligen ersten Kriege, standen ja nicht Deutsche gegen Franzosen, sondern Preußen gegen andere Deutsche. Und wie so oft in den Zeiten der Geschichte wurde deutsches Blut auf deutschem Boden zum Teil im Dienste fremder Interessen vergossen. Aber auch die preußische Bewegung ging unter dem Blitz und Donner innerer Kämpfe und persönlichen Hasses und Mißtrauens vor sich. Man denke nur an die Art und Weise, wie in Wirklichkeit die Huldigung der Stände in Königsberg zustande gekommen ist, an die Schwierigkeiten, die Stein gemacht wurden, und an das Gegeneinander der Fürsten später, das schlimmer war, als man es in solchen schweren Zeiten überhaupt für möglich hält.

Goethe hat das *Fehlen der deutschen Einheit* schwer empfunden. *Er sah sie kommen.*

„Mir ist nicht bange, daß Deutschland nicht eins werde; unsere guten Chausseen und künftigen Eisenbahnen werden schon das ihrige tun. Vor allem aber sei es eins in Liebe untereinander! Es sei eins, daß der deutsche Thaler und Groschen im ganzen Reich gleichen Wert habe; eins, daß mein Reisekoffer durch alle 36 Staaten ungeöffnet passieren könne. Es sei eins, daß der städtische Reisepaß eines Weimarschen Bürgers von dem Grenzbeamten eines großen Nachbarstaates nicht für unzulänglicher gehalten werde, als der Paß eines Ausländers. Es sei von Inland und Ausland unter deutschen Staaten überall keine Rede mehr. Deutschland sei ferner eins in Maß und Gewicht, in Handel und Wandel und hundert ähnlichen Dingen, die ich nicht alle nennen mag und kann.

Wenn man aber bedenkt, die Einheit Deutschlands bestehe darin, daß das sehr große Reich eine einzige große Residenz habe, und daß diese eine große Residenz wie zum Wohl der Entwicklung einzelner großer Talente, so auch zum Wohl der großen Masse des Volkes gereiche, so ist man im Irrtum."

Was er damals sagte über die Idee einer vorausgeschauten deutschen Zolleinheit mutet an, als wenn diese Worte nicht von Deutschlands Dichter, sondern von Friedrich List geschrieben wären. Gewiß erscheint es uns heute selbstverständlich, daß der Koffer eines Deutschen ohne Zollschwierigkeiten durch Deutschland kommt. Aber für die damalige Zeit mit ihren mehr als dreißig selbständigen Staaten klangen die Worte Goethes so visionär, als wenn heute jemand von der Zolleinheit Europas als einer kommenden Tatsache sprechen wollte. Daß dieses einige Deutschland nicht bestand, schmerzte ihn tief. Im Jahre 1830 stößt er die Klage aus:

„*Wo ist Deutschland?*" Wir haben keine Stadt, ja, wir haben nicht einmal ein Land, von dem wir entschieden sagen könnten, hier ist Deutschland! fragen wir in Wien, so heißt es: hier ist Österreich! und fragen wir in Berlin, so heißt es: hier ist Preußen! Bloß vor sechzehn Jahren, als wir endlich die Franzosen los sein wollten, war Deutschland überall. Hier hätte ein politischer Dichter allgemein wirken können; allein es bedurfte seiner nicht. Die allgemeine Not und das allgemeine Gefühl der Schmach hatte die Nation als etwas Pämonisches ergriffen; das begeisternde Feuer, das der Dichter hätte entzünden können, brannte bereits überall von selber. Doch will ich nicht leugnen, daß Arndt, Körner und Rückert einiges gewirkt haben."

Auf den Vorwurf, daß er nicht auch die Waffen ergriffen ode wenigstens als Dichter eingewirkt habe:

„Wie hätte ich die Waffen ergreifen können ohne Haß! und wie hätte ic hassen können ohne Jugend! Hätte jenes Ereignis mich als einen Zwanzig jährigen getroffen, so wäre ich sicher nicht der letzte geblieben; allein e fand mich als einen, der bereits über die ersten sechzig hinaus war.

Auch können wir dem Vaterlande nicht alle auf gleiche Weise diene sondern jeder tut sein Bestes, je nachdem Gott es ihm gegeben. Ich habe e mir ein halbes Jahrhundert lang sauer genug werden lassen. Ich kann sage ich habe in den Dingen, die die Natur mir zum Tagewerk bestimmt, mir Ta und Nacht keine Ruhe gelassen und mir keine Erholung gegönnt, sonder immer gestrebt, geforscht und getan so gut und so viel ich konnte. Wen jeder von sich dasselbe sagen kann, so wird es um alle gut stehen.

Es versteckt sich hinter jenem Gerede mehr böser Wille gegen mich, al Sie wissen. Ich fühle darin eine neue Form des alten Hasses, mit dem ma mich seit Jahren verfolgt und mir im stillen beizukommen sucht. Ich wei recht gut, ich bin vielen ein Dorn im Auge, sie wären mich alle sehr gern los; und da man nun an meinem Talent nicht rühren kann, so will man a meinen Charakter. Bald soll ich stolz sein, bald egoistisch, bald voller Nei gegen junge Talente, bald in Sinnenslust versunken, bald ohne Christentum, un nun endlich gar ohne Liebe zu meinem Vaterlande und meinen liebe Deutschen. — Sie kennen mich nun seit Jahren hinlänglich und fühlen, wa an alle dem Gerede ist. Wollen Sie aber wissen, was ich gelitten habe, s lesen sie meine Xenien, und es wird Ihnen aus meinen Gegenwirkungen kla werden, womit man mir abwechselnd das Leben zu verbittern sucht."

„Haben wir ein deutsches Nationalgefühl, das einen Dichte emportragen könnte?", so fragt er und verneint diese Frage.

„Bei uns Deutschen stehen die Lieder von Bürger und Voß in de Bibliotheken. Von meinen eigenen Liedern, was lebt denn? Es wird wol eines und das andere einmal von einem hübschen Mädchen am Klaviere g sungen, allein im eigentlichen Volke ist alles stille. Mit welchen Empfindunge muß ich der Zeit gedenken, wo italienische Fischer mir Stellen des ‚Tass sangen!"

Demgegenüber steht vor seinem Auge Frankreich und Englan Vor allem Frankreich. Faszinierend wirkt Paris auf ihn ein. Er siel eine Nation und sieht einen großen geistigen Wirkungskreis, der di Dichter emporträgt und sie davor bewahrt, sich selbst emportragen z müssen zu einer Höhe, die der Einzelmensch erklimmen kann, wen er sich die Idee eines Volkes vor Augen führt, während dort die Ta sache der großen Nation auch den kleinen Geist erhöht.

„Béranger", so sagt Goethe, „ist der Sohn armer Eltern, der Abkömm ling eines armen Schneiders, dann armer Buchdruckerlehrling, dann m kleinem Gehalt angestellt in irgendeinem Büro, er hat nie gelehrte Schule, n eine Universität besucht, und doch sind seine Lieder so voll reifer Bildung, s voll Grazie, so voll Geist und feinster Ironie und von einer solchen Kuns vollendung und meisterhaften Behandlung der Sprache, daß er nicht bloß d Bewunderung von Frankreich sondern von dem ganzen gebildeten Europa is

Denken Sie sich aber diesen selben Béranger, anstatt in Paris gebore als Sohn eines armen Schneiders zu Jena oder Weimar, und lassen Sie ih seine Laufbahn an gedachten kleinen Orten gleich kümmerlich fortsetzen, ur

agen Sie sich, welche Früchte dieser selbe Baum, in einem solchen Boden nd in einer solchen Atmosphäre aufgewachsen, wohl würde getragen haben. Also mein Guter, ich wiederhole es: es kommt darauf an, daß in einer ation viel Geist und tüchtige Bildung im Kurs sei, wenn ein Talent sich chnell und freudig entwickeln soll."

Noch einmal bricht an anderer Stelle derselbe Gedanke durch:

„Denken Sie sich eine Stadt wie Paris, wo die vorzüglichsten Köpfe eines roßen Reiches auf einem einzigen Fleck beisammen sind und in täglichem erkehr, Kampf und Wetteifer sich gegenseitig belehren und steigern, wo das este aus allen Reichen der Natur und Kunst des ganzen Erdbodens der täg-chen Anschauung offen steht; diese Weltstadt denken sie sich, wo sich jeder ang über eine Brücke oder einen Platz an eine große Vergangenheit erinnert, id wo an jeder Straßenecke ein Stück Geschichte sich entwickelt hat. Und i diesem allen denken Sie sich nicht das Paris einer dumpfen, geistlosen eit, sondern das Paris des neunzehnten Jahrhunderts, in welchem seit drei enschenaltern durch Männer wie Molière, Voltaire, Diderot und ihresgleichen ne solche Fülle von Geist in Kurs gesetzt ist, wie sie sich auf der ganzen rde auf einem einzigen Fleck nicht noch einmal findet, und sie werden be-eifen, daß ein guter Kopf wie Ampère, in solcher Fülle aufgewachsen, in inem vierundzwanzigsten Jahre etwas sein kann."

Sind diese Ausbrüche also ein Nachklang der Erfurter Unterredung, ner Unterredung, in der Napoleon Goethe aufforderte, nach Paris zu mmen und dort das seiner würdige Werk von „Cäsars Tod" zu hreiben, jenes Werk, in dem allerdings nicht Brutus, sondern Cäsar r Held sein müßte? Wie Goethe innerlich dachte, zeigt die eine Tat-che, daß er trotz der verschwenderischen Lockungen des damaligen nperators der Welt das städtische Dorf Weimar nicht verlassen hat id den großen Zustrom seiner Seele empfangen hat aus der dörfischen nge und der Kleinheit jenes deutschen Ortes, der ihm mehr gab als im die Lichtstadt, die damals deutsche Großstädte weit überstrahlte, jmals zu geben vermocht hätte.

Was für die Zeit galt, in der Napoleons Name Europa überstrahlte, lt auch weiter nach seinem Untergang. Napoleons Stern erlosch, aber e deutsche Nation blieb ohne Einheit und Größe. Welch seltsame armonie umschlingt die beiden Aussprüche Schillers und Goethes: r eine, mit seinem Zweifel an die Fähigkeit der Deutschen, sich zur tion zu bilden, und Goethe: „Ich habe oft einen bitteren Schmerz pfunden bei dem Gedanken an das deutsche Volk, das so achtbar i einzelnen und so miserabel im ganzen ist." Sein bedeutsamstes aubensbekenntnis erfolgte gegenüber Luden:

„Glauben Sie ja nicht, daß ich gleichgültig wäre gegen die großen Ideen eiheit, Volk, Vaterland. Nein, diese Ideen sind in uns; sie sind ein Teil seres Wesens, und niemand vermag sie von sich zu werfen. Auch liegt r Deutschland warm am Herzen. Eine Vergleichung des deutschen Volkes mit anderen Völkern erregt uns peinliche Gefühle, über welche ich auf liche Art hinwegzukommen suche; und in der Wissenschaft und in der nst habe ich die Schwingen gefunden, durch welche man sich darüber wegzugehen vermag: denn *Wissenschaft und Kunst gehören der Welt an, d vor ihnen verschwinden die Schranken der Nationalität; aber der Trost,*

den sie gewähren ist doch nur ein leidiger Trost und ersetzt das stolze Bewußtsein nicht, einem großen, starken, geachteten und gefürchteten Volke anzugehören. In derselben Weise tröstet auch nur der Gedanke an Deutschlands Zukunft. Ich halte ihn so fest als Sie, diesen Glauben. Ja, das deutsche Volk verspricht eine Zukunft, hat eine Zukunft. Das Schicksal der Deutschen ist, mit Napoleon zu reden, noch nicht erfüllt. Hätten sie keine andere Aufgabe zu erfüllen gehabt, als das Römische Reich zu zerbrechen und eine neue Welt zu schaffen und zu ordnen, sie würden längst zugrunde gegangen sein. Da sie aber fortbestanden sind und in solcher Kraft und Tüchtigkeit, so müssen sie nach meinem Glauben noch eine große Zukunft haben, eine Bestimmung, welche um soviel größer sein wird, denn jenes gewaltige Werk der Zerstörung des Römischen Reiches und der Gestaltung des Mittelalters, als ihre Bildung jetzt höher steht. Aber die Zeit, die Gelegenheit, vermag ein menschliches Auge nicht vorauszusehen und menschliche Kraft nicht zu beschleunigen oder herbeizuführen. Uns einzelnen bleibt inzwischen nur übrig, einem jeden nach seinen Talenten, seiner Neigung und seiner Stellung, die Bildung des Volkes zu mehren, zu stärken und durch dasselbe zu verbreiten nach allen Seiten, und wie nach unten, so auch, und vorzugsweise nach oben, damit es nicht zurückbleibe hinter den anderen Völkern, sondern wenigstens hierin voraufstehe, damit der Geist nicht verkümmere, sondern frisch und heiter bleibe, damit es nicht verzage, nicht kleinmütig werde, sondern fähig bleibe zu jeglicher großen Tat, wenn der Tag des Ruhmes anbricht. — Aber wir haben es jetzt nicht mit der Zukunft zu tun, nicht mit unseren Wünschen, unseren Hoffnungen, unserem Glauben, und auch nicht mit den Schicksalen, die uns und unserem Vaterlande bevorstehen mögen, sondern wir sprechen von der Gegenwart, von den Verhältnissen, unter welchen Sie Ihre Zeitschrift beginnen wollen. Nun sagen Sie zwar, die Entscheidung ist gefallen. Freilich. Aber die Entscheidung ist doch im besten Falle erst der Anfang vom Ende. Noch zwei Fälle sind möglich: Entweder der Gewaltige besiegt seine Feinde allesamt noch einmal, oder er wird von ihnen besiegt. Ein Abkommen halte ich kaum für möglich; und wüßte man es auch zustande zu bringen, so würde es nichts helfen: wir wären auf der alten Stelle. Setzen wir nun den ersten Fall: Napoleon besiegt seine Feinde; — unmöglich! sagen Sie? So sicher sind wir nicht. Indes halte ich es selbst nicht für wahrscheinlich. Wir wollen also den Fall fallen lassen und ihn für unmöglich erklären. Es bliebe mithin nur der Fall übrig, daß Napoleon besiegt würde, gänzlich besiegt. Nun? und was soll nun werden? Sie sprachen von dem Erwachen, von der Erhebung des deutschen Volkes und meinen, dieses Volk werde sich nicht wieder entreißen lassen, was es errungen und mit Gut und Blut teuer erkauft hat, nämlich die Freiheit. *Ist denn wirklich das Volk erwacht? Weiß es, was es will?* Haben Sie das prächtige Wort vergessen, was der ehrliche Philister in Jena seinem Nachbar in seiner Freude zurief, als er seine Stuben gescheuert sah und nach dem Abzuge der Franzosen die Russen bequemlich empfangen konnte? Der Schlaf ist zu tief gewesen, als daß auch die stärkste Rüttelung so schnell zur Besinnung zurückzuführen vermöchte. *Und ist denn jede Bewegung eine Erhebung? Erhebt sich, wer gewaltsam aufgestöbert wird?* Wir sprechen nicht von den Tausenden gebildeter Jünglinge und Männer, wir sprechen von der Menge, den Millionen. Und was ist denn errungen oder gewonnen worden? Sie sagen: die Freiheit; vielleicht würden wir es aber Befreiung nennen, nämlich Befreiung nicht vom Joche der Fremden, sondern von einem fremden Joche. Es ist wahr: Franzosen sehe ich nicht mehr und nicht mehr Italiener, dafür sehe ich Kosaken, Baschkiren, Kroaten, Magyaren, Kassuben, Samländer, braune und andere Husaren. Wir haben uns seit einer langen Zeit gewöhnt, unseren Blick nur nach Westen zu richten und alle Gefahr nur von dorther zu erwarten, aber d

Erde dehnt sich auch noch weithin nach Morgen aus. Selbst wenn wir all das Volk vor unseren Augen sehen, fällt uns keine Besorgnis ein, und schöne Frauen haben Roß und Mann umarmt."

Zwei Gedankengänge kommen in diesen Sätzen immer wieder zum Ausdruck: Einmal die Hinneigung zu Napoleon als dem Sinnbild der Größe und der Gewalt und weiter die Option für die westliche Kultur. Der Eindruck, den damals die französische kulturelle Entwicklung auf ihn machte und ihn einem an der Seite Rußlands erfochtenen Sieg skeptisch gegenüberstehen ließ, ist genügend bekannt. Es erübrigt, es hier im einzelnen zu belegen. Nur die Frage entsteht: „War solche Gesinnung Frevel angesichts des Kampfes gegen Frankreich?" Wenn hierin eine Diskrepanz des Denkens und Empfindens entstehen sollte, dann war doch wohl die größere Diskrepanz zwischen dem Sieger von Roßbach und demselben Preußenkönig, der aufging in der Anerkennung französischen geistigen Schaffens. Bei Goethe löst ein Wort die Spannung über seine Stellung. Über die Zeit Friedrichs des Großen schreibt er in Dichtung und Wahrheit: „Ich war fritzisch gesinnt, denn was ging mich Preußen an?" Diese rein individuelle Einstellung kennzeichnet auch sein Verhalten in dieser Zeit: „Ich war napoleonisch gesinnt, denn was ging mich Frankreich an."

Die Einwirkung der Persönlichkeit Napoleons auf Goethe kann gar nicht stark genug angesehen werden. Aber auch darin lag keine Anomalie zu dem allgemeinen deutschen Empfinden. Wer, der irgendwie dichterische Glut und Phantasie in seinem Leben empfunden hat, kann sich der Einwirkung dieser Persönlichkeit entziehen! Der preußische Patriot Heinrich von Kleist schreibt einen „Katechismus der Deutschen", und was er schreibt, ist der Schrei nach Napoleons Vernichtung. Aber in der „Unterredung eines deutschen Vaters mit einem deutschen Knaben" gibt er auf die Frage: „Dürfen wir ihn bewundern" die Antwort: „Ja, wenn er vernichtet ist". Selbst dieser Kleist wäre also eines Epilogs auf Napoleon nach Leipzig und Belle-Alliance fähig gewesen. Und ob wir blättern bei Platen, bei Immermann, bei Grabbe, Heine, Conrad Ferdinand Meyer oder den Großen unserer Tage — immer wieder finden wir die Wirkung seiner Persönlichkeit, seines Namens, seines Lebens auf die Naturen, die das Visionäre in der Entwicklung der Völker und Menschen schauen.

Zu Goethes Zeiten wurden in einem Jahre 150 Bücher veröffentlicht, die Napoleon gewidmet waren. Davon waren 90 deutscher und nur 50 französischer Herkunft. Nie war die Phantasie der Menschen so durch eine Persönlichkeit angeregt worden, wie der Menschen des damaligen Zeitalters durch Napoleon, und diese Anziehungskraft seiner Persönlichkeit hielt weit über seinen Tod hinaus an. In der faszinierenden Art, die ihm eigen war, hat Heinrich Heine dem Ausdruck verliehen, wenn er von dem Eindruck sprach, den das Vorbeiführen der Leiche Napoleons machte, als Englands geniale Staatskunst nach der

Vernichtung Napoleons die große Geste machte, seinen Leichnam der französischen Nation zurückzugeben:

Die Menschen schauten so geisterhaft
In alter Erinn'rung verloren,
Der imperiale Märchentraum
War wieder heraufbeschworen.
Ich weinte an jenem Tag — mir sind
Die Tränen ins Auge gekommen,
Als sie den verschollenen Liebesruf,
Das „Vive l'empereur" vernommen.

Vor Goethes geistiges Auge war Napoleon lange vor der persönlichen Zusammenkunft in Erfurt getreten. Ihm stand er vor Augen vor allem als der Bändiger der französischen Revolution. Wollen wir uns diesen Eindruck vergegenwärtigen, so müßten wir uns vorstellen, daß heute jemand in Rußland auferstände, der den Bolschewismus beseitigte, die Ordnung wiederherstellte, durch glänzende Siege Rußlands Waffenruhm erneuerte und plötzlich das Rußland von heute in wenigen Jahren zur beherrschenden Macht in Europa machte. Dazu kommt, daß jene Zeit, die weniger reich war an Sensationen als die heutige, den Eindruck des Geschehnisses auch mehr auf sich wirken ließ. Man denke an die Worte, mit denen der junge Goethe von der Erschütterung sprach, die die Kunde von dem Erdbeben in Lissabon auf ihn gemacht hatte, und man denke daran, wie viel schneller der Eindruck verloren ging, den etwa das Erdbeben in Japan auf die Menschen von heute machte. Mit staunender Ehrfurcht und mit folgendem Grauen hatte diese Gegenwart die französische Revolution in ihren Ereignissen an sich vorüberziehen sehen, von Mirabeau bis Marat, vom konstitutionellen Liberalismus bis zum wildesten Jakobinertum. Dann „ER". An die Stelle des Assignaten tritt die solide Währung. An die Stelle der Anarchie tritt nicht nur die Ordnung, sondern das Frankreich der Siege und Größe. Sollte man nicht annehmen, daß eine solche Persönlichkeit auch auf die führenden geistigen Männer des heutigen Deutschland in anziehendem Maße wirkte?

Man muß sich vor Augen führen, daß Goethe in seinem staatlichen Denken konservativer Natur war. Er fragte nicht viel nach dem Rechte, aus dem die Regierung stammte: „Welches Recht wir zum Regiment haben, danach fragen wir nicht; wir regieren". Aber er verlangte, daß gut regiert würde. Er trat nicht einfach für das Bestehende ein, sondern verlangte die Fortentwicklung. Er verlangte ebenso das Kämpfen für einen Posten, auf den man gestellt war. Er tadelte nicht die Revolution, weil sie sich gegen das Bestehende wandte, sondern das Bestehende, wenn es nicht verstand, durch Autorität sich selbst zu behaupten.

„Warum denn mit einem Besen
Wird so ein König hinausgekehrt?
Wären es Könige gewesen,
Sie stünden alle noch unversehrt."

Napoleon wirkte nicht nur als Staatsmann, sondern auch als geistige Persönlichkeit. Seine Gespräche sind eminent anregend. Der Geschichtsforscher und der Geschichtsschreiber sind in ihm vereinigt. Der „Code Napoleon" zeugt von seinem Geiste, seine Briefe an seinen Bruder atmen tiefe Psychologie. Sein Gespräch mit Goethe über die Denkfehler in Werther, über den „Cäsar", in dem nicht der ehrenwerte Brutus, sondern jener Cäsar emporgehoben wird, dessen Ermordung Goethe die geschmackloseste Tat der Weltgeschichte nannte, stehen turmhoch über der Geistigkeit der uns sonst bekannten Monarchen jener Zeit. Es gibt kein törichteres Wort als das Wilhelms II. von dem korsischen Parvenu. Vor einem genialen Schlachtenführer und genialen Menschen zu erliegen, ist keine Schande. Vor einem korsischen Parvenu bei Jena die Waffen zu strecken, wäre dagegen ewiger Makel in Preußens Geschichte gewesen.

Goethe und Napoleon haben sich gegenseitig angezogen. In ihrer Auffassung über den Diktator, der besser geeignet wäre, das Reich zu regieren, als die Epigonen, die mit der Macht nichts anzufangen wußten, fanden sich beide zusammen. „Sie gönnten Cäsarn das Reich nicht und wußten's nicht zu regieren". So Goethe, der dabei gewiß nicht nur an das Altertum gedacht hat. Auf der anderen Seite Napoleon, der, nachdem er mit Goethe gesprochen hat, die drei bedeutsamen Worte sagte: „Voilà un homme". Goethe hat später das, was die Unterhaltung in Erfurt für ihn bedeutete, in die Worte gefaßt: „daß ein Großer der Erde mich sozusagen mit besonderem Zutrauen gleichsam gelten ließ und ausdrückte, daß mein Wesen ihm gemäß war". War das Byzantinismus? Nein. Wenn irgend einer nicht byzantinisch war, war es Goethe. Siehe sein Verhältnis zu Karl August, zu den Prinzen der benachbarten Höfe, sein scharfes Urteil über Persönlichkeiten, Rang und Stand. Man komme nicht damit, daß er im äußeren Verkehr alle Höflichkeitsattribute gelten ließ, die es überhaupt gab. Das hatte er im Verkehr mit den freien Städten und Republiken genau so getan wie mit den Fürsten. Es war die Persönlichkeit, die auf ihn wirkte. Wer hatte denn vorher von den Großen der Welt seine Werke gewürdigt? Wer hatte ihn eingeladen, in seine Hauptstadt zu kommen, um dort zu wirken. Etwa der gute Franzl in Wien? Etwa der Preußenkönig? Etwa die Rheinbundfürsten? Karl August, in staatlicher Politik gewiß ein Führer und charakterlich einer der prächtigsten Menschen, hatte doch das Interesse für die literarischen Dinge längst überwunden, und sein Konflikt mit dem Theaterdirektor Goethe, der zur Niederlegung dieses Amtes durch Goethe führte, zeigt doch auch die Schwächen, welcher er fähig war.

Zweimal begegnen sich die beiden noch im geistigen Gedenken. Als Napoleon 1813 auf der Flucht von Moskau die Pferde wechseln läßt und irgendwo im Morgengrauen fragen läßt, wo man sei und

die Antwort erhält: „In Weimar", schickt er einen Adjutanten mit einem Gruß an Goethe. Er entsinnt sich, daß hier ein Mann wohnt, der einst Deutschlands geistige Größe ihm gegenüber zum Ausdruck brachte. Und dieser Mann selbst hört in der Nacht zum 18. Oktober den Kanonendonner von dem benachbarten Leipzig, und in dem Epilog zu „Essex" schreibt er die Worte nieder, die so klingen, als empfände er suggestiv, daß dort der Stern des großen Mannes sänke: „Der Mensch erfährt, er sei auch wer er mag, ein letztes Glück und einen letzten Tag".

Aber war Napoleon nicht der Teufel, der Dämon, der grausame Korse und all das, was in den Karikaturen der damaligen Zeit gegen ihn zum Ausdruck kam? Nun denn, was in Napoleon steckte und das Volk erschreckte, Goethe war gewiß der letzte, der sich dadurch abschrecken ließ. Der den Faust geschrieben, hat zum Ausdruck gebracht, daß ihn die Gestalt des Mephistopheles nicht weniger anzieht als die des Faust selbst, wie alles Krause und Bizarre die Menschen der Phantasie stets am meisten innerlich mitgerissen hat. Deshalb Goethes Abwehr gegen diejenigen, die ihn vielleicht auf den Haß hingewiesen, der Napoleon damals entgegenbrüllte: „Ich will mich nicht bereden lassen, Macht mir den Teufel nur nicht klein, Ein Kerl, den alle Menschen hassen, Der muß was sein." Das ist dieselbe Empfindung, die er auch im „Epimenides" auf Napoleon bezüglich mit den Worten ausgesprochen hat:

„Doch was dem Abgrund kühn entstiegen,
Kann durch ein ehernes Geschick
Den halben Weltkreis übersiegen,
Zum Abgrund muß es doch zurück."

Aber auch dieses Urteil änderte nichts an Goethes Gesamteindruck. „Da war Napoleon ein Kerl, sein Leben das Schreiten eines Halbgottes von Schlacht zu Schlacht, von Sieg zu Sieg". Und als Eckermann einmal entgegnet, später sei es Napoleon auch nicht mehr gelungen, von Sieg zu Sieg zu eilen, da weist ihn Goethe zurück: „Ich habe auch meine Liebeslieder und meinen Werther nicht zum zweiten Male gemacht; jene göttliche Erleuchtung, das, wodurch das Außerordentliche entsteht, das werden wir immer mit der Jugend und der Produktivität im Bunde finden." Dieses „auch" ist bezeichnend. Der Ausdruck des Kongenialen in der Persönlichkeit des Menschen, der sich den Großen der Erde gleich fühlte, der, wie einmal einer seiner Biographen gesagt hat, sich nicht im geringsten gewundert hätte, wenn man ihm eines Tages den Titel „Fürst" angeboten hätte, da er sich stets als Fürst gefühlt hat. Allein auf einsamer Höhe stand er in der Zeit nach Schillers Tode. Nur Byron wollte er nach seinen eigenen Worten vielleicht neben sich gelten lassen. Kein Wunder also, daß er den großen Staatslenkern sich gleich fühlte!

Mit seiner Anschauung und aus seiner Empfindung heraus konnte Goethe keine Hasseslieder gegen Napoleon schreiben. Dazu trat seine Einstellung zu der Frage Poesie und Politik. Man vergleiche seine Äußerung über Uhland, eine der letzten seines Lebens:

„Geben Sie acht, der Politiker wird den Poeten aufzehren. Mitglied der Stände sein und in täglichen Reibungen und Aufregungen leben, ist keine Sache für die zarte Natur eines Dichters. Mit seinem Gedankengange wird es aus sein, und das ist gewissermaßen zu bedauern. Schwaben besitzt Männer genug, die hinlänglich unterrichtet, wohlmeinend, tüchtig und beredt sind, um Mitglied der Stände zu sein, aber es hat nur einen Dichter der Art wie Uhland."

Oder jene andere Äußerung:

„Sowie ein Dichter politisch wirken will, muß er sich einer Partei hingeben; und sowie er dieses tut, ist er als Poet verloren."

Man halte hinzu seine bekannte Äußerung über Theodor Körner. Goethe dichtete nur, was er erlebte. Er erlebte diesen Krieg nicht. Einmal war er hineingestellt in kriegerisches Treiben, und daß er damals verstand, was der Donner der Kanonen bedeutete, zeigte seine weltgeschichtliche Äußerung über Valmy. Aber am Kamin sitzen und Kriegslieder schreiben, das wäre, abgesehen von allem andern, seiner ganzen Auffassung der Poesie zuwider gewesen.

Daß es ihm dabei an Empörung über Ungerechtigkeiten Napoleons nicht fehlte, zeigte sein Gespräch mit Falk.

Goethe: „Genug, was wollen sie denn, diese Franzosen? Sind sie Menschen? Warum verlangen sie geradewegs das Unmenschliche? Was hat der Herzog getan, was nicht lobens- und rühmenswert ist? Seit wann ist es denn ein Verbrechen, seinen Freunden und alten Waffenkameraden im Unglück treu zu bleiben? Ist denn eines edlen Mannes Gedächtnis so gar nichts in euren Augen? Warum mutet man dem Herzoge zu, die schönsten Erinnerungen seines Lebens, den Siebenjährigen Krieg, das Andenken an Friedrich den Großen, der sein Oheim war, kurz alles Ruhmwürdige des uralten deutschen Zustandes, woran er selbst so tätig Anteil nahm, und wofür er noch zuletzt Krone und Szepter aufs Spiel setzte, wie ein verrechnetes Exempel plötzlich über Nacht mit einem nassen Schwamme von der Tafel seines Gedächtnisses hinwegzustreichen? Steht denn euer Kaisertum von gestern schon auf so festen Füßen, daß ihr keinen, gar keinen Wechsel des menschlichen Schicksals in Zukunft zu befürchten habt? Von Natur zu gelassener Betrachtung der Dinge aufgelegt, werde ich doch grimmig, sobald ich sehe, daß man den Menschen das Unmögliche abfordert. Daß der Herzog verwundete, ihres Soldes beraubte preußische Offiziere unterstützt, daß er dem heldenmütigen Blücher nach dem Gefecht von Lübeck einen Vorschuß von 4000 Talern machte, das wollt ihr eine Verschwörung nennen? das gedenkt ihr ihm übel auszulegen? Setzen wir den Fall, daß heute oder morgen Unglück bei eurer großen Armee einträte: was würde wohl ein General oder Feldmarschall in den Augen des Kaisers wert sein, der gerade so handelte, wie unser Herzog in dem vorliegenden Falle wirklich gehandelt hat? Ich sage euch, der Herzog soll so handeln, wie er handelt! Er muß so handeln! Er täte sehr unrecht, wenn er je anders handelte! Ja, und müßte er darüber Land und Leute, Krone und Szepter verlieren, wie sein Vorfahr, der unglückliche Johann, so soll und darf er doch um keine Handbreit von dieser

edlen Sinnesart und dem, was ihm Menschen- und Fürstenpflicht in solchen Fällen vorschreibt, abweichen. Unglück. Was ist Unglück? Das ist ein Unglück, wenn sich ein Fürst dergleichen von Fremden in seinem eigenen Hause muß gefallen lassen. Und wenn es auch dahin mit ihm käme, wohin es mit einem Johann gekommen, daß beides, sein Fall und sein Unglück, gewiß wäre, so soll uns auch das nicht irre machen, sondern mit einem Stecken in der Hand wollen wir unseren Herrn, wie jener Lucas Cranach den seinigen, ins Elend begleiten und treu an seiner Seite aushalten. Die Kinder und Frauen, wenn sie uns in den Dörfern begegnen, werden weinend die Augen aufschlagen und zueinander sprechen: das ist der alte Goethe und der ehemalige Herzog von Weimar, den der französische Kaiser seines Thrones entsetzt hat, weil er seinen Freunden so treu im Unglück war; weil er den Herzog von Braunschweig, seinen Oheim, auf dem Todbette besuchte; weil er seine alten Waffenkameraden und Zeltbrüder nicht wollte hungern lassen!"

Man könnte einen Gegensatz zu den vorangegangenen Ausführungen darin finden, daß Goethe, der es ablehnte, Poesie und Politik zu verbinden, es angenommen hat, das Festspiel für das Königliche Schauspielhaus in Berlin zu schreiben. Aber es ist auch interessant zu sehen, wie Goethe sich mit dieser Aufforderung abgefunden hat. Das Festspiel selbst „Des Epimenides Erwachen" gilt heute als vergessen, nur von Wert für Literaturhistoriker. Ich kann mich diesem Urteil nicht anschließen. Ich finde es lebendig wie kaum ein anderes gerade nach den Jahren des Weltkrieges, die wir erlebt haben. Freilich hat es nicht den Charakter eines der üblichen Festspiele, die sich in der Glorifizierung geschehener Taten und in der Herabsetzung des überwundenen Gegners hervortun. Wie sehr oft, flüchtet der Dichter in ein fremdes Land und läßt Symbole sprechen statt lebendiger Menschen. Aber auch sein eigenes Verhältnis zu den großen Ereignissen tritt in ihm zutage, wenn man wohl mit Recht annimmt, daß er sich selbst in der Maske des Epimenides sieht, der in Träume versunken ist, während Großes um ihn vorgeht, und der sein von den Ereignissen abgewandtes Denken zwar seiner Natur gemäß findet, aber denen, die während dieser Zeit ein neues Deutschland formten, die höhere Anerkennung zollt, wenn er das Wort ausspricht:

Doch schäm' ich mich der Feierstunden,
Mit Euch zu leiden war Gewinn,
Und für den Schmerz, den Ihr empfunden,
Seid Ihr auch größer, als ich bin.

In seiner Symbolik ist es von Tiefe und Schönheit. Es ist nicht mehr die stürmende Jugend, die daraus spricht, sondern die abgeklärte Weisheit des Alters:

Der Jugend Nachtgefährt ist Leidenschaft,
Ein wildes Feuer leuchtet ihrem Pfad.
Der Greis hingegen wacht mit hellem Sinn,
Und sein Gemüt umschließt das Ewige.

Die Schlußsätze sind von prägnanter Wucht:

So rissen wir uns ringsherum
Von fremden Banden los.
Nun sind wir Deutsche wiederum,
Nun sind wir wieder groß.

Sie sind ebenso prägnant wie die Worte für Blücher, den Dichter heutiger Zeit als einen geistlosen Trottel hinstellen, jene Worte für das Rostocker Blücherdenkmal:

In Harren und Krieg
In Sturz und Sieg
Bewußt und groß
So riß er uns vom Feinde los.

Lassen Sie uns das Resumee des Ganzen ziehen: Goethe war nicht der Herold der Freiheitskriege. Sein Vaterland war nicht Preußen und Sachsen-Weimar, sondern Deutschland, und darüber hinaus jenes vaterländische Empfinden, das in Menschheitsempfinden aufging und die Emporentwicklung der Kultur als das Erstrebenswerteste menschlichen Schaffens ansah. Er anerkannte das Genie Napoleons, aber er begrüßte es, daß der Dämon von der Höhe zur Tiefe sank, als seine Unterdrückung zu stark wirkte. Er gab uns in seinem „Epimenides" tiefstes Empfinden über jene Zeit, in Blüchers Nachruf das Beste, was über die Freiheitskriege gesagt ist. Setzen wir statt der Legende jener Zeit, die uns in den Schulen erzählt wurde, den tatsächlichen Hergang der Geschichte, dann werden wir auch sein im höchsten Sinne erfaßtes Deutschtum verstehen. Gerade unsere Zeit läßt uns die Stimmung des „Epimenides" verstehen. Gerade für das Deutschtum gelten die Worte Goethes: „Komm, wir wollen dir versprechen Rettung aus dem tiefsten Schmerz — Pfeiler, Säulen kann man brechen, aber nicht ein freies Herz." Das freie Herz Goethes kann uns in diesem Sinne auch Führer in die Zukunft sein.

Mein Bekenntnis zum Frieden.

Von *Aristide Briand,*
französischer Außenminister.

Wenn je ein französischer Staatsmann den Frieden gewünscht hat, so war ich es wohl. Ich habe um des Friedens willen mein Amt übernommen: ich habe es unter den schwierigsten Bedingungen getan, als sich mein Land in einem Zustand begreiflicher Ungeduld befand. Ich mußte viele Angriffe über mich ergehen lassen, ehe ich meine Stellung rechtfertigen konnte. Ich habe mich tief und verbissen der Sache des Friedens gewidmet, und wenn der Frieden je gestört wird, so wird es sicherlich nicht durch mich sein. Aber je mehr ich mein Land auf den Weg des Friedens stieß, desto schwerer fühlte ich auf mir die Verantwortung für seine Zukunft lasten.

*

In der schrecklichsten, in der herzzerreißendsten Stunde, in der Stunde von Verdun, in der gleichzeitig unser heroischer Bundesgenosse Serbien unter dem doppelten Anprall zusammenbrach, war mir die gefährliche Ehre zuteil, auf meinen Schultern die bedrohlichen Verantwortungen der Macht zu tragen. Wir befanden uns mitten im Kriege, wir mußten siegreich aus ihm hervorgehen. Ich habe damals unnennbar Erschütterndes gesehen. Das gräßliche Schlachten hat mich mit einem solchen Grauen erfüllt, daß ich mir vor meinem Gewissen schwor, wenn mich je nach errungenem Sieg der Zufall wieder zur Macht ruft, werde ich mich mit meinem ganzen Herzen, mit meiner ganzen Seele, mit meinem ganzen Wesen dem Gedanken des Friedens hingeben, um die Wiederkehr ähnlicher Greuel zu verhüten.

Die Menschen, die man in den Krieg losläßt, sind nicht gut. Sie würden sich schlecht im Kriege bewähren, wenn sie gut wären. Sie können mehr oder minder gut sein, mehr oder minder schlecht . . . Aber der Krieg führt zwangsläufig zu Greueln. Wir müssen daher alles tun, um die Rückkehr einer solchen Zwangslage zu vermeiden.

*

Der Krieg ist etwas Furchtbares, Grauenhaftes. Er führt zu Ausbrüchen der Grausamkeit, die nichts mit den uns geläufigen Gefühlen

zu tun haben. Man braucht dazu keiner Heuchelei. Wenn man von der Beschießung von Städten spricht, darf man nicht vergessen, daß es von der anderen Seite furchtbare Verstümmelungen gab. Wenn man sich im Krieg befindet, wenn man im Kampf miteinander liegt, läßt man kein Gefühl, keine Großmut gelten. Als ich Briefe von furchtbar betroffenen Familienvätern las, empfand ich einen noch tieferen Abscheu vor dem Kriege. Nach den furchtbaren Ereignissen, die wir durchlebt haben, müssen wir alle unsere Bemühungen, alle unsere Gedanken, unser ganzes Herz darauf richten, eine ähnliche Katastrophe zu verhindern.

*

Ich glaube nicht, daß in dem Zustand der gegenseitigen Abhängigkeit der Völker wichtige Kriege an irgendeinem Punkte der Welt ausbrechen können, ohne überall ihre Nachwirkungen zu haben. Die Lehre des letzten Krieges hat allen Völkern begreiflich gemacht, daß selbst diejenigen, die an dem Kriege nicht teilnahmen und sich vor aller Unbill des Krieges geschützt wähnten, heute durch den Reichtum selbst, der sich aus ihrer Zurückhaltung ergab, in einen Zustand der Armut versetzt sehen, der in einem auffallenden Kontrast zu ihrem Volksvermögen steht.

Um den Frieden verwirklichen zu können, muß man an ihn glauben. Man muß sich hüten, an ihn blind zu glauben, aber man muß aus tiefster Seele an ihn glauben. Und wenn man bei aller Ehrlichkeit und bei dem besten Willen der Welt den Hintergedanken bewahrt, daß ein Krieg unvermeidlich ist, kann man sich nicht wirklich auf den Boden der Friedensverhältnisse stellen. Man wird beinahe wider Willen, fast unbewußt, dazu verleitet, Methoden in Betracht zu ziehen, die in ihrer Gesamtheit letzten Endes die größte Gefahr des Krieges bilden.

*

Das Furchtbarste an einer Kriegserklärung ist, daß sie in dem Moment erfolgt, in dem die Regierungen sie nicht länger meistern können. Ein Ereignis tritt ein, das von den Zeitungen, die den Patriotismus der Völker, ihre Eigenliebe aufpeitschen, weidlich ausgeschlachtet wird, es bilden sich Strömungen, eine mystische Begeisterung wird erweckt, und die Regierungen sind zur Hilflosigkeit verurteilt. Bevor noch die Völker sich über ihre eigenen Gefühle klar werden können, bricht der Krieg aus und die Länder werden mit Blut und Trümmern besät. Und dies wird sich solange wiederholen, bis man sich entschließt, Richter über Völker einzusetzen, wie man es bei den einzelnen Menschen tut.

*

Ich gebe zu, daß man sich nicht zum Richter über eine Politik aufwerfen kann, da jedes Volk das Recht hat, sich zu der Politik zu bekennen, die ihm zusagt. Ich sehe auch ein, daß ein junges, starkes,

friedliebendes Volk, dessen Kräfte innerhalb seiner Landesgrenzen anschwellen, leicht dazu neigt, sich große Pläne für seine Zukunft auszumalen. Ich könnte es verstehen, wenn ein solches Volk in einem Augenblick lebhafter Empörung, die über gewisse Taten, die es zu tiefst aufrührten, diesem oder jenem fälschlicherweise die Verantwortung zuschiebt und sich dann zu einer unüberlegten Handlung, zu einer Dokumentierung seiner Gefühle hinreißen läßt. Ich kann dies alles begreifen. Und doch gibt es einen Punkt, an dem man Halt machen muß. Es gibt Regeln, die zwischen Völkern gelten, so aufgewühlt sie auch durch ihre innere Politik und die berechtigtsten nationalen Sorgen sein mögen.

Die größte Garantie des Friedens ist die den Völkern gebotene Möglichkeit, ja, der ihnen auferlegte Zwang, vor dem Ausbruch eines Krieges miteinander zu verhandeln.

Jeder Vertrag, jede Vereinbarung, die die Möglichkeit einer überlegten, friedlichen Diskussion enthält, gibt den Völkern diese unschätzbare Sicherheit, daß sie nicht plötzlich durch den Einfluß unvorhergesehener Ereignisse in den Strom blutiger Kriege hineingerissen werden.

*

Schiedsgericht!

Dieses Wort klingt jetzt in seinem ganzen Prestige und seiner ganzen Kraft. Die Schiedsgerichtsverträge werden immer zahlreicher. Von Volk zu Volk verspricht man sich, nicht länger Kampf miteinander zu führen, sondern sich Schiedsrichtern zu unterwerfen. Der Frieden schreitet durch alle diese Verträge, und es ist der Geist des Völkerbundes, der sie beseelt. Es ist dieser Geist, den die Völker aus tiefster Liebe, aus tiefstem Herzen verteidigen müssen, um ihn vor allen Angriffen zu schützen. Mit ihm kommt der Frieden; ohne ihn werden alle Gefahren des Krieges und des Blutvergießens heraufbeschworen, unter denen die Völker so viel gelitten haben.

*

Man braucht nur die Seiten der Geschichte zu durchblättern. So oft Konflikte am Horizont der Völker auftauchten, ist in dem Augenblick, in dem man miteinander in Berührung kam, sich in Besprechungen und Verhandlungen einließ, sobald Versuche der Vermittlung und der schiedsgerichtlichen Entscheidung auftauchten, der Krieg vermieden worden. In allen Fällen, in denen der Krieg ausbrach, geschah es, weil in einer Art mystischer Aufwallung, die die Vernunft ausschloß, ein Volk sich auf das andere warf, ohne Zeit zur Überlegung zu besitzen.

*

Der Weg, der sich vor uns öffnet, ist ein Weg des Friedens und des Fortschritts. Wenn Europa sein wirtschaftliches und sein geistiges

Gleichgewicht wiederfindet, wenn die Völker das Bewußtsein ihrer Sicherheit zurückgewinnen, werden sie in der Lage sein, von ihren Schultern die schwere Last abzuschütteln, die ihnen die Beunruhigung des Krieges auferlegt. Sie werden an der Besserung ihrer Lage mitarbeiten können. Es wird sich endlich ein europäischer Geist herausbilden. Dieser Geist wird nicht aus dem Kriege geboren sein, und er wird um so edler und um so großmütiger, um so bewundernswürdiger sein.

Das Wort Frieden ist ein Wort, das die ganze Welt gern im Munde führt. Aber die wirkliche Auffassung des Friedens stellt größere Ansprüche. Der Frieden ist ein ziemlich schwieriges, ziemlich ehrgeiziges Wesen. Er begnügt sich nicht mit einem halben Werben, mit einigen Formeln der Höflichkeit, einem unbestimmten Gruß im Vorbeigehen, der ohne Folgen bleibt. Er will, daß man ihn spontan und glühend herbeiwünscht, daß man sich ihm vollkommen ergibt.

*

Wenn man uns gegeneinander aufstachelt, wenn man uns in den Reden hetzt, gegeneinander loszugehen, müssen wir diese Verführungen abschütteln. Der Weg, auf den man uns zwingen will, ist ein Weg des Blutes, einer der Wege der Vergangenheit, der von Leichen und Trauer, von Trümmern und Feuersbrünsten gezeichnet ist. Das ist nicht unser Weg.

Die Friedensgedanken? Aber die sind doch mitten in unserem Geist und mitten in unserem Herzen. Eben weil wir uns im vollen Bewußtsein unserer Verantwortung bemühen, keinen unsicheren Frieden, sondern einen festgefügten, einen dauernden vorzubereiten, um uns vor der Rückkehr der Ereignisse, die wir durchlebt haben, zu schützen, eben weil wir diesen Frieden wollen, versuchen wir, seine wirklichen Bedingungen zu finden. Um den Frieden zu haben, um den Frieden zu wahren, muß man ihn wollen. Man darf nicht dauernd an seine Zerbrechlichkeit denken. Man muß Vorsicht walten lassen, aber man darf nicht daran denken, daß alle Vorsicht ungenügend ist, um uns vor dem Kriege zu schützen.

*

Der Frieden für Deutschland und für Frankreich, das bedeutet: die Reihe der schmerzlichen Zusammenstöße, die die Seiten der Geschichte mit Blut beflecken, ist beendet; es ist zu Ende mit den langen Trauerschleiern über Leiden, die nie ihre Beruhigung finden; es ist zu Ende mit den Kriegen, mit den brutalen und blutigen Lösungen unserer Meinungsverschiedenheiten. Die Differenzen sind selbstverständlich nicht aus der Welt geschafft worden, aber von nun an ist es der Richter, der Recht sprechen wird. Genau wie der Privatbürger seine Streitfragen dem Richter unterbreitet, werden wir auch die unsrigen auf friedlichem Wege regeln. Weg die Bajonette, die Maschinengewehre, die Kanonen; Platz der Versöhnung, dem Schiedsgericht, dem Frieden!

Ein Land wächst in der Geschichte nicht nur durch den Heldenmut seiner Kinder auf den Schlachtfeldern. Es wächst noch mehr, wenn es inmitten der schweren Ereignisse, in Stunden der Erregung, in der es kaum der Vernunft gelingt, ihre Stimme vernehmbar zu machen, versteht den Verführungen zu widerstehen, Geduld zu üben und vom Recht die Bestätigung seiner berechtigten Interessen zu verlangen.

*

In Deutschland wie in Frankreich leben — wie nicht anders zu erwarten — beharrliche Erinnerungen fort, denen man alle Achtung entgegenbringen soll, die besonders dann auftauchen, wenn es sich um neue Wendungen der Politik handelt. Sie zu leugnen, hieße den Augenschein leugnen. Aber das ist kein Grund, um nicht den Versuch zu wagen, die beiden Völker einander näherzubringen.

*

Die deutsche Republik wurde und wird bekämpft werden, aber sie hat auch Verteidiger gefunden, die für sie ihr Blut vergossen. Sie hat den Angriffen widerstanden, und wir müssen ihre Festigung herbeiwünschen. Der Friedensgedanke hat Fortschritte gemacht. Zwischen Deutschland und Frankreich haben sich manche Berührungspunkte ergeben. Hier sind zwei Völker, zwei große Völker, die nicht immer die Gewißheit haben, gut regiert zu sein — und in dieser Hinsicht muß das deutsche Volk, wenn es sich über gewisse harte Urteile beklagt, denjenigen die Schuld zuschreiben, die es in den Krieg hineingetrieben haben — hier sind zwei Völker, die sich so oft begegneten, die sich gegenseitig so häufige Beispiele des Heldentums gaben, die die Großmut ihres Blutes auf so vielen Schlachtfeldern bewiesen haben und die dazu verurteilt zu sein scheinen, sich ewig zu überwachen, sich zu zerreißen, sich aufeinander zu stürzen. Ich will es nicht glauben. Dies ist nicht möglich, und man muß es verhindern können.

*

„Jeden Tag macht man einen Schritt vorwärts, regelt eine Frage, löst ein Problem. Das nennt sich dann Diplomatie." Es ist nicht alles so leicht, wie man es sich vorstellt. Weil zwei Außenminister in einer kleinen Schenke beim Frühstück zwei Stunden lang miteinander gesprochen haben, werden die Beziehungen zwischen zwei Völkern wie Frankreich und Deutschland nicht auf einmal verändert, wird nicht die blutige Geschichte, die sie durchlebt haben, von neuem geprägt. Ist es möglich, daß diese ganze Vergangenheit zerrissen wird und im Laufe eines kurzen Gespräches alle Schwierigkeiten auf den Schutthaufen geworfen werden? Nein, das ist nicht möglich. Aber das Wesentliche ist, daß der gegenseitige gute Wille sich beweist. Das Wesentliche ist, daß die öffentliche Meinung sich sagt: ‚Endlich sprechen sie miteinander; diesmal werden sie vielleicht vom Frieden sprechen.' Und das ist unvermeidbar, denn dann öffnen sich die Geister den neuen

Ideen und man findet Mittel und Wege, um sie in Einklang miteinander zu bringen. Man wirft in dasselbe Gespräch die verschiedenen, oft entgegengesetzten Standpunkte, sucht nach Lösungen und findet sie endlich, wenn man von der Liebe für sein Land und dem glühenden Wunsch, ihm neue Katastrophen zu ersparen, beseelt ist. Europa hat die Kriege satt. Es stirbt daran. Und wenn morgen durch irgendeinen Zufall, der sich immer ergeben kann, wenn man die Völker daran hindert, miteinander zu sprechen, ein neuer Krieg ausbrechen würde, so wäre es eine Katastrophe für die Besiegten wie für die Sieger.

*

Es ist so leicht, sich zurückzuhalten, abseits zu stehen, auf Ereignisse zu bauen und energische und leidenschaftliche Reden von glühendstem und ernstestem Patriotismus beseelt zu halten, ja, selbst vom Frieden mit Liebe und Wärme zu sprechen, das ist leicht möglich. Aber wirklich einen Schritt zum Frieden zu tun, etwas Reelles zu vollbringen, das ist viel schwieriger und viel gefährlicher für den Politiker, der es wagt.

*

Der Frieden war schon immer ein höchst wunderbares Wort. Wenn man es ausspricht, erregt man die Bewunderung der ganzen Welt. Wenn einer vom Frieden spricht, beglückwünscht man ihn, zollt ihm Beifall und ruft aus: Sehr gut! — Und man spricht zu ihm mit der verschleierten Stimme, wie es in Krankenzimmern üblich ist. Man behandelt ihn nicht schlecht, denn man denkt sich: Es ist ja nur einer dieser harmlosen und sympathischen Geisteskranken. Wenn er jedoch das Unglück hat, seine Idee in Praxis umsetzen zu wollen, wenn er den Versuch macht, den Frieden zu organisieren, das ist eine andere Sache. Man sagt: Der Mann wird gefährlich, man muß ihn bewachen, man muß sich vor ihm hüten.

Und doch, wenn man den Frieden will, muß man ihn gut organisieren. Es wird gesagt: ein Land, in dem man zuviel vom Frieden spricht, verliert seine Kampfeigenschaft. Dann erlebt man leicht Niederlagen, die wie ein Hymnus auf die Schönheit des Krieges selbst wirken. „Der Krieg, wird gesagt, ist ein Schmelztiegel, in dem der klare Stahl der Volksenergie gehärtet wird. Der Krieg schafft die heroischen Völker, der Krieg spielt ihre ganze geistige Schönheit aus". Der Krieg, wenn er die Völker ergreift, packt er sie wie sie sind. Wenn ein Volk auf dem Kampffeld außerordentliche moralische Eigenschaften zeigt, wie es bei den Franzosen der Fall war, so ist es, weil es ein besonderes Volk ist und an sich schon diese Eigenschaften besitzt. Der Krieg hat sie ihm nicht verliehen. Er gab ihm nur die Gelegenheit, sie zu beweisen. Aber wenn ein Volk die Gelegenheit hat, sie im Frieden zu benutzen, auf dem Gebiet des Fortschrittes der Menschheit, wird es dies ebenso gut tun wie auf dem Schlachtfelde. Ich will nicht mein Land durch die Annahme

beleidigen, daß es dadurch, daß es sich zum Frieden bekennt, die wunderbaren Fähigkeiten verlieren wird, die seinen Ruhm durch Jahrhunderte hindurch begründeten und ihn seit dem Siege umstrahlen. Frankreich hat seine wirkliche Absicht erkennen lassen. Durch Jahre hindurch hat man uns als Friedensstörer hingestellt. Man hat dem französischen Volke Hintergedanken der Eroberung zugeschrieben. Man sah es immer bereit, sich in die Schlacht zu werfen, als ob ein Volk, das einen Pasteur, ein Volk, das einen Hugo hervorgebracht hat, zu nichts anderem taugen würde. In Wirklichkeit weiß Frankreich allem Stand zu halten. Angegriffen, weiß es sich zu verteidigen, aber es hat auch die großen Tugenden des Friedens.

*

Trotz des Hohnes, trotz des vernichtenden Zweifels glaube ich sagen zu können, daß der Friede Fortschritte gemacht hat. Wir konnten es im Laufe der letzten Zeit feststellen, in der eine Anzahl von Ereignissen, die früher vielleicht über der Welt die grausame Fackel des Krieges angefacht hätten, friedlich geregelt werden konnten, und ich habe das Gefühl, daß, wenn wir uns durch keine Schwierigkeit zurückwerfen lassen, vor keinem Hindernis zurückschrecken, die morgen fortgesetzten Bemühungen von gestern von einem Erfolg gekrönt sein werden, der nicht der unsrige, sondern der der ganzen Menschheit sein wird.

*

Der Völkerbund hat vielleicht nicht in allen seinen Unternehmungen Erfolg gehabt, aber man tut ihm Unrecht, wenn man behauptet, daß er nichts getan habe. Er hat Wunderbares geleistet, und zwar Dinge, die nicht sehr augenfällig sind. Es gibt eine im Geheimen sich vollziehende Arbeit des Völkerbundes, die ich aus nächster Nähe beobachten konnte, und die selbst Menschen, die am wenigsten dem Genfer Einfluß zugänglich sind, tief erschütterte. Ich denke dabei an das große Werk der Menschheit, das der Völkerbund übernommen hat, wie die Aufrichtung dieser Trümmer von Völkern, die Krieg und Verfolgung auf allen Wegen zerstreute. Männer, Greise, Frauen, Kinder ohne Obdach in tiefster Verzweiflung, die Hunderte und Aberhunderte von Meilen wanderten, blind, in fernen Ländern, ohne Hoffnung auf ein besseres Morgen. Welch eine grauenhafte Prozession des menschlichen Elends! In diesem Augenblick setzte die Rolle des Völkerbundes ein, die so oft nicht richtig erkannt wird. An den Völkerbund haben sich diese unglücklichen Menschen gewandt, unter seiner Ägide sind die nötigen Mittel herbeigeschafft worden, um ihnen Unterkunft zu sichern. Ein Jahr später sagte einer der Delegierten: „Jetzt leben wir. Jetzt ist unser Unglück ein wenig erleichtert, jetzt haben wir eine Unterkunft, eine Heimat gefunden. Unsere Kinder sterben nicht vor Hunger, unsere Frauen atmen auf, unsere Greise können am Leben erhalten werden.“ Hier

liegt eine wirkliche Leistung. Dies spielte sich in Griechenland und in anderen Ländern ab. Diese Hilfe, die der Völkerbund leistete und die von einem solchen Erfolg gekrönt war, beweist seine moralische und seine tatsächliche Stärke. Ohne Zweifel hat er Stunden des Schwankens und Tastens, des Zögerns und der Schwierigkeiten gekannt. Er stieß auf gewisse nationale Egoismen, auf Ideen einer Volkssouveränität, die noch zu stark waren, um ihm zu gestatten, in allen Fällen das entscheidende Wort zu sprechen.

*

Diese Ironie, diese Anspielungen auf den Turm von Babel, in dem die Völker, im Konflikt verschiedener Sprachen begriffen, durch Veröffentlichung von Noten, deren Stil keineswegs von der Akademie gebilligt werden würde, gemeinsam an der Organisierung des Friedens arbeiten sollen. Man hat über die irrsinnigen Versuche gelacht, man hat sie verhöhnt. Aber neben dem Spott der Politiker gab es trotzdem den instinktiven gesunden Menschenverstand der Völker, die keineswegs gelacht haben. Und weil der Gedanke Gastfreundschaft und Zuflucht im Schoße der Völker gefunden hat, konnte er leben und wachsen. Man hat oft die Frage gestellt: „Wie kann man den Ausbruch eines Krieges verhindern? Der Krieg wird schon seine ganze Wut entfesseln, bevor man noch in der Lage ist, den Völkerbundsrat zusammenzuberufen, und wenn dieser zusammentritt, wie werden sich seine Mitglieder verständigen? Inzwischen wird sich die Feuersbrunst fortpflanzen, und der Krieg wird seine ganzen Früchte tragen."

Eines Tages, ich war damals Außenminister und hatte die Ehre, Präsident des Völkerbundes zu sein, bekam ich eine Depesche, in der mir mitgeteilt wurde, daß im Orient ein blutiger Konflikt zwischen zwei Völkern ausgebrochen sei. Die Grenzen waren überschritten, die Heere im Vormarsch. Der ganze Kriegslärm war entfesselt. Man hatte allen Grund, zu fürchten, daß der Konflikt sich nicht auf diese beiden Völker beschränken würde, allen Grund, die Rückkehr der furchtbaren Ereignisse zu erwarten, die die blutigen Schwingen des Krieges über die Köpfe der Völker streifen lassen. Was sollte man tun? Ich habe sofort die Verantwortung übernommen. Im Einklang mit dem Generalsekretär des Völkerbundes habe ich die Ratsmitglieder nach Paris berufen und habe den beiden Völkern mitgeteilt, daß sie nicht weiter vorgehen dürfen. Wenn irgendein Politiker einige Jahre vor diesem Ereignis sich gesagt hätte, daß er eines Tages imstande sein würde, etwas ähnliches zu tun, so wäre er mit Hohn und Spott übergossen worden. Der Völkerbundsrat hat sich versammelt. Die beiden Völker sind erschienen. Man hat sie gefragt: „Nehmen Sie das Urteil des Schiedsgerichts an?" Sie haben geantwortet: „Ja." Darauf sagte ich: „Das genügt nicht. Um in Frieden unabhängig verhandeln zu können, befiehlt Ihnen der Schiedsrichter, Ihren Truppen Einhalt zu gebieten. Jetzt ist nicht mehr Zeit für die Stimme der

Gewehre und Kanonen. Jetzt hat die Gerechtigkeit das Wort." Die beiden Länder, zu ihrer Ehre sei es gesagt, haben geantwortet: „Das ist geschehen. Wir erwarten euer gerechtes Urteil." Zwei Tage später war der Krieg beendet.

*

Der Frieden ist eine bescheidene Idee, die sich langsam und unter Schwierigkeiten den Weg bahnt, die nicht auffallend gekleidet ist, der keine besondere Ermutigung zuteil wird und die Ironie und Hohn über sich ergehen lassen muß. Sie hat nicht das strahlende Antlitz des Krieges. Der Krieg, das ist der behelmte Gedanke, vom Heiligenschein historischer Erinnerungen umgeben. Er ist imstande, die Begeisterung hervorzurufen, und darin liegt eben seine Gefahr. Der Krieg verführt zu großartigen Taten, die dann in der Aureole des Heldentums leuchten. Aber er läßt auch Furchtbares zurück. Es genügt, sich unser unglückliches Land anzusehen. Wie viele Zusammenstöße fanden da statt, die daran erinnern, daß der Krieg nicht nur Heldentaten erzeugt, sondern auch Elend und Jammer. Der Frieden braucht zu seinem Erfolge eines großen Vertrauens. Er muß zu einem ewig erneuerten Glaubensbekenntnis werden. Er trifft auf immer neue Schwierigkeiten, und man muß ihn immer wieder auf seinem Wege stützen. Um den Frieden zu wollen — meine Worte enthalten keinen Vorwurf, gegen wen es auch sei —, genügt es nicht, das Wort auszusprechen. Es muß ins Blut, es muß in den Willen übergegangen sein. Man muß jede Gelegenheit ergreifen, um ihm zu dienen. Der Frieden ist eine herrschsüchtige Geliebte, die größere Anforderungen an einen stellt, als der Krieg. In den Krieg kann man sich unter dem Einfluß eines Ereignisses stürzen, das leider zu oft die Völker verleitet, ohne ihnen Zeit und Möglichkeit zur Überlegung zu lassen. Aber der Friede braucht eines fortgesetzten Dienstes, einer hartnäckigen, dauernden Leistung. Er verlangt mehr Beharrlichkeit, er läßt Zweifel nicht zu. Der Zweifel in einem zu scharfen, kritischen Geist, der Skeptizismus und das Übermaß von Mißtrauen führen eine Lähmung herbei. Das ist nicht der Geisteszustand, der dem Frieden günstig ist.

Luftfahrt und Luftmacht.

Von *Lord Thomson,*
ehemaliger englischer Luftschiffahrtsminister.

Man hat mir die Behauptung unterstellt, daß eine Einschränkung der Luftstreitkräfte unmöglich sei. Wenn man unter dem Ausdruck Luftstreitkräfte eine Flotte von Bomben- und Kampfflugzeugen nebst der entsprechenden Bemannung mit Piloten und Mechanikern versteht, die jeder Staat für den Kriegsfall in Friedenszeiten bereit hält, so bin ich mißverstanden worden. Eine solche Vorkehrung kann selbstverständlich auf dem Wege internationaler Vereinbarungen eingeschränkt werden, um den Rüstungswettstreit zu vermeiden, ebenso wie die Anzahl der Kampfschiffe im Besitze von Großbritannien, den Vereinigten Staaten und Japan durch das Washingtoner Abkommen in einem bestimmten Verhältnis limitiert wurde.

Meine Behauptung lief jedoch auf etwas ganz anderes hinaus. Ich sagte, daß es schwierig, wenn nicht unmöglich sei, die Luftmacht eines Volkes einzuschränken, weil diese Macht, von der der materielle Besitz von Flugzeugen nur eines der Kennzeichen ist, zum Teil von psychologischen Faktoren abhängt und tief in dem Leben eines Volkes verwurzelt ist. Der Unterschied zwischen Luftstreitkräften und Luftmacht ist infolge des künstlichen Ansporns, den der Weltkrieg der Äronautik verliehen hat, verwischt worden, aber er ist nichtsdestoweniger fundamentaler Natur. Die letzte Entwaffnungskonferenz in Genf hat sich mit dieser Seite der Frage nicht beschäftigt, und sie mag nicht im Unrecht gewesen sein, da sie zu allgemeiner, ja philosophischer Natur ist. Man hielt sich daher lieber an die vielen noch umstrittenen Einzelheiten, die besprochen werden mußten.

Die Luftmacht eines Volkes findet ihre natürliche Einschränkung nur durch die Größe und den Charakter seiner Bevölkerung und die Energie und Voraussicht seiner Regierung. Eine Rasse von Luftfahrern, die von fähigen, weitsichtigen Staatsmännern geleitet und unterstützt wird, kann so sicherlich in Zukunft eine Übermacht in der Luftschiffahrt gewinnen, wie in der Vergangenheit die Seemacht den Rassen zufiel, die tüchtige Verwalter besaßen und mit dem Meere vertraut waren.

Admiral Mahan hat in seinem Buch „Der Einfluß der Seemacht auf die Geschichte" ausgeführt, daß das Wachstum der britischen Seemacht „dem kühnen Unternehmungsgeist, der eifrigen Verfolgung des Gewinnes und einem ausgeprägten Instinkt für Wege, die zu ihm führen", zuzuschreiben ist. Admiral Mahan, dieser maßgebende Kenner der Marine, schildert auch, wie mit dem Wachstum des britischen Kolonialsystems seine Kriegsflotte wuchs, bis aus Gründen, die hauptsächlich wirtschaftlicher Natur waren, „England zu der Seemacht wurde, die nicht ihresgleichen besaß". Die Kriegsflotte war jedoch nur ein nach außen sichtbar gewordenes Zeichen der Macht. Hinter ihr stand die britische Handelsflotte, eine große Schiffsbau-Industrie, die den Weltmarkt belieferte, und in erster Linie eine Bevölkerung, die sich dessen bewußt war, daß ihre Sicherheit und Prosperität von diesem zugleich lebenspendenden und lebenfordernden Element abhing.

Wenn der Weltkrieg nicht ausgebrochen wäre, würde die Entwicklung der Luftschiffahrt einen ähnlichen, normalen Verlauf genommen haben: Luftverkehrssysteme wären gegründet worden, zuerst langsam und in kleinem Ausmaße, und mit ihrer Erweiterung wären die entsprechenden Flugzeugindustrien gewachsen. Man hätte dann die Luftflotte wahrscheinlich als Hilfsmittel und Ergänzung der Marine und des Heeres betrachtet, wie es noch in verschiedenen Ländern der Fall ist. So aber hat der Weltkrieg die Luftschiffahrt zu einem ungeheuren Aufblühen gebracht, nicht nur dadurch, daß er den Erfindungsgeist anspornte, gewaltige Flugzeugindustrien schuf und die Ausbildung von Kriegspiloten und Mechanikern in großer Anzahl förderte, sondern weil er auch die ungeheuren Möglichkeiten dieses neuen Verkehrsmittels offenbarte und die Luftflotte zu der wichtigsten Verteidigungsmöglichkeit machte. Während der vier Jahre zwischen 1914 und 1918 wurde mehr Geld für die Luftschiffahrt ausgegeben, als man es in 50 Friedensjahren getan hätte.

Und doch, als der Zeitraum dieser fieberhaften Aktivität zu Ende ging, fand sich eine verblüffte Welt im Besitz eines neuen Verkehrsmittels, dessen Kriegsverwendung dunkel erkannt wurde, dessen Neuartigkeit jedoch die konservativen Geister, denen der Sinn für die Bedeutung der Luftschiffahrt oder der Wille zu ihrem Verständnis abging, in Unruhe versetzte.

Nach dem Kriege wurde fast in allen europäischen Staaten die kommerzielle Verwendung der Luftschiffahrt mit einer apathischen Gleichgültigkeit behandelt, die heute leider noch weit verbreitet ist. Es geschieht nicht zum erstenmal, daß eine mechanische Erfindung die Mentalität des Durchschnittsbürgers überflügelt. Die Drohung dieser neuen Waffe wird allgemein empfunden, aber die herrlichen Möglichkeiten, die diese letzte mechanische Errungenschaft dem Menschen bietet, wird nicht in demselben Ausmaße gewertet. Die sich daraus

ergebende Situation ist von jedem Gesichtspunkt aus als künstlich und unbefriedigend zu betrachten, hauptsächlich vom Standpunkt derjenigen, die die Luftrüstungen einschränken wollen, um die Handelsluftflotte zu entwickeln. In Großbritannien, Frankreich und Italien werden die Flugzeugindustrien fast ausschließlich durch Aufträge der Regierungsstellen am Leben erhalten. In jedem dieser Länder können die Fabrikanten *ein* Handelsflugzeug auf 100 Kriegsflugzeuge verkaufen, und da die beiden Typen beträchtlich voneinander abweichen, wird die Erfindungsgabe der Flugzeugbauer auf Maschinen verwendet, die sich in großen Höhenlagen bewähren, und auch anderen Erfordernissen, die an ein militärisches Flugzeug gestellt werden, entsprechen, während die Forschungsarbeit, die zur Besserung der kommerziellen Luftflotte nötig wäre, im Verhältnis dazu vernachlässigt wird.

Alle siegreichen kriegerischen Staaten besitzen eine Luftflotte; die kleineren kaufen ihre Flugzeuge im Ausland und beziehen von dort aus eine große Anzahl ihrer Piloten und Mechaniker. Hier haben wir ein bezeichnendes Beispiel der Schattenseite der Luftstreitkräfte, ohne auch nur eine Spur von wirklicher Luftmacht. Unter Berücksichtigung der Verluste, die sich im Luftkriege auf 80 % monatlich belaufen, muß die Bemannung und das Material einer solchen Luftflotte in sechs Wochen erschöpft sein, und es gibt keine nationalen Reserven, um die Verluste zu ersetzen.

Andererseits bietet Deutschland das Beispiel eines Staates, der, dank der Energie und dem Unternehmungsgeist seiner Bevölkerung und seiner Regierung, ein ausgezeichnet organisiertes und wirksames Luftverkehrssystem ausgebaut hat, dessen Flugzeugindustrie nicht von einer nationalen militärischen Luftflotte, als ihrem größten Abnehmer abhängt. Auch in den Vereinigten Staaten ist die Handelsluftschiffahrt im Fortschreiten begriffen. Dort werden besondere Apparate für Flüge auf lange Entfernungen in mäßiger Höhe gebaut, da dies die einzige Art von Flügen auf geschäftlicher Grundlage ist. Typisch dafür ist der Apparat, mit dem Lindbergh über den Ozean flog, aber seine Maschine wäre für militärische Zwecke unbrauchbar.

Unter diesen Bedingungen ist es vielleicht entschuldbar, daß man sich nicht ganz klar darüber ist, was eigentlich die Luftmacht bedeutet, wo sie beginnt und wo sie endet, und ob eine Luftflotte nicht ihr einziges Ausdrucksmittel ist. Und trotzdem ist dieser Unterschied vorhanden, und man beschwört das Unheil herauf, wenn man ihn übersieht. Das Volk, das die letzten Reserven an Menschen und Maschinen bei der Luftschiffahrt besitzt, wird den nächsten Krieg gewinnen, falls ein solches Verhängnis sich zwischen zivilisierten Staaten wiederholen sollte. Die beste Flugzeugindustrie wird das Volk besitzen, dessen Hauptabnehmer in Friedenszeiten ein Luftverkehrssystem ist, das den Bedürfnissen einer Bevölkerung entspricht, die

den Sinn für Luftschiffahrt besitzt und sich an dieses Verkehrsmittel gewöhnt hat.

Soweit es sich um die Luftflotte allein handelt, wäre es möglich, die Anzahl der militärischen Flugzeuge, die von einzelnen Ländern für rein defensive Zwecke gebraucht werden, festzusetzen, indem man von der Länge der zu verteidigenden Grenze, von den Bedürfnissen der Marine und des Heeres ausgeht und noch dazu die Flugzeuge hinzuzählt, die zur Verteidigung der Seewege und des überseeischen Besitzes gebraucht werden. Es wird ohne Zweifel zu Meinungsverschiedenheiten zwischen Sachverständigen kommen, wie es bei der Flottenabrüstung der Fall ist, und man wird die übrigen Streitkräfte berücksichtigen müssen, wenn je die Frage erhoben wird. Viele Konferenzen werden dazu nötig sein. Aber je mehr Konferenzen stattfinden, desto besser; denn selbst wenn sie nichts erreichen, so bringen sie wenigstens die Menschen zum Nachdenken und erinnern die Steuerzahler in allen Ländern daran, wie verheerend die Kosten eines Wettbewerbs auf diesem Gebiete sind.

Kein internationales Abkommen ist imstande, die Energie eines fortschrittlichen und weitsichtigen Volkes innerhalb seines nationalen Gebiets einzuschränken, — und wir wollen hoffen, daß kein weiterer Versuch in dieser Richtung unternommen werden wird —, aber es wäre wohl möglich, die Ausfuhr der militärischen Flugzeuge aus Industriestaaten nach den Ländern, die keine Flugzeugindustrie besitzen, gewissen Einschränkungen zu unterwerfen.

Eine solche Einschränkung wäre sowohl aus praktischen wie aus ethischen Gründen zu befürworten. Vom praktischen Standpunkt aus ist es offensichtlich, daß der Ankauf von Militärflugzeugen dem einführenden Staat nichts weiteres als die Illusion einer Sicherheit vor dem Luftangriff gibt, und obwohl diese Verkäufe für die Fabrikanten der exportierenden Länder eine Gewinnquelle sein mögen, würde der Verlust, der durch die Aufhebung dieser Ausfuhr entsteht, durch den erhöhten Ankauf der Handelstypen der Flugzeuge mehr als ausgeglichen werden. Eine wirkliche und wirksame Luftmacht kann nur ein hochentwickelter, industrieller Staat besitzen, aber eine Luftflotte kann von den im modernen Sinn weniger zivilisierten Staaten erworben werden, die sie auch auf eine Weise verwenden, die man — um einen ganz milden Ausdruck zu gebrauchen — als höchst unerwünscht bezeichnen kann. Ich kann ohne Übertreibung sagen, daß der Besitz solcher furchtbaren Zerstörungswaffen, wie Bombenflugzeuge in Händen halb zivilisierter und leicht erregbarer Rassen eine ernsthafte Drohung für den Weltfrieden bedeuten kann, da diese Waffen nur in der Hoffnung erworben werden, einen plötzlichen entscheidenden Schlag führen zu können. Die Tatsache, daß der auf diese Weise gewonnene Vorteil nur vorübergehender Natur wäre und sofort durch

das Eingreifen des Völkerbundes vereitelt würde, kann kaum ein verzweifeltes oder rücksichtsloses Volk, das mit der Apathie der Großmächte angesichts eines fait accompli rechnet und selten die zu zahlenden Kosten in Betracht zieht, an der Ausführung hindern.

Vom ethischen Standpunkt muß noch folgendes gesagt werden: wenn die großen Industriestaaten Europas, die Mitglieder des Völkerbundes sind, untereinander einig werden könnten und auch das Einverständnis Amerikas erreichen würden, um die Ausfuhr von Militärflugzeugen zu verhindern, würden sie allein im Besitz einer Luftflotte sein, und das Problem der Einschränkung der Luftrüstungen würde soweit vereinfacht werden. Außerdem besitzen alle diese Staaten eine mehr oder weniger demokratische Regierungsform, und die öffentliche Meinung ist aufgeklärt genug und hat ein Wort mitzusprechen. Ihre Bevölkerung hat bis jetzt die bitteren Lehren des Weltkrieges nicht vergessen. Sie ist sich der Furchtbarkeit eines Luftkrieges bewußt, dessen Zielscheibe nicht Soldaten oder Matrosen bilden, deren Bestimmung es ist, in die Schlacht hinauszugehen, sondern die Zivilbevölkerung in ihrem eigenen Heim. Sie wissen auch, daß die Wurfgeschosse in diesem Kriege nicht aus Schrapnells oder Kugeln, sondern aus Giftgasbomben bestehen, die in weitem Umkreis Leben und Besitz zerstören und sowohl Sieger wie Besiegte in das gemeinsame Verderben hineinreißen. Wenn sie trotz dieser Überlegungen in dem selbstmörderischen Wettbewerb, der unvermeidlich zum Kriege führt, beharren würden, wäre der Fall als hoffnungslos zu betrachten, und Europas „Sturz in die Barbarei" würde durch den Mißbrauch der Wissenschaft beschleunigt werden.

Obwohl es Augenblicke gibt, in denen der Zustand Europas einen solchen Pessimismus zu rechtfertigen scheint, gibt es noch einen Schimmer von Hoffnung. Die Luftschiffahrt hat im wesentlichen eine erziehende und daher auch zivilisierende Wirkung. Sie wird sich nicht zum Stillstand verurteilen lassen. Der Versuch, ihren Fortschritt zu hindern, wird sich als so vergeblich erweisen, wie die Anregung der Höflinge Kanuts, der König möge die steigende Flut aufhalten. Statt die Entwicklung der Äronautik hemmen zu wollen, müßte man sich bemühen, sie zu fördern, denn sie bietet zugleich eine Abhilfe für ihr eigenes Übel.

Eine dilettantenhafte Beschäftigung mit dem Flugwesen ist ebenso gefährlich wie eine dilettantenhafte Bildung, weil sie dem Mißbrauch unterworfen ist. Aber je mehr Menschen fliegen, desto mehr werden sie lernen, desto intelligenter und toleranter werden sie sein. Sie werden dann das Verständnis für ihr eigenes Interesse gewinnen, das die wirkliche Basis des Weltfriedens bildet.

Das Problem der deutschen Ausland-Anleihen.

Von Professor Dr. *Julius Hirsch,* Staatssekretär z. D.

Unter den grundsätzlichen Wandlungen, die Deutschlands Stellung in der Weltwirtschaft gegenüber der Vorkriegszeit erfahren hat, ist eine der wichtigsten die Veränderung seiner Stellung als Gläubigerland, das alljährlich an andere Länder Teile seines Arbeitsüberschusses abgeben konnte, in die eines Schuldnerlandes, das aus dem Auslande einen Kapitalzuschuß braucht. War vor dem Kriege Deutschlands passive Handelsbilanz ein Zeichen dafür, daß seine Einnahmen aus Auslandsguthaben und Dienstleistungen im internationalen Weltverkehr seine Ausgaben erheblich überstiegen, so zeigte sie in den Nachkriegsjahren einen Bedarf an Auslandskapital an. Die heimische Kapitaldecke war vorerst zu klein; den zusätzlichen Kapitalbedarf deckte das Ausland seit der Stabilisierung der deutschen Währung zunehmend bereitwilliger, zu allmählich sinkenden Preisen, d. h. Zinssätzen. Über das Ausmaß dieses ausländischen Kapitaleinstroms besteht keine volle Klarheit. Nimmt man ihn (einschließlich des deutsch-holländischen Kreditabkommens, der Dawes-Anleihe und sonst neu geschaffener Währungsreserve) in der Größenordnung von etwa fünf bis sechs Milliarden Mark an, so dürfte man ungefähr das Richtige treffen. Diese setzen sich wie folgt zusammen:

Deutsch-holländisches Kreditabkommen etwa . .	300	Mill. RM.
Dawes-Anleihe	864	„ „
Auslandanleihen 1925	1301	„ „
„ 1926	1778	„ „
„ 1927 bis Ende Juni . . . rund	400	„ „
Überschuß der vom Auslande an Deutschland über die von Deutschland dem Auslande gewährten sonstigen Kredite seit 1924, gewöhnlich höher angenommen, schätzt Verfasser auf	500—700	„ „
Sa. etwa	5200	Mill. RM.

Der seit der Stabilisierung eingetretenen Verschuldung der deutschen Wirtschaft steht auf der andern Seite auch ein Anwachsen der

deutschen Forderungen an das Ausland gegenüber, da ein wachsender Teil der deutschen Ausfuhr mit Kreditgewährung auf längere Fristen verbunden ist, so daß seit der Stabilisierung erhebliche deutsche Forderungen an das Ausland entstanden sind. Von den an Deutschland gewährten Auslandanleihen sind rund vier Milliarden Mark in fundierter Form gegeben worden.

Die *Ursache des deutschen Kapitalimports* wird man zunächst in einer Verkleinerung der eigenen deutschen Kapitalbildung suchen. Auf den ersten Blick scheint eine solche Verringerung vorzuliegen. Gegen eine jährliche Kapitalbildung von acht bis zehn Milliarden Mark vor dem Kriege, gleich etwa 11 bis 14 Milliarden RM. heutiger Kaufkraft, kann man die deutsche Kapitalbildung zurzeit wohl nur auf höchstens zehn Milliarden jährlich schätzen. Diese Zahlen ergeben aber ein ungenaues Bild. Der jährlich sich erneuernde Kapitalbedarf einer Volkswirtschaft steht in einem gewissen Verhältnis zu ihrer Bevölkerungsentwicklung. Für den jährlichen Bevölkerungszuwachs muß zunächst ein bestimmter Kapitalbetrag neugebildet werden, der späterhin den Mehrbedarf der zusätzlich Neuangekommenen decken hilft. Es muß für eine Vermehrung des Wohnraums gesorgt werden; für künftigen Bekleidungsbedarf der Neuankömmlinge müssen neue Maschinen gestellt, jährlich müssen neue Arbeitsplätze und neues Arbeitsgerät für die hinzukommende Zahl von Arbeitern beschafft werden usw. Will man darum einen richtigen Maßstab dafür finden, wie der Umfang der jährlichen Kapitalbildung in seinem Verhältnis zum jährlichen Kapitalbedarf zu beurteilen ist, so reichen die absoluten Zahlen nicht aus; man muß vielmehr eine Beziehung mit den Zahlen des Bevölkerungswachstums herstellen. Dieses betrug vor dem Kriege in Deutschland 800 000 bis 850 000 Menschen, gegenwärtig nur noch 400 000 bis 450 000 Menschen jährlich. Der Bevölkerungszuwachs ist also stärker zurückgegangen als die jährliche Kapitalbildung. Die heutige Kapitalbildung ist, wenn man nur die Kapitalbildung je Kopf des Neuzuwachsenden ansieht, relativ von der Kapitalbildung der Vorkriegszeit vielleicht nicht allzu fern.

Es besteht aber heute ein bedeutsamer *zusätzlicher Kapitalbedarf in Deutschland,* der vorerst wohl durch Auslandskapital befriedigt werden muß, weil die inländische Kapitalbildung ihm nicht gerecht zu werden vermag. Eine der Ursachen dieses außerordentlichen Kapitalbedarfs liegt darin, daß auf einigen Gebieten in Deutschland in den Inflationsjahren eine mangelhafte Kapitalbildung stattfand. Im Bereich der öffentlichen Hand stockte vielfach die normale Investitionstätigkeit, weil in der Inflation die Zerstörung jeder Grundlage öffentlicher Wirtschaft zu schärfster und rücksichtslosester Einschränkung gezwungen hatte. Das gilt für die Reichsbahn, die ihren Oberbau bei übermäßig großen Ausgaben für die Beschaffung rollenden Materials in der Inflationszeit vernachlässigte und heute mit einem großzügigen

außerordentlichen Programm erneuert; den gesamten Kapitalaufwand der Deutschen Reichsbahn-Gesellschaft seit Oktober 1924 kann man auf rund 800 Millionen RM. schätzen. Das gilt ebenso für die Reichspost, die seit der Stabilisierung mit großer Energie und unter Aufwand hoher Mittel (rund 800 Mill. RM.) an dem Ausbau ihrer Anlagen arbeitet, sowie auch für die Gemeinden, die jetzt Versäumnisse auf dem hygienischen Gebiet (Neubau von Krankenhäusern, Badeanstalten, Anlage von Spielplätzen usw.) und auf dem Schulgebiet nachholen. Hinzu tritt die Auffüllung der Lücken, die Krieg und Inflation im deutschen Wohnungsbestand entstehen ließen, dessen Wachstum weit hinter dem der Zahl der Haushaltungen zurückblieb. Der Neubau füllt diese Lücken nur langsam; immerhin wurden nach einer Schätzung der Reichskreditgesellschaft in den Jahren 1925 und 1926 zusammen rund 4,2 Milliarden Mark allein im Wohnungsbau investiert.

Neben diesem außerordentlichen Kapitalbedarf für bestimmte Sonderzwecke liegt auch noch aus anderen Gründen ein erheblicher Bedarf der deutschen Wirtschaft nach Auslandkapital vor. So diente ein Teil des aufgenommenen Auslandkapitals der *Finanzierung des deutschen Exports*. Auch hier lag ein einmaliger Bedarf vor. Das Zurückbleiben des deutschen Außenhandels hinter dem Vorkriegsumfang, das für die Inflationszeit weit mehr typisch war, als die damals viel besprochene und nur teilweise vorhandene Passivität der deutschen Handelsbilanz, beließ die deutsche Ausfuhr auf einem unerträglich niedrigen Niveau. Seit der Stabilisierung zeigt sie, auch abgesehen von der Sonder-Exportkonjunktur des englischen Bergarbeiterstreiks von 1926, eine Steigerung, die sie dem Vorkriegsumfang allmählich näher bringt. Gleichzeitig aber wurde sie auch stärker in den eigentlichen Konkurrenzkampf auf dem Weltmarkt einbezogen, den die Geldentwertung der deutschen Wirtschaft bis dahin erleichtert hatte. Dieser Konkurrenzkampf hat aber gegenüber der Vorkriegszeit vor allem insofern sein Gesicht verändert, als neben dem Preis der Ware die Dauer und die Kosten der mit der Warenlieferung verbundenen Warenkredite eine zunehmend größere Rolle spielen. An die Stelle der Preiskonkurrenz ist auf dem Weltmarkte weitgehend die Kreditkonkurrenz getreten, durch staatliche Maßnahmen (Exportkredite, Übernahme von Exportrisiken) von vielen Staaten weidlich unterstützt. Wer auf dem Weltmarkt mitkommen will, muß manchmal Preisdumping mitmachen, nahezu stets aber die Neuerscheinung auf dem Weltmarkte, das Kreditdumping (übermäßige Ausdehnung der Kredite draußen, weit mehr als im Binnenlande). Dieser Wiederaufbau des Exports forderte also ständig steigende Kapitalinvestionen auch der deutschen Ausfuhrindustrien und wird sie bis zur Erreichung des notwendigen Exportumfangs auch weiterhin noch erfordern.

Als dritter außerordentlicher Faktor des Kapitalbedarfs der deutschen Wirtschaft wirkte die eigentümliche Lage der deutschen Industrie am Ende der Inflation. Die Inflation hatte für die Industrie eine Aera

großer, oft übermäßig großer Investitionen bedeutet. Als sie plötzlich zu Ende war, wurden begonnene Erweiterungen der Anlagen zu Ende geführt, oft genug, ohne daß der Investition ein entsprechender Ertrag folgte. Außerdem aber ergab sich bei den veränderten Verhältnissen der Stabilisierungszeit oft genug die Notwendigkeit *zusätzlicher neuer Investitionen, um die ausgeweiteten Anlagen rentabel zu machen.* Darum bestand ein außerordentlich starkes Kapitalbedürfnis innerhalb der Industrie. Hinzu kam die rasche Entwicklung einiger neuer, der ebenso rasche Ausbau alter Industrien, der durch technische Verbesserungen und Fortschritte ungewöhnlicher Art bedingt war. Es sei hier nur an die nur bei erheblichem Kapitalaufwand möglichen Erfolge der deutschen chemischen Industrie auf den Gebieten des Stickstoffs, der Kunstseide, des Aluminiums und der Kohleverflüssigung, an die Mechanisierung der Arbeit im Kohlenbergbau und an die Rationalisierungsmaßnahmen der Eisen- und Stahlindustrie erinnert. Über die Erfolge der in Bergbau und Schwerindustrie vorgenommenen Rationalisierung liegen die folgenden zahlenmäßigen Ergebnisse vor:

Es betrug der Schichtförderanteil im Ruhrkohlenbergbau

	I. Vierteljahr 1925	I. Vierteljahr 1927
pro Kopf der Kohlen- und Gesteinshauer	2034 kg	2450 kg
pro Kopf der Gesamtbelegschaft	901 kg	1138 kg

Es betrug die Tagesleistung je Arbeiter (Januar 1925 = 100).

	I. Vierteljahr 1925	I. Vierteljahr 1927
bei der Roheisenproduktion	101,1	131,5
bei der Rohstahlproduktion	101,6	135,9

Außerdem hat Deutschland in den Iahren seit der Stabilisierung noch immer viel zu langsam, aber doch mit erheblicher Beschleunigung die *Motorisierung der deutschen Wirtschaft* und die Anpassung seiner Straßen in Stadt und Land an den Automobilverkehr in die Hand genommen, die ebenfalls stoßweise erhebliche Neuinvestitionen über das als normal anzusehende Maß hinaus mit sich brachten. Die Zahl der Großkrafträder hat sich in den drei Jahren von 1923 bis 1926 annähernd vervierfacht, die Gesamtzahl der Personenwagen und der Lastkraftwagen hat sich fast verdoppelt. Der Kapitalaufwand hierfür dürfte mindestens dreiviertel Milliarden Mark betragen haben. Seitdem ist eine weitere erhebliche Steigerung des Kraftwagenbestandes erfolgt, deren genaues Ausmaß statistisch noch nicht festgestellt ist.

Der vierte und bedeutsamste außerordentliche Faktor für die deutschen Kapitalansprüche an das Ausland liegt schließlich in den Reparationen. Soll jährlich auch nur ein größerer Teil der 2½ Milliarden Dawes-Jahreslast aus den Überschüssen der deutschen Wirtschaft an das Ausland gezahlt werden, so müssen die Überschüsse eben ein durchaus

übernormales Maß erreichen. Beträgt die normale Rendite investierten Kapitals etwa 8%, so müssen für die Aufbringung von 2½ Milliarden Reparationen im „Normaljahr" des Dawesplans zusätzliche 30 Milliarden Kapital gebildet und im Auslandgeschäfte nutzbringend verwendet werden! Das kann nicht in wenigen Jahren mit den eigenen Kräften der deutschen Wirtschaft geschehen. Wie es nachher mit der Absetzbarkeit der damit zusätzlich erzeugten Warenmenge, d. h. mit dem „Transfer" derartig hoher Summen für Reparationen aussieht, das ist eine Frage, für die nicht Deutschland die Verantwortung trägt, sondern der Reparationsagent.

Sind dies die Gründe, um derentwillen Deutschland, das seinen normalen Kapitalbedarf vielleicht normalerweise aus sich heraus befriedigen könnte, des Auslandkapitals bedarf, so wird sich doch aller Voraussicht nach die Entwicklung dieses Kapitalbedarfs so gestalten, daß er nach nicht allzu ferner Zeit wohl absteigende Tendenz zeigt. Der außerordentliche innerdeutsche Bedarf wird allmählich befriedigt, eine degressive Tendenz des deutschen Kapitalimports ist anscheinend tatsächlich vorhanden. Ein ungefährer Gradmesser für den deutschen tatsächlichen Kapitalbedarf ist die Gestaltung der Handelsbilanz. Ihre Passivität bedeutet, daß Auslandkapital nach Deutschland importiert wird; denn die Korrekturen, die sich daraus ergeben, daß auch jetzt wieder Deutschland aus seinen Dienstleistungen an das Ausland einen Überschuß zu seinen Gunsten buchen kann, sind relativ gering. Hier zeigt sich nun die folgende Entwicklung:

In den ersten vier Monaten des Jahres 1927 war zweifellos das Niveau der deutschen Produktion insgesamt erheblich höher als in der entsprechenden Zeit des Jahres 1925. So betrug der vom Statistischen Reichsamt errechnete Index der Produktion wichtiger industrieller Grundstoffe (1913 =100)

	1925	*1927*
Januar	100,8	113
Februar	102,2	113
März	104,6	113,3
April	100,6	111,7

die monatsdurchschnittliche Zahl der von der Eisenbahn im Güterverkehr geleisteten Tonnenkilometer (in Milliarden)

	1925	*1927*
I. Vierteljahr	4,782	5,357

die monatsdurchschnittliche Erzeugung von Rohstahl (in 1000 t)

	1925	*1927*
I. Vierteljahr	1182	1320

Dennoch betrug der Passivsaldo der Handelsbilanz in den ersten sieben Monaten des Jahres 1925 über 2,2 Milliarden, in den ersten sieben

Monaten des Jahres 1927 schon rund 2,1 Milliarden Mark. Der Kapitalbedarf der deutschen Wirtschaft, der vom Auslande her befriedigt werden mußte, war also nur unwesentlich geringer als vor zwei Jahren. Er war jedoch tatsächlich, wenn man alle Faktoren berücksichtigt, kleiner als damals. Infolge der schlechten Ernte des Jahres 1926 und infolge der gegenüber 1925 gestiegenen Getreidepreise, also infolge rein konjunktureller Faktoren, die sich in ihrer Ungunst wohl nicht oft wiederholen dürften und jedenfalls nicht dauernd sein müssen, wandte Deutschland in den ersten sieben Monaten 1927 rund 350 Millionen mehr für seinen Getreideimport auf als in der entsprechenden Zeit des Jahres 1925. Diese zusätzliche Belastung drückte sich nicht in entsprechend gesteigerten Ansprüchen an die ausländischen Kapitalmärkte aus; vielmehr blieben diese dennoch kleiner als vor zwei Jahren. Die Verminderung des Importüberschusses und die Deckung der zusätzlichen Getreideeinfuhr ist ausschließlich die Folge einer Exportsteigerung um eine Dreiviertelmilliarde in den ersten sieben Monaten 1927 im Vergleich mit der entsprechenden Zeit von 1925. Sie darf mindestens mit als Erfolg der deutschen Kapitaleinfuhr gebucht werden. Deutlicher kann wohl kaum die nützliche Wirkung der Kapitalimporte dargestellt werden, als es diese Zahlen tun; sie belegen wohl auch unsere Annahme, daß, auf lange Sicht gesehen, der deutsche Kapitalimport zurückgehen wird. Andererseits zeigen gerade diese Erfolge des deutschen Kapitalimports, wie notwendig und wünschenswert jetzt die Kapitalzufuhr, wenn sich ein Bedürfnis nach ihr zeigt, ist, wenn anders man nicht die offenbar sinnwidrige Annahme machen wollte, daß dieselben innerdeutschen Kreditnehmer, die bisher Auslandskapital zu ihrem eigenen Nutzen und zum Nutzen der deutschen Volkswirtschaft verwandten, jetzt auf einmal zu einer solchen Verwendung nicht mehr fähig seien.

All diese Überlegungen besagen an sich nur alte ökonomische Grundwahrheiten, und es wäre nicht notwendig, sie zu wiederholen, wenn nicht die Leitung unserer Reichsbank sich auf den entgegengesetzten Standpunkt stellte. Herr Dr. Schacht wehrt von zwei verschiedenen Standpunkten aus die Aufnahme von Auslandkrediten ab. Zunächst richtete sich sein Kampf gegen den „unproduktiven" Auslandkredit, wie ihn nach seiner Auffassung mehrfach die deutschen Gemeinden aufgenommen hätten. Produktiv sind nach solcher Auffassung streng durchgeführt vor allem solche Kredite, die der Förderung der Ausfuhr oder der Verminderung der Einfuhr dienten, d. h. die Zahlungsbilanz in ihren Auswirkungen günstig beeinflussen. Vor allem für solche Zwecke sollte Auslandskapital aufgenommen werden. Es wurde daraufhin eine „Beratungsstelle" als Kontrollinstanz für die kommunalen Auslandanleihen geschaffen, die im Laufe ihrer Tätigkeit mehr als die Hälfte der Gesuche um Ermächtigung

zur Auflegung komunaler Auslandanleihen abschlägig beschieden hat. Diese Kontrollinstanz hatte festzustellen, welche Investitionen der Gemeinden produktiv, welche unproduktiv seien. Maßstab für die Fällung ihres ausschlaggebenden Urteils war dabei wohl öfter die Frage, ob eine geplante Kapitalaufwendung „Dollars mache" oder nicht. Die Auslandanleihe für den Bau eines Elektrizitätswerkes erscheint bei solchem Gedankengange dann als produktiv, wenn man daran die Hoffnung knüpfen kann, daß inländische Kohlen für den Export mehr zur Verfügung stehen würden als vorher. Die Auslandanleihe für den Bau einer Badeanstalt erscheint dabei als unproduktiv, weil Körper- und Gesundheitspflege jedenfalls unmittelbar nicht wesentlich zur Besserung der Zahlungsbilanz beiträgt. Dabei kann ein Elektrizitätswerk im Sinne einer rationellen Elektrizitätswirtschaft noch unzweckmäßig geplant sein, der Bau etwa von Schulen und Anstalten dagegen einem dringenden lokalen Bedürfnis entsprechen. Vor allem aber: Sportplatz, Badeanstalt und Rathaus wurden dann meistens doch gebaut, aber nicht aus Anleihe, sondern aus Steuern. Die Folge war diese: Die Stadt, die ihre Badeanstalt haben wollte, lähmte die Exportfähigkeit der in ihr ansässigen Industrie durch übermäßigen Steuerdruck. Adam Smith behält hier schon recht: *Jede solche Zwangspolitik in der sonst freien Wirtschaft wirkt dem gewollten Zweck genau zuwider.* Sie erzielt fast immer das Gegenteil dessen, was beabsichtigt ist. Das Ergebnis dieser Kontrollpolitik wird auch heute wohl allgemein ungünstig beurteilt. Günstigstenfalls führte sie dazu, daß der Kapitalbedarf der Gemeinden aus inländischen Quellen versorgt und dafür derjenige der Industrie auf die ausländischen Kapitalmärkte abgedrängt wurde, d. h. zu einer Verteuerung der Kapitalaufnahme im Auslande, da im allgemeinen die Gemeinden günstigere Anleihebedingungen zu erzielen wußten, als die industriellen Unternehmungen. Eine Verminderung der gesamten ausländischen Kapitalaufnahme kam so jedenfalls nicht zustande. Man kam infolgedessen zur Besteuerung des Ertrags aus neu aufzulegenden Auslandanleihen. Das bedeutete Doppelbesteuerung der Ausländer, da diese nun in Deutschland und in der eigenen Heimat noch einmal den Kapitalertrag zu versteuern hatten. Das half; so gründlich, daß man jetzt (Juni 1927) die Wiederaufhebung dieser Maßnahme praktisch wohl schon beschlossen hat. Adam Smith behielt noch einmal recht: Das als langfristiges Geld gehemmte Auslandkapital kam in großen Summen als kurzfristiger Bankkredit und finanzierte so das Defizit der Handelsbilanz im Jahre 1927. Aber kurzfristiger Kredit ist für uns weit weniger erfreulich als langfristiger; im wenigst geeigneten Moment zieht der unsichere Kantonist kurzfristig von dannen.

Das zweite Argument Dr. Schachts lautet dahin, *durch die Aufnahme von Auslandkapital ergebe sich eine scheinbare Reparationsfähigkeit der deutschen Wirtschaft, die in Wahrheit nicht vorhanden sei.*

Da die Aufnahme von Auslandanleihen den wirtschaftlichen Fortschritt in Deutschland fördert, fördert sie auch die Reparationsfähigkeit Deutschlands. Sicherlich war sie sogar eine der Voraussetzungen dafür, daß Deutschland bisher ohne entscheidende Schwächung seiner Wirtschaftskraft Reparationen leisten konnte. Dr. Schacht hat also recht, wenn er der Meinung ist, daß die Hereinnahme von Auslandkapital die Zahlung von Reparationen erleichtert. Er ist aber wohl nicht ganz im Recht, wenn er meint, sie sei die Voraussetzung dafür, daß überhaupt Reparationen geleistet werden könnten. Die Monate der praktischen Hemmung der Zulassung von Auslandanleihen 1926 bis 1927 zeigen jedenfalls dies: Herr Gilbert hat mehr transferiert, als je zuvor; nur der Druck auf den deutschen Kapitalmarkt wurde verstärkt. Ohne die Hereinnahme von Auslandkapital würde schon vorher die Reparationslast weit mehr drückend gewesen sein. Reparationen hätten nur dadurch geleistet werden können, daß ein Druck auf die deutsche Lebenshaltung ausgeübt wurde; sie wären auf Kosten der Schwächung der deutschen Wirtschaft ermöglicht worden, während bisher durch das Auslandkapital eine Stärkung eintrat, die die Zahlung von Reparationen gewiß absolut nicht weniger drückend macht, als sie ohnedies wäre. Anders ausgedrückt: Deutschland leistet zum mindesten vorerst keinen kleineren Betrag, gleichviel, ob es Reparationen bei gleichzeitiger Aufnahme von Auslandkapital zahlt, oder ohne solche. Wohl aber wird der Druck auf die deutsche Lebenshaltung größer, wenn beim Wiederaufbau von Deutschlands innerer Wirtschaft und Deutschlands Export das Auslandkapital nicht mithilft.

Wo die Grenze von Deutschlands Leistungskraft tatsächlich liegt, das wird ohnehin bald klargestellt werden müssen. *Wenn die Aufnahme von Auslandkapital keinen Mehrertrag an Leistung über die Kosten dieses Kapitals hinaus bringt, dann — wird sie von selber aufhören. Die Auffassung, daß „Devisen hereinkommen", also für den Reparationsagenten zusätzlich zum „normalen" Devisenanfall „leicht greifbar" seien, ist weitgehend merkantilistisch. Wären die „Pumpdevisen" in Natur „hereingekommen", so hätten wir mit ihnen die Mehreinfuhr nicht zahlen, unseren eigenen Export damit nicht finanzieren können. Nicht Devisen kommen herein, sondern ganz hauptsächlich Baumwolle, Kupfer, Kautschuk auf Kredit;* teilweise verwandeln sich auch die Auslandkredite alsbald in solche Kredite, die wir selber ans Ausland geben müssen. Sie machen gewiß auch Devisen frei, die sonst für diese Rohstoffe aus unserm Exporterlös hätten genommen werden müssen. Aber wer wird den Reparationsagenten hindern, genau dieselben Devisen mit den ihm überwiesenen Reichsmark zu kaufen? Nur fehlen sie uns dann künftig für die Finanzierung von zusätzlichem Import und Export. Es ist sehr möglich, daß solcher zusätzlicher Import und Export in einer kommenden, vielleicht nahen Zukunft nicht mehr so viel Mehrertrag abwirft, wie Herr Gilbert für seinen Mehr-Transfer

dann brauchen wird. Dann wird schon vorher der Bedarf der Wirtschaft nach mehr „Devisen", nämlich nach mehr Auslandkredit, aufhören. Aber die Auslandkredite abzudrosseln, ehe wir diese Sättigungsgrenze erreichen, das war zum mindesten in den vergangenen 18 Monaten wenig weise Politik; denn

1. hat Herr Gilbert dennoch bis Mitte 1927 fast den letzten Pfennig transferiert;

2. haben wir durch Hemmung der Auslandkredite Herrn Gilberts künftige Aufgabe nur erleichtert. Was wir für private Schuldenzinsen an Devisen künftig ausgeben, ist für ihn nicht mehr da;

3. haben wir folglich durch die Embargo-Politik nur unsere eigene Produktionskraft während der „Schonjahre" unter dem möglichen Maß gehalten.

Diese Erfahrungen waren es offenbar, die Deutschland nunmehr veranlaßten, trotz ständig steigender Reparationslast die Sperre der Auslandanleihen wieder zu mildern. Vorerst brauchen wir noch Auslandkapital und werden es richtig verzinsen und tilgen. Wir wollen damit unseren Produktionsapparat weiter stärken; insoweit daraus mehr Zahlungskraft kommt, werden wir kräftiger für Tragung der inneren und äußeren Last. Wird die äußere Last, wie auch wir befürchten, demnächst zu schwer, so wird sie die Zahlungskraft der Wirtschaft einengen, damit zuerst aber auch ihre Aufnahmekraft und -willigkeit für Anleihen des Auslandes. Vorerst ist das noch nicht der Fall. Deshalb sollten wir künstliche Hemmungen beseitigen und auf die natürliche Entwicklung und auf die gesunde Einsicht unserer privaten ausländischen Gläubiger für das wirtschaftlich Mögliche vertrauen. Sie wird in eigenen Interesse vielleicht schon bald ihre politischen Vertretungen auf die *Frage „Transfer oder deutsche Kaufkraft für Auslandwaren"* hinweisen.

Die französische Gewerkschaftsbewegung.

Von *L. Jouhaux,*
Generalsekretär der Confédération Générale du Travail.

Es ist eine schwere Aufgabe, in einem kurzen Artikel die Aktivität es Allgemeinen Arbeiterverbandes (Confédération Générale du Travail) ährend des letzten Zeitraumes zu schildern, denn diese Aktivität, elbst wenn man von jeder internationalen Aktion absieht, mußte sich ber unendlich viele verschiedene Gebiete erstrecken, die das ganze irtschaftliche und soziale Leben des Landes berühren. Die Leser ieses Artikels dürfen nichts anderes erwarten als nur einige summa- sche Hinweise, die ihnen jedoch einen ziemlich genauen Begriff von en Richtlinien der französichen Gewerkschaftsbewegung vermitteln önnen. Die Aktivität der Confédération Générale du Travail, die wir er Einfachheit halber mit den Anfangsbuchstaben C. G. T. bezeichnen, st in erster Linie auf die Verteidigung der unmittelbaren Interessen er Arbeiter gerichtet, sie ist im wesentlichen bemüht, den Augenblick orzubereiten und zu beschleunigen, an dem die Arbeiterbewegung eine ntscheidende Rolle in der modernen Wirtschaft spielen wird, um die ndustrielle und soziale Reorganisierung durchzuführen, die durch die olgen des Krieges notwendig geworden ist.

Man hat oft, sowohl in Frankreich wie im Ausland, vom Reformis- us der C. G. T. gesprochen. Man hat behauptet, daß sie mit ihren evolutionären Anschauungen gebrochen hat. Nichts ist weiter von der ahrheit entfernt. Man wird es verstehen, daß ich mich bei der Dis- ussion der Beschuldigungen und Lügen der fahnenflüchtigen Radi- alen nicht aufhalten will. Ich möchte nur das eine antworten, daß wir desmal, wenn man glaubte, einen Stellungswechsel unserer Bewegung ufweisen zu können, in der Lage waren, zu zeigen, daß es nicht der all war, und es ist uns gelungen, die Kontinuität unserer Tradition ber alle Zweifel hinaus darzulegen. Diese Tradition kann man in nem einzigen knappen Satz zusammenfassen. Die Gewerkschafts- ewegung ist eine Kraft der sozialen Umbildung und kann nichts nderes sein.

Das eine stimmt, daß die französische Arbeiterbewegung jede atastrophale Lösung ablehnt und nicht zugeben will, daß das Elend

der Arbeiter und die Agitation, die man auf diese Not aufpfropfen will, ein Versprechen der Befreiung sei. Sie hält an dem Glauben fest, daß die Aktion der Arbeiter darauf hinausgehen soll, den sozialen Organismus immer tiefer zu durchdringen, die Stellung zu erweitern, die den Arbeitern innerhalb der kollektiven nationalen und internationalen Aktivität eingeräumt wird. Sie ist nicht der Ansicht, daß man irgend etwas schaffen kann, indem man sich über die vorherrschenden Verhältnisse, innerhalb derer es zu handeln gilt, hinwegsetzt, denn die französische Arbeiterbewegung rechnet mit der Wirklichkeit. Sie ist ebensowenig der Ansicht, daß die Sorge um die Lebensbedingungen der Arbeiter, um die Eroberung einiger Verbesserungen eine genügende Aufgabe sei. An diese Verteidigung der Arbeiterinteressen und der Alltagskämpfe um ihre Rechte knüpft sie das Bestreben an, sie der Vorbereitung der Zukunft dienstbar zu machen.

Auf diese Weise wird die Grundlage ihres Aktionsproblems im Inlande selbstverständlich durch die wirtschaftlichen und sozialen Verhältnisse bedingt oder besser gesagt, durch die Verhältnisse der Nachkriegszeit und der Krisen, die seit acht Jahren aufeinander folgen. Aber sie hat dabei nie versäumt, diese Aktivität, die ihr durch die Umstände aufgezwungen war, zu einem Element der sozialen Evolution zu machen.

Gestern war es die Währungskrise, die sich von Tag zu Tag verschärfte. Der Allgemeine Arbeiterverband schrak nicht davor zurück die Täuschung der Festbesoldeten zu zerstreuen, fürchtete sich nicht vor einer demagogischen Kampagne, die den Kapitalisten der Großindustrie wie gerufen kam und zögerte nicht, in ihrem Manifest, das ein weites Echo gefunden hat, die Stabilisierung des Franken zu fordern. Und man kann sagen, daß seine Stellungnahme eine Strömung der öffentlichen Meinung entscheidend bestimmte.

Es war auch die C. G. T., die auf die wachsende Arbeitslosigkeit hingewiesen hat, und ihr Notruf hat die allgemeine Aufmerksamkeit auf diese Krise gelenkt, von der man damals nur wenige Symptome sah. Sie war es in erster Linie, die die ganzen Maßnahmen ausgearbeitet hat, die unternommen werden mußten und die auch die Regierung unter ihrem Einfluß angewandt hat.

Ich beschränke mich darauf, nur auf diese beiden Schritte hinzuweisen, die an sich schon genügen, sowohl die Wachsamkeit wie die Aktivität unserer Bewegung zu beweisen, zu der sie sich trotz der mannigfaltigen Schwierigkeiten, an denen es im Laufe der Zeit nicht gefehlt hat, trotz der Hindernisse, die ihr die Kommunisten durch die Spaltung der Arbeiterklasse bereiteten, durchgerungen hat.

Unsere Stärke liegt darin, daß wir die Aktion nicht mit der Agitation, unsere rechtlichen Forderungen nicht mit der Konjunkturze verwechseln. Wir sind der Ansicht, und wir haben es auch bewiesen, daß eine entschlossene Aktivität, die in dem gegebenen Augenblick aus

geübt wird und sich dann durch ihre Klarheit und Stärke durchsetzt, eine kostbare Waffe in den Händen der Arbeiter ist.

Ich habe eben gesagt, daß wir die soziale Umformung, die endgültige Revolution, als eine sich dauernd verbreitende Durchdringung im Organismus der Gesellschaft ansehen. Diese Ideen hat der Allgemeine Arbeiterverband in seinen letzten Schritten zu verwirklichen versucht. Er hat versucht, die Bildung leitender Organe der Wirtschaft herbeizuführen, bei denen die organisierten Arbeitnehmer dieselbe Stellung innehaben sollen wie die Arbeitgeber. Der nationale Wirtschaftsrat (Conseil Economique National), der nationale Arbeitsrat (Conseil national de la Main-d'oeuvre), sind zwei solcher Institutionen. Aber selbst diese Ergebnisse sind nur als Anfänge zu betrachten, und wir verhehlen uns nicht, daß sie uns nicht befriedigen, aber wir sind voller Zuversicht, daß die gegenwärtigen Verhältnisse die Entwicklung in dem von uns gewünschten Sinne begünstigen werden. Diese Entwicklung muß einerseits, im Einklang mit unseren Ideen, von der Bildung analoger internationaler Institutionen begleitet sein und andererseits von der Durchführung der neuen Rechte in der Produktion selbst. Die Industriellen werden die Berücksichtigung unserer Ansprüche nicht vermeiden können, wenn sie zu einer im Sinne unserer Organisation verstandenen Rationalisierung der Industrie, der Einführung der neuen Technik schreiten wollen.

Ich will zum Schluß noch einige Worte über unsere Bemühungen um die Einführung des Achtstundentages sagen, der wie ein rotes Tuch auf die Industriellen in allen Ländern wirkt. Was man auch dagegen sagen könnte, und obwohl die Situation noch keineswegs unseren Wünschen entspricht, ist doch die große Reform in unserem Lande verwirklicht worden. Wir haben alle Angriffe gegen sie entkräftet, und es ist uns gelungen, die Vorteile des Achtstundentages in erster Linie den Seeleuten und den Eisenbahnarbeitern, die sie bis dahin entbehrten, zu sichern.

So kurz und eilig auch diese Zeilen sind, zeigen sie doch den zugleich genossenschaftlichen und sozialen Charakter der französischen Gewerkschaftsbewegung, die durch schrittweise Eroberungen die Befreiung der Arbeitskräfte und die Entwicklung der vollen Menschlichkeit des Erzeugers erstrebt.

Der Weg der britischen Politik.

Von *H. G. Wells.*

Ich hasse den Nationalismus, und meine reifende Erfahrung hat meinen Imperialismus (der Jahre 1899—1900) tief und vielleicht unheilbar erschüttert, aber das hindert nicht, daß ich intensiv, gefühlsmäßig und aus tiefster Seele englisch bin. Aber trotzdem ich mich als Engländer fühle, tue ich nicht so, als ob ich mystische und unmögliche Emotionen bei dem Gebrüll des Nationalliedes oder beim Anblick dieses seltsamen politischen Kompromisses des letzten Jahrhunderts, des Union Jack, der die wirkliche englische Fahne des heiligen Georg verschlungen hat und noch gegen alle Vernunft das Kreuz des heiligen Patrick mitten in seiner Wirrnis behält, fühlen würde. Weil ich englisch bin, heißt es noch nicht, daß ich den hohen Republikanismus meines englischen Milton, meines englischen Cromwell und meines ebenso englischen George Washington einer Mode der jüngsten Zeit zuliebe verwerfen soll. Ich will auch nicht den englischen Gedanken mit einer künstlich gezüchteten Abneigung gegen Auslandswaren und den schlauen Versuchen, den Handel der anderen Länder zugunsten unserer eigenen Erzeugnisse abzuwürgen, verwechseln. Ich muß sagen, daß ich mich ein wenig schäme, wenn ein freundliches und entgegenkommendes ausländisches Postamt mir meine Briefe, gestempelt mit der aufdringlichen Mahnung: „Kauft nur britische Waren!", aushändigt. Und trotzdem behaupte ich, daß ich ein, wenn auch unwürdiger, Sproß einer großen Rasse bin und der Erbe einer unantastbaren Tradition, die in Wort und Tat sich als liebenswürdig und großzügig erwies. Mein Volk, das englische Volk, hat mächtige Nationen geschaffen, hat durch viele kräftige Generationen hindurch für Freiheit und fair play gelebt und hat die ganze Welt mit seinem abenteuerlichen Mut befruchtet.

Ich behaupte fest, daß wir Engländer, die vielleicht ein Drittel der Bevölkerung der Vereinigten Staaten und ein Achtel der Bevölkerung des britischen Reiches bilden, ein für die Menschheit notwendiges Volk sind, daß es gewisse Gelegenheiten und Schicksalsstunden gibt,

in denen der „Engländer Gottes" — wie ihn Milton nannte — eine Rolle zu spielen hat. Wir rühmen uns oft, daß wir frei heraussagen, was wir denken, ohne Furcht und Schmeichelei, und daß wir uns nicht wie Herden einhertreiben lassen, nicht durch Schwierigkeiten oder Niederlagen — selbst nicht durch Niederlagen — eingeschüchtert werden. Und trotzdem ich das glaube, halte ich es für mein Recht und meine Pflicht als ein einfacher Engländer, die Schritte meines eigenen Volkes, wo es auch sei, in Britannien oder Amerika, in Indien oder Afrika oder Australien zu überwachen und so klar und offen wie nur möglich meine Meinung auszusprechen, wenn es mir scheint, daß es den Eigenschaften, denen es seine Stellung in der Geschichte wie die Achtung der Menschheit verdankt, nicht entspricht. Ich will lieber das Recht für mich in Anspruch nehmen, die Schießerei von Amritsar, die Gerichtsbarkeit von Massachusetts, die solche unglückseligen Geschöpfe wie Sacco und Vanzetti hart und grausam trifft, verurteilen zu können, als den materiellen Erfolg einheimsen, den mir das Leben bieten kann. Auf diese Weise kann ich etwas von der Pflicht erfüllen, die mir meine Zugehörigkeit zum englischen Volke auferlegt.

Wir waren nie ein Volk theatralischer Aufmachung. Es gab wenig heroische Gesten in unserer Geschichte und wenig Rhetorik. Ich habe nie behauptet, daß wir eine Rasse von Übermenschen sind, und unsere Dramen, unsere Romane und unsere Alltagsgespräche sind reich an Selbstironie. Der einfache britische Soldat hält seinen Einzug in die Literatur in der Gestalt von Falstaff, Bardolph und Pym, und der Ausländer ist immer freundlich begrüßt worden und bekam das Recht auf das fair play eingeräumt — jedenfalls bis zum Jahre 1917. Wir rühmten uns mit Vorliebe, daß das Wort eines Engländers ein ungeheures Prestige besitzt. Wir haben oft behauptet, daß es uns lieber wäre, unter den Völkern der Erde Vertrauen als Bewunderung zu finden. Wie auch die diplomatische Situation in Wirklichkeit sein mochte, die großen Massen des englischen Volkes, sowohl in der alten wie in der neuen Welt haben jedenfalls geglaubt, daß sie im Weltkrieg den aggressiven, monarchistischen Militarismus bekämpften und den Weg für einen uniformlosen Frieden bahnten. Sie haßten Deutschland viel mehr wegen seines militärischen Drills, als wegen der Bedrohung unserer Flotte. Der Keim dieser etwas angewelkten, aber noch lebenden Pflanze, des Völkerbundes, wurde von dem praktischen Liberalismus der englischen Mentalität auf beiden Seiten des Atlantischen Ozeans gesät und wäre ohne den Glauben an Vernunft und Gerechtigkeit, von dem die Engländer erfüllt waren, nie ins Leben gerufen worden. Der Glaube unseres Volkes stand an der Wiege dieses Experimentes, und von den Engländern allein kann die Welt den geistigen Mut verlangen, der nötig ist, um die Enttäuschungen des Völkerbundes zu überwinden und genug Entschlußkraft zu finden, um

den nächsten Vorstoß und das nächste Experiment in derselben Richtung zu organisieren.

Der gedankliche Liberalismus und die zurückhaltende Beständigkeit des Handelns bildeten den Anteil des englischen Volkes an der Entwicklung der Menschheit im Laufe der letzten zwei Jahrhunderte. Keiner von uns rühmt sich anmaßender Überlegenheit über andere Völker, und die meisten geben Inferioritäten ohne Zögern zu. Die Franzosen sind sicher unmittelbarer und klarer in ihrem Denken als wir, und die Deutschen sind viel gründlicher. Uns fehlt die Lebhaftigkeit der Levantiner und der geistige Reichtum der Slaven. Wir haben eine seltsame atmosphärische Eigenschaft unserer Gedanken, wir gehen nicht sehr schnell an die Lösung unserer Probleme heran, wir überlegen uns so lange alle Schwierigkeiten und tragen einen solchen Mangel an Hast und Eifer zur Schau, daß ein Beobachter darüber in Verzweiflung gerät. Gegenwärtig — und eigentlich schon seit dem Jahre 1917 — spielen wir keine besonders vorteilhafte Rolle. Es ist Zeit, daß wir aufwachen und uns bewußt werden, was wir tun. Es mag der Zeitpunkt kommen, an dem wir entdecken, daß die Welt auf die Engländer nicht gewartet hat.

Seit zehn Jahren versuchen die Engländer — und unter Engländern verstehe ich das ganze englischsprechende und englischdenkende Volk der Vereinigten Staaten und des britischen Reiches, denn ich kann sie nicht in dieser Hinsicht voneinander trennen — irgendeine Regelung der Weltlage herbeizuführen, die einen dauernden Frieden sichern würde. Ich glaube nicht, daß es einen Völkerbund ohne die Initiative der Engländer auf beiden Seiten des Atlantischen Ozeans gegeben hätte, und ich glaube, daß die Billigung und die Begrüßung, die die anderen Völker diesem Vorschlag angedeihen ließen, sich auf ihren Glauben an das Wort des Engländers, auf ihre Zuversicht, der große Teil der Menschheit, den wir Engländer bilden und beherrschen, werde schon dafür sorgen, daß die gewaltigen Versprechungen des Präsidenten Wilson in Wirklichkeit umgesetzt werden, zurückführen läßt. Sie glaubten, daß es so viel moralische Kraft in der Welt gibt, um es durchzusetzen und daß die englischsprechenden Massen diese Kraft verkörperten und sie zu verwirklichen gewillt waren. Ich habe einen genügenden Glauben an die Eigenschaften meines Volkes, um überzeugt zu sein, daß die anderen Recht hatten. Ich glaube, daß am 11. August 1918 die Welt an der Schwelle einer großzügigen, dauernden Regelung ihrer politischen Probleme stand, die den Krieg beendet hätten, ich glaube auch, daß der Krieg, um den Krieg zu beenden, durchgekämpft und gewonnen war, daß der Wille, den Krieg zu beenden, ausreichte, um diese Regelung durchzuführen, und daß es die Organisation dieses Willens war, die versagte und eine Niederlage erlitt. Der Wille, den Krieg zu beenden, war in einem Netz politischer

und diplomatischer übler Gewohnheiten und Sitten eingefangen und verstrickt. Und es war hauptsächlich der in den Vereinigten Staaten wie im britischen Reiche vorhandene Wille, den Krieg ein für alle Male zu beenden, der das natürliche Rückgrat einer Friedensorganisation bilden sollte, und der versagte, verzettelt, zerstreut und besiegt wurde.

Das Versagen des Friedenswillens in Amerika, die Niederlage, die er dort erlebte, ist gründlich besprochen worden, und die Tatsachen in ihren Umrissen sind allgemein bekannt; die Absicht des Präsidenten Wilson, den Weltfrieden zum Monopol der demokratischen Partei zu machen und die darauf folgende Entfremdung der republikanischen Mehrheit; seine Besessenheit durch die Idee der Souveränität der Nationalitäten und seine Unfähigkeit, sich auszudenken, was er unter einer Nationalität verstand; seine diplomatische Inkompetenz und seine intellektuelle und moralische Isoliertheit sind in einer gewaltigen, kritischen Literatur geschildert worden. Als das amerikanische Volk sich bewußt wurde, daß sein Friedenswille einen Rückschlag erlitten habe, versuchte es in Empörung, Widerwillen und übler Laune die Schuld von seinen eigenen politischen Institutionen auf Wilson zu schieben. Aber die Erinnerung an das Versagen des *englischen* Friedenswillens ist eine Geschichte, die noch nicht in aller Klarheit dargelegt worden ist. Es lohnt sich, ihre Elemente aufzudecken. Es ist eine Geschichte der Vereitelung durch Politiker, die noch auffälliger ist als die amerikanische Parallele.

Es gibt heute in Großbritannien, bei der Behandlung der Fragen der breiten Öffentlichkeit, wie es schon immer der Fall war, eine auffallende Mehrheit der linksstehenden Wähler. Der Geist des britischen Volkes ist auch jetzt, wie er es seit einem Jahrhundert im allgemeinen war, liberal, kompromißfreudig, tolerant und bemüht, auf eine anständige Weise den Verkehr zwischen Volk und Volk, Klasse und Klasse zu regeln. Und doch steht die britische Regierung heute nicht einfach abseits bei der Führung der Weltpolitik, wie es die amerikanische tut, sondern wird zur leitenden Macht, die überall in der Welt zur sozialen Reaktion, zum Nationalismus, zu Rüstungen und zum Kriege treibt. Sie verzögert die Auswirkung der Arbeitsgesetzgebung in Genf, sie hat eine enge, nationalistische Zollpolitik verfolgt und die Ergebnisse der Wirtschaftskonferenz gehemmt. Sie hat eine rückschrittliche Rolle in der Entwaffnungsfarce gespielt, sie versucht, die Armee zu mechanisieren, sie hat die Bemühungen ihres Vorgängers zu einer Verständigung mit Rußland zu gelangen, unterbrochen und hat viel dazu beigetragen, um den ersten hoffnungsvollen Versuch, in China etwas Besseres als eine Räuberregierung zu schaffen, zu vereiteln und zu desorganisieren, sie wird zum freundlichen und hilfsbereiten Verbündeten der fascistischen Tyrannei in Italien, diesem vorübergehenden Erfolg der nationalistischen Gewalt, der die kampflustigsten und aggres-

sivsten Elemente in der französischen, deutschen, spanischen, polnischen und bulgarischen Politik stützt und ermutigt; sie tut ihr Bestes, um die politische Vertretung der britischen Gewerkschaften zu zerbrechen, sie hat jeden Erziehungsfortschritt aufgehalten, und in den Vorschlägen Caves zur Rekonstruktion des House of Lords hat sie offen ihre Absicht zur Schau getragen, die britische Konstitution derart zu verändern, um das Imperium ein für allemal mit einer Junkerkontrolle, einer dauernden Überlegenheit der uniformtragenden und streng konservativen Klasse zu belasten. Das war zu viel, selbst für ihre eigenen Parteianhänger, und ihre Vorschläge sollen entweder umgeändert oder zurückgezogen werden. Aber das ursprüngliche Projekt war eine gute Warnung, die für den wirklichen Geist, der heute die britische Regierung beseelt, charakteristisch ist. Die heutige britische Regierung tut in der Tat ihr Bestes, um die Rolle des besiegten Hohenzollernschen Imperialismus auferstehen zu lassen, und wenn sie das britische Reich bei seinem jetzigen Kurs zu halten vermag, wird sie sicher das englische Volk in einen Kampf hineintreiben und auf ein Schicksal hinsteuern, das eine Wiederholung der deutschen Erfahrung bedeuten mag. Und dies ist sie imstande zu tun, trotz des nationalen Temperamentes und der hohen Traditionen der Engländer, dank der Fähigkeit und Kurzsichtigkeit der Politiker, denen es gelungen ist, sich den breiten Massen des liberalen Gedankens aufzuzwingen.

Das ist die bedeutendste Tatsache der Weltlage von heute. Die Paralyse des englischen Liberalismus trägt mit sich die Lähmung des Fortschritts durch die ganze Welt.

Die elementare Notwendigkeit, die diesem Teil des englischen Volkes, das den Kern des britischen Reiches bildet, sich aufzwingt, wenn es seine wirkliche Rolle bei der Formung der Menschheitsgeschichte spielen soll, ist, die Baldwin-Regierung und ihre Werke so schnell wie möglich abzuschütteln. Das muß es zu seinem eigenen Vorteil und zum Vorteil der Weltzukunft tun. Es muß sich von diesem imperialistischen Militarismus befreien, der seiner Natur fremd ist. Es ist eine Verpflichtung, die ihm auferlegt wird. Aber wenn das englische Volk sich an die liberalen und die Labourpolitiker wendet, die seinen offensichtlichen Willen in vollendete Tatsachen umsetzen könnten, findet es eine Schar aktiver und kluger, zweitklassiger und drittklassiger Menschen, die in kleinliche Streitigkeiten verwickelt und in zwei sich bitter bekämpfende Lager gespalten sind, die sich auch nicht durch einen Schatten des Prinzips voneinander unterscheiden. Ich selbst, der ich alle diese Menschen aus nächster Nähe kenne, weiß bei vielen von ihnen nicht, zu welcher Partei sie augenblicklich gehören. Bei diesem oder jenem frage ich: „Ist er übergegangen oder ist er zurückgekommen?“, so wenig ist es eine Frage der Eigenschaft

und so sehr eine der Postadresse. Die liberale Partei scheint mehr Advokaten zu besitzen und die Labourpartei mehr glorifizierte Gewerkschaftsfunktionäre, aber ein Korvettenkapitän Kenworthy zum Beispiel kann von einer Partei zur anderen gehen und zurückkehren, mit einer so geringen Veränderung seiner Natur wie ein Seelöwe, der durch den Reifen springt. Als die Labourpolitiker zur Macht kamen, haben sie sich als milde Snobs erwiesen, gesellschaftlich eher unwissend als tugendhaft und in rührender Weise bemüht, der Welt zu versichern, daß es keine Gefahr des Sozialismus in unserer Zeit gibt. Es sind Liberale mit roten Krawatten, die um den Ernst ihrer jungen Anhänger werben müssen. Auf der liberalen Seite gibt es kluge, bedächtige Gestalten wie Sir John Simon und Sir Herbert Samuel, die sich in dem offensichtlichen Versuch, jenen beherrschenden, anziehenden und begeisternden Persönlichkeiten zu gleichen, die die englischen Massen lieben und bewundern sollen, in Positur werfen, und diese beiden sind noch dazu die Prominentesten einer ganzen Schar durchschnittlicher Karrierejäger ohne jede persönliche Bedeutung. Da ist auch Lloyd George, der mit Hilfe verblüffender Gesten versucht, den Geist der Einigung einzufangen, der unsicher durch die auseinandergesprengten Reihen flattert. Lloyd George könnte sehr gut den Geist der Einigung einfangen, wenn nur der Geist der Einigung die Sicherheit hätte, ihn selbst eingefangen zu haben. Aber es gibt keine bedeutende Gestalt, die fähig wäre, beide Teile zu halten und ihnen Vertrauen einzuflößen. Philip Snowden könnte es tun, wenn er physisch kräftiger wäre.

So stellt sich die Lage dar. Eine Nebenwahl folgt nach der anderen. Jedesmal vermindert sich die Anzahl der für die Regierung stimmenden Wähler im Verhältnis zu der Gesamtheit der abgegebenen Stimmen; manchmal gelingt es den Liberalen, die Stimmen zusammenzukratzen, manchmal trägt ein Vertreter der Labourparty den Sieg davon, und manchmal behält der Konservative seinen Sitz, trotzdem zwei Drittel der Wähler ihre Stimmen gegen ihn abgaben. Aber bei den allgemeinen Wahlen schwellen die gegenseitigen Feindseligkeiten der beiden streitenden Parteien zu einer solchen Böswilligkeit an, daß sie den Sieg einer Regierung dem Erfolg des verwandten Rivalen vorziehen. Es ist ebenso wahrscheinlich, daß die nächsten Wahlen die Regierung an der Macht lassen werden, eine Möglichkeit, die für die ganze Welt unheilvoll wäre, wie daß eine der Oppositionsparteien eine größere Stimmenzahl zusammenkratzen würde als die Tories.

Für die große Masse des englischen Volkes sind diese Parteikämpfe und Streitigkeiten zwischen den Liberalen und den Labourpolitikern von geringem Interesse. Keiner glaubt, daß die Labourparty den Mut oder die Fähigkeit besitzt, ausgedehnte Verstaatlichungen durchzuführen, und keiner glaubt, daß die liberale Regierung eine Politik vertreten würde, die sich beträchtlich von der einer Labour-Regierung

unterscheidet. Aber eine liberale oder eine Labour-Regierung würde den Fortschritt der Erziehung fördern, die Rüstungen einschränken, die Welt von der Furcht abenteuerlichen Vorgehens gegen Rußland und China befreien, die mehr oder weniger verstohlen von Großbritannien unterstützt wird, sie würde die Verbindung mit Mussolini lösen, für die Redefreiheit und die Freiheit des einzelnen eintreten und die nach Frieden und Zivilisation strebenden Kräfte in Frankreich, Deutschland, Polen und Ungarn stärken. Eine von den beiden Regierungen würde es tun. Eine der beiden wird von der Bevölkerung herbeigewünscht, und die Frage, die die Politiker sich stellen, ist die, welche es sein wird. Die Intriguanten der liberalen sowie der Labourpartei haben das Land um das Proportionalwahlrecht gebracht, das viele der jetzigen Schwierigkeiten behoben hätte. Es ist zu spät, jetzt auf diese Lösung zurückzugreifen. Die erste Sorge des intelligenten Englands ist jetzt, sich von diesem junkerhaften Baldwin-Ministerium zu befreien, das jedem intelligenten Geschäftsmann und Finanzpolitiker, der ein gewisses Verständnis für die notwendige kosmopolitische Einstellung in dem modernen Geschäftsleben hat, ebenso unverdaulich ist wie der Hauptmasse des liberal gesinnten Volkes.

Wie läßt sich das erreichen?

Es scheint mir, daß man es am besten durch die Bildung einer Reihe lokaler politischer Organisationen tun könnte, die unabhängig von den lokalen, offiziellen, liberalen und Labourparteien wären. Wir brauchen eine Organisation eines Blockes von Wählern, die zuerst gegen die Regierung und dann in zweiter Linie entweder für die Liberalen oder die Labourpartei stimmen würden. Das Vernünftigste scheint mir, in jedem Wahlkreis für diejenige der beiden politischen Parteien zu stimmen, die bei der vorigen Wahl die größte Stimmenzahl gegen die Konservativen errungen hatte, ohne Rücksicht auf den Unsinn der gegeneinander vorgebrachten Schmähungen. Man müßte da für die liberale und dort für die Labourpartei stimmen, um nicht die Stimmen zu verschwenden. Auf diese Weise würde die Regierung in Minderheit sein und wahrscheinlich auch nur eine kleine Minderheit im House of Commons bekommen. Und was sich auch dann ereignen mag, jedenfalls würde die uns drohende „Hohenzollernisierung" der britischen Politik und des britischen Reiches ihr Ende finden.

Ich weiß nicht, welche Unterstützungen einer politisch nicht abgestempelten Energie in Großbritannien heute zur Verfügung stehen würden. Gewisse Zeitungen, wie die Gruppe des „Expreß" und der Garvin'sche „Sunday Observer" zum Beispiel, scheinen sich genau so viel um Parteiloyalität zu kümmern wie ich und sind wahrscheinlich im Grunde derselben Ansicht über die Notwendigkeit der Bekämpfung der reaktionären Strömung, da sie von fähigen Männern geleitet werden, die eine Empfindung für die Größe unseres Volkes besitzen. Die

anderen Zeitungen sind bloße Parteiorgane, bei denen nicht nur die Leitartikel sondern auch die Aufmachung und die Darstellung der Nachrichten darauf berechnet ist, zugunsten der einen oder der anderen der sich bekämpfenden Parteien zu wirken. Aber selbst unter den Lesern dieser voreingenommenen Zeitungen muß die Ungeduld über die Art und Weise, in der Großbritannien heute sich selbst belügt und die Zukunft der Menschheit gefährdet, von Tag zu Tag wachsen. Es braucht wohl nur eines kristallisierenden Anstoßes, um dieser Ungeduld Form und Richtung zu geben. Wir brauchen eine „Wach-auf-England"-Bewegung in Großbritannien, und nicht nur in Großbritannien sondern für alle Engländer auf der ganzen Erde. Wir brauchen eine Form von Politik, die unser Schicksal vor unseren Politikern bewahrt, solange sich noch so manches Große retten läßt.

Die Einheit von Wissenschaft, Unternehmertum und Arbeitskraft.

Von Wirkl. Legationsrat a. D. Dr. *Hermann Bücher.*

Ein Mann von jenseits des Ozeans, der von Berufs wegen einen ungewöhnlich guten Einblick in die Wirtschaftsverhältnisse europäischer Länder hat, sagte mir vor kurzer Zeit: „Was ich in Europa bewundere, ist die Gelassenheit und Ruhe, mit der das deutsche Volk sein schweres Schicksal trägt." Es ist in der Tat erstaunlich, wie wir uns mit der jüngsten für das Volksganze so unendlich schweren Vergangenheit abgefunden zu haben und die Gegenwart zu genießen und zu ertragen scheinen. Haben wir aber Anlaß zur Zufriedenheit und Sorglosigkeit?

Der Versailler Vertrag hat uns entrechtet. Der Dawes-Plan, obwohl ein großer Fortschritt gegenüber der vorhergegangenen Zeit, belastet uns mit einer Schuld, von der niemand auf der Welt weiß, ob sie auf die Dauer getragen werden kann, eine Schuld, die nicht einmal zeitlich limitiert ist und bezüglich ihrer Höhe einen sogenannten „Besserungsschein" (für uns Verschlechterungsschein) enthält, dessen Auswirkungen wir ebenfalls nicht übersehen können.

Unsere Rohstoffbasis — bekanntlich eine entscheidende Frage für die Lage einer Volkswirtschaft überhaupt — ist zu knapp. Für die Wirtschaft entscheidende Rohstoffe, wie Eisenerz, Kupfer und Textilrohstoffe usw., müssen fast vollständig aus dem Auslande importiert werden. Unsere Ausfuhr nimmt nur in verschwindend geringem Maße zu. Unsere Einfuhr ist stark steigend.

Die Handelsbilanz ist passiv. Die Völker, die unsere größten Rohstofflieferanten sind, verschließen ihre Türen vor unseren Waren. Daran wird auch der Beschluß der Weltwirtschaftskonferenz in Genf vorläufig nichts ändern. Die Ausgleichsmöglichkeiten der Zahlungsbilanz sind gering. Unter den gegebenen Bedingungen kann der Ausgleich nur auf Kosten des Lebensstandards des deutschen Volkes gehen.

Die natürlichen Voraussetzungen unserer Wirtschaft sind also nichts weniger wie günstig.

Wir müßten verzweifeln, wenn es nicht zwei Dinge gäbe, die man uns nicht nehmen konnte: unser Wissen, Können und unsere Arbeits-

kraft auf der einen und unser instinktmäßiges Vertrauen in die Zukunft des deutschen Volkes auf der anderen Seite.

Diesen Eigenschaften allein verdanken wir es, daß wir uns aus einer verzweifelten Situation durch Hunger und Not durchgewunden haben und daß wir in den letzten drei Jahren die deutsche Wirtschaft wieder so ordnen konnten, daß viele von uns selbst, noch mehr aber das Ausland, sich über unsere wahre Lage täuschen und glauben, wir seien aus allen Nöten heraus.

In Unkenntnis der wahren Situation lebt ein großer Teil des deutschen Volkes über seine Verhältnisse, unsere Lebensbedürfnisse sind seit der Stabilisation generell größer geworden, als wir es uns nach der Gesamtsituation der Wirtschaft leisten könnten.

Wir treiben eine staatliche und kommunale Finanzpolitik, die an Verschwendungssucht grenzt und nicht verantwortet werden kann.

Die Möglichkeiten der Lösung der außenpolitischen großen Probleme sind schwer zu übersehen. Die endgültige Lösung der Reparationsfrage kann nicht von uns allein herbeigeführt werden und erfordert eine außerordentliche Geduld und politische Klugheit. Werden wir diese aufbringen?

Wir sind ein waffenloses Volk inmitten von Staaten, deren Armeen größer und besser ausgerüstet sind als je zuvor.

Jede Krisis, die für andere Nationen ungefährlich ist, droht, wie wir in den letzten Monaten gesehen haben, uns aus dem Gleichgewicht zu bringen. Wir wandern, um ein Bild zu gebrauchen, auf einem schmalen Grat in Mühe und Not, einer Zukunft entgegen, von der wir einstweilen nur hoffen können, daß sie eine bessere sei. Diese Hoffnung auf die Zukunft ist unsere größte Stütze.

Es kann kein Zweifel darüber bestehen, daß ein Volk unter so schlechten ökonomischen und politischen Bedingungen, wie sie das deutsche Volk hat, sich nur *unter Anspannung aller Kräfte durch Leistungen, die über diejenigen der anderen Völker hinausgehen, erhalten* und sich und der kommenden Generation ein gesicherteres Dasein verschaffen kann. Machen wir aber von den Kräften, die wir besitzen und die wir frei betätigen könnten, den Gebrauch, der zu dem praktisch möglichen Höchstmaß der Leistungen führt?

Das Zeitalter der Laissez-faire-Maxime, des unbeschränkten Individualismus ist vorüber. Man hat erkannt, daß *höhere* Gesamtleistungen eines Betriebes und der gesamten Volkswirtschaft in einer durch *organisierten* Wirtschaft vollbracht werden können. Die Frage der Organisation der Wirtschaft ist dadurch von größter Bedeutung für uns geworden.

Wir gelten im Auslande als ein organisatorisch hochbegabtes Volk. Das ist m. E. nur mit starker Einschränkung richtig. Organisation heißt doch eine gemeinsame Leistung vieler Individuen unter möglichster

Vermeidung von Doppelarbeit, Reibung und Leerlauf herbeiführen. Organisation bedingt daher zweierlei, einmal die genaue Kenntnis des Zieles, dem die Organisation dienen soll, und zum anderen die technische und geistige Cooperation der Beteiligten.

Wir verstanden es, ein technisch tüchtiges Heer zu organisieren. Wir hatten ein vorbildlich geschultes Beamtentum und werden es, wenn es uns gelingt, die Wirrungen der Nachkriegszeit vollständig zu beseitigen, sicherlich auch wieder bekommen. Wir verstehen es, ein wissenschaftliches Institut aufzubauen, und wir können Fabriken errichten von so feindurchdachter Ordnung und technischer Vollendung, daß unsere Nachbarn staunen.

Wir wissen, soweit es um technische Dinge, Mathematik und Logik geht, meisterhaft zu organisieren. Sobald es aber auf die Organisation nicht materieller Dinge ankommt, sind wir zu oft völlig hilflos.

Hier gelingt es uns nicht, das *Ziel,* das erreicht werden soll, so zu umreißen, daß es Gemeingut aller Beteiligten wird. Diese arbeiten nur allzuoft in der Organisation gezwungen und widerwillig, und nicht auf Grund der Erkenntnis der Notwendigkeit und Zweckmäßigkeit und nicht auf Grund eines *bewußten* Einfügens in die Organisation.

Die menschliche und ideelle Seite der organisatorischen Tätigkeit ist uns fremd, zum mindesten haben wir sie stark vernachläßigt. Wir ermangeln der geistigen Cooperation der Beteiligten bei unseren staatlichen und auch wirtschaftlichen Organisationen. Unsere Zukunft hängt aber wesentlich davon ab, ob wir diese herbeiführen können.

Daß wir generell auf der psychologischen Seite der Organisation so wenig leisten, daß wir eine innere Cooperation der in den Organisationen tätigen Kräften oft nicht haben, ist eine Folge unserer geschichtlichen Entwicklung und unserer Erziehung. Wir lernen auf den deutschen Schulen viel. An Stoff bewältigen wir vielleicht mehr als andere Nationen. Aber in der psychologischen Ausbildung des Schülers und des Lernenden als Mensch und als Mitglied der Nation über die Pflichten und Rechte des Staatsbürgers wissen wir sehr wenig. Die Bürgerkunde ist auf den höheren Schulen ein ganz junges und auch ganz unausgebildetes Lehrfach. Die wirtschaftlichen und politischen Zusammenhänge sind meist nur technisch dargestellt. Dieses, weil wir keine allgemein anerkannte, volkswirtschaftliche Grundauffassung haben, weil wir Individualisten sind, wo nur Cooperation eine Förderung ermöglicht.

Dasselbe gilt auch für die industrielle Wirtschaft und das einzelne Unternehmen.

Der Zweck der Wirtschaft ist die Deckung des Lebensbedarfes der gesamten Bevölkerung. Ihr Ziel die Erhöhung des Lebensstandards aller Volksgenossen und nicht einzelner Personen. Die Erhöhung des allgemeinen Lebensstandards besteht aber darin, daß Ware

ester Qualität in stets steigendem Maße konsumiert wird. Beste Qualität und Vermehrung des Konsums bedingt Anwendung des wissenschaftlichen Fortschritts und Rationalisierung in der Güterherstellung. Rationalisierung und Anwendung wissenschaftlichen Fortschritts sind aber die Voraussetzungen für die Verbilligung der Güterproduktion.

Verbilligung der Güterproduktion ist aber das einzige Mittel, um den Lebensstandard aller Volksgenossen steigern zu können. Die Erhöhung des Lohn- und Rentenniveaus hat keinen Sinn, wenn nicht gleichzeitig eine Verbilligung der Ware und der Lebenshaltung damit verbunden ist.

Die Aufgabe der Wirtschaft ist es deshalb, die Ware zu verbilligen.

Die Verbilligung der Ware ist aber nicht nur ein *technisches* Problem. Das technische Problem werden wir meistern. Daß wir in der Technik große Fortschritte gemacht haben und daß die technischen Wissenschaften dauernd um den Fortschritt bemüht sind, daß die Rationalisierung der Betriebe teilweise über das für unsere wirtschaftlichen Bedingungen Zweckmäßige heraus durchgeführt wurde, ist allgemein bekannt. Wir wollen im folgenden von der technischen Seite des Problems der Gütererzeugung ganz absehen.

Die Verbilligung der Ware und damit die Erhöhung des Lebensstandards und damit die Zukunft der ganzen Volkswirtschaft ist in eben solchen, vielleicht in noch höherem Maße abhängig von der Cooperation der am Produktionsprozeß Beteiligten, d. h. der günstigen Zusammenarbeit von Wissenschaft, Unternehmertum und Arbeiterschaft.

Über Details der Beziehungen dieser ideellen Produktionsfaktoren ist viel geschrieben und geredet worden. Die Grundzusammenhänge aber spielen bei den Erörterungen nur eine untergeordnete Rolle. Diese klarzulegen, soll hier versucht werden.

Die Stellung dieser drei Kategorien im Produktionsprozeß ist in der Grundlinie relativ einfach. Man kann sie — grob gesprochen — auf die folgende Formel bringen: Ohne Wissenschaft kein technischer und wirtschaftlicher Fortschritt, ohne Unternehmertum keine moderne Produktionsstätte und keine wirtschaftliche Führung, ohne durchgebildete Arbeiterschaft überhaupt keine industrielle Leistungsfähigkeit.

Alle drei bedingen sich gegenseitig. Sie arbeiten mit größtem Nutzeffekt, wenn sie ihre Aufgabe kennen und ihre Zielsetzung die gleiche ist. Ihre Aufgabe ist es, die beste und *billigste Ware* herzustellen.

Die wirtschaftliche Entwicklung der letzten beiden Menschenalter hat zunächst eine Verschiebung der Größenordnung der einzelnen Unternehmungen herbeigeführt. Mit dieser Verschiebung der Größenordnung ging Hand in Hand ein grundsätzlicher Wandel in der gene-

rellen Zielsetzung der Unternehmungen und in den Motiven ihres Handelns. Dies mag mit einigen Ziffern belegt werden.

Ich gehe nicht zu weit, wenn ich von dem gesamten, in der Erzeugung investierten Kapital, das sich auf rund 50 000 Firmen mit je 50 000 RM. und mehr Betriebsvermögen verteilt, rund die Hälfte, zwischen 40 und 50 %, als auf Firmen mit mehr als 10 Millionen Mark Betriebsvermögen entfallend bezeichne.

Gehe ich bis zu den Unternehmungen mit einem Betriebsvermögen mit einer Million Mark herunter, so umfasse ich nach sicheren Berechnungen 65 bis 70 % des gesamten industriellen und gewerblichen Betriebsvermögens der deutschen Volkswirtschaft.

Der Zahl nach gerechnet, müssen rund 33⅓ % der industriellen und gewerblichen Unternehmungen in einer Vermögensgrenze von 50 bis 100 000 Mark liegen. Ihr prozentualer Anteil am Gesamtbetriebsvermögen wird jedoch kaum mehr als 5 bis 6 % ausmachen.

Wenn also rund zwei Drittel des gesamten deutschen industriellen Betriebsvermögens auf Unternehmungen über eine Million Mark Kapital entfallen, so entfallen sie auf Unternehmungen, die in höherem Maße als es jemals früher der Fall gewesen ist, ihr privatwirtschaftliches Handeln nach Gesichtspunkten volkswirtschaftslicher Art orientieren.

Der Direktor oder der Generaldirektor — wie man heute zu sagen pflegt — einer solchen Unternehmung ist eigentlich nur ein gehobener Angestellter, dem gewisse Sonderaufgaben obliegen, der aber unmittelbarer als für sich selbst für dritte Rechnung, nämlich für die Eigentümer eines zersplitterten Aktienkapitals und für die Unternehmung als solche arbeitet. Für das Handeln der Leitung derartiger Unternehmungen sind die volks- und weltwirtschaftlichen Gesichtspunkte zweckentsprechender Warenerzeugung zur Deckung des Konsums sowie zu Verbilligung und Erweiterung des Konsums so unmittelbar ausschlaggebend, wie es das Manchestertum nie gekannt hat. Die Erträgnisse derartiger Unternehmungen werden, abgesehen von einer Dividende die Verzinsung und Risikoprämie für das Kapital enthält, so gut wie ausschließlich für die Verbesserung der Fabrikanlagen und die Mehrung und Verbilligung der Produktion verwandt.

Es liegt auf der Hand, daß diese Tendenz mit steigendem Betriebsvermögen in vergrößertem Maße in die Erscheinung tritt, also sich in erhöhtem Maße gerade bei den modernen großen Unternehmungen mit Betriebsvermögen von über 10 Millionen Mark auswirkt. Diese Kategorie von Unternehmungen umfaßt aber, wie wir oben bereits sagten, nahezu die Hälfte der gesamten deutschen Produktionsfähigkeit auf industriellem Gebiete.

Betrachten wir die etwa 20 000 Firmen innerhalb der Vermögensgrenze von 50 bis 100 000 Mark, so muß zunächst zweifellos diese Zahl gegenüber früheren Jahrzehnten als relativ gering angesprochen

werden. Darüber hinaus aber wird man finden, daß diese Unternehmer ihrem ganzen Bildungsgang und ihrer Lebenshaltung gemäß kaum grundsätzlich zu unterscheiden sind von den gehobenen Schichten des Angestelltentums. Sie haben für sich nur das eine, daß sie ihre individuelle Selbständigkeit gewahrt und durchschnittlich größere Sorgen zu tragen haben. Von den Gesichtspunkten, von denen wir hier ausgehen, können sie m. E. ohne weiteres als Typen manchesterlicher Eigenart ausgeschaltet werden.

Eine Art Manchestertum wäre demnach, wenn überhaupt, im wesentlichen in den Vermögensgrenzen zwischen 100 000 und einer Million Mark zu finden. Die genaue Bedeutung dieser Kategorie nach Vermögensmasse und auch nach der Zahl innerhalb der Produktionswirtschaft aber muß als so gering bezeichnet werden, daß das Bild des Unternehmertums insgesamt betrachtet, kaum maßgeblich beeinträchtigt wird. Ich will damit nicht sagen, daß die Bedeutung dieser Schichten für die Entwicklung der Produktion nicht recht beträchtlich ist, sowohl vom Standpunkt individueller als auch sozialer Selbsterziehung als auch vom Standpunkt des Nachwuchses.

Eine größere Bedeutung als in der Industrie hat zweifellos das manchesterliche Unternehmertum im Handel. Hier ist die Einstellung wie die Arbeit viel unmittelbarer auf persönlichen Erfolg gerichtet, wie ja überhaupt das persönliche Moment hier viel stärker dominiert wie in der Fabrik. Auf diese Verhältnisse hier näher einzugehen, ist leider nicht möglich. Es wäre aber sehr interessant, den Zusammenhang zu untersuchen, der zwischen der relativ großen Zahl von Handelsunternehmungen, auch kleinster Art, und der Einstellung des Konsumenten hinsichtlich der Beschaffung der für die Bedürfnisbefriedigung erforderlichen Waren besteht.

Insbesondere scheint es mir, als ob der Konsument noch nicht dazu erzogen sei, den Vorteil moderner Warenproduktion zu erkennen, und als ob er genau wie früher, zur Zeit der Individual- und Kundenproduktion, auch bei Waren der typisierten Massenproduktion Wert auf Befriedigung individuellen Geschmacks lege und dadurch die Ware für sich selbst verteuere. Diese Geschmacksbefriedigung läuft den volkswirtschaftlichen Bestrebungen der Industrie nach billigerer Erzeugung und Bedarfsbefriedigung unmittelbar zuwider. Sie ist aber in hohem Maße die Folge der Indiszipliniertheit des Konsums.

Diese oben geschilderte Entwicklung wird noch heute vielfach nicht hinreichend erkannt und in der Beurteilung wirtschaftlicher Zusammenhänge, insbesondere des Verhältnisses zwischen Arbeiter und Unternehmer, allzu sehr außer acht gelassen. Noch heute faßt man vielfach den Unternehmer oder die Unternehmung als ausschließlich auf private Gewinnerzielung eingestellt auf, ihre Tätigkeit zu sehr als Geschäftsmacherei und als in hohem Maße außerhalb volkswirtschaftlicher Ziel- und Zwecksetzung liegend.

Man übersieht, daß die Großunternehmungen, bei denen es nur Angestellte gibt und denen der Manchestertyp des Unternehmers völlig fehlt, heute im Wirtschaftsleben soweit dominieren, daß dem manchesterlichen Unternehmen, zum mindesten im Produktionsprozeß, eine bestimmende Rolle nicht mehr zukommt. Dies sollten wir sowohl von Unternehmer-, als auch insbesondere von seiten der Arbeiterschaft klar erkennen.

Der Kampf gegen den Manchestermann, der im Schrifttum und zum Teil auch noch vom Katheder herunter geführt wird, ist entweder demagogischer Tendenz oder dem Umstande zuzuschreiben, daß man die Entwicklung der letzten Jahrzehnte übersehen hat. Der Unternehmer oder vielmehr die leitenden Beamten des Unternehmens haben ganz andere Ziele und auch eine ganz andere Stellung in der Volkswirtschaft.

Daß es der Zwecksetzung des Unternehmens entspricht, Geld zu verdienen, ist eine Selbstverständlichkeit. Es zeugt von einer geringen volkswirtschaftlichen und wirtschaftlichen Kenntnis überhaupt, auch von einem Handeln gegen die eigenen Interessen, wenn das Geldverdienen in der Wirtschaft als ein Verbrechen dargestellt und wenn von Arbeitnehmerseite der Versuch unternommen wird, den Kampf um den Lohn mit dem Umstande zu begründen, daß das Unternehmen Dividende verteilt, und daß die Direktoren hohe Gehälter beziehen.

Was das Dividendeverteilen anbetrifft, so stelle ich die Behauptung auf, daß es nur ganz wenige Unternehmen gibt, und zwar sind es in der Hauptsache Unternehmen, die auf einem Patent, d. h. einem Monopol oder einer sonstigen Sonderstellung in der Wirtschaft begründet sind, die eine höhere Rente abwerfen als 3 bis 4 Proz., nämlich dann, wenn man die Berechnung so durchgeführt hat, daß die Rente nicht auf das Nominalkapital bezogen wird, sondern auf das im Unternehmen tatsächlich investierte Kapital.

Zwischen dem tatsächlichen, in industriellen Unternehmungen investierten und dem übrigen in Renten sowie in der Landwirtschaft investierten Kapital ist bezüglich der Rente im großen und ganzen kein beachtlicher Unterschied festzustellen.

Auch die hohen Gehälter fallen bei den Gesamtumsätzen, die in der Wirtschaft vor sich gehen, kaum ins Gewicht. Je größer das Unternehmen ist, je größer die an die Direktoren gezahlten Gehälter sind, desto geringer sind die Spesen, die auf die Wareneinheit entfallen. Man vergißt, daß es sich um *Gehälter* und nicht um Verteilung von Geschäftsgewinnen handelt.

Abgesehen davon, daß diese ganze Tendenz der Bekämpfung des Verdienstes nur demagogischen Zwecken dienen kann, widerspricht diese ganze Grundauffassung den Interessen nicht nur des Arbeiters, sondern auch der Allgemeinheit, und zwar auch deshalb, weil durch diese Tendenz ein Unsicherheitsfaktor in die Wirtschaft getragen wird

der sich in einer Verschlossenheit des Unternehmens gegenüber der Publizistik auswirkt. Der Wert, der in einer vergrößerten Publizistik gegenüber der öffentlichen Kontrolle der Wirtschaft liegt, wird m. E. vielfach verkannt, d. h. zu niedrig eingeschätzt.

Wie kann man aber von einem Unternehmer verlangen, daß er mit Stolz das Ergebnis seiner Arbeiten und Mühen bekanntgibt, wenn auf der einen Seite die große Masse des deutschen Volkes sich nicht über den Fortschritt und das Ergebnis freut, sondern darin ein Verbrechen an der Allgemeinheit sieht, und wenn auf der anderen Seite ein unkontrollierter und unverantwortlicher Parlamentarismus eine übermäßige staatliche Betätigung herbeiführt und eine Steuerlast aufhäuft — wie wir es gestern erst wieder gehört haben —, die die Unternehmen zwingt, die größte Sorgfalt im Interesse der Erhaltung des Unternehmens walten zu lassen.

Die unbedingt notwendige erweiterte Publizistik der Wirtschaft ist solange nicht durchzuführen, als weite Kreise des deutschen Volkes kein sachliches wirtschaftliches, sondern nur ein parteipolitisches Interesse daran haben.

Die Leitung des modernen Unternehmens ist eine Persönlichkeitsfrage des Leiters mehr als sie es je in der Vergangenheit war, denn die Leitung durch ein Direktorium gleichgestellter Persönlichkeiten hat sich nicht bewährt. Der Mensch ist von Natur feige und trägt die Verantwortung nur, wenn er muß. Diejenigen, die die Verantwortung freiwillig tragen, sind oft nicht die dazu Berufenen. Es muß im Unternehmen *ein* Wille, *eine* Idee zum Ausdruck kommen und nicht ein Kompromiß vieler Meinungen. Gleichordnung ohne Führung führt aber zum Kompromiß und zur Unverantwortlichkeit.

Unsere Tendenz muß hier also nicht eine nivellierende sein, wie es weite Teile des deutschen Volkes wollen. Wir müssen im Gegenteil dankbar sein für jede tüchtige Persönlichkeit, die sich entwickelt und die Fähigkeiten zeigt, die hier erforderlich sind. Wir müssen für Nachwuchs sorgen und diesen bewußt erziehen.

Der Mann, in dessen Händen die Leitung der Unternehmung liegt, muß nicht ein Autokrat, sondern ein Aristokrat sein. Aristokrat nicht im Sinne des Mannes mit dem Monokel, sondern Aristokrat im Sinne des griechischen „aristos", des Besten, des Mannes mit dem Gehirn und menschlichen Tugenden. Weder Techniker noch Jurist, noch Kaufmann, sondern *der* Leiter des Unternehmens. Der Mann, der mit seinem ganzen Fühlen und Denken nicht an seinen eigenen Geldbeutel gebunden, sondern in seiner Existenz mit dem Unternehmen verwachsten ist. Der Mann, der die Verantwortung persönlich und in Erkenntnis ihrer Tragweite trägt.

Die Unterordnung der am Unternehmen Beteiligten unter die Führung muß eine bewußte sein. Jeder sollte nicht nur arbeiten, sondern

auch *mit*arbeiten und seine begründete Meinung zum Ausdruck bringen können. Wir verlangen im Unternehmen eine verständnisvolle Autorität der Leitung und müssen die seelenlose Subordination und den Bürokratismus bekämpfen. Man sagt nun, daß in diesen großen Unternehmungen die Individualität der Angestellten und Arbeiter erstürbe. Ich möchte hier mit einem Worte meines verehrten Lehrers, des Physiologen *Pfeffer,* antworten: „Das *kann* sein, das *muß* aber nicht sein."

Ich glaube, daß die rein menschliche Seite des Nachordnungsverhältnisses bedeutsamer ist wie die technische. Die Individualität wird nur durch Autokratismus und Bürokratismus unterbunden, in der natürlichen Konstruktion ist ihre Ausschaltung nicht bedingt.

Es scheint mir, daß hier die größte Fehlerquelle liegt. Die Frage der Würdigung der Individualität des im Unternehmen Tätigen ist wiederum eine Persönlichkeitsfrage, nicht nur des Leiters, sondern auch des Untergebenen selbst. Ich glaube, daß hier bei uns Deutschen ein grundsätzlicher Erziehungsfehler vorliegt, nämlich der, daß wir von Jugend auf mehr zum Erstreben einer Stellung und persönlicher Macht erzogen sind als zum Charakter, als zur Persönlichkeit und zur Leistung. Unsere Jugend der Nachkriegszeit hat oft so wenig Selbstkontrolle, daß sie glaubt, Ansprüche stellen zu können und zu müssen, ohne entsprechende Gegenleistung.

Wesentlich aber ist der Geist der Zusammenarbeit und die menschliche Würdigung Gleichgeordneter und Untergebener. Den Sinn wirklicher Demokratie versteht man nach meinen Erfahrungen vielfach in der Leitung besser wie in den unteren Regionen. Man sollte nicht nur Würdigung verlangen, sondern auch selbst würdigen können.

Daß hier von beiden Seiten große Fehler gemacht werden und daß die Würdigung hervorragender Leistungen Untergebener, z. B. auf wissenschaftlichem Gebiete, oft unterbleibt, ist bedauerlich und könnte vielfach geändert werden.

Ich kann mich über diesen Fragenkomplex nicht weiter verbreiten und empfehle zur Lektüre den Vortrag, den Herr *E. Heidebroek* auf der 66. Hauptversammlung des Vereins Deutscher Ingenieure am 29. Mai d. J. über „Technische Pionierleistungen als Träger industriellen Fortschritts" gehalten hat, insbesondere den Abschnitt „Einbeziehung des Ingenieurs in die industrielle Arbeit."

Man mag zu den darin aufgeworfenen Fragen stehen wie man will. Jedenfalls sollten wir uns über die Frage des Angestellten im Unternehmen viel mehr unterhalten und den Stimmen, die sich dazu äußern, Beachtung schenken.

In geringerem Maße als die Leitung des Unternehmens sind die übrigen Beteiligten an das Gedeihen desselben ideell gebunden, und zwar sinkt dieses Gefühl des persönlichen Gebundenseins in dem Maße, wie sich die Kategorie der Betreffenden zahlenmäßig verbreitert. Ein

junger Chemiker und ein junger Ingenieur z. B. sind relativ freizügig. Sie betrachten die ersten Jahre beruflicher Tätigkeit als erweiterte Ausbildung und wollen noch etwas lernen. Der Zusammenhang der Angestellten und Arbeiter mit dem Unternehmen wächst jedoch mit der spezifischen Leistung für das Unternehmen Deshalb haben wir auch in durchorganisierten Unternehmungen eine relative Konstanz unter den Angestellten und der gelernten Arbeiterschaft, besonders in den gehobenen Stellungen. Nur der ungelernte Arbeiter und der jüngere Angestellte fluktuieren im wesentlichen aus freien Stücken. Unfreiwillige Personalveränderungen bringt nur die Konjunktur hervor. Hierauf werde ich weiter unten zurückkommen.

Unser Bestreben muß es sein, wo auch immer möglich, die Beteiligten an das Unternehmen zu fesseln.

Wenn meine Voraussetzung richtig ist, daß sich die am Produktionsprozeß Beteiligten um das Unternehmen zu gruppieren haben, dann ist der graduelle Unterschied zwischen Arbeiter, Angestellten und Leitung nur ein *Unterschied der Lebenshaltung und der Sicherung der persönlichen Existenz.*

Die Beantwortung der Frage der differenzierten Lebenshaltung hängt davon ab, wie man sich zur Frage der *Leistungsentschädigung* und damit zum Kapitalismus überhaupt stellt. Ich persönlich bin überzeugt, daß wir einer Zeit des Hochkapitalismus entgegengehen, und bin sicher, daß dieser Kapitalismus nicht durch eine sozialistische Ordnung im Sinne des Marxismus abgelöst wird, sondern daß wir evolutionistisch zu Wirtschaftsformen kommen müssen, die die Härten und Ungerechtigkeiten der vergangenen beseitigen oder doch mildern. Schließlich bleibt das Individuum Mensch doch immer dasselbe und hat sich in historischer Zeit wenig geändert.

Der Kapitalismus erfordert eine Bezahlung nach Leistung. Die Leistung des Individuums aber wiederum ist von vielen Faktoren (Milieu, Erziehung, Begabung usw.) abhängig, Faktoren, die wir zum Teil nicht willkürlich beeinflussen können. Wer sich die Situation vor 50 oder 100 Jahren vorstellen kann, wird zugeben, daß wir große Fortschritte in Leistung und Sicherung der Existenz gemacht haben. Daß diese Fortschritte nicht nur dem Unternehmertum zu verdanken sind, mag offen zugegeben werden.

Jeder Fortschritt ist zu begrüßen. Wir können jedoch nicht eine Wirtschaftsordnung herbeiführen, die dies alles plötzlich auf den Kopf stellt, ohne Millionen von Menschen, und zwar im wesentlichen aus den Kreisen der Arbeiterschaft, die Existenz zu gefährden und ihren Lebensstandard zu mindern. Diese z. T. naturbedingte Differenzierung, der wir alle, nicht nur der Arbeiter, unterworfen sind, organisatorisch beseitigen zu wollen, wird immer Utopie bleiben.

Die Verbindung zwischen Unternehmern, Angestellten und Arbeitern wird immer unlöslicher. 70 % aller Erwerbstätigen in Deutschland sind in Handwerk und Industrie tätig, 10 % im Handel. Von diesen 70 % in der Produktionswirtschaft Stehenden sind zehn Millionen Männer in einem gelernten Berufe (Facharbeiter, mittlere technische Berufe). Dazu kommen noch zwei Mililonen erwerbstätige Frauen. Diese geschulten und erwachsenen Erwerbstätigen sind 20 % der gesamten Bevölkerung. (Die Kinder dieser 20 % sind unberücksichtigt.)

Alle diese sind in zunehmendem Maße an der Leitung interessiert. Das größte Interesse daran hat der Arbeiter, denn die Erhöhung seines Lebensstandards ist nur möglich, wenn das Unternehmen Höchstleistungen vollbringt. Diese Höchstleistungen sind aber, das zeigen die eben angeführten Ziffern, nicht nur an Maschinen, sondern ausschlaggebend an die menschliche Leistung gebunden.

Hohe Löhne bedeuten nur dann niedrige Arbeitskosten, wenn sie mit hoher Arbeitsleistung verbunden sind. Den niedrigen Arbeitskostenfaktor benötigen wir aber für die Verbilligung der Ware, die allein den Lebensstandard erhöhen kann. Wer glaubt, daß er im Unternehmen nicht sich selbst, sondern nur der Profitgier des Unternehmers diene, ist ein Tor. Die Leistung ist aber auch eine notwendige Voraussetzung für die *Sicherung der Existenz* des einzelnen.

Das Heer der Arbeitslosen und die Zahl derjenigen, die ihre Arbeitsstätte wechseln, wird, abgesehen von persönlichen Umständen, wesentlich bestimmt durch die Differenz zwischen produktiver Kapazität und tatsächlichem Konsum an Gütern. Die Sicherung und die Quantität des Konsums sind aber abhängig von dem Preis der Ware. Der Preis der Ware hängt wiederum von der Leistung der an ihrer Herstellung Beteiligten ab. Diese Leistung ist daher entscheidend mitwirkend an dem Beschäftigungsgrad und damit an der Existenz des im Unternehmen Tätigen.

Die Stabilität des Beschäftigungsgrades und dadurch die Sicherung der Arbeiter wird von seiten der Unternehmer auch durch die Kartellpolitik erstrebt. Ich will hierauf nicht näher eingehen, sondern nur in diesem Zusammenhang darauf hinweisen, daß man zwar Auswüchse beseitigen muß, daß aber eine grundsätzliche Bekämpfung von Kartellen und ähnlichen Konstruktionen gegen die Interessen der Arbeiterschaft gerichtet ist. Wie soll anderweit der Konjunkturausgleich geschaffen werden?

Daß diese Fragen, Leistung und Sicherung der Existenz des einzelnen, so wenig unter uns, insbesondere aber in Arbeiterkreisen erörtert werden und gegenüber dem Lohnproblem ganz in den Hintergrund treten, ist höchst bedauerlich. Die Bedeutung des Lohnproblems wird nicht verkannt. Aber ist der Lohnkampf und die Sozialpolitik der einzige Berührungspunkt zwischen Arbeitgeber und Arbeitnehmer?

Wer die Parität in der Wirtschaftsführung erstrebt, muß nicht nur auf die Kopfzahl der Kasse pochen, sondern auch auf sein Verständnis für wirtschaftliche Möglichkeiten und für die gesamte wirtschaftliche Situation.

Der Lohn wird zwischen *Arbeitgeber und Arbeiter immer ausgehandelt werden müssen,* denn der wird aus dem Wert der Ware bezahlt, der Schwankungen unterworfen ist. Da sich die den Wert der Ware bestimmenden Faktoren nicht stabilisieren lassen, so muß auch die Lohnhöhe schwankend sein. Arbeitgeber sollen bei der Lohnfrage bedenken, daß Lohnerhöhung Stärkung der Kaufkraft und Vermehrung des Konsums und dadurch Erhöhung des Lebensstandards bedeuten kann; Arbeitnehmer aber sich klar sein, daß der Unternehmer nicht aus persönlicher Animosität gegen den Arbeiter, sondern im Interesse des Unternehmens oft zurückhaltend ist, und daß ein zu hoch festgesetzter Lohn irgendeiner Kategorie von Arbeitern, durch Konkurrenzfähigkeit des betreffenden Produktes und damit durch Arbeitslosigkeit von Arbeitern zurückvergütet werden muß. Oder wie ich es kürzlich in einer Broschüre las: Es gibt Zeiten, wo Löhne, die vom Standpunkt des Empfangenden noch knapp befriedigend oder vielleicht sogar nicht befriedigend erscheinen, oft das Maximum dessen weit überschreiten, was die Betriebe ohne Schaden für die Konkurrenzfähigkeit und damit für ihre Existenz auf sich nehmen können.

Es ist ein schwerer Irrtum zu glauben, daß Erhöhung des Lohnniveaus immer durch Konsumförderung die Wirtschaft bereichert. Es ist ebenfalls ein Irrtum zu glauben, daß durch soziale Gesetzgebung, der wir alle grundsätzlich zustimmen, die ehernen Gesetze wirtschaftlichen Geschehens außer Kraft gesetzt werden könnten. Unser gegenwärtiges System der Lohnfestsetzung stellt nicht die bestmögliche Lösung dieser Frage dar.

Was steht nun trennend zwischen Unternehmer und Arbeiter? Nicht die Sache, sondern der Grad der Erkenntnis der tatsächlichen Vorgänge und die politische Tendenz. Erkennen wir auf beiden Seiten klar, wohin die Entwicklung geht und sind wir nicht in Vorurteilen der Vergangenheit und der Theorie befangen? — Das ganze Wirtschaftsleben ist heute beherrscht von der Ökonomisierungstendenz. In der Industrie tritt die unternehmerisch individuelle Betätigung zurück. An ihre Stelle tritt eine Industrieverwaltung unter individueller Führung.

Die alten sozialpolitischen Kampfrufe: Unternehmerwillkür, Unternehmerstandpunkt beginnen zwar ihren bisher aufreizenden Inhalt deutlich zu verlieren. Aber das Arbeiten an der Neukonstruktion der Wirtschaft wird sowohl von Unternehmer- als auch von Arbeiterseite aus parteipolitischen Gründen fast tragisch belastet durch das im wirtschaftlich-sozialen Leben eingefressene Bedürfnis: *aus dem Gegensatz heraus* zu wirken, d. h. auf künstlicher Überspitzung natürlicher

Gegensätzlichkeiten und so gewonnenen Anhängertums Existenzen und Positionen zu begründen. Die Zahl der von dieser Taktik (und *nur* von Taktik) Lebenden wächst drohend, hemmt die Produktivität des Arbeiters und verbraucht die Menschen und zwingt dazu, immer bürokratischer zu werden, d. h. keine Arbeit ohne vorherige formell eingeholte Zustimmung aller nur erreichbaren Stellen zu tun. Sie fördern die Unverantwortlichkeit und Verschwommenheit anstatt die Verantwortlichkeit und Persönlichkeit.

Das amerikanische Volk ist über einen großen Teil dieser Schwierigkeiten durch den tief eingewurzelten Gedanken des „Service to the people", des Dienstes am Volke, hinweggekommen. Dieser Gedanke hat hohen sittlichen Gehalt und sollte nicht kurzerhand als cant abgetan werden. Sind wir nicht zu verbildet und gegenseitig zu verhetzt, um noch unbefangen denken zu können?

Wir bedürfen zur Herbeiführung der Cooperation von Unternehmer und Arbeiter etwas, was ich als wirtschaftliche Ethik bezeichnen möchte, die zum Gemeingut aller werden müßte. Wir bedürfen ferner genauer Untersuchungen der Tendenz der wirtschaftlichen Entwicklung. Diese Aufgaben zu lösen ist die Wissenschaft berufen, im wesentlichen ihr Spezialzweig, die Wirtschaftslehre.

Während ich an seiner Ausführung arbeitete, wurde mir auf Grund einer gelegentlichen Unterhaltung die Sondernummer der „Deutschen Presse" (17. Jahrgang, Nr. 14/15, Berlin, 1. April 1927) mit einem kurzen Aufsatz von Professor *Bonn* über „Wirtschaft und Wissenschaft" übersandt. In diesem Artikel wird durch die Feder eines Hochschulprofessors selbst vieles ausgeführt, was mich und andere seit langem beschäftigt und hier zum Ausdruck gebracht werden sollte.

Professor Bonn schreibt, daß auf dem Gebiet der Naturwissenschaften ein enges, verständnisvolles Zusammenarbeiten zwischen der Wirtschaft und der deutschen Wissenschaft festzustellen sei. Man könne ohne Übertreibung sagen, daß dem verständnisvollen, vor großen Geldausgaben nicht zurückscheuenden Zusammenwirken der Wirtschaft mit der Naturwissenschaft ein großer Teil der deutschen Erfolge im Wirtschaftsleben zu danken sei. Die Verdienste in dieser Richtung lägen durchaus nicht ausschließlich bei den Wissenschaftlern.

Ich möchte diese Gelegenheit benutzen, darauf hinzuweisen, daß auf manchen Gebieten nach meiner Meinung die Zusammenarbeit so intensiv ist, daß die Gefahr besteht, die Hochschulen und Universitäten von den befähigsten Lehrkräften zu entblößen, weil diese in die private industrielle Betätigung hinüberwandern. Die Verlegung der Wissenschaft nur in das Privatunternehmen muß die freie Forschung, insbesondere die Ausbildung des Nachwuchses gefährden. Bis jetzt aber hat jedenfalls das deutsche Volk und die deutsche Wissenschaft einen außerordentlichen Vorteil aus dieser Cooperation gezogen.

Der Genannte fährt dann fort: „Ganz anders ist das Verhältnis von Wirtschaftslehre zur Wirtschaft. Die eigentliche Volkswirtschaftslehre und die praktische Wirtschaftsführung verhalten sich beinahe wie zwei Parallelen, zwei Geraden, die sich nie berühren und nur in der Unendlichkeit schneiden. Die deutsche Wissenschaft ist an diesem Verhältnis, wenn man die Beziehungslosigkeit ein Verhältnis nennen will, nicht unschuldig.

Sie hat unter dem Einfluß der historischen Schule nicht nur das Gefühl für die Aufgaben der Gegenwart verloren, sondern sich vielfach das exakt-ökonomische Denken abgewöhnt. Wurde sie mit praktischen Fragen befaßt, so war sie geneigt, politisch klug zu sein und die Fragen nicht so zu stellen: Welches sind die Zusammenhänge? Welche sachlichen Wirkungen werden bestimmte Maßnahmen haben?

Ihre Vertreter gehen vielmehr gerne in die Schule des Geheimrats, der seinen Minister zu beraten hat und ihn auf die politischen persönlichen Folgen seiner Handlungen, nicht auf die kausalen Zusammenhänge aufmerksam macht.

Dem Sinne nach führt Professor Bonn dann weiter aus:

Das alles hätte indes längst überwunden werden können, wenn die deutsche Wirtschaft ihrerseits großen Wert auf positive Zusammenarbeit mit der Wirtschaftswissenschaft gelegt hätte. Das ist nicht der Fall.

Die Wirtschaft hat für eine fördernde „Kritik" kein Interesse gehabt, und man hat den Wirtschaftler, der die modernen Entwicklungstendenzen der kapitalistischen Wirtschaftsordnung verstand, seitens der Praxis abgelehnt und mit allen Mitteln bekämpft.

So kommt es, daß bei der Hinzuziehung der Wissenschaft zu Fragen der Praxis die politische Stellungnahme des einzelnen entscheidend wurde, und wir sind auf dem besten Wege, Arbeitgeberprofessoren und Arbeitnehmerprofessoren zu bekommen (wie wir Arbeitersekretäre und Arbeitgebersyndici haben).

Soweit Professor Bonn, der sich dann noch für ein Zusammenarbeiten von Theorie und Praxis ausspricht, da die Zusammenhänge des heutigen Wirtschaftslebens so kompliziert seien, daß ein klares Erkennen und eine zielbewußte Stellungnahme nur durch diese Verbindung möglich würden.

Wir müssen uns fragen: Warum gilt das Wort der Wissenschaft gerade auf diesem Gebiete so wenig? Wir müssen zugeben, daß die Erkenntnis von der Notwendigkeit volkswirtschaftlicher Kenntnis für die Leitung des Unternehmens nicht immer bestanden hat, sondern sich erst allmählich durchsetzte. Die Entwicklung zur kollektivistischen Auffasung im Gegensatz zur Laissez-faire-Maxime ist eine neuere Erkenntnis.

Die Unternehmer, wenigstens soweit sie der älteren Generation angehören und diese ganze Entwicklung mitgemacht haben, stützen sich vielfach nur auf ihre eigene Lebenserfahrung und die Theorie, die sie

sich selbst zurechtgemacht haben. Aber auch der Reinempireker empfindet die Notwendigkeit der Einpassung seines Unternehmens in die gesamte Wirtschaft. Man sehe sich doch einmal die ganze Entwicklung der letzten Jahrzehnte, insbesondere diejenige des Verbands- und Kartellwesens an. Mit Schlagwörtern, wie „Interessentenwirtschaft", ist dies doch nicht abzutun. Daß die neuzeitliche Entwicklung des Verbandswesens ein gewaltiger Schritt zur Öffentlichkeit der Betriebsführung der Unternehmungen ist, ist vielen Gelehrten noch gar nicht zum Bewußtsein gekommen.

Es besteht im Unternehmertum ein starkes Bedürfnis, die Lücke volkswirtschaftlicher Ausbildung und Erkenntnis auszufüllen. Warum waren denn zu einer Zeit, als der Staatsdienst noch die Domäne des Juristen war — worüber auch jetzt noch geklagt wird —, die Auditorien der deutschen Universitäten mit Studenten der Volkswirtschaft überfüllt? Doch nur, weil die Wirtschaft das Bedürfnis empfand, sich auch auf diesem Gebiete wissenschaftlich zu fundieren. Und wenn nun heute eine statistische Erhebung ergeben würde, daß Tausende von jungen Nationalökonomen stellungslos sind, wenn dieses Studium heute nicht mehr das begehrteste ist, so müssen wir fragen: Liegt dies in der mangelnden Wertschätzung der Unternehmer für diesen Zweig der Wissenschaft oder liegt dies an anderen Dingen? Ich bin mir über das Resultat einer solchen Umfrage nicht im Zweifel. Die Universitäten haben der Wirtschaft Tausende von Akademikern geliefert, darunter sehr tüchtige Menschen. Man hört mancherlei abfällige Urteile über diese aus akademischen Kreisen, und das Wort „Syndiciwirtschaft" ist zu einem Schlagwort geworden. Sind diese Tausende nicht größtenteils die Schüler gefeierter Professoren?

Warum bedient sich die Wissenschaft der Wirtschaftslehre so wenig der Tausende, die sie selbst in die Wirtschaft geschickt hat? Warum ist die befruchtende Wechselwirkung zwischen Wissenschaft und wissenschaftlicher Praxis so oft ausgeblieben? Die Antwort wird vielfach lauten: Weil der Beruf, der diese jungen Akademiker aufgenommen hat, andere Anforderungen an diese stellte, als ihre Ausbildung erwarten ließ. Diese Akademiker werfen Historie und Theorie möglichst schnell von sich, gebrauchen ihren gesunden Menschenverstand und werden . . . . Empiriker.

Es sind auch vielfach seitens der Wirtschaft Versuche unternommen worden, in schwierigen Situationen sich des Rates der Wissenschaft zu bedienen. Es ergab sich aber in den Fällen, über die ich orientiert bin, eine solche Kluft zwischen der schulmäßigen historischen und theoretischen Wissenschaft und dem, was der Praktiker für wirtschaftlich möglich hält, daß eine Cooperation nicht möglich war. Warum hat es in der Zeit der größten Not unseres Vaterlandes keinen Nationalökonomen gegeben, der sich durch die Wucht seiner Argumente den notwendigen Einfluß auf die Wirtschaftsführung verschaffte?

Warum ist der Name Keynes in Deutschland bekannter und geachteter als in seiner Heimat? Man kann hier nicht antworten: Weil der Prophet in seiner Heimat nichts gilt — —, sondern weil die deutsche Nationalökonomie das Gefühl für die tatsächlichen Aufgaben der Gegenwart verloren und sich vielfach das praktische ökonomische Denken abgewöhnt hat. Sie hat sich in Einzelaufgaben zersplittert und hat den Blick für die Zusammenhänge verloren.

Ob dies auf den Einfluß der historischen Schule zurückzuführen ist oder auf den Mangel an Wertschätzung seitens der Praxis, die den Einblick in wirtschaftliche Vorgänge verschloß — wie Professor Bonn ausführt —, ist für unsere Fragestellung von sekundärer Bedeutung. Meines Erachtens liegen die Ursachen tiefer. Sie liegen in einer grundsätzlichen Verkennung der Aufgaben. Ich höre, daß man die Absicht hat, die Lehrstühle noch weiter zu spezialisieren. Gleichzeitig ersehe ich aus den Vorlesungsverzeichnissen, daß an großen Universitäten das Kolleg über allgemeine Wirtschaftslehre mehr und mehr zur Nebensache wird.

Wenn nun die Wirtschaft, die doch ein Konglomerat von Einzelunternehmungen ist, fragt: Schafft uns einen Überblick über die Gesamtzusammenhänge, erkundet die Tendenz, die in der Gesamtentwicklung liegt, wo bleibt da die wissenschaftliche Führung? Wir müssen eine Wirtschaftslehre schaffen, die weder historisch noch theoretisch ist, sondern den lebendigen Organismus des Wirtschaftslebens zu erfassen sucht. Dafür Lehrbücher zu schreiben, ist notwendig, hat aber weniger Zweck, denn der Lehrer, der die Methode dieser Erfassung lebendig verkündet, erwirbt sich das größte Verdienst, weil er Schüler heranzieht, die auf seiner Lehre in der Praxis aufbauen können. Es ist nicht meine Absicht, Vorwürfe gegen den einzelnen zu erheben. Es ist überhaupt nicht meine Absicht, anzuklagen. Ich glaube aber, daß wir im Interesse von Wissenschaft und Wirtschaft verpflichtet sind, Tatsachen festzustellen und diese Fragen zu klären. Das Unternehmertum und die Arbeiterschaft müssen sich darüber klar sein, daß es in ihrem und in der Allgemeinheit Interesse liegt, eine objektive unparteiliche *Wahrheit und Erkenntnis* suchende Wissenschaft der Wirtschaftslehre zu besitzen. Genau so, wie jeder weiß, daß es eine Unmöglichkeit ist, einen Betrieb ohne Kenntnis und Anlehnung an den technischen und wissenschaftlichen Fortschritt zu leiten, so soll es Gemeingut werden, daß man ein Unternehmen ebenso wenig führen kann, wenn man über die Gesamtzusammenhänge der Wirtschaft und die Stellung des Unternehmens zur Gesamtheit nicht unterrichtet ist.

Von unserer Seite müssen wir daher der Wissenschaft jedes Entgegenkommen zeigen und jedem die Türe öffnen, der anklopft, um unsere Sorgen und Mühen kennenzulernen. Auch hier lege ich wieder-

um den größten Wert auf die persönliche menschliche Fühlungnahme, denn ich weiß aus Erfahrung und bin dessen auch in diesem Falle sicher, daß die größten Irrtümer und Mißverständnisse aus der Unkenntnis der Vorgänge entspringen. Wenn man dem einen oder anderen Hochschulprofessor einmal Gelegenheit geben würde, an unseren Sitzungen im Reichsverbande oder an den Verhandlungen der Gewerkschaften teilzunehmen, so wäre schon viel gewonnen. Es würde sich dann zeigen, daß die Fragen der Wirklichkeit anders aussehen als die am Schreibtisch durch Nachdenken und Literaturvergleiche gewonnenen Erkenntnisse. Geben sie der Wissenschaft das Wort zu aktuellen Fragen! Sie muß dann freilich diese Fragen mit sachlichen Argumenten auf Grund erforschter Tatsachen beantworten. Die Wissenschaft von der Wirtschaftslehre muß erkennen, daß sie in erster Linie Menschen für das Wirtschaftsleben auszubilden hat, deren Aufgaben in der Gegenwart und Zukunft und nicht in der Vergangenheit liegen. Diese Aufgaben können aber nur erfüllt werden, wenn diese Menschen ökonomisch denken lernen, d. h. in die Zusammenhänge des Wirtschaftslebens eingeführt werden.

Als ich in Anatolien die Heuschrecken bekämpfte, um die Brotversorgung des Landes sicherzustellen und biologische Daten über das Leben der Heuschrecken dringend brauchte, konnte ich einem jungen und tüchtigen Gelehrten kaum klar machen, daß die wissenschaftlich zwar recht interessanten Fragen über die Farbenänderungen der Larven kein Interesse für die Bekämpfung dieser Tiere hätte.

Liegt es in unserem Falle für den Praktiker nicht vielfach ähnlich? Die Wissenschaft der Wirtschaftslehre kann nicht Selbstzweck sein! Die hohe Mission dieses Zweiges der Wissenschaft als Forschung liegt in der Aufklärung der Grundzusammenhänge, in der Erkenntnis des gegenwärtigen Gesamtzustandes und in der Schaffung einer allgemein anerkannten, auf den tatsächlichen Zuständen fußenden Wirtschaftsauffasung.

Sie kann sich hier um Arbeiterschaft und Unternehmertum, um das ganze deutsche Volk die größten Verdienste erwerben. Die Wissenschaft von der Wirtschaftslehre muß ein mitarbeitender Faktor der Produktion sein.

Wir wollen doch im Grunde alle nichts anderes, als das Wohl der Allgemeinheit fördern, jeder in seiner Art. Wir fühlen auch alle, daß der Satz richtig ist, den ich einmal früher gebrauchte: Niemand kann sein Vaterland allein retten!

Wir bedürfen deshalb der Zusammenarbeit aller Elemente, denen das Schicksal des deutschen Volkes am Herzen liegt.

Neue Möglichkeiten der Radiotechnik.

Von *Graf Georg von Arco*
Direktor der „Telefunken".

Am 3. August d. Js. fand der erste offizielle drahtlose Telephonie-Versuch Berlin via Nauen nach Buenos Aires statt. Es sollte gezeigt werden, daß eine klare Verständigung nach Südamerika heute schon möglich sei. Von drüben nach hier konnte dabei noch nicht gesprochen werden, weil in Buenos Aires die notwendigen technischen Einrichtungen fehlten. Vertreter der Regierung, der Presse und der Wirtschaft, etwa ein Dutzend Personen, traten nacheinander an das im Voxhaus, Potsdamer Straße 4 a, aufgestellte Mikrophon und hielten kurze Ansprachen von je zwei bis drei Minuten Dauer; auf jede einzelne Ansprache erfolgte eine drahtlos-telegraphische Bestätigung aus Buenos Aires. Der Versuch verlief glänzend, jeder Sprecher war ausgezeichnet verstanden worden. Soweit er den Zuhörern in Buenos Aires persönlich bekannt war, wurde seine Stimme sofort wiedererkannt.

Nach diesem Versuch ist die Telefunken-Gesellschaft sofort an die Arbeit gegangen, diejenigen Apparate und Einrichtungen in Nauen und Buenos Aires bereitzustellen, welche zu einer wechselseitigen Telephonie-Verbindung nach Süd-Amerika noch notwendig sind. Es ist das Ziel zu erreichen, daß zwei Menschen hüben und drüben sich von ihrem gewöhnlichen postalischen Hausapparat aus über das Fernamt als Anschlußgeber unterhalten können. Eine solche kommerzielle Fernverbindung soll — wie wir hoffen — im nächsten Jahre versuchsweise in Betrieb genommen werden. Sie wird für die Sprechenden in ganz ähnlicher Weise wie irgendein anderes über Draht geführtes Ferngespräch verlaufen: Anmeldung der Verbindung beim Fernamt, dann Angerufenwerden vom Fernamt, dann Sprechen mit dem gewünschten Teilnehmer in Übersee.

Natürlich wird der Betrieb noch nicht ein 24-stündiger, kontinuierlicher sein. Man wird zunächst mit 4 bis 5 Betriebsstunden am Tage rechnen können. Diese werden aber täglich zu den gleichen Zeiten liegen. Zwischen Berlin und Buenos Aires ist ein Uhrzeitunterschied von annähernd 5 Stunden vorhanden. Die Zeitdauer, während welcher

auf beiden Seiten das Bedürfnis zum Sprechen besteht, in erster Linie wohl für geschäftliche Zwecke, wird etwa auf die gleiche Stundenzahl beschränkt sein.

Wenn auch diese Sprechverbindung nicht die erste Anlage für drahtlose Telephonie über den Ozean darstellen wird, so doch die erste der neuen Kurzwellen-Technik. Seit etwa einem Jahr besteht nämlich schon die Möglichkeit drahtlosen Sprechens zwischen London und New York, mit einer Dienstzeit von sogar 3 bis 4 Stunden am Tage. Diese erste Linie arbeitet mit den bisher in der drahtlosen Technik üblichen langen Wellen von etwa 5 Kilometer. Für die telephonische Übertragung sind doch diese Wellen weniger geeignet. Die Sprache kommt wohl verständlich an, aber die Stimme verliert einen Teil ihrer Individualität. Auch können sich die atmosphärischen Empfangsstörungen als unangenehme Neben-Geräusche bemerkbar machen. Für eine Verbindung von hier nach Buenos Aires würden lange Wellen, besonders im Hinblick auf die ungewöhnlich starken atmosphärischen Störungen im Osten von Südamerika, überhaupt nicht in Frage kommen. Abgesehen hiervon, würde es gar nicht mehr möglich sein, im Gebiet der Langwellen noch für Telephonie Raum zu schaffen. Denn diese beansprucht innerhalb des Wellenlängenspektrums um so breitere Intervalle, je größer die Wellenlänge selber; gerade dieses Bereich aber ist von der Telegraphie schon vollständig besetzt. Daher sind auch nach dieser Richtung hin von der Telefunken-Gesellschaft in den letzten Jahren keine weiteren Versuche gemacht worden.

Die neue Verbindung mit kurzen Wellen verhält sich hinsichtlich Güte der ankommenden Sprache und Störfreiheit des akustischen Hintergrundes für den Hörenden außerordentlich viel günstiger. Es wird hiermit möglich sein, auch Musik, in etwa der gleichen Qualität wie heute auf Rundfunksendern, zu übertragen.

Bekanntlich hat eine drahtlose Sendeanlage den Vorteil, daß man von einem Punkte aus nach jeder beliebigen Richtung und Entfernung sprechen kann, aber gleichzeitig den Nachteil, daß ein solches Gespräch von einem unbefugten Dritten mit angehört werden könnte. Dies klingt sehr bedenklich. Wenn man aber berücksichtigt, daß auch bei der gewöhnlichen Telephonie das Mithörenkönnen seitens irgendwie beamteter Personen steht und deren Verschwiegenheit, namentlich bei wichtigen Nachrichten, nie ganz gesichert ist, daß ferner gerade die nächste Umgebung des Sprechenden an dem, was er sagt, am meisten interessiert ist und am leichtesten mithören kann, so glaube ich, wird der Unterschied zwischen Draht- und drahtloser Telephonie kaum sehr groß sein. Bei den Kurzwellenanlagen ist die Diskretion insofern etwas erhöht, als für die Aussendung der elektrischen Wellen besonders geartete Luftleiter benutzt werden, welche hauptsächlich in einen schmalen Winkel hineinstrahlen, während die grundsätzlich in

gleicher Weise gebauten Empfangsantennen die ferne Strahlung vorzugsweise aus der Richtung des Senders her aufnehmen und die aus den anderen Richtungen kommenden atmosphärischen Störungen ausschließen. Es besteht also außerhalb der Verbindungslinie eine Abnahme der Strahlung, eine Erschwerung des Empfanges, eine erhöhte Diskretion.

Der Übergang auf derartige Richtantennen (senderseitig auch „Strahlwerfer" genannt) fängt an, sich im Bilde der Großstation Nauen bemerkbar zu machen. Zu der Zeit, als die langen Wellen in der drahtlosen Überseetelegraphie Alleinherrscher waren, sah man nur das große Maschinenhaus von einer Anzahl sehr hoher Maste symmetrisch umgeben, welche zum Tragen von ausgestreckten Drahtnetzen in großer Höhe dienen. Heute bemerkt man außerhalb des Antennenringes eine Reihe kleinerer Stationsgebäude und bei jedem eine Anzahl niedriger Maste, welche die neuen Kurzwellen-Strahlwerfer tragen. Jede dieser Antennen hat eine bestimmte einseitige Strahlrichtung. Neben den bereits in Betrieb befindlichen, nach Buenos Aires und Rio, d. h. nach Südwest, zielenden, sind solche nach Westen für die Vereinigten Staaten und nach dem fernen Osten bereits im Bau und bald fertiggestellt. In absehbarer Zeit wird so die alte historische Station Nauen von einem ganzen Gürtel neuer Strahlwerfer umschlossen sein, welche den verschiedenen außereuropäischen Kultur- und Handelszentren zugewendet sind.

Die überraschendste Eigenschaft der Kurzwellen-Anlagen springt hier dem Beschauer sofort in die Augen: Die verblüffende Kleinheit der neuen Anlagen und des Luftleiters. Bei kurzen Wellen genügen eben viel kleinere elektrische Leistungen als bei langen, selbst für die größten Entfernungen. Diese Tatsache ist von höchster wirtschaftlicher Bedeutung. Die Anlage- und die Betriebskosten sind verkleinert; und dies wird irgendwann einmal in den Gebühren zum Ausdruck kommen.

Theoretisch erklärt man sich die Verringerung der notwendigen elektrischen Leistung dadurch, daß die kurzen Wellen nicht wie die langen den verlustreichen Weg dicht an der Oberfläche der Erdkugel nehmen, sondern in höheren Luftschichten, etwa 100 km über der Erde, sich unter weit geringerer Schwächung ausbreiten. Um einen, wenn auch nicht physikalisch exakten, so doch anschaulichen Vergleich zu gebrauchen, können wir das Ergebnis in Parallele setzen mit der überraschenden Reichweite jenes bekannten weittragenden deutschen Geschützes, dessen Geschoß, unter steilem Abflugwinkel in große Höhen hinaufgeschossen, in der verdünnten Atmosphäre infolge bedeutend verringerter Verlustreibung viel längere Wege zurücklegen konnte. Bei den Kurzwellen sind die entsprechenden Verluste sogar so gering, daß bisweilen die Signale nicht nur den Bestimmungsort

eben erreichen, sondern ihren Weg darüber hinaus um die Erde herum fortsetzen und ein zweites, ja sogar ein drittes und viertes Mal in bemerkenswerter Stärke am Bestimmungsort eintreffen. In Anbetracht der mit Lichtgeschwindigkeit erfolgenden Fortpflanzung der Signale und der Länge des Weges um die Erde ist das zweite, dritte, usw. Zeichen stets um etwa $^1/_7$ Sekunde gegen das vorhergehende verzögert. Dieser sogenannte „Echo-Effekt" kann sich natürlich unter Umständen als unangenehme Störung bemerkbar machen. Im allgemeinen stellt er aber mehr ein Kuriosum dar.

Die im Bau befindlichen neuen Kurzwellen-Anlagen für Weitverkehr werden aber nicht nur der Telephonie dienen, sondern auch der Telegraphie und der Faksimile- und Bildübertragung.

Seit etwa einem Jahre sind von Nauen aus mit dem System Telefunken-Karolus erfolgreiche Bildübermittlungsversuche gemacht worden, und die erfolgreiche drahtlose Telephonie kann von diesem Gesichtspunkt aus sogar als ein „Abfallprodukt" der auf die Faksimile-Telegraphie gerichteten Arbeiten betrachtet werden. So verschiedenartig diese beiden Übertragungen für den Laien und in ihrer praktischen Auswirkung erscheinen, so ähnlich sind beide vom Standpunkt der elektrischen Umformung aus gesehen, nämlich als energetische Prozesse. Bei Sprache oder Musik werden akustische Vorgänge durch das Mikrophon in elektrische verwandelt, und diese beeinflussen einen Kurzwellensender. Bei Fernabbildungen werden Helligkeitsunterschiede (Schwarz-Weiß als Schrift und verschieden abgestuftes Hell und Dunkel als Bild) mittels lichtempfindlicher Zellen gleichfalls in elektrische Vorgänge umgeformt, die — wie bei Telephonie — den Kurzwellensender steuern. Die Abbildung eines regelmäßigen Musters kann am Empfänger akustisch als rhythmisches Geräusch gehört werden. Nur die Wiedergabeeinrichtung der Empfangsstation ist bei Telephonie und Bildübertragung erheblich verschieden. Im ersteren Falle gleicht der Empfänger dem normalen Rundfunkapparat, der Bildempfänger dagegen hat ein kompliziertes Zusatzgerät, um die aufgefangenen Stromschwankungen wieder in Lichtschwankungen und mit deren Hilfe in verschieden starke photographische Beeinflussungen lichtempfindlichen Papieres umzusetzen.

Der große Fortschritt, der dem neuen Telefunken-Karolus-System der Bildübertragung eigen ist, besteht darin, daß der zusätzliche Lichtumformer des Empfängers nicht, wie bei den bisherigen Verfahren bewegte Teile enthält, durch deren mechanische Trägheit sowohl die Geschwindigkeit der Übertragung, als auch die Feinheit derselben beeinträchtigt wurde, sondern, daß er auf rein elektro-optischer Grundlage der Orientierung von Molekülen durch elektrische Felder, arbeitet, ganz ohne mechanisch bewegte Teile.

Die Bildübertragungstechnik ist nach mehrjährigen Versuchs- und

Konstruktionsarbeiten in ein Stadium eingetreten, wo nur noch praktische Erfahrungen zur Anpassung der Apparate an die Bedürfnisse des Betriebes zu sammeln sind. Die Eignung und Leistungsfähigkeit des Systems an und für sich steht heute bereits außer allem Zweifel.

Etwas schwieriger zu übersehen sind die Möglichkeiten, welche sich für die Anwendung dieses neuen Nachrichtenmittels eröffnen. Man kann die Kurzwellen-Bildübertragung als eine Schnelltelegraphie betrachten, die infolge ihrer sehr hohen Wortleistungen zu einer Verringerung der Telegrammkosten führen dürfte, man kann sie auch als eine gewisse Konkurrenz gegen die bisherigen Überseebriefe ansehen, insofern nämlich, als sie einen Faksimilebrief innerhalb von 24 Stunden dem fernen Empfänger zustellen wird. Sie wird natürlich auch Anwendung finden für die modernen Zeitungen, welche mehr und mehr bestrebt sind, die Tagesereignisse in Form von Bildern zu bringen. Dieselben drahtlosen Anlagen werden gleichzeitig für Telephonie *und* Bildübertragung ausnutzbar sein.

Die großen Vorzüge der Kurzwellentechnik haben uns also beinahe plötzlich und über Nacht ein neues Nachrichtenmittel beschert. Es ist hier wie so häufig in der Technik: durch eine Verschiebung um ein bis zwei Dezimalstellen ändert sich das Gesicht einer Technik bereits vollkommen. Quantität schlägt in Qualität um. Die Veränderung der Wellenlänge von 20 km auf 20 m hat diesen Umschwung in der drahtlosen Nachrichtenübermittlung herbeigeführt. Nicht nur im Aussehen der Apparate, sondern vor allen Dingen in der Art ihrer Fortentwicklung und in den Besonderheiten ihrer Wirkungsweise.

Die drahtlose Telegraphie war bisher ein Ersatz, ein Nebenbuhler für Draht oder Kabel, und nur an wenigen Stellen der Welt bildete sie die einzige Verbindungsmöglichkeit. Sie war im allgemeinen ein „Surrogat", wie Walter Rathenau einmal zu mir gesagt hat. Die Kurzwellen-Telegraphie kann aber ein Nachrichtenmittel werden, das bedeutend erweiterte Möglichkeiten in sich birgt, sowohl hinsichtlich Schneidigkeit, wie Präzision und Ökonomie. Sie ist kein Surrogat mehr. Es wäre falsch, hieraus zu schließen, daß damit Draht und Kabel — wie ein englischer Dichter prophezeit hat — in einigen Jahrzehnten endgültig in das Museum wandern müßten. Wie im Kampf zwischen Gas und elektrischem Licht eine Differenzierung der Anwendungen eingetreten ist und nur bei zweckmäßiger Ausnutzung beider die höchste Ökonomie erreicht wird, so wird auch ein rationell durchgearbeitetes Nachrichtennetz zur Ergänzung der „Drahtlosen" die bisherigen elektrischen Leitungsverbindungen aufrechterhalten müssen.

Ich komme auf den einleitend erwähnten offiziellen Überseetelephonieversuch am 3. August zurück. Für mich, der ich als einziger unter den Anwesenden die gesamte Entwicklung der drahtlosen Technik von den ersten primitiven und tastenden Versuchen an miterlebt und

mitbearbeitet hatte, war dieses Geschehnis von ganz besonderem Eindruck. Ich sprach daher folgende Worte in das Mikrophon:

„Seit wenigen Wochen hängt an der Sacrower Kirche, nahe bei Potsdam, eine Bronze-Plakette, zur Erinnerung daran, daß hier vor 30 Jahren die ersten Versuche mit drahtloser Telegraphie in Deutschland von Prof. Slaby gemacht wurden, nachdem er im Jahre zuvor Marconis erste Erfolge miterlebt hatte. Ich half damals als Assistent.

30 Jahre — eine lange, lange Zeit, gemessen an den Erlebnissen des Einzelmenschen, aber eine knappe Sekunde im Zeitmaße der Kulturentwicklung — und jetzt stehe ich voll innerer Erregung vor dem Mikrophon, das meine Worte, getragen von elektrischer Strahlung bei 20 Millionen Schwingungen in der Sekunde, nach B'Aires bringen soll.

30 Jahre Entwicklung und doch nur ein Auftakt, nur ein Vorspiel! Jetzt erst beginnt unsere Technik ihren Siegeslauf: Schnelltelegraphie, Telephonie und Bildübertragung über alle Entfernungen des Erdballes, bei Tage wie bei Nacht und in immer zunehmender Sicherheit! — Dies ist kein Traum, dies ist die beglückende Wirklichkeit, die sich hier vollendet."

Georges Clémenceau.

Von *André Germain,*
Herausgeber der Revue Européenne.

I.

Wenn man dieses Porträt ganz unumwunden schildern wollte, wäre es zu erschreckend. Wir wollen nicht vergessen, daß dieser furchtbare Greis noch am Leben ist, und wir wollen die Rücksicht auf ihn nehmen, die er niemandem bewies. Wenn jemand nach Haß durstet, will ich ihn auf Artikel und Bücher hinweisen, die über den „Tiger" in den 90er Jahren von Journalisten und nationalistischen Schriftstellern geschrieben wurden, die 20 Jahre später zu seinen leidenschaftlichsten Bewunderern zählten.

Ich will mich nur mit einigen Szenen und einigen Bildern begnügen, aus denen die beste Seite unseres Helden ersichtlich ist, seine wirklich ästhetische Seite eines Condottiere der Renaissance, eines geistigen Aretino, der seine Waffen und seine Geschicklichkeit jeder Sache zur Verfügung stellt.

*

1871, Der junge Georges Clémenceau bekennt sich zur Kommune. Es geschieht nicht in tiefer Empörung oder aus leidenschaftlicher Überzeugung, vor der man sich immer beugen muß, sondern in dem phantastischen Geist des Widerspruchs und dieser Liebe zur Verneinung, die die Einheit seines vielfältigen Lebens bildet.

Er entstammt einer Familie der Krautjunker aus der Vendés, die Anhänger der Priester und Könige waren. Er hat daher schon früh angefangen, die einen und die anderen mit gutem Appetit aufzufressen. Mit ironischem Blick, ein höhnisches Lächeln auf den Lippen, sieht er die Tuilerien in Flammen aufgehen und eine halb cäsarenhafte, halb bürgerliche Regierungsform auf einen anarchistischen und zugleich blutenden und naiven Traum folgen. Aber da er schlau ist, wird er in der Stunde der Abrechnung — die Bourgeoisie, die eine solche Angst ausgestanden hatte, wütet in schrecklichen Repressalien, Tausende von Aufständischen werden kurzer Hand hingerichtet — zu

verschwinden wissen. Die Idealisten zahlen mit ihrem Leben für ihren begeisterten Wahn. Aber diese Schar junger zynischer und bedeutender Menschen, die in der dritten Republik eine hohe Bestimmung erwartet — Rochefort, der schon gefürchtete Polemiker, der 40 Jahre später zum „König der Hallen" werden wird — Ranc, dieser außerordentliche und geheimnisvolle Journalist, der ohne Schwung und ohne Talent dank seiner hohen Stellung im Freimaurertum eine Art von okkulter Diktatur ausüben wird — (mein Vater war der Ansicht, daß er, Clémenceau und Josef Reinach, der Sohn eines Frankfurter Bankiers, der sich in Frankreich naturalisieren ließ, den größten Einfluß auf die französische Politik ausübten) — Barrère, der künftige Botschafter in Rom, neben den Brüdern Cambon die mächtigste Persönlichkeit der französischen Diplomatie, den Freunde meiner Familie damals in einen Schrank einsperren mußten, um ihn der Wut eines Militärgerichts zu entziehen —, Clémenceau endlich, alle diese geschickten und gewitzten Jünglinge wußten sich den Repressalien, sei es durch Flucht ins Ausland, sei es durch eine Linderung des Urteils zu entziehen, die sie durch die Drohung der Veröffentlichung einer vertraulichen Korrespondenz von Thiers erreichten. (Madame Thiers sagte damals zu einem Deputierten, der mir diesen Ausspruch mitteilte: „Was konnten wir machen? Ranc hatte den ganzen Briefwechsel von Thiers mit meiner Mutter in Händen.)

II.

10 Jahre später ist Clémenceau, mit seiner wesentlich verblaßten Gesinnung (die Tatsache einer Beteiligung an der Kommune wird plötzlich in der dritten Republik zu einer Art von Adelspatent) einer der meist gelesenen Journalisten, der meist beachtete Deputierte, Schriftsteller und Redner. Als Duellant jagt er mit Feder, Zunge und Schwert den gleichen Schrecken ein. Er ist ein Bravo, den jede Partei an sich binden möchte, den jedoch gewisse Affinitäten des Temperaments und ein gewisser Eigensinn des Patriotismus sich definitiv auf die Seite Englands schlagen lassen. Für einen Mann, der zugleich eigensinnig und Frondeur war, bedeutete der Radikalismus zuerst „fortschrittliche" Ideen, dann eine bequeme Festung, aus der man nicht auszuziehen brauchte. — Für einen Chauvinisten der Art Clémenceaus verhieß die Bindung mit England zugleich eine Verwirklichung seines Hasses gegen Deutschland und die Notwendigkeit gewisser Unterstützungen, ohne die der glänzende Polemiker, der erst 25 Jahre später zur Macht gelangen sollte, sich nicht hätte halten können.

Damals schien fast die Macht seiner zu spotten. Seine wütende und negative Aufgabe bestand darin, daß er Minister und die Menschen, die ihm unbequem waren, zu Boden warf. Mit seinem runden, seltsamen Kopf machte er nicht nur den Eindruck einer wilden Robbe und einer mächtigen Bulldogge, sondern er hatte auch wirklich die

Zerstörungswut und die Leidenschaft des Raubtiers. Daneben besaß er in Stunden der Entspannung eine Gabe geistreichen Witzes und den Übermut eines Pariser Straßenjungen, der die ernsthaftesten seiner Kollegen (zu denen auch mein Vater zählte) Tränen lachen ließ.

Eines seiner wirksamsten und berühmtesten Eingreifen in die Politik bedeutete die Rede, die er im Jahre 1882 hielt und durch die er dem damaligen Ministerpräsidenten de Fréycinet, einem Politiker von beträchtlicher Geschicklichkeit und schwachem Charakter, den man „die weiße Maus" nannte, einen großen Schrecken einjagte und ihn daran hinderte, ein französisches Geschwader zusammen mit der englischen Flotte nach Ägypten abzusenden, um den arabischen Aufstand gegen den Khediven niederzuschlagen und die Massakrierung der Europäer zu verhindern. Der Präsident de Fréycinet begnügte sich damit, daß er an den berühmten Ägyptologen Maspéro, der die bedeutendste Rolle in der französischen Kolonie spielte und ihn um Anordnungen gebeten hatte, ein Telegramm folgenden Inhalts sandte: „Handeln Sie bitte den Umständen angemessen." Während Frankreich zurücktrat, konnte England seine Absichten durchführen und allein als Retter und Bringer des Friedens auftreten. Dieses Vorgehen bedeutete einen endgültigen Verzicht auf Ägypten, wo bis jetzt Frankreich und England eine Art von Condominium ausübten. Die öffentliche Meinung hat damals dieses Eingreifen Clémenceau sehr verargt, aber es ihm auch schnell verziehen, und der blendende Polemiker konnte mehr als zehn Jahre lang, fast ohne Störung und Zwischenfall, seine Karriere des Tigers und Warwicks fortsetzen.

III.

1892: Die Panama-Affäre. Die Atmosphäre des Parlaments, die bis dahin ruhig und friedlich war, wird plötzlich von einem heftigen Sturm erschüttert. Man spricht von Korruption, Erpressungen, bevorstehenden Verhaftungen. Die Verleumdungen machen die Runde. Mehr als 100 Deputierte — die berühmten „hundertundvier" — werden verdächtigt, von Lesseps, dem Präsidenten der Baugesellschaft des Panama-Kanals, den es oft große Mühe kostete, um die Kammer zur Abstimmung über die für sein Unternehmen notwendigen Gesetze zu bringen, Geld bekommen zu haben. Einige Minister werden von der öffentlichen Meinung beschuldigt. Man verdächtigt sich gegenseitig, man haßt sich, man verrät die Kollegen.

Endlich läßt der Ministerpräsident Ribot, ein Mann von absoluter finanzieller Unantastbarkeit, aber auch von großer moralischen Feigheit, plötzlich eines Morgens zwei seiner Kollegen, mit denen er noch am Vorabend beim Kabinettsrat zusammensaß, verhaften. Die Erregung, die Angst hat ihren Höhepunkt erreicht. Werden andere Verhaftungen folgen? Einer der am meisten durch die öffentliche Meinung Beschul-

digten ist Clémenceau, der intime Freund dieser romanhaften Persönlichkeit, dieses modernen Cagliostro, des Cornelius Herz, des deutschen in England naturalisierten Finanzmannes, der der Regisseur der ganzen Intrigue und der unsichtbare Kapellmeister, der die Verführung und Korruption der Parlamentarier dirigierte, zu sein scheint. Aber die Angst und das Prestige, die Clémenceau in der Kammer umgaben, sind so groß, daß, obwohl jeder sich seinen Namen zuflüstert, keiner auch nur daran denkt, ihn anzuklagen.

Der Tiger, mutig, mit gesträubtem Fell, hält dem dunklen Sturm stand. Er wird wahrscheinlich über seinen Kopf hinweggehen, um die kleineren Opfer zu treffen. Plötzlich jedoch richtet sich einer auf und bricht mit den Regeln des parlamentarischen Spiels, das darin besteht, manchmal ein Exempel zu statuieren, ohne jedoch die großen Köpfe zu treffen.

Damals gab es in Frankreich einen Paladin, einen Dichter und Deputierten, einen Landedelmann und Ritter verlorener Länder, der verführerisch, gütig und eigennützig, eine dieser zugleich romantischen und paradoxen Gestalten war, für die unser Land ein solches Faible besitzt und die Edmond Rostand, ein Kenner der populären Begeisterung, in seinem „Cyrano" verkörpert hat. Dieser Mann hieß Paul Déroulède. Er besaß ebenso viel physischen Mut wie moralische Kühnheit. Als Redner war er Clémenceau ebenbürtig, als Duellant konnte er sich mit ihm messen, und da er die gleichen Fähigkeiten besaß, war er der einzige Rivale, den ihm die Kammer entgegenstellen konnte. Er war sonst in allen Dingen, mit Ausnahme dieser äußeren Gaben, sein lebendiger Gegensatz. Dem großen Zyniker, der die geheimen Hintergründe der Menschen kannte und eine tiefe Verachtung für die Menschheit empfand, stand ein Romantiker und Idealist gegenüber, der die Sache der nationalen Ehre mit einer solchen Hingabe zu seiner eigenen machte, als ob er einer geliebten Frau diente.

Der Zusammenstoß dieser beiden Männer bot ein herrliches Bild. Ich erinnere mich noch, wie mein Vater sehr spät zum Essen kam, weil die Sitzung so lange gedauert hatte, ich sehe ihn hungrig, müde, aber noch ganz von künstlerischer Freude erhellt vor mir. „Ich habe noch nie ein ähnliches Turnier erlebt", sagte er, „auf beiden Seiten eine unvergleichliche Beredsamkeit".

Schon mit den ersten Worten hatte sich Déroulède auf seinen Gegner gestürzt. Mit einer herrlichen Wendung spielte er auf den Menschen an, den alle verdächtigten, ohne den Mut zu haben, ihn zu beschuldigen und den er nun zu nennen wagte. Zu tiefst getroffen, um seine eigene Haut kämpfend, richtete sich Clémenceau wie ein verfolgtes Wild auf, das sein Leben teuer verkaufen würde. Sie waren alle beide herrlich, und die Sitzung endete mit einer Herausforderung zum Duell, die Clémenceau an seinen Gegner richtete.

Ganz Paris erwartet leidenschaftlich die Ereignisse. Man fürchtete für Déroulède. Ich höre noch meine Mutter, die zitternd sagte: Man muß ihm wohl einen Kranz bestellen. Ritterlich wie immer hat Déroulède das Duell angenommen, obwohl er es hätte ablehnen können, weil Clémenceau seiner Ansicht nach disqualifiziert war, — und dann schoß er seiner Gewohnheit nach in die Luft, und Clémenceau — war es ein Versehen des geschickten Schützen oder eine gewollte Geschicklichkeit des Politikers? — verfehlte seinen Gegner.

Diese furchtbare Panama-Campagne sollte Monate lang fortgesetzt werden. Ich habe nicht die Absicht, alle Erregungen, die sie heraufbeschwor, zu schildern und zu erzählen, wie der Tiger einige Male Gefahr lief, das Schicksal seiner Kollegen und Freunde zu teilen (einige waren im Gefängnis, Cornelius Herz, der ewige Zauberer, war so krank, daß die englischen Ärzte ihn als nicht transportfähig erklärten; die strengste Behandlung erfuhr Baron Reinach, den man in einer Shakespeareschen Nacht „Selbstmord" begehen ließ) und schließlich davonzukommen verstand. Wen diese Einzelheiten interessieren, verweise ich auf die Schrift von Barrès. Dort findet man das schrecklichste aller Porträts, vom künftigen Bewunderer des Tigers geschildert.

IV.

In Frankreich beruhigt man sich leicht und vergißt schnell. Und dann gab fünf Jahre nach dem Panama-Skandal die Affäre Dreyfus Clémenceau die Gelegenheit zu einer blendenden Revanche.

Schon in den ersten Tagen warf er sich Hals über Kopf in die Affäre, verkündete die Unschuld des Hauptmanns, griff mit äußerster Heftigkeit die Offiziere und Generäle an, die entweder seine Verurteilung verschuldet oder versucht hatten, die Autorität der Militärbehörden durch die Fabrikation falscher Dokumente zu stützen. Vom Beschuldigten wurde er zum Ankläger. Das entsprach besser seinem Temperament.

Aber Clémenceau, wie gewisse große Schauspieler, besaß eine sonderbare Mischung von sichtbarer Wildheit und verborgener Geschicklichkeit. Während er einer der offiziellen Führer der Dreyfusisten war, blieb er der Freund einer seltsamen und geheimnisvollen Frau, die als Muse und Führerin der Anti-Dreyfus-Campagne galt, der Comtesse de Loynes. Im Alter von fast 70 Jahren noch immer von einigen Schriftstellern angebetet, unter denen Jules Lemaître zu den glühendsten Bewunderern zählte, gründete diese energische alte Dame, die feierlich und bestechend wirkte, einen ultra-nationalistischen Salon, dessen Helden Jules Lemaître, Léon Daudet, Syveton, Judet, Arthur Meyer und Oberst Marchand waren und wo auch einige Damen der großen Welt gelegentlich verkehrten. Das war ein erstaunlicher Erfolg für eine Frau, die 30 oder 40 Jahre früher eine berühmte Courtisane

war und auf diesem Wege ein großes Vermögen gesammelt hatte, das sie später mit einem Titel und einer Art von Ehrbarkeit vergoldete. Ihr Einfluß auf die alten Anbeter war unerhört. Welche Geheimnisse und welche Erinnerungen mögen der „Tiger" und die alte Courtisane in ihren heimlichen Begegnungen, die hinter dem Rücken der offiziellen Anhänger stattfanden, ausgetauscht haben!

V.

Die Verteidigung Dreyfus', die zuerst eine idealistische Geste schien, wurde ungefähr 10 Jahre später zu einem ausgezeichneten Geschäft für alle, die daran beteiligt waren. Die öffentliche Meinung ist in Frankreich eines plötzlichen Umschwungs fähig, der einem Ausländer fast unverständlich erscheint. Im Jahre 1897 wurden die Anhänger von Dreyfus in den Straßen beleidigt, von den Studenten herausgefordert, von einem großen Teil des Volkes, das durch die Blätter aufgehetzt wurde, geschmäht. Die Pariser — die sich am heftigsten bei diesem Aufschwung des Militarismus und der plötzlichen Offenbarung des Antisemitismus gebärdeten —, sie, die früher so radikal gesinnt waren, wählten eine nationalistische Stadtverordnetenversammlung, um gegen Dreyfus und seine Anhänger zu protestieren. Und doch nach Jahren eines verworrenen und seltsamen Kampfes, in dem plötzlich die Kirche neben seinem Verbündeten, dem Heere, beschuldigt und zum Objekt der durch Waldeck-Rousseau und Combes geschickt auf sie gelenkten Volkswut wurde, ereignete sich das Unmögliche. Es fand nicht nur ein dritter Dreyfus-Prozeß statt, und der seit langem begnadigte Hauptmann wurde feierlich als unschuldig erklärt, sondern auch seine großen Verteidiger wurden reichlich belohnt. Im Jahre 1906 wurde — man kann fast sagen zu ihren Ehren — ein Ministerium gebildet, das drei Jahre dauern sollte. Clémenceau wurde zum Präsidenten ernannt, und auch der Vorkämpfer der Gerechtigkeit, der berühmte Oberst Picquart, der zum General befördert wurde, bekam das Portefeuille des Kriegsministers. Auf diese Weise wurde plötzlich der Offizier, der noch am Vorabend für den schlimmsten Feind galt, in die Regierung berufen, und auch der abenteuerliche Streiter, den Haß und Hohn verfolgte, wurde zur ersten Persönlichkeit des Landes. Bis dahin schien er die Macht zu verachten. Stolz auf seine Heftigkeit und sich seiner Unabhängigkeit brüstend, schien er nur den Kampf und die Opposition zu lieben. Aber als sich ihm endlich in seinem 60. Lebensjahre die Krone bot, war sie zu verlockend. Warwick vergaß seinen wilden Stolz und ergriff sie mit Freude. Man muß anerkennen, daß die Macht selbst die kampflustigsten Temperamente mildert, und daß Clémenceau, der Ministerpräsident, viel weniger Unvorsichtigkeiten beging als man fürchtete. Im Inland wurde die Metzelei von Draveil, die Falle, die die Agents provocateurs mit

größter Perfidie den streikenden Arbeitern stellten, um sie zu Gewalttaten zu verführen und einen Vorwand zum Eingriff der Gendarmerie, die in unerhört grausamer Weise ins Volk schoß, zu besitzen, zur dunkelsten Seite seiner Geschichte. Die Sozialisten, bei denen die Erinnerung an diesen furchtbaren Vorfall noch lebendig geblieben ist, werden ihn dem Tiger nie verzeihen.

In der auswärtigen Politik zeigte er sich selbstverständlich als der ergebene Verbündete und manchmal auch der Vasalle Englands und der Feind Deutschlands. Und doch waren die Versprechungen, die er den Deutschenhassern machte, weniger gewaltig, als man erwartet hatte. Er berief zwar ins Ministerium Delcassé, den persönlichen Feind Wilhelms II., aber er wagte nicht, ihm das Ministerium des Auswärtigen anzuvertrauen und begnügte sich damit, ihm das Marine-Portefeuille zu geben. Sein Ministerium hatte letzten Endes weder einen glänzenden Erfolg, noch eine vernichtende Katastrophe zu buchen.

VI.

So bissig und kräftig auch Clémenceau blieb, schien trotzdem Alter und Rücktritt zu nahen. Dieser große Spieler, vor dem die Parlamentarier immer ein wenig zitterten, der durch seine brutalen Angriffe ihren schläfrigen Alltagstrott und ihre bequeme Taktik aufstörte, hätte vielleicht, ja sogar wahrscheinlich, mit 70 Jahren definitiv die Macht eingebüßt. Aber solche Naturen sind dazu wie geschaffen, um im Trüben zu fischen, die großen Krisen erwecken ihre Aktivität und lassen ihre einzige Eigenschaft, den Mut, unentbehrlich erscheinen. In dem Maße, in dem der große Krieg sich in alle Ewigkeit ausdehnte, wuchs die Rolle Clémenceaus im Senat und in der Presse. Im Jahre 1917, in dem gefährlichsten Augenblick, als im Heere die Meutereien ausbrachen und die Etappe nachzugeben begann, als die ersten Friedensverhandlungen oder Friedensintrigen gesponnen wurden, als einige Journalisten versuchten, den Verrat in Frankreich zu organisieren, war Clémenceau einer der ersten, der die Verräter an den Pranger stellte und eine exemplarische Bestrafung verlangte. Das verängstigte Parlament hatte nur noch Vertrauen zu diesem düsteren und unnachgiebigen Greis, der von Drohung, Haß, aber auch von Energie erfüllt war, und berief ihn an Stelle eines anderen Greises, der die Schlauheit und Schwäche verkörperte, an Stelle Alexander Ribots, um die Ministerpräsidentschaft zu übernehmen.

Wie dieses Ministerium wurde, ist allgemein bekannt. Clémenceau zeigte sich von seiner schwächsten und seiner besten Seite, ließ Schuldige und Unschuldige mit derselben Energie verhaften, brutalisierte die ganze Welt, beleidigte die Generäle und erreichte schließlich, dank den einschneidenden Maßnahmen, daß die notwendige Einheit

des Kommandos hergestellt wurde. Als diese Einheit gebildet wurde, und als er sie dem künftigen Marschall Foch mitteilte, beleidigte er den großen Soldaten in einer Art und Weise, die dieser nie vergessen sollte. Als jemand in diesem Augenblick versuchte, eine Annäherung zwischen ihm und seiner bezaubernden Schwägerin herbeizuführen, die er unsagbar haßte, weil sie es wagte, mitten in der allgemeinen Verblendung noch menschliche Empfindungen zu behalten, erwiderte er: „Wenn man mir noch einmal von ihr spricht, werde ich sie verhaften lassen."

Aber die Siege, in die sich sein Name mischte, ließen seine Ausbrüche und seine Heftigkeit vergessen. Es gibt da trotzdem einen Zug, den der Historiker ihm nicht verzeihen wird. Als am 11. November der Waffenstillstand erklärt wurde, versuchte Clémenceau ihn um einige Stunden zu verzögern, unter dem Vorwand, daß die Ankündigung des Friedensschlusses in dem Augenblick erfolgen sollte, in dem er seinen feierlichen Einzug in die Kammer hielt. Marschall Foch, ein so ehrlicher Mensch wie ausgezeichneter Soldat, mußte sich mit seiner ganzen Energie gegen diesen neronischen Willen stemmen und blieb Sieger nach einer erregten Auseinandersetzung. Dieser gefühlslose Greis hätte noch einige hundert Menschen an der Front töten lassen, um sich einen effektvollen Auftritt zu verschaffen.

VII.

Die Rolle, die Clémenceau bei der Friedenskonferenz spielte, ist ein ungeheures und schmerzvolles Thema, das in einem besonderen Artikel behandelt werden müßte. Ich verweise noch einmal auf das Buch meines Neffen Fabre-Luce, „Der Sieg", in dem die diplomatischen Verhandlungen der Vor- und Nachkriegszeiten so klar dargelegt und so richtig beurteilt werden. Clémenceau, ebenso unwissend wie eigensinnig, opferte die Interessen Frankreichs der Befriedigung des Prestiges und dieser Vorspiegelung eines kleinlichen Imperialismus, der eventuellen Annexion der Saar, opferte den Frieden Europas der Befriedigung verworrener Ressentiments, von denen die neuen Staaten profitieren sollten. Er ließ sich von seinem um so vieles schlaueren Kollegen Lloyd George täuschen, und die Rolle, die er spielte, war von einem bemitleidenswerten Leichtsinn. Ganz verblendet sah er keinen seiner Fehler und glaubte ganz Frankreich zu seinen Füßen. Als dann die Wahl zum Präsidenten der Republik kam, tat er so, als ob er nicht daran dächte, seine Kandidatur aufzustellen, und als ob man ihn erst dazu zwingen müßte, aber er erwartete seine Ernennung als eine Abtragung einer nationalen Dankesschuld, die nicht ausbleiben konnte.

Man weiß, was damals geschah. Mit einer schwachen Mehrheit

wurde Paul Déchanel gewählt. Die ganzen berauschenden Erfolge, die der Tiger erlebte, verwischten sich unter einem Eindruck unerhörter Bitterkeit, der seine Seele vergiftete. Seit jener Zeit hat er mit Ausnahme einer großen Reise nach Indien und den Vereinigten Staaten in Zurückgezogenheit gelebt, noch zynischer und bitterer als sonst. Heute im Alter von fast 85 Jahren ist er gesund und kräftig, schreibt noch immer — sein Buch: „Au soir de la pensée" ist eben erschienen — und wartet, als beinah der letzte Überlebende einer heroischen Generation, auf den Tod, der für seine materialistische und atheistische Phantasie einen Sprung ins Dunkel und einen Sturz ins Nichts bedeutet.

Genf.

Von *Ludwig Stein.*

Was in Genf geschieht, das ist die sich stufenweise anbahnende Verwirklichung jener phantastischen Träume von politischen Geistersehern, welche man als Chiliasten oder Millenarier, als Vorkünder des tausendjährigen Reiches auf Erden verhöhnt, verlacht oder auch, je nach dem Geschmacke der Zeit, gestäupt oder gerädert hat. In Gerhart Hauptmanns „Florian Geyer" und „Narr in Christo" hallt die fromme Legende vom Völkerfrühling in poetischer Verkörperung nach. Seitdem vollends Genf zum politischen Mekka und der Schiedsgerichtshof im Haag zum völkerrechtlichen Medina geworden ist, haben wir es nicht mehr mit Calderons „das Leben ein Traum" sondern weit eher mit Grillparzers „der Traum ein Leben" zu tun. Was unsere Denker und Dichter, unsere Künstler und Metaphysiker einst als holden Traum eines schlafenden Gottes besungen haben, erwacht in Genf aus tausendjährigem Dornröschenschlaf zum Leben.

Den führenden religiösen Weltanschauungen gehen nämlich vom Anbeginn der beglaubigten Geschichte an stimmungsverwandte metaphysische Weltbilder parallel, wie ich dies anderwärts dargetan habe. Zwei religiöse Grundtypen beherrschen die großen Kultursysteme der geschichtlichen Völker: religiöser Pessimismus und religiöser Optimismus. Zwei „Urmythen" stehen einander unversöhnlich gegenüber. Das Losungswort des einen lautet: Es war, das des anderen: es wird sein. Der religiöse Urmythos des Brahmanismus lebt vom Plusquamperfektum, der religiöse Urmythos des Parsismus lebt vom Plusquamfuturum. Für den religiösen Pessimismus der Buddhisten stand das Ideal der Vollkommenheit, die ungeschiedene Einheit, die selige Ruhe des Nichtseins, das Nirwana, am Anfang des Weltprozesses. Diese Urvollkommenheit ging verloren. Ob durch Sündenfall, durch Schuld und Sühne, durch Trieb und Drang, durch Widerstand (Fichte) oder Widerspruch (Hegel), ist mehr Frage des Mythos und der Allegorie als des Prinzips. Alle religiösen Pessimisten kommen darin überein, das die Weltenreise des Universums abwärts geht, daß wir uns in einem Auflösungs- und Zersetzungsprozesse befinden. Ihre religiöse Hypothese besagt, daß der Kosmos im Verfall begriffen ist. Denn wir

sitzen auf dem absteigenden Ast. Das Ideal der Vollkommenheit, die Paradiesesunschuld, der Inbegriff aller Perfektibilität ist unwiederbringlich dahin. Der mythologische Parallelbegriff dieses metaphysischen Pessimismus ist die auf dem ganzen Erdenrund verbreitete Legende vom goldenen Zeitalter, dem silberne und kupferne gefolgt sind. Der Abstieg von der Urvollkommenheit zu ständig sich steigernder Unvollkommenheit ist hier auf der Skala der Werte gleichsam ökonomisch zum Ausdruck gebracht. Dieser Auffassung korrespondiert auf kirchlicher Seite die Lehre vom Sündenfall und auf soziologischer der kynisch-stoische Notschrei, den Rousseau mit flammender Zunge ins 18. Jahrhundert gerufen hat: Kehren wir zur Natur zurück. Kultur als Abstieg, Abfall, Zersetzungssymtom der Natur zu begreifen, das ist nichts anderes, als ein Spezialfall der kirchlichen Lehre vom Sündenfall, und zwar: der soziale Sündenfall.

Dieser pessimistischen Wertung von Welt und Leben, wie sie im Buddhismus religiös und im Neuplatonismus philosophisch zum bündigsten Ausdruck gelangt, steht seit undenklicher Vorzeit die iranisch-parsische Lichtreligion gegenüber, welche das Ideal der Vollkommenheit nicht rückwärts in die Längstvergangenheit, sondern vorwärts in die entfernteste Zukunft projiziert. Nicht ist die Welt ein Abstieg vom Vollkommenen zum Urvollkommenen, sondern umgekehrt ein Aufstieg vom Unvollkommenen zum Vollkommenen. Der Weg des Universums führt nicht abwärts, sondern aufwärts, und das Menschengeschlecht insbesondere entwickelt sich nicht nach unten, vom Engel zum Teufel, sondern nach oben, vom Anthropoiden und Kannibalen zu Zivilisation und Kultur. Nicht gefallene Engel sind wir, sondern emporgekommene Tiere. Natur und Geschichte sind keine Entartungsprozesse, sondern eine aufsteigende Stufenleiter der Vervollkommnungsfähigkeit — eine Pyramide hoher Zwecke und sich realisierender Werte. Die religiöse Phantasie der Lichtreligionen ist nicht rückwärts, sondern vorwärts gerichtet. Sie schwelgen nicht in der Ausmalung des Gewesenen, unwiederbringlich Verlorenen (Nirwana, Paradies), sondern nur in der Verheißung des Kommenden, in der apokalyptischen Verherrlichung der Vollkommenheit am „Ende der Tage“ (Eschatologie). Prophetentum, Bacchiker und Orphiker, sibylinische Bücher und chiliastische Träumer künden uns in hundertstimmigem Echo das tausendjährige Reich, das kommende Glück. Die Propheten weissagen die künftige Vollendung des Menschengeschlechts in der ihnen eigenen Form: Voll ist die Erde von Erkenntnis wie Wasser das Meer bedeckt. Die Millenarier künden das Hereinbrechen des tausendjährigen Reiches. Die Philosophen an der Wende des 18. und 19. Jahrhunderts stellen die Lehre von den drei Stadien (bei Fichte in den „Grundzügen des gegenwärtigen Zeitalters“ in fünf Phasen) auf, in denen der Aufstieg der Geschichte von der Bestialität zur Humanität sich voll-

zieht. Nietzsche kündet uns Zarathustra, den Propheten der Lichtreligion, den kommenden Übermenschen, den ewigen Wiederkunftsgedanken, d. h. den „Kern der Zarathustralehre, die höchste Formel der Bejahung, die überhaupt erreicht werden kann". Mit Grillparzer suchen wir heute das „goldene Vließ", mit Ibsen „das dritte Reich", mit Tolstoj „Gottes Reich auf Erden", mit Comte das letzte Stadium des reinen Altruismus, endlich mit Herbert Spencer „the ideal social State". Und dasselbe besagt physikalisch der Satz von Clausius: Die Entrophie der Welt strebt einem Maximum entgegen. Danach ist der Gleichgewichtszustand, dem das Universum auch nach Spencer zustrebt, nicht unwiederbringlich dahin, wie die Nirwanalehre oder die Sündenfalltheorie will, sondern die Umwandlung von Wärme in Bewegungsenergie führe am letzten zum vollkommenen Gleichgewicht, d. h. Stillstand des kosmischen Prozesses. Hier sind wir an die äußersten Grenzen menschlichen Wissens angelangt. Ob die Welt altere oder sich ständig verjünge, ob unser Planet der endlichen Vereisung oder Vergasung entgegengehe, oder ob ein enger Kreislauf, die „Wiederkunft alles Gleichen" stattfinde, wie der Urmythos besagt, ob das Menschengeschlecht im Haushalte der Gesamtnatur eine Bestimmung zu erfüllen, eine Aufgabe zu lösen habe (und welche), das können und werden wir mit mathematisch genauer Exaktheit niemals wissen, sondern daran können wir nur glauben. Wo die Wissenschaft ihre Ohnmacht erklärt, da hat uns der Glaube seine Macht fühlen lassen. Wo das Wissen seine Grenze hat, da setzt die religiöse Hypothese ein.

Der Glaube, d. h. die religiöse Hypothese, ist aber nicht bloß zeitlich älter als die Wissenschaft, die sie aus ihrem Schoße geboren hat, sondern erziehlich wirksamer, eindringlicher, umfassender als die Wissenschaft. Nicht umsonst sahen zahlreiche Denker, von Augustin bis Lessing, in der Religion die eminente „Erzieherin des Menschengeschlechts". Was wir den historischen Religionen und ihren mythologischen Vorläufern danken? Alles! Sie hat die „bête humaine" gebündigt, gesittigt, domestiziert. Die Unterschiede unter den historischen Konfessionen sind zeitlicher und örtlicher Art, von lokalem Kolorit und abweichenden Färbungen der Tradition. Konfessionen sind gleichsam nur Dialekte der Weltsprache einer alle Konfessionen umfassenden Religion.

Diese allen Konfessionen zugrunde liegende Weltreligion spaltet sich in zwei Erziehungssysteme, in eine pessimistische und eine optimistische Methode. Beide streben die Reinigung, Läuterung, Erlösung, moralische Höherbildung des Typus Mensch an. Nirwanareligion und Prophetenreligion verfolgen dasselbe Ziel: die sittliche Vervollkommnung des Menschengeschlechts. Nur befolgen die rückschrittlichen Religionsformen, die Romantiker unter den Religionsphilosophen, die Befürworter der Lehre vom Sündenfall und vom verlorenen Paradies

die Erziehungsmethode, die Menschen dadurch williger, gefügiger, ergebener in das Weltenschicksal wie in ihr eigenes, persönliches Geschick zu machen, daß man den Ablauf des Weltgeschehens in absteigender Entwicklungsrichtung von Ewigkeit zu Ewigkeit festlegt. Der Wille des Individuums wird dadurch gebrochen und lahmgelegt, daß ihm der Wille des Universums oder der Gottheit imperatorisch und niederzwingend übergeordnet wird. Es geschieht dies ebensogut in der Buddhalehre wie in der Theorie des Schicksals der Griechen, im Fatum der Römer, in der Prädestination zur Sünde seitens der mittelalterlichen Kirche, im Kismet der Mohammedaner, in der starren Vorsehungslehre Calvins, aber auch im logischen Fatum Spinozas und in der materialistischen Weltanschauung des Holbachschen „Système de la nature", in der Milieutheorie Taines, endlich und insbesondere in der streng determinierten Entfaltung des Weltwillens bei Schopenhauer.

Was Prädestination oder Vorsehung im Religiösen bedeutet, das nennen wir in der Sprache der Philosophen: Mechanische Kausalität. Jeder großen religiösen Weltkonzeption korrespondiert eine metaphysische Deutung. Wie sich seit dem Buddhismus und Parsismus optimistische und pessimistische Religionsauffassungen gegenüberstehen, so seit Demokrit und Anaxagoras, Mechanismus und Teleologie. Die mechanische Weltauffassung leitet alles Geschehene rückwärts ab von letzten Ursachen, die teleologisch-organische führt umgekehrt alles Geschehene zurück auf letzte Zwecke. Dort liegt der Grund aller Entwicklung im Rückwärts, hier im Vorwärts. Jene leitet alle Vorgänge aus der Vergangenheit, aus dem unabänderlichen Naturgesetz oder Willen Gottes, diese aus der Zukunft, dem Sinn und Plan des Ganzen, dem zu verwirklichenden Zweck der Schöpfung ab. Dort ist Leben nur eine bestimmte Daseinsform der Materie, hier umgekehrt die Materie nur eine bestimmte Daseinsform des Lebens. Sieht man in einem toten Stoffteilchen, heiße dieses Atom, Korpuskel, Molekül oder Elektron, die Urform aller Dinge, so entsteht die mechanisch-materialistische Erklärung der Welt. Sieht man aber umgekehrt mit Leibniz, der das Infinitesimal, das Prinzip des unendlichen Kleinen, entdeckt hat, in jeder Ruhe nur unendlich kleine Bewegung, in jedem scheinbaren Stoffteilchen nur Produkt von Kräften, in jedem körperlichen Atom eine geistige Monade, in jedem Anorganischen und Unbelebten nur unendlich kleines Leben, so entsteht jene dynamische und organische Weltanschauung, der unsere ganz Großen: Fichte und Schelling, Hegel und Herbart, Lotze und Fechner in den wesentlichen Grundzügen gehuldigt haben. Die alten Hylozoisten, welche sich die Substanz, den „Weltstoff", belebt dachten, behielten danach Recht. Und die alten Religionen, welche an einen lebendigen Gott glauben, der nicht mit mechanisch-kausaler Notwendigkeit, sondern nach ewigen Zweckgesetzen das Weltall regiert, stehen der ältesten Form der Philosophie, dem Hylozoismus, am

nächsten. Hier berührt sich der dynamische Pantheismus von Leibniz mit dem ästhetischen der Hylozoisten.

Das letzte Wort der mechanisch-kausalen Welterklärung hat Newton gesprochen. Er vergleicht mit Descartes das Weltgebäude „instar machinae". Die Weltmaschine: Universum ist das vollendetste Kunstwerk, das gerade wegen seiner wunderbaren Harmonie auf einen Weltbaumeister, einen Demiurgen hinweist, eben jenen „ersten Beweger" des Aristoteles, der diese Weltmaschine konstruiert und ihr den ersten Bewegungsanstoß verliehen hat. Das stereotyp gewordene Maschinenbild, dem das geläufige „Uhrengleichnis" der Kartesianer und Okkasionisten gedanklich nahekommt, leistet der mechanisch-kausalen Welterklärung Vorschub. Denn bei der Maschine, wie bei jedem Artefact sind die Teile früher, das Ganze aber ist später; die Ursache geht voran und die Wirkung folgt nach, und das Axiom: causa aequat effectum besagt: In der Wirkung kann nicht mehr Realität stecken als in der Ursache. Danach wird also jedes Geschehnis das unausweichliche Erzeugnis einer vorausgegangenen, unendlichen Ursachenreihe sein, deren Endpunkt oder Schlußglied die Endursache Gott ist. Das eben nennen wir logisches Fatum. Dieser Glaube an die Unentrinnbarkeit alles Geschehens, sei es infolge der Unverbrüchlichkeit der Naturgesetze, wie die Materialisten lehren, sei es als Ausfluß des unabänderlichen göttlichen Ratschlusses, wie die pessimistisch gestimmten Religionen deuten, macht die Menschen mürbe, müde, schlaff und resigniert. Sind wir einem gleichgültigen Naturgesetz widerstandslos ausgeliefert; sind wir bloße „Zuschauer" oder „Statisten" des Welttheaters, wie Geulincx lehrt: wozu Energie entfalten, Kräfte anspannen, höchste Leistungsfähigkeit aus uns heraustreiben? Geschieht doch alles unbeirrbar so, wie ewige Naturgesetze, welche auch die Geschichte regieren, vorschreiben oder der heilige göttliche Wille dekretiert: was vermag jenes winzige Weltstäubchen, Mensch genannt, dagegen zu unternehmen? Sind wir Menschen ein kleines Zähnchen an den Millionen Rädchen jener Weltmaschine, hinter welcher als ewig treibendes Agens die Gottheit steht: wie können wir uns vermessen, dieser Weltmaschine in die Speichen zu fallen, dem Laufe der Geschichte Halt zu gebieten, den Gang der Kultur gestalten, den Fortschritt des Menschengeschlechts dirigieren zu wollen? Werden Völker Jahrtausende hindurch mit einer so gearteten rückwärts gerichteten religiösen Phantasie erzogen, so müssen sie mit der Zeit seelisch erschlaffen, charakterlich degenerieren, in stummer Tatenlosigkeit Pietisten oder Quietisten werden. Und so behauptet denn auch der Wortführer dieser quietistisch-weltmüden Resigniertheit, Arnold Geulincx: Nos spectatores sumus. Die Menschen haben auf der Bühne des Welttheaters nur eine stumme Zuschauerrolle. Ubi nihil vales, ibi nihil velis. Wo du nichts vermagst, da wolle auch nichts. Da du in das Räderwerk des Uni-

versums nicht einzugreifen vermagst, lasse den Dingen ihren Lauf, füge dich und beuge dich, biege dich und ducke dich. Ergebung, Entsagung, Verweichlichung, Erschlaffung, todmüde Resigniertheit und Weltflucht sind die unausweichlichen Folgen einer Erziehung des Menschengeschlechts vermittelst solcher pietistisch-asketischer Ideale, wie sie Nietzsche in seiner schneidend scharfen Gegenüberstellung von Appollinisch und Dyonisisch herausgestellt hat. Aus diesem philosophischen Quietismus saugen die religiösen Mystiker und Romantiker ihre besten Kräfte.

Diesem pessimistischen Religionstypus stehen nun seit Zoroaster die messianisch-optimistischen Religionen und die dynamisch-organischen Philosophiesysteme grundsätzlich gegenüber. Ihnen stellt sich das Weltbild so dar, daß die jeweilige Gegenwart nicht von der Vergangenheit, sondern von der Zukunft regiert wird. Ihre geläufige Metapher, ihr anschauliches Bild ist nicht das tote Atom, sondern das Leben, näher noch die lebendige Zelle; nicht die Maschine, deren Teile dem Ganzen vorangehen, sondern der lebende Organismus, in dessen Keimzelle die Teile schon vorgebildet, planmäßig angelegt und prädisponiert sind, so daß das Ganze, der Plan vorher ist und die Teile später, sofern die einzelnen Gliedmassen, ferner Hautfarbe, Haarfarbe, Augenfarbe, Temperament und Charakter hinterher in den Plan hineinwachsen, der in der Eizelle schon fertig vorgebildet ist. Das Ganze wird intuitiv, die Teile werden diskursiv erkannt. Beim Organismus also vollzieht sich jeder Vorgang, wie Wachstum, Verdauung, Resorption, Assimilation, Fortpflanzung, nicht rückwärts gesehen, nicht die Teile zum Ganzen zusammenfügend, sondern vorwärts, im Hinblick auf die Zukunft, auf den Zweck, den die Teile zu erfüllen haben, auf den Plan des Ganzen, in welchen die Teile hinterher nach biologischen Gesetzen hineinwachsen.

Welche religiöse Hypothese wirkt nun erziehlicher, fördersamer und beglückender: die pessimistische oder die optimistische religiöse Deutung der Welt? Daß der Mensch in seinen Göttern sich selbst abbildet, ist, wie wir jetzt wissen, seit Xenophanes Gemeinplatz. Daß wir also auf dem Wege des unausweichlichen Athromorphisierens, „Einfühlens", „Introjizierens" oder „Einlegens" unsere Eigenschaften auf das All übertragen, unseren Mikrokosmos also in den Makrokosmos hinausprojizieren, darüber gibt es kaum zweierlei Meinungen unter ernsten Denkern. Nun fragt es sich: welchen Teil uneres Daseins sollen wir dabei verdoppelnd hinausprojizieren: unser Muskelsystem oder unser Nervensystem? Unser grobes Knochengerüst oder unser feines Zentralnervensystem? Unseren Leib oder unsere Seele? Unseren Mechanismus oder Chemismus oder unsere geistigen Funktionen? Die Materialisten behaupten: den Körper, der nach mechanisch-kausalen Gesetzen sich entwickelt; die Dualisten fordern beides: Körper und Seele; die

Idealisten sagen: den Geist, der nach theologisch-kausalen Gesetzen, d. h. nach Zweck und Mittel handelt.

Jede optimistisch gerichtete Religion teilt daher, gewollt oder ungewollt, die Grundvoraussetzungen des organisch-ästhetischen Pantheismus. In den Weltprozeß wird nicht bloß kalte Gesetzmäßigkeit oder Gerechtigkeit, sondern zugleich Schönheit und Güte hineinverlegt, wie schon Sokrates das hellenische Ideal der Kallokagathie in die Götterwelt übertrug und bei Plato die höchste Idee oder Gott mit der Idee des Guten zusammenfiel. Der Messianismus der Lichtrelegionen vollends verlegt das räumliche Jenseits, das Paradies, ins Zeitliche, ans „Ende der Tage", ins „dritte Reich", in ein „Kommen wird der Tag". Und ganz parallel fordert der Evolutionismus Herbert Spencers einen ständigen Aufstieg des Universums bis zur Erringung des absoluten Gleichgewichts oder bis die Entropie der Welt ihr Maximum erreicht hat (Clausius).

In allen diesen letzten Fragen nach den Urgründen alles Seins, Denkens und Handelns läßt uns die Wissenschaft im Stich, und die religiöse Hypothese tritt in ihr Recht. Ob Kant das Ding-an-sich für unerkennbar hält, Herbert Spencer die Substanz für ein Unknowable oder Eduard v. Hartmann für ein Unbewußtes ausgibt, verschlägt wenig. Es fragt sich vielmehr: welcher Glaube macht seliger, glücklicher, unternehmender? Der Glaube an ein „verlorenes Paradies" oder an ein „Gottesreich auf Erden"? Buddhismus oder Messianismus? Das sehnsüchtig-elegische Rückwärts der Romantiker mit ihrem erschlaffenden „Es war" oder das tapfer-aufrechte Hosianna der Fortschrittsreligion mit ihrem messianisch-psalmodierenden „Es wird sein" und ihrer Mahnung: „Dienet dem Herrn in Freuden"?

Welches Erziehungssystem hat sich vor dem Forum einer Soziologie besser bewährt: die pessimistische oder optimistische religiöse Hypothese? Der mohammedanische Fatalismus oder die Kantische Freiheitslehre? Die buddhistisch-indische Nirwanalehre, welche depressiv und lähmend wirkt oder die europäisch-amerikanische Energetik, welche die Welt als Kraft, Energie, Arbeit, Tat begreift? Danach ist Gott selbst, die Monas Monadum, die Weltenergie im großen, wie wir Menschen selbst diese Weltenergie im kleinen darstellen. Jede Monade ist zukunftsschwanger (gros de l'avenir). Jeder Mensch trägt seine eigene Weltformel, seine Lebensmelodie in sich: das ist sein seelisches Rückgrat, sein moralischer Halt, sein sittliches Gewissen, sein religiöses Ideal. Die Welt ist uns nicht gegeben, sondern aufgegeben, sagte Fichte; sie ist nicht das Reich des Seins, sondern das des Sollens, der zu bewältigenden Aufgabe, der zu erfüllenden Pflicht. Menschen oder Völker ohne Ideale, ohne Aufgaben, ohne Lebensziel, ohne Lebenszweck, ohne Lebensplan und ohne Lebenssinn sind wie im Weltenraum umherwirbelnde Atome, wenn nicht Gravitation und Fallgesetz ihnen die Rich-

tung wiese. Ideen und Ideale sind gleichsam Gravitation und Fallgesetz im Reiche der Geschichte. Diese Ideale können wir nur erstreben, nicht erreichen; nur an sie glauben, nie sie erfüllen. Aber indem wir an sie glauben, sind wir daran, sie stufenweise zu verwirklichen. Denn das Heil des Menschengeschlechts liegt nicht hinter uns, sondern vor uns.

Im Völkerbund und allen periodischen Tagungen in Genf, welche auf eine wirtschaftliche und politische Verständigung unter den Nationen und Rassen, aber auch auf eine Beilegung des weltgeschichtlichen Kampfes zwischen Kapital und Arbeit abzielen, zeigen sich die ersten Flammenzeichen des allmählich hereinbrechenden goldenen Zeitalters. Die Pioniere und Apostel dieses Gedankens, welche seit Jahrzehnten die hier niedergelegte Auffassung in Vereinen, Versammlungen, Kongressen propagieren, erweisen sich im Lichte der Geschichte als die Herolde und Bannerträger dieses Ideals. Dabei bleiben wir uns vollbewußt, daß wir nur Kärrnerarbeit verrichten. Auch unsere Monatsschrift „Nord und Süd" verfolgt kein anderes Ziel als Bausteine zur Errichtung des säkularen Domes der Völkerverständigung herbeizuschaffen. Goethes Wort von der „Andacht zum Kleinen" empfängt in unserer Zeitschrift den Nebensinn, daß unsere Kleinarbeit für Genf im Dienste einer herrschenden Idee steht, welcher die Zukunft gehört. Wir Kärrner schleppen die Steine herbei, mit welchen kommende Könige bauen werden.

Rundschau

Die Augustnummer der „Revue des Vivants" ist dem *Problem der Luftschiffahrt gewidmet,* denn, wie es in einem Leitartikel heißt, „das Zeitalter der Luft naht heran". Das Leitmotiv dieser Nummer ist: *Die französische Luftschiffahrt ist überholt worden. Frankreich hat seine führende Rolle nicht nur an Amerika, sondern auch an Deutschland und England abtreten müssen;* während es früher an erster Stelle der Luftmächte stand, ist es jetzt an die vierte gerückt. In allen Artikeln wird das Beispiel Deutschlands zur Nachahmung empfohlen, und die Ergebnisse der Lufthansa werden in allen Einzelheiten untersucht. Sowohl von militärischen wie von Zivilsachverständigen wird der Standpunkt bekämpft, daß die Luftschiffahrt nur zu Militärzwecken ausgenutzt wird. „Weil die Luftfahrt in Kriegszeiten mobilisiert werden soll, bedeutet das noch nicht, daß sie in Friedenszeiten militarisiert werden muß", heißt es in einem Leitartikel. Der greise Marschall Lyautey schreibt mit der ganzen Verve, die diesen alten Soldaten auszeichnet: „In Frankreich muß die Handelsluftfahrt entwickelt, ja geschaffen werden . . . Man muß die Dinge sehen, wie sie sind. Frankreich ist auf dem speziellen Gebiete der Handelsluftfahrt von einigen Rivalen auf dem Wege überholt worden, den sein schöpferisches Genie gebahnt hat . . ." Im Hinblick auf Deutschland zitiert Lyautey das Wort von Renan, „für einige Völker bedeuten Trauerfälle mehr als Triumphe, denn sie schaffen ihnen Pflichten". „Deutschland hat sich seit seiner Niederlage der Erfüllung der Pflichten gewidmet, die ihm seine Existenz als Großmacht stellt. Arbeitet es auf einen neuen Krieg hin? Darum handelt es sich nicht. Kein Mensch ist imstande, sichere Prophezeiungen über die Absichten eines Volkes oder eines einzelnen zu machen, und die feinen Unterscheidungen sind hier nicht nötig: die wirtschaftliche Macht eines Volkes ist das beste Unterpfand seiner Kriegsmacht. Deutschland hat gearbeitet und arbeitet mit allen Kräften, um aus dem angefahrenen Geleise herauszukommen, sich zu retten, zu leben, besser zu leben, sich zu bereichern. Das ist die einzig sichere Feststellung. Es ist der Ansicht, daß die Luftfahrt ein Element des nationalen Wohlstandes bildet, wenn auch nicht unmittelbar, so doch in der nächsten Zukunft . . . Frankreich verfügt über eine im Kriege geborene Luftfahrt, die schon durch ihren Ursprung behindert ist . . . Durch die Verbindung seines inländischen Flugzeugverkehrs mit dem Flugzeugverkehr im Auslande, die beide rein kommerzieller Natur sind, ist es Deutschland gelungen, uns zu überholen." Lyautey weist darauf hin, daß allein Köln, Dortmund und Breslau im Jahre 1925 den Flugzeugverkehr mit achtzehn Millionen Goldmark subventioniert hatten, während die französischen Luftfahrtgesellschaften in demselben Jahre im ganzen nicht mehr als sechzig Millionen Franken bekamen. In einem Artikel unter dem Titel *„Die deutsche Lektion"* schreibt General Boucabeille über *die Notwendigkeit der Aufstellung des Luftflottenprogramms nach deutschem Beispiel:* „Die schlechte Organisation des französischen Flugzeugverkehrs trägt die Hauptschuld an dem Mißerfolg der französischen Luftverbindungen. Von Paris bis zum Flugplatz von Bourget braucht man eine Stunde. Der Flug von Bourget nach Brüssel dauert zwei Stunden, aber die Verbindung vom Aerodrom in Schaarbeck bis in die Stadt erfordert wieder eine Stunde, also zusammen vier Stunden, während man Brüssel mit der Eisenbahn von Paris aus in dreieinhalb Stunden erreicht. Auch der

Verkehr von Paris nach London leidet unter einem ähnlichen Zeitverlust. Während man 43% der für die Überfahrt erforderlichen Zeit im Flugzeug verbringt, verliert man 57%, um zu den Flugplätzen zu gelangen. Auf diese Weise wird die durch die Flugdauer erreichte Zeitersparnis wieder eingebüßt. Dasselbe gilt für die Luftpost, die die erste Form der Handelsluftschiffahrt bildet." Auch hier wird das deutsche Beispiel als das Ideal eines Luftpostverkehrs aufgestellt und die Herstellung von Rohrpostverbindungen gefordert.

In der „Revue de Paris" vom 1. August finden wir einen Artikel von Jean Lescure über *die italienische Währungspolitik.* Lescure schildert ihre Entwicklung seit jener Mussolinischen Rede von Pesaro am 18. August 1926, in der der Duce erklärt hat, daß er die italienische Lira „bis zum letzten Atemzug, bis zum letzten Tropfen seines Blutes verteidigen werde". Es ist nicht nur eine Stabilisierung, die von der italienischen Regierung beabsichtigt wird, sondern *eine Valorisierung der Lira,* die auf eine Rückkehr zum Vorkriegswert abzielt. Mit der ganzen Wucht der faschistischen Kampfbereitschaft, mit einer Dialektik der Kriegführung hat sich der Faschismus zum Verteidiger der Lira aufgeworfen. Alle Zweifler an der Möglichkeit der Durchführung einer vollkommenen Valorisierung werden als Defaitisten und Verräter betrachtet. Und doch ist die italienische Meinung über dieses Problem keineswegs einstimmig. In der Presse kommen zwar die Meinungsverschiedenheiten nicht zum Ausdruck, aber aus den wirtschaftspolitischen Zeitschriften ist die Stellungnahme ersichtlich. Die beiden großen Zeitschriften, die „Rivista bancaria" und die „Rivista di Politica Economica" haben die Rede von Pesaro nicht einmal zitiert. Sie haben nur die Absicht der Regierung, einen Sturz der Lira aufzuhalten, angekündigt und haben die getroffenen Maßnahmen einfach als den Anfang einer Stabilisierung betrachtet. Die italienische Geschäftswelt steht im allgemeinen der Währungspolitik der Regierung feindselig gegenüber, und Lescure glaubt, daß diese Feindseligkeit in der Katastrophe der schwebenden italienischen Schuld im Herbst des Jahres 1926 zu spüren war. Die Einlösung der kurzfristigen Schatzscheine ist eine neue Methode, um einen Druck auf die Regierungen auszuüben, und in Belgien und Frankreich hat sie sich auch als wirksam erwiesen. In Italien jedoch beantwortete Mussolini die massenhafte Präsentierung der Schatzscheine durch eine erzwungene Konsolidierung der gesamten schwebenden Schuld. Am 6. November 1926 wurde die Zwangskonsolidierung der noch im Umlauf befindlichen 5prozentigen Schatzscheine in Renten in der Gesamthöhe von zweieinhalb Milliarden durchgeführt. Gleichzeitig gab der Staat eine Zwangsanleihe heraus, die den bezeichnenden Titel „Die Anleihe des Liktoren" trug, und diese Zwangsanleihe brachte 2387 Millionen Lire ein. Seit dem Erlaß vom 6. November 1926 sind die Schatzscheine aus der italienischen Finanzpolitik verschwunden und nicht wieder zum Vorschein gekommen. Während die wirtschaftlichen Kreise die jetzige Lage bedauern, stehen fast alle italienischen Wirtschaftspolitiker auf der Seite der Regierung. Sie fordern eine Rückkehr, und zwar eine möglichst baldige, zur Vorkriegswährung. Grizziotti glaubt, daß diese Rückkehr sich innerhalb von acht Jahren wird bewerkstelligen lassen. Dank der weit fortgeschrittenen Valorisierung strömen ausländische Kredite nach Italien ein. Die Regierung erleichtert die Aufnahme der Kredite in jeder Weise durch die Gründung halb staatlicher, halb privater Institute, die eine Einfuhr des ausländischen Kapitals ermöglichen sollen. Dieses Werben um ausländisches Geld verfolgt nicht nur den Zweck, den Kurs der Lira zu bessern, sondern auch die Geldknappheit im Inland zu beheben und eine Herabsetzung des Zinssatzes zu erzwingen. Als Auftakt der Valorisie-

rung soll nach der Meinung der italienischen Wirtschaftspolitiker eine Liquidierung der inneren Schuld von 90 Milliarden Lire stattfinden. Diese Liquidierung läßt sich nur durch eine Kapitalsabgabe ermöglichen, durch eine Besteuerung des immobilen Besitzes, von der man sich einen Betrag von ungefähr zwanzig Milliarden Goldlire verspricht. Diese Summe würde dazu genügen, die Schulden des Staates, der Provinzen und der Städte zu tilgen. Nach der erfolgten Tilgung der inneren Schuld soll eine Ermäßigung der Steuern erfolgen, einhergehend mit der Herabsetzung des Preisindex. Die größte Schwierigkeit, die augenblicklich in Italien vorhanden ist, besteht darin, daß es bis jetzt nicht gelungen ist, die Preisbewegung der Valorisierung der Lira anzupassen. Während die Lira seit dem Jahre 1926 um 87% gebessert wurde, betrug die Preissenkung nur 3% bis 5%. In letzter Zeit sind die italienischen Arbeiter durch ihre Syndikate, die jetzt durch die Carta di Lavoro vereinigt sind, ersucht worden, in eine Herabminderung der Löhne einzuwilligen, um eine Reduktion der Preise zu ermöglichen. Die Arbeiter waren genötigt, auf diese „Anregung" einzugehen. Die Großhandelspreise sind daraufhin gesunken, aber der Detailhandel wehrt sich krampfhaft gegen jede Reduktion. Doch auch hier will die Regierung bald ihre diktatorischen Maßnahmen durchführen. Ein Gesetz vom 16. Juli 1927, das mit größter Strenge angewandt wird, hat eine Herabminderung der Mieten, hauptsächlich für Geschäftshäuser, erzwungen. Die Valorisierung soll eine Rationalisierung der Industrie, des Handels und selbst der Landwirtschaft fördern. Wenn dies nicht gelingt, will die fascistische Regierung selbst in das Produktionsverfahren eingreifen, um die Herstellungskosten zu kontrollieren und die schlecht organisierten Unternehmungen zu schließen. Der Staat beabsichtigt auch, Geschäfte für den Großhandel und den Detailhandel zu gründen, den Zwischenhändler auszuschalten und den Verkauf der notwendigsten Lebensmittel durch Konsumgenossenschaften einzurichten. Auf diese Weise soll die Valorisierung der Lira ohne Schädigung des italienischen Wirtschaftslebens vollkommen verwirklicht werden.

In der „Europe Nouvelle" vom 6. August finden wir einen anonymen Artikel über *die spanische Außenpolitik.* Der Autor *glaubt nicht, daß Spanien bald in den Völkerbund zurückkehren werde.* Als Spanien mit seiner Forderung nach einem ständigen Sitz nicht durchdrang, hatte man in Madrid nicht das Gefühl, eine Niederlage erlitten zu haben. „Man war zu froh, daß jenes schwache Band, das Spanien mit der europäischen Demokratie verband, zerrissen wurde. ‚Wir wollen Europa den Rücken kehren', verkündete froh El Debate. Dieser Geisteszustand hat sich noch nicht verändert. Noch in letzter Zeit griff Alfons XIII. anläßlich seiner Ankunft in Paris mit Freude die Gelegenheit, um dort mitzuteilen, daß Spanien nicht nach Genf zurückkehren werde... Spanien kann sich nun bequem seinen imperialistischen Träumen, dem Iberismus und dem Ibero-Amerikanismus widmen. Der Iberismus verlangt die Aufnahme Portugals durch Spanien. Das Problem kann nicht ohne weiteres in Angriff genommen werden. Der Vertrag von Methuen hat noch immer seine Gültigkeit, und man weiß in Spanien, welch ein patriotisches Grauen die Portugiesen vor der spanischen Herrschaft empfinden. Dieser Wunsch nach Unabhängigkeit, der schon unter der portugiesischen Monarchie so lebhaft war, hat sich natürlich seit der republikanischen Umformung verstärkt... Die monarchistischen Verschwörer haben den Weg über Madrid eingeschlagen. Die spanische Regierung ist bereit, eine portugiesische Auslandsanleihe in Spanien zu erleichtern und kommt mit dem Vorschlag einer Zollunion. In Lissabon ist man jedoch viel vorsichtiger. Wenn man nicht vergißt, daß Großbritannien gleichfalls in Gibraltar anwesend ist, kann man die

Hindernisse ermessen, die sich einer Verwirklichung der iberischen Politik Spaniens entgegenstellen. Der Ibero-Amerikanismus ist eine platonischere Politik als der Iberismus. Man sieht in ihr den Versuch Spaniens einer moralischen Rückerorberung seiner früheren Kolonien. Er ist im wesentlichen eine Prestigepolitik, die auf dem letzten Überrest der spanischen Eroberung, der gleichen Sprache gegründet ist. Es ist möglich, daß jenseits des Atlantischen Ozeans der Ibero-Amerikanismus die Täuschung eines Kampfes gegen die Hegemonie Nordamerikas aufrechthält." Der anonyme Autor dieses Artikels schildert dann *den Vorschlag der Ersetzung des Völkerbundes durch eine europäische Friedensliga, den Primo de Rivera in seiner Zeitung „La Nacion" veröffentlichen ließ.* Diese Friedensliga sollte durch ein aus den Vertretern jeder Nation gebildetes Tribunal repräsentiert werden, das ebenfalls in Genf seinen Sitz haben müßte. Dieses Tribunal hätte zu seiner Verfügung einen Generalstab, von dem die nationalen Heere abhängig wären. Die Mitglieder der Friedensliga müßten sich verpflichten, alle ihre internationalen Streitigkeiten mit Einschluß der Kolonialfragen in Genf zu unterbreiten. Das Volk, das die Entscheidungen des Tribunals nicht annehmen wollte, würde sich außerhalb des europäischen Gesetzes befinden und zuerst einer Blockade und dann einer Strafexpedition unterworfen werden. Heer und Marine jedes Landes sollen auf eine folgende Proportion herabgesetzt werden: Deutschland, England, Frankreich und Italien je 11%, Spanien 7%, Polen, Belgien, Tschechoslowakei, Türkei 4%, Österreich, Bulgarien, Griechenland und Portugal 3%, Ungarn, Serbien, Norwegen, Schweden, Rumänien und die Schweiz 2%, Albanien, Estland, Dänemark, Finnland, Holland, Irland, Lettland, Litauen und Luxemburg 1%. Dieses Projekt hat aber selbst in Madrid wenig Beifall gefunden. Es ist teils lächelnd, teils zornig aufgenommen worden, und die gesamte spanische Presse begrub es in einem mißbilligenden Schweigen.

Der „Mercure de France" vom 1. August enthält einen interessanten Artikel unter dem Titel: „Die Niederlage des Bolschewismus in China". Der Autor des Artikels, Jean Maxe, behauptet, daß Sowjetrußland durch den Verrat Chang Kai Sheks sein Hauptatout verloren habe und ihm nichts mehr übrig bliebe, als ein vorsichtiger Rückzug. Die Geschichte der chinesischen Revolution wird in diesem Artikel in einer prägnanten Zusammenfassung dargelegt. Das chinesische Elend, das den Boden für den Bolschewismus bildete, wird in einigen Einzelheiten geschildert. Einem Memorandum des „Foreign Office" werden die erschreckenden Zahlen entnommen: 40% der chinesischen Arbeiter verdient 15 Dollar monatlich, 60% nur 60 Cents täglich. Die Arbeit dauert vom Morgengrauen bis zum Anbruch der Dunkelheit. In den chinesischen Spinnereien pflegen die Arbeiter die Fabriksäle nicht zu verlassen. Sie breiten ihre Decken auf dem Boden der Fabrik aus und rollen sie bei Tagesanbruch in einer Ecke zusammen. Ein Franzose behauptet, in den Fabriken von Hankau fünfjährige Kinder gesehen zu haben, die achtzehn Stunden lang Seide wickelten. Dasselbe gilt auch für die Bauern, denen eigentlich nur drei Möglichkeiten bleiben, um nicht vor Hunger zu sterben: die Berge, in denen sie zu Rärbern werden, das Heer, in dem sie sich anwerben lassen oder die Stadt, in der sie einen kümmerlichen Lebensunterhalt finden. Jean Maxe sieht neben dem russischen Einfluß den sich immer verstärkenden Einfluß Amerikas, der durch seine Gleichheitsbewegung die bolschewistischen Tendenzen zuerst zu unterstützen schien, sich jedoch in letzter Zeit als immer stärker und im Gegensatz zu dem Sowjetrußlands herausbildet. „Ich kann nicht umhin, zu sagen, daß Amerika größtenteils, ja man kann sagen im wesentlichen das chinesische Unheil verschuldet hat, weil es durch den Bruch mit der Tradition den Boden dafür vorbereitet hat.

Wenn die anarchistische Ansteckung sich so schnell verbreiten konnte, so war Amerika dafür verantwortlich, weil es hoffte, daraus seinen Profit zu schlagen." Nach der Ansicht von Jean Maxe hat China zwischen dem Wilsonismus und dem Kommunismus zu wählen, und er meint, daß sich der amerikanische Einfluß in letzter Zeit beträchtlich verstärkt habe. Der Außenminister *Chen ist einer der Hauptvertreter dieser Abkehr vom Bolschewismus.* Er hat einem englischen Korrespondenten erklärt: *„Rußland hat keinen Einfluß auf unsere Außenpolitik.* Wir sind den Russen viel schuldig, aber das, was sie uns gaben, gehört dem technischen Gebiet an. Unser Kampf in China ist ein Kampf gegen den Feudalismus. Wir versuchen jetzt, eine feudale Regierung durch eine Parteiregierung zu ersetzen." Chen fügte noch hinzu: „Ich glaube nicht, daß das Ideal der Kommunisten vor zwanzigtausend Jahren zu verwirklichen ist, bevor sich die Menschen zu einer neuen Form der Intelligenz entwickelt haben." Eine große Rolle spielt in China der Verband der christlichen jungen Männer, der von der Bank Kuhn, Loeb & Co. finanziert sein soll. Die Hauptopposition gegen den Bolschewismus rief die Agrarrevolution hervor. Der „Verrat" von Shek wird darauf zurückgeführt, daß sein Vater enteignet werden sollte. Beim fünften Kongreß der kommunistischen Partei in China gibt einer der chinesischen Delegierten zu, daß infolge der Agrarrevolution 99% der Groß- und Kleinbourgeoisie die kommunistischen Reihen verlassen haben. Die Jugend fließt zwar in Scharen der kommunistischen Partei zu. Die Gruppe der Jungkommunisten ist von 2365 im Jahre 1925 auf 35 000 bis 40 000 im Jahre 1927 gestiegen, aber Borodin selbst behauptet, diese seien keine „hundertprozentigen Kommunisten". Er ist auch der Ansicht, daß die Chinesen zweihundert Jahre hinter Europa zurückgeblieben und daß daher der Sieg des Kommunismus unmöglich ist. Nach der Ansicht von Maxe haben die Russen eine Stellung nach der anderen verloren. Die Militärschule von Whampoa, dem Vorhafen von Kanton, die von Sun Yat Sen begründet wurde, war eine gute Revolutionszitadelle. Aber heute existiert sie nicht mehr. Die Lage für die Regierung in Hankau ist unmöglich geworden. Jeder Verkehr hat fast aufgehört, die Großindustrie hat die meisten Fabriken geschlossen und die Bankdepots zurückgezogen. Der Mittelstand ist zum großen Teil entflohen. Ohne industrielles Kapital, ohne Unterstützung der Wirtschaft ist die kostspielige Armee nicht zu halten. Jean Maxe glaubt jedoch, daß, trotzdem sowohl Chen wie Borodin den Sieg des Kommunismus für ausgeschlossen halten, die einmal begonnene Agrarrevolution China noch auf Jahre hinaus in die schlimmsten Wirren stürzen wird.

„Le Redressement Français" vom August beschäftigt sich *mit der Anschlußfrage.* Es wird die Ansicht vertreten, daß man *„die Besiegten nicht daran hindern könne, an Mittel zur Flucht aus dem Gefängnis, das man ihnen bereitete, zu denken...* Man hat sich von manchen Seiten bemüht, zu beweisen, daß die Schwierigkeiten, in die die österreichische Republik verstrickt ist, keine andere Lösung finden können als die Donaukonföderation oder den Anschluß. Aber keinem ist anscheinend an der Donaukonföderation gelegen. Die Staatsmänner der Kleinen Entente würden vielleicht nichts dagegen einzuwenden haben, wenn sie die Hoffnung hätten, die Hegemonie für ihr eigenes Land zu erreichen. Sie sind erklärte Gegner des Anschlusses, weigern sich jedoch, etwas zu tun, um ihn zu verhindern... Der Versailler Vertrag hat zwar vorausgesehen, daß Österreich seine Unabhängigkeit ohne Einwilligung des Völkerbundes nicht aufgeben darf, *aber wird der Völkerbund gegen den Willen eines Volkes entscheiden können, wenn er sich eines Tages in einer fast vollkommenen Einstimmigkeit offenbart?"*

In derselben Nummer des „Redressement Français" finden wir einen Ar-

tikel über *die Einwanderung nach Frankreich.* Die Zahl der in Frankreich ansässigen Fremden ist in den letzten Jahren beträchtlich gestiegen. Während sie im Jahre 1911 2,8% der Einwohnerschaft betrug, stieg sie im Jahre 1921 auf etwa 4% und erreichte im Jahre 1926 6,13%. Nach einer anderen Statistik beträgt die Zahl der in Frankreich lebenden Fremden sogar 7%. Bei der Zählung des Jahres 1921 standen an erster Stelle die Italiener, dann kamen die Belgier, Spanier, Deutschen und Schweizer. Bei der Zählung des Jahres 1926 rückten die Russen an die erste Stelle, an die zweite die Engländer und an die dritte die Deutschen mit 65 000. Die Verteilung der Fremden auf die verschiedenen Bezirke ist sehr verschieden. So beträgt zum Beispiel in dem Departement der Alpes-Maritimes die Anzahl der Fremden 32,3%, im Bezirk Moselle 18%, in den Ardennen 10% usw. In dem Bezirk Bouches-du-Rhone, wo der Prozentsatz sich auf ungefähr 20 beläuft, sind 71% der Fremden Italiener.

In der Augustnummer der „Nineteenth Century" finden wir einen Artikel über die *anglo-japanische Zusammenarbeit im fernen Osten.* Der Autor dieses Artikels, Hauptmann Kennedy, ist der Ansicht, *daß die Auflösung des anglo-japanischen Bündnisses im Jahre 1922 für die jetzigen Wirren in China verantwortlich ist.* Er weist darauf hin, daß das Bündnis damals mit Rücksicht auf Amerika gekündigt wurde, da sich die Vereinigten Staaten durch die Existenz des Vertrages bedroht sahen. Auch die britischen Kaufleute in China haben die Regierung bestürmt, den japanischen Vertrag zu lösen, um keine Mißstimmung in China zu erzeugen. Jetzt sind sowohl die Befürworter der Bewahrung der anglo-amerikanischen Freundschaft um jeden Preis wie auch die in China ansässigen Engländer der Überzeugung, daß die Kündigung des Vertrages ein Irrtum gewesen ist. Denn wäre er in Kraft geblieben, so würde die jetzige jammervolle Lage in China nicht entstanden sein. Man hat das sehr wesentliche anglo-japanische Bündnis für den Schatten einer anglo-amerikanischen gegenseitigen Unterstützung eingetauscht, „ein Schatten, der sich bis jetzt noch zu nichts Greifbarem verdichtete". Kennedy zitiert einen Ausspruch der canadischen Zeitung „Montreal Star": „Nachdem Großbritannien jetzt die vertragliche Unterstützung Japans durch die Kündigung des japanischen Bündnisses eingebüßt hat, muß es auf die amerikanische Unterstützung im Stillen Ozean rechnen. Wenn die Amerikaner sich nicht entschließen, die Engländer bald und wirksam bei dem Schutz ihrer gegenseitigen Interessen in China zu unterstützen, wird Großbritannien begreifen, daß es im Jahre 1921 ein sehr schlechtes Geschäft gemacht hat." Kennedy stellt sich die Frage, ob die Besserung und Stärkung der anglo-amerikanischen Freundschaft nicht mit geringeren Kosten als der Aufgabe des anglo-japanischen Bündnisses hätte erkauft werden können. Er weist auf die Vorteile hin, die England aus dem anglo-japanischen Vertrag gezogen hat. Die japanische Kriegserklärung an Deutschland war von unschätzbarem Werte für Großbritannien und seine Alliierten. England brauchte sich um das Vorgehen Deutschlands im fernen Osten nicht zu kümmern und konnte die Schwerkraft seiner Kriegführung auf andere Kriegsschauplätze verschieben. Die amerikanische öffentliche Meinung war trotz der offiziellen Dementis des Glaubens, daß der anglo-japanische Vertrag eine gegen die Vereinigten Staaten gerichtete Klausel enthielt. Und diese Empfindung verbreitete sich auch in Canada und wurde bei der Reichskonferenz im Juni 1921 zur Sprache gebracht. Die Washingtoner Konferenz im Anfang des Jahres 1922 gab England die Möglichkeit, den Vertrag zu beenden und ihn durch den Viermächtepakt zu ersetzen. Die Auflösung des Vertrages, die gerade von den englischen Elementen in China besonders befürwortet wurde, hat Sowjetrußland seine Wirksamkeit in China beträchtlich er-

leichtert. Auch Australien, das das Vorhandensein des anglo-japanischen Bündnisses als die beste Garantie seiner Sicherheit betrachtete, ist beunruhigt. Außerdem hat sich die so umstrittene Notwendigkeit der Herstellung eines sehr kostspieligen Flottenstützpunktes in Singapore ergeben, und das Mißtrauen eines beleidigten Japan erschwert die Herabminderung der Rüstungen. Eine Erneuerung des Vertrages ist nach der Ansicht Kennedys jetzt nicht möglich, aber er glaubt, daß das formale Bündnis durch die engste Zusammenarbeit mit Japan im fernen Osten, die sich angesichts der Gleichartigkeit der englischen und japanischen Interessen ohne Rücksicht auf Amerika ermöglichen läßt, ersetzt werden sollte.

In derselben Nummer der „Nineteenth Century" schreibt der Sekretär der britischen Handelskammer in China *über den chinesischen Markt.* China spielt in der gesamten britischen Ausfuhr eine verhältnismäßig kleine Rolle. *Der Export nach China betrug kaum 5% der britischen Ausfuhr.* Großbritannien hat in den letzten drei Jahren Waren im Werte von mehr als 22 Millionen Pfund nach China ausgeführt. Die niedrige Ziffer der chinesischen Ausfuhr ist in erster Linie darauf zurückzuführen, daß China überhaupt im Verhältnis zu seiner großen Bevölkerung einen sehr geringen Handelsverkehr mit dem Ausland hat. Im Jahre 1925 belief sich der Handel mit dem Ausland auf 13 Shilling 6 Pence pro Kopf der Bevölkerung, während der Handelsverkehr mit Japan 8 Pfund pro Einwohner betrug. Die Einfuhr aus Japan übersteigt beträchtlich die aus Großbritannien. Im Jahre 1921 betrug sie 31%, während die Einfuhr aus den Vereinigten Staaten sich auf 14% und die auf Großbritannien auf weniger als 10% belief. Amerika hat England im Laufe des Krieges distanziert. Im Jahre 1913 betrug der Anteil der britischen Einfuhr 16%. Aber nur ein Teil der Erhöhung der britischen Einfuhr ist auf die durch den Krieg gebotenen Möglichkeiten zurückzuführen, denn 54% der aus Amerika nach China eingeführten Waren bestehen aus Kerosenöl, Kupferbarren, Rohbaumwolle und Tabak, alles Produkte, die Großbritannien nicht erzeugt. Infolge des Boykotts der englischen Waren, der von Rußland angeregt wurde, ist die Einfuhr nach China und Hongkong im Jahre 1926 um 9 Millionen Pfund im Vergleich zu 1924 gefallen. Trotz des Boykotts der japanischen Einfuhr hat der Handel mit Japan weniger gelitten, und zwar weil die Japaner besser die Psychologie der Chinesen verstehen und sich nicht von Schlagworten verführen lassen wie die Vertreter des britischen Handels.

In der „English Review" finden wir einen Auszug aus den Vorträgen, die Professor Sarolea in der Universität von Kairo *„Über die konstitutionellen Hemmnisse der Demokratie in Amerika"* gehalten hat. Er spricht über die Bedeutung der Kenntnis amerikanischer Institutionen, die für uns um so wichtiger ist, da die wirtschaftliche Hegemonie der Welt von dem alten Kontinent auf den neuen übergegangen ist. „Wenn Amerika Europa braucht, so braucht Europa Amerika noch viel mehr. Und unsere Unkenntnis der amerikanischen Verhältnisse hat schon verhängnisvolle Ergebnisse gebracht. Das wird in tragischer Weise durch den Versailler Friedensvertrag bewiesen. Nach dem Waffenstillstand ist Präsident Wilson als ein Schiedsrichter der Zivilisation begrüßt worden. Als man Clemenceau von seinen Unstimmigkeiten mit Lloyd George und dem Präsidenten Wilson sprach, erwiderte der Tiger: „Was können Sie anderes erwarten, wenn Sie mit zwei Kollegen zu verhandeln haben, von denen sich der eine für Napoleon und der andere für Christus hält?" Präsident Wilson war ehrlich überzeugt, daß seine Mission darin bestand, der Menschheit den Frieden zu bringen. Die Ereignisse haben jedoch bald bewiesen, daß er nicht den Frieden, sondern das Schwert bringen sollte. Er hielt sich für den Sprecher des amerikanischen Volkes, man entdeckte jedoch bald, daß das amerikanische Volk

ihn verleugnete. Man entdeckte, daß der amerikanische Senat, der nach der amerikanischen Verfassung mit dem Präsidenten das Recht, Verträge abzuschließen, teilt, sich von seiner Politik feierlich lossagte. Und nur einige Wochen später, nachdem die Bevollmächtigten das Friedenswerkzeug unterzeichnet hatten, war man Zeuge des jämmerlichen und grotesken Schauspiels, daß die amerikanische Regierung sich weigerte, dem Völkerbund beizutreten, der die besondere Schöpfung ihres Vertreters war. *Wie viele verhängnisvolle Fehler wären vermieden worden, wie viele Illusionen im vorhinein zerstreut, wenn die europäischen Bevollmächtigten in Versailles sich mit den ersten Grundsätzen der amerikanischen Konstitution vertraut gemacht hätten.* Diese Konstitution wird durch zwei vollkommen originelle Grundzüge charakterisiert, die sie von jeder geschichtlich bekannten Regierungsform unterscheiden. An erster Stelle führt sie einen neuen Typus der Demokratie ein, der sehr wenig Ähnlichkeit mit dem der alten Welt hat. Zweitens begründet sie in einem gleichfalls gigantischen Maßstab einen neuen Mechanismus einer Bundesregierung, der so klug und so vollkommen ist, daß man sagen kann, eine neue Dimension sei in die politische Geometrie eingeführt worden. Sarolea untersucht dann die Gründe des Gelingens des amerikanischen Experiments, das zum Mißlingen verurteilt zu sein schien. Er ist der Ansicht, daß das Überleben der amerikanischen Institutionen auf die Tatsache zurückzuführen ist, daß sie nicht die reine Demokratie vertreten, wie man annimmt, sondern im Gegenteil eine viel eingeschränktere und begrenztere Demokratie als die Volksvertretungen von Frankreich und Großbritannien. Diese Begrenzungen sind in erster Linie der Schutz der staatlichen Rechte und die gründliche Dezentralisierung des politischen Lebens, zweitens der Schutz der individuellen Freiheit, drittens die Verstärkung der Macht des Präsidenten, die ihm größere Rechte verleiht, als sie irgendein konstitutioneller Monarch in Europa besitzt, viertens die vorherrschende Bedeutung des Senats, der wie der römische Senat an erster Stelle kommt und schließlich die Gründung des Obersten Gerichts, das die Macht und Majestät des Gesetzes vertritt. Dieses Gericht ist „der Beschützer der Volksfreiheit, der Vertreter sowohl der staatlichen wie der individuellen Rechte. Jeder Staat und jeder Staatsbürger hat das Recht, sich an das Oberste Gericht zu wenden und zu beweisen, daß irgendein Gesetz unkonstitutionell ist. Auf diese Weise hat das Oberste Gericht erst vor einigen Jahren entschieden, daß die amerikanische Regierung kein Recht hat, die Einkommensteuer aufzuerlegen; um dieses Recht zu erlangen, mußte ein besonderes Gesetz in die Verfassung eingefügt werden. Die ungeheure Macht des Obersten Gerichtes ist nie mißbraucht worden und sein Prestige bleibt unangetastet. Während der ganzen langen Geschichte seines Bestehens hat sich nie eine Stimme gegen eine Integrität erhoben, was in einem Lande, dessen Politik durch ihre Korruption berüchtigt ist, umso bemerkenswerter erscheint."

Der „New Statesman" vom 13. August enthält einige höchst unliebenswürdige Bemerkungen über den britischen Premierminister. „Ein bemerkenswertes Kennzeichen des Besuches des britischen Premierministers in Canada ist die sehr geringe Aufmerksamkeit, die ihm in der englischen Presse, selbst in den Blättern seiner eigenen Partei, gezollt wird. Wenn wir die Publizität, die Baldwin zufällt, mit der, die ein Asquith, ein Lloyd George oder ein Ramsay Macdonald auf einer ähnlichen Reise erhalten hätten, vergleicht, bekommt man beinahe das Gefühl, daß Baldwin bewußt boykottiert wird. Die wirkliche Erklärung ist jedoch weit von einer solchen dunklen Verschwörung des Schweigens entfernt. Sie ist einfach darin zu suchen, daß kein Mensch Baldwin, seine Taten oder seine Worte als irgendwie bedeutend ansieht. Das Kabinett vermißte ihn nicht, als es sich vor vierzehn

Tagen mit der Genfer Krise beschäftigte, und das Publikum vermißt ihn überhaupt nicht. Und die Redakteure der Zeitungen, mit der instinktiven Berufserkenntnis dessen, was das Publikum lesen oder nicht lesen will, scheinen der Ansicht zu sein, daß selbst in der Saurengurkenzeit die Taten des Premierministers nicht mehr Raum als ein oder zwei Zoll verdienen. Und dies ist auch der Fall. Aber die allgemeine, wenn auch größtenteils unbewußte Anerkennung dieser Tatsache ist bemerkenswert. Kann das britische Reich es sich leisten, sein größtes Amt unter der Krone und vielleicht das größte Amt der Welt überhaupt — denn ein britischer Premierminister hat mehr persönliche Macht als sogar der Präsident der Vereinigten Staaten— mit einer angenehmen Null zu besetzen?"

In der „Gerarchia" vom Juli finden wir die Antwort auf den in unserer Zeitschriftenrundschau vom Juni zitierten Artikel von Bernus in der „Revue de Paris". In dem Artikel unter dem Titel „Italien und Frankreich" verteidigt sich Antonio Cippico gegen die Angriffe von Bernus. Er zitiert zur italienischen Verteidigung die Worte eines deutschen Staatsmannes: „Die Italiener können leicht manche Dummheit sagen, aber sie begehen sie um so schwerer". „Das schwache, arme und bis gestern schlecht regierte Italien ist immer, so oft es sich vor die Notwendigkeit einer territorialen Expansion oder der Verstärkung seines politischen Prestiges in der Welt gestellt sah, auf das Hindernis einer feindseligen Diplomatie, und zwar der französischen, gestoßen . . . Italien kam zu der berechtigten oder unberechtigten Überzeugung, daß Frankreich aus Eifersucht auf die demographische Ausdehnung Italiens, auf die gewonnene staatliche Ordnung oder in der Absicht, Italien innerhalb der drei Meere eingeschlossen zu halten, ihm immer und von allen Seiten den Weg versperrte . . . Die Memoiren des Generals Gallieni und viele andere unantastbare Dokumente aus deutschen und französischen Quellen haben über alle Zweifel hinaus gezeigt, daß der Sieg an der Marne ohne die vorhergehende italienische Neutralitätserklärung und unseren späteren Eintritt in den Krieg nicht möglich gewesen wäre . . . Italien hat nichts gefordert, und Frankreich hat uns zum Dank für den unschätzbaren Dienst, der Paris dadurch befreite, daß er den Schutz der Alpen überflüssig machte, nichts angeboten. Frankreich hat sich unter dem Vorwande der Schaffung und Erhaltung der kleinen Entente, die das Gleichgewicht sichern sollte, zum uneigennützigen Befürworter aller pseudonationalen Ehrgeize gemacht, die sich vom Balkan aus gegen Italien richteten. Es hat ihnen den Größenwahn eingeblasen und Waffen gegen uns in die Hände gedrückt".

Herausgeber: Prof. Dr. *Ludwig Stein,*
Berlin W 10, Lützow-Ufer 5a. Fernspr. Kurfürst 6308.
Verantwortlicher Redakteur: Frau *Antonina Vallentin,*
Berlin W 62, Landgrafenstr. 11. Fernspr. Kurfürst 6350.

Verantwortlich für den Anzeigenteil: *Paul Wolff,* Berlin W 8, Mauerstr. 44.
Carl Heymanns Verlag, Berlin W 8. — Gedruckt bei *Julius Sittenfeld,* Berlin W 8.

Demokratisierung und Nationalismus.

Von *Dr. Eduard Beneš.*
tschechoslowakischer Minister des Auswärtigen.

In der Diskussion über den Charakter und das Wesen des Weltkrieges stellten die einen Kritiker Staat gegen Staat, als hätte es sich nur um ein dynastisches und staatliches Prestige und die Bestrafung der irredentistischen Umtriebe des kleinen Serbien gehandelt. Die anderen schufen eine Theorie vom kapitalistischen Krieg, in dem es um Kolonien, den Weg nach Osten, die Beherrschung Asiens und die Weltmärkte ging. Noch andere erblickten im Weltkrieg den Kampf von Nationen miteinander auf der Grundlage der Idee des Nationalismus; besonders nationalistische Deutsche sprachen von der Gefahr des russischen Kosakentums für Europa und vom Krieg der Germanen gegen die Slawen, was nach ihnen auch manche tschechische, russische und andere Nationalisten wiederholten.

Nur einen einzigen dieser Gesichtspunkte herausgreifen und den Weltkrieg erklären, hieße ihn vereinfachen, einseitig darstellen und die Geschichte der letzten Jahrzehnte verflachen. Gewiß ist, daß es sich im Krieg um alle diese Dinge in dieser oder jener Form handelte. Gewiß ist, daß in gewissen Kreisen von Wien und Budapest der heftige antiserbische Chauvinismus, die auf Prestige bedachte Aufgeblasenheit und militaristisch-bürokratische Ignoranz eine Rolle spielten. Gewiß ist, daß hier auch die Bestrebungen der deutschen und magyarischen Nationalisten und ihre Macht über die Völker Österreich-Ungarns einen gewaltigen Antrieb erhielten. Ferner ist es Tatsache, daß manche Kreise in Deutschland schon jahrzehntelang das deutsche Volk zur Expansion nach dem Osten, dem Balkan, Kleinasien und Persien erzogen und dies teils durch die pangermanistische Philosophie, teils machtpolitisch und vor allem wirtschaftlich begründeten. Außer denen, die die Theorie vertraten, daß das absolutistische Zarenreich sich mit dem deutschen Kaiserreich verbünden müßte, gab es andere, die vom Kampf der Germanen mit den Slawen, besonders den Russen, sprachen. Schließlich war da der Jahrhunderte alte Kampf Rußlands um den Balkan, Konstantinopel und die Meerengen, der sich in den letzten Jahren in dem Gegensatz zwischen dem expansiven Rußland und dem expansiven Deutschland, das sich hinter dem schwankenden Habs-

burger und dem türkischen Reich verbarg, äußerte. Auch diesem Kampf wollten einige Politiker die allzu einseitige Deutung geben, als handelte es sich um den Gegensatz zwischen Slawen und Germanen.

Man kann sagen, daß dies wirklich Faktoren sind und waren, von denen jeder sein Teil dazu beitrug, daß aus ihrem Zusammentreffen der Weltkrieg entstand. Waren aber Wien, Budapest, Berlin, Petersburg und Konstantinopel in diesen Konflikt geraten, so war es unmöglich, die Lebensinteressen der anderen Mächte unangetastet zu lassen. Und so wurde aus dem Krieg, der nach den Plänen Wiens und Berlins nur um das Schicksal Südost-Europas geführt werden sollte, zwangsläufig zunächst der große europäische und dann durch den Eintritt all der andern Mächte der Weltkrieg. Möge dies eine Warnung für jede künftige Hervorrufung von „lokalen" Kriegen sein, heute, in der Zeit der Weltzentralisation!

Eine synthetische Formel zu finden, die auf den Weltkrieg in allen seinen wesentlichen Äußerungen zutrifft, ist allerdings nicht leicht. Dabei ist es richtig, eine übermäßige Schematisierung und Reduzierung der vielgestaltigen Kriegserscheinungen auf eine einfache Formel zu vermeiden. Der Weltkrieg war ein so ungeheures, so erstaunlich kompliziertes, eine solche Menge von politischen, wirtschaftlichen, technischen, moralischen, psychologischen, biologischen und anderen Erscheinungen umfassendes soziales Ereignis, daß eine einheitliche, vereinheitlichende Formel für sein Wesen und seinen Sinn notwendigerweise sehr allgemein sein muß und somit leicht nur Worte ohne konkreten Inhalt ausdrücken könnte. Man muß daher auf diese soziologische und philosophisch-geschichtliche Frage sehr acht geben.

Wer den Sinn und die Philosophie des Weltkrieges richtig erfassen will, darf nicht nur forschen, aus welchen politischen, wirtschaftlichen, moralischen und geistigen Gründen er entstand, sondern auch, wie er geführt wurde, welche moralischen und materiellen Faktoren, welche Hauptideen und Hauptinteressen siegten und im Laufe des Krieges die Oberhand gewannen und ferner, welches positive Ergebnis er brachte, wodurch und wie er endete, und wie er sich, von der Nachkriegs-Krise aus gesehen, darbietet. Nur die Synthese dieser vier Gesichtspunkte erlaubt uns zu bestimmen, was der Weltkrieg eigentlich historisch-philosophisch war.

Da muß man sich vor allem bewußt werden, daß er nicht nur ein Krieg der entfesselten brutalen Nationalismen war. Der Weltkrieg hatte eine viel breitere Grundlage, wenn er auch dieses Element mitenthielt. Noch weniger war er ein Krieg der Slawen mit den Germanen. Nicht nur darum, weil Rußland beim Eintritt in den Krieg hauptsächlich an seine Pläne am Balkan, an den Meerengen, in Konstantinopel und Vorderasien dachte, sondern auch weil es überhaupt keine Gesamtpolitik und keine slawische Konzeption hatte. Die sogenannten Fragen der

slawischen Politik waren ein kleiner Ausschnitt des Weltkrieges, nur ein Bestandteil des allgemeinen Problems der europäischen Nationalbewegung.

Der Weltkrieg kann auch nicht als kapitalistischer Krieg, ein Krieg um Märkte, Kolonien, wirtschaftliche Quellen usw. bezeichnet werden. Er hatte zwar einen starken wirtschaftlichen Zug, besonders in den anfänglichen deutschen Plänen und der deutsch-englischen Rivalität. Aber auch das war nur eine Seite des Ganzen. Bei Österreich-Ungarn hatte er schon eine andere — rein politische Färbung, ebenso bei der Türkei und Bulgarien, bei Frankreich, Italien und Rußland. Man muß gegen diese Theorie doch auch daran erinnern, wie die sozialistischen Parteien der einzelnen Nationen in ihrer überwältigenden Mehrheit zumeist mit ihren Staaten gingen und es durchwegs politisch begründeten; damit ließen sie selbst die Theorie vom kapitalistischen Krieg im Stich, die sie gezwungen hätte, zu ihren Staaten den Standpunkt des Zimmerwalder und Kienthaler Kongresses und den der späteren Bolschewiken einzunehmen.

Am besten und ausdrucksvollsten läßt sich der Krieg durch seine Resultate kennzeichnen. Er vernichtete vier große absolutistische Reiche, verwandelte drei in Republiken, indem er ihre Dynastien beseitigte, schuf aus dem vierten (dem Habsburgerreich) sechs neue Nationalstaaten (mit starken Minderheitsbruchteilen). Er vernichtete die Dynastien, die Herrschaft aristokratischer und militärischer Gewalten und alles, was vom alten Regime Absolutistisches übrig geblieben war. Er löste das Problem der Vereinigung und der Selbständigkeit Polens, der Tschechoslowakei, Jugoslawiens, Rumäniens, Griechenlands, Albaniens, der baltischen Staaten, Finnlands und Irlands. Er vollendete die nationale Einigung der Italiener, löste das Elsaß-Lothringische und das Dänisch-Holsteinische Problem, rührte manche Fragen des britischen Imperiums auf, bestimmte dessen Verfassung im Geist der Selbstbestimmung der Staaten und Nationen (Ägypten und die Kolonien) und erzwang zum erstenmal das System der Kolonialmandate, das wiederum einen Schritt im Sinne der Selbstbestimmung der Nationen bedeutet.

Durch den Krieg wurde die Frage der Selbständigkeit und vollen Rechtsfähigkeit einiger asiatischer Völker, die Frage der Freiheit der Meere, der allgemeinen Abrüstung, der Schiedsgerichte und des Völkerbundes belebt oder hervorgerufen. Innerhalb aller Staaten, wo das alte Regime bisher voll oder teilweise geherrscht hatte, demokratisierte er die politischen Einrichtungen in radikaler Weise und brachte eine starke soziale Bewegung, einen riesigen Aufschwung des Sozialismus hervor. Er schob durch die russische Revolution die Fragen der sozialen Konstruktion der heutigen Staaten in den Vordergrund und erzwang die Lösung der wirtschaftlichen Weltfragen im Sinne der Ge-

rechtigkeit innerhalb der Staaten und in internationaler Hinsicht. Der Gedanke einer gerechten Aufteilung der wirtschaftlichen Quellen unter die Staaten und Nationen wurde durch den Krieg aufgeworfen, wenn auch nicht gelöst. Somit wurde, zusammenfassend gesagt, die Frage der politischen Demokratisierung ebenso wie die Frage der sozialen, ja sogar der wirtschaftlichen Demokratisierung aufgeworfen, und diese nicht nur innerhalb der Staaten, sondern, was am wichtigsten ist, auch international.

Das kennzeichnet im Großen und Ganzen den Weltkrieg. Diese Formulierung ist zwar weit, aber trotzdem ziemlich konkret, wobei sie den Sinn und die Philosophie des Weltkrieges sowohl im Hinblick auf seine Voraussetzungen als auch auf die Wünsche, Bedürfnisse, Interessen und Ideen, von denen er vier Jahre lang gelenkt war, und auf seine Ergebnisse ausdrückt. Und prüfen wir die internationale und innerstaatliche Nachkriegs-Krise, so sehen wir, daß es sich beim Kampf um die Festigung des Friedens, beim Kampf um die Lösung der sozialen Probleme in den Staaten, bei der Frage der heutigen Diktaturen in einzelnen Ländern, bei der Frage des kommunistischen Rußland, des chinesischen Aufstandes, beim Streit um den Völkerbund und die Abrüstungsversuche eigentlich um nichts anderes handelt, als um die Krise des politischen, sozialen und wirtschaftlichen Nachkriegs-Demokratismus, der schon durch den Krieg hervortrat und bisher innerpolitisch und international schwer um den Sieg ringt.

*

So weckte der Krieg oder betonte, indem er im Laufe der Zeit zu einem grandiosen Kampf um die fortschreitende Demokratisierung der Menschheit auf allen Gebieten wurde, einige Grundfragen der Nachkriegswelt, die häufig für sein Wesen gehalten werden; in Wirklichkeit sind sie nur verschiedene Seiten des Prozesses, der durch den Krieg beschleunigten allseitigen Demokratisierung der modernen Welt.

Im innerstaatlichen Leben zeigte sich dieser Prozeß vor allem darin, daß die politischen Einrichtungen aller neuen Staaten, aller ehemals absolutistischen oder halbdemokratischen Staaten demokratisiert, die dynastischen Ideen erschüttert und ganze Dutzende von neuen Republiken errichtet, die aristokratischen und militärischen Klassen ihres Einflusses beraubt und die letzten Reste des feudalen Regimes (durch die Bodenreform) beseitigt wurden, daß ferner die Kontrolle der Exekutivmacht durch die gesetzgebenden Körperschaften verstärkt wurde — sehr oft übertrieben und falsch, so daß sie heute eine Reaktion hervorbringt (man ruft nach Diktaturen) — und daß wiederum Versuche mit der Vervollkommnung des Vertretungssystems (Verhältniswahlrecht) usw. getan werden. Vielfach kam es zu Übertriebenheiten und Entgleisungen, die eine starke, leidenschaftliche und gewaltsame Reaktion verursachten (Faschismus). Es ist eine vorläufige, vorübergehende

Reaktion. Die Jahrtausende alte Erfahrung der Menschheit wußte kein besseres Regierungssystem zu finden als die Demokratie. Die Gesellschaft, die sie einmal erlebt hatte, kehrte um so schneller zu ihr zurück, je gewaltsamer sie von ihr abgewichen war.

In der internationalen Politik äußerte sich die Demokratisierung, die durch den Krieg beschleunigt wurde, darin, daß das Prinzip der nationalen Selbstbestimmung, die Bildung neuer Nationalstaaten in Europa und die Dezentralisation und Autonomisation der Staaten oder der zusammengesetzten Imperien (Großbritannien und Sowjetrußland) sich durchsetzen. Dabei spielte eine besondere Rolle die nationale Idee als Bestandteil des Demokratisierungsprozesses.

Die nationale Idee ist ein Produkt der modernen Zeit, ein Ergebnis der Renaissance- und Reformationsphilosophie und der Humanitätsanschauungen der französischen Revolution, die die Menschen- und Staatsbürgerrechte verkündete. Sie wendet die Grundsätze der Demokratie nicht nur auf den Einzelmenschen, sondern auch auf die Nation als Ganzes an. Die Zeit unserer „Wiedergeburt" schöpfte aus der Humanitätsphilosophie der französischen Revolution ihre Theorien von der nationalen Freiheit, so wie es auch andere slawische Völker taten und wie einige andere Völker aus dieser Philosophie die Prinzipien ihrer nationalen Einigung schöpften (Italien, Deutschland, Jugoslawien). Die Humanitätsphilosophie bildet die Grundlage der modernen Demokratie, und aus dieser ergibt sich unmittelbar das Recht der Nation als Gesamtheit auf politische, wirtschaftliche und kulturelle Freiheit. Als Kampf des westlichen Demokratismus gegen den mittel- und osteuropäischen Absolutismus wurde der Weltkrieg darum notwendigerweise der Höhepunkt des Ringens um die Selbständigkeit der unterdrückten Nationen.

Den stärksten Ausdruck verlieh dieser Philosophie Wilson, der Präsident der demokratischen Vereinigten Staaten, und wurde dadurch eine Zeitlang in den Augen aller kleinen Nationen ihr Träger. Es war auch die große politische und soziale Revolution in Rußland, die die Grundsätze der nationalen Selbstbestimmung stark unterstrich und ihnen während des Krieges die allgemeine Anerkennung erzwang. Westeuropa, das die Fahne der demokratischen Prinzipien in Händen hielt, mußte folgerichtig auch die der Befreiung der unterdrückten Nationen ergreifen und für die nationale Idee überhaupt einstehen. Wir haben gesehen, wie die westlichen Alliierten sich zu dieser Erkenntnis und dieser Gesamtkonzeption schwer, langsam und schrittweise durchrangen.

Die Regierungen Frankreichs, Englands, Italiens und Amerikas sprachen zwar in ihren Kriegskundgebungen von der Gefahr, die vom absolutistischen Mitteleuropa der westlichen Zivilisation drohe, von den Rechten der Demokratie und der gefährdeten Freiheit, von den Rechten

Belgiens, Serbiens und aller kleinen Nationen, aber da sie in dem entsetzlichen Krieg für das Schicksal ihrer Länder verantwortlich waren, beurteilten sie die Frage volle drei Jahre hauptsächlich vom direkten, ausschließlichen, mitunter egoistischen Gesichtspunkt ihrer Staaten und suchten einen Weg zum raschen Friedensschluß mit Wien. Sie hätten sich mit der Durchsetzung der nationalen Idee im Sinn des Selfgovernment oder der Föderalisierung Mitteleuropas begnügt. Erst die Verlängerung des Krieges, die Unmöglichkeit, Österreich-Ungarn von Deutschland zu trennen, die von den unterdrückten Nationen entfesselte Propaganda und die zur Durchsetzung pangermanistischer Pläne erfolgte, von Österreich-Ungarn reichlichst unterstützte übermenschliche Anspannung der Kräfte Deutschlands nötigten die Alliierten, tiefer über das Wesen des Krieges nachzudenken und die Vorteile zu erkennen, die aus der konsequenteren Förderung des Nationalitätenprinzips entsprangen. Das wies den großen Alliierten den Weg zu den kleinen Nationen in Mitteleuropa; diese wurden ihre natürlichen Verbündeten und wertvollen Helfer im Kampf um die neuen politischen Ziele und Ideale.

Damals begann man auch zu verstehen, was Pangermanismus ist. Vom Standpunkt der Nationalitätenphilisophie war der Pangermanismus eine Mißgeburt. So wie die nationale Idee der unmittelbare Ausdruck der Achtung des Menschen einer Nationalität vor dem Menschen einer anderen Nationalität ist und somit der Ausdruck der Philosophie reinsten Menschentums, so ist der Pangermanismus die Philosophie der Gewalt, der Unmenschlichkeit. Der Pangermanismus, wie er, von Lagarde angefangen, von den deutschen Philosophen und Politikern formuliert wurde, war eine Verleugnung der modernen Nationalitätenidee, des Prinzips der Gleichheit der Menschen und Nationen, der Demokratie.

So wurde der Kampf zwischen den Zentralmächten und dem Westen in einer Hinsicht ein Kampf um die Existenz dieser Nationen, um die Verkörperung einer der großen Ideen, der nationalen Idee, um die praktische politische Reorganisation des künftigen Europa. Die Idee selbst war eine Frucht und Folge der Entwicklung in der Vorkriegszeit. Die Nationalitätenidee ist einfach ein Kind der Demokratie, ein Ausschnitt, ein Bestandteil, eine Seite des großen modernen Kampfes um die Demokratisierung der gesamten Gemeinschaftsstruktur der heutigen Welt. Der Weltkrieg, der den Charakter des Kampfes um die Demokratisierung empfing, unterstrich als einen seiner wesentlichen geistigen Faktoren eben die nationale Idee und den Kampf um die nationale Selbständigkeit der unfreien Völker.

*

Es fanden sich Kritiker, die darauf hinwiesen, daß diejenigen, die den Sinn des Weltkrieges im Kampfe um die Demokratisierung der

modernen Welt auf der Grundlage humanitärer Ideen erblicken, die Nationalitätenidee entwerten oder ungenügend schätzen und den sogenannten Nationalismus nicht richtig werten. So hat man auch Masaryks Auffassung vom Kriege kritisiert.

Vielleicht geht aus dem, was hier dargelegt wurde, hervor, welche Stellung im Weltkrieg die Nationalitätenidee, die Idee der Selbstbestimmung der Nationen einnehmen konnte und einnahm, und welches Verhältnis sie zur Idee der Demokratie und zu den humanitären Idealen hat. Vielleicht entkräften die hier gegebenen Formulierungen die Unrichtigkeiten oder Mißverständnisse, die darüber verbreitet wurden und noch verbreitet werden.

Eine Nation kann als Kollektivum der Welt von heute nur dadurch etwas sein, daß sie ihr System der nationalen Kultur auszubilden vermag. Diese nationale Kultur, die die politische, wirtschaftliche, soziale, künstlerische, moralische und geistige Kultur einschließt, blieb in der Geschichte der Menschheit nur dann etwas Beständiges und Großes, wenn sie mit den Idealen der Menschheit, der Humanität übereinstimmte. Darum müssen alle nationalen Kulturen die Harmonie mit den Idealen der Menschheit erstreben; sie können sich nicht ausschließen, und sie sollen sich nicht gewaltsam bekämpfen. Sie können und sollen um ideelle und moralische Werte wetteifern. Patriotismus ist mir die Liebe zur Kultur des eigenen Volkes und die Achtung vor der Kultur des andern Volkes. Es gibt keine allgemeinen menschlichen Kulturen, sondern nur nationale.

Ein echter Patriot ist mir daher derjenige, der begreift, daß die Nation und die nationale Kultur ein Ausdruck des Menschentums ist und zu sein hat, — und schönes, erhabenes und vollkommenes Menschentum kann sich wieder nur in nationalen Kulturen und bei Einzelmenschen in der Liebe und der Achtung zu ihnen äußern. Darum gibt es keinen Gegensatz zwischen ihnen: das nationale Gefühl und das Gefühl der Menschlichkeit ergänzen sich. Sie sind zwei Seiten einer und derselben reinen, goldenen Medaille. Es kann nach meiner Meinung niemals einen glühenderen, heißeren stärkeren Patriotismus geben, als den, der sich nur als Ergänzung der großen allmenschlichen Moral empfindet. In der Geschichte war ein großer Mensch stets ein großer Patriot; dieser Satz stimmt jedoch nicht, wenn man ihn umkehrt.

Ich habe meine nationale und menschliche Pflicht im Kampf um die nationale Selbständigkeit nicht darum erfüllt, weil ich die Nation, das Kollektivum, als einen Faktor ansah, der sich selbst genügt und sich Selbstzweck ist. Ich erfüllte diese Pflicht einfach darum, weil ich es als ein Gebot der Menschlichkeit betrachte, daß jedes Individuum ebenso wie jedes Kollektivindividuum — eine Nation — frei und selbständig soll leben und seine nationale Kultur ausbilden können.

Für den, der an humanitäre Ideale glaubt, ist jeder Schritt, jede

Handlung und jedes Gefühl ein Dienst für die Menschheit, für die Nation und die Entfaltung der eigenen Individualität zugleich. Eine solche Arbeit und ein solcher Dienst wartet auf keine Anerkennung und Entlohnung und verlangt sie nicht. Sie ist sich selbst Ziel, gewährt dem Einzelmenschen die größte Genugtuung, die größte persönliche Geltung. Eine solche Arbeit pflegt in der Regel mit religiösem Glauben getan zu werden und geweiht zu sein.

Den Idealen der Humanität dienen, heißt aber auch, sie verteidigen. Es ist nicht human, Böses zu tun, aber es ist auch nicht human und sittlich, Böses zu dulden, gleichgültig oder neutral dagegen zu sein. Das humanitäre Ideal erfordert, überall und in allem das Böse abzuwehren. Daher ist die humanitäre Moral keine Schwachheit, wie Chauvinisten und Machtphilosophen den Leuten einzureden trachten, im Gegenteil, sie ist die Moral der starken und kulturell reifen Menschen. Die Philosophie der Macht ist eine Philosophie der Animalität und der Barbarei. Sie verurteilt jeden, der keine Kraft und Macht hat, zur Sklaverei, vor allem freilich das kleine und schwache Volk. Und wenn ihr dennoch ein schwacher Mensch oder eine schwache Nation anhängt, so ist es entweder Entartung oder Komik. Die humanitäre Moral erhebt dagegen das nationale Ideal viel höher, als alle Machtphilosophien. Sie vermag auch Macht und Kraft zu schätzen und zu verwenden, stellt sie aber als Werkzeug in den Dienst des Rechtes und der Wahrheit und lehnt jenen moralischen Zynismus auf das Entschiedenste ab, der die Ideen des Rechtes und der Gerechtigkeit auf materieller Macht und Kraft aufbauen will. Sie zieht jeden Einzelmenschen zu größeren Opfern und zu entschlossenerem Kampf heran, als aller nationale Imperialismus und Macchiavellismus, die sich bisher immer schließlich gegen ihre Urheber gewendet haben. Die Achtung vor dem Menschentum und seine unnachgiebige Verteidigung — das ist und war stets mein Patriotismus. Es war und bleibt der wirksamste und heiligste Patriotismus.

Ich mache diese Ideen ebenso im Verhältnis von Mensch zu Mensch wie von Nation zu Nation geltend, ebenso in politischen wie in wirtschaftlichen und sozialen Fragen und desgleichen in Fragen der privaten wie der öffentlichen Moral.

Aus dem Tschechischen übersetzt von Camill Hoffmann.

Minister Dr. Eduard Beneš hat seine Erinnerungen aus den Kriegsjahren geschrieben, die demnächst auch in Deutschland (im Verlag Erich Reiss, Berlin) erscheinen werden. Wir sind in der Lage, aus den Schlußbetrachtungen des tschechoslowakischen Außenministers diesen interessanten Abschnitt zu veröffentlichen.

Die Niederlande als Kolonialmacht.

von Graf *Limburg-Stirum*,
Niederländischer Gesandter in Berlin.
ehemaliger Generalgouverneur von Niederländisch-Indien.

Hinten, weit weg, zwischen dem Indischen und Stillen Ozean, liegt das prächtige Stück Niederlande, in Stücke und Splitter verteilt, Indonesien, jenes Inselreich, von Sabang bis Humboldtbay, von Miangas bis Kupang sich ausdehnend. Ist dieser Archipel uns anders als aus verschwommenen Erinnerungen der Schulzeit her, oder als sensationell zugestutzter Bericht aus der jüngsten Vergangenheit bekannt? Weiß man in der Welt, was dort lebt und sich auswirkt?

Warum heißt dieses Land Niederländisch-Indien? Weil die Niederlande es waren, die in dieses Land Leben gebracht haben, wodurch die schlummernden Kräfte von Volk und Boden geweckt, staatliche Einheit und Ordnung geschaffen wurden, wo früher nur Zerstückelung bestand. Verkehrswege wurden hergestellt, entsetzliche Krankheiten bekämpft, Mißbräuche ausgerottet und — jüngster Triumph — die lebende Stimme unserer erhabenen Königin wurde den 30 Tagereisen entfernten Untertanen übermittelt.

Es ist eine anziehende Aufgabe, sich über Niederländisch-Indien gerade mit Landgenossen jener zahlreichen deutschen Männer der Wissenschaft zu unterhalten, die uns bei der Vollbringung unserer Aufgabe geholfen haben und denen jährlich ungezählte Tausende indischer Malariakranker, ohne es zu wissen, ihr Leben verdanken. Namen, wie Rumphius und Junghuhn, führen auf die Spur der vielen anderen, die in unseren kolonialen Chroniken einen ehrenvollen Platz einnehmen.

In der Reihenfolge ihrer Bedeutung sind die vornehmlichsten Inseln Java, Sumatra, Celebes, von Borneo dreiviertel, von Neu-Guinea die Hälfte. Ein Netz von Schiffahrtsverbindungen hält den Verkehr zwischen allen Teilen des Archipels aufrecht. Häfen wie Sabang, Belawan, Padang, Priok (Batavia), Surabaja und Makassar sind für den Weltverkehr von Bedeutung. Durch seine Lage auf dem Schiffahrtswege zwischen Europa und Australien, nimmt Indien im Schiffsverkehr einen bedeutenden Platz ein. Regelmäßige Verbindungen halten den Verkehr zwischen Europa, Britisch-Indien, Birma, den Vereinigten ma-

laiischen Staaten, Siam, Indo-China, Hongkong, Shanghai, Japan, Sydney, Melbourne und St.Francisco aufrecht. Alle diese Linien werden unter niederländischer, teilweise auch unter britischer, japanischer, amerikanischer, deutscher und australischer Flagge gefahren. Da jetzt zum zweiten Male die Flugfahrt nach Niederländisch-Indien geglückt ist, werden in der nächsten Zukunft unzweifelhaft unsere Flughäfen ein Verbindungsglied im Luftdienst nach Australien bilden. Vor acht Jahren bereits haben wir, durch das Bereitstellen einer Anzahl von Landungsplätzen, den Brüdern Smith die Möglichkeit gegeben, auf Java zu landen und, ihren Flug noch einmal unterbrechend, die Strecke von Timor bis Port Darwin zurückzulegen. Ein geregelter Luftdienst nach den Antipoden ist binnen weniger Jahre gesichert. Die Frage steht nur noch offen, ob bei den günstigen atmosphärischen Verhältnissen, auf die Dauer dem Zeppelin nicht der Vorrang über die anderen Flugzeuge eingeräumt werden wird.

In Indien gibt es weder einen Winter, noch einen Sommer, weder kurze noch lange Tage, wenn auch kleine Unterschiede zwischen den Tagen bestehen. Wir kennen nur West- und Ost-Monsun und ziemlich gleichmäßige Wärme, der wir auf Java und in bevorzugten Teilen von Sumatra entfliehen, indem wir höher gelegene Orte aufsuchen. Je nachdem der Motor beim Besteigen der lockenden Hochgebirge warm wird, kühlt sich die Luft um uns ab, und bald schläft der ermüdete Bewohner eines Küstenortes wieder ruhig unter einer Decke; auf einzelnen höher gelegenen Teeplantagen sogar, wo ab und zu das Thermometer unter den Gefrierpunkt sinkt, ist ihm ein offenes Herdfeuer manchmal willkommen. Schneefall jedoch, von den Eingeborenen „Kapok-Regen" genannt, kommt nur in Neu-Guinea vor. Kein Wunder, daß jährlich immer mehr Fremde der Hitze von Siam oder der Vereinigten malaiischen Staaten entfliehen, um bei uns auf Brastagi oberhalb Medan oder irgendwo an der langen Gebirgskette, die sich mitten durch Java ausdehnt, neue Kräfte zu sammeln. Daneben überflutet von Zeit zu Zeit eine amerikanische Touristeninvasion die bekanntesten Orte von Java.

So willkommen uns auch diese Eintagsgäste sind, so nehmen sie doch an unserer Kolonialarbeit, deren vornehmste immer noch die große Landwirtschaft ist, keinen Anteil.

Daß die sogenannten europäischen landwirtschaftlichen Kulturen bei uns so glänzende Erfolge aufweisen, danken wir, neben unserem eigenen Organisationstalent, der Intelligenz der inländischen Arbeitskräfte. Zweifellos gibt es andere Länder, in denen Boden und Klima für dieselben landwirtschaftlichen Betriebe ebenso geeignet sind, aber wo findet man eine solche Arbeiterbevölkerung wie die unsrige? Kein Wunder daher, daß auch andere Mächte unsere Mitwirkung erbitten, um javanische Arbeitskräfte für ihre Besitzungen anzuwerben. Die Ge-

nehmigung wird aber von der Regierung nur in einer begrenzten Anzahl verliehen und ihre Beamten wachen an Ort und Stelle darüber, daß die auswandernden Malaien genau nach den Bedingungen behandelt werden, unter denen sie angeworben werden, und daß für diese Arbeiter nach Gebühr gesorgt wird.

Es liegt auf der Hand, daß die Niederlande in Indien eine Politik der offenen Tür im umfassendsten Sinn befolgen. Es gibt nicht nur kein differenzierendes Recht oder gar Einschränkung der Küstenfahrt unter fremder Flagge zwischen den für den Handel bereitgestellten Häfen, sondern auch ausländisches Kapital und ausländische Arbeitskräfte werden bei uns willkommen geheißen. Mehr als 200 Millionen Gulden fremdes Kapital ist sicherlich in Indien investiert. Dieser Tage ist eine Statistik erschienen, nach welcher die gesamte Anpflanzung in Gummi an Sumatras Ostküste 200 000 Hektar beträgt. Davon entfällt auf die Niederlande selbst 66 000, auf britische Bürger ungefähr ebensoviel, auf amerikanische 30 000 und auf französische und belgische 26 000. Von der gesamten Produktion, die auf 59 Millionen Einheiten geschätzt wird, waren 18,5 % niederländischer, 19,5 % britischer, 11,7 % amerikanischer, 7 % französisch-belgischer, 1 % *deutscher*, 0,58 % japanischer, 0,6 % schweizerischer Besitz. Eine neulich in Sumatras Ostküste vorgenommene Zählung der Angestellten bestätigte, daß auf je zwei niederländische ein ausländischer Angestellter kommt.

Von den obengenannten landwirtschaftlichen Kulturen ist, vom humanitären Standpunkt aus betrachtet, die *Chinarinde* die wichtigste. Sie stammt aus den Wäldern der Anden, in denen im vorigen Jahrhundert die Zustände noch viel zu wünschen übrigließen, so daß man daranging, versuchsweise die Verpflanzung der Chinarinde nach Algier, Britisch-Indien und Java zu erproben. Da diese Experimente indes nicht glückten, hat die niederländische Regierung einen anfänglich auf gut Glück nach Niederländisch-Indien gereisten Botaniker namens Haßkarl nach Peru und Bolivien gesandt. Nach mühevollen Versuchen gelang es diesem Forscher, sich einer Menge dieser Aussaat zu bemächtigen, sie mit Hilfe eines niederländischen Kriegsschiffes von La Paz nach Java zu versenden. Das war der Beginn unserer Chinarindengärten in Java. Später hat man sich bessere Saatensorten beschafft, und jetzt steht Niederländisch-Indien an der Spitze der Kultur der Chinarinde. Sie gedeiht am besten auf einer Höhenlage von 5000 Fuß bei einer Temperatur von 16 bis 17 Grad Celsius. Dem Pflanzer kommt es vornehmlich auf die Rinde an, woraus das Chinin gemacht wird. Dies geschieht in einer großen Fabrik zu Bandoeng und in drei Fabriken in Deutschland, ferner in Frankreich, England, den Vereinigten Staaten, der Schweiz und den Niederlanden. Von einem holländischen Monopol der Chinarinde kann daher keine Rede sein.

Wenn auch die Chinarinde und deren Pflanzungen der Menschheit unendlichen Nutzen bringen, so hört man an den großen Märkten und Börsen eigentlich mehr von anderen Erzeugnissen unserer tropischen Gebiete sprechen als gerade von der Chinarinde.

Unter den übrigen europäischen landwirtschaftlichen Produkten nimmt der *Zucker* immer noch den ersten Platz ein, und die Zuckerproduktion ist beinahe ganz in niederländischen Händen.

Das Zuckerrohr wird auf dem vom Eingeborenen gemieteten Boden gepflanzt, der sorgfältig verarbeitet und bewässert wird. Die Regierung schützt den Eingeborenen gegen die eigene Sorglosigkeit durch strenge Vorschriften, welche den Pachtpreis regeln und die Anpflanzungen begrenzen. Das ist deshalb notwendig, damit der Besitzer, durch die hohe Pachtgebühr verleitet, nicht mehr Grund und Boden an den Pächter abgibt, als in seinem eigenen Interesse wünschenswert ist. Ohne Genehmigung der Regierung darf keine Zuckerfabrik errichtet werden. Es ist ein gewaltiges Kapital in dieser Industrie investiert, und sie darf sich darauf berufen, daß sie, dank vortrefflicher wissenschaftlicher Einrichtungen und ausgezeichneter Organisation, schwere Zeiten überdauert hat. Der Geldwert der Ausfuhr von Zucker und Melasse betrug im Jahre 1922 mehr als 270 Millionen Gulden.

Die Teeanpflanzung wird ständig bedeutsamer und ist nicht, wie die Zuckerindustrie, ausschließlich auf Java begrenzt. Englisches Kapital hat daran einen sehr beträchtlichen Anteil. Der beste Tee wächst auf den hochgelegenen Plantagen in Preanger (Java). Dieser Tee ist ganz vortrefflich, aber auch sehr teuer, daher geht er größtenteils nach Australien mit seiner höheren Lebenshaltung. Die Ausfuhr von Tee repräsentiert einen Wert von rund 40 Millionen Gulden. Gegenwärtig baut auch der Eingeborene seinen Tee und verkauft sein Erzeugnis an europäische Fabriken.

Ganz außerordentlich ist die Ausbreitung der Gummipflanzungen in den letzten Jahren gewesen und besonders seitens der eingeborenen Bevölkerung. Es entspricht eben dem Geschmack des Eingeborenen, weil das Gummi auch ohne die Sorgfalt, die der Europäer an seine Kultur wendet, guten Gewinn abwirft und wenig Arbeit erfordert. Diese Pflanzung hat sehr viel Geld unter die einheimische Bevölkerung gebracht, das anfänglich natürlich schlecht angewandt wurde. Es ist indes mit Bestimmtheit anzunehmen, daß die Bevölkerung — einmal über das große Erstaunen über den neuen Reichtum hinweg — von diesem Segen einen vernünftigen Gebrauch machen wird.

Es ist in Europa vielfach unbekannt, daß *Guttapercha* ein ganz anderes Produkt darstellt, als das der Hevea Brasiliensis. Die Regierung hat die beste Guttapercha, die gebraucht wird, und zwar für die Isolierung von Unterseekabeln, selbst in Händen. An Guttapercha und

Gummi zusammen wurde im Jahre 1920 für beinahe 90 Millionen Gulden exportiert.

Kaffee wurde früher von der Bevölkerung zu Lasten der Obrigkeit gepflanzt. Diese Periode liegt glücklicherweise seit Jahren bereits hinter uns. Früher wurde der sogenannte Javakaffee gepflanzt, aber die vielen Krankheiten, die es dabei zu bekämpfen gab, führten zu einem Ersatz dieses Artikels durch Robusta. In der Ausfuhrliste figuriert dieser Artikel mit mehr als 40 Millionen Gulden.

Von großer Bedeutung für den Weltmarkt ist endlich der *Tabak,* namentlich der von Deli, weil er das beste Deckblatt liefert. Die Tabakpflanzung erfordert peinlichste Sorgfalt in der Behandlung. Es ist interessant zu beobachten, wie präzis das Sortieren der verschiedenen Arten, unter denen das ungeübte Auge kaum noch einen Unterschied sieht, durch die geschickten javanischen Finger geschieht. Bedeutende Tabakdistrikte findet man ferner in den Fürstenlanden und in der Ostecke von Java. Im letztgenannten Bezirk züchtet die Bevölkerung selbst das Produkt, meist unter Leitung eines europäischen Pflanzers, der die Saat vorstreckt. Der Exportwert war, nach dem Durchschnitt der letzten 5 Jahre, 77 Millionen Gulden.

Wir überschlagen eine Anzahl europäischer Kulturen, um noch der inländischen Landwirtschaft, besonders Reis, Mais, Copra und Sojabohnen, uns zuzuwenden. In Java ist der Reisbau noch immer der Hauptbetrieb. Es muß dem damaligen russischen Thronfolger unglaublich geklungen haben, als man ihm versicherte, daß jeder Halm auf diesen endlosen Reisfeldern mit menschlicher Hand gepflanzt war und auch wieder geschnitten wird, was nicht verwunderlich ist, wenn man bedenkt, daß von ungefähr 3 Millionen Hektar die Rede ist. Die Ernte ist ein wahres Volksfest, eine Augenweide, fröhlich und farbig.

Leider ist Java nicht in der Lage, die Bedürfnisse der eigenen Einwohner, die jährlich auf den Kopf der Bevölkerung 100 kg ausmachen, zu befriedigen, so daß man auf die Einfuhr von Siam, Indochina und Bengalien angewiesen ist. Während des Krieges hat diese Abhängigkeit der Regierung öfters große Schwierigkeiten bereitet. Versucht wurde zwar, durch einen großen Reisbetrieb von Regierungs wegen, die Lösung zu finden, jedoch ohne Erfolg. Dagegen haben wir einen Überschuß von Mais für den Export. Der Kokosbaum, dessen Nuß in Europa bekannt ist, wird hauptsächlich von der eingeborenen Bevölkerung gepflanzt. In Indien sind weit mehr als 100 Millionen Bäume vorhanden, so daß die Copra ein bedeutsamer Ausfuhrartikel ist (1922 betrug die Ausfuhr 81 000 Mill. Gulden).

Cassave liefert das wichtige Nahrungsmittel Tapioca, ebenso wertvoll wie die Sojabohnen, aber leider ist die Pflanzung in diesen Kulturen

nicht ausreichend, so daß sie aus der Mandschurei eingeführt werden müssen.

Der indische Kapok ist durch seinen Widerstand gegen Feuchtigkeit, wodurch er für Matratzen und Rettungsgürtel als besonders geeignet erscheint, sehr berühmt. Die jährliche Ausfuhr beträgt ungefähr 14 Millionen Kilogramm.

Alles was die Landwirtschaft im weitesten Sinne betrifft, untersteht dem Landwirtschaftsdepartement zu Buitenzorg, mit Ausnahme der Bewässerung. So zum Beispiel der Botanische Garten zu Buitenzorg mit seinen Instituten wissenschaftlicher Art, dem Herbarium und dem Museum, die botanischen, phytochemischen Laboratorien, besonders das für Tiefseeforschung; die landwirtschaftliche Prüfungsstelle gewährt wissenschaftliche Auskunft bezüglich des Bodens, des Klimas und des Materials. Kräftige landwirtschaftliche Industrien, wie Zucker, Tee, Tabak und Chinarinde, besitzen ihre eigenen Prüfungsstellen. Eine der dankbarsten Aufgaben unserer Wirksamkeit auf landwirtschaftlichem Gebiete ist die Heranbildung von landwirtschaftlichen Lehrern und Angestellten auf den Pflanzungen durch die landwirtschaftliche Schule in Buitenzorg sowie zwei besondere Pflanzungsschulen. Unsere Sachverständigen geben praktische Anleitungen, wodurch sie sich das Vertrauen und die Anerkennung der Bevölkerung erwerben.

In unmittelbarem Zusammenhange mit der Landwirtschaft steht die Bewässerung, von welcher die Existenz und die Ausbreitung dieser Kulturen abhängig ist. Diese Abhängigkeit ist jetzt um so größer, als die Regenmengen auch in den Tropen unregelmäßiger funktionieren als früher. Es ist dies dieselbe Plage wie überall: das Klima verändert sich. Früher wußte man bei uns in Indien ganz genau, wann es regnen wird, wie in Europa, wann es frieren wird. Jetzt ist das alles anders geworden; daher das wachsende Interesse für eine gute Bewässerung. Daß diese ganz eigenartige Schwierigkeiten mit sich bringt, versteht sich von selbst, wenn man bedenkt, daß Reis auch an Bergabhängen angebaut wird, auch auf Terrassen und kleinen Terräßchen, die manchmal nicht größer sind als ein paar Quadratmeter, mit einer steilen Wand nach der angrenzenden Terrasse. Für den Zucker, der nur in der Ebene gedeiht, ist in der trockenen Periode eine geregelte Zufuhr von Wasser eine Lebensfrage. Man ersieht daraus, wie ungeheuer die Interessen sind, die mit der Bewässerung zusammenhängen. Natürlich haben die Eingeborenen ihre Felder immer bewässert, aber das geschah auf so primitive Art, daß sie den störrischen Bergflüssen von Java nicht gewachsen waren. Der wissenschaftlich orientierte Regierungsapparat hat daher jedes Jahr Millionen von Gulden auf den Bau neuer Bewässerungsanlagen verwendet, die das Wasser in die verschiedenen Kanäle leiten. Man weiß ganz genau, wieviel Liter Wasser in der Sekunde für einen „Bahoe“ (7000 m^2) nötig sind und regelt die Zufuhr

nach Bedürfnis. Natürlich ist der Diebstahl an Wasser, das so kostbar ist, nicht ganz unbekannt, aber ein Überwachungsdienst trachtet diesem Übel entgegenzuarbeiten.

Wasser ist ein unentbehrlicher Freund des Menschen, zugleich aber ein gefährlicher Feind, durch Überschwemmungen und Eruptionen, wie z. B. die des Vulkans „Kloet". Wie aus einer riesigen entkorkten Selterwasserflasche wurde damals das allmählich im Krater angesammelte Wasser mit einer gewaltigen Eruption und kochend heiß herausgeschleudert, und dieses Wasser, die Flanken des Berges herunterströmend, richtete große Verwüstungen an.

Insekten plagen nicht nur die Landwirtschaft, sondern auch die Häuser haben darunter zu leiden. Sogar ein Steinfußboden ist gegen die Vernichtungssucht der weißen Ameisen nicht immer gefeit. Zum Glück liefert das Land eine Holzart, die dagegen schützt. Es ist dies das sogenannte „djati teak-hout" aus den Regierungswäldern, das ebenso geeignet ist für üppige Zimmerarbeiten wie für Querbalken, die bis Australien und Südafrika gebracht werden.

Petroleum und seine Derivate! Sie vergegenwärtigen uns sofort den hartnäckigen Streit, welcher wegen ihres Besitzes zwischen mächtigen Gesellschaften geführt wird, zu gleicher Zeit aber die gewaltigen Umwälzungen auf diesem Gebiet. Vergleichsweise kurz ist die Zeit, die hinter uns liegt, als man das Benzin, das einem zur Last fiel, auslaufen ließ. Jetzt herrscht eine große Unsicherheit über die Frage, wie weit man beim Umbau von Schiffen für die Heizung der Kessel mit flüssigem Brennstoff gehen kann, ohne zu befürchten, daß der Heizstoff nicht aufzutreiben sein wird. Benzin wird aus dem Erdöl von Sumatra gewonnen, während das schwerere Produkt von Borneo Heizöl und Paraffine liefert. Jedermann kennt dem Namen nach die „Koninklijk Nederlandsche Petroleum Maatschappij", sei es auch nur unter dem Namen von „Royal Dutch". Sie hat keineswegs das Monopol, denn neben ihr arbeitet die Niederländisch-Indische Erdöl-Gesellschaft, an welcher die Regierung zur Hälfte beteiligt ist, ferner die „Koloniale", eine Tochter-Gesellschaft der „Standard Oil". Einen unvergeßlichen Anblick bietet die große Niederlassung „Balik Papan" der Königlich Niederländischen Petroleum-Gesellschaft — ein Stück modernen Lebens in unermeßlichem Urwald.

Die Regierung besitzt wertvolle Steinkohlenlager auf Sumatra, die „Ombilin" und „Bukit asem" Minen, sowie Pula Laut, ein Inselchen an der Südostküste von Borneo.

Unverhofft reich fließen gegenwärtig in das Schatzamt die Nutznießungen aus der Zinngewinnung auf Banka und auf Billiton. Die letztgenannte Unternehmung war ursprünglich privater Natur; jetzt fließt jedoch ein ansehnlicher Teil an den Staat. Auf beiden Inseln sind es hauptsächlich chinesische Arbeiter, die Verwendung finden.

Java besitzt neben zahlreichen sehr gut ausgebauten Landstraßen mit einem stets zunehmenden Autoverkehr, ein ausreichendes Netz von Eisenbahnen und Tramways im Umfange von ca. 7000 km, was inzwischen noch weiter ausgedehnt wird. Die Einnahmen der Staatseisenbahnen wurden auf 77 Millionen Gulden, die Betriebskosten auf 50 Millionen geschätzt. Auf Sumatra, wo über 2000 km Schienen liegen, wird an der Vollendung des Landstraßenbauplanes straff gearbeitet, ebenso wie am Bau einer sich entwickelnden Stammlinie der Gouvernementseisenbahnen.

Der große Moment jeder Woche ist die Ankunft der Post aus Europa, die das Band zwischen den Kindern in Holland und den Eltern in Indien, zwischen der im alten Weltteil niedergelassenen Muttergesellschaft und der in den Tropen arbeitenden Unternehmung bildet. Seit kurzem funktioniert die Postverbindung erheblich schneller. Flugzeuge übermitteln die letzten Briefe von Java nach Sabang, der Nordküste Atjehs, dem letzten Hafen, den die Dampfschiffe anlaufen, und in Marseille werden die Briefe von einem Amsterdamer Flugzeug abgeholt. In fieberhafter Hast wird in Indien die Post ausgeliefert; der inländische Besteller bringt, von der Wichtigkeit seiner Aufgabe erfüllt, die „pos" in die offene Galerie, wo man hälsestreckend nach seiner Ankunft Ausschau hält. Viele leben von Woche zu Woche von dieser Nachricht aus dem Mutterlande, und es gibt keine treueren Briefschreiber auf der Erde. Auf den Inseln außerhalb Javas und Sumatras besteht vielfach kein wöchentlicher Postdienst. Es gibt eine Anzahl von Verwaltungsniederlassungen und Missionsposten, wo man ziemlich abgelegen wohnt, und wo man weiß, daß man nach der letzten Ankunft der königlichen Paketfahrt einen ganzen Monat auf neue Berichte zu warten hat. Aber durch die überraschenden Erfindungen der jüngsten Zeit ist Hoffnung auf Befreiung von dieser Isoliertheit vorhanden. In Amsterdam ist eine Radiostation „Holland-Indie" eingerichtet worden, welche den Zweck verfolgt, in den Niederlanden zur Ausführung gelangende Programme nach Indien hinüberzusenden. Nur wer weiß, was es bedeutet, eine Woche oder einen Monat Tagereisen von den nächsten weißen Nachbarn entfernt zu sein, kann sich von der Bedeutung eines so gearteten täglichen Kontaktes mit Europa eine richtige Vorstellung machen. Die Kehrseite der Medaille ist, daß verwerfliche Propaganda sich derselben Mittel bedient.

Wie in den letzten zehn Jahren in Europa, hat auch die Ausbeutung der *Wasserkräfte* in Indien kräftig eingesetzt. 100 000 Pferdestärken (PS.) stehen zur Verfügung, von denen schon ein großer Teil für Elektrifizierung der Eisenbahnen und zu Beleuchtungszwecken Verwendung gefunden hat. Die Einsicht bricht sich indes Bahn, daß wir von dem zur Verfügung stehenden guten Wasser Gebrauch machen müssen, indem wir es an der Quelle einfangen und es den größeren

Städten in Wasserleitungen zuführen und für die europäische Bevölkerung Badeeinrichtungen herstellen. Die einheimische Bevölkerung plätschert lustig in den Flüssen. Überall dort, wo gute Wasserleitungen bestehen, ist Typhus und Cholera beinahe ein Ende bereitet.

Die Volksgesundheit ist eines der Sorgenkinder der Regierung. Wahre Wunder sind in der Bekämpfung der früher in erschreckendem Umfang um sich greifenden Pocken und „Framboesia" geleistet worden, wenn auch noch viel zu leisten übrig bleibt. Besonders die Malaria ist eine Geißel. Chinin ist zwar ein glänzendes Heilmittel und mit Sanitätsmaßregeln ist an manchen Orten viel erreicht worden, aber man kann nicht überall die Brutstätten der „Anopheles" trockenlegen. Es würde einen großen Schritt vorwärts bedeuten, wenn die Nachricht sich bewahrheitete, wonach eine Fischsorte gefunden sei, die die Moskitolarve verschlingt, sich gut züchten läßt und sich zugleich als Nahrungsmittel bewährt. Man könnte dann diese Fische in die großen und kleinen Weiher der Bevölkerung hinüberverpflanzen.

Die malaiisch-polynesische Stammbevölkerung von Niederländisch-Indien setzt sich aus mehr als 50 Millionen Menschen zusammen, darunter etwa 200 000 Europäer, nämlich Beamte, Offiziere, Verwalter und Angestellte von Unternehmungen, und freie Kaufleute. Die hauptsächlichsten Bevölkerungsgruppen sind die Malaien auf Sumatra und den Inseln an seiner Ostküste, die Sudanesen in West-Java, die Javaner und Maduresen im östlichen Teile dieser Insel, die Atchinesen, die uns so viel zu schaffen gegeben haben, die Balinesen, die religiös auf sich gestellt sind, die zum großen Teil getauften Menadonesen, neben den Amboinesen die besten Soldaten, die Makassaren und Toradjas auf Celebes, die Dajaks auf Borneo, die Papuas auf Neu-Guinea. Damit ist nur ein kleiner Teil der Bevölkerung und Stämme auf Indien herausgehoben. Immerhin gibt es eine genügende Vorstellung von der Verschiedenheit der Rassen und Sprachen.

Der *Islam* ist die allgemeine Religion. Immerhin findet man zahlreiche Gruppen von Christen auf Java, Ambon, Minahassa und einigen Inseln der Molukken. In der Missionsarbeit hat *Deutschland* einen würdigen Anteil gehabt und es setzt an unserer Seite nach bestem Können diese Missionstätigkeit fort. Neben der protestantischen hat die katholische Mission ihr Arbeitsfeld, auch auf medizinischem Gebiete.

Den Erfolg unserer Verwaltung verdanken wir zum großen Teil dem Grundsatz, daß die eingeborene Bevölkerung, soweit wie irgend möglich, unter der Befehlsgewalt ihrer eigenen Häuptlinge gelassen wird. Über diese Instanzen ist dann die europäische Autorität gesetzt. Mit der allgemeinen Verwaltung vertraut, erlassen unsere Beamten Vorschriften, übernehmen die Führung oder erteilen Rat, wo es nötig

erscheint. Auf Java bestehen immer noch zwei Sultane, nämlich die von Djokjakarta und Soerakarta. Auf den entfernter liegenden Besitzungen gibt es noch eine große Anzahl eingeborener Fürsten, von denen einzelne ungemein vorteilhafte Kontrakte mit Tabak- und Petroleum-Gesellschaften abschließen konnten.

Wie in der ganzen übrigen Welt, hat auch in Indien der Weltkrieg eine völlige Umwälzung ins Leben gerufen. Abgeschnürt vom Mutterland, auf sich selbst angewiesen, schuf sich Indien seine eigene Atmosphäre und gelangte dadurch zum Bewußtsein neuer Möglichkeiten. Die Indische Regierung mußte unvermeidlich viel selbstständiger handeln, als dies vorher zulässig erschienen war; der Export mußte neue Märkte aufschließen, die früheren Importeure wurden durch andere verdrängt. Besonders Japan und Amerika machten sich diesen Zustand zunutze. Und politisch reifte die Erkenntnis heran, daß an die indische Gesellschaft in ihrer schattierten Zusammensetzung eine Befugnis zur Mitwirkung an der Regelung der öffentlichen Angelegenheiten zugesprochen werden müsse, die im Verhältnis zu ihrer Eignung zur Erfüllung dieser Aufgabe stand.

So rief der Generalgouverneur von Holländisch-Indien im Jahre 1918 eine Kommission zusammen, welcher die Frage vorgelegt wurde, welche Vorschläge man der obersten Regierung im Mutterlande behufs Revision der Staatseinrichtungen unterbreiten würde.

Im Jahre 1925 ist die neue Verfassung zustandegekommen. Die oberste Leitung liegt, nach diesem Grundgesetz, in den Händen des Königs, während die allgemeine Verwaltung dem Generalgouverneur untersteht. In den Provinzen wird, soweit möglich, ein Verwaltungsapparat geschaffen, der dem gleichwertigen niederländischen entspricht, während in Angelegenheiten der Verwaltung, welche nicht zu der provinzialen Haushaltung unter die autonome Autorität des Provinzialrats gehören, die Staatsgewalt durch einen Gouverneur, im Namen des Generalgouverneurs, ausgeübt wird.

Die Dezentralisierung wird dadurch angestrebt, daß örtliche und regionale Räte ins Leben gerufen werden. Der Regentschaftsrat dürfte sich zu einer der wichtigsten Kollegien auf Java entwickeln. Vor acht Jahren bereits wurde dieser Rat auf dem Wege der Besprechungen von seiten der Regierung mit der eingeborenen Bevölkerung vorbereitet, wobei sich eine allgemeine prinzipielle Übereinstimmung ergab. Jetzt ist endlich in der Provinz West-Java durch Errichtung von 18 Regentschaften die neue Ordnung eingeführt. Die Regentschaft setzt sich vornehmlich aus Eingeborenen zusammen. Die Anzahl der Niederländer ist darin äußerst gering. Die Regentschaft hat die wichtige Aufgabe, für die Wohlfahrt der Bevölkerung zu sorgen, so z. B. für öffentliche Wege, Wasserleitung, Bäder, Märkte, Spitäler, eine Fürsorge, die sich über alles, was

Volksgesundheit, Unterricht, Landwirtschaft und Viehzucht betrifft, erstrecken wird. Die Mitglieder werden zum Teil staffelweise durch die Wähler aus den Dörfern, die zu diesem Zwecke ihre Vertrauensleute bezeichnen, direkt gewählt, zum Teil durch den Gouverneur der Provinz ernannt. In Zukunft sollen unter den Regentschaftsräten die „Dessa of Dorpsraden" ihren Platz finden. Freilich müssen vorher zu diesem Zwecke eine Anzahl von Dörfern zusammengelegt werden, weil augenblicklich ihre Anzahl viel zu groß ist, um die Aussicht auf die Möglichkeit zu eröffnen, die dazu erforderliche Anzahl geeigneter Ratsmitglieder zu finden. Bis jetzt wird die Dessa vom Dorfoberhaupt mit Hilfe einiger Dorfbewohner geleitet.

Seit dem Juli dieses Jahres ist an Stelle des Rates von Indien, soweit die Gesetzgebung in Betracht kommt, der im Jahre 1918 eingesetzte Volksrat getreten, der aus Europäern, Eingeborenen und fremden Asiaten zusammengesetzt ist. Dieser Verwaltungskörper wird zum Teil ernannt, zum Teil gewählt. Es ist ein Antrag in Behandlung, der darauf abzielt, die Mehrheit dieses Rates aus Eingeborenen zusammenzusetzen, wie dies ursprünglich die Absicht war. Zur selben Zeit soll der Rat von Indien um zwei eingeborene Mitglieder ergänzt werden. Derartige Umbildungen in der Zusammenstellung des Rates sind dringend erwünscht.

Die Herrschaft wird daher in Indien selbst ausgeübt. Dem Generalgouverneur stehen zur Seite Direktoren, die an die Spitze der Departemente für die allgemeine Verwaltung gestellt sind, als da sind: Krieg, Marine, Finanz, Innenministerium, Öffentliche Arbeiten, Handel, Ackerbau, Unterricht und Justiz.

Es scheint ratsam, nur noch die wichtigsten Gesichtspunkte eines Themas zu berühren, das so umfangreich ist, daß eine gründliche Auseinandersetzung den Raum einer Monatsschrift wie „Nord und Süd" überschreiten und das Interesse des Lesers nicht festhalten würde.

Ein kurzes Wort jedoch sei unserer — d. h. Hollands — Mission, in bezug auf Indien geweiht, sowie dem Verhältnis zwischen Verwaltung und Bevölkerung.

Wir betrachten es als unsere uns durch die Vorsehung auferlegte Aufgabe, die Völker des Archipels zur Selbständigkeit zu erziehen. Die Formen dieser Selbständigkeit lassen sich jetzt noch nicht bestimmen. Man kann sich diese Formen als *ein* „Dominion", oder auch als mehrere denken. In jährlich wachsendem Maße rufen wir daher die eingeborene Bevölkerung zur Mitwirkung an der Verwaltung, der Rechtspflege, der hygienischen Maßnahmen, des Unterrichts und des technischen Ausbaus heran. Die im Volke lebende Kraft wecken wir zielbewußt und ohne die Schwierigkeiten zu verkennen, die uns daraus erwachsen, denn es versteht sich von selbst, daß nach Maßgabe höherer Entwickelung und breiterer Fortschritte der Wunsch nach Selbständig-

keit anwächst. Würde dieser Wunsch nicht zutage treten, dann fehlte das Mark, ohne welches ein blühendes Volk nicht existieren kann. Aber die Hellersehenden unter der indischen Intelligenz geben sich darüber Rechenschaft, daß von staatlicher Selbständigkeit solange keine Rede sein kann, als der Beweis der ökonomischen Selbständigkeit, oder wenigstens der Fähigkeit dazu, nicht geliefert ist. Unsere Aufgabe von heute kann also nur darin bestehen: das Vertrauen zu festigen, daß wir in der Tat willens sind, das Volk zu erziehen, auf seine autonome Aufgabe vorzubereiten, so daß neben der Tüchtigkeit auch die praktische Tauglichkeit erworben wird, um in stets anwachsendem Maße seine eigenen Angelegenheiten in einer Weise, welche Anerkennung abnötigt, zu verwalten.

Das Problem ist daher in allererster Linie das des Vertrauens. Bei einem beherrschten Volke besteht unvermeidlich ein unbestimmtes Gefühl von Unbehagen, das im Beherrschtsein selbst seinen Grund hat, während einer der Pfeiler, worauf die Kolonisierungsautorität früher gegründet war: die stillschweigende Voraussetzung der Überlegenheit des Weißen als solchen, durch den Weltkrieg bedenklich ins Wanken geraten ist.

Eine moderne Verfassung Indiens muß das Prinzip zur Grundlage haben, daß die eingeborene Bevölkerung und die nicht einheimischen Elemente, Individuen und Interessen, die die indische Gesellschaft bilden, gleiches Recht auf Anerkennung haben, und daß die Aufgabe der Niederlande darin besteht, das richtige Verhältnis zwischen ihnen aufrechtzuerhalten. Diejenigen, die der gesellschaftlichen Würde des niederländischen Elementes keine Rechnung tragen wollen, werden bei keiner Reform ihre Befriedigung finden, die nicht die ganze Macht in die Hände eingeborener Elemente legt. Die Befriedigung dieser Extremisten kann daher niemals das Ziel sein. In demselben Maße, wie die Entwicklung der eingeborenen Bevölkerung wächst, muß auch einerseits ihre Mitwirkung an der Regierung anerkannt werden, während andererseits die Niederlande dem Auslande gegenüber dafür verantwortlich sind, daß zweckentsprechende Verwaltungsmaßnahmen, nach Maßgabe der Entwicklung der Hilfsquellen des Landes, getroffen werden.

In der Jungmannschaft des Ostens herrscht, ebenso wie in der ganzen Welt, ein stark nationalistischer Geist. Eine jährlich anwachsende Gruppe von Intellektuellen ist also zu erwarten, die Mitbestimmung in Regierungsangelegenheiten als ihr Recht zu fordern. Es ist notwendig, diesem Verlangen soviel wie irgend möglich nachzukommen, da man diejenigen, die wir als willkommene und notwendige Mitarbeiter im indischen Staatswesen begrüßen können, uns nicht entfremden wollen. Die Jugend bereitet sich darauf vor, das eigene Geschick in die Hände zu nehmen. Daher muß durch Ver-

waltung und Staatskunst dieser Jugend die Überzeugung gebracht werden, daß sie tatsächlich das Mitbestimmungsrecht bekommen wird, soweit ihre Eignung und das Verhältnis zu den Niederlanden dies zuläßt. Neben seinen staatsmännischen Pflichten hat ein Volk, das für die Wohlfahrt von Millionen von Mitmenschen anderer Rasse die Verantwortung trägt, auch noch die Verpflichtung, daß seine Söhne und Töchter, die sich überseeisch betätigen, das ihrige dazu beitragen, um die notwendige Zusammenarbeit mit den Eingeborenen zu befördern. Häufig wird diese Pflicht nicht begriffen, und doch ist die Haltung des westlichen Privatmannes gegenüber den Eingeborenen von ebensolchem Einfluß auf die Zukunft, wie die Art, wie die amtliche Verwaltung ausgeübt wird.

Leider ist durch die jüngsten Unruhen, bei denen obskure eingeborene Elemente häufig in bestialischer Form sich austobten, das Verhältnis zwischen Weiß und Braun zeitweise bedauerlich gestört worden. Es waren Niederländer, die zuerst den Kommunismus in Indien predigten. Aber ihr Einfluß war vergleichsweise gering. Jetzt wird indes die Propaganda von Europa aus fortgesetzt. Der jüngste Aufruhr, der zur Deportierung im großen Maßstabe geführt hat, ist organisiert, und zwar durch auf weitem Abstand in geborgener Stellung sich befindendes Gesindel, das sich um das Wohlsein des Asiaten keinen Deut kümmert, sondern ihm im Gegenteil ohne Zaudern ins Verderben stürzt, wenn nur damit sein Ziel, die Weltrevolution, auch nur um Haaresbreite gefördert scheint.

Zum Glück hat die Regierung von Niederländisch-Indien ihr Gleichgewicht unter diesen tragischen Umständen keinen Augenblick verloren. Sie hat sofort erklärt, eine Unterscheidung zu machen zwischen Kommunisten, die nicht geduldet, und Nationalisten, die nicht beengt werden würden. Und dieser Erklärung gemäß hat sich die Regierung von Niederländisch-Indien verhalten.

Für die Niederlande ist es schließlich eine große Genugtuung gewesen, daß die überwältigende Mehrheit desVolkes sich vollkommen ablehnend gegen den Kommunismus und seine Führer verhielt, und daß die einheimischen indischen Verwaltungsorgane, das Heer und die Polizei mit nicht hoch genug anzuschlagender Hingabe ihrer Pflicht treu geblieben sind.

Das stärkt die Niederlande in ihrem festen Willen, Seite an Seite mit Indonesien, in fruchtbarer, harmonischer Zusammenarbeit fortzufahren.

Der polnische Vorschlag.

Von Minister *Franciszek Sokal,*
polnischer Delegierter zum Völkerbund.

Der von der polnischen Delegation eingebrachte Vorschlag eines Verzichtes auf jeden Angriffskrieg, der von der dritten Kommission einstimmig angenommen wurde und über den die Vollversammlung vom 24. September feierlich namentlich abstimmte, hat überall zahlreiche und vielfältige Kommentare hervorgerufen. Dieser Vorschlag in seiner endgültigen Fassung enthält, wie allgemein bekannt, die Erklärung, daß alle Staaten, die Mitglieder des Völkerbundes sind, auf den Angriffskrieg, der als ein internationales Verbrechen gestempelt wird, verzichten. Sein Schlußsatz besteht aus einer von allen Staaten übernommenen moralischen Verpflichtung, diese Prinzipien als bindend für ihre gesamte Politik anzuerkennen. Ich glaube, daß es für die Kenntnis der Sachlage von Nutzen sein wird, wenn ich hier versuchen werde in kurzen Umrissen darzutun, worin das Wesentliche dieser Erklärung beruht, wie sie sich zu den in den Völkerbundsatzungen enthaltenen juristischen Verpflichtungen verhält und welche Tragweite ihr vom internationalen Standpunkt zukommt. Es ist kein Geheimnis, daß die endgültige Fassung des polnischen Vorschlages in seiner Gesamtheit keineswegs das verwirklicht, was man in dieser Hinsicht zu erstreben beabsichtigte. Artikel 15 der Völkerbundsatzungen, der im Laufe dieser Versammlung so viel besprochen wurde, läßt eine Lücke offen, durch die sich der Krieg, wenigstens theoretisch, einschleichen könnte. Man hat überall die Empfindung, daß die Verfasser der Völkerbundsatzungen ihren Gedanken nicht zu Ende durchgedacht haben und das Ideal nicht zu verwirklichen vermochten, das ihnen vorschwebte. Der Völkerbund verfolgt in erster Linie das Ziel der Sicherung des Friedens. Jede Lücke, durch die der Krieg auf eine legale Weise in die Welt eindringen könnte, widerspricht daher dem Geiste der Gründer des Völkerbundes. Aber zur Ausfüllung dieser Lücke ist eine lange Arbeit notwendig, deren Durchführung sich besondere Schwierigkeiten entgegenstellen. Die Geschichte der zusätzlichen Anträge, mit denen man die Völkerbund-

satzungen ergänzen wollte und von denen manche noch auf ihre Ratifizierung harren, ist dafür sehr bezeichnend. Wir haben uns daher nie der Hoffnung hingegeben, daß eine Initiative, die eine Ergänzung dieser Lücke anstreben würde, im Laufe einer einzigen Völkerbundversammlung auf einen vollkommenen und endgültigen Erfolg rechnen könnte. In der Politik und besonders in der Genfer Politik darf man die Dinge nicht übereilen. Selbst die am besten ersonnenen Zusätze zu den Völkerbundsatzungen haben nur dann Aussicht angenommen zu werden, wenn die öffentliche Weltmeinung sie verstanden und gebilligt hat, noch bevor die Juristen ihre Arbeit der Untersuchung und der technischen Vorbereitung begonnen haben. Reichsminister Stresemann hat in seiner bemerkenswerten und mit großer Aufmerksamkeit aufgenommenen Rede, die er in der Vollversammlung hielt, mit einer großen psychologischen Feinsinnigkeit von der Bedeutung der moralischen Elemente in der Politik der Staaten gesprochen. Er sagte — und diesen Satz muß man sich merken —, daß nicht die Paragraphen allein den Frieden machen, sondern der Geist der Völker und das Gewissen seiner verantwortlichen Führer. Nun ist es eine allgemein anerkannte Tatsache, daß die Welt heute noch nicht von der Unruhe befreit ist, die uns als ein Vermächtnis aus dem Kriege geblieben ist. In dem Geiste der Völker leben leider noch die Ängste der Kriege fort, das gegenseitige Mißtrauen vergiftet die Beziehungen der Staaten zueinander. Es ist dieser Geisteszustand, der in erster Linie den Weg zur Herstellung der Sicherheit und zur schnellen Durchführung der Entwaffnungsarbeiten durch Hindernisse verbaut. Wir gingen von der Voraussetzung aus, daß man dagegen etwas unternehmen müßte, um die Völker zu beruhigen. Wenn es uns gelingen würde, die öffentliche Meinung zu überzeugen, daß die Kriegsgefahr nicht so nahe ist wie man es sich ausmalt, daß alle Völker von dem festen Willen beseelt sind, keinerlei Gebrauch von der bewaffneten Gewalt zu machen, um ihre Streitfragen zu regeln, würden wir damit eine Aufgabe geleistet haben, die von ungeheurem Nutzen sein könnte und der eine viel größere politische Tragweite zukommt als sich manche vorstellen. Man hat im Laufe der Debatten der Völkerbundversammlung gesagt, daß eine Initiative dieser Art, die keine juristische Bedeutung im speziellen Sinne dieses Wortes besitzt, überflüssig und selbst schädlich sei, weil sie als eine Schwächung und Entkräftung der Völkerbundsatzungen interpretiert werden könnte. Ich habe mit Freude erfahren, daß ich mich bei der Bekämpfung dieses Standpunktes mit dem hervorragenden Delegierten des Deutschen Reiches in Einklang befand. In unserer Zeit, in der die öffentliche Meinung die Staatsmänner beherrscht, ihnen ihre Worte und ihre Handlungen diktiert, dürfen wir nicht den Einfluß vernachlässigen, den sie auf die geistige Verfassung der Völker im Sinne der Befriedung und Entspannung ausüben kann. Die großen

Massen, von einem unfehlbaren Instinkt bewegt, haben im ersten Augenblick verstanden, wie sehr die feierliche Erklärung aller in Genf vereinigten Staaten, die einen Verzicht auf einen Angriffskrieg leisteten, der Festigung des Friedens nützen und dienen kann. Das Interesse, das den Debatten des Völkerbundes über dieses Thema von der gesamten Presse entgegengebracht wurde, ist ein offensichtlicher Beweis für diese Tatsache. Es scheint mir, daß die Diskussionen, die dieser Vorschlag hervorgerufen hat, dazu beigetragen haben, die Aufmerksamkeit der öffentlichen Meinung der Welt für die achte Versammlung des Völkerbundes zu erwecken, die man als uninteressant und ohne große politische Bedeutung ankündete und die im Gegenteil eine der interessantesten und fruchtbarsten seit der berühmten Beratung über das Protokoll im Jahre 1924 geworden ist. Die Abstimmung der Vollversammlung, die zu einer einstimmigen Annahme des polnischen Vorschlages führte, hat eine moralische Basis geschaffen, die der späteren Entwicklung der Verhandlungen in der Frage der Sicherheit und der Entwaffung besonders günstig ist. Dies ist ein Ergebnis, zu dem sich alle Freunde des Friedens nur beglückwünschen können.

Gustav Stresemann.

Graf *Alessandro de Bosdari,*
ehemaliger italienischer Botschafter in Berlin.

Daß Gustav Stresemann eine der eminentesten Persönlichkeiten der europäischen Diplomatie ist, wird heute allgemein anerkannt. Man kann gleichfalls nicht daran zweifeln, daß seine Laufbahn eines Staatsmannes, die in verhältnismäßig jungen Jahren begann, in wichtigen Entwicklungen seiner Frühzeit begründet war. Aus den Schriften Stresemanns schält sich seine erste intellektuelle und politische Bildung heraus und erlaubt uns, gewisse, einigermaßen begründete Voraussagen für die Zukunft seiner Regierungstätigkeit zu formulieren.

Es ist für die spätere Entwicklung des deutschen Staatsmannes charakteristisch, daß die ersten Jahre seiner politischen Aktivität der Organisierung und Verwaltung eines dieser großen industriellen Verbände gewidmet war, die seit vielen Jahrzehnten den Stolz und die Kraft Deutschlands ausmachten, und die der Krieg, statt sie zu zerstören, zu neuer Bedeutung erhoben hat, indem er ihre außerordentliche Wirksamkeit selbst im Augenblick unerwartetster und schmerzlichster Ereignisse bewies. Eine bessere Erziehung zur Behandlung der Menschen und der Erkenntnis der wirklichen und positiven Interessen konnte im Schoß des kaiserlichen Deutschlands dem künftigen Minister des Auswärtigen der deutschen Republik nicht geboten werden.

Das Leben Stresemanns zerfällt naturgemäß in zwei Teile: vor und nach dem August 1923. In den Reden und Schriften Stresemanns aus dem ersten Teil seines Lebens unterscheiden wir die Zeit vor, während und nach dem Kriege. Wir sehen da im Abriß eine Art deutscher Geschichte seit 1907 bis 1926, das heißt zwanzig der ereignisreichsten Jahre sowohl für Deutschland wie für ganz Europa. Schon in den ersten Worten, die Stresemann vor einem politischen Auditorium sprach oder schrieb, erkennen wir in ihm den legitimen Erben der Vorkämpfer der achtundvierziger Jahre, die die kühne Hoffnung hegten, Deutschland dazu bringen zu können, dem Beispiel des parlamentarischen und liberalen Englands zu folgen. Als Liberaler zeigt sich Stresemann in der Sicherstellung der individuellen Freiheit inner-

halb der großen industriellen Organisationen, deren Förderer und Führer er war; als Parlamentarier in der Behauptung, daß das Parlament selbst in den kritischsten Zeiten des Landes das bleiben soll, was es seit langem in England war, der oberste Schiedsrichter der Schicksale des Vaterlandes. Zu diesen Grundsätzen bekennt er sich häufig, sowohl angesichts der sozialdemokratischen Forderungen, die eine vollkommene Unterordnung des Individuums unter die eigene Organisation verlangten, wie auch in der Verfechtung der Interessen des Reichstages gegen die persönliche Eigenmacht des Kaisers und die in der Kriegszeit häufigen Einmischungen der militärischen Stellen, die dauernd versuchten, die ihnen von der Verfassung festgesetzten Grenzen zu überschreiten und dem Staat ihre besonderen Kriterien und ihre politische Richtung aufzuzwingen.

Von seiner Frühzeit an kann man bei Stresemann die Richtlinien der Politik unterscheiden, die später seine Haltung in der Regierung bestimmten: er stützt sich auf die vorsichtig ausbalancierten und geschickt ausgeführten parlamentarischen Kombinationen, um mit ihrer Hilfe einen vorgezeichneten Plan der Außenpolitik verwirklichen zu können. Die Probleme und Anschauungen der Außenpolitik scheinen den Geist des jungen Abgeordneten seit seinem Eintritt in den Reichstag zu beherrschen.

In jenen Jahren bildet die Marine, wie jeder aus eigenen Erinnerungen und aus der Lektüre der zahlreichen diplomatischen Dokumente, die heute allgemein zugänglich geworden sind, weiß, das für Deutschland wesentlichste Problem. Sie erschien der öffentlichen Meinung und der deutschen politischen Welt in einer wahrhaft tragischen Form. Einerseits forderte das Wachstum der Bevölkerung und des Volksvermögens Kolonien und Welthandel und eine mächtige Flotte zum Schutze dieser Expansion. Andererseits war man sich darüber klar, daß eine Steigerung der Kriegsflotte die Eifersucht und das Mißtrauen Englands erwecken und den Konflikt unvermeidlich machen mußte. Keiner sah diesen Widerspruch besser als Stresemann, aber es scheint, daß er sich ziemlich schnell zu einer Stellungnahme entschloß. Obwohl er sich der Gefahr, die eine solche Politik heraufbeschwor, bewußt war, zögerte er keinen Augenblick, die Notwendigkeit einer weiteren Festigung der deutschen Seemacht selbst auf Kosten eines Zusammenstoßes mit England zu betonen. Man konnte ihm vielleicht einen Vorwurf machen, daß er keine vorsichtigere Politik befürwortete, nachdem er sich der Gefahr so bewußt geworden war, aber vielleicht hatte Stresemann wie so viele andere Deutsche ein unbeschränktes Vertrauen in die Kraft des Heeres, das schon zu den mächtigsten Europas gehörte, und vielleicht wiegte er sich in der Illusion, daß Deutschland, auf seine militärische Übermacht gestützt, den Feinden genügend Angst und Achtung einflößen würde, um rechtzeitig

eine vollkommene Entwicklung seines eigenen Flottenplanes zu erreichen und sich zum Beherrscher des Ozeans aufzuwerfen.

Ich glaube nicht, daß der künftige Herrscher der Wilhelmstraße ein übermäßiges Vertrauen in die Möglichkeit, die Gefahr der Koalition zu bannen (die er in der Vorkriegszeit, obwohl mit geringerer Klarheit als die englische Gefahr, erkannte), besaß. Von der deutschen Diplomatie schien er, nach vielen seiner Äußerungen jener Zeit zu urteilen, einen nur geringen Begriff gehabt zu haben. Er hielt sie weder für vorbereitet noch fähig, die Ereignisse zu verstehen. Eine Reform der diplomatischen Methoden schien ihm notwendig, und er drang in erster Linie auf die Notwendigkeit, dieses Gebiet, das in dem kaiserlichen Deutschland fast ausschließlich dem Adel reserviert blieb, dem intellektuellen Bürgertum zu erschließen. Er forderte auch die Übernahme von Spezialisten und technischen Sachverständigen, die imstande wären, zum Kern der wirtschaftlichen und sozialen Fragen durchzudringen, in den diplomatischen Dienst. Er vertrat auch mit aller Schärfe die Notwendigkeit, dem Parlament einen größeren Einfluß auf die internationale Politik einzuräumen. Er setzte häufig auseinander, daß, wenn es Deutschland in der Bismarckschen Zeit, unter der Obhut eines absolut überlegenen politischen Genies möglich war, sich in seinen Dornröschenschlaf zu wiegen, und die Gewißheit zu besitzen, seine Interessen würden denkbar gut gewahrt sein, eine Wiederholung ähnlicher glücklicher Umstände nicht zu erwarten war; daß die Nachfolger Bismarcks ohne Ausnahme, selbst mit Einschluß des Fürsten Bülow, den Stresemann so begeistert lobt, nicht in der Lage waren, bei ihren Entscheidungen auf die Teilnahme der besser vorbereiteten Parlamentarier zu verzichten.

Unmittelbar nach dem Kriege und noch im Laufe der Kriegszeit hat Stresemann eine klare Stellung zu der Frage der Kriegsverantwortung eingenommen. Und dies ist besonders interessant für diejenigen, die sich in letzter Zeit der praktischen und theoretischen Bedeutung, die der gegenwärtige Außenminister Deutschlands der Frage verleiht, bewußt geworden sind. In seinen Reden der Jahre 1918 bis 1923 gibt er zu, die deutsche Diplomatie habe auf Veranlassung Bethmann-Hollwegs, von dem er eine vernichtende biographische Skizze aus den verhängnisvollen Tagen des August 1914 entwirft, derartige Fehler begangen, daß der Versuch, Deutschland mit der Schuld am Kriegsausbruch zu belasten, gerechtfertigt erscheint. Er zeigt in erster Linie, wie dumm und unnötig die Kriegserklärung an Rußland war, die aus rein formellen Motiven erfolgte und die man hätte vermeiden können, wenn man gewartet haben würde, wie die nunmehr unvermeidliche Geste von der anderen Seite erfolgt. Aber dies zugegeben und bewiesen, wird Stresemann, sobald er zu der Prüfung der entfernteren und tieferen Ursachen des Krieges kommt, zum glühenden

Verfechter der These einer vollkommenen, wenn nicht ausschließlichen Schuld Englands. Und er tut es mit um so größerer Bestimmtheit, da er seinen Lesern und Zuhörern in Erinnerung rufen kann, daß er noch vor Ausbruch des Krieges auf die moralische und intellektuelle Vorbereitung zu einem Konflikt mit Deutschland, die langsam in England heranreifte, hingewiesen hat.

Unter den besonderen Problemen der Außenpolitik, die von Stresemann in der Zeit, bevor er zur Macht gelangte, behandelt wurden, ist die bedeutendste die Frage des Friedensschlusses mit Polen, die in einer am 22. Februar 1918 kurz nach Abschluß des Brest-Litowsker Friedens im Parlament gehaltenen Rede aufgerollt wurde. Sie ist in erster Linie wichtig für diejenigen, die die Seite der territorialen Bildung Polens im Hinblick auf Deutschland als noch nicht abgeschlossen betrachten und im Glauben oder in der Angst, daß diese Frage von neuem aufgerollt werden könnte, alles Interesse haben zu erfahren, wie Stresemann im Augenblick der Wiederherstellung des polnischen Staates darüber dachte. Die Auffassung, die aus der oben erwähnten Rede ersichtlich ist, ist einfach und klar. Polen existiert und soll existieren. Da es jedoch seine Existenz Deutschland und nicht der Entente verdankt, die es weiterhin den Ambitionen und der Tyrannei des zaristischen Rußland geopfert hätte, darf die Existenz Polens den deutschen Interessen nicht schaden, sondern muß sich ihnen im Gegenteil anpassen und sie berücksichtigen. Die nahe Zukunft wird entscheiden, ob und in welchem Maße diese so beunruhigenden Auffassungen, auf denen der deutsche Staatsmann, dem eine solche Zukunft beschieden war, die Auferstehung Polens begrüßte, eine praktische und positive Umsetzung haben werden. Die Mäßigung, die Stresemann bis jetzt bewiesen hat, läßt hoffen, daß er versuchen wird, seine Auffassungen ohne zu große Erschütterungen durchzusetzen.

Als Stresemann im August 1923 als Reichskanzler zur Macht kam, war er im wesentlichen zu republikanischen Ideen bekehrt. Zwar nicht im Prinzip — denn in einer der letzten Reden, die er vor diesem Zeitpunkt hielt, hat er die These entwickelt, daß die konstitutionelle Monarchie nach englischem Beispiel die für Deutschland am besten geeignete Regierungsform sei — sondern praktisch, da er sie als eine in diesem historischen Moment notwendige Lösung betrachtete.

Er übernahm die Verantwortung für die Geschicke des republikanischen Deutschlands in dem furchtbarsten Augenblick der Landesgeschichte. Die unmittelbare Nachkriegszeit war, relativ gesehen, weniger tragisch, da dank der politischen Geschicklichkeit von Ebert in erster Linie und der eisernen Hand des Feldmarschalls Hindenburg die Demobilisierung in vollkommener Ordnung vor sich gegangen ist, und die Anfänge der Inflation in Deutschland wenigstens einen scheinbaren wirtschaftlichen Wohlstand herbeiführten. Aber im Sommer 1923

haben alle Schwierigkeiten ihren Höhepunkt erreicht. Die Invasion der Ruhr mit dem darauf folgenden passiven Widerstand hat das ganze wirtschaftliche Leben des Reiches in Aufruhr gebracht; die monarchistische Reaktion einerseits und die kommunistische Revolution andererseits bedrohten die junge Weimarer Konstitution. Wer in diesem historischen Moment in Deutschland gelebt hat, wird in den Worten des Reichskanzlers Stresemann, daß dieser Zeitraum zu den schwierigsten und gefährlichsten der Geschichte Deutschlands gehörte, seine eigenen Eindrücke, seine eigenen Erinnerungen bestätigt finden.

Man kann nicht umhin, den Mut mit dem der neue Chef der Regierung die gefährliche Erbschaft des Kabinetts Cuno-Rosenberg übernahm, zu bewundern, da er es in voller Erkenntnis der ihm zufallenden Schuldenmasse tat, da keiner besser als er die Lage kannte und die ungeheuren Schwierigkeiten einer Lösung begriff. Sicher gehörte Stresemann zu denen, die zu dem Sturz der Regierung am meisten beigetragen haben. Aber als loyaler Gegner versagte er nicht dem passiven Widerstand, der von seinen Gegnern geplant und acht Monate lang durchgeführt worden war, das richtige Maß von Lob, das ihm zukam. Er behauptete, man dürfe ihn nicht theoretisch verdammen, da er soweit nützlich war, daß er der ganzen Welt gezeigt hat, wie einstimmig das deutsche Volk seine Unabhängigkeit vor dem feindlichen Angriff zu verteidigen wußte und, daß selbst Niederlage und Revolution nicht in der Lage waren, die geistige Einheit, die für die Zukunft Deutschlands notwendige Vorbedingung, zu zerstören.

Aber der passive Widerstand wurde zum Schluß zu einem großzügigen Wahnsinn, der angesichts der absoluten Unmöglichkeit seiner Fortdauer in sich selbst zusammenbrechen mußte. In seinen Reichstagsreden polemisiert Stresemann geschickt und eifrig gegen die Gegner, die ihn beschuldigten, ohne einen positiven Vorteil diesen Widerstand aufgegeben zu haben. Er beweist unwiderlegbar, daß, wenn Deutschland aus der Aufgabe des passiven Widerstandes keine Vorteile zog, wenn es sich sozusagen an Händen und Füßen gebunden dem Gegner ausliefern mußte, es darum geschah, weil der passive Widerstand zu lange gedauert hat, und alle günstigen Möglichkeiten versäumt wurden. Wenn sich die vorhergehende Regierung darüber Rechenschaft abgelegt hätte, wäre sie noch in der Lage gewesen, aus der Aufgabe des passiven Widerstandes irgendwelche Vorteile zu ziehen. Die neue Regierung konnte nichts anderes tun als die ererbte verhängnisvolle Situation zu übernehmen und zu versuchen, eine neue Seite in der Geschichte der Beziehungen Deutschlands zu seinen früheren Gegnern aufzuschlagen.

In Verfolgung seines Weges fand Stresemann die Unterstützung der großen Industriellen Deutschlands, in erster Linie die von Stinnes, der sich neben anderen bald Rechenschaft darüber ablegte, daß der

passive Widerstand Deutschland bis zum äußersten Ruin brachte und noch unter der Regierung Cuno das zu tun versuchte, was dieses Kabinett nicht tun wollte und nicht tun konnte: zu einer Verständigung mit Frankreich zu gelangen, um Deutschland eine wirtschaftliche Lebensmöglichkeit zu sichern. Die Industriellen haben sich zuerst mit der ganzen Unpopularität beladen, die nach dem Aufgeben der nunmehr vollkommen unhaltbaren Geste die Anfänge der neuen Regierung begleitete.

Nachdem Stresemann dieser gefährlichen Haltung ein Ende bereitet hatte, begann er inmitten einer wütenden Opposition, die einmal von sozialistischer, dann von nationalistischer Seite kam und ihn zwang, zwischen den beiden extremen Klippen zu lavieren, und den zahlreichen Kabinettskrisen auszuweichen, die zu der Aufgabe des Kanzlerpostens und zur Übernahme des Außenministeriums unter verschiedenen Kanzlern führte, mit mehr Kraft und Beharrlichkeit als irgendeiner seiner Vorgänger, die Verhandlungen zwischen Frankreich und Deutschland zu führen, um zu einer Lösung der Reparationsfrage zu gelangen.

In der Auseinandersetzung um den Bericht der Sachverständigen, die zu der berühmten Regelung der Reparationsfrage, die heute unter dem Namen des Dawes-Planes bekannt ist, führte, vertrat Stresemann den Standpunkt, daß man ohne große Konzessionen des nationalen Stolzes zu keiner befriedigenden Vereinbarung gelangen konnte. Die größte Schwierigkeit dieser Regelung war das Eindringen fremder Elemente in die Kontrolle der Reichsverwaltung und der deutschen Industrie, da der Vertrag von Versailles, der an Deutschland ungeheure Reparationsforderungen stellt, Deutschland die Sorge über die Mittel zur Beschaffung dieser gewaltigen Summen überließ. Erst nach ungeheuren Schwierigkeiten gelang es Stresemann, die öffentliche Meinung in Deutschland dazu zu bringen, sich mit der Idee einer fremden Mitarbeit bei der Beschaffung der zu Reparationszwecken notwendigen Summen auszusöhnen und ihr begreiflich zu machen, daß diese Tatsache zur Widererlangung des deutschen Kredites auf den ausländischen Märkten und der Entkräftung des so oft gegen Deutschland erhobenen Vorwurfes, daß es zahlen könne und nicht zahlen wolle, unumgänglich notwendig sei.

Die dritte Phase der Stresemannschen Politik nach der Aufgabe des passiven Widerstandes und der Annahme des Dawesplanes bildete der Versuch, die Räumung der Ruhr zu erreichen. Er gab Frankreich die Konzession eines Sicherheitspaktes, der für die Zukunft die Notwendigkeit oder den Vorwand neuer territorialer Besetzungen als Garantie gegen wirkliche oder eingebildete aggressive Absichten des Nachbarn ausschloß. Die Wut der Nationalisten gegen Stresemann hatte auf diesem Feld noch besseres Spiel als auf dem der Repa-

rationen, da es allgemein verständlich war, daß ein Sicherheitsangebot seitens Deutschland an Frankreich nichts anderes bedeuten konnte als den definitiven Verzicht auf Elsaß-Lothringen. Als es daher Stresemann gelang, nach Überwindung der unzähligen diplomatischen wie parlamentarischen Schwierigkeiten im Oktober 1925 das ersehnte Ziel, Locarno zu erreichen, mußte er seinem Werk eine kluge Apologie folgen lassen. In seiner Rede vom November desselben Jahres behauptet er, daß Deutschland sich nur verpflichtet habe, auf die Wiedergewinnung von Elsaß-Lothringen durch einen Angriffskrieg zu verzichten, daß es sich jedoch nicht der Möglichkeit begab, eine Wiedergewinnung dieses Gebietes mit friedlichen Mitteln anzustreben. Er erklärte auch, daß der Westpakt keinerlei Anerkennung der Ostgrenzen enthalte und daß keine politischen Interessenkonflikte durch die Ergänzung des Locarnopaktes mit Polen oder der Tschechoslowakei geschlossenen Schiedsgerichtsverträge gefährdet würden.

Ich weiß nicht, ob die geschickten Argumente Stresemanns alle Deutschen überzeugt haben. Eines ist sicher, daß die Position Stresemanns nach Locarno sich in seinem eigenen Lande ungeheuer konsolidiert hat, und daß er von der Mehrzahl der Deutschen und, soweit es mir scheint, auch von der öffentlichen Meinung der wichtigsten europäischen Länder nunmehr als der für Deutschland unentbehrliche Außenminister betrachtet wird.

Der Apologie des Locarnopaktes folgte bald die des zwischen Deutschland und Rußland geschlossenen Berliner Vertrages. Es scheint, daß die Argumente Stresemanns, die er in seiner Rede vom April 1926 darlegte, die politische Welt in Europa überzeugt haben, denn soweit man es heute übersehen kann, haben sich aus den Beziehungen zwischen Deutschland und Rußland keinerlei Schwierigkeiten für die Anwendung und Entwicklung der Locarnoverträge ergeben. Und Rußland selbst scheint sich mit der in Locarno ersonnenen Formel zufrieden zu geben, und es ist ihm die Angst genommen, daß Deutschland sich eines Tages zu einem Durchmarschgebiet für die gegen die Sowjets ausgesandten Truppen hergeben könnte.

Der Eintritt Deutschlands in den Völkerbund bedeutete jedenfalls die Krönung des ersten Zeitraumes der politischen Wirksamkeit Stresemanns und leitete einen neuen Abschnitt ein, den man so ruhmreich für ihn und so nützlich für Europa wie den ersten wünschen möchte.

Die natürlichen Grundlagen der französischen Kultur.

Von *Ernst Robert Curtius.*

Die französische Zivilisationsidee ist eng verknüpft mit dem Verhältnis der Franzosen zur französischen Erde. Man hat gesagt, sie sei ein Produkt des Bodens wie der Wein. Sie weist zurück auf die Urbarmachung und Bebauung der Erde, auf die Humanisierung der Natur. Aus dieser Wurzel nährt sich aber auch das Gefühl des Franzosen für sein Land. Schon der Dichter des Rolandsliedes zu Beginn des zwölften Jahrhunderts preist sein Vaterland mit den Worten: „Du Boden Frankreichs bist ein gar süßes Land." Das französische Nationalgefühl ist von Anfang an gekennzeichnet durch die Liebe zum heimischen Boden. Es ist das Gefühl eines seßhaften, bodenständigen Volkes. Wohl haben die Kelten im fünften, vierten und dritten Jahrhundert vor unserer Zeitrechnung ihre Eroberungszüge durch fast ganz Europa und bis nach Kleinasien hin ausgedehnt, aber von diesen Wanderungen haben die Gallier keine Kunde bewahrt. In dem geistigen Erbe, das die Franzosen von ihren gallischen Vorfahren überkommen haben, finden wir keine Erinnerung an jene Frühzeit; nichts, was den Heldensagen der germanischen Völkerwanderung vergleichbar wäre. Die Seele Frankreichs weiß nichts von Wandertrieb und Fernsehnsucht. Sie ist gebunden an den altererbten Boden und sie ist ihm verbunden in bäuerlichem Schollenbewußtsein. Der Franzose liebt in seinem Lande die nährende, bebaute Erde. Sein Naturgefühl ist mehr Erdfrömmigkeit des Landarbeiters und Gärtners als Drang zu den elementaren Kräften, die der Germane in der Natur sucht. „Der Mensch sozialisiert die Natur", sagt Comte. Das ist französisch gedacht. Der Franzose will der Natur Herr werden und ihre zerstörende Macht bändigen. Er liebt das Begrenzte, Abgeteilte, Geordnete der Felder, der Obstpflanzungen, der Haine. Aber er will sich nicht in die Unendlichkeit der Natur verlieren — sei es im Waldweben, sei es im Wogen der See.

Der bebaute Boden seines Landes ist dem Franzosen heilig. Er empfindet es als Entweihung, wenn der Feind diesen Boden betritt. Der erbitterte Haß gegen den deutschen Eindringling in den großen

Kriegen wurzelte nicht zum mindesten in diesem Gefühl, das einer ursprünglicheren Schicht der französischen Seele angehört als das Staatsbewußtsein. Wo Deutsche und Franzosen nach dem Weltkriege zusammentrafen und sich freundschaftlich verstanden, kam es doch gelegentlich zu Spannungen, wenn der Deutsche aus seinen Kriegserinnerungen erzählte und es sich herausstellte, daß er auf einem Frontabschnitt gekämpft hatte, wo der Franzose Heimatrecht und Heimatgefühl besaß. Daran durfte nicht erinnert werden: der Franzose empfand als Demütigung, was der Deutsche als Kriegsbrauch auffaßte.

Wenn zur „défense du sol", zur Verteidigung des Bodens, aufgerufen wird, ist Frankreich bei seinem tiefsten Instinkt gepackt. Das ermöglichte Gambetta im September 1870 das Massenaufgebot und den zähen Widerstand. Als Deutschland 1873 seine Besatzungstruppen aus Frankreich zurückzog, wurde der Präsident Thiers von den Franzosen als „Befreier des Territoriums" gefeiert — eine Ehrung, die für das französische Empfinden sehr charakteristisch ist. „Die Nation ist ein Territorium", so hat später Maurice Barrès gesagt, und er hat den Versuch gemacht, seine nationalistische Ideologie auf den Kultus der französischen Erde zu gründen.

Die enge Verbindung von Bodengefühl und Vaterlandsliebe hat zu allen Zeiten das französische Nationalbewußtsein bestimmt. Seit dem Mittelalter heißt Frankreich seinen Bewohnern das „süße" Land, das „schöne" Land, das „schönste Königreich unter dem Himmel". So ist für den Franzosen der Volksboden seiner Nation nicht nur die geheiligte Erde der Ahnen und die mütterliche Nährerin, sondern auch ein privilegierter Ausschnitt der Erdoberfläche, ein auserwähltes Land der Schönheit, Milde, Fruchtbarkeit.

Das Unterrichtssystem der dritten Republik verwertet dieses Gefühl. Dem Volksschüler wird als erstes die Schönheit seines Landes eingeprägt. Auf dem Einband seines Geschichtsbuches sieht er einen Frucht- und Blumenkranz mit der Beischrift: „Kind, du siehst auf der Decke dieses Buches die Blumen und Früchte Frankreichs. In diesem Buch wirst du die Geschichte Frankreichs lernen. Du sollst Frankreich lieben, weil die Natur es schön und weil die Geschichte es groß gemacht hat."

Die Schulgeographie wendet sich an das ästhetische Empfinden. Der Schüler erfährt aus den Erläuterungen seines Atlas, daß der Umriß Frankreichs sich in ein Sechseck einzeichnen läßt, welches durch den Meridian von Paris in zwei gleiche Hälften geteilt ist. Sein Vaterland hat eine harmonische, fast geometrisch regelmäßige Gestalt. Die Natur hat es ausgezeichnet durch eine gefällige Form und durch bevorzugte Lage. Es ist gleich weit vom Nordpol und vom Äquator entfernt. In seiner Bodengestaltung herrschen mittlere Höhenzüge vor: die verschiedenen „Regionen" sind nirgends durch Hindernisse getrennt und bilden eine gegliederte Einheit. Es ist der Garten

der Welt. Es umfaßt alle Schönheiten der Erde: die Orangenhaine und Cypressenpflanzungen der Mittelmeerküste, die Heide- und Felsküsten des Nordens, die Eisgipfel der Alpen, die Tannenwälder der Vogesen, die Vulkane der Auvergne, endlich die königliche Anmut von Paris. Frankreich kennen — so lernt der französische Knabe — heißt die Schönheit kennen.

Die Auffassung, daß Frankreich schon durch seine geographische Bildung von der Natur bevorzugt sei, geht bis auf das Altertum zurück. Schon der Geograph Strabon bewunderte in einer berühmten Stelle seiner Weltbeschreibung das „Verhältnis des Landes zu den Flüssen und zum Meere", „die Leichtigkeit im gemeinschaftlichen Verkehr mit den Lebensbedürfnissen und die daraus entspringenden gegenseitigen Vorteile". Er meinte in der Gestaltung des Landes ein „Werk der Vorsehung" und die Wirkung eines „vernünftigen Waltens" erkennen zu dürfen. Die moderne französische Wissenschaft hat den Beziehungen von Geographie und Geschichte besondere Aufmerksamkeit geschenkt.

Die unmittelbare Anregung dazu kam von dem großen Historiker Michelet. Er formulierte programmatisch: „L'histoire est d'abord toute géographie." Den zweiten Band seiner französischen Geschichte (1833) leitete er mit einem genial entworfenen „Tableau de la France" ein, einer geistvollen und anschauungsgesättigten geographisch-psychologischen Schilderung Frankreichs. Nach Michelets Vorgang haben die neueren Gesamtdarstellungen der französischen Geschichte eine ausführliche Einleitung über die Geographie des Landes aufgenommen. Die Auffassung der modernen französischen Geographen, deren Schöpfer Vidal de la Blache ist, weicht aber nun in einem entscheidenden Punkte von den älteren Anschauungen ab. Frankreich wird nicht mehr als eine gleichsam von der Vorsehung geschaffene geographische Harmonie betrachtet. Zwar spricht man auch heute noch von der „Eleganz der Bodengestaltung und der Stromlinien" (Brunhes), aber man betont, daß Frankreich keine von der Natur abgegrenzte geophysische Einheit ist. Die Gegenden, die politisch im französischen Staat zusammengefaßt sind, bilden ursprünglich weder geologisch noch klimatisch, noch in Hinsicht auf Flora, Fauna, Bevölkerung ein homogenes Ganzes. In allen diesen Beziehungen gehört Frankreich teils zum Mittelmeerbecken, teils zu Zentraleuropa, teils zu dem ozeanumspülten Westeuropa. Es ist nicht so, daß der geographische Charakter Frankreichs sich gleichsam von innen her, von einem französischen Ausstrahlungszentrum aus begreifen ließe. Aber die Hand des Menschen hat die Natur gemodelt und zur Einheit geformt. Sie schafft, wie ein moderner Forscher es ausdrückt, aus einem Stück Erdoberfläche eine geographische Persönlichkeit. Frankreich ist heute eine solche „geographische Persönlichkeit", aber diese Persönlichkeit ist ein Ergebnis der Geschichte. Die Beziehungen zwischen Mensch

und Erde sind in Frankreich älter und beständiger als anderswo. Die Siedlungen sind in hohem Maße fixiert. Seit unvordenklichen Zeiten werden dieselben Orte bewohnt, und noch heute kann man im unteren Seine- und Loiretal zahlreiche Höhensiedlungen bestaunen.

Die moderne geographische Forschung der Franzosen hat den Begriff der „Menschengeographie", der „géographie humaine", geschaffen[1]). Sie hat dabei zugestandermaßen Anregungen von der Anthropogeographie Ratzels empfangen, aber die französische und die deutsche Auffassung von der Wechselwirkung zwischen Mensch und Erde weisen doch eine charakteristische Verschiedenheit auf. Die deutsche Anthropogeographie neigt dazu, Geschichte und Kultur aus den geographischen Bedingungen, d. h. den Menschen aus der Natur zu erklären. Die französische „géographie humaine" dagegen sucht umgekehrt in der Gestaltung des Landes die bewußte Einwirkung des Menschen zu erkennen. Sie stellt dem Determinismus Ratzels den „Possibilismus" entgegen: die geographischen Gegebenheiten wirken nicht als Naturzwang, sondern als eine Fülle von Möglichkeiten, zwischen denen der geschichteschaffende Mensch wählt. Hier zeigt sich die Tendenz des französischen Geistes, die freie menschliche Aktivität gegenüber den Mächten der Natur und des Schicksals zu betonen.

Frankreichs Lebensformen und Volkscharakter sind durch die geographische Eigenart des Landes in hohem Grade bestimmt worden. Es vereinigt in sich den Norden und den Süden. In der Azurküste besitzt es eine eigene Riviera. Nordischer Traum der Bretagne und Sonnenglück südlicher Strände sind in einem landschaftlichen und staatlichen Territorium vereinigt. Der Nordländer kann in Frankreich seine Mittelmeersehnsucht erfüllen, und der Südländer kann dort die gedämpften Farb- und Seelenstimmungen des Nordens kennenlernen. Darum kann sich Frankreich als das Land der Vermittlung, der Mitte, des Ausgleichs empfinden. Es ist der Ort, wo sich die Gegensätze zur Harmonie, zum Maß, zum Gleichgewicht ausschwingen. Der typisch französische Geschmack empfindet die laute Exaltation des Südens und die formlose Wucht des Nordens als Extreme, die ihm beide gleich ungemäß sind. Man sieht: das geographische Gebiet des französischen Staates wird schon als bloßer Boden und Lebensraum von den Franzosen mit vielen Ideologien umwoben. Es gibt eine populäre Mystik des französischen Territoriums. Das man sein Land als das schönste und liebste empfindet, ist natürlicher Ausdruck der Heimatliebe. Wenn man aber in seiner Bodengestaltung und Bewässerung geometrische Regelmäßigkeit oder ästhetische Eleganz oder providentielle Fügung findet, so sind das Ideologien. Sie werden in Frankreich nicht immer als solche empfunden. Je naiver sie aufgenommen werden, um so

[1]) Vgl. Lucien Febvre, La terre et l'évolution humaine. 1922.

kräftiger nähren sie den Patriotismus und das Bewußtsein, einer auserwählten Nation anzugehören. Eine Ideologie ist natürlich auch der Begriff des „mittleren Landes". Jede Telegraphenstange ist die mittlere zwischen zwei benachbarten, und so ist auch jedes Land das mittlere zwischen seinen Nachbargebieten. Das Randland Spanien wird als Mitte und Vermittlung zwischen Europa und Afrika aufgefaßt. Der Begriff des „mittleren" Landes im Sinne des harmonischen, bevorzugten, von den Göttern und Menschen geliebten Landes ist, wie so viele andere Bestandteile des französischen Bewußtseins, antiker Herkunft. Daß das Mittlere zwischen zwei Extremen überall das Gute sei, dies ist ja ein Gedanke, der in der antiken Philosophie immer wiederholt wird. Schon das Altertum hat ihn auch auf die Geographie übertragen. Den römischen Autoren galt Italien als das mittlere, glückliche Land. Die Franzosen haben dann dieses Vorrecht für ihr Land in Anspruch genommen. Der Begriff der Mitte hat dabei eine andere Bedeutung für sie als für uns; wenn wir Deutsche uns als mittleres Volk Europas empfinden, so meinen wir damit das Mittlere zwischen zwei Gegensätzen, die Allbezogenheit und Allvermittlung; die Mitte ist also für uns eine metaphysische Kategorie. Für Frankreich bedeutet sie — ganz antik — etwas Aesthetisch-Sittliches: das Maß (*τὸ μέσον*, la mesure). Die Ideologie vom mittleren Lande wird in Frankreich vom Physischen und Klimatischen bis ins Geistige und Politische hinein abgewandelt.

Die geschichtlich wirksamste von allen geographischen Ideologien Frankreichs ist die von seinen „natürlichen Grenzen" und den daraus folgenden Rechtsansprüchen gewesen. Auch sie geht auf die Antike zurück. Cäsar sagt: „Germani trans Rhenum incolunt" und setzt so den Rhein als Galliens Grenze. Das entsprach übrigens schon damals dem Stande der Dinge nicht genau, denn wir wissen, daß der Rhein von oberhalb Straßburg bis zur Mündung — vielleicht kurze Strecken ausgenommen — schon in germanischen Händen war, als Cäsar nach Gallien kam [1]). Aber gleichviel, man konnte sich auf die berühmte Cäsarstelle berufen und den Rhein als Grenze Galliens und zugleich des römischen Imperiums ansehen. Gelehrte Antiquare — besonders gerne die Keltomanen — haben diese Anschauung immer wieder aufgewärmt. Sie ist später zu einer wirksamen Stütze französischer Expansionspolitik geworden. Daß aber die Parole von den „natürlichen Grenzen Frankreichs" die Massen erhitzte und von der Volksgesamtheit begriffen werden konnte, auch ohne Kenntnis von Cäsar oder Richelieu, — das erklärt sich nur aus der Macht, die geographische Ideologien überhaupt über den französischen Geist besitzen. Er verlangt ein festumrissenes, sich wie eine geometrische Figur einprägendes Bild von Frankreich: der Blick auf die Landkarte ist zugleich ein Einblick in Frankreichs Bestimmung und Privilegien.

[1]) Aloys Schulte, Frankreich und das linke Rheinufer, 1918, S. 30.

Aus diesen Verhältnissen ergibt sich auch jenes Gefühl des Sichselbstgenügens, jenes Bewußtsein der Autarkie, das für den französischen Charakter so bezeichnend ist. In der Geschichte der deutschen Seele, in unserer Kunst und unserer Dichtung, taucht immer wieder die Sehnsucht nach dem Süden auf. Wir empfinden das Bedürfnis, uns zu ergänzen durch dieses lockende Andere, sei es in Italienfahrten oder in dem Ringen um griechische Vollendung. Im Gesamtbild der französischen Kultur treten diese Züge zwar auch hervor, aber sie spielen doch eine weit untergeordnetere Rolle. Es ist eine typisch französische Empfindungsweise, die sich durch die Jahrhunderte verfolgen läßt, daß der Zauber Italiens und Griechenlands zwar gewürdigt wird, aber zuletzt doch der stärkeren Anziehungskraft heimischer Erde weicht. Der französische Geist hat nicht das Bedürfnis, über seine Grenzen hinauszuschweifen. Er empfindet Frankreich als eine Abbreviatur der Welt, als einen vollständigen Mikrokosmos. Der Franzose sitzt in der Mitte der Welt und bleibt dort. Die schönsten und großartigsten Eindrücke der Fremde wiegen ihm nicht die harmonische Schönheit seiner Heimat, die Milde ihrer Atmosphäre auf. Schon Rivarol sagte: „Le Français, visité par toutes les nations, peut se croire dispensé de voyager chez elles comme d'apprendre leurs langues, puisqu'il retrouve partout la sienne . . . . Quand on compare un peuple du Midi à un peuple du Nord, on n'a que des extrêmes à rapprocher; mais la France, sous un ciel tempéré, changeante dans ses manières et ne pouvant se fixer elle-même, parvient pourtant à fixer tous les goûts." Dieser Zug des französischen Charakters birgt die Gefahr eines Sichabschließens in sich. Manchmal kann einem Frankreich als ein provinzielles Sonderdasein im europäischen und überseeischen Gesamtleben erscheinen. Auch Franzosen empfinden das. Paul Morand, eine der interessantesten Figuren der französischen Nachkriegsliteratur, der als erster die Vision unserer von Krisen geschüttelten, alte und neue Kontinente und Kulturen vermischenden Welt künstlerisch umrissen hat, schreibt: „Die andern Länder sind nur Stücke eines Kontinents, der Welt; Frankreich ist ein geschlossenes Gefäß, eine vollständige Nahrung, für das Europa sich interessiert, das sich aber nicht für Europa interessiert." Und an anderer Stelle: „Die Reise um die Welt ist keine französische Übung; dreizehn Erdumsegelungen waren von den großen europäischen Nationen schon durchgeführt worden, als noch kein Franzose dieses Wagnis unternommen hatte. Man muß das Jahr 1714 abwarten, damit ein Schmuggler, La Barbinais le gentil genannt, von dem echt nationalen Bedürfnis getrieben, den Fiskus zu betrügen, das Abenteuer wagt. Er machte die Reise um die Erde mit Widerwillen. Seine Fregatte hieß „La Boudeuse" (Die Verdrossene)."

Ein Gegengewicht zur Seßhaftigkeit des Franzosen liegt nun allerdings in der Anziehung, die Paris ausübt. Paris und die Provinz —

das sind die beiden Zonen der Existenz und die Pole des nationalen Lebens. „Die Provinz" ist der Sammelname für alles, was nicht Paris ist. Die Verwendung des Wortes „Provinz" in diesem allgemeinen Sinne (oft mit dem Beiklang des Zurückgebliebenen, Altmodischen) ist ein Niederschlag alter und verwickelter geschichtlicher Verhältnisse. „Provinzen" heißen ursprünglich die Feudalterritorien, welche die capetingischen Könige im Lauf der Jahrhunderte in ihre Gewalt brachten. Diese Provinzen bildeten politische, soziale, volkhafte Lebenseinheiten, die älter waren als das Königtum. Sie hatten ihre Überlieferungen, Sitten, Rechte und Bräuche. Die königliche Zentralgewalt mußte sich in langem Ringen gegen diese lokalen Mächte durchsetzen. Das geschah durch die Einteilung des Staatsgebietes in Finanzverwaltungsdistrikte (généralités), die teils mehrere Provinzen umfaßten, teils aus dem Gesamtumfang einer alten Provinz herausgeschnitten wurden; durch die Einsetzung königlicher „Intendanten", durch Schwächung der „Provinzstände". Am Ende des Ancien Régime war Frankreich eingeteilt in „Generalitäten" oder „Intendanzen" für die innere Verwaltung, in Gerichtsbezirke (parlements, bailliages, sénéchaussées), in Kirchenprovinzen und Diözesen, endlich für die Militärverwaltung in Gouvernements. Aber alle diese Einteilungssysteme kreuzten einander und bildeten kein einheitliches System. Im Sprachgebrauch der Verwaltung kam das Wort Provinz nicht mehr vor. Aber der Geist der alten Provinzen war noch lebendig, besonders in denjenigen Intendanzen, die sich mit alten Provinzen deckten. Als die konstituierende Nationalversammlung zusammentrat, wurde das dringende Bedürfnis empfunden, eine neue, übersichtliche, einheitliche Einteilung des Königreichs zu schaffen, um die Wahlen zu erleichtern, die Verwaltung zu reformieren und eine wirkliche Repräsentation der Nation zu ermöglichen. Bezeichnend ist, daß der erste Vorschlag eine Einteilung in achtzig gleich große regelmäßige Quadrate vorsah. Die endgültige Regelung durch das Dekret vom 15. Januar 1790 schuf dreiundachtzig Departements, die ausschließlich nach Merkmalen der physischen Geographie benannt wurden, um alle historischen Erinnerungen zu verdrängen. Diese Einteilung und Nomenclatur hat sich seitdem erhalten. Sie ist ein Schreck für den französischen Schulknaben, der alle Departements mit ihren Hauptorten (chef-lieux) auswendig lernen muß. Sie läßt von der natürlichen und geschichtlichen Gliederung des Landes nur wenig ahnen. Aber sie hat es doch nicht vermocht, die Erinnerung an die alten französischen Provinzen auszutilgen und ihr Eigenleben zu vernichten. Noch heute bedient man sich der alten geschichtlichen Namen für die einzelnen Landesteile, wie sie vor der Revolution in Geltung waren.

Im allgemeinen kann man sagen, daß heute im französischen Sprachgebrauch auf geographischem Gebiet eine ziemliche Verwirrung herrscht. Man pflegt die Namen der „Provinzen", die historisch-

politischer Herkunft sind, und die überlieferten Bezeichnungen der „Länder", die meist auf einen deutlich abgegrenzten Typus der Bodengestaltung und Bodenkultur zurückgehen, zusammenzuwerfen. Vermehrt wird diese Verwirrung noch dadurch, daß die Geographie neuerdings von „natürlichen Regionen" zu sprechen beginnt. Jeder Schulatlas, jedes Lehrbuch bringen heute ein System der „régions naturelles de la France". Wie diese abzugrenzen sind, darüber gehen die Meinungen freilich noch sehr auseinander.

Vielleicht wird man sich aber bald auf eine einheitliche Gliederung Frankreichs einigen. Das Problem der „Regionen" berührt auch politische, ökonomische, kulturelle Fragenkomplexe: es hängt aufs engste zusammen mit den Tendenzen des „Regionalismus", von denen noch die Rede sein wird. Wichtig ist jedenfalls die Tatsache, daß die heutigen Bestrebungen der französischen Wissenschaft, der Schule, aber auch der Literatur und der gesamten geistigen Bewegung dahin gehen, über die schematische Auffassung eines in neunzig Verwaltungsbezirke zerschnittenen Staatsgebietes hinauszugelangen zur lebendigen Anschauung eines von Natur und Geschichte organisch und übersichtlich gegliederten Landes. Das Lebensgefühl, das National- und Kulturbewußtsein des heutigen Frankreich empfangen durch diese Entwicklung eine neue und gesunde Nahrung. Sie bedeutet eine Befreiung von dem abstrakten Staatsbegriff der Revolution und seinen Nachklängen. Zweifellos hat der Weltkrieg diese Entwicklung gefördert. In den militärischen Tagesberichten wurden nicht die Bezeichnungen der Departements gewählt, sondern die alten Landschaftsnamen tauchten damals wieder auf: Flandern, Artois, Champagne, Woevre, Argonne. Das Elsaß wird auch im französischen Staatsverbande immer das Elsaß sein, und seine Einteilung in Departements wird auf die Verwaltungssprache beschränkt bleiben.

Die Provinzen, Länder, Landschaften Frankreichs zeigen noch heute das Bild größter Mannigfaltigkeit und vielfältiger Gegensätze in Klima, in Natur- und Lebensformen, in ökonomischer, religiöser, politischer Eigenart. Dennoch bedeutet „die Provinz" als Ganzes eine Einheit, sobald man sie in ihrer Beziehung zur Hauptstadt betrachtet. Die Beziehung zwischen Paris und Provinz zeigt ein doppeltes Gesicht: das des Gegensatzes und das des Ausgleichs.

Der Gegensatz zwischen Paris und der Provinz hat in der neueren französischen Geschichte eine große Rolle gespielt. Die „Commune de Paris" ist in der Revolution das immer weiter nach links und zum Terror treibende Element gewesen und hat die Versammlungen, welche die Gesamtheit der Nation repräsentierten und zur Mäßigung neigten, durch Aufpeitschung des Großstadtpöbels vergewaltigt. Die Pariser Jakobiner haben die Gironde durch die Anklage des „Föderalismus" und des Attentats auf die „eine, unteilbare" Republik unterhöhlt. Dieser Gegensatz zwischen den Parisern und den „Départementaux" ist auch

in den Revolutionen des 19. Jahrhunderts immer wieder ausgebrochen. Nicht in der Kammer, sondern im Hotel de Ville wurde am 4. September 1870 die Republik ausgerufen. Es war die zwingende Tradition der großen Revolution, die damals den Lauf der Dinge bestimmte. Nach dem Sturz des zweiten Kaiserreichs wollte die Nation, deren Wortführer Thiers war, den sofortigen Friedensschluß. Aber Paris forderte und erzwang den Widerstand, der so verhängnisvoll werden sollte. Es war, wie der Marschall Foch gesagt hat, der Fehler Gambettas, daß er zwar nationale Armeen aufstellte, aber nicht einen nationalen Krieg zu führen, nicht sich von der Auffassung freizumachen wußte, daß das Schicksal der Nation an das der Hauptstadt gebunden sei. Als dann der Friede geschlossen werden mußte, machte das enttäuschte und erbitterte Paris daraus den „Landbewohnern" (ruraux), den „Feinden der Republik", den Männern von Versailles, den schwersten Vorwurf, und der Konflikt entlud sich in dem blutigen Bürgerkrieg zwischen der „Commune de Paris" und dem Lande.

Die Vorherrschaft von Paris war durch die Verwaltungszentralisation der Revolution und Napoleons I. festgefügt worden. Aber immer wieder ist dagegen der Ruf nach Dezentralisation erhoben worden: bald von katholisch-konservativen Soziologen, bald von individualistischen Revolutionären, bald von Verwaltungsspezialisten, bald von romantisierenden Nationalisten. Alle diejenigen, welche die geschichtlichen Traditionen Fankreichs gegen den abstrakten Rationalismus der republikanischen Staatsmaschine stärken und die Nation aus diesen Kraftquellen erneuern wollten, haben den Regionalismus in irgendeiner Form verfochten. Den größten Einfluß hat in diesem Sinne wohl Maurice Barrès („Les Déracinés", 1897) ausgeübt. Er sprach für Lothringen, aber er fand Widerhall in der Provence, deren Volkstum und Sprache in Mistral einen ehrwürdigen Sänger und Erneuerer gefunden hatte, in der Bretagne mit ihrer alten starken Sonderart, bald in allen Landesteilen. Eine regionalistische Renaissance begann zu Anfang des 20. Jahrhunderts und organisierte sich in Vereinigungen, die gesetzliche Reformen erstreben und seit dem Abschluß des Weltkrieges ihre Tätigkeit mit verstärkter Intensität wieder aufgenommen haben.[1]) Der Eintritt Elsaß-Lothringens in die französische Republik hat diese Bestrebungen verstärkt.

In einem französischen Schulbuch der Nachkriegszeit findet man den Satz: „La France est un Etat fortement centralisé, en voie de décentralisation". Diese Dezentralisationsbestrebungen sind noch zu jung und zu unbestimmt, um die Physiognomie Frankreichs wesentlich verändert zu haben. Sie werden wahrscheinlich manche guten Früchte bringen. Schon jetzt zeigt sich an vielen Orten der Provinz eine neue

[1]) Vgl. Hedwig Hintze, Der moderne französische Regionalismus und seine Wurzeln. Preußische Jahrbücher 1920.

Belebung der bodenständigen Energien, die sich technisch, wirtschaftlich, aber auch intellektuell und künstlerisch auswirkt. Die Zunahme des Autoverkehrs, dem das ausgezeichnet ausgebaute Straßennetz Frankreichs zugute kommt, hat auch die abgelegenen Gebiete dem Verkehr erschlossen (1913 gab es in Frankreich 100 000 Kraftwagen, 1925 waren es 720 000). Manches uralte Städtchen, das seit Beginn der Eisenbahnära von der Verbindung mit der Welt abgeschnürt schien, sieht sich wieder einbezogen in die moderne Lebenssphäre. Stätten produktiver geistiger Arbeit und geistigen Austausches, wie die „entretiens d'Eté" von Pontigny oder die Schauspielschule von Jacques Copeau öffnen sich im idyllischen Rahmen einer Provinzlandschaft. Ein gesunder und schaffensfreudiger Traditionalismus regt sich in Provinzuniversitäten oder in jungen Zeitschriften, die fern von Paris erscheinen. Auch die Provinzpresse, die man außerhalb Frankreichs so gut wie gar nicht kennt, die man auch in Paris kaum liest, und die doch im Lande, vor allem innerpolitisch, einen außerordentlich großen Einfluß ausübt, wird in ihrer Wichtigkeit erhöht beachtet. Aber grade an diesem letzten Beispiel läßt sich gut zeigen, was die Grenzen der französischen Dezentralisation sind und worin sie sich von der deutschen unterscheidet. In Heidelberg, wo ich dies schreibe, ist es durchaus nicht ungewöhnlich, daß in einem großen, gutgeführten Gasthaus keine Berliner Zeitung gehalten wird, während Frankfurter, Mannheimer, Stuttgarter Blätter ausliegen. Entsprechendes ist in Frankreich nicht denkbar. In dem verlassensten Nest wird man einige der großen Pariser Zeitungen finden. Jeder Provinzler liest sein Lokalblatt, aber daneben ebenso regelmäßig das seiner politischen und weltanschaulichen Richtung entsprechende hauptstädtische Organ. Er will wissen, was in Paris vorgeht. Selbst wenn er nur selten oder nie dorthin kommt, will er das Pariser Leben verfolgen und aus der Ferne mitleben. Was in Paris interessiert, ist Gesprächsgegenstand im Café du Commerce von Landerneau-les-Vaches.

Trotz des regionalistischen Erwachens gibt es eine seit Jahrhunderten festgelegte, stabil gewordene Relation von Hauptstadt und Provinz, die sich nicht ändern kann und wird. Man wird vielleicht verhindern können, daß Paris der Provinz alle Energien aussaugt, aber nicht, daß es ihre besten Kräfte an sich zieht. Der Tempounterschied zwischen dem rasenden Wirbel von Paris und dem stillen Dasein der Provinz ist noch heute derselbe wie vor hundert Jahren. In einer knappen Autostunde gelangt man von der Place de l'Opéra in die uralte Stadt Senlis, die von einer Kathedrale des 12. Jahrhunderts beschützt wird und die Mauerreste eines Königsschlosses bewahrt, in dem schon die Merowinger Hof hielten und das seinerseits auf römischen Fundamenten ruht. Die gewundenen Gassen, die verschwiegenen Häuser, die Fülle mittelalterlicher Kirchen — alles schafft eine Atmosphäre, in der man die Provinzstädte Balzacs wiedererkennt.

Wenn die sonntäglichen Besucher entschwunden sind, wird diese Stadt dem langsamen Pendelschlag ihres alten, unveränderlichen Lebensrhythmus zurückgegeben sein. Aber so ist es überall in der französischen Provinz, mit der einzigen Ausnahme der Industriebezirke. Der Charakter der französischen Existenz ist von diesem Ausgleich zwischen der provinziellen Stabilität und der hauptstädtischen Dynamik bestimmt. Die meisten Pariser haben irgendwo fern in der Provinz ihre Heimat, ihr „pays", vielleicht ein altes Familienhaus, vielleicht auch ein selbstgeschaffenes kleines Asyl. Dort sind ihre Wurzeln. Dorther beziehen sie das Beste ihrer Lebenskraft und ihre Verbindung mit dem Volkstum. Diese kleine altersgraue Stadt, deren spitze Dächer sich um eine verwitterte Kathedrale ducken, hat noch Proust in dem Combray seines großen Romanwerkes mit einprägsamster Kunst dargestellt.

In der Provinz herrscht noch die Familie, die in Paris längst ihre Bedeutung verloren hat. Dort wird man danach bewertet, ob man einer wohlangesehenen, seit alters ansässigen Sippe angehört. Das Leben verläuft in der Arbeit und der Beobachtung der herkömmlichen Gebräuche. Feierliche Unterbrechungen des Alltags bringen nur die freudigen oder traurigen Familienereignisse. Jeder beobachtet den andern. Die Herrschaft der Sitte ist streng. Selbst in großen Provinzstädten hört das Leben um Mitternacht auf. Wer die Laune hat, sein Leben persönlich zu gestalten, wird mißbilligt. Ein ungehöriger Lebenswandel führt zum sozialen Boykott. In dieser Atmosphäre gedeihen die geheimen Dramen, die das Grab verschließt, die furchtbaren Leidenschaften, die der moderne Großstadteuropäer kaum mehr kennt, die jahrelang aufgespeicherten Energien des Hasses oder des Ehrgeizes, die verzehrende Sehnsucht einer Jugend, der im fernen Paris alle Erfüllungen zu winken scheinen. Aus dieser Psychologie und Soziologie der Provinz zieht die französische Literatur immer neue Kräfte, und ein gestern erschienener Roman wie „Adrienne Mesurat" von Julien Green (1927) schildert uns diese französische Existenzform mit denselben, heute noch zutreffenden Zügen wie „Madame Bovary" oder „Eugénie Grandet".

Aber diese stille, sich kaum wandelnde französische Provinz bewahrt auch Lebenswerte, nach denen der Großstädter sich immer wieder zurücksehnen wird; sie bewahrt die geschichtliche Tradition. Sie zeigt unverändert das echte, ursprüngliche Antlitz Frankreichs, das in Paris unter dem wirbelnden Wechsel der Moden, der Krisen, der Menschen und der Ereignisse nur noch so schwer zu erkennen ist. Die Provinz ist noch verwachsen mit der Erde, mit den Jahreszeiten und den Jahrhunderten. Und sie bewahrt ein köstliches Gut, das dem überhetzten Nervenmenschen der amerikanischen Gegenwart immer unentbehrlicher wird: die Einsamkeit. Es gibt eine Einsamkeit der französischen Provinz, die in dem dicht besiedelten Deutsch-

land kaum mehr anzutreffen ist. Wenn man das Bedürfnis hat, einmal dem ganzen Getriebe zu entgehen und die Brücken zur hastenden Gegenwart abzubrechen, so muß man nach Frankreich gehen. Selbst in größeren Provinzstädten wird man umfangen von einer Atmosphäre beschaulicher Ruhe und gesättigten Behagens, die einen in eine andere Zeit versetzt. Der Stillstand der Bevölkerungsbewegung hat die Folge, daß die meisten Menschen noch in alten Häusern wohnen. Man sieht kaum entstellende Neubauten. Die alten Kirchen, Stadthäuser, Schlösser genügen dem modernen Bedürfnis. Man kann Bauernhöfe sehen, die sich seit dem 17. Jahrhundert oder seit dem ausgehenden Mittelalter kaum verändert haben. Oft wird man auch in Gegenden kommen, in denen das Leben zurückgegangen ist und wie erstorben erscheint. Da kann die Einsamkeit traurig oder unheimlich werden. Es ist, als würde die Zeit zurückgesogen in die Vergangenheit. Frankreich erscheint dann als das uralte, reife, geheimnisvolle Land, das es ist; das Land, dem vieltausendjährige Geschicke und Gewalten ein endgültiges Gesicht gegeben haben. Die Menhirs der Bretagne, die vorgeschichtlichen Grotten des Périgord verstärken diesen Eindruck durch den Schauer unvordenklicher Vergangenheitsfernen.

Das Périgord ist eines der ältesten Kulturzentren der Erde. Mit dem Renntierjäger der Steinzeit, der die Höhle von Cro-Magnon mit Fresken schmückte, hält die Kunst ihren Einzug in die Entwicklung der Menschheit. Schon in diesen vorgeschichtlichen Zeiten wohnen verschiedene Rassen auf Frankreichs Boden und vermischen sich. Eine unabsehbare Reihe von Völkern ist sich seitdem auf diesem Boden gefolgt: Ligurer, Iberer, Kelten, Römer, Germanen — aber auch kleinasiatische Griechen, Sarrazenen, Normannen haben bei der Bildung des französischen Volkstypus mitgewirkt. Die Einheit des französischen Volkstums ist nicht die der Rasse, sondern die der Nation. Man weiß, wie widerspruchsvoll, wie subjektiv, wie unsicher die Rassenkunde heute noch ist. Aber auch wenn sie einmal zu einem festen Bestand haltbarer Ergebnisse kommen und alle Voreingenommenheiten politischer und ethnischer Art überwinden sollte, würde sie in Frankreich die Geister nicht so beschäftigen wie bei uns. Wohl hat es auch dort Historiker gegeben, die mit dem Rassenbegriff arbeiteten. In der Romantik versuchte man die politische Geschichte Frankreichs und Englands, und besonders die Revolution von 1789 aus dem Machtkampf zwischen einer Eroberer-Rasse und den Unterworfenen zu verstehen. Aber diese Theorien waren kurzlebig. Es widerstrebt dem französischen Geist, die Geschichte aus einem Determinismus der Natur — sei es des Klimas, des Bodens oder des Blutes — zu erklären. Gobineaus Rassentheorie blieb unbeachtet. Niemand wird bestreiten, daß sich uns vieles an der französischen Geschichte erhellen würde, wenn wir die Wirkung des Blutsfaktors sicher zu bestimmen vermöchten. Aber eben diese Sicherheit fehlt vollkommen.

Es ist besser, diese Lücke unserer Erkenntnis zuzugeben, als sie durch Wunschbilder und Phantasiekonstruktionen auszufüllen. Aber ganz abgesehen davon spielt die Rassenfrage aus einem rein psychologischen Grund in Frankreich eine sehr unbedeutende Rolle. Der Franzose hat kein Rassenbewußtsein und keinen Rasseninstinkt. Er versteht zum Beispiel nicht die rein blutsmäßige Abwehrreaktion des Deutschen und des Angelsachsen gegen die farbigen Rassen. Dieses psychologische Unverständnis geht selbst sicher wieder auf Dinge physiologischer Natur zurück, deren Dunkel sich kaum wird erhellen lassen. Aber wie dem auch sei: das Fehlen dieses Sensoriums für Blutsunterschiede ist ein Zug des französischen Bewußtseins, der dem fremden Beobachter auffällt und den man berücksichtigen muß, um die französische Nationalideologie zu verstehen. Ein politisch linksstehender Publizist, Jean Finot, hat vor einigen Jahrzehnten ein Buch über „Das Rassenvorurteil" geschrieben, um die Rassenlehren an ihren Widersprüchen ad absurdum zu führen, weil sie für den humanitären, rationalistischen Zivilisationsbegriff ein Ärgernis sind; das Aufklärungsideal der Vernunft und Menschheit verträgt die Vorstellung von einer Verschiedenwertigkeit der Rassen nicht. Aber nicht minder bemerkenswert ist die Tatsache, daß auch die Historiker und Ideologen der Rechten, Konservative und Royalisten, vom Rassenbegriff nichts wissen wollen. Die Rasse erscheint ihnen als Minderwertiges im Vergleich zur Nation. Sie sehen die vielfältige Blutmischung, die Rassenkreuzung als einen Vorzug Frankreichs an. Frankreichs Ruhm erblicken sie darin, daß es die verschiedenen Rassen zu verschmelzen und sie mit einem gemeinsamen Glauben und einem einheitlichen nationalen Willen zu erfüllen wußte. Frankreich erscheint so dem Franzosen als ein Kunstwerk, das Menschenhand und Menschengeist in bewußter, ununterbrochener Arbeit aus dem Stoff der Natur geformt haben. Wie der französische Boden langsam die Züge einer „geographischen Persönlichkeit" angenommen hat, so begreift sich Frankreich auch in seinem geschichtlichen Werden als Person. Michelet hat das berühmte Wort gesagt: „L'Angleterre est un empire; l'Allemagne un pays, une race; la France est une personne. La personnalité, l'unité, c'est par là que l'être se place haut dans l'échelle des êtres." Aber auch dieser Personalismus des französischen National- und Kulturbewußtseins nährt sich aus der Erde Frankreichs und aus der pflanzenden, bauenden Arbeit der Geschlechterfolgen.

Italiens Anteil am Völkerbund.

Von Graf *Antonio Cippico,*
Mitglied des italienischen Senats.

In einer Zeit, die weit hinter uns und unserer modernen Geschichte zurückliegt, in der es weder Telegraph noch Telephon, weder Radio noch Eisenbahn, weder Autos noch Dampfschiffe, noch die große Presse gab, wußte die zivilisierte Menschheit von den Vorgängen in der großen Welt mehr, als es heute der Fall ist. Die Erde ist kleiner geworden, der Rhythmus des modernen Lebens rascher, die Verbindungen von Staat zu Staat, von Kontinent zu Kontinent schneller, aber in den Jahren der französischen Revolution wußte man in England, Italien und Deutschland besser, was in Frankreich vorging, als man zum Beispiel über die Vorgänge in Rußland seit dem Frieden von Brest-Litowsk bis heute zu erfahren vermag.

Es scheint, als ob ein großer dunkler Vorhang vor unseren Augen die täglichen Ereignisse in diesem großen und nicht fernen Land, das in Wirklichkeit weder europäisch noch asiatisch ist, verbirgt. Warum ist dies der Fall? Es wäre müßig, nach Gründen zu suchen, die man vielleicht unter Berücksichtigung des besonderen Charakters dieser beinahe statischen Revolution und der fatalistischen Psychologie des 130 bis 150 Millionen zählenden Volkes zu erraten vermag.

Was geht heute in Rußland innerhalb seiner fest verschlossenen Grenzen vor? Nur hier und da fällt von Zeit zu Zeit, dank der internationalen bolschewistischen Propaganda im Ausland ein schwaches Licht auf die Umrisse des inneren Lebens des Landes. Dasselbe gilt für andere Länder, die uns näher sind. Selbst solche Staaten, die allen geistigen Strömungen offen sind und jede objektive Untersuchung ermöglichen, scheinen sich der leidenschaftslosen Kenntnis der öffentlichen Meinung der Welt zu entziehen. Ein solches Phänomen läßt sich vielleicht auf die Tatsache zurückführen, daß die internationale Presse, dem morbiden Geschmack einiger seiner Leser zu Gefallen, allzu leicht dazu neigt, bei der Beschreibung des politischen, sozialen und wirtschaftlichen Lebens solcher Länder zahlreiche widersprechende, parteilich gefärbte Nachrichten zu veröffentlichen.

Wir wollen Italien als Beispiel nehmen. Wieviele Leser der internationalen Zeitungen haben einen klaren Begriff von dem erstaunlichen Aufleben dieses Landes, da sie ihre Kenntnis aus den täglichen Schmähungen und bitteren Angriffen, die noch immer ein Teil der Presse veröffentlicht, schöpfen? Die Welt müßte endlich einsehen, daß die fascistische Bewegung, die Italien sowohl vom Bürgerkrieg wie von einer sehr wahrscheinlichen bolschewistischen Revolution befreite, einen neuen Typus der sozialen und moralischen Disziplin darstellt und gleichzeitig das Muster einer wunderbaren staatlichen Organisation ist. Eine solche Bewegung, die das italienische Leben, seitdem sie vor fünf Jahren zur Macht gelangte, mit einem neuen Geiste erfüllte, müßte jedem in ihrem wirklichen Lichte erscheinen, nicht nur als ein vorübergehendes politisches Phänomen, das seine Existenz der tyrannischen Herrschaft einer einzelnen Partei verdankt, sondern als ein Streben, das aus der Einmütigkeit von mindestens 40 Millionen Italienern gewachsen ist. Wieviele Male hat ein Teil der Presse im Laufe der fünf Jahre die ungeheuerlichsten Prophezeiungen eines politischen Zerfalls, einer Gegenrevolution und eines finanziellen Zusammenbruchs, die unser Land bedroht haben sollen, veröffentlicht. Italien hatte nie eine festere Regierung als heute. Ich weiß nicht, wie viele andere Länder sich einer ähnlichen politischen Einmütigkeit des Volkes oder einer ähnlichen Festigkeit der Regierung rühmen können. Eine der typischen Schmähungen, die noch in einigen interessierten politischen Kreisen des Auslandes verbreitet sind, betrifft Italiens Einstellung zum Völkerbund. Unser Land ist, wie jeder wissen sollte, einer der wesentlichen Faktoren des Völkerbundes. Es hat den aktivsten und ehrlichsten Anteil an seiner Schaffung und Gründung gehabt. Es ist seit diesen acht Jahren, seitdem der Völkerbund ins Leben gerufen wurde, kein Tag vergangen, an dem nicht Italien die ganze Fülle seiner Anteilnahme und seines Interesses an dem Werk von Genf bewiesen hätte. Die folgende enthusiastische Schilderung der Wichtigkeit des Völkerbundes, die ich hier anführen möchte, weil sie von den meisten anscheinend vergessen wurde, stammt aus dem Munde des treuesten und maßgebendsten Mitgliedes unserer Delegation, des Senators Scialoja. „Wir müssen zugeben, daß die Organisation des Völkerbundes unter den Bedingungen und Tendenzen des augenblicklichen politischen und sozialen Lebens leidet, aber wir dürfen nicht vergessen, daß gerade zu einem Zeitpunkt, in dem die internationalen Beziehungen sich als die schwächsten erweisen, es unsere Pflicht ist, am stärksten am Völkerbund festzuhalten, der trotz seiner unvermeidlichen Schwäche das mächtigste heute vorhandene Element der Bindung zwischen den Völkern ist. Wir wollen uns daher mit unserer ganzen Kraft zu ihm bekennen. Wir wollen mit einer tiefen, ja ich möchte fast sagen, religiösen Liebe an dem Bande festhalten, das uns alle bindet, das geheiligt ist durch die idealen Intentionen, die zur Schöpfung des Völker-

bundes führten, und noch mehr durch die hohe Bestimmung, die seiner in Zukunft wartet. Aber hat der Völkerbund wirklich so wenig getan? Ich glaube, es ist die Zeit gekommen, um die Demut des sich Entschuldigenden abzulegen, der die Nichterfüllung seiner Pflicht zu rechtfertigen sucht, und ohne Ruhmsucht die entschiedene Sprache dessen zu führen, der weiß, daß er trotz der ungeheuren Schwierigkeiten seiner Zeit sich ein Verdienst an der Welt und der Menschheit erworben hat." Mein Freund Senator Scialoja genießt den Ruf eines Skeptikers bei denen, die ihn nicht genau kennen. Ich glaube nicht, daß je ernsthaftere, würdigere und einer Sache ergebenere Worte von den fanatischsten Anhängern des Völkerbundes gesprochen wurden, um seine universelle Bedeutung hervorzuheben. Aber Senator Scialoja, wie auch alle anderen Delegierten der italienischen Regierung sowohl im Völkerbundsrat wie in der Vollversammlung gehören nicht zu denen, die die Vogel-Strauß-Politik treiben und den Kopf im Sand verstecken, sobald eine wirkliche oder scheinbare Gefahr am Horizont auftaucht und sich damit begnügen, ihren Eifer in pathetische wirklichkeitsferne Phrasen umzusetzen und utopische, himmelstürmende Pläne auszusinnen.

Die Italiener des alten und neuen Italiens, die einer Rasse angehören, die auf 3000 Jahre einer arbeitsreichen Zivilisation zurückblickt, gelten heute noch als das Volk, das zur Realpolitik neigt. Wenige andere Völker geben und gaben der Welt so viele Idealisten, Mystiker und Träumer wie Italien. Vom heiligen Thomas von Aquino bis zu Franz von Assisi, von Tommaso Campanella bis zu Giuseppe Mazzini ist der Fortschritt seiner Geschichte von wahren Fackelträgern, die die Suche nach dem Ideal auf unserer Erde verfolgten, vorangetragen worden. Die Italiener sehen die Tatsachen der zeitgenössischen Geschichte von einem fast objektiven Standpunkt an. Ihre Füße sind fest gegen den Erdboden gestemmt und ihre Augen zu den Sternen gerichtet. Andere Völker ziehen es vor, das Leben und die Probleme der Völker unter eigenen politischen Aspekten, von einem ganz verschiedenen Gesichtspunkten aus zu betrachten, und bauen ihr Gebäude internationaler Systeme auf Sand.

Unser größter Dichter Dante Alighieri gab den Italienern nicht nur ihre forma mentis und ihre Sprache, sondern lehrte sie auch aufzubauen, dall' umano al divino, von der Erde zum Himmel und nicht vom Göttlichen zum Menschlichen, wie es andere Völker zu tun pflegen. Man kann, ohne einer unbescheidenen Prahlerei beschuldigt zu werden, sagen, daß Italien dem Völkerbund ein nicht unwichtiges Element von logisch klarer Einsicht und juristischem Gleichgewicht brachte. Da Worte jedoch nicht genügen, um die Wahrheit einer solchen Behauptung zu beweisen, will ich versuchen, den Anteil an politischer Erfahrung und politischem Takt zusammenzufassen, den Italien zu

der keineswegs leichten Arbeit des Völkerbundes im Laufe der letzten acht Jahre beitrug. Ich will zum Beispiel auf seine Stellung im Internationalen Schiedsgerichtshof hinweisen, wie sie einer unserer Delegierten im Jahre 1920 präzisierte. Das neue internationale Gesetz, das durch die Satzungen des Völkerbundes geschaffen wurde, findet heute seinen logischen und juristischen Ausdruck in der Institution des permanenten internationalen Schiedsgerichtshofes. Kein Gesetz kann existieren ohne aufgezwungen zu werden, und das Gesetz wird um so vollkommener, je vollkommener die Mittel zu seiner Durchführung werden. Das Ideal, das wir anstreben, wird an dem Tage seine Erfüllung erleben, an dem die Streitigkeiten zwischen den Völkern durch den Urteilsspruch der Richter geregelt sein werden. Die feierliche Kodifizierung dieses internationalen Völkerbundsrechts wird hoffentlich den Wendepunkt einer neuen Aera in der Geschichte der Völker bedeuten. Ich möchte nur daran erinnern, daß Italien an der Spitze dieser Bewegung schon während der Haager Konferenz im Jahre 1907 stand. Es unterstützte durch seine Abstimmung die Staaten, die sich dem obligatorischen Urteilsspruch des Gerichtshofes für alle Streitigkeiten unterwarfen. Mit demselben Ziel vor Augen schloß Italien einige allgemeine Schiedsgerichtsverträge, als deren Basis es die Prinzipien der Kompetenz in allen juristischen Fragen ohne Ausnahme festlegte, während es zugleich das Recht des Schiedsgerichtshofes selbst, das Gesetz und seine Kompetenzen zu umschreiben, anerkannte. Wir gingen sogar noch weiter. Wir haben mit Dänemark und den Niederlanden Verträge geschlossen, in denen wir die Möglichkeit offen ließen, daß auf Wunsch eines der in den Streitfall verwickelten Staaten der Urteilsspruch des Schiedsgerichtshofes angerufen werden kann. Diese Maßnahme entspricht einem obligatorischen Schiedsgerichtsverfahren. Italien hat in seinem Entwurf der Völkerbundssatzungen die Heraushebung gewisser Fälle verlangt, in denen der Schiedsgerichtshof auf Wunsch nur einer der beiden Parteien als maßgebend anerkannt werden könnte. In den Zusätzen zu dem ersten Entwurf der Juristenkommission in Haag hat die italienische Regierung vorgeschlagen, die Kompetenz des Schiedsgerichtshofes durch besondere Vereinbarungen zu erweitern, die in Wirklichkeit dem System entsprechen, das im Artikel 36 enthalten ist.

Als während der langen Verhandlungen über das Protokoll mit seinen drei Prinzipien der Sicherheit, des Schiedsgerichts und der Entwaffnung der Präsident unserer Delegation Salandra der Versammlung den Schiedsgerichtsvertrag unterbreitete, der zwischen Italien und der Schweiz im Jahre 1927 geschlossen wurde, war es keine Überraschung für diejenigen, die Italiens Haltung zur Schiedsgerichtsfrage kannten. Dieser Vertrag ist durch ein Vergleichs- und Schiedsgerichtsverfahren gekennzeichnet, das großzügiger ist als irgendein anderes

bis jetzt geschlossenes Abkommen. Als zum erstenmal das Schiedsgerichtsverfahren als Mittel zur Regelung internationaler Streitfragen anerkannt und von dem internationalen Gesetz angenommen wurde, gelang es dem Schiedsgerichtshof, durch einen großen italienischen Anwalt, Graf Sclopis, die berühmte Frage von Alabama zu lösen, und zwar spielte sich dieser Vorfall in Genf im Jahre 1872 ab. Die Schiedsgerichtsklausel wurde seit jener Zeit in eine ganze Anzahl von Verträgen eingefügt, die teils neu geschlossen, teils erneuert wurden, hauptsächlich mit Frankreich im Jahre 1903 und mit England im Jahre 1904.

Der Präsident der italienischen Delegation, der mit berechtigtem Stolz diese italienischen juristischen Traditionen betonte, stellte fest: „Wir dürfen uns nicht verheimlichen, daß es weder uns noch irgend jemand anderem je möglich sein wird, die Pflicht der Aufrechterhaltung dieser Kräfte aufzugeben, die zur Gewährleistung der Sicherheit und Unabhängigkeit jedes Staates notwendig ist. Das Problem der Entwaffnung kann daher nicht von dem der Sicherheit getrennt werden. Keine andere Großmacht hat in demselben Maße wie Italien nicht nur mit Worten, sondern auch mit Tatsachen seinen Friedenswillen bewiesen. Unser Land hat seine bewaffneten Kräfte auf das Minimum reduziert, und ging darin weiter als jede andere Macht. Es hat bei dem Völkerbund in den letzten Jahren nicht weniger als 147 internationale Verträge registrieren lassen. Das System der Sanktionen wird dem System der Urteilssprüche folgen, aber die genaue Kenntnis der Ursache der Konflikte muß die Voraussetzung dazu bilden." Als Senator Scialoja bei einer wichtigen Sitzung der Völkerbundsversammlung diese Worte sprach, fügte er hinzu: „Wir können nicht an die Möglichkeit einer Kristallisierung der Menschheitsgeschichte glauben..... Ich bin überzeugt, daß der Völkerbund in erster Linie ein mächtiges Organ des menschlichen Gewissens ist; und aus diesem Grunde ist seine Schaffung eine Wohltat für die Zivilisation. Er hat häufig durch seine Klugheit und seine moralische Macht ernste Konflikte vermieden. Er hat eine wirksame Zusammenarbeit aller Staaten an der Lösung der Fragen von allgemeinem Interesse ermöglicht."

Eine Entwaffnung des menschlichen Geistes muß vor sich gehen, bevor man zur Abrüstung bewaffneter Kräfte schreiten kann. Wir wollen daher nach Mitteln suchen, um in erster Linie diese unbewaffneten Kräfte niederzuringen, diese wirtschaftlichen Schranken, die die Völker voneinander trennen, die Schutzzollwälle, die errichtet sind, um das freie Spiel der menschlichen Energie zu verhindern. Diese Schranken sind die gefährlichsten für den Frieden der Welt. Sie enthalten viel mehr Hinterhälte und gefährliche Möglichkeiten als die mächtigsten bewaffneten Bollwerke. Der wirtschaftliche Protektionismus bedroht die Welt heute mehr als die gewaltigen Armeen, die in dem letzten Weltkriege miteinander gekämpft haben. Italien, das Land dem

die Rohstoffe fehlen, hat diese Gefahren mit besonderer Sorge verfolgt und begrüßte dann die Untersuchung der Weltwirtschaftslage, die auf die Initiative des Völkerbundes zurückzuführen ist. Wir wollen hoffen, daß die Konferenz, die am 17. Oktober beginnen wird, eine befriedigende Lösung der Probleme der Schutzzölle und der Einschränkung der internationalen Ein- und Ausfuhr finden wird.

Um seine Ergebenheit für die Sache des Friedens und der Gerechtigkeit zu zeigen, selbst auf dem Gebiet des bürgerlichen Gesetzes, hat Italien dem Völkerbund angeboten, ein Institut zur Vereinheitlichung des bürgerlichen Rechtes zu schaffen, das demnächst in Rom ins Leben gerufen wird. Außerdem hat die italienische Delegation jede Frage, die sowohl einen politischen wie legalen Charakter hatte und die sich zu einer Gefahr für den Weltfrieden auszuwachsen drohte, zu einem höchst wertvollen und uneigennützigen juristischen Ausgleich gebracht. Ich will hier nur als eine der vielen die wichtige Frage der Saar und Danzigs erwähnen.

Eine der charakteristischsten Institutionen des Völkerbundes ist die Mandatsverwaltung. Das Mandatssystem hat seinen Ursprung in den Völkerbundssatzungen, und obwohl sich gewisse Analogien im internationalen Gesetz finden, ist es im wesentlichen eine vollkommene Neuerung. Italien hat zu der Entwicklung dieses Systems viel beigetragen, und zwar durch seine aktive Beteiligung an der Arbeit der permanenten Mandatskommission, die von dem Völkerbundsrat ins Leben gerufen wurde, um die Verwaltung der Kolonien zu beaufsichtigen, die in der Hand jener liegt, denen die Vormundschaft über die Völker, die noch nicht imstande sind, sich selbst zu regieren, anvertraut wurde. Einem Italiener fiel die Ehre zu, dieser Kommission zu präsidieren, die ihrer Aufgabe mit Verständnis, Takt und Unparteilichkeit gerecht wird und auf diese Weise das Mandatssystem davor bewahrt hat, eine Art von verschleierter Annektion zu werden.

Eine der Fragen des Völkerbundes, die das Weltinteresse leidenschaftlich erregt haben, ist die der Sklaverei. Die Bemühungen des Völkerbundes sind auf die Aufhebung der noch vorhandenen Formen der Leibeigenschaft gerichtet, die unsere Zivilisation nicht länger dulden kann. Italien, das auf dem Feld seiner kolonialen Tätigkeit schon seit langem im großzügigsten Sinne das Prinzip der menschlichen Freiheit durchgeführt hat, nahm an der Fassung der Konvention regen Anteil, die in dem letzten Jahre von der Vollversammlung angenommen wurde, und unterschrieb sie sofort. Ich möchte noch ein anderes wichtiges humanitäres Projekt erwähnen, das auf die Initiative der italienischen Delegation zurückzuführen ist, und zwar den Plan der notwendigen ersten Hilfe im Falle öffentlicher Katastrophen. Das Projekt, das Senator Ciraolo nach vielen Jahren lebhafter Auseinandersetzungen unterbreitete, ist in letzter Zeit von der Vollversammlung angenommen

worden, und sobald es seine Durchführung erfährt, wird es eine Ursache berechtigten Stolzes für alle treuen Freunde des Völkerbundes bilden.

In dieser schnellen und flüchtigen Zusammenfassung des Anteils Italiens am Völkerbund will ich nur noch erwähnen, daß dieses Land eine große Anzahl von Konventionen des Internationalen Arbeitsamtes gezeichnet hat. Wenn diese praktische Mitarbeit und diese Fülle von Initiativen, die sicher nicht geringer sind als die der andern Mitglieder des Völkerbundes, das Ergebnis einer Gleichgültigkeit oder des Skeptizismus sein sollen, so möchte ich die Frage aufwerfen, auf welche Weise und mit welchen Mitteln es einem Volke gegeben ist, der Sache des Weltfriedens zu dienen. Der Weltfrieden wird nicht durch den Größenwahn einer utopischen Phraseologie erzwungen. Italien diente und dient der Sache nicht mit Worten, sondern mit Taten. Als ein schweigender Handwerker arbeitet es Tag für Tag, trägt Stein für Stein zum Aufbau des Völkerbundes herbei. Die mystischen Anhänger des Völkerbundes, die mit blinder Beharrlichkeit die notwendigen Einschränkungen und die über Genf schwebenden Gefahren übersehen, haben sicherlich weniger für seine Existenz getan. Man tut Italien Unrecht, wenn man seine schweigende und ununterbrochene Arbeit nicht anerkennt, denn es hat mehr als einmal durch seine nützliche Kritik einen neuen Ansporn der Völkerbundsarbeit gegeben und zur Klärung der Ideen beigetragen.

Die Zeit ist der beste Verbündete Italiens, und, wie die Italiener sagen, die Zeit ist ein galant'uomo. Italien, das moderne, das fascistische Italien, fürchtet das Urteil der Nachwelt nicht. Es versucht, die Wirklichkeiten von heute so weit wie möglich mit den Augen der Nachwelt zu sehen, und es läßt sich nicht dadurch beirren, daß sein jetziger Weg ungerecht beurteilt wird, der Weg, der auf eine neue wirtschaftliche und politische Renaissance gerichtet ist und das Ziel erstrebt, seinem Volke größere Achtung und größeren Wohlstand zu sichern, die es einzig und allein durch friedliche Mittel zu erreichen gedenkt.

Die internationale Hochschule in Genf.

Von *Paul Mantoux,*
Direktor des Institut universitaire de Hautes Etudes Internationales.

Es wäre paradox, wenn Genf, Sitz des Völkerbundes, nicht zum besonders bevorzugten Zentrum der internationalen Studien werden würde. Man kennt den Sinn dieser etwas umschreibenden Formel, die einer gemeinsamen Sorge entspricht, die die meisten Völker am Ausgang des großen Krieges empfanden, als sie sich um die Organisierung des Friedens bemühten. In Großbritannien, in Frankreich, in Deutschland, in Holland, in den Vereinigten Staaten wurden Lehrstühle an den Universitäten geschaffen und besondere Institutionen ins Leben gerufen, die den Zweck verfolgen sollten, sei es durch Herbeischaffung des notwendigen Materials und durch Forschungen, sei es durch Vorträge, die methodische Kenntnis der Tatsachen und Probleme der internationalen Politik zu präzisieren und zu verbreiten. Die von Tag zu Tag anwachsenden Bibliotheken des Völkerbundes und des Internationalen Arbeitsamtes ziehen schon heute nach Genf eine ganze Anzahl von Studierenden. Während der Sommermonate hat die Schule der internationalen Beziehungen, die von den Völkerbundsligen und der amerikanischen Non-partisan Association gegründet wurde, wie auch das Bureau de Hautes Etudes Internationales, das mit so viel Liebe von Professor Zimmern geleitet wird, einer immer zahlreicheren Zuhörerschaft erlaubt, den Vorträgen der bedeutendsten Persönlichkeiten aller Länder — aus Universitäts- und Schriftsteller- wie auch aus politischen Kreisen — beizuwohnen und sich über die vielfältigen Fragen des zeitgenössischen politischen und wirtschaftlichen Lebens zu informieren. Das, was Genf noch fehlte, war eine Hochschule, an der die Studenten eine kontinuierliche Arbeit unter der Führung einer ständigen Gruppe von Professoren leisten könnten, wie es bei der Universität der Fall ist: ein Laboratorium, in dem sie in die Methoden einer objektiven Forschung auf einem Gebiet, wo sie zugleich so schwierig und so notwendig ist, eingeweiht würden. Das ist die Aufgabe, die sich die internationale Hochschule (Institut de Hautes Etudes Internationales) gestellt hat, die dank der Initiative einiger, dem großen

Werke der Versöhnung und des Zusammenschlusses der Völker mit ganzer Seele ergebener Menschen und dank der Unterstützung des Laura Spelman Rockefeller Memorial in der Stadt gegründet wurde, die zum Zentrum dieses Werkes geworden ist.

Es handelt sich nicht darum, in Genf das zu wiederholen, was an anderen Stellen mit allen Mitteln, die den großen Städten und den mächtigen Universitäten zur Verfügung stehen, unternommen wurde, sondern aus den einzigartigen Bedingungen, die Genf selbst bietet, den Vorteil zu ziehen. Genf ist — ohne den Charakter der alten Republik, die auf ihre Jahrhunderte alten Kämpfe um die politische und religiöse Freiheit stolz ist, einzubüßen — zu einer internationalen Stadt geworden, in der sich das internationale Leben konzentriert und sich seiner selbst bewußt wird. Die erste Aufgabe des ins Leben gerufenen Instituts besteht darin, zum Studium der internationalen Organisationen, ihres Aufbaus und ihrer Tätigkeit beizutragen. Dem Institut stehen da andere Mittel zur Verfügung als die bloßen Berichte, es bietet die direkte Beobachtung, unmittelbaren Kontakt mit den Menschen und den Wirklichkeiten. Es wird den Studenten Gelegenheit gegeben, zu sehen und zu beobachten, ebenso wie zu lesen und nachzudenken. Ich möchte hier eine persönliche Erinnerung einfügen: Als ich im Anfang meiner Laufbahn nach England ging, um mich dort geschichtlichen Studien zu widmen, waren die Stunden für mich am fruchtbarsten, die ich in den Industriestädten verbrachte, bei den Arbeiterführern, oder die ich sogar auf das Beobachten von Fußball- oder Cricketmatches verwandte, wie zum Beispiel jenes beinah zum historischen Ereignis gewordenen, als zum erstenmal die australische Mannschaft die englische Mannschaft schlug . . .

Das Institut würde sich eine zu eng umgrenzte Aufgabe stellen, wenn es in dem Studium des Völkerbundes und seiner Hilfsorgane aufgehen würde. Der Rahmen des Völkerbundes umfaßt noch nicht alle internationalen Probleme, und selbst die Fragen, die die Völker angehen, die heute schon Mitglieder des Völkerbundes sind, haben ihren Ursprung und ihre Ursachen in der weiten Welt. Gerade infolge der ungeheuerlichen Ausbreitung seines Studienfeldes muß das Institut seinen Arbeiten sehr strenge Grenzen auferlegen. Es wird sich ausschließlich der Kenntnis der Gegenwart, des Zeitraumes, der seit den großen Erschütterungen, die vor unseren Augen die Kontinente bis auf die Grundfesten aufwühlten, datiert. Es wird die Geschichte nur als Mittel der Erklärung benutzen. Es wird sich, soweit dies möglich ist, auf die Beobachtung und die Prüfung der Tatsachen beschränken, was jedoch nicht sagen soll, daß unsere Hochschule die Theorien und Lehren, die an sich Tatsachen sind, zu übersehen beabsichtigt. Es ist die Aufgabe des Institutes, auf die Ereignisse und Ideen, die am besten dazu geeignet sind, Leidenschaften zu erregen, die kritische

Methode anzuwenden, und das einzige Prinzip, von dem es sich leiten läßt, ist das der intellektuellen Ehrlichkeit, und nur das kann ihm den internationalen Charakter verleihen, den es erstrebt.

Der internationale Charakter ist auch aus der Zusammenstellung des Lehrpersonals ersichtlich, das im Anfang seiner Wirksamkeit noch beschränkt sein muß. Das Exekutivcomité, dem die Verwaltung des Institutes obliegt, umfaßt neben den Vertretern der Bundesregierung des Kantons und der Universität zwei ausländische Persönlichkeiten, einen schwedischen Juristen und Staatsmann, Unden, und einen amerikanischen Gelehrten, Vernon Kellogg, — und das ist nur der Anfang. Sein Direktor ist ein Franzose, seine ständigen Professoren sind ein Schweizer, ein englisch sprechender Canadier, und bald kommt noch ein Deutscher hinzu. Dieses sehr knappe Lehrpersonal, das sich mit der ständigen Leitung der Studien befassen soll, wird durch andere Elemente verstärkt werden, deren Anwesenheit den internationalen Charakter des Unternehmens noch erhöhen wird.

Das Institut hat sich unter den Mitgliedern der größten Institutionen, die ihren Sitz in Genf haben, jetzt schon die Zusammenarbeit derjenigen Persönlichkeiten gesichert, deren große Erfahrung besonders wertvoll ist. Eine Reihe von bemerkenswerten Persönlichkeiten hat sich außerdem bereit erklärt, dem Institut ihr bewährtes Wissen zur Verfügung zu stellen, und ein ganzer Völkerbund ist durch Männer wie Politis, Erich und Loucheur, die Professoren Schücking, Toynbee, Jèze und Einaudi in unserem Institut vertreten.

Es handelt sich hier keineswegs um die Vermittlung eines enzyklopädischen Wissens. Das Institut erwartet von den Universitäten, daß sie ihm Studenten mit absolviertem Lehrgang zur Verfügung stellen, die fähig sind, selbständig zu arbeiten. Auf seinem dreifachen Gebiet, dem politischen, dem juristischen und dem wirtschaftlich-sozialen, wird das Institut durch Vorträge, deren Themen sich von Jahr zu Jahr verändern, die Kenntnis besonderer Fragen vermitteln. Ein Teil des Programms wird sich in Seminaren, in denen sich Professoren und Studenten um einen Tisch gruppieren, abwickeln. Man wird der individuellen Arbeit mit Unterstützung der Professoren, deren Rolle in erster Linie darin bestehen wird, die jungen Menschen bei ihrem Studium zu leiten, viel Platz einräumen.

Diese Arbeit muß bei fortgeschrittenen Studenten die Form einer eigenen Forschung annehmen und zur Veröffentlichung der eigenen Ergebnisse führen. Das ist der Ehrgeiz des Institutes und wird auch die beste Rechtfertigung seiner Existenz und seiner Bemühungen sein. Schon heute ist kein Mangel an Material, und die Zukunft eröffnet uns in dieser Hinsicht noch viel größere Perspektiven. Das wunderbare Geschenk, das der Völkerbund zur Unterstützung seiner Bibliothek bekommen hat, wird aus ihr in wenigen Jahren ein unvergleichliches Arbeitsinstrument zum Studium der Fragen von internationalem Inter-

esse machen. Diese Schenkung, die so schnell auf die Gründung des Institutes folgte, ist von dem Wunsche getragen, eine Vereinigung des internationalen Geistes und der wissenschaftlichen Methoden sich in Genf vollziehen zu sehen.

Die Worte Wissenschaft und wissenschaftliche Methode dürfte man nicht leichtsinnig verwenden, hauptsächlich wenn es sich um das Studium der kompliziertesten Fragen der Menschheit handelt, der Probleme, die am meisten von einem Netz der widersprechendsten Leidenschaften durchdrungen sind. Nicht alles, was sich in Zahlen äußert, ist Mathematik. Wir wissen am besten, wie man Statistiken anwenden kann, und wie man es manchmal tut. Es wäre ebenso gewagt, den internationalen Geist zu verkünden, ohne zu wissen, wozu man sich eigentlich verpflichtet. Es ist nichts leichter, als sich über seine eigene unparteiliche Einstellung Illusionen zu machen. Und doch, wenn wir wollen, daß das internationale Leben sich organisiert, daß die Welt nicht wieder in blinde, aussichtslose Kämpfe verfällt, wenn wir anstreben, daß sich das große Experiment des Völkerbundes mit der größten Aussicht auf Erfolg verwirklicht, müssen wir daran arbeiten, um Menschen heranzubilden, die fähig wären, die internationalen Probleme mit gutem Glauben an Hand des gegebenen Materials zu studieren. Der gute Glaube und der gute Wille sind Geschwister, und der Frieden wurde den Menschen versprochen, die guten Willens sind.

Qualitätsarbeit der deutschen Industrie.

Von Geheimrat *Kastl,*
Geschäftsführendes Präsidialmitglied des Reichsverbandes der Deutschen Industrie.

Mit der fortschreitenden kulturellen Entwicklung hat auch das Prinzip der Qualitätsarbeit in allen Kulturländern eine wachsende Bedeutung erlangt. Wir verstehen unter Qualitätsarbeit die Herstellung einer Ware oder die Vollbringung einer Dienstleistung, die den höchsten Anforderungen des Verbrauchers jeder Art genügt und insbesondere allen Ansprüchen hinsichtlich der Zweckmäßigkeit, Zuverlässigkeit, Brauchbarkeit, Preiswürdigkeit, sowie des Geschmacks und der Form entspricht. In der Wirtschaftsgeschichte kann man eine von Kulturstufe zu Kulturstufe steigende Verfeinerung der Ansprüche der Konsumenten beobachten. In wachsendem Umfange wurde ein Qualitätscharakter verlangt. Die volkswirtschaftliche Funktion eines Gutes, einer Ware oder einer Dienstleistung, ist mit wachsender Zivilisation von der dem betreffenden Gute innewohnenden Qualität immer abhängiger geworden. Die Bedeutung von Stoff und Form führte im Gegensatz zu der rohen, primitiven Gebrauchsschätzung bei kulturell noch unentwickelten Völkern zu höchst verfeinerten, differenzierten und auch ganz neuen Wertbegriffen in den modernen Wirtschaften. Diese Wertbegriffe, aufgebaut auf einem wissenschaftlich und technisch feindurchdachten System der Qualitätserkenntnis und Qualitätsprüfung, sind heute Gemeingut aller an der Produktion und dem Verbrauch beteiligten Länder geworden. Die Entwicklung des Warenaustausches in der Weltwirtschaft, die erst einen internationalen Qualitätsvergleich ermöglichte, hat dazu geführt, daß die Qualitätskritik des Verbrauchers nicht bei Vergleichen zwischen einheimischen Waren oder Dienstleistungen stehen blieb, sondern in gleicher Weise auch die Güte ausländischer Waren in die Beurteilung hineinbezog.

Die drei großen Produktionsfaktoren jeder Wirtschaft sind der Boden mit seinen Schätzen, das Kapital und die Arbeit. Der Reichtum jeder Nation hängt von der Wirkungskraft dieser drei Faktoren ab. Deutschland ist nicht nur nicht mit großen Bodenschätzen gesegnet, sondern der Vertrag von Versailles hat den Verlust wichtiger Rohstoffprovinzen und landwirtschaftlicher Überschußgebiete gebracht. Das mobile und immobile Kapital in der deutschen Wirtschaft ist im letzten Jahrzehnt den schwersten Erschütterungen ausgesetzt gewesen, wie sie in diesem Umfange wohl keine Wirtschaft der Welt jemals durchgemacht hat. Der trotz einer sichtbaren Verbesserung immer noch bestehende starke

Mangel an Eigenkapital führt zwingend dazu, daß im heutigen Deutschland dem Produktionsfaktor „Arbeit" eine ganz besonders wichtige Rolle zufällt. Unter den vielen Arten der Arbeit, die die Wirtschaftstheorie und Wirtschaftspraxis aufweist, ist die Art der Arbeit von ausschlaggebender Bedeutung geworden, die dem bearbeiteten Stoff den größtmöglichen Nutzeffekt gibt, nämlich die Qualitätsarbeit im subjektiven Sinn. Ihr Produkt ist die Qualitätsarbeit im objektiven Sinn. Der Mangel vieler natürlicher Reichtumsbedingungen in Deutschland, die anderen Ländern schon von vornherein größere wirtschaftliche Wohlstandsmöglichkeiten verschaffen, wird in seiner die Notwendigkeit der Qualitätsarbeit bestimmenden Wirkung sowohl durch die Lebenshaltungsansprüche der breiten Massen des deutschen Volkes wie durch den für Deutschland bestehenden Exportzwang bestärkt. Die Tatsache, daß die breiten Massen einen hohen Qualitätsanspruch erheben, ist kulturell durchaus erfreulich, wünschenswert und berechtigt. Es kann und darf keinen Unterschied geben im Qualitätsbegriff der Ware für Verbraucher mit niedriger und hoher Kaufkraft. Gerade der Verbraucher mit geringer Kaufkraft ist auf Qualitätsware angewiesen.

Deutschland führte in den Jahren 1925, 1926 und im ersten Halbjahr 1927 insgesamt für fast 10 Milliarden Mark Lebensmittel und Getränke, für annähernd 15 Milliarden Mark Rohstoffe und halbfertige Waren und für fast 4½ Milliarden Mark fertige Waren aus dem Auslande ein. Es ist sicher richtig, daß in diesen Milliardensummen nicht unbeträchtliche Ausgaben für solche Waren stecken, die in Deutschland überhaupt nicht produziert werden können. Dies trifft insbesondere für die Gruppe Rohstoffe zu. Aber in den anderen Gruppen sind zweifellos enorme Einfuhrmengen darauf zurückzuführen, daß der deutsche Abnehmer (Produzent höherer Stufe, Handel oder Konsument) der ausländischen Ware, vielfach irrtümlich, aber auch teilweise vielleicht mit Recht, den Qualitätsvorzug beimaß. Die Ersetzung der Einfuhr durch Binnenproduktion greift selbstverständlich sehr erheblich über die Frage der Qualitätsproduktion hinaus. Gleichwohl kann man feststellen, daß eine immer weiter um sich greifende Anerkennung des Qualitätsprinzipes auch in bezug auf die Verringerung der Einfuhr eine sehr erhebliche Wirkung hätte. Zahlreiche Beispiele könnten hierfür angeführt werden. Ich möchte nur auf eine ganz besonders wichtige Erscheinung hinweisen. Wir haben, wie schon erwähnt, in den Jahren 1925 und 1926 und im ersten Halbjahr 1927 für über 9½ Milliarden an Lebensmitteln eingeführt. Das ist fast genau der dritte Teil unserer gesamten Wareneinfuhr. Auf die hauptsächlichsten landwirtschaftlichen Lebensmittel entfallen davon allein über 6 Milliarden, z. B. auf Getreide 2,2 Milliarden, Müllereierzeugnisse 220 Millionen, Gemüse und Obst 830 Millionen, frische Kartoffeln 110 Millionen, Fleisch, Speck, Wurst 660 Millionen, Fische 320 Millionen, Milch 90 Millionen, Butter

860 Millionen, Käse 312 Millionen, Eier 640 Millionen Mark. Ich will nicht behaupten, daß alles in Deutschland erzeugt werden könnte, sicher ist aber, daß der größte Teil davon im Inland produziert werden kann. Es ist auch kein Zweifel, daß diese Inlandsproduktion leicht abgesetzt werden könnte, wenn mehr als bisher Wert auf eine preiswerte, den höchsten Anforderungen an Qualität gewachsene standardisierte Ware gelegt werden würde. Die Qualität in der Erzeugung wird aber allein nicht genügen, es muß auch hinzukommen die Qualitätsleistung in der Verteilung der Produktion, die kaum auf irgendeinem Gebiete wichtiger ist, als gerade auf diesem. Wir hören dauernd aus landwirtschaftlichen Kreisen von der Schwierigkeit eines rentablen Milchabsatzes, weil ein starkes Überangebot vorliegt. Dabei macht die Einfuhr an Butter und Käse in dem genannten Zeitraum über eine Milliarde aus. Es scheint hier doch das starke Eindringen der ausländischen Ware an einem gewissen Qualitätsmangel der inländischen Produktion zu liegen. Das wird von einsichtigen Kreisen in der Landwirtschaft auch zugegeben. Deshalb richten sich die gemeinsamen Bestrebungen der Industrie und der Landwirtschaft durch gegenseitige Hilfeleistung u. a. darauf, gerade diesem Mangel abzuhelfen. Es besteht in Deutschland nirgends ein Zweifel darüber, daß eine Verbesserung unserer Handelsbilanz in einem großen Ausmaß im wesentlichen von einer Erweiterung und Verbesserung unserer Lebensmittelproduktion abhängig ist. Dabei ist es wichtiger, auf Qualität und Preis als auf einen auf die Dauer doch nicht haltbaren Zollschutz zu achten.

Man hat sich in den letzten Monaten in Deutschland sehr intensiv mit der Frage beschäftigt, ob auf die Förderung des Binnenmarktes oder die Förderung des Exportmarktes ein größeres Gewicht zu legen ist. Nach unserer Auffassung müssen auf beiden Gebieten die stärksten Anstrengungen gemacht werden. Für die deutsche Wirtschaft besteht unter den gegebenen Verhältnissen ein starker Exportzwang, und viele Industriezweige hängen in ihrer Existenz von den Möglichkeiten des Exportes ab. Gesamtwirtschaftlich gesehen, liegt aber selbstverständlich ein starker Rückhalt für eine Wirtschaft wie die deutsche in dem Ausbau des Binnenmarktes. Ausschlaggebend ist, daß die Preise infolge der Inlandskonjunktur nicht so steigen, daß der Anschluß an den Weltmarkt verlorengeht.

Für die Gestaltung unserer Ausfuhr ist die Qualität unserer Waren von der allergrößten Bedeutung. Nur durch eine qualitativ hochstehende Produktion können wir die in der Welt bestehenden Absatzschwierigkeiten erfolgreich überwinden und unsere Ausfuhr vermehren. Es ist bekannt, daß die deutsche Ausfuhr in den letzten Jahren im Vergleich zu 1913 höchst unbefriedigende Ergebnisse aufwies. Bei Ausschaltung der Reparationssachlieferungen, deren Exportgegenwert ja nicht der deutschen Volkswirtschaft zufließt, ist nicht nur die Ausfuhr

von Lebensmitteln und Getränken, sondern auch die Ausfuhr von Rohstoffen und halbfertigen Waren und vor allem die Ausfuhr von fertigen Waren in den letzten Jahren erheblich hinter dem Vorkriegsergebnis zurückgeblieben. Eine Abänderung dieses Zustandes begegnet enormen Schwierigkeiten. Vor dem Kriege konnte man mit einer kontinuierlichen Aufwärtsbewegung des Welthandels rechnen, an der, dem Grade nach zwar verschieden, im allgemeinen aber alle Weltwirtschaftsländer profitierten. Gegenwärtig unterliegt der Bedarf des Weltmarktes mengenmäßig noch starken Einschränkungen. In vielen Staaten ist infolge der fortschreitenden, zum Teil künstlich forcierten Industrialisierung das Angebot stark vergrößert worden. Der Außenhandel stößt fast überall auf hohe Zollmauern, die zum Schutz der weit über den Bedarf angewachsenen Industrien errichtet worden sind. Das führt aber mit Notwendigkeit dazu, daß die Wahl des Bezugslandes wesentlich von dem Verhältnis von Qualität und Preis bestimmt wird. Für in- und ausländische Waren gilt in gleicher Weise, daß Massenproduktion und Qualität keine Gegensätze sind und auch nicht sein dürfen. Die Bedarfsdeckung in der ganzen Welt erfordert auch Massenproduktion, und auch diese verlangt ein optimales Produkt.

Der Techniker und der Kaufmann, der Arbeiter und der Unternehmer sind für die Durchführung einer Qualitätsarbeit viel stärker von den wirtschaftspolitischen Bedingungen abhängig, als es bei einer oberflächlichen Betrachtung des Problems den Anschein hat. Es müssen für die industrielle Produktion nicht nur die Voraussetzungen dafür bestehen, daß die Qualitätsleistung mit möglichst niedrigen Produktionskosten zu erzielen ist, sondern es müssen auch die Voraussetzungen vorhanden sein, die für die hergestellte, preiswerte Qualitätsware die praktischen Absatzmöglichkeiten bieten. Es kommt für die Erzielung einer qualitativen Höchstleistung darauf an, die *wirtschaftliche Bewegungsfreiheit* zu besitzen. Diese Forderung teilt sich in eine zahllose Reihe wirtschaftspolitischer Kardinalfragen, deren Lösung nach der Produktionskosten- und Absatzseite die erforderlichen Grundlagen für eine Qualitätsleistung von höchster Nutzwirkung für die deutsche Wirtschaft vermittelt und die Bürgschaft dafür gibt, daß aus dem zielbewußten Streben nach Qualitätsleistung auf die Dauer ein positiver Wohlstands- und Aufschwungsfaktor in der deutschen Wirtschaftsgestaltung wird.

Es ist in den letzten Jahren nicht bloß vom Reichsverband der Deutschen Industrie, sondern von allen deutschen Wirtschaftsverbänden beinahe zum Überdruß darauf hingewiesen worden, wie gefährlich und schädlich sich das fortdauernde Anwachsen der öffentlichen Ausgaben für die deutsche Produktion und den Warenabsatz auswirkt.

Die Reichsausgaben einschließlich der Überweisungen an die Länder und Gemeinden sind nach dem Rechnungsergebnis für die

Jahre 1925/26 und 1926/27 von 7,7 auf 8,5 Milliarden gestiegen und betragen nach dem Voranschlag für 1927/28 auf Grund der Ausschußbeschlüsse über 9,1 Milliarden, unter Einbeziehung des Kriegslastenhaushalts sogar 11,1 Milliarden. Dabei steht fest, daß in dem Voranschlag für das laufende Haushaltsjahr noch nicht alle anfallenden Ausgaben veranschlagt worden sind. Es fehlt ein Ansatz für die Besoldungserhöhungen und die Abfindung der Kriegs- und Liquidationsgeschädigten. In ähnlicher Weise, im Verhältnis aber viel stärker, sind die Ausgaben bei den Ländern und Gemeinden gewachsen. Es ist nicht zu hoch gegriffen, wenn man, einschließlich der besonderen Reparationsbelastung der Wirtschaft, von einer Gesamtbelastung von über 13½ Milliarden ausgeht. Die kürzlich veröffentlichte Reichsfinanzstatistik ergibt, daß die steuerliche Gesamtbelastung pro Kopf der Bevölkerung, die im Jahre 1913 rund 70 Mark betrug, schon im Jahre 1925 auf fast das Zweieinhalbfache (nämlich rund 170 Mark) angewachsen ist. Inzwischen ist eine weitere Steigerung eingetreten. Die Reichsfinanzstatistik ergibt, daß die Steuereinnahmen des Jahres 1925 gegenüber 1913 bei Reich, Ländern und Gemeinden insgesamt um 150%, beim Reich allein um 162%, bei den Ländern um 209% und bei den Gemeinden um 109% gestiegen sind. Berücksichtigt man die Tatsache, daß auf das Reich die gesamten Kriegslasten, die Sorge für die Invaliden, Kriegsbeschädigten und Kriegshinterbliebenen und andere Zwangsausgaben aus Kriegs- und Nachkriegszeit entfallen, und daß andererseits die Länder in der Nachkriegszeit von einer Reihe von Aufgaben entlastet worden sind, so sieht man die enorme Übersteigerung der Einnahmen und Ausgaben insbesondere bei den Ländern. Soll die deutsche Wirtschaft, soll der Reichsverband der Deutschen Industrie angesichts dieser Entwicklung schweigen und sich vielleicht darauf beschränken, zu registrieren, daß der Reparationsagent in seinem letzten Bericht mit sehr ernsten Worten auf die steigende Flut der öffentlichen Ausgaben hingewiesen hat? Ich will hier davon absehen, zu untersuchen, ob der Reparationsagent zu einer solchen Kritik unserer öffentlichen Finanzpolitik das Recht hat oder nicht. Auf jeden Fall sollte man diese Stellungnahme nicht leicht nehmen.

Mit dem Ergebnis der eben beendeten Finanzstatistik für Reich, Länder und Gemeinden ist zwar der Finanzbedarf der gesamten öffentlichen Hand absolut und pro Kopf der Bevölkerung ermittelt. Die gewonnenen Zahlen geben aber keinen hinreichenden Aufschluß über die spezifische Belastung der Wirtschaft und der einzelnen Wirtschaftszweige, sie zeigen nicht genügend das Verhältnis der Belastung durch die einzelnen Steuerarten und lassen deshalb keine Beurteilung darüber zu, ob und inwieweit im einzelnen das Steuersystem in seiner Buntscheckigkeit unökonomisch wirkt und einer berechtigten Wirtschafts-

schonung entgegenarbeitet. Aus einer Untersuchung, die der Reichsverband selbst bei 291 industriellen Firmen vornehmen ließ, geht hervor, daß diese im Jahre 1925 durchschnittlich 63 % ihres gesamten besteuerungsfähigen Einkommens, 108,8 % ihres Gewinnes im Sinne des Einkommen- und Körperschaftsteuergesetzes und 5,5 % ihres Gewerbekapitals an den Steuerfiskus ablieferten. Die Gesamtsteuerbelastung betrug 1925 das 11,34fache und — ohne Umsatzsteuer — das 8,76fache der Gesamtsteuerbelastung im Wirtschaftsjahr 1913. Von der Gesamtsteuerbelastung der Unternehmungen wurden durch den Steuerbedarf des Reichs 37,29 %, durch den Steuerbedarf der Länder und Gemeinden 62,71 % beansprucht, wenn man berücksichtigt, daß 75 % der Körperschaftsteuer bzw. Einkommensteuer, sowie 30 % der Umsatzsteuer vom Reich an die Länder und Gemeinden überwiesen werden, und daß die Aufbringungslast der Industriebelastung nicht der Bedarfsdeckung des Reichs dient. Wie sehr aber rein fiskalische Interessen bei der Gestaltung unseres Gesamtbesteuerungssystems vorwiegen, geht daraus hervor, daß die Realsteuerbelastung der durch die Untersuchung erfaßten Unternehmungen im Rahmen der Gesamtsteuerbelastung über zwei Drittel beträgt. Ein Beispiel dafür, wie sehr die Realsteuerbelastung in der Nachkriegszeit im Vergleich zur Vorkriegszeit gestiegen ist, bietet Preußen, wo im Jahre 1913 an Gewerbesteuern 70 Millionen, im Jahre 1926 aber etwa 600 Millionen Mark aufgekommen sind. Die gewonnenen Ergebnisse unserer Untersuchung werden durch eine Veröffentlichung des Statistischen Reichsamtes unterstützt. Man hat einen fiktiven industriellen Betrieb zugrunde gelegt und errechnet, daß im Jahre 1926 in 38 preußischen Groß- und Mittelstädten die Realsteuern 63,07 % der Gesamtsteuerbelastung betrugen.

Aus unseren Untersuchungen geht hervor, daß über 60 % des verbleibenden Produktionsüberschusses allein zur Abdeckung der steuerlichen Belastung an den Steuerfiskus abgeführt werden müssen. Nicht ganz 40 % verbleiben der Unternehmung, und es wird im allgemeinen gerade eine niedrige Verzinsung des Eigenkapitals zugelassen. Die Gewerbekapital- und Gewerbeertragssteuern, wie auch im großen und ganzen die Vermögenssteuern, wirken sich als eine progressive Belastung des Kapital- und Produktionsmittelfonds unserer Volkswirtschaft aus. Die Lohnsummensteuer trifft die einzelnen wirtschaftlichen Unternehmungen desto stärker, je bessere Lohnverhältnisse diese haben und je mehr Arbeiter sie beschäftigen, d. h. also je höher deren volkswirtschaftlicher Wert zu veranschlagen ist. Ich gehe nicht zu weit, wenn ich behaupte, daß diese Vorbelastung der deutschen Produktion im wesentlichen verhindert, unseren Waren im Außenhandel den alten Markt zu sichern, und daß sie weiter die Produktion qualitativ hochstehender Waren erschwert.

Angesichts der durch die Besteuerung bewirkten Entziehung der

Kaufkraft bei den gewerblichen Unternehmungen und der dadurch geschaffenen Lage gewinnen die geld- und kreditpolitischen Verhältnisse innerhalb unseres Wirtschaftslebens eine ganz besondere Bedeutung. In einer Betrachtung über die weitere Entwicklung der Konjunktur ist kürzlich dargelegt worden, daß ausschlaggebend für die zukünftige Gestaltung der Produktionsmöglichkeiten innerhalb der deutschen Wirtschaft die Beschaffung neuer echter Kredite ist. Betrachten wir rückschauend die Entwicklung des Geld- und Kapitalmarktes im laufenden Jahre und in der zweiten Hälfte des Jahres 1926, so müssen wir feststellen, daß aus Zufälligkeitsmomenten und hierauf basierenden Maßnahmen heraus die Stetigkeit in der Entwicklung des deutschen Geld- und Kapitalmarktes mehrfach bedenklich gestört worden ist. Die zeitweilig weitgehende Flüssigkeit auf den Geldmärkten mag zu ihrem Teil mit Veranlassung dafür gewesen sein, daß man zu Reduktionen in der Zinsenhöhe kam, die dem damaligen und für die nächste Zeit vorauszusehenden Verhältnis von Angebot und Nachfrage auf den Kapitalmärkten nicht genügend Rechnung trugen und durch die seitherige Entwicklung bereits als verfehlt gekennzeichnet worden sind. Die zeitweilige Flüssigkeit hat auch dazu verleitet, an den deutschen Kapitalmarkt Zumutungen zu stellen, durch die die langsam beginnende Entwicklung zur Stetigkeit in höchst bedenklicher Weise unterbrochen worden ist. Stetigkeit und weitgehende Sicherheit in der Entwicklung auf den Geld- und Kapitalmärkten aber ist es, was die Wirtschaft vornehmlich für die Durchführung des Produktionsprogramms benötigt. Starke Schwankungen im Angebot auf den Geldmärkten mit ihren Rückwirkungen auf die Effekten- und Kapitalmärkte erschweren die Dispositionen für die Finanzierung der Werke und die Schätzung der Absatzmöglichkeiten. Nur eine stetige Entwicklung des Anlagemarktes ermöglicht es der Wirtschaft, zur gegebenen Zeit und zu annehmbaren Bedingungen die benötigten Kapitalien durch Emissionen junger Aktien, durch Auflegung von Obligationsanleihen usw. zu beschaffen. Fehlt sie oder treten unvermutete Rückschläge ein, so führt die hierdurch bedingte Erschwerung der Kapitalversorgung leicht zu Stagnationen im Produktionsprozeß und zu Schwierigkeiten im Absatz mit allen ihren krisenhaften Begleiterscheinungen.

Für das Streben nach qualitativ hochstehenden Leistungen und den Absatz deutscher Waren auf den auswärtigen Märkten sind auch zu hohe Ausgaben für soziale Zwecke ein gleiches Hindernis wie zu hohe Steuerlasten. Es ist in der Öffentlichkeit fast verpönt, überhaupt von sozialen „Belastungen" zu sprechen, weil man davon ausgeht, daß insbesondere in einem Land wie Deutschland, das eine weitgehende Verarmung, um nicht zu sagen, Verelendung durch den Krieg und die nachfolgenden Zeiten aufzuweisen hat, eine starke soziale Fürsorge eine absolute Notwendigkeit sei. Es ist wiederholt von indu-

strieller Seite und vom Reichsverband der Deutschen Industrie anerkannt worden, daß eine soziale Fürsorge notwendig ist. Niemand auf der Unternehmerseite will es zulassen, daß für diejenigen, die arbeitswillig aber nicht arbeitsfähig sind, nicht in ausreichendem Maße gesorgt wird. Man denkt in der Industrie nicht daran, die Notwendigkeit und den Ausbau der Errungenschaften der sozialen Versicherungen abzulehnen. Wir wenden uns aber vor allem gegen die Akkumulierung der sozialen Lasten, und was wir verlangen, ist, daß sich alle diese Maßnahmen in Grenzen halten, die wirtschaftlich tragbar sind, und daß sie nicht letzten Endes dazu führen, den Absatz deutscher Waren zu erschweren, und damit lediglich wieder der Anlaß zu einer größeren sozialen Bedrängnis sein müssen. Aus diesen Erwägungen heraus warnen wir vor der Erhöhung der sozialen Aufwendungen. Die Industrie steht mit dieser Warnung nicht allein. Alle Kreise, die die Gefahr der Übertreibung auf diesem Gebiet erkannt haben, haben die gleiche Einstellung. Auch aus Kreisen der Arbeiter und Angestellten mehren sich die Stimmen, die in den hohen persönlichen Beiträgen für soziale Zwecke eine gefährliche Schmälerung ihrer Kaufkraft sehen.

Die Gesamtbelastung durch die sozialen Versicherungen ist in den Jahren 1913 bis 1927 wie folgt gestiegen (in Mill. Mark):

1913	1925	1926	1927 (Schätzung) voraussichtl. mind.
1430	2928	4259	4700

Die Auswirkung dieser Steigerung wird an folgendem Beispiel erläutert:

Die Tonne Ruhrkohle, berechnet auf die gesamte Förderung, war im Jahre 1913 mit 0,76 M. belastet, 1925 mit 1,90 M., 1926 mit 2,17 M. Das ist eine Steigerung von 285,5 %. Der Reichstagsabgeordnete Erkelenz berechnet die Gesamtbelastung eines Bergarbeiters mit Frau und zwei Kindern bis zu 65,76 RM. monatlich.

Das laufende Jahr hat neue Erhöhungen der Beiträge für die Invalidenversicherung um 25% gegenüber dem bisherigen Zustand gebracht. Die gleichzeitig erfolgte Erhöhung der Reichszuschüsse zu den Renten wird sich auf 70 bis 100 Millionen Reichsmark belaufen. Insgesamt bringt das neue Gesetz eine Erhöhung der Gesamtausgaben um 283 Millionen Reichsmark im Jahre. Während im Jahre 1913 für die Invalidenversicherung 417 Millionen Mark aufzubringen waren, wird für den gleichen Zweck im Jahre 1927 ein Betrag von 1108 Millionen Reichsmark erforderlich sein.

Durch das kurz vor der Vertagung des Reichstags verabschiedete Gesetz, welches neue Bestimmungen über die Feststellung des Grundlohnes bringt, wird eine weitere Erhöhung der Ausgaben der Krankenversicherung entstehen. Schätzungen über das Ausmaß dieser Erhöhungen liegen nicht vor. Das bedenklichste dabei ist, daß von den Beiträgen zu der Krankenversicherung noch nicht 60% dem Ver-

sicherten überhaupt wieder zufließen. Der Rest wird durch hohe Verwaltungskosten und durch eine leider nicht hinreichend bekannte Übersteigerung der Ausgaben für sachliche Zwecke aufgezehrt.

Bei Deutschlands ungünstiger geographischer Lage ist auch die Tarifpolitik der Reichsbahn für die Möglichkeit und den Erfolg deutscher Qualitätsarbeit von großer Bedeutung. Es muß anerkannt werden, daß die Reichsbahn durch Schaffung zahlreicher Ausnahmetarife versucht, Härten auszugleichen. Es kann nicht ihre Aufgabe sein, innerhalb des Reiches durch tarifpolitische Maßnahmen die Konkurrenzverhältnisse zu verschieben. Man hat vor kurzem einen kleinen Anfang der allgemeinen Frachtverbilligung gemacht. Die Gesamtersparung für die Wirtschaft bei Zugrundelegung der Einnahmeverhältnisse der Reichsbahn im Jahre 1926 wird dadurch 70 Millionen RM. ausmachen. Das bedeutet bei einer gegenwärtigen arbeitstäglichen Durchschnittseinnahme von annähernd 19 Millionen RM. natürlich sehr wenig. Wenn die finanzielle Lage weiterhin so günstig bleibt, muß für den Anfang des nächsten Jahres eine allgemeine Tarifreform gefordert werden. Nach der eigenen Bezeichnung der Reichsbahn handelt es sich jetzt nur um eine „Bereinigung" des geltenden Gütertarifs, d. h. um die Beseitigung von Schönheitsfehlern. Infolgedessen ist die Frachtermäßigung auch nur den oberen Ladungsklassen zugute gekommen.

Wie gefährlich und bedenklich sich der Mangel einer einheitlichen deutschen Verkehrspolitik auswirkt, zeigt die kürzlich beschlossene Erhöhung der Postgebühren. Dadurch wird die Ermäßigung der Eisenbahnfrachten mehr als wettgemacht. Die Mehrbelastung wird 200 Millionen sicher überschreiten. Ich bin weit davon entfernt, der Erhöhung der Postgebühren jegliche Berechtigung abzustreiten. Wir können sicher nicht zulassen, daß ein so wichtiges Institut wie die Reichspost mit Fehlbeträgen arbeitet. Die beschlossene Erhöhung geht jedoch weit über das hinaus, was nach unserer Auffassung notwendig und gleichzeitig wirtschaftlich tragbar ist.

Wenn meine bisherigen Darlegungen in erster Linie die Bedingungen auf der Produktionskostenseite zum Gegenstande hatten, wobei die Ausführungen über die Tarifpolitik schon stark auf die Absatzseite hinübergriffen, möchte ich mich jetzt der Hauptfrage auf der Absatzseite, nämlich der Handelspolitik, zuwenden.

Die deutsche Handelspolitik der letzten Jahre ist von den beiden Gesichtspunkten beherrscht worden, der deutschen Ware im Auslande die Gleichberechtigung zu verschaffen und das internationale Zollniveau herabzudrücken. Durch den Abschluß des Wirtschaftsabkommens mit Frankreich stehen wir an einem gewissen Endpunkt. Man kann sagen, daß der deutsch-französische Vertrag nach beinahe dreijährigen Verhandlungen als ein Ereignis gewertet werden kann. Das, was bisher stets abgelehnt wurde, nämlich die Gewährung der Meistbegünstigung

für die wichtigsten deutschen Exportwaren und die zolltarifarische Bindung sowie der endgültige Verzicht auf das Beschlagnahmerecht des § 18 der Anlage II zum Teil VIII des Versailler Vertrags, sind nach außerordentlich zähen Verhandlungen erreicht worden.

Es sind bis jetzt die vielleicht übertriebenen Erwartungen, mit denen manche bei dem Beginn der neuen Handelsvertragsepoche rechneten, nur zum Teil erfüllt worden. Damit braucht man das Ergebnis unserer Handelspolitik der Nachkriegszeit nicht als geringfügig oder gar als bedeutungslos hinzustellen. Wir haben in fast allen Ländern der Erde die Meistbegünstigung erreicht. Deutschland wird heute nur noch in wenigen Staaten, darunter Polen und die englischen Dominien, differenziert behandelt. Die von Deutschland bei Beginn der Handelsvertragsperiode verlangte *internationale* Senkung des Zollniveaus ist allerdings in den bisher abgeschlossenen Verträgen nur in unzureichendem Ausmaß erzielt. Es war ein Irrtum anzunehmen, daß schon die Bereitwilligkeit Deutschlands, seine Zölle abzubauen, ausreichen würde, um das Ausland in den Handelsverträgen zu dem gleichen Entgegenkommen zu bringen. Ein krasses Beispiel bietet in dieser Beziehung der neue deutsch-französische Handelsvertrag. Während man im allgemeinen Handelsverträge auch zu dem Zweck abschließt, um die Zölle gegenseitig zu ermäßigen, hat in diesem Falle zwar Deutschland seine Zölle, namentlich auf dem Textilgebiet, erheblich abgebaut, auf der anderen Seite aber Frankreich bei fast allen deutschen Exporterzeugnissen eine Erhöhung seiner bisherigen Zollsätze durchgesetzt. Ich will mit diesem Hinweis die Bedeutung des neuen deutsch-französischen Handelsvertrages nicht verkleinern, aber auch dieser Handelsvertrag ist ein weiteres Beispiel für unsere handelspolitische Schwäche.

Das Gesamtergebnis unserer bisherigen Handelspolitik ist in der Öffentlichkeit und internen Beratungen einer lebhaften Kritik unterzogen worden. Die einen sagen, die internationale Zollsenkung sei Deutschland nur deswegen in so unzureichendem Maße gelungen, weil die Regierung in den Handelsvertragsverhandlungen zu wenig und zu geringfügige Ermäßigungen des deutschen Zolltarifes angeboten habe. Diese Kritik geht fehl. Ein Blick in den deutschen Zolltarif, so wie er heute aussieht und wie er vor zwei Jahren nach Verabschiedung der kleinen Zolltarifnovelle war, belehrt jeden Einsichtigen, daß Deutschland seine Zölle weitgehend ermäßigt hat. Ich verweise auf den internationalen Zollvergleich, den der Völkerbund anläßlich der Internationalen Wirtschaftskonferenz herausgegeben hat. In diesem Zollvergleich, den ich dem Studium allerseits empfehlen kann, schneidet Deutschland verhältnismäßig sehr günstig ab. Andere Kritiker wieder sagen, das Ergebnis wäre erheblich besser gewesen, wenn man in Deutschland die Bedeutung des Inlandsmarktes stärker hervorgehoben hätte und sich in den Handelsvertragsverhandlungen vor allen Dingen bemüht hätte,

den Inlandsmarkt gegen Überschwemmung mit Auslandswaren zu schützen. Andere glauben wieder, daß die industrielle Entwicklung, die Deutschland in den letzten Jahrzehnten genommen hat, kein erfreulicher Erfolg sei, und daß es deshalb erwünscht sei, diese Entwicklung einzudämmen. Beide Auffassungen gehen fehl. Wir können bei der Handelspolitik nicht nur den Schutz des inneren Marktes berücksichtigen, das widerspricht unserer Wirtschaftsbasis, mit der nun einmal gerechnet werden muß. Die Industrialisierung Deutschlands ist nicht das gewollte Ergebnis einer bestimmten Wirtschaftspolitik, sondern die naturnotwendige Entwicklung, die aus der Bevölkerungszunahme erwachsen ist.

Der berechtigte Schutz des inneren Marktes und der Zwang zum Export machen für Deutschland eine Handelspolitik auf der mittleren Linie notwendig. Anläßlich der Genfer Wirtschaftskonferenz haben hervorragende Vertreter der Vereinigten Staaten die europäische Handelspolitik, die sich in dem gegenseitigen Aushandeln und Abhandeln jedes einzelnen Zollsatzes abmüht, mit dem herben Wort belegt, dies sei eine Handelspolitik krämerhaften Feilschens. Wer das sagt, sieht die Welt nur mit amerikanischen Augen. Kein größerer europäischer Staat ist in der glücklichen Lage der Vereinigten Staaten, die infolge der ungeheuren Größe ihres Inlandsmarktes eine Handelspolitik der Selbstgenügsamkeit betreiben können, unbekümmert um das Ausland und lediglich von egoistischen Erwägungen bestimmt. In den Vereinigten Staaten geht ja auch im Gegensatz zu Europa der Protektionismus der Industrie, der die Einfuhr durch Zölle behindert, mit dem Protektionismus der Arbeiterschaft, der die Löhne durch die Beschränkung der Einwanderung hochhält, Hand in Hand.

Im Anschluß an die Genfer Wirtschaftskonferenz hat die Reichsregierung handelspolitisch einen neuen Weg angekündigt. Auch wir können mit den Ergebnissen von Genf zufrieden sein und die Genfer Empfehlung als einen erfreulichen Fortschritt begrüßen. Aber wir dürfen nicht übersehen, daß die Handelspolitik für Deutschland kein nationales, sondern ein internationales Problem ist. Es wäre, wie ich fürchte, eine Illusion, wenn man in Deutschland annehmen würde, daß wir die Schlüssel der europäischen Handelspolitik in der Hand haben oder handelspolitisch eine gewisse Führerrolle übernehmen müßten. Die deutsche Industrie ist bereit, an einer internationalen Wirtschaftsverständigung und einer Senkung des internationalen Zollniveaus mitzuarbeiten — aber nur Schritt für Schritt und Zug um Zug.

Die Handelspolitik hat für uns auch eine reparationspolitische Seite. Es ist eine international anerkannte Tatsache, daß wir die Reparationsleistungen nur aus einem Exportüberschuß leisten können. Das legt auch der Dawes-Plan unzweideutig fest. Wollen also unsere Reparationsgläubiger die Leistungen empfangen, dann müssen sie sich darüber

klar sein, daß uns das nur möglich ist, wenn sie unseren Waren Einlaß gewähren. Glauben sie, daß aus Gründen der Schonung ihres inneren Marktes nicht zulassen zu können, dann müssen sie insoweit auf unsere Leistungen verzichten.

Neben der eigentlichen Handelspolitik tritt sofort eine weitere Frage auf, der man in Deutschland bisher noch nicht die genügende Beachtung schenkt, das ist die Frage der Propaganda. Es ist bekannt, daß manche ausländischen Staaten eine zentrale Propaganda zur Bevorzugung einheimischer Erzeugnisse betreiben. In England hat man für diese Propaganda das überhebliche Motto: „British goods are best" geprägt. Wir lehnen diese Form der Propaganda für Deutschland ab, da sie nach unserer Auffassung im Inland verhältnismäßig unwirksam ist und im Ausland, wie die Beispiele zeigen, auch gegen uns gerichtet werden kann. Die beste Propaganda für die deutsche Industrie ist die Qualität ihrer Erzeugnisse. Die Qualität wird im Ausland immer Anerkennung und Käufer finden. Aber auch das deutsche kaufende Publikum muß sich von der unberechtigten Vorliebe für Auslandsware allmählich freimachen.

Dem Ausstellungs- und Messewesen kann bei der Entwicklung und Pflege der Qualitätsarbeit eine wichtige Rolle zufallen. Die Messen sind allerdings mehr börsenmäßige und regelmäßig wiederkehrende Veranstaltungen und sollen an sich dem Einkäufer lediglich die Produkte gewisser Industriezweige vor Augen führen. Ihrer Natur nach führen sie daher nicht nur das Qualitätsprodukt vor, sondern man kann vielleicht sagen, daß sie *auch* das Qualitätsprodukt zeigen. Im Messewesen ist also die Förderung der Qualitätsarbeit durch die Erziehung der Käufer und durch Vergleichsmöglichkeiten für die Produzenten bis jetzt nicht so in erster Linie betont wie im Ausstellungswesen.

Die wirtschaftliche Bewegungsfreiheit muß für eine Wirtschaft, die sich in zäher und unermüdlicher Arbeit den Anschluß an den verlorenen Weltmarkt wieder zu verschaffen sucht, und die alle Anstrengungen macht, um den Verbraucher auf dem inneren Markt so billig und so gut als nur irgend möglich zu bedienen, auch eine organisatorische Bewegungsfreiheit umfassen, mag die Organisation ein Kartell sein oder ein ähnlicher Zusammenschluß. Wir gehen davon aus, und zwar in diesem Falle in Übereinstimmung mit den Kartellgegnern, daß der starke Wettbewerb auf dem Weltmarkt und auf dem einheimischen Markt einerseits und die durch Faktoren verschiedenster Art bewirkte Belastung der Produktion andererseits organisatorische und technische Maßnahmen erfordern, um die Produktion zu verbilligen und zu verbessern. Wir wissen aber, daß in der Fertigindustrie nur in ganz wenigen Fällen Zusammenschlüsse in der engen Form des Konzerns möglich sind, und wir glauben, daß es auch gar nicht erwünscht sein kann, innerhalb der deutschen Industrie mehr Konzerne

entstehen zu lassen, als es der Zwang der Verhältnisse gebietet. Dann aber bleibt als organisatorische Form des Zusammenschlusses von Betrieben gleicher oder ähnlicher Erzeugung nur die Form des Kartells übrig.

In vielen Industrien hat erst der kartellmäßige Zusammenschluß in jahrelanger Arbeit dazu geführt, die Erzeugung allgemein so zu verbessern, daß sich damit die Industrien Weltruf und einen gesicherten Anteil am Export erringen konnten. Es wäre demnach besonders notwendig, gerade hier dem Organisationsbedürfnis weitesten Spielraum und größte wirtschaftliche Bewegungsfreiheit zu lassen. Wir leben aber seit Jahren in einem Zustand der Kartellverfolgung, oder wir begegnen zum mindesten einer engherzigen und leider zu sehr einer gewissen feindlichen öffentlichen Stimmung folgenden Politik gegenüber den Kartellen. Man geht dabei zu stark von veralteten Begriffen über die Kartelle aus. Das Kartell ist nicht mehr eine Vereinigung zu einer monopolistischen Beherrschung des Marktes, das eine gemeinsame Einschränkung der Produktion, Erhöhung der Preise und Festsetzung gleichartiger Geschäftsbedingungen erstrebt, um so auf einem durch Zölle und andere Maßnahmen gesicherten Markt auch für das Mitglied mit den höchsten Produktionskosten, also für ein technisch und betrieblich rückständiges Mitglied, einen auskömmlichen Preis zu erreichen. Mag dieses Kartellbild vor 30 und mehr Jahren da und dort bestanden haben — typisch ist es sicher nie gewesen —, so haben sich jedenfalls in der Zwischenzeit die Verhältnisse gründlich geändert. Sicher gibt es noch Rückstände in den alten Formen, aber über diese wird die rauhe Wirklichkeit hinweggehen und dabei viel mehr ausrichten als obrigkeitliche Eingriffe, die sich nach unseren Erfahrungen meistens in einer irrigen, von einer zu formalistischen Auslegung der Kartellordnung bestimmten Tendenz auswirken. Man treibt eben keine Kartellpolitik, die eine sachverständige volkswirtschaftliche Beobachtung und Förderung erstrebt, sondern nur Kartellpolizei. Bei einer Kartellpolitik als wichtigem Teil einer gesunden Wirtschaftspolitik müßte man sonst schon längst erkannt haben, welchen Weg in ihren großen Aufgaben die Kartelle gegangen sind und gehen müssen, und man wäre längst aus dieser Einstellung zu einer Politik der Wirtschaftsförderung gekommen.

Obwohl es seit jeher die Hauptaufgabe der Kartelle gewesen ist, zwecks Verhinderung von Preisschleudereien durch gemeinsame Vereinbarungen den Markt zu beeinflussen, und obwohl die Verhinderung von Preisschleudereien eine wichtige Voraussetzung für Qualitätsarbeit ist, gehen im Laufe der letzten Jahre, soweit es die natürlichen Grenzen gestatten, immer mehr Kartelle dazu über, im Sinne einer Förderung der Qualitätsarbeit auch die Produktion der angeschlossenen Mitglieder zu beeinflussen. In denjenigen Fällen, in denen es gelingt, ein Kartell

in der höchsten Form des Verkaufssyndikats zustande zu bringen, ist es üblich, veraltete Betriebe, die den Qualitäts- und Rentabilitätsansprüchen nicht mehr nachkommen können, stillzulegen.

Die Methoden, nach denen in der Gegenwart Kartelle versuchen, qualitätsfördernd zu wirken, bestehen vor allem auch in Versuchen einer Normung, Typisierung und Spezialisierung der Verbandserzeugnisse, in einer Förderung des Austausches von Erfahrungen und Verfahren innerhalb des Kartells sowie in einer Beeinflussung der Produktion auf Grund von Kalkulationsprüfungen. Ein Austausch von Erfahrungen und Verfahren bildet den Kartellierungsinhalt einer Anzahl internationaler Kartelle aus neuester Zeit.

Das Kalkulationskartell, welches in dem Bestreben, rationalisierend zu wirken, immer mehr das reine Preiskartell verdrängt, ist geeignet, auf Grund eingehender Kalkulationsprüfungen bei den angeschlossenen Mitgliedern durch Vergleich der einzelnen Kalkulationselemente rückständige Betriebe auf ihre mangelhaften Methoden und Einrichtungen aufmerksam zu machen und sie so zu einer Umstellung auf größere Leistungsfähigkeit zu veranlassen. Andere Kartelle bringen die Qualität der Erzeugnisse ihrer Verbandsmitglieder auch dadurch zum Ausdruck, daß die Verbandsartikel mit einer Verbandsmarke versehen werden müssen. Vereinzelt bestehen sogar Qualitätsprüfungskommissionen, die die Durchführung der Qualitätsrichtlinien des Verbandes bei den Mitgliedern überwachen. Es kommt sogar vor, daß die Aufnahme neuer Mitglieder von einer Qualitätsprüfung abhängig gemacht wird. Auch ist bekannt, daß von Kartellen eine Qualitätskontrolle durch zentrale Bearbeitung aller Mängelrügen ausgeübt wird. Das Kartel erhält durch eine derartige Kontrolle einen Überblick über etwaige Produktionsfehler und kann die Mitglieder bei der Abstellung dieser Fehler unterstützen. Bei sehr vielen Kartellen kann man auch die Beobachtung machen, daß sie in weitgehendem Maße Forschungsarbeiten zur Verbesserung der Erzeugung selbst vornehmen oder durch große finanzielle Mittel unterstützen.

Die Kartelle mußten im Rahmen der in der neuen Zeit enstandenen gruppenmäßigen Orientierung unserer Wirtschaft ihr Wesen und ihre Funktion ändern. Der einzelne kann sich ohne Anlehnung an eine Gruppe oder ohne Orientierung und Unterstützung durch die Gruppenleitung nicht mehr behaupten. Er läuft Gefahr, das Objekt fremder Wirtschaftsbestrebungen zu werden. Als Mitglied der Gruppe nimmt er teil an allen gemeinsamen Erfahrungen zu einer ökonomischen Gestaltung der Produktion, er braucht für sich und seine Maßnahmen Kapitalverluste oder die Gefährdung seiner Produktivitätsgrundlage durch Schleuderangebote nicht zu fürchten. Er nimmt teil an der betriebswissenschaftlichen Unterweisung und der marktwissenschaftlichen Orientierung. Damit wird für den Produzenten die Hilfe und Erleichterung auf allen mit der Produktion zusammenhängenden

Gebieten geschaffen, die ihn in die Lage setzt, seine Produktion zu verbilligen sowie sich in Quantität und Preis der Marktlage und den Wünschen der Verbraucher anzupassen. So wird der Weg zu qualitativen und kommerziellen Höchstleistungen geebnet.

Die Notwendigkeit eines hochwertigen gewerblichen Facharbeiternachwuchses zeigt sich heute mehr denn je innerhalb der Industrie. Der Faktor „Arbeit" nimmt im Produktionsprozeß unserer Wirtschaft, der durch den Mangel an Rohstoffen und Naturschätzen, durch Mangel an Kapital, hohe Belastungen an Steuern und sonstigen Abgaben eigenartig gekennzeichnet ist, einen besonderen Platz ein. Die bestmöglichste Auswertung der „Arbeit" ist somit ein Zwang für die Industrie. Das wird für die deutsche Qualitätsarbeit erst klar, wenn man sich vergegenwärtigt, was der Anteil des Arbeiters an der Gütererzeugung bedeutet. Wir haben in Deutschland nach der letzten Berufszählung in Handwerk und Industrie fünf Millionen gelernte Arbeiter, worunter sich eine Million Lehrlinge befinden! Das Handwerk ist nicht mehr in der Lage, den nötigen Nachwuchs gelernter Facharbeiter zu stellen, weder zahlenmäßig noch den industriellen Bedürfnissen entsprechend.

Der Gedanke einer Berufspolitik in dem Sinne, daß, in Analogie der bisherigen handwerklichen Berufsstandspolitik, systematische Arbeit für den zahlenmäßig und qualitativ gleich genügenden Gewerbenachwuchs geleistet werden kann, war bisher nicht allgemein erkannt. Aber er bricht sich jetzt Bahn. Die Bestrebungen der deutschen Industrie selbst, diesen Nachwuchs auszubilden, sind schon einige Jahrzehnte alt. Die bei vielen Betrieben eingeführte Lehrlingsausbildung und ein vorbildlich ausgebautes Fachschulwesen (ich erinnere an den Maschinenbau, die Textilindustrie, das Baugewerbe und die bergmännischen Schulen) geben in Verbindung mit den bekannten Arbeiten des von vorausschauenden Ingenieur- und industriellen Fachverbänden bereits 1908 gegründeten Deutschen Ausschusses für Technisches Schulwesen ein beredtes Zeugnis dieser Arbeit. Die Erkenntnis aber, daß eine Berufspolitik der Industrie notwendig ist, die in Analogie der handwerklichen Berufsstandspolitik systematische Arbeit für den zahlenmäßig und qualitativ genügenden Gewerbenachwuchs sorgt, war bisher nicht allgemein. Je mehr sich jedoch die Aufgaben einer ergiebigeren Einschaltung der menschlichen Arbeitskräfte in dem Produktionsprozeß vervielfältigen, um so größer wurde das Bedürfnis nach einem einheitlicheren Vorgehen in allen großen und allgemeinen Fragen auf diesem Gebiet. Um eine richtige Anregung auf diesem notwendigen neuen berufspolitischen Wege zu geben, hat der Reichsverband der Deutschen Industrie im Jahre 1925 in Verbindung mit der Vereinigung der Deutschen Arbeitgeberverbände den zentralen „Arbeitsausschuß für Berufsausbildung" gegründet. Die erste Arbeit dieses Ausschusses war es, die in dem modernen industriellen Arbeitsprozeß überhaupt

vorkommenden Lehrberufe einmal festzustellen. Schon bei dieser grundlegenden Arbeit der Berufsabgrenzung zeigte sich bereits, daß wegen des Gewerbenachwuchses gemeinsam mit dem Handwerk gearbeitet werden muß. Man kam schon damals zu dem Ergebnis, daß der augenblickliche Zustand: aus einem noch vorhandenen Überangebot an Arbeitern die Geeigneten systematisch berufsfachlich zu schulen, bald aufhören würde, und daß in den nächsten Jahren wegen des Geburtenausfalls im Kriege ein gefährlicher Ausfall an dem jährlichen Gewerbenachwuchs zu beobachten sein wird, der ein haushälterisches Umgehen mit der Arbeitskraft des Arbeiters dringend notwendig macht. Die Spitzenkörperschaften des Handwerks unterstützen auch formell die Arbeiten unseres „Arbeitsausschusses für Berufsausbildung" und sind als Mitträger diesem Ausschuß beigetreten.

Als erstes Ergebnis dieser gemeinsamen Arbeit zwischen Handwerk und Industrie ist bereits zu dem Berufsausbildungsgesetz der Reichsregierung der Gegenentwurf von Handwerk und Industrie in die Erscheinung getreten. Gegenüber der zu weitgehenden umfassenden zentralen Regelung des Gesetzgebers haben die von Handwerk und Industrie ausgearbeiteten Gegenvorschläge die gesetzliche Neuregelung nur auf die gewerblichen Lehrlinge in Handwerk und Industrie beschränkt, die jugendlichen Arbeiter sowie das kaufmännische Ausbildungswesen aus dem Bereiche des Gesetzes herausgenommen und in dem Prüfungswesen eine organischere Verbindung von Handwerk und Industrie vorgesehen. Für das Zusammenarbeiten mit der Arbeitnehmerseite in Form paritätisch zusammengesetzter Ausschüsse ist ein Modus gefunden worden, der nach unserer Auffassung dieser schwierigen Frage sachlich besser Rechnung trägt als der Regierungsentwurf. Auch kommt es darauf an, zu weitgehende Reglementierung, die gerade hier besonders schädlich sein muß, zu vermeiden.

Daß diese Fragen durchaus bedeutsame betriebliche und wirtschaftliche Probleme sind, beweist auch die Gründung des „Dinta"-Institutes in Düsseldorf. Dieses Institut hat trotz der kurzen Zeit seines Bestehens eine erstaunlich umfassende und vielseitige Tätigkeit ausgeübt. Es will eine „Menschenwirtschaft" durchführen, die sich nicht auf die Facharbeiterheranbildung beschränkt, sondern sich vom Arbeiterkinde bis zum alten „ausgedienten" und invaliden Werksangehörigen pflegerisch betätigt, immer unter dem Gesichtspunkte der Werksproduktivität. Daß dieses ebenfalls im besten Sinne wirtschaftsproduktive Bestrebungen sind, bedarf keines Hinweises, und ich bin sicher, daß die Arbeiten des Dinta ebenfalls von großem wirtschaftsfördernden Erfolge sein werden.

Alle diese Bemühungen um höhere Verwertung des Produktionsfaktors „Arbeit" sind heute schon keine national begrenzten Bestrebungen mehr. „Der internationale Kampf um die Qualitätsarbeit"

kommt auch auf diesem Gebiete deutlich zum Ausdruck. Die letzte Wirtschaftskonferenz in Genf hatte durch Sir Arthur Balfour einen Sonderbericht über die Fragen des Gewerbenachwuchses herausgegeben. Die organisatorischen und gesetzgeberischen Anstrengungen der einzelnen Länder zeigen deutlich die aus dem Motiv der wirtschaftlichen Konkurrenz diktierten Bestrebungen, auf dem Wege über die berufliche Ertüchtigung dem Gewerbe, der Industrie, der Qualitätsware und ihrem Ausfuhrwerte zu dienen. Wir können daher nur hoffen, daß die gekennzeichneten, bei uns auf verschiedenen Gebieten liegenden, vielseitigen Aufgaben energisch weiter gefördert werden. Wer hoch hinaus will, muß sein Fundament breit anlegen. Das begrüßenswerte Zusammengehen von Handwerk und Industrie in dem zentralen Ausschuß der Spitzenkörperschaften gibt uns daher begründete Zuversicht.

Der Segen eines größeren Einkommens zu Konsumtivzwecken läßt sich nicht aus irgendeiner paradiesischen Hilfsquelle schütten, sondern er muß nach ehernen ökonomischen Gesetzen von der Volksgesamtheit für die Volksgesamtheit erkämpft werden. Wir sehen, in Übereinstimmung mit der nationalökonomischen Wissenschaft von Jahrhunderten, die entscheidende Vorbedingung für eine Erhöhung des Lebensstandards in der Steigerung des Produktionsertrages unter gleichzeitiger Verbilligung der Waren. Wir erstreben damit eine Hebung des materiellen Wohlstandes aller Schichten des deutschen Volkes. Nur wenn das Trennende zwischen den einzelnen Berufsgruppen des deutschen Volkes in den Hintergrund tritt und vor allem bei wirtschaftlichen Fragen nicht die Parteipolitik, sondern die wirtschaftliche Vernunft entscheidet, ist für Deutschland die Möglichkeit eines Wiederaufstieges gegeben.

Der Florentiner Welthandel zur Zeit Dantes.

Von Dr. Elisabeth von *Roon-Bassermann.*

Die Rolle, die Florenz zur Zeit der Renaissance im internationalen Handel spielte, ist weltbekannt. Mit dem Namen Medici verbindet sich nicht nur die Erinnerung an eine Periode höchster Kultur, sondern auch an eine Kapitalmacht, die die mächtigsten Fürsten der Zeit in wirtschaftliche Beziehungen zu den Florentiner Handelsherren brachte.

Aber so groß die Macht der Medici und auch anderer Florentiner Firmen war, so läßt sich ihr internationaler Einfluß doch nicht mit dem ihrer Ahnen vergleichen, die die Stadt am Arno 200 Jahre früher zur wirtschaftlichen Beherrscherin der bekannten Welt machten, eine Herrschaft, die sie nur zur See und im Orient mit Genua und Venedig teilte.

Als Dante durch die von Türmen und Kastellen bewehrten Straßen seiner Vaterstadt schritt und 1300 als Zunftprior an ihrer Regierung teilnahm, beherrschten seine Landsleute die Märkte Europas, besaßen Faktoreien an allen wichtigen Handelsplätzen und erlangten als Kaufleute eine Macht, die nach der Jahrhundertwende einen völlig monopolartigen Charakter annahm.

Seinen Beginn fand der Reichtum von Florenz am Anfang des 13. Jahrhunderts neben dem Warenhandel in der Bewucherung der toskanischen Geistlichkeit. Das kirchliche Wucherverbot — worunter Zinsennehmen an sich zu verstehen war — wurde der Form nach meist beachtet, aber tatsächlich stets umgangen, indem man die Zinsen gleich zum Kapital schlug oder sie im Wechselkurs oder in dem Preis ausgeliehener Waren verbarg. Das Urkundenmaterial der Zeit gibt die verschiedensten Beweise der Findigkeit, mit der man meist sehr erhebliche Zinsen in schwer feststellbarer Weise versteckte. Der Landbesitz der Schuldner, deren geringe Bareinnahmen eine Rückzahlung der immer wieder prolongierten und stets wachsenden Schulden in der Mehrzahl der Fälle aussichtslos machte, verfiel den Gläubigern und wurde der Grundstock ihres immobilen Vermögens und damit die Grundlage ihres internationalen Kredits.

Um die Mitte des 13. Jahrhunderts war die Finanzkraft der Florentiner Kaufleute bereits so erstarkt, daß sie den weitreichenden Anforderungen, die die neue durch des großen Staufenkaisers Friedrich II. Tod sich ergebende politische Konstellation an sie stellte, in vollem

Umfange gewachsen waren. Eine Reihe von Handelsgesellschaften war entstanden, die mit Immobilbesitz, Barmitteln und kaufmännischer Erfahrung ausgerüstet, den günstigen Augenblick ergriffen, um den internationalen Geld- und Warenhandel in ihre Hand zu bringen, zunächst noch in scharfer Konkurrenz gegen das Ghibellinische Siena.

Den Namen von einigen der großen Sozietäten begegnet man noch heute in den Straßen von Florenz, so der Falconieri, Spini, Frescobaldi, Cerchi, Bardi, Peruzzi, Acciaiuoli, andere wie die Pulci, Rimbertini, Mozzi und Scali sind im Strom der Zeiten versunken. Man hat sich die Entstehung dieser Sozietäten so zu denken, daß sich eine Reihe von Kaufleuten zu einer offenen Handelsgesellschaft zusammenschlossen. Meist bildeten die erwachsenen männlichen Mitglieder einer Familie den Kern der Gesellschaft und stellten bei zahlreichen Söhnen die Mehrzahl der Teilhaber, doch gehörten stets auch Angehörige anderer Familien der Gesellschaft an. Es wurde ein Sozietätsvertrag meist auf wenige Jahre geschlossen, der immer, trotz verschieden hoher Einlagen, die Haftung sämtlicher Sozien mit ihrem gesamten Vermögen stipulierte. Nicht rechtlich aber tatsächlich lag die Leitung der Firma offenbar stets in den Händen eines oder weniger Gesellschafter, die durch Reichtum und Tüchtigkeit zu dieser Stellung gelangten. Die bedeutenderen Gesellschaften hatten mindestens von der Mitte des 13. Jahrhunderts an eine sehr große Anzahl von Teilhabern, da für die sehr zahlreichen Faktoreien und Filialen Vertreter nötig waren, die unter voller eigener Verantwortung und Haftung die Geschäfte für ihre Firma abschlossen, denn diese Abschlüsse verpflichteten die Gesellschaft unbedingt, auch wenn sie ohne ihre Einwilligung getätigt wurden.

Strenge Gesetze banden die Sozien ihrem Hause gegenüber, was um so notwendiger war, als sie nach außen hin in ihrem Handeln völlige Freiheit hatten. Sie waren verpflichtet, regelmäßige detaillierte Geschäftsberichte einzusenden und von Zeit zu Zeit und jederzeit auf Majoritätsbeschluß zur Rechnungslegung nach Florenz zurückzukehren. Ehe ein Kaufmann in eine andere Kompagnie eintrat, war er bei hoher Geldstrafe verpflichtet, mit seinen bisherigen Sozien in Florenz abzurechnen. Niemand konnte zugleich zwei Gesellschaften angehören und es wurden in der Regel nur Florentiner in dieselben aufgenommen. Der Sitz der Firma war, einen bekannten Fall ausgenommen, stets Florenz. Die Zugehörigkeit zu einer Zunft war Bedingung für die Handelserlaubnis. Die Florentiner Großfirmen gehörten meistens zur Zunft der Kaufleute der Kalimala.

Die Söhne erbten ohne weiteres die Mitgliedschaft der Väter, wodurch die Kontinuität der Sozietäten gewährleistet war, trotzdem sie, wie gesagt, immer nur auf wenige Jahre abgeschlossen und dann erneuert wurden. Tatsächlich bestanden die großen Gesellschaften des 13. und 14. Jahrhunderts alle 50 bis 100 Jahre.

Man hat die internationalen Florentiner Handelshäuser des Mittelalters oft als Banken bezeichnet. Dies gibt einen völlig falschen Begriff von ihrer geschäftlichen Tätigkeit, denn im Gegensatz zum lokalen Geldleiher und Wechsler bildete bei ihnen der Warenhandel die Grundlage und das Rückgrat der Betriebe, wie schon ihre fast ausschließliche Zugehörigkeit zur Kalimalazunft beweist.

Unter den sieben Florentiner Oberzünften war diese Zunft die Trägerin des Großhandels, die Organisation der internationalen Kaufleute. Sie trug ihren Namen von der noch heute existierenden Gasse und umfaßte ursprünglich die Importeure der flandrischen und französischen Tuche. Die flandrischen Tuche waren auf der ganzen Welt die begehrtesten, so daß z. B. noch 1327 in Florenz für die Kleidung der Vornehmen trotz der großen einheimischen Tuchindustrie nur flandrische Tuche verwandt wurden. Neben diesen edlen Tuchen wurden in großem Umfange Halbfabrikate eingeführt, um in den Werkstätten der Kalimala einem Veredlungsverfahren unterworfen zu werden. Am Ende des 13. Jahrhunderts führte die Zunft jährlich mehr als 10 000 Ballen Tuch im Werte von etwa 3 Millionen Mark ein, wobei auch für die Folge zu beachten ist, daß das Geld damals eine 6—10fach höhere Kaufkraft besaß.

Einige Großfirmen gehörten der sehr bedeutenden Wollzunft und der Seidenzunft an. Folcho Ricoveri de Portinariis, Sozius der Cerchi, der Vater von Dantes Beatrice, war in die Matrikel der Seidenzunft eingetragen.

Es wurde gesagt, daß die Bewucherung der toskanischen Geistlichkeit die Grundlage des Florentiner Reichtums bildete, aber auch hier entstanden die Forderungen in mindestens demselben Umfang aus Warenlieferungen wie aus Darlehen. Bereits die früheste Urkunde, die — 1218 — eine Florentiner Handelsgesellschaft erwähnt, ist charakteristisch für die kaufmännische Tätigkeit der Florentiner in der ganzen folgenden Zeit: Lieferungen von Waren, Darlehen, gestundete Zinsen bahnten zuerst in Italien, dann in Frankreich und England, am Rhein und in Flandern, in den Ländern des Königs von Sizilien den Weg zur Macht. Überall reichten die öffentlichen Einnahmen nicht entfernt aus, um das Geldbedürfnis der Herrscher und der Großen zu decken, und auch der Beamtenapparat fehlte zur Einziehung der aus unendlichen kleinen Geld- und Naturalbeiträgen bestehenden Einkünfte. Die Fürsten waren daher gezwungen, die öffentlichen Einnahmen zu verpfänden und zu verpachten, und zwar in um so weiterem Umfang, als durch Kriege und Luxus ihr Geldbedürfnis wuchs. Das führte in allen Ländern dazu, daß die Regierungen in Abhängigkeit von den Finanzleuten gerieten, die ihnen gegen hohe Zinsen die nötigen Gelder vorstreckten und als Gegenleistung die Genehmigung erhielten, die Geldquellen des Landes auszubeuten. Man kann übrigens den Geldgebern die hohen Zinsen, die sie nahmen, nicht allzu sehr verargen, denn dem großen Gewinn

stand ein ebenso großes Risiko gegenüber, da sie den Souveränen gegenüber kein Mittel besaßen, die Schulden einzutreiben, sondern meist dazu gezwungen waren, immer weiter zu borgen, um ihres Geldes und ihrer Privilegien nicht verlustig zu gehen oder gar unter Beschlagnahme ihres Besitzes des Landes verwiesen zu werden. Wir werden sehen, daß der Zusammenbruch der florentinischen Finanzmacht nach einem Jahrhundert des Glanzes und des Reichtums auf die eben erwähnten Tatsachen zurückzuführen ist, aber zu Anfang bedeutete das Geldbedürfnis der Fürsten, des Adels und der Geistlichkeit die Grundlage einer großartigen Entwicklung.

Die Florentiner Firmen arbeiteten im Ausland stets im sicheren Schutz der Kirche und gelangten überall rasch zu einer führenden Stellung im Geldgeschäft und im Großhandel. Zuerst war dies in England der Fall, als die Kurie nach dem Tode Kaiser Friedrichs Sizilien als erledigtes Lehen einzog und dessen Krone dem König Heinrich III. von England zuerst für seinen Bruder Richard von Cornwall, den deutschen Kaiser, und dann für seinen Sohn Edmund anbot. Der ehrgeizige Fürst nahm die Krone für den jungen Prinzen an und verstrickte sich damit in ein Abenteuer, das er und sein Land mit ungeheuren finanziellen Opfern bezahlten. Edmund gelangte niemals in den Besitz Siziliens, aber die Kurie benutzte seine Kandidatur, um England die Kosten des Krieges gegen König Manfred aufzubürden, in dessen Händen sich das umstrittene Reich befand. Ungeheure Summen wurden im Verlauf weniger Jahre aus England herausgepreßt. Besonders schlimm war die englische Geistlichkeit daran, da die Päpste über den Besitz der englischen Klöster und Konvente wie über ihre eigenen verfügten und diesen Besitz außerdem noch mit Zehnten bis zum Erliegen belasteten.

Es währte der geldbedürftigen Kurie selbstverständlich zu lange, bis die zum großen Teil auf Naturaleinkünfte gestellten geistlichen Anstalten den Zehnt abliefern konnten. Und es fand sich leicht ein Ausweg, indem Papst Innocenz IV. und nach ihm Alexander IV. ohne die Besitzer zu fragen, das englische Kirchengut an die toskanischen Kaufleute verpfändete, die ihm dagegen Gelder in jeder gewünschten Höhe vorstreckten. Wo die Finanzkraft der einzelnen Firmen nicht ausreichte, — die Päpste verbrauchten gewaltige Summen — schlossen sich die Gesellschaften zu Konsortien zusammen, und zwar waren es auch hier wieder die großen Warenkaufleute, die Pulci-Rimbertini, die Scali, Frescobaldi, Bardi und Falconieri, die der päpstlichen Kammer die Kredite zur Verfügung stellten. Die mit Anweisungen auf das englische Kirchengut versehenen Vertreter der Florentiner Geldgeber kamen nach 1250 in hellen Scharen nach England, wo bald ein großes Klagen und Jammern über „die lombardischen Wucherer" anhub. Der König, vom Papste mit Geldforderungen und Vorwürfen überhäuft, drängte die Geistlichkeit mit allen Mitteln zur Zahlung, verpfändete den unwill-

kommenen Gästen seinerseits Kroneinkünfte, Ländereien und Juwelen. 1256 belief sich die englische Schuld auf 135 541 Mark Sterling (ungefähr fünf Millionen Mark modernen Geldes) und der König erklärte, es gäbe keinen Fürsten auf der Welt, der in einem halben Jahr, wie dies von ihm verlangt werde, eine so große Summe zahlen könne.

Die sizilianische Angelegenheit verlief für England im Sande, Karl v. Anjou wurde von dem französischen Papste Clemens IV. mit dem umstrittenen Lande belehnt und von nun an die Kosten für die Fortsetzung des sizilianischen Krieges, wenn auch nicht mit derselben Brutalität, Frankreich aufgebürdet, aber die Florentiner saßen in England seit jener Zeit fest im Sattel. Fast 100 Jahre beherrschten sie den englischen Markt, und insbesondere den sehr wichtigen englischen Wollhandel, nachdem sie 1270 die neben ihnen arbeitenden Sienesen verdrängt hatten. Um 1300 besaßen die Frescobaldi eine monopolartige Stellung, in der sie später von den Bardi und Peruzzi abgelöst wurden. Große Teile der Regalien gingen als Pfänder in den Besitz der mächtigen Firmen über, Steuern und Zölle wurden ihnen verpachtet, ebenso die Münzstätten und die Wollernte des Königs sowie die Ausbeutung seiner Silberbergwerke in Cornwall.

Während der schottischen Kriege bemächtigten sich die Florentiner der Kriegslieferungen, eines sehr einträglichen Geschäftes, worin sie reiche Erfahrung besaßen. Titel und Würden, womit die Fürsten aller Zeiten derartige Dienste zu belohnen pflegten, blieben auch hier nicht aus, man wurde „mercator regis", wurde zum Ritter geschlagen, in den Hofstaat des Königs aufgenommen und mit Ländereien belehnt, womit man die ausgedehnten Rechte der Grundherrn jener Zeit gewann.

Gelegentlich wurde allerdings von den Königen, besonders von Eduard I., der Versuch gemacht, sich aus der immer hoffnungsloser werdenden Verstrickung zu lösen. Es wurde ein Vorwand gefunden, den Italienern den Aufenthalt auf den britischen Inseln zu verbieten, die in ihrem Besitz befindliche Wolle wurde beschlagnahmt und sie selbst gelegentlich verhaftet. Da aber diese Maßnahmen halb oder gar nicht durchgeführt wurden, so hatten sie keine Wirkung. Wie die Urkunden beweisen, blieben die fremden Kaufleute im Lande, zweifellos, weil sie einfach nicht entbehrt werden konnten. Der Hof, der Adel und die Geistlichkeit brauchten Kredit, sie konnten nicht existieren ohne die stets entgegenkommenden Geldgeber, die für die Wolle auf dem Rücken der Schafe bereitwillig die nötigen Pfund Sterling zur Verfügung stellten oder den Gegenwert in jedem Lande der Welt und in jeder gewünschten Valuta.

In Frankreich gingen die Dinge einen ähnlichen Weg. Hier hatten die berühmten Tuch- und Warenmessen in der Champagne italienische Kaufleute schon vor Beginn des 13. Jahrhunderts über die Alpen gelockt. Die Messen, sechs an der Zahl, je zwei in Troyes und in Provins, je eine in Bar-sur-Aube und in Lagny, die mit kurzen Zwischenräumen

das ganze Jahr ausfüllten, waren die bedeutendsten Märkte für ganz Westeuropa im 13. und in der ersten Hälfte des 14. Jahrhunderts und insbesondere der Hauptumschlagsplatz für die flandrischen Tuche einerseits — die flandrische Hanse der 17 Städte durfte nur hier und sonst nirgends ihre auf der ganzen Welt begehrten Produkte verkaufen — und für die aus dem Süden und Osten kommenden Waren andererseits. Die Bedeutung der Messen für den italienischen Handel war so groß, daß die Stadtrechte von Florenz und Siena eigene Bestimmungen über den Verkehr mit ihnen enthielten. Insbesondere aber waren sie für die italienischen Kaufleute der beliebteste Erfüllungsort für internationale Verpflichtungen aller Art.

Dies ist nicht merkwürdig, da die Italiener die Träger des internationalen Geldgeschäftes waren und sie nirgends die ausgeliehenen Gelder leichter verwerten konnten als in der Champagne. Die Rückzahlung der Anleihen weltlicher und geistlicher Großen finden wir in sehr häufigen Fällen auf den Messen vereinbart und auch die gegenseitigen Verpflichtungen der Kaufleute sowohl von der Heimat als vom Ausland dorthin abgestellt. Dabei läßt sich ganz allgemein feststellen, daß das Kreditbedürfnis das Remittierungsbedürfnis überwog, da, soweit sich dies aus den Wechselurkunden feststellen läßt, der Remittent nie Provision zahlte, sondern stets Zinsen empfing. Die Valutageber waren eben meist die großen Handelshäuser, die durch ihre Kapitalmacht den Wechselverkehr in der Hand hatten und sich seiner bedienten, um das zum Wareneinkauf auf den Messen nötige Geld dort zur Verfügung zu haben, wobei sie das allgemeine Geldbedürfnis benutzten, um der Remittierung ihrer Kapitalien die Verzinsung derselben zu verbinden. Immerhin aber drückte das Remittierungsbedürfnis, soweit die Schuldner Kaufleute waren, die Zinsen herab, so daß es vorteilhafter war, sich Geld bei den auf den Messen Handel treibenden Firmen zu verschaffen, als bei den lokalen Bankiers. Diese, Campsores genannt, fehlen daher vollständig im internationalen Wechselverkehr.

Die mittelalterlichen Wechselbriefe sind keine Wechsel im modernen Sinn, sondern Kreditverträge, die sich von Darlehensverträgen nur durch den Schuldgrund unterscheiden; die entstehende Verpflichtung ist dieselbe wie bei allen anderen in derselben Form abgeschlossenen Kreditverträgen. Die Zinsen betrugen zwischen 5 und 15% für den Monat. Sie waren selbstverständlich nie ausgesprochen, sondern im Umrechnungskurs verborgen.

Außer auf den Messen arbeiteten die italienischen Kaufleute auch in Paris sowie an den großen südfranzösischen Handelsplätzen Montpellier, Nîmes und Marseille. Öfters aus Frankreich ausgetrieben, als Wucherer gehaßt und verfolgt, gelang es ihnen, auch in Frankreich den Adel, die Geistlichkeit und die Krone in finanzielle Abhängigkeit zu

bringen und die Ausbeutung der öffentlichen Einkünfte in die Hand zu bekommen.

Zur größten wirtschaftlichen Macht, die die Florentiner Gesellschaften überhaupt je in einem Lande ausgeübt haben, gelangten sie in dem unter der Herrschaft des Hauses Anjou stehenden Königreich Neapel, dessen Finanzverwaltung die drei Gesellschaften Peruzzi, Bardi und Acciaiuoli völlig in der Hand hatten. Auch hier erwarben die Firmen Titel und Ehren. So ward z. B. Giovanni Boccaccios Vater, Boccaccio di Certaldo, Sozius der Gesellschaft Bardi, 1328 „Rat, Kammerherr, Kaufmann, Vertrauter und Getreuer" König Roberts genannt.

In regen Geschäftsverbindungen standen die Florentiner Gesellschaften auch mit den rheinischen Erzbischöfen, mit Flandern, Brabant, Burgund, Spanien, Tirol und ihr Einfluß erstreckte sich in Europa bis Skandinavien, Slawonien, Ungarn, Polen und Böhmen, wo sie als „Kammerkaufleute" des Papstes die Aufbewahrung und Überweisung der Kirchenzehnten besorgten.

Bald nach 1300 kam ein Rückschlag. In Florenz zerfiel die Partei der Guelfen in die schwarzen und die weißen Guelfen, was wilde innere Kämpfe und Vertreibung der weißen Familien zur Folge hatte. Damals mußte auch Dante seine geliebte Vaterstadt für immer verlassen. In England entstanden politische Schwierigkeiten für die Italiener, und in Frankreich wurden sie durch das von Philipp dem Schönen 1303 erlassene Ausfuhrverbot für Tuche und Wolle hart betroffen.

Die Grundlagen des Geschäfts wandelten sich nun allmählich, der allmächtige Einfluß der Päpste, der einst die Kaufleute in die Welt hinausführte und sie dort begleitete und schirmte, war dahin, und wenn auch die Kurie in Avignon die Florentiner Häuser weiter als Kredit- und Depositenbanken benutzte, so war dies nur noch ein regulärer Geschäftszweig der Großbetriebe, die die Gesellschaften darstellten. Ihr Reichtum war fest gegründet, ihre Filialen betrieben in aller Herren Länder neben dem Bankgeschäft den Ex- und Import aller üblichen Waren, wobei sie auch am Seehandel im Mittelmeer einen erheblichen Anteil hatten. Der internationale Getreide-, Silber- und Tuchhandel war fast völlig in ihrer Hand, und die Waffenindustrie von Florenz versorgte die kriegführenden Herrscher mit Kriegsgerät aller Art. In Florenz besaßen alle Großfirmen ausgedehnten städtischen und ländlichen Grundbesitz, stattliche Paläste und eigene große Verkaufsstätten, die „fondachi", die zugleich auch als Geschäftslokal und Versammlungsraum dienten. Das aus den Einlagen der Teilhaber bestehende Geschäftskapital war meist im Vergleich zu dem jährlichen Umsatz nicht sehr hoch. Es bestand z. B. sowohl bei den beiden bedeutendsten Sozietäten Bardi, wie bei den Peruzzi, wie wir aus deren Geschäftsbüchern wissen, zwischen 1310 und 1340 aus ungefähr einer halben Million modernen Geldes mit etwa sechsfacher

Kaufkraft; dazu kamen aber noch sehr erhebliche Depositen, die mit 6 bis 7% verzinst wurden, während der Jahresgewinn der beiden Firmen durchschnittlich ungefähr 20% in guten Zeiten betrug. Daneben wurden aber gelegentlich außerordentliche Gewinne gemacht, die pro rata der Einlagen ausgeschüttet wurden, so z. B. 1319 bei den Peruzzi in der Höhe des gesamten Kapitals.

In dieser Zeit wurde der Bedarf der Firmen an ausländischen Vertretern so groß, daß neben den Sozien auch eine größere Anzahl von Faktoren mit festem Gehalt angestellt wurden. Zwischen 1335 und 1338 beschäftigten die Peruzzi allein bei den auswärtigen Filialen zirka 150 Sozien und kaufmännische Angestellte, die zusammen ein jährliches Gehalt von etwa 40 000 M. bezogen, abgesehen von den Beteiligungen.

Filialen besaßen die Peruzzi außer in Venedig, Genua, Pisa, Neapel, Palermo und sonstigen italienischen Städten u. a. in Avignon, Paris, London, Brügge, in Sardinien, Majorca, Rhodos, Cypern, Tunis, Tripolis, in Aiazzo in Armenien, in Chiarenza auf dem Peleponnes. Für alle diese Filialen sind uns die Handelsbedingungen genau bekannt, die Umrechnungskurse der Wechsel, die Maklergebühren, die Laufzeit der Wechsel, die Frachtkosten. Von Chiarenza aus wurde das ganze griechische Reich bearbeitet, von Palermo aus Sizilien, von Majorca außer der Insel selbst auch Spanien.

Den ganzen Umfang des Florentiner Handels in der ersten Hälfte des 14. Jahrhunderts zeigt uns die in vulgaritalienisch geschriebene „Pratica della Mercatura" des Francesco Balducci de'Pegolotti, Sozius der Gesellschaft Bardi, der seine Sozietät vom Anfang des Jahrhunderts in London, Brügge und im Orient vertrat. Als er sein Buch schrieb, war er der Leiter der Faktorei der Bardi in Famagusta auf Cypern. Weite Länder tun sich auf, die dem Florentiner Handelsherrn zur Heimat wurden. Die Reise nach Peking wird als durchaus sicher bezeichnet und als Selbstverständlichkeit besprochen. Man ist am Schwarzen Meer ebenso zu Hause, wie in London und Paris.

Als Pegolotti um 1340 sein Buch schrieb und damit der Nachwelt ein Denkmal der wirtschaftlichen Größe seiner Vaterstadt hinterließ, war allerdings das Ende der hundertjährigen Herrlichkeit nahe, und es kam von dort, wo der glänzende Aufstieg begonnen hatte, aus England. Der englische König, Eduard III., schuldete den Gesellschaften Bardi und Peruzzi, die er so gut wie ausschließlich für seine finanziellen Transaktionen verwendete, im Jahre 1339 über 1 355 000 Goldflorenen (ungefähr 80 Millionen Mark bei der heutigen Kaufkraft), eine Summe, die ein Königreich wert war, wie der gleichzeitige Chronist erklärt. Der Leichtsinn, solche ungeheuren Summen einem einzigen Schuldner zur Verfügung zu stellen und noch dazu einem, den man nicht zur Zahlung zwingen konnte, rächte sich bitter.

Eduard III. war der größte und genialste Fürst seiner Zeit, seine Siege über Frankreich bei Crecy und Poitiers und in der Seeschlacht an der Schelde, die Unterwerfung des schottischen Königs, sein erfolgreicher Kampf gegen die Kurie, seine ganze lange glorreiche und glückliche Regierung machten England zum mächtigsten Lande Europas. Aber mit der Rücksichtslosigkeit des Genies ging er auch über die Bindungen hinweg, die seinen Plänen im Wege standen. Am 6. Mai 1339 stellte er wegen des kostspieligen Krieges mit Frankreich die Zahlungen ein, mit dem ausdrücklichen Bemerken, daß auch seine heißgeliebten Bardi und Peruzzi von der Maßnahme nicht ausgenommen seien. Vergeblich bemühten sich die betroffenen Gesellschaften die Aufhebung der Verfügung zu erreichen. Das Geld war bis auf geringfügige Summen für immer verloren!

Noch sechs Jahre hielten sich die Bardi und Peruzzi unter großen Schwierigkeiten, die sich erhöhten, als auch der König von Neapel, dem schlechten Beispiel folgend, die Rückzahlung seiner Schuld von 100 000 Goldflorenen an die beiden Firmen verweigerte.

1345 erfolgte der Zusammenbruch; die Bardi, Peruzzi, Acciauoli fallierten und rissen ungezählte kleinere Handelshäuser und Gewerbetreibende mit sich in den Abgrund. Schwer betroffen wurden auch die Depositengläubiger der bankerotten Gesellschaften in Florenz und in ganz Europa, da aus der Konkursmasse bei den Bardi nur etwa 27%, bei den Peruzzi etwa 16% zur Auszahlung kamen. Es entstand eine große Geldknappheit in Florenz, und die Preise für Grundbesitz sanken in der Stadt auf zwei Drittel ihres Wertes, im Landbezirk noch darunter.

Der zeitgenössische Florentiner Chronist Giovanni Villani, der selbst als Sozius der falliten Gesellschaft Buonaccorsi ins Schuldgefängnis wanderte, sagt, niemals habe seine Stadt eine größere Niederlage erlebt, als diese, welche durch die kurzsichtige Habgier ihrer eigenen Bürger verschuldet sei, die sie veranlaßt haben, ihr eigenes und fremdes Geld in die Hände von fremden Monarchen zu geben.

Durch diese Katastrophe verlor Florenz seinen Kredit, seinen Reichtum und seine führende Stellung im Welthandel. Noch nach einigen Jahren war die finanzielle Lage der Stadt so trostlos, daß die Kommune Darlehen nur zu 15% Jahreszinsen bei Rückzahlung des dreifachen Betrages erhalten konnte. Die furchtbare Pest im Jahre 1348 vollendete den Niedergang.

Eine lange Periode der Erschöpfung, des Elends und der inneren Wirren folgte, bis die Medici und ihre Zeitgenossen im 15. Jahrhundert ihre Vaterstadt zu neuem Glanze emporführten.

Rundschau

In der „Round Table“ vom September finden wir einen Artikel über die Flottenabrüstungskonferenz. *„Das Fiasko der Genfer Konferenz ist der ernsthafteste Rückschlag, den die Beziehungen der englisch sprechenden Völker seit der Weigerung der Vereinigten Staaten, dem Völkerbund beizutreten, erlitten haben.* Es vernichtet in gewissem Grade die Resultate der Washingtoner Konferenz von 1921.... Die Washingtoner Abkommen waren die ersten großen Erfolge in der Einschränkung der Rüstungen auf dem Vertragswege, die unsere Zeit zu verzeichnen hat. . . . Die Vereinigten Staaten haben auf ihr Recht, die größte Flotte der Welt zu bauen, zu einer Zeit verzichtet, in der sie als reichstes und am wenigsten durch Kriegsschulden belastetes Volk der Welt sicherlich eine Übermacht zur See erreicht hätten.... Ein großer Teil der öffentlichen Meinung in den Vereinigten Staaten scheint unter dem Einfluß von Befürwortern einer Flottenexpansion in wachsendem Maße die Empfindung zu haben, daß Amerika im Jahre 1921 „hereingelegt“ wurde.... Zur Zeit der Washingtoner Konferenz hatte es neun von den größten Schlachtschiffen und sechs der größten Schlachtkreuzer, manche davon bis zu 43 000 Tonnen groß und mit sechzehn Zoll Kanonen bewaffnet im Bau. Das britische Reich hatte keine Schlachtkreuzer im Bau, da es seine Marine während des Krieges vervollständigt hatte. Japan besaß ein großes Papierprogramm von 161 000 Tonnen. Die Seeübermacht war für die Vereinigten Staaten sehr leicht zu gewinnen, und sie haben im Interesse des Friedens, der internationalen Freundschaft und der Weltwirtschaft auf sie verzichtet und sich auf die Parität mit dem britischen Reiche im Verhältnis 5 : 3 zu Japan geeinigt. Sie mußten dazu 755 540 Tonnen verschrotten, davon 552 800 Tonnen neuer im Bau befindlicher Schiffe, während das britische Reich nur 180 000 Tonnen, und dabei noch ältere Schiffe, verschrottet hat.“ Seit dieser Zeit hat Großbritannien die im Washingtoner Abkommen offen gelassene Lücke des Kreuzerbaus ausgenutzt und zwölf Zehntausend-Tonnen-Kreuzer gebaut oder in Auftrag gegeben. Japan baute in der Zwischenzeit vier Kreuzer, die Vereinigten Staaten nur zwei, und zum Bau von drei weiteren lag bloß die Einwilligung vor. In den Vereinigten Staaten hatte man die Empfindung, daß Großbritannien auf Umwegen, im Widerspruch zu dem Geiste des Vertrages, eine Seeübermacht zu gewinnen suchte. „Man fragte sich: gegen wen werden diese Kreuzer gebaut? Nicht gegen Deutschland, nicht gegen Japan, und so muß es gegen die Vereinigten Staaten sein. Die erste Ursache des Genfer Fiaskos war die verfehlte Methode. Es fand keine vorherige Fühlungnahme statt.... Die Zusammensetzung der Delegationen war ungenügend, und so wurde es im wesentlichen eine Konferenz von Admirälen und Marinesachverständigen, die fast sofort in eine technische Debatte ausartete.... Diese Tatsache widersprach dem bei den englisch sprechenden Demokratien geltenden Gesetz, daß an der Spitze des Kriegsministeriums ein Zivilist stehen soll und daß kein Berufssoldat oder Seemann im Kabinett vertreten sein darf.“ Die Notwendigkeit, zu einer Verständigung zu gelangen, wird besonders betont. *„Weil die Vereinigten Staaten es sich finanziell leisten können, fünf Schiffe im Verhältnis zu einem bei uns zu bauen, darf sich England nicht in irgendeine Art von Wettstreit hineinziehen lassen, wie auch der Widerhall des Genfer Fiaskos sein mag.“*

In derselben Nummer der „Round Table“ finden wir einen Artikel unter dem Titel *„Große und kleine Staaten*

in Genf", dessen Richtigkeit nachträglich durch den Verlauf der letzten Vollversammlung bestätigt wird. Trotz der theoretischen Gleichheit, die den kleinen Staaten durch die Gewährung einer Stimme für jede Macht zugebilligt wurde, sind *die kleinen Staaten in letzter Zeit durch die geeinigte Front der Großmächte tief enttäuscht worden.* Sie haben im Aufbau und in der Durchführung des Völkerbundmechanismus eine große Rolle gespielt. Männer wie Nansen, Motta, Beneš, Branting, Vandervelde waren Vertreter der kleinen Länder und haben dem Völkerbund große Dienste geleistet. Die Enttäuschung der kleinen Staaten richtet sich gegen die Tatsache, daß in den letzten Jahren neben dem Völkerbund zwei Institutionen eine entscheidende Rolle gespielt haben: die Botschafterkonferenz und das Konklave der Locarnomächte. Es schien, als ob nur Fragen zweiter Bedeutung vom Völkerbund behandelt werden sollten, während die wichtigsten Fragen in den Händen der Großmächte ohne Einmischung irgendeines objektiven Elements verblieben." Die kleinen Staaten glauben nicht, daß es in Genf eine Gleichstellung der kleinen und der großen Staaten gibt. Sie vergleichen den Fall des bewaffneten Vorgehens Italiens gegen Griechenland im Jahre 1923, der mit der Auferlegung einer schweren Entschädigung an Griechenland endete, mit der Behandlung des bewaffneten Vorgehens Griechenlands gegen Bulgarien im Jahre 1925, wo Griechenland ebenfalls zur Zahlung einer Entschädigung verurteilt wurde. Die kleinen Staaten wie auch viele andere Mächte halten die Entscheidung in der Korfufrage, die die Botschafterkonferenz getroffen hat, für ungerecht (denn die Gewährung der vollen Entschädigung an Italien wurde nicht von der Gerechtigkeit, sondern von der Angst, in Schwierigkeiten mit Italien zu geraten, diktiert), dagegen wird der Urteilsspruch in dem griechisch-bulgarischen Konflikt, den der Völkerbundrat fällte, als richtig und angemessen empfunden. Auch die sogenannten Hotelgespräche im Juni in Genf haben die kleinen Staaten verstimmt. Dort wurde die russische Frage besprochen, die zwar nicht unmittelbar die anderen Völkerbundmitglieder berührt, aber diese Verheimlichung widerspricht dem Geist der Völkerbundsatzungen, die die ausdrückliche Bestimmung enthalten, daß in der Völkerbundversammlung jede Frage behandelt werden soll, die in den Tätigkeitsbereich des Bundes fällt oder den Weltfrieden berührt. Diese Spaltung zwischen kleinen Staaten und Großmächten muß mit allen Mitteln überwunden werden. Die Völkerbundversammlung mag vielleicht im nächsten Jahre an Bedeutung gewinnen, nachdem Männer wie Vandervelde und Beneš wieder für drei Jahre aus dem Rat ausscheiden und an der Vollversammlung teilnehmen werden." Das Verhältnis zwischen Versammlung und Völkerbundrat kann in mancher Hinsicht mit dem zwischen Parlament und Kabinett verglichen werden, und der Autor des Artikels weist darauf hin, daß gerade vom britischen Standpunkt gesehen, die Übermacht des Parlaments immer von größtem Nutzen für die britische Politik gewesen ist, und daß es immer England war, das zur Verbreitung und Erstarkung des parlamentarischen Systems überall beigetragen hat.

Die Septembernummer der „Nineteenth Century" enthält eine interessante Antwort auf die Anregung zur Erneuerung des anglo-japanischen Paktes, die Hauptmann Kennedy in der Augustnummer der „Nineteenth Century" vorsichtig tastend entwickelte. Der Artikel unter dem Titel *„Ist die Annäherung zwischen England und Japan möglich?"* stammt aus der Feder eines Japaners Kiyoshi Kawakami und ist als eine recht deutliche Absage an England aufzufassen. Der Autor des Artikels stellt fest, daß die Frage der Möglichkeit einer Annäherung von besonderem Interesse in dem Augenblick geworden ist, in dem Großbritannien sich die Frage stellt, ob es „klug ge-

handelt hat, als es das japanische Wohlwollen gegen die amerikanische Zusammenarbeit eintauschte, die sich als unwirklich und unfaßbar, als der sprichwörtliche Goldbeutel am Ende des Regenbogens erwies. Es läßt sich nicht leugnen, daß in den letzten drei oder vier Jahren, hauptsächlich infolge der Lage in China, sich in den britischen Kreisen immer stärker das Streben nach einer Annäherung der beiden Inselmächte dokumentierte.... Die wichtige Frage ist, ob Japan heute noch so fühlt, wie es vor sechs Jahren fühlte, und ob es noch glaubt, daß eine Allianz oder eine Entente mit Großbritannien nicht nur erwünscht, sondern wesentlich sei.... *Hat Japan vergessen, wie England es in Washington im Stich ließ, um sich mit den Amerikanern zu verbrüdern,* den Herren Lodge, Borah, Johnson und den anderen irrenden Rittern des amerikanischen Senats zu Gefallen? Wie würde China eine solche Allianz auffassen? Wie würde das japanische Verhältnis zu Rußland werden? Und in erster Linie: wie würde ihre Wirkung in Amerika und im Stillen Ozean sein? Offen gesagt, *Japan ist keineswegs über den Vorschlag einer Wiedererweckung seiner verblichenen Allianz mit Großbritannien begeistert.*" Nach dieser unumwundenen Feststellung untersucht der Autor die Vor- und Nachteile eines englisch-japanischen Paktes. In bezug auf Amerika hebt er hervor, daß zwar die Einwanderungsklausel die amerikanisch-japanischen Beziehungen trübe, daß jedoch Japan bestrebt ist, den Frieden im Stillen Ozean zu erhalten und sich seit langem zu der Politik bekannt hat, die freiwillig die japanische Einwanderung nach den Vereinigten Staaten unterbunden hat. Aber abgesehen von dem Einwanderungsproblem gibt es keinen Grund, warum Amerika und Japan nicht in freundschaftlichen Beziehungen miteinander leben sollten. „Sicher ist, daß Japan keinen Alliierten braucht, um Amerika seine Macht zu beweisen. Japan glaubt, daß eine Verbindung mit Großbritannien oder mit irgendeiner anderen europäischen Macht den amerikanischen Verdacht erwecken und im Hinblick auf die amerikanisch-japanischen Beziehungen den Uhrzeiger bis zu den unsicheren Tagen vor der Washingtoner Konferenz zurückstellen würde. Warum einen solchen Verdacht erregen, wenn wir wissen, daß er uns keinen Vorteil bringt, der seine Nachteile ausgleichen könnte? Japan fragt sich, ob nicht einmal der Tag kommen wird, an dem England, bei einer Entente mit Japan, von der fern östlichen Macht Hilfe verlangen wird, um die anschwellende Flut des amerikanischen Einflusses zu dämmen. Wir glauben, daß das Kriegsschuldenproblem zu ernsthaften Reibungen zwischen Amerika und Großbritannien führen wird. Wir wissen, daß die Vereinigten Staaten Britanniens Herrschaft der Wogen mißtrauisch betrachten, während England mit derselben Bangigkeit Amerikas Aufstieg als Seemacht und als Handelsrival ansieht. In den nächsten Jahren werden die beiden englisch sprechenden Völker die schärfsten Rivalen im internationalen Handel und im internationalen Finanzwesen sein. Wohin wird das führen? Denjenigen, die den bitteren Zweikampf zwischen Amerika und England bei der Marinekonferenz in Genf beobachten konnten, scheint die Frage von größter Wichtigkeit. Dieser Zusammenstoß war für uns eine Offenbarung, denn wir haben immer angenommen, daß Blut dicker ist als Wasser.... Wie würde sich Japan in einer solchen Lage verhalten? Die japanische Hilfe im Falle einer Allianz würde England zu Schritten ermutigen, von denen es unter veränderten Umständen abstehen mag." Kawakami untersucht dann die Stellung zu Rußland. Die Bekämpfung des Bolschewismus bietet zwar ein gemeinsames Terrain für anglo-japanische Interessen, aber Japan kam zu der Überzeugung, daß die russische Agitation im Osten besser durch Freundlichkeit als durch eine Politik der Feindseligkeit unschädlich gemacht werden kann. „Wie auch die

antisowjetistischen Ansichten in Europa und Amerika sein mögen, Japan hat seine Politik der Freundlichkeit gegenüber Rußland nicht zu bedauern gehabt. Unter diesen Umständen können die Japaner dem Argument, daß die Drohung des roten Rußland eine nähere Zusammenarbeit zwischen England und Japan erfordert, kein williges Ohr leihen. Offen gesagt, *Japan sieht keinen Vorteil dabei, wenn es sich mit Großbritannien identifiziert, um sich der Feindschaft der Chinesen auszusetzen.*" Im Hinblick auf China hat sich Japan immer die größte Zurückhaltung auferlegt. Bei der Konferenz, die die japanische Regierung im Juli dieses Jahres zusammenberief, um die Ansichten ihrer Gesandten und Konsuln in China zu beraten, hat der Premierminister die japanische Politik gegenüber China in folgende Grundsätze zusammengefaßt: „1. Die Stabilisierung des jetzigen politischen Chaos in China und die Wiederherstellung der öffentlichen Sicherheit sollte von den Chinesen selbst mit Hilfe der Auslandsmächte verwirklicht werden. Die japanische Regierung hält es für geboten, sich in den chinesischen Bürgerkrieg oder in den innerpolitischen Kampf in China nicht einzumischen. 2. Die japanische Regierung wird mit anderen Mächten zusammenarbeiten, um den vernünftigen Forderungen, die die gemäßigten chinesischen Politiker in bezug auf den chinesischen Wiederaufbau gestellt haben, zu entsprechen. 3. Die Verwirklichung dieser Voraussetzungen hängt von der Gründung einer starken, zentralen Regierung ab.... 4. Die oben geschilderte japanische Politik wird dieselbe bleiben, ob die neue chinesische Regierung durch eine Koalition der Nord- oder Südparteien oder aus anderen Parteien gebildet wird. Eine solche zentrale Regierung wird von Japan unterstützt werden, ohne Rücksicht darauf, ob sie sich im Norden oder Süden befindet.... 5. ... Sollte Leben und Besitz von Japanern in China gefährdet werden, so würde sich Japan genötigt sehen, positive Maßnahmen zu ergreifen. 6. Der Frieden und die Ordnung in der Mongolei haben einen wesentlichen Einfluß auf die Existenz und die nationale Befriedung Japans. Die japanische Regierung fühlt daher die Verantwortungen, den Frieden in diesen Regionen zu wahren, nicht nur im Hinblick auf die besondere Lage Japans und den dortigen Gebieten, sondern auch im Interesse von China selbst." Die englische Behauptung, daß das chinesische Chaos nur durch eine internationale Zusammenarbeit, hauptsächlich eine Entente zwischen Japan und Großbritannien, beendet und Leben und Besitz der Ausländer nur dadurch gesichert werden kann, weist der Japaner mit der Bemerkung zurück, China habe in den letzten Jahren bewiesen, daß die Großmächte ihren ausschlaggebenden Einfluß dort eingebüßt haben. „China weiß, daß, wie auch seine innere Desorganisierung und sein Benehmen gegenüber den fremden Regierungen sein mag, die Mächte es nicht länger wagen werden, es durch Anwendung von Gewalt zur Unterwerfung zu zwingen. China ist durch seine eigene Schwäche stark geworden. Welchen Zweck würde unter diesen Umständen eine internationale Vereinbarung, eine Wiederbelebung der anglo-japanischen Allianz haben?"

In der Septembernummer der „Review of Reviews" schreibt der frühere Korvettenkapitän Kenworthy, der dem Admiralitätsstab angehörte und jetzt in die Reihen der Labourparty abgewandert ist, über die Nachkriegslage der Marine. Er betont, daß die wirkliche Geschichte der zusammengebrochenen Genfer Konferenz noch nicht in ihrer Gesamtheit erzählt wurde. Die britische Delegation, die eine reine Delegation der britischen Admiralität war, dachte in der Sprache des neunzehnten Jahrhunderts, während die Diplomatie von heute sich schon die Sprache des zwanzigsten Jahrhunderts angeeignet hat. Aus diesem Grunde ließ man die Konferenz an der Streitfrage zerschellen, daß Amerika seine kleinen Kreuzer in Zukunft

mit 8-Zoll-Kanonen statt mit 6-Zoll-Kanonen bewaffnen will. Falls man nicht zu einer Vereinbarung zwischen England und Amerika gelangt, läuft man Gefahr, daß das Washingtoner Abkommen im Jahre 1931 nicht erneuert wird. *Die große wirkliche Streitfrage zwischen Amerika und England bildet die Veränderung des Gesetzes des Seekrieges.* Die Amerikaner, die schon seit langem versuchten, das Kriegsrecht des Kaperns des Privateigentums auf hoher See einzuschränken, wollten diese Frage bei der Konferenz aufwerfen. Da jedoch die britischen Sachverständigen darauf nicht vorbereitet waren, mußte dieses wichtige Problem fallen gelassen werden. Kenworthy schlägt eine gründliche Prüfung des bestehenden Gesetzes der Kriegführung zur See vor. „Liegt es wirklich in unserem Interesse, das Kaperrecht des Privateigentums zu verteidigen? Haben wir durch seine Aufhebung nicht eigentlich mehr zu gewinnen als zu verlieren? Gegen wen könnten wir heute unsere frühere Blockadepolitik mit Erfolg durchführen? Es war früher die wichtigste Methode, um auf die militärisch starken Nationen auf dem Kontinent einen Druck auszuüben. Welche militärisch mächtigen Nationen bedrohen uns heute? Rußland kann man durch Blockade nicht treffen, wie es die Erfahrungen der letzten Jahre nach dem Waffenstillstand gezeigt haben. Deutschland ist entwaffnet, und wenn die Franzosen und Engländer irrsinnig genug wären, in zehn oder zwanzig Jahren miteinander Krieg zu führen, würde dieser in der Luft entschieden werden. Japan könnte dank seiner geographischen Nähe zu China ohne eine vorhergehende vollkommene Zerstörung seiner Marine kaum blockiert werden. Eine Blockade der Vereinigten Staaten würde den Reedern und Fabrikanten große Verluste bringen, könnte jedoch kaum den Krieg entscheiden. *Das einzige Volk, das mit Erfolg blockiert werden kann, ist Großbritannien.* Und doch klammern wir uns an die Waffe, die unsere eigene Zerstörung herbeiführen kann.“ Kenworthy beschäftigt sich dann mit der Stellung Englands zu Japan. Die Frage des Flottenstützpunktes in Singapore bildet die große Klippe der Verständigung. Diese Flottenbasis, deren Ausbau allein sieben Millionen Pfund kosten soll, ist aus rein strategischen Gründen von der Admiralität gefordert worden, da sie notwendig war, um die großen Kriegsschiffe und Kreuzer der Nachkriegszeit östlich vom Mittelmeer aufzunehmen. Die Vorarbeiten wurden unter der ersten konservativen Regierung nach dem Kriege begonnen und von Ramsay Macdonald unterbrochen. Auf diese Weise wurde der Ausbau der Flottenbasis zu einer Parteifrage, und die konservative Partei sah sich nach ihrer Rückkehr ins Amt genötigt, die Arbeiten wieder aufzunehmen. „Es wird jetzt zugegeben, daß das Singapore-Projekt, so richtig es vom strategischen Standpunkt sein mag, vom diplomatischen Gesichtspunkt zweifellos ein Fehler ist. Vom diplomatischen Standpunkt wäre es sicher besser gewesen, die vorhandene Flottenbasis in Sydney statt in Singapore auszubauen, um die Aufnahme größter Kriegsschiffe zu ermöglichen. Der Ausbau des Flottenstützpunktes von Sydney würde die japanische öffentliche Meinung nicht verstimmt haben. Es wurde behauptet, daß die Nichterneuerung der anglo-japanischen Allianz ein Höflichkeitsakt gegenüber Amerika war, aber es stimmt eher, daß sie auf den Einspruch der Australier und der Neuseeländer zurückzuführen ist.“ Kenworthy meint, man hätte besser getan, dieser Nervosität der Dominions dadurch Rechnung zu tragen, daß man die Japaner besänftigte, statt sie durch den Bau der Singapore-Basis vor den Kopf zu stoßen. Nachdem es der Genfer Konferenz nicht gelungen war, diese beiden wichtigsten Fragen des Gesetzes des Seekrieges und der Singapore-Basis zu lösen, liegt die Gefahr nahe, daß im Jahre 1932 ein neuer verhängnisvoller Wettstreit im Flottenbau beginnen wird.

In der Septembernummer der „Fortnightly Review“ schreibt Augur über den Frieden in Europa. Seine Ein-

stellung gegenüber Deutschland ist eine wenig freundliche, nachdem „Zeichen vorhanden sind, daß ein Wechsel der öffentlichen Meinung in Berlin vor sich geht, wo die Anhänger einer westlichen Orientierung langsam die Oberhand gewinnen." Augur nimmt den Standpunkt ein, der in England immer mehr an Boden gewinnt, daß Polen ein Bollwerk gegen den Osten sei. Er erkennt Polen als eine Großmacht an und meint, die europäische Politik müßte von dieser Voraussetzung sowohl in ihrem Verhältnis zu Polen wie in der Beurteilung der deutsch-polnischen Beziehungen ausgehen. „Deutschland beanstandet den Korridor. Das beste Mittel, diese Frage zu entscheiden, wäre der Weg direkter Verhandlungen mit der polnischen Regierung. Hier ist eine Bemerkung am Platze. Es gibt Fragen zwischen den Staaten, die nicht nur nicht gelöst, sondern nicht einmal diskutiert werden könen, solange nicht Beziehungen auf einer freundschaftlichen Basis bestehen. Deutschland muß Polen als eine Großmacht anerkennen und alle Hoffnung aufgeben, Polen durch Anwendung von Gewalt oder durch Gewinnung der Sympathien der anderen Staaten zwingen zu können. Soweit es Großbritannien betrifft, so geht die Politik seiner Regierung von dem Prinzip aus, daß Polen eine Großmacht ist." Augur spricht dann von der Gefahr des Anschlusses und der Unmöglichkeit, ihn zu verhindern, sobald Österreich ihn entschlossen anstrebt. Er fordert daher die Aufstellung eines „Planes, der reizvoll genug wäre, um die österreichischen Sympathien für Berlin vergessen zu machen. Wir wissen daß Dr. Beneš Mittel und Wege in Betracht zieht, Österreich wenn nicht einen Zollkrieg, so doch ein System der wirtschaftlichen Vorteile anzubieten, in der Absicht, Österreich im Rahmen der mitteleuropäischen Mächte festzuhalten. Die Zollschranken, die die neuen Staaten mit einer so wütenden Energie errichteten, haben sich keineswegs als eine ungemischte Freude erwiesen, hauptsächlich an der Donau, wo man zur allgemeinen Enttäuschung jetzt festgestellt hat, daß, obwohl *die Doppelmonarchie* politisch ein Ungeheuer war, sie *nichtsdestoweniger ein Recht hatte, als eine selbstversorgende wirtschaftliche Einheit zu existieren.* „Dieser Versuch der Wiederherstellung eines Donaublockes wird von Italien mit großer Sorge beobachtet, da es das Auftauchen seines alten Feindes der Doppelmonarchie in jeder Form fürchtet. Aber ebenso fürchtet Italien das Auftauchen Deutschlands auf dem Brenner und die Ausdehnung des deutschen Einflusses auf Ungarn und Jugoslawien."

Die „English Review" vom September enthält einen Artikel über die Luxemburger Tagung der ehemaligen Kriegsteilnehmer. Die Fédération Interalliée des Anciens Combattans (Fidac) umfaßt die britische und die amerikanische Legion, die großen französischen Verbände, die italienischen, jugoslawischen, belgischen, polnischen und rumänischen Vereinigungen ehemaliger Kriegsteilnehmer. Zum erstenmal hat die Fidac *auf Betreiben der britischen Legion eine internationale Konferenz der ehemaligen Kriegsteilnehmer zusammenberufen.* Von deutscher Seite sind der Vorsitzende des Reichsbanners, zwei Delegierte von den Kriegsbeschädigtenorganisationen und dem Kriegsgefangenenverband abgesandt worden. Es erschien auch als Beobachter ein Vertreter des Jungdeutschen Ordens. Trotz des starken Zusammenstoßes der Meinungen, gelang es, die Einigung durch eine Resolution zustande zu bringen, aber als diese Resolution in französischer, englischer und deutscher Sprache vorgelesen wurde, machte ein elsässischer Delegierter darauf aufmerksam, daß in der deutschen Übersetzung der Satz: „Die Konferenz erklärt, daß die internationalen Beziehungen sich auf die Achtung der Verträge stützen müssen" ausgelassen war. Der Vertreter des Jungdeutschen Ordens hatte gegen diesen Satz protestiert, und der britische Delegierte beschreibt, wie man sechs Stunden lang versuchte, die Deutschen zur Unterzeichnung dieser Formel zu bringen. Die französischen

Delegierten wurden so erregt, daß man Zwischenfälle befürchtete. Erst als der Führer der amerikanischen Delegation erklärte, daß die amerikanischen Exkombattanten in der Forderung nach der Achtung der Verträge ihre europäischen Alliierten unterstützten, haben die Deutschen das Wort Achtung in ihre Resolution übernommen. Die britischen Delegierten erklärten, die Voraussetzung einer friedlichen Zusammenarbeit sei die Achtung der Verträge. *Man hätte nichts dagegen einzuwenden, wenn sie modifiziert würden, vorausgesetzt, daß diese Veränderung mit konstitutionellen Mitteln durchgeführt wird,* und der Artikel des britischen Delegierten schloß mit den Worten: „Diese ausweichende Haltung Deutschlands hat auf die alliierten Vertreter ohne Zweifel einen schlechten Eindruck gemacht." Diese Luxemburger Konferenz bestätigt die so oft gemachte Erfahrung, daß die falsche Beschickung internationaler Zusammenkünfte durch Menschen, die sich der politischen Tragweite ihres Auftretens nicht bewußt sind und von der Angst vor dem Empfang zu Hause erdrückt werden, von großem Nachteil für das deutsche Ansehen im Ausland ist.

In der Septembernummer der „Foreign Affairs" finden wir einen Artikel von Robert Dell: Ein Jahr nach Thoiry. Dell beschreibt die wachsende Isoliertheit Briands. Die Zeit, die Briands Stellung stärken sollte, wie er hoffte, hat sie im Gegenteil geschwächt. Während Briand und seine Anhänger untätig waren, haben die Gegner der Thoirypolitik eine große Aktivität entwickelt und Angst und Mißtrauen vor Deutschland durch eine sehr geschickte Kampagne wachgerufen. „Nichts zeigt besser, wie vollkommen Briand paralysiert ist, als die Tatsache, daß er nicht ein einziges Mal in diesem Jahr über Außenpolitik sprechen durfte. Sowohl die Radikalen wie die Sozialisten haben ihm gemeinsam den Maulkorb umgelegt. Die Sozialisten verkündeten eine Interpellation über Außenpolitik in der Kammer, mit der auch Poincaré einverstanden war, aber als Briand von seiner Erholungsreise zurückkehrte, mit dem ausdrücklichen Wunsch, auf diese Interpellation zu antworten, haben die Sozialisten sie zurückgezogen." Dell schreibt über die Verdächtigungen der deutschen Regierung, die von allen Seiten erhoben werden. „Wenn man irgendeine wirkliche Ursache hat, zu glauben, daß Deutschland den Vertrag von Versailles vergewaltigt, dann soll man die Sache dem Völkerbund unterbreiten. Aber das würde eine Rechtfertigung der Angriffe und eine Vorlegung von Beweisen voraussetzen. *Der bekannte deutsche Pazifist Professor Förster ist wie immer den französischen Nationalisten und Militaristen zu Hilfe gekommen.* Er hat in der „Menschheit" einen angeblichen Plan zur Reorganisierung des deutschen Heeres veröffentlicht. Ich habe nicht viel Vertrauen zu den Försterschen Informationen, nachdem er im „Figaro" schrieb, daß England die autonomistische Bewegung im Elsaß unterstütze, um Elsaß und Frankreich von Deutschland zu trennen und aus ihm einen unabhängigen Staat zu bilden. Einer, der das glaubt, wird alles glauben. Außerdem findet man Professor Förster, sobald er nach Paris kommt, gewöhnlich in den Redaktionsräumen der nationalistischen Zeitungen, die täglich das deutsche Volk beschimpfen. Dies scheint mir eine seltsame Methode zur Förderung des Friedens. Trotzdem können die Enthüllungen der „Menschheit" im wesentlichen wahr sein. Aber selbst dann wäre es keine geheimnisvolle Verschwörung, sondern ein Plan, der dem Völkerbund unterbreitet worden wäre. ... Die Thoirypolitik kommt jetzt nicht mehr in Frage. Briand selbst hat sie aufgegeben, jedenfalls solange Poincaré im Amt verbleibt. Briand hätte sogar die Truppenreduktion um 5000 Mann nicht erreicht, wenn er nicht durch zwei Noten des britischen Foreign Office, die diese Einschränkung forderten, gestärkt worden wäre."

In der amerikanischen „Century" vom September finden wir einen interessanten Artikel von Charles L. Guy,

der bis zum vorigen Jahr Richter des Obersten Gerichtes war, über die *Frage der interalliierten Schulden.* Dieser Artikel unterscheidet sich beträchtlich im Ton von den üblichen amerikanischen Äußerungen. Guy wagt die Behauptung, daß Amerika, nachdem es vollkommen unvorbereitet in den Krieg eintrat, ohne die Zusammenarbeit mit den alliierten Regierungen eine sichere Niederlage, eine letzte Demütigung und überwältigende Verluste erlitten hätte, ja, daß selbst die Existenz der Vereinigten Staaten bedroht war. Die Vereinigten Staaten haben in diesem Notfall den einzigen Beitrag zu dem gemeinsamen Unternehmen, den sie zu liefern imstande waren, zur Verfügung gestellt, zwar in Form einer rückzahlbaren Anleihe, jedoch in dem Bewußtsein, daß im Falle einer Niederlage eine Rückzahlung unmöglich war und selbst im Falle eines Sieges infolge der finanziellen Erschöpfung kaum einen wirklichen Wert besaß. *„Diese Anleihe eine kommerzielle Schuld zu nennen, ist ein vollkommener Unsinn.* Es war ein Beitrag zu einem gemeinsamen Unternehmen, und das Prinzip jeder Gesellschaft ist, daß der gemeinsame Verlust gemeinsam getragen wird. Unser Geldbeitrag wäre als eine Abwehrwaffe machtlos gewesen ohne das Vorhandensein des französischen Heeres und der britischen Marine." Guy unterstreicht immer wieder die moralische Seite der Schuldenfrage. Er führt Beispiele aus dem praktischen Leben an. „Wenn einer, der ein wertvoller Faktor in der Handelswelt war, bankrottiert, pflegen ihn seine früheren Geschäftsteilhaber nicht zu Boden zu werfen, ihm den letzten Pfennig auszupressen und sein Wiederaufkommen zu verhindern. Selbst wenn die alliierte Schuld einen rein kommerziellen Charakter hätte, wäre es eine kluge wirtschaftliche Politik, sich mit den Schuldnern auf eine relativ kleine Summe zu einigen, um sie wieder lebensfähig zu machen." Er zitiert den Ausspruch des Staatssekretärs Mellon: *„Die ganze ausländische Schuld ist für die Amerikaner in Dollar und Cents nicht so viel wert wie ein wohlhabendes Europa als Kunde."* Guy meint, daß die stärksten Schreier nach der europäischen Rückzahlung Männer waren, die selbst von den großzügigen Bankerottgesetzen Amerikas profitieren. „Wenn der Versuch, solche Zahlungen zu erzwingen, noch einige Jahre lang fortgesetzt wird, kann er mit dem Sturz jeder festen Regierung in Europa enden.... England zahlt uns ungefähr zweihundert Millionen Dollar jährlich, nicht weil es von der Gerechtigkeit der Schuld überzeugt ist, sondern weil es dem Druck nachgibt, und es kann diese Schuld nur bezahlen, indem es von unseren Bankleuten große, seine Zahlungen weit übersteigende Summen entleiht." Guy bekämpft dann den amerikanischen Standpunkt, der ein Kompromiß in der Schuldenfrage aus dem Grunde ablehnt, damit das Geld nicht für die Vorbereitungen eines neuen Krieges verbraucht wird. „Wir, das reichste Volk der Welt, das durch den Weltkrieg — mit den Leiden der anderen Völker verglichen — fast unberührt hindurchging, wir, die wir uns geweigert haben, dem Völkerbund beizutreten und an einer Schaffung des Weltgerichtshofes zu arbeiten, die den Konferenzen zur Vermeidung künftiger Kriege fernbleiben, die wir uns vorbehalten haben, Krieg zu führen oder nicht zu führen, wie es uns beliebt, nehmen für uns das Recht in Anspruch, unseren früheren Alliierten die Politik zu diktieren, zu der sie sich bekennen müssen, um unserer Großmut bei der Reduzierung oder Anullierung der Schulden teilhaftig zu werden." Guy hebt hervor, daß eine zwangsweise Eintreibung der Schuld für Amerika unmöglich wäre, denn die beiden Mittel, die ihm zur Verfügung stünden, Krieg und wirtschaftlicher Boykott, könnten von Amerika nicht angewandt werden. Amerika würde nie zur Eintreibung von Schulden einen Krieg führen, und der wirtschaftliche Boykott würde einen Ruin für ein Volk bedeuten, das viel mehr produziert, als es verbrauchen kann und das von den ausländischen Märkten derart abhängig ist."

Dieselbe Nummer der „Century“ enthält einen Artikel des Professor der Wisconsin Universität, Edward Alsworth Ross, der sich hauptsächlich mit den Bevölkerungsfragen beschäftigt und im Augenblick an einem Buch unter dem erschreckenden Titel „Nur noch Stehplätze?“ arbeitet. Im Jahre 1669 hat schon einer der ersten englischen Statistiker, Gregory King, ausgerechnet, daß England nicht mehr als 22 Millionen Menschen erhalten kann und daß es diese Zahl in 35 Jahrhunderten erreichen wird. King rechnete aus, daß sich im Jahre 1900 die englische Bevölkerung auf 7½ Millionen belaufen würde. Sie zählte damals jedoch 32½ Millionen. Die Ursache dieses gewaltigen Bevölkerungszuwachses ist in der wirtschaftlichen Revolution der letzten 150 Jahre zu suchen, in der Beschleunigung der Weltproduktion durch den Triumph der Maschinen, und in zweiter Linie in dem verblüffenden Erfolg der Krankheitsbekämpfung. *Die Sterblichkeitsziffer fällt jetzt viel schneller als die Geburtenzahl. Die Bevölkerung von Großbritannien hat den größten Zuwachs erfahren.* Im Jahre 1712 wurde sie auf 9 Millionen geschätzt, im Laufe des 18. Jahrhunderts hat Großbritannien aus seiner kleinen Bevölkerungszahl den größten Teil der weißen Siedler der Vereinigten Staaten gestellt und später eine ganze Anzahl jüngerer Kolonien gespeist. Die 4½ Millionen Weiße, die die Vereinigten Staaten im Jahre 1800 zählten, sind im Jahre 1900 auf mehr als 37 Millionen gestiegen. *Die englisch sprechende Bevölkerung ist seit 1800 auf das achtfache gewachsen.* Ross vergleicht die Ziffern der Antike mit diesen gewaltigen Zahlen. Das ganze römische Reich hat beim Tode des Kaisers Augustus nicht mehr als 54 Millionen Menschen gezählt. Im Jahre 1700 zählte Europa ungefähr 80 Millionen, und Voltaire konnte sagen, daß sehr günstige Lebensumstände notwendig wären, damit eine Bevölkerung im Laufe eines Jahrhunderts einen Zuwachs von 5% erfährt. Im Jahre 1800 hatte Europa jedoch schon 180 Millionen Einwohner gezählt, und ist zwanzig Jahre vor dem Krieg um ein Viertel gewachsen. Dementsprechend groß waren die Kriegsverluste im Vergleich zu denen der Vergangenheit. Nach den napoleonischen Kriegen wurden die Verluste auf 210 Millionen gezählt, hundert Jahre später auf 645 Millionen. Der Bevölkerungszuwachs in den Kolonien geht überraschend schnell vor sich. In den fünfzig Jahren der französischen Herrschaft in Algier hat sich die Einwohnerzahl verdoppelt. Ein ähnliches Bild bieten die anderen Kolonien. Den Rekord erreicht Java, wo die fünf Millionen Einwohner vom Jahre 1800 unter der holländischen Verwaltung auf 37 Millionen gestiegen sind. Jeden Tag sterben ungefähr hunderttausend Menschen und hundertfünfzigtausend werden geboren. Ein solcher Überschuß ist noch nie in der ganzen Geschichte der Menschheit festzustellen gewesen. In der Vorkriegszeit hat sich die Menschheit so schnell vermehrt, daß sie in sechzig Jahren fast eine Verdoppelung erfuhr. Deshalb wurden die ganzen Eroberungen des menschlichen Wohlstandes nicht zur Erhöhung des Lebensniveaus, sondern zur Erhaltung einer größeren Anzahl von Menschenleben aufgebraucht. Wenn sich die heutige Bevölkerung auf 1850 Millionen beläuft, wird sie um das Jahr 1987 3700 Millionen zählen, im Jahre 2047 7400 Millionen und im Jahre 2107 14 800 Millionen. Die Gelehrten glauben nicht, daß die Welt mehr als 7000 Millionen Menschen ernähren kann. Selbst bei der größten Ausnutzung der Wissenschaft und Kultur kann die Erde höchstens nur 9000 Millionen erhalten, und Ross kommt zu der erschreckenden Feststellung, daß die Erde nur noch Stehplätze für ihre Bevölkerung haben wird.

In der letzten Nummer des „Esprit International“ schreibt *Minister Beneš über die Geschichte der Kleinen Entente.* Sie war im Anfang als eine Verteidigung gegen die konkrete, aktuelle und gemeinsame Gefahr des drohenden Umsturzes in Ungarn gegründet worden, und ihr Ziel war die

Konsolidierung der neuen Sachlage in Mitteleuropa. Die praktische Politik der Kleinen Entente ging in der ersten Zeit nicht über den Rahmen einer Verteidigung hinaus. Sie beschränkte sich auf die Intervention bei den Großmächten, um die Bestrebungen zur Herstellung der Monarchie zu verhindern. Sie hatte auch anläßlich der beiden Versuche Kaiser Karls, auf den ungarischen Thron zu gelangen, wirkliche Erfolge aufzuweisen. Die Botschafterkonferenz hatte damals auf Betreiben der Kleinen Entente erklärt, daß eine Wiederkehr der Habsburger die Basis des Friedens erschüttern würde. Der zweite Versuch Kaiser Karls hat zum Erlaß des ungarischen Entthronungsgesetzes und zur Verpflichtung der ungarischen Regierung, die Habsburger nicht anzuerkennen, geführt. Nach dieser ersten Defensivzeit ergab sich die Notwendigkeit, die Politik der Kleinen Entente zu erweitern; die wirtschaftliche Lage Mitteleuropas machte einen wirtschaftlichen Zusammenschluß notwendig. Beneš verteidigt sich gegen die anläßlich der Konferenz von Joachimsthal aufgestellte Behauptung, daß die Kleine Entente geschwächt sei. Er behauptet, sie habe nur ihre Arbeitssphäre geändert und sei jetzt auf die Zusammenarbeit mit den anderen Staaten Mitteleuropas gerichtet. Er weist darauf hin, daß der Zusammenschluß der Kleinen Entente bei den Beratungen in Genf die besten Ergebnisse gezeitigt hat.

In derselben Nummer des „Esprit International" finden wir einen besonders interessanten und als sehr wesentlich zu bezeichnenden Beitrag des früheren *polnischen Außenministers Graf Alexander Skrzynski* unter dem Titel *„Nationalismus oder Internationalismus?"* Diesen Vortrag hatte Graf Skrzynski in der Carnegie-Stiftung in Paris gehalten, und er hatte seine gerade in Anbetracht der polnischen Verhältnisse besonders auffallend wirkenden Ausführungen durch eine Rede erweitert, die er vor einiger Zeit in Krakau hielt, und in der er den Mut hatte, den Versailler Vertrag anzugreifen. In seinem Aufsatz, der durchaus verdient, ausführlicher wiedergegeben zu werden, führt Graf Skrzynski, dessen politische Karriere als keineswegs abgeschlossen angesehen werden kann, (er wurde in letzter Zeit als Gesandter für Berlin genannt) folgendes aus: „Die große Cäsur zwischen Vergangenheit und Gegenwart liegt in dem Problem Nationalismus und Internationalismus. Zwei Ideen, zwei Prinzipien, zwei Welten. These und Antithese — oder Antinomie.... Der Nationalismus als treibende und dynamische Kraft, die den Aspekt der internationalen Beziehungen ändern sollte, ist ein Phänomen der Nachkriegszeit. Früher ist die lebende Kraft, die dieses Wort Nationalität verbindet, durch die Monarchen, die sich im Namen des göttlichen Rechtes berechtigt glaubten, die ihnen untertanen Völker mit Gewalt zu regieren, eingeschränkt und erstickt worden.... Der erste Weltkataklysmus, der die Schranken fallen ließ, hat dieser Machtidee freien Lauf gegeben und hat ihr erlaubt, in einem viel weiteren Feld, im Namen einer höheren Gerechtigkeit seine Prinzipien zu verwirklichen. Die Alliierten, die das Prinzip der Nationalitäten auf ihre Fahnen schrieben, haben den Sieg in einem der größten moralischen Konflikte davongetragen. Aber ist die Welt, die daraus hervorgegangen ist und die sich bemüht, das Prinzip der Gerechtigkeit zu verwirklichen, wirklich eine Welt des Friedens und des Gleichgewichts? Sicherlich nicht. Noch nie hat eine befriedigte Gerechtigkeit als unmittelbaren Lohn ein gefestigteres Gefühl des Friedens und der Sicherheit gebracht.... Der Sieg der Gerechtigkeit hat im allgemeinen neue Gefahren zur Folge, denn die Verwirklichung jedes Ideals birgt eine Gefahr in sich; die Sicherheit ist im allgemeinen — und auch das nur in geringem Grade — die Begleiterin einer sterilen Mediokrität. Der Sieg einer Idee ist nichts anderes als eine Revolution. Der Sieg des Nationalitätenprinzips ist eine Revolution in dem politischen Gefüge Europas. Sie ist

sosehr eine revolutionäre Idee, daß sogar die große soziale Revolution, der Bolschewismus, sich ihrer als einer Angriffswaffe bedient." Graf Skrzynski entwickelt dann die Richtlinien der russischen Politik, die das Erwachen der asiatischen Völker herzuführen versucht in der Hoffnung, den Zielen des kommunistischen Internationalismus durch das Aufstacheln des nationalistischen Bewußtseins zu dienen. Skrzynski umschreibt dann die Bedeutung des Begriffes „Nation". „Sie ist weder eine Gemeinschaft der Rasse noch der Religion, noch eine Interessengemeinschaft, noch die Tatsache eines Zusammenwohnens auf einer von Flüssen und Bergen umgrenzten geographischen Fläche. Die Nation ist etwas anderes. Sie ist eine geistige Einheit, sie vertritt eine Kollektivseele.... Aber die Nationen sind auch noch darüber hinaus Speicher der Energie, glühende Herde, Brennpunkte, in denen die hungrigen dynamischen Kräfte zusammenlaufen, die unüberlegter Reaktionen fähig, allen Zuckungen des intuitiven und sentimentalen kollektiven Lebens unterworfen sind. Dieser besondere Aspekt des Volkslebens tritt in dem inneren Leben der Staaten, im Nationalismus zutage, der zwar eine Seite der reinsten und gerechtfertigsten Liebe, der Liebe zu seinem Volke, darstellt und trotzdem in gewissen Momenten einen weniger idealen Charakter, und zwar den eines nationalen Egoismus, annehmen kann.Der Egoismus ist immer eine falsch verstandene Liebe.... Der Nationalismus muß in seinem doppelten Aspekt als wohltuende, schöpferische Kraft des Fortschritts und zugleich als ein Prinzip des Fiebers und der Gärung betrachtet werden. Unter dieser letzten Form bildet er eine Gefahr für das gemeinsame Werk der Menschheit, dieses unteilbare Gut, das uns durch eine lange Reihe von Generationen vermacht wurde, die Kultur unseres Kontinents. Wie ist nun das Verhältnis zwischen dem unantastbaren Nationalismus der Staaten und der Idee des Internationalismus? Die Frage ist sehr schwierig. Wer in den verschiedenen Ländern, inmitten des politischen Kampfes wagen würde, diese Frage zu stellen, würde sich einer Verdächtigung seines Patriotismus aussetzen." Skrzynski weist darauf hin, daß die Seele des modernen Menschen sich nicht nur von der heiligen Liebe für sein Volk nährt. Die Erinnerungen an unauslöschliche Eindrücke, die andere Völker uns vermittelten, leben in unserer Seele fort. Skrzynski stellt die Frage: „Heißt es, weniger sein Vaterland lieben, wenn man das liebt, was wir gemeinsam mit anderen haben? Heißt es, weniger sein Vaterland lieben, wenn man sich der aufbauenden Elemente seiner nationalen Seele bewußt wird? Heißt es, weniger sein Vaterland lieben, wenn man sich Rechenschaft darüber ablegt, daß es eine höhere Pflicht gibt, als einem Land zu dienen, und zwar die Pflicht, der Menschheit zu dienen?... Wenn der Internationalismus dem Nationalismus im Namen der Vernunft Opfer auferlegt, scheint er ein ihm entgegengesetztes Prinzip zu sein. Er ist jedoch im höheren Sinne ein ergänzendes Prinzip, weil er dem unentrinnbaren Gesetz, daß alle menschliche Energie sich durch Individualität entwickelt, aber ihren vollen Wert in der Gemeinschaft findet, entspricht. Wenn die politische Welt sich dessen bewußt werden könnte, würden wir ohne Zweifel in den internationalen Beziehungen eine auffallende Entspannung erleben. Alle Klassen in allen Ländern, die etwas zu erhalten und viel zu verlieren haben, müßten zugeben, daß die internationale Solidarität kein dem Prinzip der Nationalitäten entgegengesetzter Grundsatz ist, und daß der Internationalismus sich nicht auf den Ruinen der nationalen Staaten aufbauen darf.... Es ist so oft im Laufe der Geschichte bewiesen worden, daß Nationen, die dem Fortschritt der Menschheit nicht länger dienten, ausstarben. Die sogenannten klugen Realpolitiker kämpfen zugunsten eines nationalen Egoismus, den sie mit dem Patriotismus verwechseln und sagen: Laßt euch nicht durch die allgemeinen

Ideen ablenken. Hier ist die Wirklichkeit, hier sind die unmittelbaren Interessen, die es zu verteidigen gilt. Eines schließt das andere nicht aus. Die großen Nationen haben vielleicht durch eine Hingabe an allgemeine Ideen gelitten, aber *die Völker sterben nicht durch Liebe zum Ideal, sie sterben durch Egoismus.*"

In der „Revue des Vivants" vom September finden wir eine Nebeneinanderstellung der Berichte von Chamberlain über seine Unterhaltungen mit Rakowski, die im Blaubuch des Foreign Office veröffentlicht wurden und der zum ersten Male erscheinenden Berichte Rakowskis. In dieser sehr aufschlußreichen Nebeneinanderstellung fällt die sarkastische Note bei Chamberlain und eine Fähigkeit der ironischen Entgegnung auf, die man ihm nicht ohne weiteres zugetraut hätte. Als Chamberlain auf die Angriffe gegen England hinwies, die, anscheinend von der Sowjetregierung inspiriert, in den russischen Zeitungen veröffentlicht wurden, meinte Rakowski, Chamberlain mache sich ein falsches Bild vom Charakter der russischen Presse, der man die Freiheit nicht nehmen dürfe, politische Fragen zu erörtern. Chamberlain wandte dagegen ironisch ein, daß diese Freiheit der Kritik sich wahrscheinlich nur auf Fragen der Außenpolitik beziehe. Die Unterhaltungen tragen alle dieselbe Tonart. Vom deutschen Standpunkt interessiert die Zusammenkunft vom 5. November 1925, über die Chamberlain und Rakowski übereinstimmend berichten und in der Chamberlain nach der ausführlichen Version Rakowskis folgendes gesagt hat: „Ich habe Herrn Stresemann in Locarno gesagt, daß Herr Tschitscherin den Fehler wiederholt, der der deutschen Vorkriegsdiplomatie verhängnisvoll wurde. Deutschland glaubte, daß, wenn Abkommen zwischen England, Frankreich, Rußland usw. zustande kämen, sie gegen Deutschland gerichtet sein müßten. Ich konnte mit einer solchen Offenheit sprechen, ohne zu befürchten, Herrn Stresemann zu beleidigen, weil wir in Locarno nicht nur als offizielle Vertreter unserer Regierungen sprachen, sondern als Kollegen, die von derselben Ehrlichkeit beseelt waren. Man muß sich zu einer Politik allgemeiner Befriedung bekennen. Ich habe Herrn Stresemann gesagt: „War denn Ihre Lage besser, als zwischen uns und Paris bittersüße Noten flogen? Deutschland kann durch die Annäherung der anderen Länder nur gewinnen: Dasselbe gilt für Sie."

In dem „Przeglad Gospodarczy" vom 1. September finden wir einen Artikel über den Verlauf der deutsch-polnischen Handelsvertragsverhandlungen. Dieser Artikel enthält eine Zusammenstellung des polnischen Handelsverkehrs mit Deutschland vor dem Zollkriege. Im Jahre 1926 betrug die polnische Ausfuhr nach Deutschland 25,3% der gesamten Ausfuhr. In diesem Jahre war die polnische Handelsbilanz besonders günstig, und die Ausfuhr überstieg bei weitem die Einfuhr. Im Jahre 1927 hat sie sich beträchtlich verschlechtert. Die Ausfuhr ist zwar nicht geringer geworden, sondern ist im Gegenteil gestiegen, aber auch die Einfuhr ist gewaltig gewachsen. Polen sah sich genötigt, infolge der Mißernte sehr viele Lebensmittel einzuführen. Diese Einfuhr ist auf mehr als das Dreifache gestiegen. Aus den polnischen Statistiken ergibt sich, daß die Ausfuhr aus Deutschland im ersten Viertel des Jahres 1927 259% der Einfuhr des ersten Vierteljahres 1926, jedoch nur 52% der Einfuhr des ersten Vierteljahres 1925 betrug. In dem Artikel wird besonders die Tatsache einer großen Aufnahmefähigkeit für deutsche Waren, hauptsächlich für Waren des täglichen Gebrauches, betont. Vor dem Zollkrieg hat Polen 58% der gesamten aus Deutschland nach dem Osten Europas versandten Ausfuhr aufgenommen. Die deutsche Ausfuhr nach Polen war dreimal so groß wir die Ausfuhr nach Rußland. „Die polnische Ausfuhr nach Deutschland besteht hauptsächlich aus Rohstoffen und Lebensmitteln. Die Einfuhr der Rohstoffe ist selbst heute nicht ver-

boten. Eine Ausnahme bildet die Kohle, aber auch da will sich Deutschland nur auf ein geringes Kontingent einigen. Was Holz und Holzprodukte betrifft, so haben wir in dem laufenden Jahr (erstes Viertel) mehr ausgeführt als im Jahre 1925. Noch viel wichtiger ist jedoch die Ausfuhr von Lebendvieh und Fleisch. Die Ausfuhr von Lebendvieh war im Jahre 1925 sogar geringer als 1927, aber man muß dabei bedenken, daß im Jahre 1925 die Ausfuhr sich erst zu entwickeln begann und daß sie unter günstigen Bedingungen für die Viehzucht in Polen und bei einer Gleichberechtigung mit der Einfuhr nach Deutschland aus anderen Ländern sehr gute Resultate erreichen kann. Aber hier werden gerade von deutscher Seite die größten Widerstände entgegengesetzt, und man will die Einfuhr von Lebendvieh aus Polen selbst bei Abschluß eines Vertrages mit der Meistbegünstigungsklausel von der Einfuhr aus anderen Ländern differenzieren."

„Man darf sich nicht täuschen, daß man nach Abschluß des Vertrages den deutschen Markt für die Produktion der polnischen Industrie gewinnen kann. Im Gegenteil. Die ganze Entwicklung der deutsch-polnischen Handelsverhältnisse beweist, daß Deutschland immer mehr Fertigfabrikate nach Polen einführen wird und uns damit überschwemmen würde, wenn wir nur die Hälfte der betreffenden Zollreduktionen berücksichtigen würden. Deutschland hat ungefähr 740 Zollpositionen bezeichnet, bei denen die Reduktion bis 50% und manchmal sogar bis 90% betrug. Daneben würde Deutschland 500 Reduktionen erhalten, die wir Frankreich und der Tschechoslowakei zugebilligt haben. Dagegen ist uns von deutscher Seite kein wesentliches Entgegenkommen auf dem Zollgebiete bewiesen worden, trotzdem von polnischer Seite große Zugeständnisse in der Ansiedlungsfrage gemacht wurden."

Antonina Vallentin.

Aus dem Inhalt der bisherigen Nummern:

Aus dem Maiheft:

Masaryk, Präsident der Tschechoslowakischen Republik: Dostojewski und Europa.

Lord Robert Cecil, belgischer Schatzkanzler: Die Zukunft des Völkerbundes.

Vandervelde, britischer Außenminister: Auf dem Wege zum wirtschaftlichen Paneuropäismus. Die nächste Genfer Konferenz.

Eduard Beneš, tschechoslowakischer Außenminister: Panslawismus.

J. Ramsay Macdonald, ehemaliger britischer Premierminister, M.P: Die Erfahrungen der britischen Labour Party.

Professor **Albert Einstein:** Zu Isaak Newtons 200. Todestage.

Louis Loucheur, Minister a. D.: Amerika und der europäische Kontinent.

Otto H. Kahn, Inhaber der Bank Kuhn, Loeb & Co.: Die Ursachen des amerikanischen Wohlstandes.

John Victor Bredt, Professor a. d. Univ. Marburg, M. d. R.: Die päpstliche Friedensaktion 1917.

Aus dem Juniheft:

Henri de Peyerimhoff, Präsident des Zentralkomités des französischen Kohlenbergbaus (Comité centrale des houillères de France): Die Kartellfrage auf der Weltwirtschaftskonferenz.

Sir Max Muspratt, Präsident des Verbandes britischer Industrie. Das Ergebnis von Genf.

Jules Gautier, Präsident des französischen Landbundes (Confédération nationale des Associations agricoles de France): Die Landwirtschaft in Genf

Professor **M. Sering,** Universität Berlin: Internationale Preisbewegung und Lage der Landwirtschaft.

Graf **Albert Apponyi,** ehemaliger ungarischer Unterrichtsminister: Ungarn im Nachkriegs-Europa.

Gerhart Hauptmann: Das Buch als Großmacht.

Dr. **Heinrich Schnee,** M. d. R., früh. Gouverneur v. Deutsch-Ostafrika: Die Mandatsfrage.

H. N. Brailsford, Herausgeber des „New Leader": Lloyd George und Macdonald.

Aus dem Juliheft:

Graf **Alessandro de Bosdari,** ehem. italienischer Botschafter in Berlin: Italien, Jugoslawien und Albanien.

Prälat Dr. **Ludwig Kaas,** M. d. R.: Der Dienst am europäischen Gedanken.

Dr. **Euthymios Canellopoulos,** griechischer Gesandter in Berlin, ehem. Aussenminister: Das griechische Flüchtlingsproblem.

Dr. **Wilhelm Haas:** Führerschicht in Deutschland.

Sidney R. Drury-Lowe, britischer Vizeadmiral a. D.: Die Beschränkung der Flottenrüstungen.

Prof. Dr. **August Müller,** Staatssekretär a. D.: Schrott.

Senator **Henry Léméry,** ehem. Unterstaatssekretär: Die Wahlreform in Frankreich.

Dr. ing. **Edmund Rumpler:** Die Möglichkeiten des Trans-Ozean-Verkehrs.

C. Delisle Burns, Dozent an der Universität London: Kriegsgefahr.

Aus dem Augustheft:

General **Charles G. Dawes,** Vizepräsident der Vereinigten Staaten: Die Notwendigkeit der Wahlreform.

Max M. Warburg: Der Kredit im Geschäfts- und Staatsleben.

Prof. **Marie Curie-Sklodowska:** Die Bedeutung der internationalen Stipendien.

Alberto Pirelli, Präsident der internationalen Handelskammer: Die Aufgabe der internationalen Handelskammer.

Prof. D. Dr. Dr. **Bredt,** M. d. R.: Bismarck und der Weltkrieg.

Prof. **Marcel Ray,** Chefredakteur des »Petit Journal«: Die Perspektiven der französischen Innenpolitik.

Prof. **Guglielmo Ferrero:** Die französische Revolution und Italien.

Prof. **Gilbert Murray,** Präsident der Völkerbundsligen: Die Probleme von morgen.

Julien Luchaire, Direktor des Internationalen Instituts für geistige Zusammenarbeit: Das Internationale Institut für geistige Zusammenarbeit.

Aus dem Septemberheft:

Dr. **Gustav Stresemann,** Reichsminister des Auswärtigen: Goethe und die Freiheitskriege.

Aristide Briand, französischer Außenminister: Mein Bekenntnis zum Frieden.

Lord Thomson, ehemaliger englischer Luftschiffahrtsminister: Luftfahrt und Luftmacht.

Professor Dr. **Julius Hirsch,** Staatssekretär z. D.: Zum Problem der deutschen Ausland-Anleihen.

L. Jouhaux, Generalsekretär der Confédération Générale du Travail: Die französische Gewerkschaftsbewegung.

H. G. Wels: Der Weg der britischen Politik.

Wirkl. Legationsrat a. D. Dr. **Hermann Bücher:** Einheit von Wissenschaft, Unternehmertum und Arbeiterschaft.

Graf **Georg von Arco,** Direktor der „Telefunken": Neue Möglichkeiten der Radiotechnik.

Herausgeber: Prof. Dr. *Ludwig Stein,*
Berlin W 10, Lützow-Ufer 5a. Fernspr. Kurfürst 6308.
Verantwortlicher Redakteur: Frau *Antonina Vallentin,*
Berlin W 62, Landgrafenstr. 11. Fernspr. Kurfürst 6350.

Verantwortlich für den Anzeigenteil: *Ed. G. Sthamer,* Berlin W 30, Landshuter Str. 7.
Gedruckt bei *Julius Sittenfeld,* Berlin W 8.

Die intellektuelle Verständigung zwischen Deutschland und Frankreich.

Von Senator *Anatole de Monzie,*
ehem. Minister für Volksbildung.

Minister de Monzie läßt seinen Artikel in die Worte ausklingen: „Ich warte auf Antwort." Seine Ausführungen erfordern auch wirklich eine Antwort, und zwar muß die Widerlegung seiner Kritik und die Beantwortung seiner Vorschläge von der dazu berufensten Stelle kommen. Der preußische Minister für Kunst, Wissenschaft und Volksbildung, *Dr. Heinrich Becker,* hat sich freundlichst dazu bereit erklärt und wird in der Dezembernummer von „Nord und Süd" zu den Anregungen von de Monzie Stellung nehmen.

„Wir müssen lernen, den Frieden zu denken", schrieb Lucien Maury als Schlußfolgerung eines Buches, das dem europäischen Babel der Nachkriegszeit gewidmet ist. Haben wir den Frieden gelernt, seitdem wir ihn in Genf proklamiert haben? Hat sich die intellektuelle Zusammenarbeit verwirklicht? Ist sie im Begriff, sich zu verwirklichen oder bleibt sie nur einfach ein frommer Wunsch? Das Kriterium findet sich in den Beziehungen zwischen Frankreich und Deutschland. Die Temperatur Europas wird in Paris und Berlin gemessen.

Vor ungefähr zwei Jahren hielt ich mich auf meiner Rückkehr aus Kopenhagen in Berlin auf, um in meiner Eigenschaft als Minister für Volksbildung mit meinem preußischen Kollegen Dr. Becker einiges zu besprechen. Die Zusammenkunft spielte sich in einfachen und loyalen Formen ab. Man zählte mir alle drückenden Maßnahmen auf, über die sich die deutschen Gelehrten beschwerten und die bereits Professor Caro aus Halle in seiner schmetternden Anklagerede hervorgehoben hat. Ich antwortete darauf, so gut ich es vermochte, führte Beweise des guten Willens unserer offiziellen Kreise an und forderte die Herren, die mit mir sprachen, auf, an den Bestrebungen zur Sicherung einer geistigen Zusammenarbeit, deren Zentrum das Palais Royal werden sollte, vorurteilslos teilzunehmen. Mein Freund und Reisebegleiter, der Dekan Brunot, kann es bezeugen, daß wir aus dieser Unterredung Herz und Hirn reich an Hoffnung weggingen.

Was ist aus dieser Hoffnung im Laufe von zwei Jahren geworden? Welche Arbeiten haben sich verwirklicht? In welchen Unternehmungen ist sie festgehalten worden? Eines ist zu verzeichnen. Herriot ist nach Frankfurt gegangen und hat wunderschön über Beethoven gesprochen.

. . . de la musique avant toutes choses . . .

sagte unser armer Verlaine. Und so steht auch die Sache, denn wir sind noch bei dem Präludium der Annäherung. Der Rest ist Warten. Im Jahre 1926 waren drei französische Studenten in Berlin und kaum ein halbes Dutzend in ganz Preußen. Die deutschen Studenten und Künstler sind in Paris allerdings weniger selten. Dieser Zahlenunterschied erklärt sich aus dem Preisunterschied. Unsere französischen Intellektuellen können sich, selbst wenn sie sich die Vorteile der Preisrabatte sichern, die ihnen das Wohnungsamt und das Restaurant der Universität in Berlin gewähren, einen längeren Aufenthalt in Deutschland nicht leisten. Diese Tatsache allein dürfte genügen, denn es wird keine wirkliche Annäherung zwischen dem deutschen und dem französischen Gedanken geben, solange nicht zwischen den beiden Ländern ein großzügiger Austausch wissensdurstiger junger Leute bestelt. Alles übrige ist nur täuschender Schein, höchstens Zeitvertreib der Anekdotenerzähler; alles übrige, das heißt der Austausch von Höflichkeiten der Pariser und Berliner Varietébesitzer, die Besuche der Theaterfürsten und der Kinogewaltigen. Es gibt auch einen Friedensflitter: diese verschiedenen Kundgebungen fallen in die Kategorie des pazifistischen Flitters, der Nichtigkeiten des barocken Überschwangs. Die literarischen Vorträge, die die letzte Saison und die letzten Salons von Berlin mehr ausgezeichnet haben als die von Paris, geben den Beweis einer gefährlichen Freude am Exzentrischen, eines Geschmacks für Phänomene der literarischen Messe. Mancher bei uns unbekannte Schriftsteller hat unberechtigterweise Frankreich in Deutschland vertreten. Solche Irrtümer haben zwar keine unangenehmen Folgen gehabt, sie waren bloß unerfreuliche Zeichen einer geistigen Verkennung, die ohne Zweifel im Ursprung eines tragischeren Mißverständnisses stand.

Viel wichtiger ist jedoch das Fehlen eines deutsch-französischen Buchaustausches. Die intellektuelle Durchdringung kann sich nur durch den Austausch der Ideen und Prägungen vollziehen. Das do ut des, das die Basis der intellektuellen Beziehungen zwischen zwei Völkern bildet, kann nicht verwirklicht werden, weil es nicht organisiert ist. Das Institut für geistige Zusammenarbeit, das Luchaire dirigiert, hat andere Ziele und einen anderen Wirkungskreis. Da es ein internationales Institut ist, darf es sich nicht der deutsch-französischen Verständigung besonders widmen, die sich auch auf dem administrativen Wege, durch Anwendung mechanischer Regeln, nicht durchführen läßt. Es ist an uns, diese lebendigen Regeln für die geistige Zusammenarbeit zu entwerfen, die unsere heutige Zeit, in der die Worte auf ihre Definitionen warten, erlaubt, ja begünstigt.

Unsere Völker sind uns selbst ähnlich: sie müssen sich ebenbürtig fühlen, um Freundschaft für einander zu empfinden. Die Aequivalenz des Dargebrachten, ein gewisses Gleichgewicht der Lieferungen ist notwendig, um eine geistige Allianz zu begründen. Jedes zu viel oder zu wenig nach der einen oder nach der anderen Richtung, jedes Übermaß der Einflußnahme hat, wie die Geschichte beweist, eine gefährliche Wirkung ausgeübt. Das Frankreich des siebzehnten und achtzehnten Jahrhunderts hat Deutschland zu sehr beeinflußt: seine Sitten, seine Philosophie, sein Stil beherrschten zu stark die deutsche Kultur und mußten notwendigerweise die Kritik eines Lessing, die Reaktion der Sturm- und Drangzeit hervorrufen. Der abstrakte Mensch des Klassizismus war trotz allem ein Franzose und bei all seinem kosmopolitischen Streben ein Propagandist der französischen Geistesart. Die deutsche Reaktion war daher berechtigt. . . Im neunzehnten Jahrhundert vollzieht sich das Gegenteil. Wir bekommen von Deutchland mehr als wir ihm geben. Unsere Anleihen, die bis zum Jahre 1840 fast ausschließlich literarisch waren, gehören nachher dem wissenschaftlichen, philosophischen Gebiet an. Waren wir denn nicht dreißig Jahre lang, von 1840 bis 1870, wenn nicht länger, von der deutschen Metaphysik besessen und behext? Wir konnten uns keine gute Philosophie, keine wertvolle religiöse Kritik außerhalb der Seminare der deutschen Schweiz oder der Methoden, die in diesen Seminaren angewandt wurden, vorstellen. Renan nannte die deutsche Wissenschaft einen Tempel und Edgar Quinet überbot noch die Anbetung Renans. Der Hegelianismus beschäftigte unsere Elite, der Kantianismus beherrschte das darunter liegende Stockwerk. Erst der Krieg von 1870 hat dieser sentimentalen Anziehungskraft ein Ende bereitet. Aber die deutsche Methodologie, die deutsche Pädagogie haben sich ein Prestige bewahrt, das noch durch die materielle Entwicklung, die finanzielle, industrielle und koloniale Prosperität des Reiches wuchs. Das Konto des intellektuellen Austausches war für Frankreich auffallend passiv.

Daraus erklären sich die vielfältigen Proteste der französischen Intelligenz, der unvergeßliche Feldzug von Maurice Barrès, die philosophische Kritik des Charles Maurras, die Bildung der politisch-literarischen Schulen, in denen man den allzu zahlreichen und allzu treuen Jüngern eines kraftstrotzenden Deutschlands den französischen Stolz beibrachte. Saint-Saens forderte die französische Musik zur Revolte auf, wie Agathon die Universität. Im Rückblick kann man diese konvergierenden Bemühungen in ihrer Gesamtheit werten. Sie haben ohne Zweifel eine wohltuende Wirkung ausgeübt. Sie haben die französische Persönlichkeit losgelöst und bestätigt, hauptsächlich auf dem literarischen Gebiet, auf dem die Synthese ihr Recht, ihren Platz und ihren Glanz eingebüßt hatte. Sie haben einen der Verteidigung des Bodens und der Rettung des Vaterlandes günstigen Geisteszustand vorbereitet.

Aber der Friede ist nicht mit einem Aufwand an intellektueller

Kraft zu vereinbaren. Ich meine hier einen wirklichen Frieden und nicht diese gleichgültige Korrektheit, diese stereotype Courtoisie, die manche für den Frieden halten. Wir brauchen eine Vereinbarung, die die Konkurrenz einschränkt, die die konkurrierenden Erzeugnisse in der geistigen wie in den anderen Industrien verbindet. Man hat auf dem industriellen Gebiete große und schwierige Kartelle gebildet, über die mein Freund Roger Conte ausführlich geschrieben hat. Ich unterstreiche hier nur die Tatsache, daß Frankreich und Deutschland die Säulen dieses Kartells bilden. Wäre es nicht möglich, ein ähnliches System für Erzeugnisse der geistigen Fabrikation zu entwerfen? Wäre es nicht möglich, sich auf einen allgemeinen Plan zu einigen, der den beiden Völkern ihr Recht und ihren Anteil an der Verwendung ihrer Arbeit und ihres Geistes sichern würde?

Aber ist eine solche Vereinbarung wünschenswert und schon heute erwünscht? Ehrlich gesagt, Frankreich hat sich von seiner Erschütterung noch nicht erholt. Es hat seine Invasion nicht vergessen. Man muß ihm das Vertrauen wiedergeben, und mehrere von uns, Vertreter verschiedener Kreise Frankreichs, arbeiten an der Erfüllung dieser Aufgabe. Aber Deutschland muß uns die besten Argumente liefern — man darf es nicht vergessen! Ebenso wie das zerstückelte Deutschland von dem goldenen Zeitalter träumte, das vor dem dreißigjährigen Kriege lag, von der Einheit, die es mehr Blut gekostet hat als uns unsere französische Einheit, klingt nicht weniger ersichtlich eine Sehnsucht nach Vorherrschaft aus den Äußerungen allzu vieler deutscher Schriftsteller heraus. Da sind Schwierigkeiten, Einwände und Hindernisse, die die Zeit allein durch Abnutzung überwinden kann. Aber man wird sich immer mehr dessen bewußt, daß unser Streben sich ergänzt. Der Zauber ergänzt sich durch Kraft, die Phantasie durch Wissen, die Farbe durch Gewicht. „Für unsere schönsten Gaben brauchten wir vielleicht Deutschland, die deutsche Methode, um sie auszuspielen, wie Deutschland unseren Sauerteig braucht, um seine schwere Teigmasse steigen zu lassen." Ich bin André Gide dafür dankbar, daß er schon im Jahre 1909 diese für unsere Auseinandersetzung des Jahres 1927 so wesentlichen Wahrheiten zusammengefaßt hat und schon in jener fernen Zeit die Schlußfolgerungen der von Deutschland beeinflußten französischen Forschung festhielt. „Das Wichtigste ist, daß man eine Vorherrschaft verhindert." Ich gebe zu, daß dasselbe Streben den Willen und die Sprache der deutschen Denker bestimmen muß. Eine Zusammenarbeit setzt einen Verzicht auf einen Wechsel von Souveränität und Vasallentum voraus.

In Wirklichkeit ist es der Pakt von Locarno, der zwischen den Führerschichten des Volkes geschlossen werden muß. Man darf nicht vergessen, daß die Bedeutung des Paktes von Locarno nicht im Texte des Vertrages, sondern in den Kommentaren der Oeffentlichkeit liegt.

Die Politik pflegt im allgemeinen der öffentlichen Meinung zu folgen. In diesem Falle ist sie ihr vorausgeeilt, die Brückenbauer der Träume und der Wissenschaft sind von den Staatsmännern und Industrieführern überholt worden. Man stellt mit Staunen fest, daß die Geodäsie einen Augenblick lang ein Zentrum des Widerstandes gegen Annäherungspläne war. Aber alles in allem kommt es nicht länger in Frage, die Namen derjenigen, die das Kriegsmanifest der Intellektuellen unterzeichnet haben, auf die schwarze Liste zu setzen. Das Terrain ist genügend bereinigt worden, damit man daran denken kann, ein festes Bauwerk zu errichten. Man kann und soll es tun, wenn die Verteidigung des Abendlandes etwas anderes sein soll als der Titel eines in Mode gekommenen Buches. Man muß es tun, wenn man das, was unser gemeinsames Erbteil ist, die Garantie unserer künftigen Unabhängigkeit angesichts der eurasischen Negation bewahren will.

Mit welchen Mitteln? Ich sagte schon, daß ich die unwirksamen Demonstrationen ausschließe, die uns das Theater und das Kino bieten. Neuerer in der Art von Picasso und Henri Matisse vor 1914 werden auf die Fortführung unserer Freundschaft keinen Einfluß haben. Die Führerschichten reagieren in einer dauernden Weise nur auf das, was imstande ist die Massen zu erschüttern. Ich schlage nun vor, daß wir die Aufnahme des Kontakts zwichen den Völkern durch eine doppelte Gedächtnisfeier Hugos und Goethes betonen. Ich schlage vor, daß unter Berücksichtigung des Synchronismus und des Symbolismus dieser doppelten Gedächtnisfeier Hugo in einer Reihe von Vorträgen in Berlin zu derselben Zeit wie Goethe in Paris gefeiert wird. Um Hugo in unserem Namen zu feiern, wäre Paul Souday, den eine übergroße Zurückhaltung gehindert hat, in der Sorbonne die Stelle von André Lebreton einzunehmen, der Geeignetste, denn er beherrscht sein Thema wie man es beherrschen soll, mit einer leidenschaftlichen, ja militanten Kenntnis. Deutschland müßte seinen besten Vertreter wählen, um hier das Wunder Goethes zu verkünden. Was fürchtet man denn? Nationalistische Ausschreitungen? Aber nein. Um sie zu verhindern, wären nicht einmal die Agenten des Herrn Chiappe notwendig. Einige Zitate von Maurice Barrès, dem Vater der nationalistischen Kirche, dem glühenden Anhänger Goethes würden genügen, um alle Möglichkeiten der Unruhen zu verhindern.

Ist das alles? Ja; für den Anfang. Aber die Wirkung einer solchen Begegnung scheint mir unzweifelhaft. Wir sind zwei große historische Völker, das heißt große Völker, die heftig in ihre Geschichte verliebt sind, für die die Streitigkeiten von heute sich immer an irgendeinen Vorfall der Vergangenheit anschließen, die fast denselben Geschmack für retrospektive Zeitfragen, für Kämpfe um ein Thema der Vergangenheit haben. Nicht vor uns, sondern hinter uns werden wir den Boden unserer gegenseitigen Anpassung finden.

Ich füge hinzu, daß diese Form eines verallgemeinerten geregelten Austausches den Rahmen für eine gemeinsame Arbeit bieten wird. Französische Vorträge in deutschen Universitäten, deutsche Vorträge in französischen Universitäten, das ist das vollkommene und definitive Bild einer intellektuellen Annäherung, ein Bild, zu dem wir nur nach zahlreichen und hier in rohen Umrissen skizzierten Versuchen gelangen können. Wenn ich nach zwei Jahren den Weg überblicke, auf den ich schon im Jahre 1925 mein Land führen wollte, so muß ich leider feststellen, daß durch die Schuld der Einen oder der Anderen, durch die Schuld der Umstände — die den Menschen gewöhnlich als Entschuldigung dienen — meine Anregungen den vollen Wert, ja, man kann sagen den Wert der letzten Neuheit bewahrt haben. Daß Richard Goetz, ein guter deutscher Maler, dessen Bilder während des Krieges beschlagnahmt und verkauft wurden, auf den Terrassen von Montparnasse seinen Stuhl wieder einnimmt, daß Hesnard, der Rektor Hesnard, bei den deutschen Intellektuellen den Empfang gefunden hat, der auf die Traditionen unseres unvergeßlichen Haguenins zurückgreift, bildet an sich noch nicht einen Kollektivfortschritt der deutsch-französischen Verständigung, sondern fällt noch unter Lokalnachrichten der Pazifizierung. Die verdienstvollen Bemühungen des Herrn Mayrisch an dem Zustandekommen des deutsch-französischen Studienkomités, die Unternehmungen der Carnegiestiftung, des Prinzen Karl Anton Rohan und der paneuropäischen Bewegung bilden nur vereinzelte Bestrebungen, die keinerlei Wirkung auf unsere Massen ausüben. Nur das kann nutzen, was direkt oder indirekt den Zusammenschluß der führenden Schichten mit sich bringt. Dank der vielfältigen Bemühungen, dank der großen Zahl der Versuche ist der Boden vorbereitet worden — das ist alles. Ich mache von dieser Vorbereitung Gebrauch, indem ich die Ausführung eines Programms fordere, das zwar schon zwei Jahre zurückliegt, das jedoch im Jahre 1927 ebenso viel wert ist wie im Jahre 1925, vielleicht mehr sogar, nachdem die Dringlichkeit eines wirklichen Friedens ersichtlicher geworden ist. Ich weiß, daß man zwei Jahre gebraucht hat, um einen Handelsvertrag fertigzustellen. Man hat ihn dann in einer Augustnacht unterzeichnet. Wir wollen nicht in der Nacht arbeiten, sondern im Lichte der Tatsachen. Der Westen strebt einer Einheit zu. Diese Einheit soll durch uns begonnen werden, es müßte jedoch bald geschehen. Ich habe zwei große Namen in die Debatte geworfen, zwei große Paten für dieses Werk empfohlen. Ich warte auf Antwort.

Die öffentliche italienische Schuld.

Von *Graf Volpi di Misurata,*
italienischer Finanzminister.

Der Ursprung der öffentlichen Schuld des italienischen Reiches geht auf die verschiedenen öffentlichen Schulden der früheren italienischen Staaten zurück. Kaum wurde mit dem Gesetz vom 17. März 1861 das italienische Reich gegründet, so dachte man auch in logischer Fortsetzung der politischen Einheit an die Vereinheitlichung der öffentlichen Schulden, sei es um das Interesse aller Gläubiger mit dem Schicksal Italiens zu knüpfen, sei es um die Vielfältigkeit der in Umlauf befindlichen Obligationen einzuschränken und eine Konkurrenz zwischen den alten und neuen Obligationen zu vermeiden.

Diese Vereinheitlichung wurde vom Minister Bastogi im Jahre 1861 geplant und mit glücklichem Ergebnis durchgeführt. Es wurden zwei Formen von Schulden geschaffen, eine konsolidierte Rente von 5 % und eine konsolidierte Rente von 3 %.

Durch das Gesetz vom 10. Juli 1861, Nr. 94, wurde das Große Buch der öffentlichen italienischen Schuld geschaffen, in das die erste Anleihe von 500 Millionen eingetragen wurde, die das italienische Reich in fünfprozentiger konsolidierter Rente und in fünfprozentigen und dreiprozentigen Renten aufnahm, die aus einer Konversion der öffentlichen Schulden der früheren Staaten stammten.

Die Schulden zerfielen in zwei große Kategorien, tilgbare und untilgbare. Es wurden auch zweierlei Schuldverschreibungen, auf den Namen und auf den Vorzeiger lautende Titel, emittiert. Alle auf die Staatsschuld bezüglichen Obligationen sind von einem besondern Gesetz geregelt, das verschiedene Veränderungen erfahren hat. Die heute gültigen Bedingungen sind in dem Text der Gesetze und der allgemeinen Gesetzregelung, beide aus dem Jahre 1911 stammend, zusammengefaßt worden. Gegen Ende 1861 waren im Großen Buch Renten in Höhe von 151 Millionen eingetragen, die einem Schuldenkapital von 3131 Millionen Lire entsprachen.

Allmählich, in demselben Maße, in dem sich die Einheit Italiens vollzog, folgte die Einverleibung der Schulden der neuen Provinzen, die sich an das Reich angliederten. Mit dem Gesetz vom 27. März 1867 wurde die schwebende päpstliche Schuld der Städte Bologna,

Ferrara und Ravenna mit ihren Gebieten wie auch die der Marche und Umbriens angeschlossen. Durch das Gesetz vom 3. September 1868 kam noch die venezianische Provinz hinzu, und schließlich wurde durch das Gesetz vom 29. Juni 1871 die Schuld der römischen Provinzen aufgenommen. Unter allen früheren Staaten hatten das neapolitanische Reich und Sizilien die geringste öffentliche Schuld.

Um einen vollständigen Begriff von der Entwicklung der öffentlichen Schuld in der ersten Zeit des Reiches zu geben, möchte ich die folgenden Zahlen anführen, die die Situation am Schlusse jedes Jahres darlegen:

Jahr	Jahreszinsen (Mill. Lire)	Schuldenkapital
1861	151	3128
1862	160	3335
1863	192	3945
1864	238	4792
1865	270	5484
1866	336	6882
1867	348	7158
1868	361	7496
1869	369	7749
1870	387	8286
1871	380	8322
1872	382	8470
1873	384	8476

Morpurgo hat im Jahre 1873 berechnet, daß die verschiedenen in dem Großen Buch eingetragenen Schulden sich je nach ihrem Ursprung und ihrer prozentualen Bedeutung auf die folgende Weise klassifizieren lassen:

Finanzen (Ordnung der Bilanz — Deckung des Defizits)	37,38
Vereinheitlichung der vorhergehenden Schuld	33,86
Eisenbahnen	3,16
Kirchenausgaben	8,12
Entschädigung der früheren Regierungen	3,04
Amortisation, Sicherheiten und Schuldendienst	13,73
Verschiedenes	0,71
	100,00

Zuerst bestand die öffentliche Schuld fast ausschließlich aus konsolidierten und tilgbaren Renten. Die Schatzscheine begannen erst im Jahre 1862 eine Bedeutung zu erlangen, und von diesem Jahre an wuchs ihr Umlauf dauernd, bis er im Jahre 1873 auf ungefähr 200 Mill. Lire stieg. Vom Jahre 1866 — dem Kriegsjahre — angefangen begann

man, Banknoten in immer schnellerem Tempo zu emittieren, bis sie von 250 Millionen Lire auf 840 Millionen Lire im Jahre 1873 stiegen, so daß eine jährliche Durchschnittssteigerung von ungefähr 85 Millionen verzeichnet werden konnte. In den dreizehn Jahren, von 1861 bis 1873, ist die öffentliche italienische Schuld um mehr als eine halbe Milliarde jährlich gestiegen.

Vom Jahre 1874 an schloß die Bilanz ein Jahrzehnt lang mit einem Ausgleich zwischen Einnahmen und effektiven Ausgaben. Es kamen jedoch noch Schulden, außerordentliche Ausgaben für Eisenbahnkonstruktionen und andere öffentliche Arbeiten (Häfen, Landstraßen, Wohlfahrtsausgaben) hinzu. Die öffentliche Schuld erreichte daher am Ende des Budgetjahres 1884/85 11½ Milliarden, hatte also eine durchschnittliche jährliche Steigerung von ungefähr 280 Millionen zu verzeichnen.

In dem Zeitraum von 1885 bis 1905 wuchs sie nur um 1850 Millionen, das heißt im Durchschnitt um 90 Millionen jährlich, trotzdem man in diesem Zeitraum genötigt war, zur Sanierung des Geldumlaufs, zur Entwicklung der Industrie und des Handels zu schreiten, ganz abgesehen von der Durchführung öffentlicher Arbeiten, der Übernahme staatlicher Betriebe und der Reorganisierung der Eisenbahnwege.

In der Anlage 1 des Berichtes der Eisenbahnverwaltung des letzten Ausgabebudgets wird das im staatlichen Eisenbahnnetz investierte Kapital auf 14 Milliarden und 439 Millionen Lire berechnet, es beträgt also ungefähr den sechsten Teil der öffentlichen italienischen Schuld. Der Staat hat im allgemeinen für öffentliche Arbeiten (Eisenbahnen, Häfen, Landstraßen, öffentliche Bauten usw.) in dem Zeitraum von 1861 bis 1923/24 mehr als 25 Milliarden Lire ausgegeben. In diesen Zahlen sind die Kursschwankungen nicht berücksichtigt. Mehr als die Hälfte davon ist in Goldlire berechnet, und wenn man sie vollständig in Papierlire umrechnen würde, müßten sie bei dem heutigen Kurs noch viel höhere Summen erreichen.

Der Staatsschuld entsprechen die großen Vermögensvermehrungen dank der Entwicklung der öffentlichen Dienste und der Durchführung der großen Arbeiten, die zur Erhöhung des Volksreichtums bestimmt waren.

Vom Jahre 1905 angefangen ist die öffentliche Schuld in den Jahren 1906/1907/1908 ein wenig gefallen, dank der Konvertierung der fünfprozentigen Bruttorenten und der vierprozentigen Netto-Schuldverschreibungen in Renten zum Zinssatz von 3,75 % bis 1911 und von 3,50 % von 1911 an. Diese finanzielle Operation, die von größter Bedeutung war, weil es ihr gelungen ist, ein Kapital von acht Milliarden zu erfassen, hatte einen glänzenden Erfolg zu verzeichnen und hat dem Staat eine jährliche Ersparnis von 20 Millionen in den Jahren 1907/1908 und von 40 Millionen von 1911 an eingetragen. Diese

ganze Operation hat kaum 12 Centesimi pro 100 Lire des konvertierten Nominalkapitals gekostet.

Der Weltkrieg hat Italien große Opfer an Menschenleben und gewaltige finanzielle Lasten auferlegt, die unter Berücksichtigung der wirtschaftlichen Kraft des italienischen Reiches sich als viel schwerer erwiesen als für alle anderen Alliierten.

Man braucht sich nur zu vergegenwärtigen, daß der Steuerdruck, in den jetzigen Goldkurs in Italien umgerechnet, um 142 % gestiegen ist und daß trotz der schwerer wuchtenden Last der Steuer, die von dem italienischen Volke so heroisch getragen wird, die Ziffer der öffentlichen Schuld sechsmal so groß wurde wie vor dem Kriege. Der Index der Zinsenlast ist im Verhältnis zu dem des Jahres 1913/1914 (wenn man sie mit 100 einsetzt) auf 668 gestiegen, die Zinsenausgaben selbst von 531 Millionen auf 4080 Millionen. Am Schluß des Finanzjahres 1925/1926 belief sich die gesamte öffentliche Schuld auf 91 309 Millionen.

Im Laufe dieses Finanzjahres haben sich bemerkenswerte Veränderungen vollzogen. Schon in den ersten Monaten dieses Jahres machte sich eine Geldverknappung bemerkbar, die darauf zurückzuführen ist, daß die Regierung energisch eingriff, um die Inflation einzudämmen und die nationale Valuta vor den gefährlichen Angriffen der internationalen Spekulation zu schützen. Aus dieser Verknappung ergab sich eine sehr schwierige Situation für die schwebende Staatsschuld. Die gewöhnlichen Schatzscheine (mit dem Fälligkeitstermin von höchstens einem Jahr) erforderten dauernde und beträchtliche Zahlungen, weil die Einkassierungen am Fälligkeitstermin die neuen Emissionen wesentlich überstiegen. Außerdem näherte man sich dem Fälligkeitstermin der fünfjährigen und siebenjährigen Schatzscheine. Die Regierung ergriff sofort die notwendigen Maßnahmen, um der Lage gewachsen zu sein und den öffentlichen Kredit zu stärken, sowohl im allgemeinen Interesse des Volkes wie auch im Interesse der Inhaber der Obligationen. Diese ernste Frage ist auf eine radikale Weise auf dem Wege der Emission einer Anleihe, die man die Liktorenanleihe (Prestito del Littorio) nannte, mit Erfolg gelöst worden.

Trotz der Emission der neuen Anleihe ist die gesamte öffentliche Schuld am 30. Juni 1927 auf 90 381 Millionen Lire gefallen. Ich möchte noch das eine in Erinnerung zurückrufen, daß die fascistische Regierung in dem Augenblick, in dem sie zur Macht kam, nicht nur ein gewaltiges Bilanzdefizit vorfand, sondern auch eine viel ernstere Schuldensituation. Am 30. Juni 1923 beliefen sich die Schulden auf 95 544 Millionen. Ein Drittel dieser Summe bildete die schwebende Schuld, und zwar 25 Milliarden der gewöhnlichen Bonds und zehn Milliarden Banknoten und Schatzscheine.

In vier Finanzjahren hat die fascistische Regierung nicht nur die schwebende Schuld konsolidiert und sie auf normale Grenzen herab-

gesetzt, sondern hat auch die gesamte innere Schuld und mehr als fünf Milliarden herabgemindert.

Die nationale Regierung hat sich in ihrer Schuldenpolitik wie auch in ihrer allgemeinen Finanzpolitik eng an die klassischen Wege gehalten, die durch die Finanzlehren wie auch durch die Geschichte der öffentlichen Finanzpolitik als die besten bezeichnet werden.

Zeiten außerordentlicher Ausgaben, die ein großer Krieg und andere nationale Bedürfnisse erforderlich machten, setzen folgende Etappen einer Systematisierung der öffentlichen Schuld voraus: einen Ausgleich der Bilanz zur Vermeidung neuer Schulden, Konvertierung der schwebenden und kurzfristigen Schulden in konsolidierte und langfristige, die Verminderung des Umlaufs der Staatsnoten, die Herabminderung der öffentlichen Schuld durch allmähliche Amortisierungen und die Konvertierung zur Verminderung der Zinsenlast.

Eine Konvertierung kommt heute für Italien noch nicht in Frage. Alle anderen Probleme sind unter der fascistischen Regierung in Angriff genommen und zu einem günstigen Zeitpunkt gelöst worden. Die obengenannten Vorkehrungen sind in letzter Zeit durch eine besondere Institution, und zwar durch eine Amortisationskasse ergänzt worden, die auf meinen Vorschlag mit autonomer Verwaltung und als juristische Person durch den königlichen Gesetzerlaß vom 5. August 1927, Nr. 1414, ins Leben gerufen wurde.

Diese Amortisationskasse hat die Obliegenheit, die Amortisierung der öffentlichen inneren Schuld mit Einschluß des staatlichen Notenumlaufs durchzuführen. Zu diesem Zweck sind ihr als Anfangskapital folgende Einlagequellen überwiesen worden:

1. der effektive Überschuß der Bilanz der Jahre 1924/1925, der 417 Millionen sicherte;
2. der restliche effektive Überschuß von 468 Millionen des Finanzjahres 1925/1926;
3. der effektive Überschuß des Jahres 1926/1927, der auf weitere 400 Millionen veranschlagt wird;
4. die Summe von 500 Millionen, die in der Bilanz durch die Verminderung des Notenumlaufs ausgesetzt ist;
5. die Summe von 300 Millionen, die sich als disponibler Rest aus der zur Liquidierung der Kriegsverwaltungen ausgesetzten Summe ergab.

Der Amortisationskasse werden noch jährlich folgende Beiträge zufließen:

a) der Bilanzüberschuß;
b) die jährliche Überweisung von 500 Millionen (siehe Nr. 4 oben);
c) die Zinsen, die in jedem Finanzjahr den Zinsen der von der Amortisationskasse gekauften Schuldverschreibungen entsprechen;

d) die Summen, die der Staat als Rückzahlung in Kapital und Zinsen der im Innern aufgenommenen und an einige Staaten gewährten Anleihen bekommen wird;

e) die Eingänge der Schuldverschreibungen und Schatzscheine, die infolge der Verjährung eingezogen wurden.

Die Amortisationskasse wird auf dem Effektenmarkt die Schuldverschreibungen aufkaufen, um sie zu vernichten. Sie wird über ihre Tätigkeit laufend Bericht erstatten.

Italien kann daher mit Befriedigung annehmen, daß die gesamte Schuld, die eine so wuchtende Last darstellt, sich schnell verringern wird, während ihm immer die großen Vorteile und Ergebnisse der öffentlichen Arbeiten und aller Kapitalinvestierungen, die einen Teil der Schuld bildeten, dauernd verbleiben.

Heute kann man das gesamte Volksvermögen noch nicht in Zahlen ausdrücken. Es ist jedoch sehr beträchtlich und ist dauernd im Wachsen begriffen. Seine steigende Bedeutung wird jetzt nicht mehr durch den Vergleich mit der nationalen Schuld verdunkelt werden.

Man muß sich noch eine wichtige Tatsache vergegenwärtigen; daß Italien, abgesehen von der amortisierbaren Schuld (97 Millionen Dollar), die es von dem Bankhause Morgan entliehen hat, keine andere Außenschuld besitzt. Die Kriegsschulden sind wie bekannt geregelt und den Zinsendienst versieht ein besonderes Finanzamt, das zu diesem Zwecke die Einnahmen aus den Reparationen verwendet.

Die gesamte öffentliche Schuld, die heute auf dem Lande lastet, beträgt in runden Summen weniger als 100 Milliarden Lire (davon fallen 90 auf den Staat und 7½ auf Provinzen und Kommunen). Sie ist wirklich nicht übermäßig groß und kann sehr gut von einem Volke getragen werden, dessen staatliche wie provinzielle und kommunale Einnahmen sich im großen und ganzen auf mehr als 25 Milliarden belaufen.

Die Wirtschaft Mexikos.

Von *P. Elias Calles,*
Präsident der Republik Mexiko.

Während meiner ganzen Regierungszeit habe ich mein Hauptaugenmerk darauf gerichtet, ausländischem Kapital in Mexiko so günstige Vorbedingungen wie nur irgendmöglich zu schaffen. Denn ich bin alles andere als ein Feind des Kapitals und ein Feind der Ausländer. Wohl hasse und verachte ich alle diejenigen Ausländer, die mit der Absicht hierherkommen, sich in unsere innerpolitischen Verhältnisse einzumischen und die unter Berufung auf Vorteile, die ihnen vielleicht von früheren reaktionären Regierungen eingeräumt wurden, und unter Mißachtung unserer Gesetze nichts anderes tun, als sich als Ausländer aufzuspielen und sich auf den Einfluß bei ihrer eigenen Regierung zu berufen. Den Fremden aber, der hier sein Heim aufschlägt und Freud und Leid mit uns teilt, werden wir stets mit offenen Armen wie einen Bruder aufnehmen. Ohne ausländisches Kapital kann unser Land keine wirtschaftliche Entwicklung erfahren. Wir haben Kapital nötig, um unsere Naturschätze auszuwerten und unsere Bevölkerung zu ernähren. Für unsere Arbeiter ist Voraussetzung, daß Fabriken gebaut und Industrien begründet werden, um sie vor der Notwendigkeit der Auswanderung zu bewahren, dem bitteren Los, das sie fern von der Heimat nur Spott und Ausbeutung erleben läßt und sie dann, reicher vielleicht an Erfahrung und Enttäuschung, aber ärmer an Energie, die sie in fremdem Land aufgebraucht haben, zurückführt. Aber das Kapital, das wir uns wünschen, soll nicht nur auf Ausbeutung und seine eigene Vermehrung bedacht sein, sondern zugleich auf die Verbesserung der allgemeinen Verhältnisse hier im Lande hinzielen; es soll sozusagen ein Gewissen haben und begreifen, daß es nicht mehr das feudale Vorrecht besitzt, sich zum Herrscher der Arbeiter zu machen, sondern daß es eine Sendung zu erfüllen hat, indem es endlich damit aufhört, lediglich für den Besitzer einen möglichst großen Gewinn zu schaffen.

Ich möchte, daß die Industrie blühe und gedeihe. Ich verlange nur eine größere menschliche Rücksicht der Industrie auf die Arbeiter; man soll sich darüber klar werden, daß wir in einer neuen Zeit leben, daß man in dem Arbeiter nicht etwas weniger als eine Maschine oder etwas

mehr als ein Lasttier zu erblicken braucht, dessen Kräfte man auspresst wie eine Zitrone, die man dann fortwirft; der, wenn er bei der Arbeit stirbt, nur einen Posten weniger in der Lohnliste darstellt, und den man dann wie einen Hund auf den Schindanger wirft. Und warum verlange ich das? Nicht, weil ich anarchistischen Grundsätzen huldige, sondern aus Gründen der Gesellschaftsordnung und der Gesetze, die als solche ja schon alt genug sind, und die man nur vielfach der Bequemlichkeit halber vorgibt nicht zu kennen. Selbst Ausländer, die aus Ländern zu uns kommen, in denen die Arbeiter weitgehenden Schutz genießen, lassen sich durch unsere reaktionären Industriellen anstecken und opfern ihre menschlichen Gefühle dem leichten Gewinn aus der Ausbeutung der Arbeiter.

Und eben in dieser und anderen Rückständigkeiten liegen letzten Endes die Wurzeln für *katastrophale Krisen der Industrie:* so z. B. wenn in den Textilfabriken vor 50 Jahren gekaufte Maschinen benutzt werden (und es gibt selten welche, die weniger als 30 Jahre alt sind). Natürlich hat die moderne Industrie diese durch den Fortschritt auf dem Gebiete des Maschinenbaues veralteten Systeme, mit denen unsere Industrie noch arbeitet, hinweggefegt. Und was ergibt sich daraus? Daß unsere Industrie jetzt, um mit dem Ausland, das mit neuen Maschinen und daher viel billiger arbeitet, konkurrieren zu können, zwei Punkte erstrebt: entweder das Land mit einer hohen Schutzzollmauer zu umgeben, damit die Verbraucher für die notwendigsten Kleidungsstoffe, die also hauptsächlich von den produzierenden Massen gekauft werden, einen Aufschlag bezahlen; oder sich einen Gewinn, den sie durch ihre rückständige Arbeitsweise nicht erzielen können, durch Herabsetzung der Löhne, also durch Ausbeutung der menschlichen Arbeitskraft zu sichern. Dieses System, das die Unfähigkeit unserer Industriellen kennzeichnet, beruht auf einer gewaltigen Ungerechtigkeit, auf einem tiefverwurzelten Irrtum sozialer Organisation. Das kapitalistische System pflegt im allgemeinen zu den Gestehungskosten zu rechnen: erstens Zinsen für das angelegte Kapital; zweitens eine Tilgungsrate der investierten Summen, die so hoch bemessen ist, daß man in zehn bis fünfzehn Jahren die durch den Fortschritt der Technik veralteten Gebäude und Maschinen erneuern kann. Unsere Industriellen dagegen haben diese *Tilgungsraten immer beiseite gebracht* und sie nie dazu verwandt, ihre Anlagen durch Erneuerungen und Verbesserungen auf der Höhe der Zeit zu halten, um mit dem Ausland konkurrieren zu können. Sie haben auf diese Weise schon drei-, vier-, in einigen Fällen sogar fünfmal den Wert ihrer Fabriken eingeheimst, neben den Zinsen für ihr Kapital. Sie sind sich jedoch nicht über *ihre soziale Aufgabe* klar geworden, die eine Modernisierung der Anlagen fordert, ohne zu dem Mittel der Herabsetzung der Löhne und der Verteuerung des Lebensunterhaltes der breiten Konsumentenmassen zu greifen. Es ist ja viel einfacher, das durch

Amortisationen geschaffene Kapital brach liegen zu lassen oder für Vergnügungen auszugeben, als sich zu bemühen, als Führer der Industrie zum Aufschwung des Landes und zur Verbesserung der Lage der Arbeiter beizutragen. Und weil wir gegen Leute dieser Art kämpfen, nennt man uns Feinde der Industrie!

Ich bin weit davon entfernt, irgendwie gegen das Privateigentum kämpfen zu wollen, auch nicht gegen den Grund- und Bodenbesitz. Ich bin lediglich darum bemüht, die Lage des Bauern zu verbessern und ihnen das Land wiederzugeben, das sie seit der Zeit der Eroberung verloren haben, damit sie wirtschaftlich — und damit politisch — unabhängig werden und ihre Lebensbedingungen etwas freier gestalten können; sie sollen ihre Kinder so erziehen, daß die kommende Generation materiell und intellektuell auf ein höheres Niveau gelangt. Dies ist die einzige Form der Verwirklichung der höchsten Wünsche des mexikanischen Volkes: ein schöneres, glücklicheres Vaterland zu besitzen. Aber die Großgrundbesitzer unseres Landes begreifen nicht oder wollen nicht verstehen, daß wir für sie und ihre eigenen Interessen kämpfen. Wenn sie allerdings nicht zur Vernunft kommen, bin ich entschlossen, dieses Programm in Mexiko mit Gewalt durchzusetzen. Ich betone, daß die Großgrundbesitzer nur gewinnen werden, wenn man allen Bauern Land zuteilt; wenn sie dann das ihnen verbleibende Land bebauen, werden sie erst, gezwungen durch die unaufhaltsame Notwendigkeit, zu richtigen Landwirten werden. Dann erst werden sie zu Ausbeutern der Erde und nicht der Menschen. Wenn erst der Bauer, der wirtschaftlich unabhängig auf seiner eigenen Scholle sitzt, nicht länger ein Sklave ist, der dem Bodenbesitzer aus Hunger frönt, wenn die Löhne steigen und die Arbeitskräfte knapper werden, dann ist es zu Ende mit der uranfänglichen Form des Ackerbaues, dann werden die Großgrundbesitzer sich dazu verstehen müssen, die Art des Bodenanbaues durch Technik, moderne Maschinen, richtige Saatzucht usw. zu verbessern. Dann wird auch jene bisher beim Ackerbau so vermißte Harmonie zustandekommen, weil dann die Beziehungen zwischen Grundbesitzern und Bauern nicht mehr durch jahrhundertealten Haß zwischen Herr und Knecht bestimmt werden; der fortschrittliche Landwirt wird dann in dem freien Bauern einen Mitarbeiter an der Steigerung des nationalen Reichtums finden.

Copyright 1927 by Nordische Gesellschaft, Lübeck. — Nachdruck auch auszugsweise verboten.

Deutsche Geistesart.

Von Professor *W. Hellpach,*
ehem. badischer Staatspräsident.

Es gibt eine *gemeindeutsche Geistesart.* Sie ist weder die „hunnische" einer ebenso gewissenlosen wie blödsinnigen Kriegspropaganda, noch erschöpft sie sich in der „barbarischen", wie die Franzosen sie seit ihrer Vorherrschaft in Europa, und doppelt seit dem Verlust ihrer Vorherrschaft in Europa, an uns zu sehen sich gewöhnt haben — wobei anzumerken wäre, daß „Barbar" kein unbedingt übles Werturteil ist, weil Barbaren im Besitz mancher (und nicht unwichtiger) Charakterqualitäten zu sein pflegen, welche die Zivilisation vernichtet oder vergiftet; und mit Mussolinis Spötteleien ist *der* Deutsche sowenig zu fassen wie aus den selbstbespöttelnden Verzerrungen im magischen Hohlspiegel seines „Simplizissimus". Karikatur und Verkleinerung kann immer nur eine Hilfe in der Selbsterkenntnis, wenn auch als Hilfe in mancher Hinsicht der ernsten Aufgabe dienstbar sein. Natürlich gibt es jenen Rentier Knaatschké und Rechnungsrat Lemké (so hießen sie ja wohl), unter deren Bilde ein das eigene Nest verdreckender Spottspatz namens Hansi vor dem Kriege die Deutschen den Franzosen vorstellte (und er, der Elsässer Waltz, mußte es ja wissen, nicht wahr?) — aber „der" Deutsche sind sie wahrlich nicht. Sowenig wie umgekehrt jener als ewig „bieder, fromm und stark" sich selber besingende Intonator der Wacht am Rhein, der uns in guten und schlechten Zeiten zu einem betrüblichen Zerrbild des wahren Deutschen geworden ist. Unmutige Worte der größten Deutschen, eines Lessing oder Goethe, könnten den Schein erwecken, als seien es nur Schatten, die sich über *alles* Deutsche gemeinsam legten, und als funkele das Licht lediglich an den Kanten und Ecken der deutschen Entzweitheit, ihrer Partikularität, ihrer Stämme, Länder, Gruppen, Persönlichkeiten. Wir wollen über solchen Unmut des Augenblicks hinweg zum Mut des Dauernden vorwärtsschreiten, ohne dem Übermut uns zu verschreiben, der jene Urteile mittlerweile durch Selbstvergottung nur zu reichlich ausgewogen hat.

Die ältere Psychologie begann ihre Arbeit immer an den Wahrnehmungsvorgängen und am Intellekt, die modische geht lieber vom

Triebhaften, vom Emotionalen aus. Wir wollen einmal den nüchterneren Weg jener älteren versuchen.

Dies ist nicht dankbar, denn die Ermittlung muß hier sogleich mit einer Negation anheben: der Deutsche ist ein schlechter Beobachter, und wo er sich überhaupt naiv dem Einströmen der Wirklichkeit in die Sinne hingibt, dort fesselt ihn das Material fast nie um seiner Inhalte willen, sondern durch seine Wirkung auf Gemüt, Stimmung und Phantasie. Der Realismus ist jederzeit die schwächste Seite des deutschen Wesens geblieben. Was nicht ausschließt, daß einzelne deutsche Übermenschen Juwelen realistischer Leistung uns geschenkt haben; zwichen Massenpsyche und Genietat besteht nie ein gradliniges Ursprungsverhältnis dieser aus jener, sonst könnten schwerlich die am meisten titanischen Deutschen, wie Luther und Leibniz, Bach und Lessing, Richard Wagner und Friedrich Nietzsche dem obersächsischen Stammeskreise entsprossen sein (dessen Mentalität vom Titanischen am fernsten abstehen möchte), sonst müßten Böhmen und Ungarn die Leistung vollbracht haben, die in Wahrheit auf den Säulen von Bach, Mozart, Beethoven und Wagner ruht. Nicht einmal Bismarck ist ein wirklich umfassend großer Realist gewesen; er sah nur einen sehr kleinen Ausschnitt der Wirklichkeit zeitweilig unheimlich genau, und der Fähigkeit, die werdende Welt, selbst als sie schon aufdringlich grell und laut sich gebärdete, zu beobachten, entwuchs er von der Höhe des Lebens abwärts mit echt deutschen Riesenschritten. Hier packen wir einen Zipfel vom ganz Typischen des Deutschen: der Deutsche ist ein geborener *Spezialist* der Realität. Er starrt, sobald er sich zum Apperzipieren einstellt, auf einen kleinen Sektor des Wirklichen und sucht den (wobei ihm nun Charakterologisches zugute kommt) mit einer Unermüdlichkeit der Detaillierung ab, die kaum ihresgleichen hat. Selbstverständlich wird das mit einer Blindheit gegenüber allem erkauft, was außerhalb der begrenzten Aufgabe liegt. So kommt es denn, daß der Realismus des Deutschen immer etwas Kurzsichtiges an sich hat — zwischen diesem Realimus auf kurze, enge und den (nachher zu wägenden) Phantasmen auf schrankenlos weite Sicht ist das Deutschtum ewig hin- und hergeirrt, wobei naturgemäß die realistischen Ausschwingungen die episodischen, die phantastischen die epochalen geblieben sind. Dem Deutschen gebricht es gänzlich an der *Selbstverständlichkeit* des Wirklichkeitserfassens, an jenem schlicht-offenen Blick, den der italienische Analphabet wie der englische Philosoph, der französische Romancier wie der amerikanische Sektierer sich zeitlebens bewahren; bemächtigt sich der Deutsche einer Realität, so liegt immer etwas von gewaltsamer Echauffierung, von höchster Konzentration, von förmlichem Akkommodationskrampf darin. Diese Forciertheit in der Eroberung der Wirklichkeit ist der übrigen Welt auf die Nerven gegangen, noch vor dem Erwachen der Mißgunst, als die Deutschen in der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts mit einem

Male so realistisch wurden; die Akribie auf eng gestecktem Terrain blieb auch da die wahre Stärke. Wo der deutsche Geist diese Enge verließ und in die große Welt schaute, gab er sich sogleich wieder einem uferlosen Phantasma hin, das die anderen verwirrte und dessen Sinn sie nicht zu folgen vermochten.

Denn *Phantasie* ist nun freilich eine unerhörte Begabung des deutschen Wesens. Fast möchte man sie mehr *Phantastik* nennen, worin das grenzenlos Schweifende, das Ungebundene, ja Undisziplinierbare ihrer Eigenart zum Ausdruck kommt. Der ganze Reichtum deutschen Anschauens und Vorstellens ist innerlich; es scheint manchmal, als sei dies Volk auf der Erde, um die Hypothese von der Selbstvermehrung der psychischen Energie exemplarisch zu beweisen. Es ist ein förmliches Schneeballsystem des Zuwachses, durch das in der deutschen Seele ein Erlebnis sich vom äußeren Anstoß zur Ausbreitung steigert. Es gibt keine Nation, die so Vieles in die Dinge *hineinsieht,* wie die Deutschen. Darin liegt eine immense Kraft der Spontaneität, und vielleicht ist sie es, dank deren sich unser Volk aus den gräßlichsten Katastrophen immer wieder unter lauter Illusionen in die Höhe gerappelt hat. Das Spalier der Wirklichkeit freilich ist meist nur niedrig, und grandiose Phantasie der realen Gestaltung ist darum in Deutschland selten, am ehesten vielleicht bei Juden wie Ballin oder Rathenau anzutreffen; das großartig Abenteuernde geht den Deutschen ab, ja, man kann feststellen, daß es immer mehr geschwunden ist; die Kaiser des Mittelalters hatten es, der Freiherr vom Stein besaß noch Ingredienzien davon, Bismarck ist schon ganz Mäßigung und Selbstbegrenzung; die neueste Zeit zeigt deutsches Abenteurertum nur in kleinlichsten und entartetsten Ausmaßen, wir haben keinen Cecil Rhodes und keinen Lenin hervorgebracht, tritt auch nur ein Carl Peters hervor, so kehrt ihm sein Volk den Rücken, es würde heute vermutlich auch einen Lassalle gründlich verleugnen. Der deutschen Phantastik fehlt die *Realvision,* wie ich es einmal heißen will, ihre Schauungen sind ewig illusionär. Man betrachte die zwergenhafte Unfruchtbarkeit des deutschen Pazifismus, der immer nach einer belanglosen Friedenstaube auf den Dachfirst starrt und von diesem Vogel Wunderdinge erwartet; es sind leider keine Deutschen, die den Völkerbund, die Weltkirchenkonferenz von Stockholm, den Paneuropagedanken geschaffen haben. Welch ein sinnloser Phantast ist Hugo Stinnes neben dem Realvisionär Henri Ford! Man kann sich ähnliches klarmachen, wenn man auf die Linie des Imperialismus geht und etwa Alfred Tirpitz neben Joeph Chamberlain stellt. Oder man betrachte den von Einfällen überquellenden Erzberger, der für jeden möglichen Bedarf Projekte verfügbar hat, Friedensvermittlungen, Randstaatenkronen, Reichsverfassungen — und ihm gegenüber den Führer der französischen Fronde, Georg Clemenceau, ganz getragen von *einer* leidenschaftlich geschauten Vision, die ihn bis zu der (für uns) furchtbaren Realität des zweiten

Versailles führt. Das Spalier der Wirklichkeit wählen wir immer zu knapp, die Phantasie aber wuchert schier tropisch und ungebändigt; so baumeln ihre Ranken weithin im Winde, und die Früchte fallen ab, ehe sie geborgen reifen können.

Phantasie hat immer einen Januskopf. Sie ist Anschauung auf der einen, Emotion auf der anderen Seite, und keines davon kann weggedacht werden. So ist sie der rationalen wie der irrationalen Seite der Seele gleich verbunden. Die irrationale aber ist im deutschen Wesen überhaupt die stärkere. Kein Volk hat so sehr „Gefühl" wie die Deutschen; keines einen solchen Überfluß davon. Dies ist wahrhaft unser Schatz, den niemand anfechten kann, der guten Willens ist. Das deutsche „Gemüt", womit wir den Inbegriff seiner emotionalen Güter meinen, ist zugleich *reich, tief* und *warm*. Das kommt nicht in jedem Augenblick zum Vorschein, und oft genug scheint es unter den Schlacken einer mangelnden Ausdrucksform ganz verschüttet zu bleiben. Die Schuttdecke ist dennoch fast überall dünn. Man kann und muß es aussprechen, daß selbst vor so harten Proben, wie der Krieg eine war, dies deutsche Gemüt bestanden hat. Wir kennen in der Geschichte keine Macht, die am Rande der Verzweiflung und des Unterganges einen Kampf solchen Ausmaßes, angesichts einer solchen Quantität von Gegnern mit solcher Qualität ihrer Mittel (man nehme diesen letzteren Begriff genau so vieldeutig, wie er genommen sein will), mit einem solchen Reichtum an Gefühl (wahrlich nicht immer zum Vorteil der eigenen Sache) geführt hat. Dies ist ja das schauerlich Groteske der deutschfeindlichen Propaganda: daß sie die Welt gerade solcherlei von uns glauben machte, was an uns das Unmöglichste ist! Die härtesten Typen, welche das deutsche Volkstum in seinem Bereich kennt, der altpreußische Junker („ostelbisch", diese landläufige Formel, ist zu eng, denn z. B. der schlesische Grundadel gehört nicht in diese Gattung), der hanseatische Kaufmann, der schwäbische Prälat, der westfälische Bauer und Bürger, der altbayerische Dorfpfarrer: sie fallen alle noch immer leichter einer plötzlich sie ergreifenden Regung, Schwingung, Wallung des Gefühls anheim als irgendein Mensch in der romanischen, auch wohl in der angelsächsischen Welt. Denn der Lateiner entwaffnet sein Sentiment im theatralischen Pathos, der Engländer im Humor; beim Deutschen bleibt das Gefühl „rein", ungestaltet, elementar und dadurch übermächtig. Pathos und Humor sind ja die beiden Erscheinungen, die unserm öffentlichen Leben so auffallend fehlen, daß darin eine der stärksten Erschwerungen im Verhältnis zu andern Völkern zu suchen ist; Pathos und Humor aber sind die beiden Antidote, welche den Gefühlsstrom gefahrlos machen, indem sie ihm eine Art primitiv ästhetischer Bettregulierung und Uferkorrektion angedeihen lassen (es steht wiederum in keinem Widerspruch hierzu, daß wir trotzdem einen der größten pathetischen Dichter aller Zeiten, Schiller, und so herrliche Humoristen wie Jean Paul, Gottfried Keller,

Wilhelm Busch, Wilhelm Raabe und Fritz Reuter hervorgebracht haben). Der Gefühlsstrom in der deutschen Seele jedoch ist vollkommen unberechenbar, ein eigenwilliges Wildwasser, das augenblicksweise zu versickern scheint, um dann mit ungebändigter Ursprünglichkeit wieder hervorzubrechen und aller ästhetischen, konventionellen, rationalen Eindeichungen zu spotten.

Am stärksten ist die deutsche Hypertrophie jener Gefühlsgruppen, für die wir die Bezeichnung „Gemüt" mit Vorliebe noch einmal im engeren Sinne gebrauchen: Weichheit, Rührsamkeit, Elegie, Mitgefühl (besonders als Mitleid; Mitfreudigkeit ist bei den Angelsachsen eher zu treffen), Ergriffenheit durch Not, Qual, Schmerz, Gram, Unbill, Rat- und Hilflosigkeit. Hier bemerken wir nun besonders deutlich, daß der Begriff des „Gemütes" ganz wesentlich übers bloß Emotionale hinaus- und tief ins Charakterliche hineinreicht, eine aktivistische Seelenartung ausspricht: Gemüt hat, bei wem jene Regungen sich sogleich in ein Verhalten umsetzen, das die Anlässe der Gefühlswallung abzustellen trachtet, also in Hilfsbereitschaft. Die *Gutmütigkeit* des Deutschen, so breit wie sonst nirgends auf Erden zu *Güte* veredelt, macht einen untrennbaren Bestandteil des *Gemütvollen* in ihm aus. Es gibt unter den zivilisierten Völkern der Geschichte und der Gegenwart keines, in dessen Volkstum ein solcher Fonds von Güte, naiver und differenzierter Güte steckt; vielleicht hatten die alten Griechen und anscheinend haben manche „wilden" Völker etwas davon. Es unterscheidet die slawischen Nationen von uns, daß ihr Gemüt, das als Rührung, Elegie, Ergriffenheit dem unseren vielleicht noch voraus ist, hinter ihm an Gemütsaktivismus wesentlich zurücksteht. Die unfaßbare Ungüte, Härte, richtiger Bestialität, die im Slawentum unmittelbar neben den Gemütsemotionen sich auswirkt, macht für uns einen Teil des Fremdartigen, ja Geheimnisvollen der slawischen Volksnatur aus. Der lateinische Mensch aber braucht immer ein pathetisches Prinzip, um gütig oder gutmütig zu sein — z. B. die Humanität, die „Zivilisation", und der Angelsachse eine gesellschaftliche Konvention, wie gentlemanlike, oder einen religiösen Auftrag: Quäker und Heilsarmee sind auf diese Art typisch „organisierte Güte". Beim Deutschen bedarf es alles dessen nicht. Seine Güte ist völlig elementar, ist schlichte, unwiderstehliche Seelenkraft, man möchte sagen: *Trieb*. Kein Volk ist so triebhaft gut wie die Deutschen.

Darum hat es bei ihnen nie eines ethischen Systems, einer moralischen Doktrin oder Konvention bedurft, um gut zu sein. Es ist unglaublich, welch geringe Rolle in der deutschen Philosophie wie im religiösen Leben Deutschlands die Ethik spielt. Sie interessiert einfach nicht; man hat sie nicht nötig. Es ist immer dasselbe Bild: ob Luther die Werkheiligung zerschlägt und alles auf jenen puren Innenzustand stellt, den er „Glauben" heißt, oder ob Kant die sittliche Obernorm zu einem gänzlich blassen Formale, dem „Du sollst!" verflüchtigt, oder ob

Nietzsche die moralischen Tafeln überhaupt zerbricht, um Leben, Schweifen, Tanz freizumachen — und daneben die unermeßlichen Ströme von Mystik und Metaphysik, dies alles verglichen etwa mit der umgekehrten angelsächsischen Entwicklung: die Deutschen haben nie eine Ethik gebraucht, weil sie von Haus aus, weil sie triebhaft gut sind.

Dies nun freilich jeder auf *seine* Fasson, und ganz aus dem Augenblick heraus: bald in Tränen und bald in frostiger Unzugänglichkeit, und bald in Schelten und Poltern — und da liegt wieder das Unbegreifliche für die Fremden. Es gehört zu der großen Widerspruchsfülle im deutschen Wesen, daß sein Gutsein in so unberechenbaren und oft schwer erträglichen Formen sich auswirkt; es gibt kein Volk, in dem unkonventionell und unschablonenmäßig, ohne „höhere Gewalt" soviel Gutes getan und doch dies Gute dem Empfangenden so schwer erträglich gemacht wird, weil er es in der Verpackung eisiger Starre oder tränenseliger Rührung oder saftiger Grobheiten entgegennehmen muß. Der deutsche Mangel an Lebensform, ja die deutsche Abneigung gegen Lebensform zeigt sich hier im Kontrast zu einem der höchsten Wesenswerte deutscher Art beinahe tragisch, weil diesem Wert dadurch soviel von seiner Wirkungsmöglichkeit genommen oder doch verdunkelt wird.

Der deutschen Güte dem Leid und der Not gegenüber entspricht keine ähnliche Fähigkeit, am Glück, am Schönen, am Erfolg des Mitmenschen teilzunehmen. Man hat gerade in den letzten Jahren, auf das zweitwilhelminische Zeitalter zurückschauend, oft gesagt: die Deutschen ertrügen das Glück des Lebens nicht. In der Tat sind sie ein Volk, das um so unzufriedener wird, je besser es ihm geht. Seine Phantastik gaukelt ihm dann Fatamorganen einer immer noch größeren Herrlichkeit vor, die mühelos erreichbar und sozusagen ein Anspruch der Nation sei. Die Art, wie wir, noch kein Menschenalter der Kümmerlichkeit des Darbens und des Nichts-Bedeutens, der Armut und Ohnmacht entronnen, in einen Weltgeltungstaumel hineingerieten, ist schmerzhaft lehrreich dafür. Der Deutsche, jederzeit bereit zu helfen, wo es einem schlecht geht, kann es schwer hinnehmen, daß es einem andern besser geht als ihm. Es gilt für die einzelnen, für die Stände, für das Gesamtvolk. Er findet sich damit nur unter äußerlichem Druck, und dann oft in unschöner Unterwürfigkeit unter den Glücklicheren ab, der doch hintenherum begrollt, beneidet und beredet wird. Erst mit ihrer Entrückung ins Phantasmagorische beugt sich der Deutsche schließlich einer Vollkommenheit; ihm muß alle Größe mythisch werden, bis er sie endlich uneingeschränkt verehrt. So war es bei Bismarck, dem bis zu seinem Sturze und eigentlich bis nach seinem Tode die breite Nation verständnislos, krittelnd, verkleinernd gegenüberstand, in kleinlicher Feindseligkeit, nicht etwa in großer Abwehrleidenschaft. (Wir berühren das Problem Hindenburg, dessen Analyse sehr lehrreich wäre, nicht, weil wir das amtierende Reichsober-

haupt grundsätzlich der Kritik und Wertung entzogen lassen möchten.) Friedrich Wilhelm III. war in der zweiten Hälfte seiner Regierung volkstümlicher als Friedrich der Große. Die Deutschen haben eine Vorliebe für lebende Mittelmäßigkeit, die den Rahmen des Philiströsen nicht sprengt; der achtenswerte Durchschnitt liegt ihnen besser als die bewunderungswürdige Dämonie. Wie schwer ist es, dies Volk überhaupt zur Anerkennung eines bedeutenden Zeitgenossen zu bringen! Der „Succès" ist in Deutschland eines der seltensten Geschicke; fast nur die deutschen Juden sind mitlebenden Talenten gegenüber verherrlichungsbereit, und es wird nicht genug gewürdigt, eine wie starke geistige Macht sie *dadurch* bedeuten. Der Deutsche ist immer mißtrauisch gegen etwas, das sich übers Mittelmaß erhebt, immer krittelnd und nörgelnd an außergewöhnlicher Leistung, ewig abwartend und absprechend; er ist überhaupt kaum hinzureißen oder zu berauschen. Treu im Unglück (weshalb es so unbegreiflich kurzsichtig war, daß der letzte Kaiser in der Stunde der Not vor diesem seinem Volk flüchtete), ist er kühl und abweisend dem Glück des andern gegenüber. Im letzten Grunde mag er Größe nicht. Ein Wesenszug von höchster Bedenklichkeit auch in der Zukunft: er setzt die deutsche Demokratie stärker, als jede es ist, der Gefahr des Verspießern aus, es ist zu besorgen, daß die wählende Masse der Deutschen immer am liebsten mittelmäßige Männer an ihrer Spitze sehen wird, hölzern im Auftreten, ungewandt im Reden, ohne Ideen und Schwung, nüchterne Aufarbeiter eines fachlichen Pensums. Im breiten Binnenleben der Nation zeigt alles dies sich als Mißgunst, eine vielleicht allgermanische, sicherlich sehr deutsche Eigenschaft, die keinem einzelnen und keinem Glied eine führende Rolle gönnt und ewig auf den Eigenwert auch der Winzigsten und Spießigsten pocht. Der Partikularismus und die Zentrifugalität unserer Geschichte haben hierin eine Hauptwurzel.

Aus dem demnächst im Verlage S. Fischer erscheinenden Buche: W. Hellpach „Politische Prognose für Deutschland".

Die politischen Parteien Dänemarks.

Von Dr. *P. Munch,*
ehemaliger Kriegs- u. Marineminister, Mitglied des Folketings.

Dänemark gehört zu den Ländern, in denen die Zahl der politischen Parteien gering ist. Es gibt hier vier eigentliche Parteien: die konservative Volkspartei, die „Linke", die radikale Linke, die Sozialdemokratie und einige kleine Gruppen: die Rechtspartei (Bodenreformer), die kommunistische Partei und endlich die schleswigsche Partei (die Partei der Deutschen in Nordschleswig).

Bei den Folketingswahlen im Jahre 1926 war das Ergebnis folgendermaßen:

	Stimmen	Mandate
Konservative Volkspartei . .	276 000	30
„Linke"	381 000	47
Radikale Linke	151 000	16
Sozialdemokratie	498 000	53
Rechtspartei	17 000	2
Schleswigsche Partei . . .	10 000	1
Kommunisten	6 000	0
	1 339 000	149

Jede der vier Hauptparteien führt zurzeit ihre eigene Politik ohne beträchtliche Zusammenarbeit mit einer der anderen. Das derzeitige Ministerium ist aus der „Linken" hervorgegangen. Es ist also ein Minderheitsministerium, dessen Partei kaum ein Drittel der Mitglieder des Folketings zählt. Bis jetzt wurde es jedoch bei entscheidenden Abstimmungen von der konservativen Volkspartei gestützt mit Ausnahme der zwei konservativen Wilden; es hat daher mit 75 Stimmen rechnen können, also um eine mehr als die Hälfte der Mitglieder des Folketings.

Im Landsting zählt die „Linke" 31, die Sozialdemokratie 25, die konservative Volkspartei 12, die radikale Linke 8 Mitglieder. Das Ministerium kann also hier mit einer Mehrheit von 43 gegen 33 Stimmen rechnen.

Die dänischen Parteien sind in nicht geringem Grade durch die historische Entwicklung bestimmt. In den Jahren von 1870 bis 1901 wurde ein hartnäckiger Streit um den Folketingsparlamentarismus

geführt. Die Mehrheit des Folketings bestand aus der damaligen Linken, die fast die gesamte Bauernschaft zu ihren Anhängern zählte. Sie verlangte, daß das Ministerium der Mehrheit des Folketings entnommen werden sollte. Demgegenüber stellte die Rechte, die von der Bevölkerung der Städte gestützt wurde, die Behauptung auf, daß der König sein Ministerium frei wählen müsse. Die Rechte, die die ganze Kampfzeit hindurch das Ministerium stellte, hatte die Mehrzahl im Landsting, das damals nach Regeln gewählt wurde, welche den wohlhabenderen Volksklassen ein entscheidendes Übergewicht verliehen. Von der Mitte der achtziger Jahre an wurde die Linke von der allmählich anwachsenden Sozialdemokratie unterstützt.

Im Jahre 1901 endete der Streit damit, daß der König nachgab und ein Ministerium der Linken ernannte. Seit diesem Systemwechsel geht man innerhalb aller Parteien davon aus, daß der Folketingsparlamentarismus durchgeführt ist, so daß das Ministerium jederzeit die Unterstützung der Mehrheit des Folketings haben muß.

Vier Jahre nach dem Systemwechsel teilte sich die Linke. Der Hauptteil der Partei erhielt nach dem Siege einen mehr gemäßigten Charakter. Man glitt allmählich in ein Zusammenarbeiten mit der besiegten Rechten hinein und geriet in einen scharfen Gegensatz zu den ehemaligen Bundesgenossen, den Sozialdemokraten. Ein kleinerer Teil der Partei bildete deshalb eine radikale Linke, die das Zusammenarbeiten mit der Rechten abwies und die Verbindung mit der Sozialdemokratie aufrechterhielt. Bei der Folketingswahl im Jahre 1913 erhielten die Sozialdemokraten und die radikale Linke zusammen die Mehrheit im Folketing. Es wurde ein radikales Ministerium gebildet, und dieses regierte sieben Jahre bis 1920, gestützt von seiner eigenen Partei und von den Sozialdemokraten.

Das radikale Ministerium kam auf diese Weise in die Lage, die Politik Dänemarks während des Krieges zu leiten. Es legte diese seine innere Politik darauf an, ein Zusammenarbeiten zwischen den Parteien herbeizuführen, so daß an alte Streitfragen nicht gerührt wurde, sofern man nicht über eine Losung einig werden konnte. Eine solche Politik zwang sich einem auf mit Hinblick auf die besonderen Verhältnisse des Krieges, aber auch deshalb, weil im Landsting eine andere Mehrheit war als im Folketing, und schnelle Resultate daher nur durch Verhandlungen erzielt werden konnten.

Als der Krieg beendet und die Grenzfrage in Schleswig entschieden war, brach eine starke Stimmung gegen die Regierung durch. Viele waren mißvergnügt über die Preiskontrolle, durch welche die Regierung während der Zeit des Krieges die starke Preissteigerung zu hemmen versucht hatte. Andere klagten darüber, daß sich die Regierung dem Gedanken einer südlicheren Grenze als derjenigen, die schließlich das Resultat wurde, in den Weg gestellt hatte. Bei den Wahlen im Jahre

1920 erreichten daher die gemäßigten und konservativen Gruppen eine Mehrheit von gut einem Dutzend Stimmen im Folketing. Ein Ministerium der „Linken" regierte hierauf durch vier Jahre, gestützt von der konservativen Partei. Im Jahre 1924 wechselte die Mehrheit wiederum. Die Sozialdemokraten und die radikale Linke erreichten zusammen 75 von den 149 Sitzen des Folketings. Die Sozialdemokraten waren nun bedeutend zahlreicher als die radikale Linke, und es wurde eine sozialdemokratische Regierung gebildet. Es ergaben sich jedoch bald Schwierigkeiten zwischen dieser und der radikalen Partei, deren Stimmen für die Bildung der Mehrheit notwendig waren. Und wenn schon die beiden Parteien einig waren, vermochten sie im Landsting, wo die beiden andern Parteien eine solide Mehrheit besaßen, nichts durchzuführen. Das zeigte sich besonders in der Militärfrage. Die beiden Mehrheitsparteien im Folketing einigten sich über eine sehr weitgehende Einschränkung des dänischen Militärwesens, so daß Heer und Flotte in eine Grenz- und Seepolizei umgewandelt werden sollten. Aber der im Folketing angenommene Gesetzesvorschlag stieß auf ausgesprochenen Widerstand bei der Mehrheit des Landstings.

Unter diesen politischen Verhältnissen trat eine *Wirtschaftskrise* ein. Bei Beendigung des Krieges war die Stellung Dänemarks, wirtschaftlich gesehen, vorteilhaft. Die Staatsschulden waren gewachsen, aber weniger als in anderen Ländern in entsprechender Stellung; der dänische Wirtschaftskörper war vor dem Kriege an das Ausland mit einer Milliarde dänischer Kronen verschuldet; an Stelle dessen hatte man jetzt ein Guthaben von einer Milliarde. Dafür waren die dänischen Warenlager jetzt weniger gut versehen als zu Beginn des Krieges; aber alles in allem war die Stellung doch gebessert. Dazu kam, daß die Vermehrung der Banknotenmenge und die Preissteigerung in Dänemark geringer war als in anderen neutralen Ländern.

Aber diese günstige Situation wurde verscherzt. Übertriebene Einkäufe wurden bei Beendigung des Krieges vorgenommen in dem Glauben, daß man an Rußland und an die Ostseestaaten viel und teuer werde verkaufen können. Das Resultat waren große Verluste und ein bedeutender Sturz der dänischen Valuta. Diese begann in den folgenden Jahren hin und her zu schwanken. Bisweilen war sie bis auf 50 % des Goldwertes gesunken. Damit waren beständige Schwankungen im Wirtschaftsleben verbunden; bisweilen rief die Inflation eine angespannte Tätigkeit hervor, zu anderen Zeiten folgte einer vorübergehenden Steigerung des Geldwertes große Arbeitslosigkeit. All dies war jedoch in viel geringerem Maßstab als in anderen Ländern vorhanden, die in vollem Ernst von dem Verfall des Geldwesens betroffen worden waren. Aber für das Wirtschaftsleben entstanden hierdurch doch große Schwierigkeiten. Das Gefühl, daß im Geldwesen Ordnung geschaffen werden mußte, spielte eine große Rolle beim Mehrheitswechsel im Jahre 1924.

Nach diesem stockte der Fall der Valuta; eine Zeitlang herrschte einigermaßen Ruhe in den Valutaverhältnissen, und die Wirtschaftsverhältnisse besserten sich. Da begann eine schnelle Wertsteigerung des dänischen Geldes; im Verlaufe von wenigen Monaten stieg die Krone von ungefähr 60—70 % des Goldwertes bis fast zu Pari. Unter den politischen Parteien herrschte Uneinigkeit über die Haltung des Staates gegenüber dieser Entwicklung. Einige forderten, daß man der Entwicklung freien Lauf lassen sollte, andere daß die Krone auf einem niedrigeren Werte stabilisiert werden oder daß wenigstens die Steigerung langsam vor sich gehen sollte. Während der Unsicherheit, die aus der Uneinigkeit entstand, geschah von seiten des Staates nichts. Die gewaltsame Steigerung ging vor sich, ohne durch Gegenmaßnahmen gehemmt zu werden.

Sobald diese *Deflation* vollzogen war, zeigten sich die Folgen für das Wirtschaftsleben. Nicht am wenigsten wurden sie in der Landwirtschaft fühlbar. In den Kriegsjahren und in den Jahren danach hatten die Landwirte bedeutende Einnahmen gehabt, und der ländliche Grundbesitz war stark im Preise gestiegen. Die Folge davon war, daß sie sich große Ausgaben für Neubauten, Geräte, Maschinen und Verbesserungen leisteten. Hierzu hatten sie bedeutende Darlehen aufgenommen, und nun, als infolge der Kronensteigerung die Preise beträchtlich sanken, begannen diese Darlehen die Besitzungen außerordentlich stark zu belasten. Es entstand eine harte Landwirtschaftskrise. Dazu kam eine schwere Industriekrise. Die Betriebskosten konnten nicht so schnell herabgesetzt werden wie die Preise; auf vielen Gebieten wurde die Konkurrenz des Auslandes überlegen, die Exportindustrie geriet in große Schwierigkeiten, und alle Industriezweige wurden durch den Rückgang der Kaufkraft der Landwirtschaft betroffen. Große Arbeitslosigkeit war die Folge. Vor dem Kriege rechnete man mit einer Arbeitslosigkeit von 10 % der organisierten Arbeiter — und dies bedeutet praktisch gesprochen alle Arbeiter in der Industrie und im Handwerk — als normal. Während des Krieges und nach diesem waren die Schwankungen sehr groß. Nun kam man eine Zeitlang bis auf 30 %, und selbst in den Sommermonaten blieb die Arbeitslosigkeit sehr groß.

Für die sozialdemokratische Regierung wurde die große Arbeitslosigkeit zu einer sehr ernsten Schwierigkeit. Das Zusammenarbeiten mit der radikalen Linken war schwieriger geworden, weil diese Partei überwiegend wenigstens für eine vorläufige Unterbrechung der Kronensteigerung eintrat, während sich das Ministerium passiv verhalten hatte. Und nun traten die Schwierigkeiten hervor, da die beiden Parteien über die Mittel zur Bekämpfung der Krise sich nicht einig werden konnten. Das Ministerium legte im Herbst 1926 einen umfassenden Gesetzesvorschlag über Darlehen und Zuschüsse an die von der Krise betroffenen Industrien, gewisse Hilfsmittel für die Landwirtschaft,

Zuschüsse für kommunale Arbeiten usw. vor. Die Mittel sollten zum Teil durch eine Vermögenssteuer beschafft werden. Über den größten Teil dieses Programms wurde eine Einigung mit der radikalen Linken erzielt, nachdem die Vermögenssteuer dahin geändert worden war, daß sie im wesentlichen nur diejenigen Vermögen betraf, die von der Kronensteigerung Vorteil gehabt hatten. Aber es fehlte noch die Übereinstimmung über die Zuschüsse an die Industrie, da die radikale Linke die Auffassung vertrat, daß die Möglichkeit nicht vorlag, einen so großen Betrag, wie ihn die Regierung vorschlug, in gehöriger Weise anzuwenden.

Das Ministerium betrachtete diese Uneinigkeit für so bedeutungsvoll, daß es das Folketing auflöste, als ein Übereinkommen nicht erzielt werden konnte. Die Wahl brachte die oben angeführten Ergebnisse, und die Regierung ging zu einem Ministerium der Linken über.

Die vier Hauptparteien, die jetzt in Dänemark bestehen, entsprechen einigermaßen den Parteien in anderen Ländern, aber die besondere dänische Entwicklung und die besonderen sozialen Verhältnisse in Dänemark verleihen ihnen doch ein ausgesprochenes Eigengepräge.

Die *konservative Volkspartei* ist aus der alten Rechten hervorgegangen. Ihr gehören als Ganzes die Gutsbesitzer, die größeren Kaufleute und Industriellen und zugleich die Mehrzahl des städtischen Mittelstandes an, darunter der überwiegende Teil des Beamtenstandes. Die Partei hat ihren Widerstand gegen den Parlamentarismus und das allgemeine Wahlrecht aufgegeben und begnügt sich mit der Garantie gegen das letztere, die im Landsting zu finden ist, dessen Wähler älter sein müssen, als die Folketingswähler zu sein brauchen. Gegenüber der sozialen Gesetzgebung zum Schutz und zur Fürsorge für die Lohnarbeiter, die in Dänemark eine so starke Entwicklung genossen hat, verhält sich die Partei zurückhaltend, ohne sie zu bekämpfen. Ein Hauptpunkt des Programms der Partei ist die Durchführung von Schutzveranstaltungen zum Vorteil der Industrie. Man wünscht eine Zollpolitik, die die Bedingungen schafft, um eine „aktive Handelspolitik" zu treiben, klagt darüber, daß Dänemark seine Industrie der Vernichtung durch die Konkurrenz der anderen Länder ausliefert, wenn es sich noch weiter mit den niedrigen Zollsätzen begnügt, während man in anderen Ländern eine starke Schutzzollpolitik treibt. Hand in Hand mit dieser Auffassung geht die Vorliebe der Partei für indirekte Steuern im Gegensatz zu den direkten Steuern. Besonders wünscht man Herabsetzung der Vermögenssteuer in dem Glauben, daß dies die Sparsamkeit fördern würde, weiter die Herabsetzung der Einkommensteuer und der Steuer für Aktiengesellschaften zur Erleichterung des Wirtschaftslebens. Man steht mit besonderer Besorgnis dem Gedanken einer Besteuerung nach dem Bodenwert gegenüber, in der man einen Angriff auf das Eigentumsrecht sieht.

Auf dem Gebiete des geistigen Lebens legt man besonderes Gewicht auf die Bewahrung des Religionsunterrichts in den Schulen und verlangt, daß innerhalb der bestehenden Volkskirche Abweichungen von dem evangelisch-lutherischen Bekenntnis nicht geduldet werden dürfen. Die religiösen Fragen spielen im übrigen nur eine sehr geringe Rolle in der dänischen Politik; es gibt ja in diesem Lande keine andere Glaubensgemeinschaft mit nennenswerter Mitgliederzahl als die lutherische.

Einen Hauptpunkt in der Politik der Partei bildet endlich die Aufrechterhaltung und wenn möglich Verstärkung des bestehenden Militärwesens. Zurzeit wird in Dänemark kaum ein Drittel der militärtauglichen Jugend zu Soldaten ausgebildet. Die Konservativen wünschen, daß die Ausbildung alle Diensttauglichen umfassen soll. Die Partei hat den Anschluß Dänemarks an den Völkerbund gebilligt und gleichzeitig dessen Arbeit für eine internationale Friedenspolitik, an welcher Dänemark innerhalb des Völkerbundes zusammen mit den anderen nordischen Staaten teilgenommen hat.

Die nächste Partei, *„Die Linke"*, ist eine ausgesprochene Bauernpartei. Ihre Hauptstärke beruht auf den wohlhabenden Bauern, doch gehört auch eine Anzahl von Kleinbauern zu ihrem Anhang. Sie legt besonderes Gewicht auf die persönliche Freiheit im Gegensatz zum Staats- und Organisationszwang. Sie faßt sich als Vorkämpfer für „liberalistische" Anschauungen auf, die ihren Ursprung in den Theorien der Manchester-Schule haben. Die Partei ist im Prinzip ein Gegner der Bestrebungen, das Wirtschaftsleben unter Mitwirkung des Staates zu organisieren. Sie fühlt sich mehr und mehr im Gegensatz zu den gewerkschaftlichen Organisationen der Arbeiter, während sie den Arbeitgeberorganisationen gegenüber eine eher unbestimmte Stellung einnimmt. Die Anhänger der Partei nehmen jedoch in hervortretender, ja tonangebender Weise an den mannigfachen wirtschaftlichen Organisationen innerhalb der dänischen Landwirtschaft teil, die dieser einen führenden Platz auf dem Gebiete der Landwirtschaft verschafft haben. Gegenüber der sozialen Gesetzgebung, an deren Durchführung die Partei einen bedeutungsvollen Anteil genommen hat, ist sie in den späteren Jahren immer bedenklicher geworden. Man arbeitet eifrig, ja sehr eifrig für eine Einschränkung der Ausgaben für soziale Fürsorge und ist geneigt, dem Versicherungsprinzip einen größeren Platz innerhalb der dänischen sozialen Gesetzgebung einzuräumen, und man verwendet mit Vorliebe das Schlagwort „Hilfe der Selbsthilfe!". Auf diesem Gebiete befindet sich die Partei augenblicklich in enger Übereinstimmung mit der konservativen Volkspartei, ja steht wohl eher noch etwas weiter nach rechts als diese.

Dagegen herrscht ein scharfer Gegensatz zwischen den beiden Parteien, welche die gegenwärtige Regierung stützen, hinsichtlich der Zollpolitik. Die dänische Landwirtschaft, die einen außerordentlich

großen Export nach England und eine recht große Ausfuhr nach Deutschland hat, ist ausgesprochen freihändlerisch gesinnt. Sie fürchtet ein Hinaufschrauben der Preise ihrer Gebrauchsartikel, wenn die Industrie mit Zollmauern geschützt wird. Sie kann durch Zoll die Preise ihrer Exportwaren nicht erhöhen. Sie wünscht Zollstreitigkeiten zu vermeiden, die das Verhältnis zu dem Freihandelsland England erschweren könnten. Sie betrachtet mit großem Unwillen die deutschen landwirtschaftlichen Schutzzölle, aber sie glaubt nicht, daß Dänemark durch einen Zollkrieg eine Änderung dieses Zustandes herbeiführen kann, und hofft eher auf dem Wege friedlicher Verhandlungen etwas zu erreichen. Die mangelnde Übereinstimmung in diesem Punkte, die auf den verschiedenartigen Anschauungen in der ländlichen und der städtischen Bevölkerung beruht, bildet die größte Schwierigkeit in dem Verhältnis zwischen den beiden Parteien, deren Anschauungen sich sonst in so vielen Fragen einander sehr stark angenähert haben.

Auf dem Gebiete des geistigen Lebens steht das Programm der Linken dem der Konservativen recht nahe, doch wird die Freiheit der Gemeinden innerhalb der Volkskirche stärker betont, als man von konservativer Seite wünscht. In der Verfassungsfrage hält auch die Linke an den Garantien gegen eine schnelle Entwicklung fest, die durch die Aufrechterhaltung des jetzigen Landstings erreicht werden können. Man wendet sich mit besonderem Eifer gegen den Gedanken, Volksabstimmungen anzuwenden und vertritt im Gegensatz hierzu die Anschauung, daß der Reichstag alles zu entscheiden habe.

Bezüglich des Militärwesens arbeitete die alte Linke eifrig für dessen Einschränkung. Die gegenwärtige Linke dagegen macht diese Einschränkung von entsprechenden Einschränkungen in anderen Ländern abhängig. Sie wünscht eine internationale, durch Traktate festgelegte Rüstungsherabsetzung, aber bis diese stattgefunden hat, will man das jetzige dänische Militärwesen aufrechterhalten. Man behauptet, daß die Erfüllung der Neutralitäts- und Völkerbundsverpflichtungen zur natürlichen Folge habe, daß man ein Militärwesen von derselben Art haben müsse, wie man es in anderen Ländern von entsprechender Größe und entsprechender Lage besitzt.

Die *radikale Linke* trennte sich im Jahre 1905 von der Linken im Wesentlichen wegen eines Streites über die Militärfrage. Die Partei wünschte die Richtung fortzusetzen, die durch die Politik der vereinten Linken in den Jahren vor 1901 angegeben war. Es war und ist heute noch die Auffassung der Partei, daß das dänische Heer und die dänische Flotte in eine bescheidene Grenz- und Seepolizei umgewandelt werden sollen. Man wünscht selbstverständlich, daß eine allgemeine internationale Abrüstung durchgeführt werde, aber man meint nicht, daß Dänemark auf diese warten solle: es ist im Gegenteil die Auffassung der Partei, daß Dänemark sofort zu der großen Einschränkung in den

Rüstungen schreiten solle, um hierdurch einen Beitrag zu der allgemeinen Arbeit für die Rüstungsherabsetzung zu leisten; man behauptet, daß eine zufriedenstellende Sicherheit für Dänemark nur durch Befestigung der internationalen Rechtsordnung erzielt werden könne. Dänemarks geringe Bevölkerungszahl, die Zersplitterung des Landes in Halbinseln und Inseln machen es Dänemark unmöglich, ein Militärwesen zu schaffen, das zur Kriegführung geeignet ist; es ist daher besser, die militärische Machtlosigkeit des Landes zu erkennen und sich darauf einzurichten, die Aufgabe zu lösen, die man bewältigen kann, nämlich Bewachung der Grenzen und der Seefahrtstraßen bei unruhigen Verhältnissen.

Aber es zeigte sich, daß die Verschiedenheit zwischen den Anschauungen der radikalen Linken und der Linken weit mehr umfaßte als die Militärfrage. Der neuen Partei schlossen sich außer einer Anzahl von größeren Bauern, die am eifrigsten an dem Kampf für den Folketingsparlamentarismus teilgenommen hatten, ein sehr großer Teil der Kleinbauern und die Hauptmenge der akademischen Kreise an, die sich in den letzten Jahrzehnten des 19. Jahrhunderts auf die Seite der Linken gestellt hatten.

Diese Gruppen besaßen ein feines Ohr für neue Gesichtspunkte auf dem wirtschaftlichen Gebiet. Die Partei bewahrte den Eifer des älteren Liberalismus für die persönliche Initiative, für die persönliche Freiheit. Aber sie erkannte, daß diese Freiheit nicht dadurch herbeigeführt würde, daß der Staat dem Streit zwischen den Klassen als Zuschauer gegenüberstände und nur das ererbte Eigentumsrecht aufrechterhielte, unter dessen Herrschaft wohl eine Minderheit persönliche Freiheit genoß, aber die Mehrzahl in jeder wirtschaftlichen Betätigung zu Werkzeugen in der Hand der wenigen wurde. Man stellte sich als Ziel eine Ordnung, die dem Einzelnen freien Spielraum gab unter solchen Bedingungen, daß jedermann das Recht auf den Ertrag der Arbeit, die er ausführt, erhalte. Ein Hauptmittel hierzu hat man in der Erleichterung der Erwerbung von Grund und Boden und in der sich daraus ergebenden Parzellierung gesucht. Auf dem Wege der Gesetzgebung sind hier bedeutende Resultate erzielt worden. Die anderen Parteien haben mit größerer oder kleinerer Bereitwilligkeit mitgearbeitet, aber die Haupttriebkraft auf diesem Gebiete kam von der radikalen Linken. Ein Mittel zur Förderung der Parzellierung sieht die Partei in einer größeren Besteuerung der Bodenwerte. Durch die Erleichterung der Erwerbung von Grund und Boden glaubt man nicht nur die Schaffung von zahlreichen selbständigen Heimstätten erreichen, sondern auch einen günstigen Einfluß auf die Arbeitsverhältnisse in der Industrie ausüben zu können, indem man den Zustrom von Arbeitskräften aus der Landwirtschaft in die städtische Wirtschaft hemmt.

Hinsichtlich des Kampfes zwischen den Arbeitgebern und den Lohnarbeitern stellt sich die radikale Linke zur Aufgabe, zu einer verträglichen Lösung zu gelangen, so daß die drohende gewaltsame Entscheidung vermieden werden kann. Die Partei hat vorgeschlagen, der Schlichtungsverordnung, die bereits in Kraft tritt, wenn es sich um die richtige Deutung getroffener Übereinkommen handelt, Regeln für die Anwendung des Schlichtungsverfahrens bei Arbeitskonflikten, die bedeutungsvolle soziale Interessen bedrohen, zuzufügen. Aber außerdem ist die Partei für einen allmählichen Übergang von dem jetzigen Lohnarbeitersystem zu einer industriellen Demokratie eingetreten, indem man auf verschiedene Weise die Erwerbung von Aktien in den großen Aktiengesellschaften durch Arbeiter erleichtert. Endlich wünscht man, das kleinere Handwerk auf allen den Gebieten, wo eine hinreichende technische Grundlage hierfür vorliegt, zu erhalten und zu entwickeln.

Die Partei wünscht nicht, daß der Staat versuchen solle, durch einen Machtspruch das Wirtschaftsleben umzuorganisieren, verlangt aber, daß der Staat ermunternd und hilfreich Privaten und Organisationen zur Seite stehe, die die Wirtschaftsordnung auf ein besseres Geleise führen wollen. Soll die Freiheit für die wirtschaftlich Schwachen zur Wahrheit werden, dann muß sie der Staat gegen die Übermacht der wirtschaftlich Starken verteidigen.

Auf dem Gebiete der Steuerpolitik tritt die radikale Partei für eine Verschiebung von den indirekten Steuern zu den direkten ein. Und unter den letzteren wird besonderes Gewicht darauf gelegt, daß die Steuer nach dem Bodenwert, zu der ein bescheidener Beginn gemacht worden ist, derart ausgebaut wird, daß die Bodenpreise dadurch gesenkt werden. Es ist im ganzen die Auffassung der Partei, daß die Steuern nicht nur ein Mittel sind, dem Staat und den Gemeinden die notwendigen Einnahmen zu verschaffen, sondern daß sie auch anzuwenden sind, um einen gewissen Ausgleich der bestehenden wirtschaftlichen Ungleichheit herbeizuführen.

Bezüglich der sozialen Gesetzgebung zur Unterstützung der schlechter gestellten Mitbürger hat die radikale Linke eifrig an dem Ausbau dieser Gesetzgebung mitgearbeitet. Nicht weil man dieses ganze Hilfssystem als das Ideal betrachtet, sondern weil man dessen Notwendigkeit erkennt, solange die sozialen Verhältnisse einen Charakter zeigen, wie es heute der Fall ist. Die Partei ist ein Gegner des Gedankens, das in Dänemark seit über dreißig Jahren angewendete Altersrentensystem durch eine Volksversicherung zu ersetzen.

Während die radikale Linke auf dem wirtschaftlichen Gebiet behauptet, daß der Gesellschaft das Vorrecht gegenüber dem Einzelnen zukommt, wenn die Interessen zusammenstoßen, ist es ihre Auffassung, daß in geistigen Fragen der Einzelne das Vorrecht vor der Gesellschaft

hat. Man wünscht, daß es den Schullehrern freigestellt werde, ob sie Religionsunterricht erteilen wollen, derart, daß dieser von einem anderen Lehrer oder von dem Pfarrer erteilt wird, wenn ein Lehrer ihn nicht zu übernehmen wünscht. Und man fügt hinzu, daß die Eltern das Recht haben müssen zu entscheiden, ob ihre Kinder am Religionsunterricht teilnehmen sollen oder nicht. Es herrscht in der Partei viel Sympathie für eine Trennung von Staat und Kirche, aber man meint, daß diese für längere Zeit durch den Ausbau der Selbstverwaltung der einzelnen Gemeinden vorbereitet werden müsse.

Auf dem Gebiete der Verfassung wünscht die radikale Linke die Abschaffung des Landstings, so daß die Macht in einem Ting konzentriert und die Handlungskraft der Staatsautoritäten hierdurch gestärkt wird. Die Partei ist außerdem Anhänger der Volksabstimmung bei wichtigen Fragen, wenn diese von einer ansehnlichen Anzahl Wähler verlangt wird.

Die *Sozialdemokratie* in Dänemark schließt sich den allgemeinen sozialdemokratischen Programmen an, die von der 2. Internationale angenommen worden sind. Sie ist sehr stark organisiert durch ein enges Zusammenarbeiten zwischen den politischen Vereinen und den Gewerkschaften. Sie zählt so gut wie die gesamte Lohnarbeiterbevölkerung zu ihrer Anhängerschaft, auch auf dem Lande, sowie einen nicht ganz geringen Teil der Kleinbauern. Die Parteiorganisation wurde im Laufe eines halben Jahrhunderts aufgebaut, wesentlich nach dem Vorbild der deutschen Sozialdemokratie. Aber die Taktik der Partei entsprach in der Zeit vor dem Kriege mehr der der französischen Sozialdemokratie als der der deutschen. Während sich die deutsche Sozialdemokratie bis zum Kriege isoliert hielt, ohne ein wesentliches Zusammenarbeiten mit anderen Parteien, arbeitete die dänische Sozialdemokratie zuerst, in der Zeit des Verfassungskampfes, mit der vereinten Linken zusammen; später, nach 1905, mit der neugebildeten radikalen Linken. Die Politik der Partei wurde opportunistisch. Man vergaß nicht das Zukunftsziel, gab nicht nach in den Theorien. Aber in der Praxis arbeitete man von einem Tag zum andern daran, für die Arbeiterklasse das Möglichste sowohl politisch wie wirtschaftlich zu erreichen. In der Gemeinde Kopenhagen, die mehr als $^1/_6$ der Gesamtbevölkerung des Landes umfaßt, haben die Sozialdemokraten eine feste Mehrheit, ebenso in einer Reihe größerer Stadtgemeinden. Man hat durchgehend von der Macht in den Gemeinden mit großer Vorsicht Gebrauch gemacht.

In Übereinstimmung mit den Grundsätzen der internationalen Sozialdemokratie ist die dänische Sozialdemokratie eine Freihandelspartei, aber sie hat auch auf diesem Gebiete einen nicht geringen Opportunismus bewiesen. Besonders hat sie während der jetzigen Wirtschaftskrise Neigung gezeigt, verschiedenen Industriezweigen durch Zollschutz über die Schwierigkeiten des Tages hinwegzuhelfen.

Von den bestehenden kleinen Gruppen hat die *Rechtspartei* ihr Interesse in erster Linie auf die Durchführung einer so hohen Besteuerung nach dem Bodenwert, daß diese dem vollen Zinsertrag des Wertes des betreffenden Grundstückes entspricht, konzentriert. Im übrigen hat sie die Idee, daß man die meisten der jetzt bestehenden Staatsaufgaben aufgeben könnte. Die *kommunistische* Partei arbeitet im engen Anschluß an den internationalen Kommunismus, hat aber nur wenig Anhang gefunden und ist ohne Vertreter im Reichstag. Die *schleswigsche* Partei endlich wurde zur Vertretung der Interessen der deutschen Minderheit gegründet. Sie besitzt im Folketing einen Repräsentanten, der in der Regel zwischen den dänischen Parteien keine Stellung nimmt.

Zu der augenblicklichen Wirtschaftslage und deren Schwierigkeiten haben die verschiedenen Parteien, jede von ihren allgemeinen Gesichtspunkten aus, Stellung genommen. Die Linke, die augenblicklich die Regierung bildet, hat sogar ihren gewöhnlichen Gesichtspunkt geradezu auf die Spitze getrieben. Sie hatte die Theorie, daß der Staat über die Herabsetzung seiner eigenen Ausgaben hinaus gegenüber der Wirtschaftskrise im Grunde nichts vermöge. Dagegen ist man des Glaubens, daß diese Herabsetzung der Wirtschaft eine sehr bedeutende Erleichterung bringen würde. Den Abbau der Ausgaben hat man im Wesentlichen durch Herabsetzung der Beamtengehälter und der sozialen Ausgaben zu erreichen versucht. Eine Reihe darauf hinzielender Gesetze wurde in der letzten Tagung durch ein Zusammenarbeiten der Linken mit der konservativen Partei durchgeführt. Andere Ausgaben sind indessen hervorgewachsen, so daß der Abbau in dem geplanten Umfang nicht erreicht zu werden scheint. Es haben daher auch nur ganz geringe Steuererleichterungen durchgeführt werden können. Diese betrafen die Vermögens- und die Einkommensteuer mit einem gewissen Prozentsatz dieser Steuern.

Die konservative Volkspartei ist mit der passiven Haltung der Linken und deren Regierung gegenüber der Wirtschaftskrise äußerst unzufrieden gewesen. Man hat eifrig versucht, die Regierung zu einer Schutzpolitik zu drängen, und als dies mißglückte, hat man das Bestreben gezeigt, mit den Sozialdemokraten an gewissen Zollmaßnahmen zusammenzuarbeiten. Aber man erzielte doch in diesem Punkte keine Einigung mit den Sozialdemokraten.

Die Sozialdemokratie hat sich mit großer Schärfe gegen die Bestrebungen gewandt, die sozialen Ausgaben abzubauen und die Beamtengelder herabzusetzen. Sie hat eine Reihe von Hilfsmaßnahmen gegen die Krise gewünscht: das Geld für diese sollte durch eine erhöhte Vermögenssteuer beschafft werden. Die radikale Linke war der Anschauung, daß sich der Staat gegenüber der Krise nicht passiv verhalten dürfe; er müßte Arbeiten in Gang setzen, die Kreditgewährung

erleichtern, und wo es nötig ist, hilfreich eingreifen; die Partei hat dagegen Stellung genommen, daß eine vorübergehende Krise dazu benutzt wird, die durch Jahrzehnte aufgebaute soziale Gesetzgebung zu schädigen. Man hat darauf hingewiesen, daß ein bedeutender Teil der notwendigen Herabsetzung der Ausgaben durch eine Verminderung der Militärausgaben herbeigeführt werden müßte.

Vorläufig herrscht also in Dänemark wie in so vielen anderen Ländern eine nicht geringe Unsicherheit im politischen Leben. Die Aufgaben sind deshalb mannigfaltiger und schwieriger geworden als früher, weil sich die Regierung und der Reichstag jetzt mit den ökonomischen Verhältnissen und mit dem Wirtschaftsleben in einem Umfang beschäftigen müssen, wie es früher nie der Fall war. Und gleichzeitig herrscht in Dänemark dasselbe Gleichgewicht zwischen den Parteien der Rechten und den Parteien der Linken, wie in so vielen anderen Ländern. Die Handlungskraft der Staatsautoritäten ist mehr als zuträglich geschwächt. Dieses Bewußtsein ruft eine gewisse Stimmungsbewegung gegen die parlamentarische Maschinerie hervor. Diese Bewegung scheint nicht sehr tief zu gehen, aber in politischen Kreisen erkennt man in steigendem Ausmaße, daß die politische Arbeit umgeformt werden muß, um den Politikern zu ermöglichen, die Aufgaben zu bewältigen, die ihnen die neuen Verhältnisse gestellt haben.

Psychologie der Politik.

Von Professor Dr. *Wilhelm Haas,*
Technische Hochschule, Deutsche Hochschule für Politik, Berlin.

Nicht die Wissenschaft, so wenig wie die sie vorbereitende und einleitende denkende Bemühung ist in ihrem ganzen Umfang aus der Not entstanden. Es heißt, den unbegrenzten Willen des Menschen zur Gestaltung seines Lebens und zur Ausgestaltung seiner äußeren Existenz verkennen, es heißt, die selbsttätige Arbeit seines Innern — die in der Entwicklung der Gattung größer und sichtbarer hervortritt als im Leben des einzelnen — unterschätzen, ebenso wie die ihm innewohnende Freiheit der Entschließung, die es ihm erlaubt, auf nutzlosem Abweg und schädlichem Irrtum zu verharren — wollte man annehmen, daß nur der Zwang mißlicher Umstände und der Druck der Not den Gang der folgerichtigen Erkenntnis angetrieben und weitergeführt hätte. Nach der Befriedigung primitivster Bedürfnisse in primitiver Form ist es nicht mehr ausschließlich und wahrscheinlich am wenigsten die Not, die die Weiterentwicklung bestimmt. Der helle, zu Aufnahme und Verständnis bereite Blick wacht über die Geschehnisse und Erscheinungen, und er allein kann auch dem Zufall, der dem Menschen zu Hilfe kommt, den Sinn verleihen, der zu Entdeckung, Kombinierung und Verarbeitung und somit zu nutzbarer Verwendung führt. Von früh an bestimmen nicht die Bedürfnisse — weder die äußeren noch die inneren — den Stoff, dem das Denken sich zuwendet, sondern in einem mindestens ebenso hohen Maße entscheidet der Erfolg der denkenden und forschenden Arbeit, was aus der unendlichen Fülle möglicher Verwendung zur Daseinsgestaltung und Vervollkommnung sich eignet, entscheidet also darüber, was überhaupt erst in die Sphäre des Wunsches und Bedürfnisses erhoben wird. Und was nun gar das philosophisch-religiöse Denken angeht, das sich mit Ursprung, Wesen und Zweck der Welt und des Menschen befaßt, und entsprechend das ihm vorhergehende mythische Denken, so steht an seiner Wiege eine edlere Gestalt als Angst und Not, nämlich das große Staunen. Es gibt in der Tat nichts Kindlicheres als das Bild, das uns die Völkerpsychologie lange vom natürlichen Menschen entworfen hat, als das eines von allen Ereignissen der Natur und des Lebens hin und her geworfenen und geschreckten Geschöpfes — nichts, was der selbstverständlichen und notwendigen Einordnung eines jeden Lebewesens in seine Umgebung tiefer widersprechen kann. Das von der ausschließ-

lichen Bindung durch Instinkt und Trieb abgelöste Bewußtsein muß in seiner auch nur bedingten Freiheit alsbald maßlosem Erstaunen und tiefer Verwunderung über alles Geschaffene verfallen, ein Verhalten, das als Eigenschaft der ursprünglichen menschlichen Gesellschaft nur deshalb zurücktritt und verschwindet, weil es sogleich sich selbst in mythisch-poetischer Form die Antwort auf die sich drängenden Fragen erteilt. Aber als Quell des philosophischen Denkens erhält es sich weiter.

Nur in *einem* Fall behält die Theorie, daß alles um Wissen bemühte Denken der Not entspringe, ihre Geltung: sie besteht zu Recht für alle Wissenschaften, die die gesellschaftliche und politische Ordnung der Menschen zum Gegenstand haben. Das ist erklärlich: Denn die gesellschaftlichen und politischen Formen, in denen der Mensch seine erste Geschichte durchlebt, sind vor allem anderen die Sicherungen, die sich seine weiterstrebende Natur gegen die zerstörende Kraft der anonymen und irrationalen Triebmasse schafft. Sie müssen unverrückbar und selbstverständlich standhalten, soll nicht der gewonnene und sorglich umzäunte Boden sogleich wieder von dem ständig drohenden Meer ungebändigten Trieblebens verschlungen werden, und sie stehen fest, — geheiligt etwa durch die anerkannte Zurückführung auf den göttlichen Ahn oder, durch tierisch-totemistische Herleitung eingeschlossen in das Ganze der magischen Natur. Ein Gegenstand des Nachdenkens und werdender wissenschaftlicher Erkenntnis sind sie nicht. Erst wenn sie im weiteren Verlauf der Entwicklung durch die wachsenden sozialen Spannungen bersten oder durch politische Ereignisse, wie die Unterwerfung durch Fremde, zusammenbrechen, dann erst zwingt die Not drohender Anarchie und das Elend der Katastrophe den Geist, der Ordnung des gesellschaftlichen und politischen Lebens seine Kraft zuzuwenden und mit dem Ziele der Besserung der gegebenen Notlage Gründe, Wesen und Möglichkeiten der menschlichen Gemeinschaftsexistenz zu erforschen. Aus solchen Verhältnissen entstand die Staats- und Gesellschaftsphilosophie der Chinesen, sie trieben die Griechen dazu, über die Formen des Staates und ihre Beziehungen zur Struktur der Gesellschaft nachzudenken, so entstand die moderne Staatsphilosophie aus den durch den Verfall des mittelalterlichen Lehnsstaates sich ergebenden Problemen. Auf dem gleichen Boden erwächst in der Gegenwart die Wissenschaft der Politik.

Unser Gegenstand ist nicht die Wissenschaft der Politik schlechthin, sondern die Psychologie der Politik. Gilt es aber schon von der Wissenschaft der Politik, daß die Interessenrichtung, die ihr zugrunde liegt, keine ursprüngliche ist, sondern eine, die besonderer Entstehungsbedingungen bedarf, so trifft das in erhöhtem Maße zu für die Wissenschaft, die aus der Verbindung der Psychologie mit der Politik entspringt. Denn die Psychologie — so wie wir heute sie verstehen als

empirische Psychologie — ist eine späte Wissenschaft, sowohl was ihren Gegenstand, die psychischen Phänome, angeht, wie in Hinsicht auf die Einstellung, der sie sichtbar werden und in der sie als Gegenstand der Forschung beharren. Der Mensch befaßt sich, solange sein Leben den natürlichen Verlauf nimmt, mit seinen Zielen und Zwecken. Über sie denkt er nach, über die Mittel, sie zu erreichen und endlich noch über die Motive, die ihn bewegen. Aber er betrachtet nicht, was in ihm vorgeht, während er dieses gleichsam eindimensional ablaufende Leben lebt. In natürlicher Tätigkeit begriffen oder ebenso selbstverständlich im Erfolg seiner Tätigkeit ruhend spürt er keinen Anlaß, sich den Erscheinungen seines Innern zuzuwenden, deren Mannigfaltigkeit zudem in diesen Formen des Daseins enge Grenzen gezogen sind. Das kann sich erst ändern, wenn diesem einfachen Lebenslauf in der natürlichen Erfüllung seiner Ziele sich dauernde und ohne weiteres nicht zu überwindende Hemmungen entgegensetzen, mögen diese Hemmungen bestehen in der Unerreichbarkeit der Gegenstände des Begehrens, in der Schwierigkeit, die geeigneten Mittel zu finden oder in der Abwägung der Motive. Der Mensch muß irgendwie an seinen Zwecken, an seiner Kraft, an seiner Klugheit irre werden, damit die Rückwendung sich vollzieht, die ihn zur Betrachtung und Kenntnis seiner selbst führt und die aus den Fragen entspringt: „Was ist mit mir, was geht in mir vor, wie bin ich beschaffen?“ So hat die psychologische Einstellung und weiterhin die Psychologie als Wissenschaft der allgemeinen Form nach keinen anderen Ursprung als den, den wir entwicklungsgeschichtlich für die Entstehung des Bewußtseins überhaupt annehmen müssen. Wir können uns Bewußtsein innerhalb des Lebendigen nur so entstanden denken, daß irgend wann und wo der automatischen und unmittelbaren Erfüllung und Befriedigung der Triebenergie von der Seite der objektiven Welt ein „Halt“ zugerufen wurde, d. h., daß ihr Hindernisse sich in den Weg stellten. Diese in sich zurückgeworfene lebendige Triebenergie entzündet ein irgendwie geartetes Bewußtsein in dem und für den Beziehungspunkt, den Organismus, und so entsteht einerseits ein, wenn auch noch so unklares Bewußtsein von sich selbst, andererseits ein ebenso dumpfes Bewußtsein von einem in dieser Empfindung nicht ebenso gegebenen Anderen, einer Begrenzung, einem Widerstand, der allmählich zum Bewußtsein des Gegenstandes, der Vorstellung heranwächst. Ganz ähnlich entfaltet sich im Menschen die psychologische Einstellung wesentlich aus den Widerständen der äußeren Welt heraus und sie hat — biologisch gesehen — die Funktion, auf dem Umweg über die Kenntnis des eigenen Ich, seiner Kräfte und Eigenart die Auswahl und die Befriedigung der Zwecke zu erleichtern, die dem naiv-unmittelbaren Zugriff sich verweigern. Aber jenseits dieser Funktionen und weit über das für sie notwendige Maß hinaus entsteht durch Widerstand und Hemmung die sich steigernde Mannigfaltigkeit des Seelischen und Geistigen selbst, als die Welt

immaterieller Erscheinungen, die dem aus gleicher Ursache sich nach ihnen wendenden Blick darbietet. Und ebenso wiederum bildet sich eine psychologische Wissenschaft am liebsten zu Zeiten, da die Gesamtheit der Zielsetzungen eines Volkes unbefriedigend geworden ist oder deren Verwirklichung problematisch wird. Das pflegt zugleich auch eine Zeit zu sein, in der die Fülle und Vielfältigkeit der seelisch-geistigen Erlebnisse, der gegenwärtigen sowohl wie der überkommenen und bloß gewußten, so groß geworden ist, daß sie gebieterisch für sich selbst Beachtung und Rücksicht, Verarbeitung und Ordnung fordern.

Scheinen so die Wissenschaft der Politik und die der Psychologie durch die Ähnlichkeit der sie tragenden psychologischen Voraussetzungen aufeinander hinzuweisen, so bedarf es nicht des Beweises, daß die europäische Geschichte der letzten Jahrhunderte alles getan hat, um diese Voraussetzungen reifen und in der Gegenwart zum Mutterboden des gesamten Daseins werden zu lassen. Die Formen des politischen Lebens sind nach einer langen Periode, in der sie durch Religion und Herkommen geheiligt waren, dem Zweifel der Theorie und den realen Mächten der gesellschaftlichen Spannungen, des wirtschaftlichen Druckes und der individuellen Willkür ausgeliefert worden. Ihrer Säkularisierung und ihrem Auseinanderfallen sind geistige Wandlungen vorausgegangen, aber ihre entstehende Mannigfaltigkeit und ihr rascher Wechsel haben wiederum das Werden einheitlicher und letzter Überzeugungen erschwert. Denn wenn diese weltanschaulichen Grundanlagen auch bereits wieder mit einer Ernsthaftigkeit gesucht werden, wie sie ehedem nur dem gesicherten geistigen Besitz innewohnte, so bedürfen sie doch, um zu gedeihen, um sich zu behaupten und zu bewähren, vor allem aber zu ihrer Verbreitung — im Okzident wenigstens — einigermaßen stabiler, politischer und sozialer Ordnungen.

Jedoch wird auch durch diese historischen und psychologischen Umstände nur soviel verständlich, daß die beiden in ihren Grundlagen verwandten Wissenschaften der Politik und der Psychologie den geeigneten Boden vorfinden. Es erklärt sich aber noch nicht die Verbindung beider und die Notwendigkeit einer Psychologie der Politik. Damit diese mit innerem Recht entstehen kann, ist es erforderlich, daß sich in der Wissenschaft und Theorie der Politik — im Anschluß an die Veränderung der politischen Wirklichkeit — eine grundsätzliche Wandlung vollzieht. So ist es in der Tat.

Die Perioden der europäischen Geschichte, in denen die politischen Sorgen und Nöte ihre höchste Spannung erreichten, haben die jeweilige politische Wissenschaft in verschiedene Richtungen gelenkt, die — obgleich natürlich die Gesamtheit der Probleme umfassend — doch durch deutlich sichtbare zentrale Gedanken ausgezeichnet sind: Das Interesse der griechischen Staatsphilosophie lag in der Untersuchung der Formen des Staates und in der Auffindung seines Sinnes und seines Zweckes

für die menschliche Entwicklung. Der politischen Wissenschaft des christlichen Mittelalters kam es darauf an, die Existenz des Staates zu rechtfertigen und seine Notwendigkeit zu verteidigen, indem sie ihn in das Ganze der göttlichen Weltordnung einfügte. Die Staatsphilosophie der neueren Zeit versucht das Gebilde des Staates durch die Vertragsidee in ungeschiedener Mischung ideologischer, juristischer und historischer Gedanken zu erklären, ohne ihn metaphysisch und religiös zu stützen. Aber gerade weil so der Staat als etwas vom Menschen bewußt und freiwillig Geschaffenes erschien, tritt neben die Frage der Ableitung des Staates die zweite nicht weniger wichtige, wie und wieweit nämlich das ursprünglich autonome Individuum gegen die Übermacht der durch seine freiwillige Bindung und Unterwerfung zustandegekommenen Staatsautorität geschützt werden müsse: Die Frage der Abgrenzung und Verteilung der Staatsgewalt im Zusammenhang mit der Frage der Freiheit und des Schutzes des einzelnen. Alle diese Gedanken sind von der politischen Theorie der letzten 150 Jahre aufgenommen worden, aber je mehr wir uns der Gegenwart nähern, desto mehr tritt in der politischen Wissenschaft historische Erforschung und indifferente Analyse an die Stelle gewollter politischer Ziele und Entscheidungen, desto mehr schwindet das von der Wirklichkeit bestimmte Interesse und der politische Wille, ohne den es in dieser Wissenschaft ein für allemal nicht geht. Andererseits haben in der unmittelbaren Gegenwart die meisten der überkommenen Probleme auch theoretische Aktualität und Schärfe verloren — freilich mit dem guten Grund, weil andere, wenn auch vielleicht weniger imposante, an die Stelle getreten sind:

Die Frage der Staatsform vermag kaum noch einen Bruchteil der ihr einst geweihten Affekte wachzurufen und der Entscheidung durch theoretische Klärung ist sie überhaupt entwachsen. Vom Zweck des Staates spricht man selten und nicht gerne, und wenn im Gang der praktischen Politik davon die Rede ist, schwankt er je nach Ort und Auditorium zwischen einer fadenscheinigen Gerechtigkeit und dem desto handfesteren Nutzen. Die Abgrenzung der Freiheit des einzelnen und ihre Verträglichkeit mit der Staatsautorität ist eine rein praktische Frage geworden: wenn prinzipiell das größte Maß von Freiheit als Maxime gilt, so wird doch faktisch der Schutz des Staates zu eben diesem Zweck (und das heißt doch wieder seine Vormundschaft und sein Bestimmungsrecht) vermehrt gefordert. So hat überall der spekulative und konstruktive Aufbau der politischen Wissenschaft, der von einem offenabsichtlichen oder geheim-unbewußten politischen Willen getragen ist oder ihm als Fundament und Waffe dient, dem Kampf der sich selbst überlassenen Wirklichkeit das Feld geräumt. Alles, was mit der Tatsache des Staates zusammenhängt, ist dermaßen in Fluß geraten, daß die Theorie der Politik noch kaum zu folgen vermag. Es handelt sich — um vom letzten der berührten großen Probleme zu reden — nicht mehr um eine theoretische Erklärung und Begründung des Staates und

um seine ideelle Rechtfertigung. Er selber, sein Dasein, ist in Frage gestellt, soziale und wirtschaftliche Mächte nagen an seinem Bestand und suchen sich seiner zu bemächtigen und von außen her drohen überstaatliche Kräfte seine traditionelle Selbstbestimmung und Autorität einzuschnüren. So ist er gezwungen, wenn er bestehen will, sich nicht mehr theoretisch, sondern real in der Wirklichkeit und im Bewußtsein des Menschen neu zu begründen. Je mehr er zum Schutze des Individuums angerufen wird, desto weniger darf dieser Schein von Machtvollkommenheit über die innere Lage hinwegtäuschen. Denn es ist nicht mehr der isolierte einzelne, der von der Gnade des Staates seine philosophisch begründeten Rechte fordert, vielmehr handeln gewaltige und staatsähnliche Organisationen in seinem Namen und für ihn und zwingen den Staat, als dessen wichtigster Teil sie sich betrachten. So erscheint der Schutz und die Verteidigung des Staates selbst als die vordringlichste Aufgabe. Der allgemein psychologische Grund liegt in folgendem:

Die Tatsache und der Gedanke der Herrschaft ist erschüttert worden. Wenn zu allen Zeiten Herrscher gestürzt wurden und wechselten, so blieb doch Herrschaft selbst als gegebene Notwendigkeit anerkannt und das Bewußtsein der Menschen auf sie als etwas Absolutes fixiert. Seit dem 18. Jahrhundert gleitet der Blick von der Tatsache der Herrschaft auf die mit ihr verbundene Tatsache der Unterordnung ab. Es ist ein ungeheuerer — freilich rein psychologischer — Unterschied, ob ich das Bewußtsein habe, daß Herrschaft ist und sein muß, oder daß ich mich unterordnen muß. Liegt der Nachdruck auf dem Bewußtsein der Herrschaft, so wird die Unterordnung, wenn auch schwer und widerwillig getragen, doch nicht prinzipiell angezweifelt und aufgehoben. Haftet der Blick dagegen an der Unterordnung, so wird der Druck alsbald zur psychologischen Entwurzelung des Herrschaftsgedankens führen. Der objektive Tatbestand, in dem Herrschaft und Unterordnung natürlich verbunden sind, bleibt derselbe, aber die menschliche Bedeutung (und folglich die historische Wirkung) differenziert sich in entgegengesetzten Richtungen. Dieser Wechsel des psychologischen Akzentes ist die Voraussetzung des Erwachens der Masse des Volkes und ihres Einbruchs in die Politik. Fortan gilt Herrschaft, das Wort mehr noch als die Sache, für unwürdig und untragbar. Im dunkelsten Hintergrund ideologischer Theoreme und Forderungen steht die Behauptung, daß menschliche Gesellschaft ohne Unterordnung möglich sei. Aber die Wirklichkeit begnügt sich mit dem Bemühen, in Tat und Gedanke die Unterordnung immer mehr der Herrschaft anzunähern, so daß die Herrschaft soviel wie möglich von ihr absorbiert erscheinen soll: die Regierenden als die oberste Stufe der sich Unterordnenden, die sich Unterordnenden in gewissem Sinn als die Regierenden. Welchen Erfolg und Wert man auch diesen Anstrengungen der Demokratie zuschreiben möge, in jedem Fall ist das Problem ein psychologisches:

Auf welche Weise kann Unterordnung unter diesen neuen Verhältnissen in der Seele der Menschen Wurzel fassen, um erträglich zu sein?

Von der parlamentarischen Demokratie ist ihrer bloßen Form nach ursprünglich die abschließende Antwort auf diese Frage erwartet worden. Die Form der parlamentarischen Demokratie konnte die Lösung nicht bringen, schon aus dem prinzipiellen Grund, weil die reine Form die Mannigfaltigkeit und Lebendigkeit des Psychologischen nicht in sich enthält. So legte sich in der Wirklichkeit alsbald immer klarer die Grundfrage in zweifache Richtung auseinander und damit tritt ihr wesentlich psychologischer Charakter offen zutage. Es ist einmal von entscheidender Bedeutung, wie die Regierten beschaffen sind, aus denen die Regierenden hervorgehen — woraus durch die Unzulänglichkeit der Wirklichkeit und den normativen Charakter des Politischen die Frage entsteht, wie sie beschaffen sein sollen, damit — rechte — Regierende aus ihnen hervorgehen können. Neben dieser Seite des Grundproblems verlangt eine zweite ihr besonderes Recht, weil sie den rein pragmatischen Aspekt zeigt, der im täglichen Leben allezeit den ersten Rang behaupten muß: Wie nämlich die Regierenden selbst beschaffen seien, denen gegenüber Unterordnung stattfindet — auch hier die normative Frage: wie sie beschaffen sein müßten, damit ihnen gegenüber — rechte und zuverlässige — Unterordnung möglich sei.

Die erste Frage berührt die letzten Voraussetzungen des gegenwärtigen politischen Daseins. Sie ist als solche absolut neuartig, auch wenn man zugeben würde, daß es bereits früher Demokratien gegeben hat, in denen die Möglichkeit allgemeinen Aufstiegs verbunden mit einer Auslese in irgendeinem Grad verwirklicht war. Denn überall sonst ist die Beschaffenheit des Volkes als etwas Gegebenes hingenommen worden, und seine Änderung und Verbesserung für den Zweck des Politischen blieb Gegenstand des Wunsches und der Konstruktionen der staatsphilosophischen Utopien. Die Gegenwart dagegen mußte sich entschließen, das Rohmaterial des Volkes in systematischer Arbeit und durch mannigfache Einrichtungen für die politischen Aufgaben geeignet zu machen. Somit enthält die erste Frage das grundlegende Problem der politischen Bildung und Erziehung ebenso in sich wie das der Methode der Auslese der Regierenden.

Inzwischen — bis dieser Punkt eine befriedigende Lösung gefunden haben wird — besteht Herrschaft, besteht Unterordnung, und daher ist die zweite Frage überall von vordringlicher Wichtigkeit. Sie ist es, die, allzu wenig beachtet, bereits am Eingang der modernen Staatphilosophie sichtbar wird und die erst Jahrhunderte später in der Demokratie der Gegenwart in ihrer ganzen Bedeutsamkeit sich erweist. Denn nicht nur darin besteht in erster Linie der revolutionäre Gedanke Macchiavellis, daß er den Staat und die Staatskunst säkularisierte und aus den Umhüllungen der geschichtlichen Farbigkeit und der politisch notwendigen Vorspiegelungen die Macht als ihr Lebenselement herausschälte. Damit

hat er nur freimütig ausgesprochen, was die Wirklichkeit dem klaren Blick zeigte. Er ist weiter gegangen: Er hat die Konsequenzen, die sich aus dieser Erkenntnis ergaben, mit dem Auge des praktischen Psychologen analysiert und daraus Maximen des Handelns abgeleitet. Wenn Theorie und Wirklichkeit in gleicher Weise die Politik als eine Angelegenheit der reinen Macht entlarven, so wird Herrschaft in dem Maße schwieriger zu behaupten, wie eben diese Natur der politischen Herrschaft durchsichtig wird. Denn sowie sie nun objektiv eines höheren Überbaues entbehrt, der sie begründet und schützt, so besteht auch die Gefahr, daß sie im Bewußtsein der Menschen zu wanken anfängt. Sie wird abhängig von den Empfindungen, die sie in der Seele der Beherrschten auslöst, und sie wird sich nur dadurch behaupten und festigen können, daß sie sich bewußt ist, welches diese Empfindungen sind, die sie zu ihrem Bestand braucht, und wenn sie ihr Auftreten und Gebaren so einrichtet, daß diese Empfindungen erzeugt werden. Die Notwendigkeit, sich auf die Reaktionen der Beherrschten zu stützen und von deren Gnaden zu leben, führt Macchiavelli zu der Untersuchung, welche Eigenschaften der Herrscher haben dürfe und welche er nur vorgeben und spielen müsse, um in den Untertanen die Gefühle zu erzeugen, die sie in der Unterordnung erhalten. Diese rein psychologische Anschauung — die Garantie der Herrschenden ausschließlich im lebendigen und an sich variablen Bewußtsein der Beherrschten zu suchen, — Eigenschaften und Verhalten des Herrschers ohne Rücksicht auf moralische Maßstäbe und personale Werte lediglich zu messen an der Zweckmäßigkeit der Reaktion, die sie in den Untertanen auslösen, — endlich zur Berechnung dieser Gefühle nur die allgemeine Natur des Menschen, die nie ganz gut und nie ganz böse ist, heranzuziehen, ohne sich auf irgendwelche irrationalen Momente zu verlassen — diese Anschauung hat durch die folgende Periode des absolutistischen Staates ihre Bedeutsamkeit eingebüßt, um sie im Zeitalter des Parlamentarismus in überreichem Maße wiederzuerlangen. Macchiavelli hat als erster auf die lebendige Spannung hingewiesen, die in den politischen Verhältnissen, wie sie ihn und uns interessieren, zwischen Regierenden und Regierten besteht. In anderen Zeiten und Verhältnissen ist die Beziehung zwischen Regierenden und Regierten psychologisch zu charakterisieren als ein Dauerzustand gegebener Entfernung und gegebenen inneren Widerstandes, der für den Bestand der Herrschaft selbst von relativ geringer Wichtigkeit ist. Erst in Macchiavelli's und unseren modernen Verhältnissen sind Regierende und Regierte durch die Spannung eines beständig zwischen ihnen hin und her laufenden psychischen Energiestroms aneinander gebunden und gerät die Herrschaft in Abhängigkeit von den Beherrschten. Es ist unnötig, hier darauf hinzuweisen, durch welche Momente in der Gegenwart des Parlamentarismus diese Abhängigkeit um ein Unendliches größer und verwickelter geworden ist. Aber aus der Verstärkung dieser Abhängigkeit folgt auch, daß die Re-

gierenden sich nicht mehr damit begnügen können, ihr Verhalten auf seine Resonanz in der Seele der Regierten abzustellen. An die Stelle dieses an sich einfachen Schemas tritt die Notwendigkeit, die Masse in ihrem geistigen und affektiven Habitus für die Absichten und Pläne der Regierenden vorzubereiten, die Auswahl des ihr vorgelegten Wissens- und Nachrichtenstoffes und die Form seiner Darbietung zweckmäßig zu bestimmen, und die vorhandenen oder vorauszusehenden gegnerischen Strömungen rechtzeitig unschädlich zu machen, — es tritt an die Stelle die Kunst und Technik der Massenbeeinflussung und -führung.

Mit dieser Frage, wie unter den neuartigen Umständen — in denen der Mensch und das Menschliche in einer bis dahin ungeahnten Weise interessant und wichtig wird — Herrschaft, beziehungsweise Unterordnung, zu begründen und zu behaupten ist, wendet sich die Politik, wendet sich die Wissenschaft der Politik entschieden ins Psychologische. So wenig sie darin sich erschöpft, so gewiß bedarf alles, was sie an Formen, Einrichtungen, Maßnahmen für ihre objektive Zwecke einführt, der wachsenden Rücksicht auf psychologische Voraussetzung und Wirkung.

Damit ist die Wendung der Politik zur Psychologie noch nicht erschöpft. Betrifft auch die Psychologisierung der Politik, die wir soeben betrachtet haben, eines ihrer Grundprobleme, das von Herrschaft und Unterordnug, so handelt es sich jetzt um das Wesen der Politik überhaupt, subjektiv ausgedrückt um das Wesen der politischen Haltung und des politischen Handelns. Der Gang der Entwicklung läßt sich in Kürze so charakterisieren:

Im philosophischen Denken des achtzehnten Jahrhunderts wird in den westlichen Ländern der Begriff der Idee verdrängt von dem Begriff des Allgemeinen. Wenn die Idee in ihrem eigenen Reich durch einen Akt des autonomen Denkens oder in freier Anschauung erfaßbar war und von sich aus die Erkenntnis der Wirklichkeit ermöglichte, ihre Form und Gestalt bestimmte und ihren Wert festsetzte, so wurde das Allgemeine durch Unterscheidung und Vergleich in einem Prozeß der Abstraktion aus der Wirklichkeit gewonnen; aber aus diesem Grund und nur aus diesem Grund drückte es das in der Wirklichkeit und für sie Gültige aus. Was sich als Allgemeines in den Vorgängen der Natur und des Geistes heraushebt, enthält Regel und Gesetz der Natur wie des Geistes und ist die Grundlage des ethischen und sozialen Lebens. Dieselbe Auffassung vom Wesen des Allgemeinen und dasselbe Vertrauen in seine Bedeutung trägt die sozialen und politischen Bewegungen des achtzehnten Jahrhunderts und trägt insbesondere die geistigen Voraussetzungen der parlamentarischen Demokratie und die an sie geknüpften Erwartungen:

1. Die Politik soll künftig v o r a l l e n getrieben werden. An die Stelle der die Führung der Staatsgeschäfte als Geheimnis monopolisierenden Kabinettspolitik tritt die Öffentlichkeit der Politik: durch die Allgemeinheit des Forums, vor dem sie sich abspielt, wird die E h r l i c h k e i t der Politik garantiert.
2. Die Politik soll künftig m i t a l l e n getrieben werden. Die bisher allmächtige Tätigkeit beamteter Berufspolitiker oder unverantwortlicher Ratgeber wird dem korrigierenden und bestimmenden Einfluß der freien Kritik in Presse und Versammlung, insbesondere aber der Erörterung in den gesetzlichen Volksvertretungen unterworfen: durch diese Allgemeinheit der Anteilnahme entsteht die *Wahrheit* und *Richtigkeit* der Politik.
3. Die Politik soll künftig für alle geführt werden. Die Politik, die bisher wesentlich im Interesse priviligierter Schichten arbeitete, wird gleichmäßig zu allen Gliedern des Staates in Beziehung gesetzt: durch diese Allgemeinheit der Rücksicht wird *Gerechtigkeit* der Politik garantiert.
4. Die Politik wird künftig von allen getrieben werden. Statt der grundsätzlichen oder faktischen Auschaltung einzelner Klassen oder Personen wird im allgemeinen Wahlrecht und in der Möglichkeit des Aufstiegs für alle Volkgenossen die Kraft des ganzen Volkes aktualisiert: durch diese Mitwirkung aller entsteht die *Freiheit* in der Politik.

So also soll durch die Selbstkorrektur, die im Aufeinanderwirken der gedanklichen Bemühungen und der sittlichen Willensstrebungen aller Staatsbürger vor sich geht, erreicht werden einmal die Ausschaltung des Irrtums (error): es wird das für die staatliche Gemeinschaft Wahre und Richtige entdeckt. Ferner die Ausschaltung des (sittlich-sozial-) Fehlerhaften (vitium): es wird unter Verdrängung egoistisch-separatistischer Interessen das für Gemeinschaft Förderliche (= das Gute) gefunden.

Die auf diese Allgemeinheit der Politik gesetzten Hoffnungen erfüllten sich nicht, und die Probleme wurden größer und verwickelter. Aber stärker und dauernder als die Enttäuschung über die Unzulänglichkeit der neuen Regierungsform, die nur die rasch abklingende Folge eines überspannten Enthusiasmus der politischen Theorie und der demokratischen Bewegung war, blieb das Erschrecken der Öffentlichkeit über das, was als Inhalt der Politik sichtbar wurde. Betätigung der primitivsten Instinkte und widervernünftigsten Triebe, ungezügelter Machtkampf, Unbedenklichkeiten in den Mitteln und Voranstellen des persönlichen Vorteils vor die Sache entfalteten sich auf der politischen Bühne und, was wirklich oder vermeintlich Geheimnis der vordemokratischen Politik ausmachte, erschien unter den neuen Verhältnissen desto grotesker und unmöglicher, je mehr das Bedürfnis sich zeigte, die so geartete politische Wirklichkeit mit dem fadenscheinigen Gewand er-

borgten idealistischen und moralischen Scheins zu verhüllen. Die große Öffentlichkeit, die fern von der verantwortlichen Leitung der Geschäfte naturgemäß das Gewissen am reinsten verkörpert und aus ihrer Empfindung heraus Kritik und Forderung verband, sah mit Erstaunen, wie ihre Angehörigen, sobald sie an irgendeiner Stelle in das Triebwerk des Politischen gerieten, auch der dort herrschenden Psychologie verfielen. So gewöhnte man sich, das eigene Verhalten in der Verfolgung der egozentrischen Zwecke des täglichen Lebens durch die ebenso geartete Politik von oben sanktionieren zu lassen, und die aus anderen Gründen wachsende Tendenz, die Politik, ihr Wesen und ihren Zweck, den übrigen menschlichen Betätigungen anzugleichen, erhielt von dieser sehr menschlichen Seite her eine Stütze. Die Beziehungen zwischen den Staaten boten kein anderes Bild, und gerade die sich verstärkenden Bemühungen, darin eine Änderung herbeizuführen, schienen mehr als alles andere die Tatsache selbst zu bestätigen. Insbesondere aber erweckte es Unruhe und Befremden, daß auch im Zeitalter der proklamierten Öffentlichkeit und Zugänglichkeit der Politik die entscheidenden Vorgänge, Absichten und Entschlüsse mit einer Art dämonischen Zwangs wieder zu Geheimnissen wurden; aus der Notwendigkeit, die Öffentlichkeit zu instruieren, sie aber gleichwohl im unklaren über das Wesentliche zu halten und sie doch zugleich auf die künftigen Resultate vorzubereiten, entstand eine Methode der doppelten Wahrheit, die Übelwollende als einfache Lüge charakterisieren konnten. Gleichgültig in welchem Ausmaße jener Gesamteindruck vom politischen Betrieb der Wahrheit entsprach, jedenfalls ist die Frage nicht mehr verstummt, was dieses ganze Spiel bedeute, das vor aller Augen beständig sich erneuert, ob wirklich dies die Politik sei und ob Politik notwendig so sein müsse. Dabei liegt dieser Erregung und Unruhe nicht eine Erkenntnis des Wesens der Politik am Herzen; Politik im objektiven Sinn als eine Erscheinung des menschlichen Daseins konnte sie nur mittelbar interessieren. Ihr kommt es auf die lebendigen Folgen an, die aus dem Wesen des Politischen für menschliches Handeln und Verhalten allererst fließen, es kommt ihr darauf an, zu wissen, wie der Mensch sich verhält und verhalten muß, wenn und sofern er dem Sinn der politischen Aufgabe vollkommen entspricht.

Diese Frage nach der *politischen Haltung* ist der zweite und der wesentliche Punkt, in dem die lebendige Politik sich ins Psychologische wendet und in dem die Wissenschaft gezwungen ist, ihr auf ihrem Wege zu folgen, wenn sie nicht ein gesondertes und unfruchtbares Dasein führen will. Es ist der wesentlichste Punkt: denn das Grundproblem einer jeden Psychologie der Politik muß die Erkenntnis der politischen Haltung sein.

Nietzsche und die Nachkriegsgeneration.

Von *Henri Lichtenberger,*
Professor der Sorbonne.

Man kann es, glaube ich, als Tatsache annehmen, daß am Vorabend des Krieges, gegen 1914, die öffentliche Meinung in ihrem Urteil über den großen Denker noch ziemlich schwankend war. Man war mit seinen Ideen vertrauter geworden, er war zwar nicht mehr der Held der letzten literarischen und philosophischen Mode, man begann aber, ihn auf eine gründlichere Weise zu studieren, indem man ihn als einen Meister des zeitgenössischen Denkens erkannte. Indessen wurden die Diskussionen noch fortgesetzt, und das Mißtrauen, das man ihm hauptsächlich in Deutschland entgegenbrachte, rüstete nicht ab. In den Universitätskreisen weigerte man sich noch, einen Dilettanten, einen Modeschriftsteller ernst zu nehmen, von dem man behauptete, daß er trotz des marktschreierischen Lärms, mit dem man seinen Namen umgab, nur einen oberflächlichen Einfluß auf unseren Zeitgeist ausüben würde. In den Kreisen mit einer konservativen oder kapitalistischen Tendenz, hauptsächlich in denen, die das offizielle Deutschland repräsentierten, empfand man für ihn Antipathie und Verachtung. Immer wieder erschienen Bücher, die den falschen Propheten zermalmten, sein Werk als ein vergängliches, übrigens bereits längst überwundenes Produkt hinstellten, oder den Einfluß, den er noch immer auf einen Teil der Jugend ausübte, als eine öffentliche Gefahr bezeichneten.

Wie stand es unter diesen Bedingungen mit dem Einfluß Nietzsches auf das europäische Denken? Es ist ziemlich schwierig, ihn zu messen. Ich möchte hier einige Betrachtungen einfügen, die ich für mich selbst im Sommer 1914 niederschrieb und auf die ich gern zurückgreife, weil sie aus der Zeit vor dem Kriege stammen. Ich habe dort meine Eindrücke folgendermaßen festgelegt:

„Heute noch stößt Nietzsche überall auf ein mangelndes Verständnis oder eine feindselige Einstellung. Der Streber, der im Lebenskampf die Ellenbogen spielen läßt, kann sich zwar auf ihn berufen, in Wirklichkeit hat er ihn jedoch nicht verstanden und hat nichts mit ihm gemeinsam. Der Imperialist, der sich die Arbeit an der militärischen oder wirtschaftlichen Erstarkung einer Nation oder einer Rasse zum Ziel gesetzt hat, findet in ihm einen gefährlichen Gegner und muß logischerweise versuchen, seinen Einfluß zu untergraben. Der gute Europäer und der

Pazifist dürfte zwar in ihm einen Alliierten gegen die nationalistische Geistesenge begrüßen, wird jedoch mit Empörung oder Betrübnis seine agonale Philosophie und seine katastrophischen Prophezeihungen zurückweisen. Der Konservative, der seinen religiösen, ethischen und politischen Glauben gegen die Angriffe des Zweifels verteidigt, der den Nihilismus für eine Verirrung des menschlichen Geistes hält, wird den Antichrist und den Immoralisten als die Verkörperung des bösen Geistes selbst ansehen. Der reuige Nihilist, der vor den trostlosen Wüsten zurückschreckt, in die der absolute wissenschaftliche Instinkt und der radikale Subjektivismus seine Anhänger treiben, und der in der asketischen Unterwerfung unter eine kollektive Disziplin, eine nationale Tradition oder ein religiöses Dogma seine Zuflucht sucht, kann dem intellektuellen Mut Nietzsches huldigen, aber er wird in ihm den typischen Vertreter jenes undisziplinierten Geistes verurteilen, der jede Ordnung und jede Zivilisation zugrunde richtet. Der Agnostiker wird vor der abenteuerlichen Kühnheit seiner Ideen zurückweichen. Der reine Intellektuelle klassischer Mentalität, der in der klaren Vernunft das höchste organisatorische Prinzip sieht, wird das Dionysische in Nietzsche ablehnen und es aus der Infizierung durch den romantischen Bazillus erklären. Der besonnene Geist, dessen Klugheit jede intransigente Voreingenommenheit verurteilt und dessen Opportunismus versucht, Lösungen zu finden, die sich sofort verwirklichen lassen, wird ein instinktives Mißtrauen angesichts dieses Propheten empfinden, der selbst als den Zauber seiner Philosophie die „Magie des Extremen" bezeichnet. Nietzsche hat im allgemeinen die Satten gegen sich, diejenigen, die sich in der Welt von heute wohlfühlen und an ihre Fortdauer glauben, die Vertreter des Autoritätsprinzips, die die Notwendigkeit einer Disziplin predigen, die Utilitaristen, die dem menschlichen Ehrgeiz bloß materielle Ziele vorzeigen und ein Ideal des Komforts, des Glücks oder der Schmerzlosigkeit predigen. Deshalb ist er eine zufällige Erscheinung in dem imperialistischen und nationalistischen, gewinnsüchtigen und genießerischen Deutschland von heute, das ihn als einen übergeschnappten Romantiker, als einen falschen Propheten behandelt. Er ist dagegen einer der beliebtesten Führer des intellektuellen Deutschlands, das sich in dem militaristischen und industriellen Reich von heute fremd und wie im Exil fühlt und das, heute noch schwach und hilflos, seinen Weg sucht und sich bemüht, sich von den Fesseln zu befreien, in denen es zu ersticken droht. Er findet auch viele Bewunderer bei der kultivierten europäischen Elite, die den groben Materialismus unserer kapitalistischen Zivilisation verachtet, die andererseits den organisatorischen Fähigkeiten der Demokratie mißtraut und bei dem Propheten des Übermenschen die paradoxe Verbindung der unnachgiebigsten intellektuellen Ehrlichkeit mit einem leidenschaftlichen religiösen Instinkt und dem feinsinnigsten ästhetischen

Gefühl liebt. Diejenigen, die an die fortdauernde Berechtigung der gegenwärtigen Zustände (1914) in Deutschland und in Europa glauben, müssen Nietzsche ablehnen und ihn als einen unheilvollen Sophisten verurteilen. Für diejenigen, die weder diesen Glauben noch diese Bewunderung rückhaltlos teilen, ist Nietzsche einer der größten Befreier des menschlichen Geistes, einer derjenigen, die mit unbedingter Ehrlichkeit den Weg suchen, der aus dem Dunkel des modernen Nihilismus hinausführt. Die Zukunft wird zeigen, wer am besten die Zeichen der Zeit zu deuten vermochte."

Die Moralkrise, die schon vor dem Weltkriege die Geister aufwühlte und als deren typischer Exponent Nietzsche erscheint, ist durch den großen Kataklysmus, der den Kontinent erschüttert hat, beträchtlich verstärkt worden. Das geistige Chaos, das er hervorrief, ist allgemein bekannt. Die Alten haben mit Todesbangen dem Zusammenbruch einer Welt beigewohnt, die ihnen vertraut war. Sie haben mit Schmerz und Angst eine Katastrophe sich verwirklichen sehen, die sie vorausahnten, deren Entwicklung jedoch niemand verhindern konnte. Die Jungen waren bis in die tiefsten Tiefen ihres Wesens durch das unnütze, hirnlose Schlachten empört, das vier Jahre lang die Energien Europas aufgezehrt hat, durch den ungeheuren Unsinn dieses Krieges, der eine Hekatombe menschlicher Existenzen und eine Zerstörung des Volksvermögens nach sich zog, der die frühere politische und soziale Ordnung bis in ihre Grundfesten erschütterte, der die ganze europäische Kultur gefährdete, der in der geistigen Welt einen Orkan entfesselte, in dem Angst, Verzweiflung, Enttäuschung, Rache und Zorn aneinanderprallten und dessen Folgen allgemein mehr oder minder empfunden wurden. Viele erlebten den Umsturz aller Werte. Es entstand eine allgemeine Krise der Autorität, und man büßte den Glauben sowohl an Menschen wie an Prinzipien ein. Es schien vielen, daß in dieser Katastrophe, die niemand zu verhindern oder zeitig genug durch einen vernünftigen Frieden aufzuhalten vermochte, die Ereignisse viel mächtiger gewesen waren als die Menschen und daß die Unfähigkeit und Unzuverlässigkeit der Führer über alle Zweifel hinaus bewiesen war. Alle Vertreter der Autorität — Regierungen, Parlamente, Generalstäbe, Diplomaten, Völkerbund usw. — fanden sich mehr oder weniger entwertet; vor allem waren es die Ideologien, deren Prestige getroffen wurde, der Patriotismus und der Nationalismus ebensogut wie die pazifistische Menschheitsbeglückung, der Glaube an Dynastien oder Diktatur, an Demokratie, Parlamentarismus oder Sozialismus. Man kann in der Sprache von Nietzsche sagen, daß man überall die Empfindung hatte, Gott sei tot und das Chaos nahe.

Diese gewaltige Erschütterung trug ohne Zweifel zu einer Steigerung des Ansehens Nietzsches bei. Es ergab sich nämlich die Tatsache, daß der paradoxe Romantiker Nietzsche die Zeichen der Zeit besser

entziffert und die Zukunft mit einer größeren Hellsichtigkeit vorausgeahnt hat als die Realisten und die Vernunftpolitiker. Er hat eine Aera großer Kriege und soziale Kataklysmen als unmittelbar bevorstehend vorausgesagt und die Ereignisse bestätigten in jedem Punkt seine Prophezeiung. Die Zerbrechlichkeit der alten Weltordnung, die so viele für so fest ansahen, war erwiesen. Jeder konnte sich darüber klar werden, daß es gerade die gewagtesten Thesen, die radikalsten Lösungen waren, die sich in die Wirklichkeit umsetzten. In dem geistigen Chaos, das auf den großen Kataklysmus folgte, verstand man, daß „die Heraufkunft des Nihilismus", die Nietzsche angekündigt hatte, etwas anderes war, als der wirre Traum eines Romantikers, und daß die Welt sich wirklich, wie er es prophezeit hatte, in Krämpfen wand.

Die Kritik der Moderne, wie Nietzsche sie formulierte, hatte sich als seltsam durchdringend erwiesen. Es zwang sich nun die Frage auf, ob der Philosoph des Übermenschen auch ein Führer in dem Werk des materiellen und sozialen Wiederaufbaus sein könnte, an dem von allen Seiten gearbeitet wurde.

Ich glaube, daß man sich in erster Linie von einem Irrtum freimachen muß, in den man in letzter Zeit häufig verfallen ist, nämlich Nietzsche in nationale, politische oder soziale Streitfragen hineinzuziehen, ihn für den Dienst dieser oder jener Partei, dieser oder jener Überzeugung anzuwerben. Das ist ein ebenso leichtes wie vergebliches Spiel. Man braucht nur gewisse schallende Formeln Nietzsches über den Willen zur Macht, die Sklavenmoral, die Unerbittlichkeit („werdet hart"), die „blonde Bestie", die Demokratie, den Feminismus, über Deutschland als „Europas Hochland", über den Staat als „das kälteste aller kalten Ungeheuer", zu nehmen und auf Grund solcher Aussprüche zu behaupten, daß Nietzsche Anhänger der Machtpolitik gewesen sei, Verfechter der Gewalt, Antiparlamentarist, Ausbeuter des Volkes, Vaterlandsloser, Anarchist, Cäsarianer, Fascist und Gott weiß was noch. Auf einem solchen Wege ist man zum Beispiel in gewissen englischen Kreisen auf den Gedanken gekommen, daß Nietzsche neben Treitschke und Bernhardi einer der Haupturheber des Krieges gewesen sei. Durch ein ähnliches Verfahren haben ihn gewisse Sozialisten unter die Stützen des Kapitalismus eingereiht. Diese oberflächlich einseitigen Thesen widerlegen sich von selbst. Alle diejenigen, die ein wenig in die Gedankenwelt Nietzsches eingedrungen sind, wissen, wie fein und nüanciert sie ist und wie unmöglich und kindlich es erscheint, wenn man versucht, sie in die starren und abstrakten Formeln, die die Parteien abgrenzen, einzusperren. Wir müssen daher ein für allemal darauf verzichten, ihn bei passender und unpassender Gelegenheit in die praktischen Diskussionen der nationalen und internationalen Tagespolitik einzubeziehen. Wir müssen uns gegen jeden Versuch

einer Monopolisierung des Namens und des Ansehens Nietzsches zugunsten irgendeiner Partei ganz entschieden wehren. Sein Einfluß spielte sich auf einer ganz anderen Ebene ab. Zarathustra ist nicht der Führer eines Klans, sondern ein Reformator der Religion und der Moral. Er unternahm es, die Seele selbst des modernen Menschen umzuformen, sie zu heilen und zu stärken, ihr neue Werte beizubringen, und ich glaube, daß es heute noch in mancher Hinsicht ratsam wäre, auf seine Stimme zu hören.

Nietzsche war und ist in erster Linie einer der großen Befreier des modernen Geistes, einer derjenigen, die ihn am entschiedensten von allen Ketten der Tradition loslösten, auf die unbarmherzigste Weise alle Illusionen zerstreuten, in die er sich eingesponnen hatte, um den Anblick der Wirklichkeit zu vermeiden und am leidenschaftlichsten für den Menschen das Gebot aufstellten, seine Persönlichkeit auszubilden („werde der du bist"), seinen Willen zu stählen, auf seine eigene Schöpferkraft zu vertrauen. Ich glaube nicht, daß diese Lehre der intellektuellen Rechtschaffenheit, des moralischen Mutes, diese Glorifizierung des unermüdlichen Strebens heute weniger nützlich sein kann als vorher. Es mag sein, daß gewisse Illusionen oder Ideologien, die Nietzsche bekämpfte, nach den harten Lehren des Krieges etwas von ihrer Anziehungskraft eingebüßt haben, aber in der Epoche der intellektuellen Verwirrung, der Überarbeitung und der Nervendepression, die wir durchleben, ist es nicht unwichtig, wenn ein Denker, mit dem das Leben keineswegs mild umging, die immer wieder auftauchenden Einflüsterungen der Faulheit, des Quietismus, der Verzweiflung, der bangen Hilflosigkeit vor dem Rätsel der Welt entschieden bekämpft und dem Menschen noch einmal einschärft, daß er so handeln müßte, als ob die Ordnung des Universums ausschließlich von seiner Tapferkeit und seiner Energie abhängen würde und daß er versuchen sollte, der gegenwärtigen Krise zu entkommen, aber nicht durch feige Umkehr, durch künstliche Belebung von längst verschollenen Götzen oder von Täuschungen, deren Nichtigkeit man schon längst eingesehen hat, sondern indem er geradeaus vorwärtsschreitet und mutig das große Abenteuer unserer Rasse auf dem unendlichen Ozean der Möglichkeiten fortsetzt.

Andere Lehren Nietzsches richten sich vielleicht noch unmittelbarer an die Jugend unserer Zeit.

In erster Linie seine Lehre der Ehrfurcht. Keiner hat besser als dieser große Empörer, dieser kühne Verächter aller Autoritäten und Imperative das Gesetz der Ehrfurcht in allen seinen Formen verstanden, erkannt und angewandt — Ehrfurcht vor jeder Größe und Überlegenheit, Ehrfurcht vor der Hierarchie und der freiwilligen Disziplin, Ehrfurcht vor sich selbst und vor anderen, Ehrfurcht sogar vor der Schwäche, der Häßlichkeit, der großen Mißbildung. Keiner hat

sich mit mehr Sarkasmus und Ironie gegen die demokratische gleichmacherische Respektlosigkeit ausgesprochen, die in der bekannten Formel „Ni Dieu ni maître" zum Ausdruck kommt. Und das ist eine Lehre, die vielleicht für unsere Jugend nicht überflüssig ist. Die neuere Generation — in der sich so häufig ein realistischer Pessimismus, eine Tendenz, das Schlimmste bei dem Nächsten zu vermuten, eine systematische Böswilligkeit, eine bittere Verachtung der Menschheit entwickelt hat — wird bei Nietzsche sehen, wie in einem ausgewählten Geist die kühnste, revolutionäre Negation sich praktisch mit der Religion der Ehrfurcht verbinden kann.

Ein anderer Fehler der Menschen unserer Zeit, der dem Beobachter gleich ins Auge fällt, ist der Hang, sich in eine Art von behaglichem Grobianismus einzuspinnen, der die Feinfühligkeiten, die Kompliziertheiten, die Ideologien von gestern ablehnt oder verachtet. Dieser Affektiertheit des Naturalismus setzt Nietzsche sein Ideal der Vornehmheit entgegen, seinen Kult der schönen Form, der Harmonie, der Kunst, der intellektuellen und ethischen Sauberkeit, der hohen Kultur, seine Verachtung für den „Geist der Schwere", seinen Ruf nach dem „neuen Adel", seinen Haß gegen alles, was verfälscht, vulgär oder plebejisch ist. Auch diesem Tonfall müßten unsere Zeitgenossen ihr Ohr leihen.

Ein anderer Aspekt der nietzscheanischen Doktrin scheint mir noch wichtiger. Die Krise, die nach dem Kriege entfesselt wurde, hat, wie wir gesehen haben, die Ideologien diskreditiert und die Neigung zu einem politischen und wirtschaftlichen Materialismus, die in jeder Epoche existierte, verstärkt. Heute trägt man noch mehr als je die Verachtung für alles Denken, Wissen, Recht, Sittengesetz geflissentlich zur Schau. Man weigert sich, im Leben etwas anderes als den rücksichtslosen Kampf um Macht und Reichtum zu erblicken. Nun ist Nietzsches Lehre, wie man weiß, die radikale Negierung dieses realistischen Zynismus, dieses brutalen Dynamismus. Die höchste Aufgabe des Übermenschen ist eine geistige Tat, ist die Schaffung der neuen Werte. Die „Macht", nach der er strebt, ist nicht die Beherrschung der Untertanen durch den Regierenden, der Soldaten durch den Armeeführer, noch viel weniger die Herrschaft, die der Besitz von Gold verleiht. Die Macht in ihrer höchsten Form ist etwas Immaterielles. „Gedanken, die auf Taubenfüßen kommen, regieren die Welt," lehrt Zarathustra. Der Mächtige im wahren Sinne des Wortes ist daher der Philosoph, der kontemplative Denker, dessen Gedanken eine genügende Expansionskraft besitzen, um die Seelen zu faszinieren und sich den Geistern aufzuzwingen, es ist der Seher, der als erster die Grundprinzipien formuliert, nach denen sich die Werturteile anderer Menschen richten; es ist der Wegbahner, der künftige Generationen zu Experimenten anfeuert, die das Menschengeschlecht veredeln.

Schließlich wird es nicht für unsere Epoche, in der so häufig bittere Enttäuschung, müde Menschenverachtung, verzweifelte Revolte

vorherrscht, ein heilsamer Stimulans sein, wenn sie dieser dionysischen Glorifizierung des ewig fruchtbaren Lebens ein Ohr leiht, zu der sich letzten Endes die Philosophie Nietzsches heraufschwingt? Er gehört ohne Zweifel nicht zu denen, die den Jammer der Menschheit nicht kennen oder ihn zu verheimlichen suchen. Er hat dem Medusenhaupt der Wirklichkeit furchtlos ins Angesicht geblickt und zwingt auch uns, es anzuschauen. Er hat genug gelitten, um ohne Lästerung unter die Briefe aus der ersten Zeit seines Wahnsinns die Unterschrift „Der Gekreuzigte" setzen zu können. Unter diesen Umständen enthält der zwar schmerzhafte und gespannte, aber leidenschaftlich aufrichtige Optimismus, der aus seiner Hymne an den „Ring der Ringe", aus den lyrischen Ergüssen des Ecce Homo oder aus den Dionysos-Dithyramben emporsteigt, eine höchst erhabene Lehre. Nietzsche verstand es trotz des Leides, das ihm das Schicksal auferlegte, bis zum Schluß der Erde treu zu sein. Er hat sich bis zum amor fati heraufgeschwungen. Er hat das Wunder des großartigen Aufstieges des Menschen begriffen, er hat das erschreckende und grandiose Schauspiel des ewigen Werdens ohne Wanken erschaut. In dieser Haltung liegt eine solche Schönheit und eine solche Vornehmheit, daß man noch heute aus ihr einen Trost schöpfen kann.

Die junge intellektuelle Elite ist in einer entschiedenen Rebellion gegen die vorhergehende Generation begriffen. Sie beschuldigt sie, daß sie den Krieg weder zu verhindern noch zu führen noch zur Zeit zu beenden verstand, daß sie den Frieden aufs Geratewohl schloß und heute im Begriff ist, die Menschheit zu einem neuen „letzten Krieg" zu führen, der den endgültigen Untergang der westlichen Kultur bedeuten würde. Sie weigert sich, die Last der Traditionen zu tragen, die auf den Alten wuchtete und die sie ihr aufzuerlegen trachten. Sie empört sich gegen die Werte, die man vor dem Kriege anerkannte. Wird sie Nietzsche in die Verdammung einbeziehen, mit der sie in Bausch und Bogen die Führer von gestern verwirft? Wird sie es zugeben, daß der große Unzeitgemäße, der die Katastrophe vorausgeahnt hat und einen flammenden Protest gegen die Tendenzen, die zu ihr führten, erhob, es verdient, von dem Anathem ausgenommen zu werden? An ihr ist es, zu urteilen. Ich kann nur wünschen, daß mancher unter diesen Enttäuschten in der Höhle des Zarathustra ein Asyl findet, wo ihm die Lehre zuteil wird, wie man der schwarzen Schlange des Ekels den Kopf abbeißt und sich zur fröhlichen Tat mutig aufrichtet.

Friedrich Nietzsche und Italien.

Von *Luigi Valli,*
Professor der Universität Rom.

Als im letzten Jahrzehnt des vergangenen Jahrhunderts der Gedanke Friedrich Nietzsches sich auf eine fast unerwartete Weise über die Welt ausbreitete, ging der italienische Geist durch die Niederung einer tiefen Depression hindurch. Die idealen Kräfte, die das Risorgimento begleiteten, schienen müde und der Aufgabe der Führung eines Volkes, das auf einmal so zahlreich und von unerwarteten Problemen aufgewühlt war, nicht gewachsen. Der internationale Sozialismus griff das junge und noch unreife italienische Volk an, und seine Wirkung war um so unheilvoller. Der erste Versuch der nationalen Expansion, die sich auf Afrika richtete, hat infolge einer gewissen mangelnden Vorbereitung des Geistes zu niederschlagenden Mißerfolgen geführt.

Die vorherrschende Philosophie war positivistisch und materialistisch, die vorherrschende Politik demokratisch und geschwätzig parlamentarisch, die Kunst im Verfall, die Poesie hielt sich bei den letzten emphatischen Klängen Giosuè Carduccis auf und krönte die Vulgarität eines Lorenzo Stecchetti mit unverdientem Erfolg.

Unter diesen Voraussetzungen konnte das Wort Nietzsches nicht anders als ein reiner Wahn erscheinen. Aber gerade hier fand das Wort den leidenschaftlichsten und weitesten Widerhall in der Poesie des Gabriele d'Annunzio. Wie so häufig in seiner Geschichte erlebte der müde und niedergeschlagene italienische Geist im Lied seine Auferstehung.

Die italienische Philosophie lauschte kaum auf die Worte von Nietzsche. Nur die Poesie gab Antwort. Aber die Poesie bildete in Italien immer den Vortrupp, dem alles Übrige folgte. Der Roman von d'Annunzio „Le vergini delle rocce", in dem im Gegensatz zu der demokratischen und plebejischen Korruption die Ankunft eines künftigen Königs Roms, des heroischen Wiedererweckers der edlen und geistigen Werte verkündet wurde, trug die Prägung des nietzscheanischen Geistes. Die Theorie des Übermenschen war für viele in Italien eine Theorie

d'Annunzios. In Wirklichkeit sind in jenem Zeitalter der Müdigkeit, in jenem traurigen letzten Jahrzehnt des neunzehnten Jahrhunderts die ersten Keime der Erneuerung unseres Geistes aufgebrochen, und einer dieser Keime war eben in der von d'Annunzio verkündeten Nietzscheanischen Lehre enthalten.

Aber er war in ihr nicht als ein aufbauendes Element enthalten. Der italienische Geist ist ihm nicht gefolgt. Er konnte der Linie des nietzscheanischen Gedankens nicht folgen. Nietzsche kam in unsere alte Gedankenwelt in der wohltätigen Rolle des *Zerstörers,* des Zerstörers der alten, vagen und kraftlosen, humanitären und demokratischen Mentalität, der Mentalität des allgemeinen Wahlrechts, der 51 prozentigen Mehrheit, des kurzsichtigen Rationalismus, dem in erster Linie der historische Sinn des Werdens, die Liebe für die Zukunft, die Liebe der Gefahr, die Liebe der Aufopferung und der Schönheit fehlte. Auch die, die sich keineswegs zu der Lehre des Übermenschen bekannten, fühlten, daß da etwas war, was man dem Rationalismus entgegensetzen konnte, und zwar den ewigen, heiligen und irrationalen Aufschwung des Lebens, sie fühlten, daß da etwas war, was man der schweißigen Masse der in den Wahlurnen niedergelegten Stimmzettel entgegensetzen konnte, und zwar die Idee und den Heros, daß da etwas war, was man den Lohn- und Ertragsproblemen entgegensetzen konnte, und zwar die Schönheit in ihren vielfältigen Offenbarungen, die Schönheit, die sich in der Welt der Ethik Opfer, Schöpfung, Heldentum nennt.

Alles, was zu unbestimmt war, um die Basis des Wiederaufbaus eines neuen Lebens zu werden, war als zerstörende Kraft der alten Mentalität besonders wirksam. D'Annunzio verstand vollkommen, welch hohe destruktive Mission in der nietzscheanischen Idee lag. Als Nietzsche starb, widmete ihm d'Annunzio die Ode mit dem Titel „Zum Tode eines Zerstörers", und diese Ode läutete das Jahr 1900 ein, das von uns allgemein als der Anfang unseres neuen geistigen Aufstiegs angesehen wird. Und die Ode begann mit einer geflügelten Paraphrase der Gedanken des Philosophen:

Als aus dem Quell ich trank,
der sich mir bot
wurde mein Sein
zum ewigen Hoffen.
Meine Gedanken gingen all
auf tausend verschlungenen Pfaden
dem Lande der Zukunft zu.

Kommet, ihr Brüder in Bangen,
daß ich euch zeige
den verborgenen Quell
im dämmernden Lichte des Tags.

So groß ist die Wucht
des springenden Quells,
daß ewig die Schale
sich füllt und leert.
Ich zeige euch, wie man trinkt.
Kommet zu mir! Lasset die Schwachen
und die Gemeinen im Tal.
Kommet, ihr Brüder, daß ich mit Freude
eure Herzen erhelle.
Groß wird auf dem Berge der Sommer
mit eisigen Quellen
und endlosem Schweigen.
Adler bringen uns Speisen
in ihrem gebogenen Schnabel,
und leben werden wir wie Winde.
In unseren tiefen Augen
wird leuchten das Land der Zukunft.

Immer klang das Motiv der „Treue zur Erde", die sich gegen den vergänglichen Idealismus auflehnt, die Treue zur Erde der Zukunft, in der der historische, der Zukunft entgegengespannte Trieb lebte, hindurch. Er wiederholte:

Wir werden treu sein der Erde,
treu der Erde der Erben,
treu der Erde der Zukunft.

Aber auch der Gedanke der ewigen Wiederkehr klang im begeisterten Vers:

O, daß ich wäre der, der dich liebt,
o Ewigkeit, der, der sich sehnt
nach dem ewigen Ring,
der von dir will
den Ring des Gelübdes,
den Ring des Werdens
und der Wiederkehr.

In der Ode werden in erster Linie zwei Gedanken entwickelt, die geistige Verwandtschaft, die der Dichter mit dem Philosophen empfindet und die klassische und daher zum großen Teil italienische Prägung, die er im Geiste Nietzsches erkennt.

Er sagte: „Nicht zum Nächsten die Liebe
lehr' ich die Menschen, nur die Liebe zum Fernsten."

Ich werde ihn singen,
ich Sohn der Hellenen,
mit mächtigem Lied,
daß er es vernehme
von Einsamkeit zu Einsamkeit,
daß er von mir sage:
„Er ist meinesgleichen,
der harte Barbar, der trank
die volle Schale glühenden Weins,
der von Herrschaft und Freiheit berauscht
die Meere durchmaß . . .
Er ist mein Bruder."

Seine Gedanken er erkannte
als ihm vertraut, wie der Seemann
von ferne die Gärten Italiens erkennt
am Duft, den ihm zuträgt der Wind.

Der letzte Teil der Ode, der ergreifendste vielleicht, besingt den barbarischen Pilger, der unter dem Himmel Italiens den Gesang seiner Wälder vernahm, den Wein seiner Weinberge trank, den Honig seiner Legenden sammelte und die Rosen pflückte in jedem Rosenhaag.

Deine Sonne, deine Sonne,
Italien, färbte seine Stirn,
ließ seine Weisheit reifen.

Wie ein neuer Hermes
mit geflügeltem Stab
trug auf den Schultern
er Dionysos das Kind
in die Thermen des Caracalla,
ins Forum und Colosseum.

Darum bittet der Dichter Antigone, die ihn begleitet, die Schwester, die „treue Wärterin der blinden Nacht war", die Leiche des Heros nach Italien zu bringen, um ihm auf dem ausgebuchteten Ufer, wo am hellsten die Flöte ertönt, in der Höhle, die am tiefsten die ewige Antwort auf die ewige Frage verbirgt, ein großes Grab zu errichten.

Auf seinem Grabe werden wir singen:
. . . „Hier ruht
im heil'gen Italien
am Meer der Sirenen . . .
hier ruht mit gestilltem Zorn

nach so langem Kampf
der gewalt'ge Barbar,
der die heiteren Götter Hellas
auf die riesigen Tore
der Zukunft erhob."

Die Bedeutung dieser Ode an Friedrich Nietzsche liegt in der Tatsache, daß Gabriele d'Annunzio zweifellos einer der Bildner unseres neuen Geistes war, dieses Geistes, der aus einer Zerstörung entstammte, zu der mittelbar oder unmittelbar die antidemokratische, heroische und in erster Linie in die Zukunft gewandte Lehre Friedrich Nietzsches beigetragen hat. Aber dieser Anteil beschränkt sich, wie ich schon sagte, auf das bloße zerstörende Element. Der Aufbau des neuen italienischen Geistes, des fascistischen Geistes, geht auf andere Elemente zurück, und der fascistische Geist steht manchmal in vollkommener Antithese zu dem Geiste Nietzsches. Aber er hat mit ihm den Kult der heroischen Moral gemeinsam, den Kult des Lebens und den Kult der Zukunft, für die und in der sich die Gegenwart verbrennen soll, all dessen was, statt auf dem ästhetischen Individualismus aufgepfropft zu sein, auf einer Negation des Einzelnen und einer Bejahung des Geschlechts, auf einer Negation des Einzelnen und einer Erkenntnis der ethnographischen Gruppe und des sie organisierenden Staates aufgebaut ist. Als Italien in seiner Vergangenheit Anregungen für sein neues Leben suchte, fand es einen Geist, der in manchem Punkt dem Geist Nietzsches glich, und zwar dem Individualismus der Renaissance. Aber Italien hat ihn überwunden und hat noch weiter in seine Vergangenheit zurückgegriffen und hat den Geist der römischen Disziplin gesucht, dem es sich so weit wie möglich annähern möchte. Es ist kein Zufall, daß Italien, obwohl so tief von der Persönlichkeit d'Annunzios aufgewühlt, die ihrerseits stark von Nietzsche beeinflußt und vom Geiste der Renaissance durchdrungen war, sich doch um eine andere Persönlichkeit scharte, die es an die strenge, antiindividualistische Disziplin Roms erinnert.

Aber Italien ist ein Land der Harmonien, der manchmal unerwarteten und irrationalen aber eben dadurch tiefen und vitalen Harmonien. Die Ode d'Annunzios an Nietzsche hat im Geist Nietzsches seinen tiefen brüderlichen Schwung heraufbeschworen, der seine im Kampf bestätigte Wahrheit in Liebe münden läßt.

Er sagte . . .
Kommet mit eurer Liebe zu mir,
die nie erlischt,
mit eurem Durste kommet zu mir,
der sich nicht stillen läßt.
Kommet ihr alle zu mir,
die ihr wachst in Erkenntnis und Leid.

D'Annunzio empfand, was so viele kleine Jünger Nietzsches nicht empfunden haben: die Fülle der neuen und mächtigen Liebe, die in der Philosophie Nietzsches lebt und sie überall gegenwärtig sein läßt, wo man mit Mut und Glauben sich zum Leben bekennt, wo man auf die Zukunft hofft und für sie leidet.

Die Liebe nicht für den Nächsten sondern für den Fernsten heißt in Wirklichkeit: der Zusammschluß aller Energien in dem qualitativen Aufstieg des Menschengeschlechtes und nicht in seiner quantitativen Verbreitung; der Respekt vor dem, was geboren werden soll, dem vermeintlichen Recht dessen, was bereits geboren ist (auch wenn es schwach und dem Verhängnis geweiht ist) überlegen; die Aufopferung dessen, was heute lebt, dem, was morgen leben wird. Und in dieser Beziehung ist der neue italienische Geist, der sich weigert, die Zukunft seines Geschlechts den vermeintlichen Rechten der heutigen Masse zu opfern und die kollektive Produktion, die für unsere Söhne gedacht ist, dem heutigen Genuß dieser oder jener Klasse unterzuordnen, dieser Geist ist, so fern er auch gewissen Lehren Nietzsches ist, von derselben großen Ethik getragen.

Wir werden treu sein der Erde,
treu der Erde der Erben,
treu der Erde der Zukunft!

Das sind Worte, die vor ungefähr siebenundzwanzig Jahren Gabriele d'Annunzio in den Mund Friedrich Nietzsches legte. Und dies sind auch noch unsere Worte von heute.

Luftgeltung.

Von *Otto Merkel,*
Vorstandsmitglied der Deutschen Lufthansa.

..... im ew'gen Abendstrahl
die stille Welt zu meinen Füßen,
entzündet alle Höhn, beruhigt jedes Tal .....
. . . . . .
Nicht hemmte dann den göttergleichen Lauf
der wilde Berg mit allen seinen Schluchten;
schon tut das Meer sich mit erwärmten Buchten
vor den erstaunten Augen auf.
. . . . . .
Vor mir den Tag und hinter mir die Nacht,
den Himmel über mir und unter mir die Wellen....

Luftgeltung — vor dreißig, vor zwanzig, ja vor fünfzehn Jahren noch ein unbekannter Begriff — ist heute im Leben der Völker ein Faktor geworden, der sie in friedlichem Wettbewerb auf unerschlossenes und doch alle umschließendes, allen offenstehendes Gebiet weist. In *friedlichem* Wettbewerb! Denn seit der Kriegslärm verhallt ist, in den es eine neue Note des Grauens trug, hat sich das Flugwesen nach der wirtschaftlichen, der kommerziellen Seite hin entwickelt: was bis dahin Mittel der Zerstörung war, steht nun im Dienste des Wiederaufbaus, der Verbindung von Volk zu Volk.

Ganz ohne Vorbehalt ist dies freilich allein vom *deutschen* Flugwesen zu sagen. Hier haben die Bestimmungen des Versailler Vertrages, die die Unterhaltung von Luftstreitkräften verboten, bewirkt, daß alle Energien sich zwangsläufig der Verkehrsluftfahrt zuwandten. Soviel gesammelte Kraft mußte der Sache, der sie dient, einen besonderen Schwung verleihen: es entsteht innerhalb weniger Jahre als ungewolltes Resultat jener Klauseln, deren wahrer Zweck die Ausschaltung Deutschlands aus dem Wettstreit der Völker um Luftgeltung sein sollte, ein weitverzweigtes Netz regelmäßig beflogener Luftverkehrslinien, das das ganze Reich überspannt und dessen Fäden nach den Nachbarländern hinüberführen. Die anfangs nebeneinander bestehenden Organisationen schließen sich in der deutschen Lufthansa zu einer Einheit zusammen, die eine nicht durch Konkurrenzkämpfe im Innern behinderte, stetige Entwicklung des noch in den ersten Anfängen stehenden deutschen Luftverkehrs in dem heißen internationalen Wettkampfe um Luftgeltung gewährleistet.

Im Gegensatz zu Land und Wasser, die Schranken zwischen den Völkern errichten, schlingt sich die Luft als einigendes Band um den Erdball — eine Einheit, die ihre eigenen Gesetze hat. Der Mensch, der diese Einheit als Verkehrsmedium sich dienstbar machen will und muß, wird in zähem Kampfe um diese Herrschaft ringen müssen, wie einfach auch immer menschlicher Einbildungskraft und Gedankenfreiheit die Lösung dieser Aufgabe sich darstellen mag. Hierzu ist in der Luftfahrtpraxis noch kaum der allererste Schritt getan.

Was dem philosophischen Geiste als naturgegeben sich darstellt, die Kontinuität des Luftgebietes, wird noch heute oft von erd- und wassergebundenen Geistern nicht erfaßt, da sie von der herkömmlichen Auffassung einer grundsätzlich verschiedenen Technik des Überland- und Überwasserfluges sich nicht freimachen können. Dagegen haben z. B. die Engländer, denen man ein besonders entwickeltes Gefühl für das Praktische nachzusagen pflegt, längst mit philosophischem Scharfblick und in kluger Voraussicht der kommenden Entwicklung die Linie erkannt, die es einzuhalten gilt: sie sind sich klar über die Notwendigkeit einer einheitlichen Führung in der Luftfahrt, um dieses dritte und wichtigste Verkehrsmedium der Menschheit zum Wohle des britischen Imperiums voll zu erschließen. Kurze Zeit nach Beendigung des Krieges haben sie nach parlamentarischer und öffentlicher Debatte sich zu der Erkenntnis durchgerungen, daß nur ein Zusammenraffen aller Kräfte zu einheitlicher Leistung den endgültigen Erfolg auf dem Gebiete der Luftfahrt sichert. Auch Mussolini, der kühnste Geist Europas, hat diese Handhabung der Frage als richtig erkannt und in Italien eingeführt. Maßgebende Persönlichkeiten Frankreichs beginnen den gleichen Standpunkt einzunehmen. Auch hier wünscht man der Zersplitterung der Kräfte in der Luftfahrt entgegenzuwirken und eine einheitliche Linie für die Entwicklung der militärischen und mehr noch der zivilen Luftfahrt zu finden, wobei besonders auf das englische und deutsche Vorbild hingewiesen wird.

Voraussetzung für eine ungehemmte Entwicklung der Luftfahrt war die wissenschaftliche Erforschung des Elementes, das es sich dienstbar zu machen gilt. Mangel an Erfahrung trägt die Hauptschuld an den ersten Mißerfolgen: die Pioniere der Luftfahrt hatten sich ohne Kenntnis der Gesetze, denen sie sich überantworteten, auf das unbekannte Gebiet gewagt, und die Opfer, die sie brachten und die nach des sterbenden Lilienthal Ausspruch zum Wohle der Sache gebracht werden mußten, lenkten das Augenmerk der interessierten Kreise auf die Notwendigkeit, die Vorgänge in der Luft zu erforschen. Gelehrte, wie Prandtl-Göttingen und vor ihm schon Eiffel-Paris und viele andere, haben durch ihre Forschungsarbeit die erforderlichen Unterlagen geschaffen, die dem Flugzeugbau die Wege zu gedeihlicher Weiterarbeit wiesen. Ihre Forschungen erstreckten sich in erster

Linie auf die Widerstände, die es zu überwinden, und die Kräfte, die es zu fördern gilt, um die Leistungen des Flugzeuges so zu steigern, daß es den an ein Schnellverkehrsmittel gestellten besonderen Anforderungen in steigendem Maße gerecht werden kann. Die wachsende Kenntnis der durch Luftwiderstand und Reibung hervorgerufenen Schädigungen veranlaßte die Flugzeugkonstrukteure, den Maschinen eine möglichst geeignete Form zu geben, sie dem Verlauf der Luftströmungen anzupassen und auf diese Weise z. B. die gefürchtete Wirbelbildung zu vermeiden. Durch entsprechende Auswahl der Tragflächenprofile und des Baumaterials wurde eine Vergrößerung des Auftriebs erreicht, und durch Verlegung der Widerstand erzeugenden Teile in die Tragflächen suchte man die schädliche Reibung zu verringern.

Die Schwierigkeiten, die die Aeronavigation bietet und die infolge der überaus raschen Positionsveränderungen des in ungeheuer schneller Bewegung befindlichen Flugzeuges besonders große sind, gilt es nun mit Hilfe der Wetterkunde zu überwinden, die ja nur ein Teilgebiet der Aerologie, der allgemeinen Kenntnis der atmosphärischen Verhältnisse, ist. Meteorologische Stationen, die den Flugzeugführer schon vor dem Start auf das genaueste über die auf seiner Route vorherrschenden Witterungsverhältnisse verständigen und ihn unter Umständen bei der Wahl des einzuschlagenden Weges beraten können, bestehen seit längerer Zeit bereits auf allen größeren Flugstationen. Seit durch die Ausstattung der Maschinen mit funkentelegraphischen Einrichtungen die Möglichkeit gegeben ist, sogar die auf dem Fluge befindlichen Flugzeuge mit Nachrichten über etwaige Änderungen der Wetterlage zu versehen, ist die Bedeutung der meteorologischen Beobachtungen für den Flugdienst natürlich noch um ein beträchtliches gestiegen. Wie groß die Bedeutung der Meteorologie als Hilfsmittel im Flugverkehr ist, hat sich im besonderen während des Ostasienfluges der Deutschen Lufthansa gezeigt. Hierfür war dem Observatorium in Irkutsk eine Zentrale für Wetterberatung angegliedert worden, die unter Leitung eines Mitgliedes der Deutschen Seewarte in Hamburg stand. Von hier aus wurden die Ostasienflieger nicht nur während ihrer Durchkreuzung des Baikalgebietes mit seinen besonders schwierigen Witterungsverhältnissen beraten, sondern es wurde die gesamte Wetterlage vom Ural bis zum Stillen Ozean beobachtet und durch telegraphische Übermittlung der sich ergebenden Prognosen dem Leiter der Expedition wertvolle Fingerzeige für die Wahl seines weiteren Weges gegeben.

Als nach Beendigung des Krieges Deutschlands gesamte Luftflotte der Vernichtung anheimgefallen und der Bau neuer Kriegsflugzeuge durch den Versailler Vertrag verboten worden war, mußten die deutschen Flugzeugkonstrukteure sich von Grund aus umstellen. Es galt nun, nach völlig anderen Gesichtspunkten und auf gänzlich neuer Basis einen Flugzeugtyp zu schaffen, der, ausschließlich auf den Luftverkehr zuge-

schnitten, zwar nicht die an ein Kriegflugzeug gestellten Anforderungen zu erfüllen brauchte, dafür aber in bezug auf Ausdauer, Wirtschaftlichkeit und Sicherheit bedeutend höhere Leistungen aufweisen mußte. Diese gezwungen einseitige Einstellung auf das wirtschaftliche, das Verkehrsflugzeug, hat dazu geführt, daß Deutschland heute im Weltluftverkehr eine angesehene Stellung einnimmt. Firmen wie Rohrbach, Junkers, Dornier, Albatros setzten alle Kräfte ein, um den Anforderungen des schnell sich entwickelnden Luftverkehrs gerecht zu werden. Die zunächst eingestellten kleinen Maschinen können aber nach kurzer Zeit schon den Anforderungen des rasch anwachsenden Verkehrs nicht mehr genügen. Mehr und mehr werden Großflugzeuge im Streckenverkehr verwendet: der durch Amundsens Polflug bekanntgewordene „Wal" und der „Superwal", zwei von Dornier, dem ehemaligen Mitarbeiter des Grafen Zeppelin, konstruierte Flugboote, das dreimotorige Junkersflugzeug G 23, der dreimotorige Rohrbach „Roland", die zweimotorige Albatros. Die künftige Entwicklung wird voraussichtlich darauf hinzielen, zwei verschiedene Typen herauszuarbeiten: das kleine, aber höchste Leistungen erzielende Kurier- und Postflugzeug und das für die Beförderung einer möglichst großen Nutzlast geeignete Riesenflugzeug.

Die Zunahme der Ladefähigkeit der Flugzeuge erfordert natürlich eine dauernde Steigerung der Motorenkraft. Es muß nicht nur die Leistung der einzelnen Motoren erhöht werden — schon während des Krieges wurde ein 1000-PS-Motor konstruiert, der jedoch den Begriffsbestimmungen des Londoner Ultimatums zum Opfer fiel —, sondern das Streben geht dahin, nach und nach die einmotorigen Maschinen durch mehrmotorige zu ersetzen, so daß das Versagen eines Motors ohne wesentliche Folgen bliebe. Da jeder Motor, auch beim mehrmotorigen Flugzeug, eine über das absolut Erforderliche hinausgehende Überschußleistung aufweisen muß, wäre der Ausfall durch Steigerung der Leistung der übrigen Motoren zu ersetzen und der Defekt möglicherweise noch während des Fluges zu beheben. Die Sicherheit des Flugverkehrs würde hierdurch eine weitere beträchtliche Steigerung erfahren.

Ein weiterer Faktor von größter Bedeutung für die Leistungsfähigkeit und Sicherheit der Flugzeuge ist die Vervollkommnung der Navigationsinstrumente, die die Aufrechterhaltung des Flugverkehrs auch während der Nachtstunden und bei nebligem Wetter ermöglichen. Gyrorektor und künstlicher Horizont bewahren schon heute den Piloten davor, bei unsichtigem Wetter das Gleichgewichtsgefühl und dadurch die Kontrolle über das Flugzeug zu verlieren. Ferner werden die Maschinen mit funkentelegraphischen Einrichtungen versehen, durch die auch während des Fluges eine stete Verbindung zwischen dem Flugzeug und den Flughäfen aufrechterhalten und durch die eine funkentelegraphische Peilung ermöglicht wird. Die Einrichtung von Nachtluftverkehrs-

strecken über Land erfordert kostspielige Befeuerungsanlagen, die heute erst auf einer einzigen europäischen Linie durchgeführt sind. Da aber eine Wirtschaftlichkeit der Luftfahrt in den verkehrsmittelreichen Ländern Europas und Nordamerikas erst dann in Frage kommt, wenn alle technischen Probleme in bezug auf Instrumente und Nachtbeleuchtung gelöst sind, d. h. wenn weder Nacht noch Nebel zur Unterbrechung des Fluges nötigen, wird hier noch ungeheuer wichtige Arbeit zu leisten sein. Erst wenn Zelle — d. h. das Flugzeug als solches —, Motor und Instrumentarium, jedes für sich in höchster Vollendung, zu einer Dreieinigkeit von fragloser Zuverlässigkeit sich zusammenschließen, ist die Vorbedingung für die wirtschaftliche Selbständigkeit des Luftverkehrs gegeben. Hierfür ist ferner die unbedingte, zu jeder Tageszeit und bei jeder Witterung mit absoluter Pünktlichkeit durchgeführte Einhaltung der Flugpläne erforderlich. Erst wenn dies möglich ist, kann eine normale, den tatsächlichen Betriebskosten angepaßte Tarifbildung einsetzen. Sobald im Flugverkehr die Einhaltung der Fahrpläne und damit eine beträchtliche Zeitersparnis gegenüber allen anderen Verkehrsmitteln mit mindestens gleicher Sicherheit wie bei Schiffs- und Eisenbahnverbindungen gewährleistet werden kann, werden für Passagen und Fracht Preise angeboten werden, die den durch diese Zeitersparnis gegebenen Vorteilen entsprechen. Zur vollen Auswirkung kommt die Zeitersparnis natürlich nur auf langen Strecken. Solange die Flugzeit auf die Tagesstunden beschränkt bleibt, geht der hier erzielte Vorteil während der aufgezwungenen Nachtruhe wieder verloren. Es ist also vor allen Dingen erforderlich, daß auf den großen europäischen Strecken zum Tag- *und* Nachtflug übergegangen wird, damit durch höhere Leistung auch höhere Preise gerechtfertigt werden.

Während des gegenwärtigen Entwicklungsstadiums muß deshalb die öffentliche Hand erhebliche Mittel zur Verfügung stellen, um einerseits die Schaffung der erforderlichen technischen Grundlagen zu ermöglichen und andrerseits der Luftverkehrsgesellschaft die Möglichkeit zu geben, den Betrieb der Linie durchzuführen. Ferner bedarf es unter den jetzigen Verhältnissen, d. h. bis die angestrebte wirtschaftliche Selbständigkeit des Luftverkehrs gesichert ist, noch beträchtlicher Mittel, um die Flugpreise in Grenzen zu halten, die eine Einführung des neuen Verkehrsmittels gestatten. Technische Fortschritte werden Verbesserung, Verbilligung und Schonung des Materials und damit Betriebsersparnisse mit sich bringen. Dadurch wird ein Ausgleich zwischen Tarif und Betriebskosten im Laufe der Zeit ermöglicht werden.

Die Schaffung internationaler Flugwege setzt besonders in Europa mit seinen zahlreichen Staaten und politischen Grenzen zunächst die Herstellung geregelter internationaler Luftverkehrsbeziehungen auf dem Wege internationaler, staatlicher und privater Vereinbarungen und Sonderverträge voraus. Drei derartige wichtige Vereinbarungen sind

bereits getroffen worden und haben zur Gründung der „Cina" und „Ciana" als staatliche und der „Iata" als privatwirtschaftliche Vereinigung geführt. Die „Cina" (Commission Internationale de Navigation Aérienne) wurde im Anschluß an den Versailler Vertrag als eine Art überstaatlicher Luftbeirat mit behördlichem Einschlag von den Ententestaaten gegründet. Die neutralen Staaten, mit Ausnahme zweier Balkanstaaten, haben sich jedoch ebenso wie Deutschland dieser Vereinigung trotz wiederholter Aufforderung zum Beitritt ferngehalten. Vor Jahresfrist ist nun unter dem Namen „Ciana" (Commission Ibéro-Américaine de Navigation Aérienne) von Spanien, Portugal und den südamerikanischen Staaten zu ähnlichem Zweck eine Interessengemeinschaft gegründet worden. Im Mai dieses Jahres hat in Washington ein allamerikanischer Luftfahrtkongreß stattgefunden, der sich mit der Regelung der interamerikanischen Luftfahrt beschäftigte. Soweit Deutschland in Frage kommt, ist die politische Seite des Luftverkehrs bisher durch Einzel-Staatsverträge geregelt worden. Internationale Zusammenschlüsse, wie sie der Weltpostverein, der Welttelegraphenverein und die Internationale Telegraphen-Union bilden, haben sich noch nicht entwickeln können. Dagegen ist als erste wirtschaftliche Vereinigung internationaler Luftverkehrskreise die im Jahre 1919 gegründete „Iata" (International Air Traffic Association) zu nennen, der die Luftverkehrsgesellschaften fast aller luftverkehrtreibenden Staaten angehören, darunter auch die Deutsche Lufthansa, wie vor ihr der Deutsche Aero-Lloyd. Das Merkmal der „Iata" ist ihr unpolitischer Charakter, der sie z. B. während der Periode der Beschränkung des deutschen Luftverkehrs durch die „Begriffsbestimmungen" zum Medium der Verständigung zwischen ihren deutschen Mitgliedern und den ehemals feindlichen Staaten England, Frankreich und Belgien werden ließ.

Alle diese Vereinbarungen gehen von der Erwägung aus, daß die Luftschicht oberhalb der Länder in die Jurisdiktion der einzelnen Staaten einzubeziehen ist. Diese Überlegung ist naturgemäß erst im 20. Jahrhundert akut geworden; es steht zu erwarten, daß in der Luftfahrt ähnliche Erörterungen über Anerkennung von Eigentumsrechten und dergleichen auftauchen werden, wie es bei anderen Verkehrsunternehmungen der Fall ist. Das internationale Luftrecht soll nun die Aufgabe erfüllen, die sich so ergebenden Lufthoheitsfragen zu entscheiden und die Lufthoheit der Staaten zu regeln und zu schützen — eine Aufgabe freilich, deren Durchführbarkeit trotz aller Paragraphen recht zweifelhaft erscheint. Wohl hat jeder Staat das Recht, das Überfliegen seines Gebietes zu gestatten oder zu versagen. So hat z. B. Persien dem Gesuche Englands, die indische Linie über persisches Gebiet führen zu dürfen, nicht stattgegeben. Bei der freien Wahl der Höhe — wobei man die vielbesprochene Stratossphäre unberücksichtigt lassen kann

— und der Geschwindigkeit der Fortbewegung in der Luft erscheint es unmöglich, die Durchführung der Vorschriften und Beachtung solcher Verbote, die vom grünen Tisch aus ergehen, in allen Fällen durchzusetzen. Die Arbeit der Juristen auf diesem Gebiet wird z. B. bei der europäischen Vielstaaterei eine problemreiche und nicht sehr aussichtsvolle sein. Vielleicht wird aber gerade diese Schwierigkeit einen engeren europäischen Zusammenschluß fördern. Der Vogel in der Luft ist von alters her das Sinnbild der Freiheit gewesen, und vielleicht ist es dem Verkehr in der Luft, dem Element der Freiheit, vorbehalten, die von den Traditionen des Land- und Seerechts gezogenen Grenzen illusorisch zu machen, innerhalb seines Machtbereichs die Wirtschaft von lastenden Fesseln zu befreien und zwischen den Völkern Europas, ja, der Welt, Brücken zu schlagen, die die Menschheit einen.

Welche Bedeutung die Franzosen zum Beispiel dem kommenden Verkehr zwischen der Alten und der Neuen Welt beimessen und wie einheitlich sie ihre wirtschaftlichen und politischen Kräfte diesem Gedanken dienstbar machen, geht daraus hervor, daß der Präsident der französischen Republik vor etwa einem Jahre während der Verhandlungen des französischen Luftmagnaten Latécoère in Rio über die Verbindung Europa—Südamerika dem brasilianischen Präsidenten drahtlich eine Botschaft sandte, in der er betonte, mit welcher Teilnahme die französische Regierung den Verhandlungen folge. Erst in diesem Monat ist dann der ehemalige französische Luftfahrtminister Pierre-Etienne Flandin nach Rio zur interparlamentarischen Wirtschaftskonferenz entsandt worden, um dort coram publico den Standpunkt der Franzosen in internationalen Luftverkehrsfragen unter besonderer Betonung der Bedeutung einer französisch-südamerikanischen Verbindung darzulegen und für eine entsprechende Konzession zu werben.

Der englische Luftfahrtminister hat vor kurzem ein prächtiges und ein warnendes Bild der Bedeutung des Luftverkehrs für das britische Imperium geprägt: „Let us remember that the Empire was built up on our seafaring trade. The great empires of history only existed so long as their communications were sufficiently rapid for sound administration. It is not too much to say that, if we fail to make full and efficient use of so vital a means of communication, our Empire may fade away into the mists of the past which have blotted out so many other imperial glories."

Lebhafter internationaler Wettbewerb und das geschlossene Auftreten nationaler Kräfte kennzeichnen den augenblicklichen Stand des Weltluftverkehrs. Alle beteiligten Länder stellen erhebliche öffentliche Mittel für diesen Zweck bereit, deren einheitliche Verwendung nach dem Vorbild von England (Imperial Airways) und Deutschland (Lufthansa) überall befürwortet wird. Trotzdem ist kürzlich in Deutschland die Frage aufgeworfen worden, ob die Ausführung des transozeanischen

Luftverkehrs der deutschen Einheitsgesellschaft Lufthansa zu übertragen sei. Vom Standpunkt der Zusammenfassung der Kräfte und der einheitlichen Linienführung erscheint diese Regelung als gegeben. Einen Zwiespalt, wie er früher etwa zwischen Aero-Lloyd und Junkers auf öffentliche Kosten ausgetragen und durch den Zusammenschluß dieser beiden Organisationen zur Deutschen Lufthansa glücklich behoben wurde, jetzt zwischen dieser und etwa den deutschen Schiffahrtsgesellschaften wiederaufleben zu lassen, hieße die Stellung der deutschen Luftfahrt im internationalen Wettbewerb nutzlos schwächen, da es zu einer Zersplitterung führen würde, die dem allgemein anerkannten Leitgedanken „einheitliche Linienführung — Zusammenschluß der Kräfte" diametral zuwiderliefe. Selbstverständlich werden bei diesem „Zusammenschluß der Kräfte", soweit der Transozeanluftverkehr in Frage kommt, die großen, schon an der Lufthansa beteiligten Schiffahrts-Gesellschaften eine ihrer Bedeutung und ihren jahrzehntelangen Überseeerfahrungen entsprechende Rolle spielen.

„Die Luftmacht eines Volkes findet ihre natürliche Einschränkung nur durch die Größe und den Charakter seiner Bevölkerung und die Energie und Voraussicht seiner Regierung. Eine Rasse von Luftfahrern, die von fähigen, weitsichtigen Staatsmännern geleitet und unterstützt wird, kann so sicherlich in Zukunft eine Stellung in der Luftfahrt gewinnen, wie in der Vergangenheit die Seegeltung den Rassen zufiel, die tüchtige Verwalter besaßen und mit dem Meere vertraut waren."

(Lord Thomson: Luftfahrt und Luftmacht, „Nord und Süd" September 1927.)

Die Verteidigung der Weißen gegen die Schwarzen.

Von *André Siegfried,*
Professor der Ecole des Sciences Politiques in Paris.

Der Amerikaner hat vom Engländer einen heiligen Schrecken vor der Ehe zwischen Weißen und Schwarzen ererbt: unter dieser Voraussetzung entsteht dadurch, daß in den Vereinigten Staaten 10½ Millionen Schwarzer leben, ein unlösbares Problem, das selbst die Zuversichtlichsten erzittern läßt. Die Sieger im Sezessionskrieg glaubten, die Negerfrage durch Aufhebung der Sklaverei zu lösen; doch etwas Schlimmeres, der Rassenhaß, hat sie überlebt. Die Sklaverei war dadurch, daß sie eine anerkannte Hierarchie schuf, in gewissem Sinne eine Lösung; heute besteht an ihrer Stelle nur eine gewaltätige Überlagerung der einen Rasse über die andere, die außerhalb jeder Gesetzlichkeit durch Einschüchterung aufrechterhalten wird. Der Norden glaubte seinerzeit, seine Ansicht durchgesetzt zu haben; doch der Süden [1]) hatte das letzte Wort.

Die Zügellosigkeit der „Rekonstruktionszeit", während der die Schwarzen, von den Politikern des Nordens unterstützt, mehrere Südstaaten politisch beherrschten, hat einen tiefen Eindruck zurückgelassen. Die Angst, daß ähnliche furchtbare Zeiten wiederkommen könnten, erklärt gewisse Vorkommnisse oder dient ihnen wenigstens zum Vorwand. War es nicht genug, daß die ehemaligen Herren und Meister alles verloren hatten? War diese äußerste Demütigung, ihre Sklaven von gestern als ihre Regenten von heute über sich zu sehen, nötig gewesen? Die Entstehung des Ku-Klux-Klan im Jahre 1866 war der erste Befreiungsversuch. Bald darauf ergriffen die Weißen auch wieder Besitz von der lokalen Regierung, und eine parteiische Gesetzgebung

[1]) Der Süden umgreift die Staaten von Maryland (Süden), den Osten von Virginien, den Osten von Nordkarolina, Georgien, Alabama, Florida, Mississippi, Louisiana, den Osten von Texas, Arkansas, den Osten von Oklahoma, den Süden von Missouri, den Westen von Kentucky, den Westen von Tennessee. Die Gebirgsgegend der Allaghanies enthält keine schwarze Bevölkerung und gehört aus diesem Grunde nicht zum Süden.

Die Staaten, in denen die Schwarzen mehr als 50 % der Bevölkerung ausmachen, sind Nordkarolina und Mississippi; in Louisiana, Georgien sind es 37½—50 %, in Arkansas, Florida, Nordkarolina und Virginien 25—37½ %, in Texas, Tennessee, Delaware und Maryland 12½—25 %.

brachte die farbige Bevölkerung wieder um die Errungenschaften, die ihnen der Sieg ihrer Beschützer eingetragen hatte und die in Zusätzen zur Bundesverfassung garantiert waren. Die Schwarzen sahen sich in einen Zustand zurückversetzt, der der Hörigkeit nahekam. Die ganze Anstrengung des Südens war darauf gerichtet, so zu handeln, als ob der Krieg nie stattgefunden hätte. Von 1890 an versuchte es der Norden nicht einmal mehr, dagegen aufzutreten.

Wenn man den Leuten vom Süden glauben kann, so ist seitdem die ganze Angelegenheit geregelt; es gibt keine schwarze Frage, oder wenn es eine gibt, so handelt es sich um eine lokale Angelegenheit, die allein der Süden zu behandeln versteht und die den übrigen Teil des Landes nichts angeht. „Die Neger", sagen sie, „gehören zu einer niedrigeren Rasse, der nicht zu helfen, die durch die Sklaverei degeneriert und unerziehbar geworden ist. Man muß sie erbarmungslos auf den untersten Sprossen der Stufenleiter halten, auf dem Platze, den Gott für sie geschaffen hat; es wäre gottlos — ja gottlos — ihren Platz innerhalb der Gesellschaft ändern zu wollen. Auf der Stufe, wo er sich befindet, kann der Schwarze der Gesellschaft nützlich sein, und wenn er ohne Hintergedanken sich damit einverstanden erklärt, für immer dort zu bleiben, geben wir gerne zu, daß er als Individuum sympathisch sein mag und wir ihn im Grunde ganz gerne mögen. Mehr als ein Jahrhundert haben wir mit ihm gelebt und dabei gelernt, ihn zu verstehen. Wir wissen mit ihm zu reden, ihn zum Arbeiten zu bringen, mit ihm zu scherzen, ohne den Abstand zu verlieren. Wir wissen ihn wie ein Kind zu behandeln, das er im Grunde ist, ihn zu schützen, wie es unsere Pflicht ist. So genommen, ist er lenkbar; läßt man ihm aber seinen Willen, so ist er nichts als ein gefährliches Tier, das wir nicht zu zähmen wüßten. Denn, achtet darauf: es handelt sich hier weder um Gefühl, noch um Moral, noch Recht, sondern einfach um das Prestige, d. h. um die Existenz der weißen Rasse. Der Süden ist ein *„white man's country"* und wird es bleiben; eher würden wir zur Brandfackel und Handgranate greifen, als das Gegenteil dulden. Alle diejenigen, die aus dem Norden herkommen und die farbige Bevölkerung aufregen, indem sie ihr von ihren Rechten und Würden vorschwatzen, kennen und lieben sie nicht und sind sich der Tragweite ihres Handelns gar nicht bewußt. Wenn man uns nur auf unsere Weise gewähren lassen wollte; wir wissen, was zweckmäßig und gut ist. Es wäre uns wirklich lieb, wenn niemand sich in unsere Angelegenheiten zu mischen suchte."

Diese hundertmal gehörte Auffassung verrät deutlich, was dem Gedankengang des Südlers zugrunde liegt. Sie zeugt von der egoistischen Herzlichkeit, die mit den väterlichen Gefühlen eines Sklavenhalters gemischt ist, der niemals zugeben wird, daß sein Diener seinesgleichen werde, und der rasende Eifersucht zeigte, wenn der Untergebene Miene

machen wollte, emporzusteigen. Jedes Mittel: Gewalt, Massenmord und selbst die Folter, ist gut genug, um ihn, wenn es darauf ankommt, auf seinen Platz zurückzuzwingen. Wir können diese Einstellung verstehen, wenn wir an die freundschaftlichen Gefühle denken, die wir für einen Hund zu hegen vermögen, und an das Entsetzen, wenn er eines Tages den Anspruch erheben würde, uns gleichgestellt zu sein! In der phantastischen Geschichte von H. G. Wells „Die Insel des Dr. Moreau" verwandelt ein Gelehrter Tiere in Halbmenschen; sobald sie volle Menschenrechte beanspruchen, bringt man sie um, und zwar alle. Das ist die Negerfrage.

Die Schwarzen werden zurzeit unter dem Daumen gehalten. Zunächst sind ihnen alle politischen Rechte versagt. Nach dem 15. Zusatz zur Bundesverfassung, der am 30. März 1870 ratifiziert wurde, „wird das Stimmrecht der Bürger der Vereinigten Staaten weder unter dem Vorwand der Rasse, noch der Farbe, noch der früheren Hörigkeit durch die Vereinigten Staaten oder einen Einzelstaat unterdrückt, noch eingeschränkt werden". Die Südstaaten haben sich um die Durchführung des Verfassungsartikels, der gegen ihren Willen zustande gekommen, nie gekümmert. Seit 1890 bestehen im Süden Gesetze, die die Schwarzen, ohne sie zu nennen, vom Stimmrecht ausschließen, sei es durch die Einführung der Zensurwahl oder eines Examens über die Bundesverfassung, wobei von den Wählern eine „vernünftige Auslegung", die der Schwarze zu geben niemals imstande sein wird, verlangt wird. Die sogenannte „Großvaterklausel" beläßt sogar den armen Weißen und Analphabeten ganz automatisch das Stimmrecht, sofern es sich um ausgediente Soldaten oder um Söhne oder Enkel von Leuten handelt, die im Jahre 1867 stimmberechtigt waren. Der Betrug ist offensichtlich; er verletzt den Geist der Bundesverfassung, doch der Norden drückt die Augen zu: Widerstand könnte einen neuen Krieg bedeuten. Wenn zufälligerweise einige Neger durch die Maschen des Netzes schlüpfen, so sollen sie sich wohl hüten, zur Urne zu gehen; mit Knüppeln würden sie davon ferngehalten; sie würden ihr Leben riskieren. In den östlichen Grenzstaaten, Virginien und Nord-Karolina ist man etwas weniger hart, doch sonst wird im gesamten Süden sozusagen die ganze Negerbevölkerung als Parias behandelt. Kein Neger befindet sich in einer öffentlichen Verwaltung, kein einziger erhält je durch Abstimmung ein öffentliches Amt. Wenn durch eine wirklich äußerst seltene Ausnahme irgendeine Beamtenstelle, z. B. in der Zollverwaltung, einem Schwarzen zufällt, so geschieht dies einzig und allein durch Bundeseinfluß. An Ort und Stelle bilden die Weißen gegen die Farbigen eine geschlossene, ungebrochene Front. Darüber muß man sich klar sein: die Gesellschaftsordnung im Süden beruht nicht auf Gesetz, sondern auf Gewalt.

Die Zusätze zur Bundesverfassung, die nach dem Sezessionskrieg angenommen wurden, beabsichtigen nicht, allen Unterschied zwischen

den Rassen aufzuheben, sondern nur die unterschiedliche Behandlung zu beseitigen. Doch gerade hier hat die Gesetzgebung des Südens nicht nur den Unterschied, sondern auch die unterschiedliche Behandlung der Rassen bestätigt. Auf Grund von streng gehandhabten Gesetzen (den *Jim Crow laws*) sind die Neger gehalten, in besonderen Eisenbahnwagen zu reisen und sich nur ins hintere Abteil eines Tramwagens zu setzen. Der unversöhnliche Gegensatz, der einer solchen Gesetzgebung zugrunde liegt, geht noch weiter; in gewissen Städten sind gewisse Quartiere für die Weißen reserviert, und kein Neger kann dort eine Wohnung mieten oder ein Haus kaufen. Es gibt auch ganze Grafschaften, die den Farbigen verboten sind und wo kein Zug sie absetzen darf. Ist es nicht etwas umständlich und überflüssig, solche Bestimmungen gesetzlich festzulegen? Die Weißen — es handelt sich immer um dieselbe außerhalb jeder Gesetzlichkeit stehende Gewaltherrschaft der Rasse — haben es auf sich genommen, wo es auch sein mag, über die Durchführung dieser Gesetze zu wachen. Es kam vor, daß ein Neger, der sich herausnahm, sich in den für die Weißen reservierten Teil des Saales eines Theaters zu setzen, von einer wutentbrannten Menge gelyncht wurde. Solche Maßnahmen, die eigentlich an seuchenpolizeiliche Vorschriften erinnern, erstrecken sich bis in die Kirchen, die streng nach den Rassen getrennt sind. Im Süden ist die große Mehrzahl der Schwarzen, wie der Weißen, methodistisch oder baptistisch, doch würden sie sich nie zu gemeinsamem Gebet versammeln. Die beabsichtigte Demütigung der Schwarzen erstreckt sich bis auf die nichtigsten Kleinigkeiten des Alltags. Ein Neger, wer er auch sein mag, muß immer den Diensteingang benützen; kein weißer Hausdiener würde sich dazu hergeben, ihn durch eine andere Türe eintreten zu lassen. Nie redet man ihn mit „Herr" an, selbst wenn er Bischof oder Arzt ist, sondern immer mit „John" oder „Joseph". Bemüht man sich, höflich zu sein, so tituliert man ihn allerhöchstens „Professor", ein Titel, dem im Englischen mitunter der ironische Beigeschmack nicht fehlt.

Gegen diese Schikanen, von denen einige Verfolgungsmaßnahmen verzweifelt ähnlich sehen, kann sich der Schwarze nicht wehren, einmal, weil er keine politischen Vertreter hat und man ihn gar nicht anhört, dann aber auch, weil es für ihn gar keine Gerechtigkeit gibt. Vor Gericht sind die beiden Rassen nicht gleichberechtigt; die Aussagen des Weißen werden als wahrheitsgetreu angenommen, wenn nicht das Gegenteil bewiesen ist; der Farbige muß schon zehnmal mehr recht haben, ehe er obsiegen kann. Die Verwaltung im Süden begeht Ungerechtigkeiten am heiter hellen Tage und versucht nicht einmal, sie zu vertuschen. So wird der Schulunterricht für die schwarze Bevölkerung mit Absicht auf einer niedrigen Stufe gehalten. In Südkarolina, wo die Neger 51% der Bevölkerung ausmachen, werden nur 11% des Schulbudgets für die Schwarzen verausgabt; sie dürfen keinen

Fortschritt machen, denn man benötigt sie zur Verrichtung der niedrigen Arbeiten. Ebenso sind sie die Stiefkinder der Stadtverwaltungen; den Schwarzen sind die ungesunden und schlecht unterhaltenen Quartiere zugewiesen, und alle Kredite werden zunächst zugunsten der Weißen verwendet. Eine Straße, die der privilegierten Rasse reserviert ist, wird gereinigt, hat Bürgersteige, laufendes Wasser und Straßenbeleuchtung; zweihundert Schritte weiter ist eine Negerstraße ohne Kanalisation, mit offenen Kloaken und halbzerfallenen Häusern, und am Abend ist sie in vollständiges Dunkel gehüllt. In den Städten des Südens betrug die Sterblichkeitsziffer der Weißen 12,1 per Tausend, diejenige der Schwarzen 20,5 per Tausend. Wie oft habe ich nicht über diese Zahlen hohnlächelnd kommentieren hören: „Auszehrung und Lungenentzündung bilden vielleicht die Lösung des Problems; ohne sie würde es von dem schwarzen Gesindel wimmeln".

Gegenüber den ungebildeten, wehrlosen Opfern, die von keinem Gesetz wirksam geschützt werden, ist die Straflosigkeit desjenigen, der sie mißhandelt, beinahe garantiert. Noch vor ganz kurzer Zeit war auf den großen Gütern des Südens die schamlose Ausnützung des kleinen farbigen Farmers oder Pächters gang und gebe: man täuschte den Neger über das genaue Ausmaß seines Gehöftes. Hatte man sich auf Naturalgaben geeinigt, so wurde die Kontrolle des Pächters dadurch illusorisch gemacht, daß man ihm die Zahlen einfach aufzwang und eine Liquidation unendlich hinausschob, ohne daß der Schwarze sich dagegen irgendwie hätte zur Wehr setzen können. Das ist nun etwas besser geworden, seitdem durch den Krieg auch mancher schwarze Grundeigentümer wohlhabend wurde, insbesondere aber, seitdem die Massenauswanderung der Schwarzen nach den Städten des Nordens die Arbeitgeber im Süden etwas zum Nachdenken veranlaßt hat. Immerhin — ganz allgemein gesprochen — kämpft der Schwarze im Wirtschaftsleben einen Kampf mit ungleichen Waffen. Es würde nicht genügen, wenn er das Wohlwollen seiner Arbeitgeber für seine Sache gewänne; er müßte vor allem — und hier steckt vielleicht der gefährlichste Giftstoff — über die zügellose Eifersucht der nie verschwindenden Klasse von „armen Weißen" triumphieren.

In tropischen Kolonien unterstehen farbige Arbeiter einem weißen Aufseher, was dort sozusagen begrifflich zum Wesen der Produktion gehört. In einer „Siedlungskolonie" hingegen, wo die ganze Bevölkerung als gleichartig vorausgesetzt wird, schafft eine farbige Bevölkerungsmasse ungesunde Verhältnisse; im Wettkampf mit einer Rasse, die bescheidenere, geringere Lebensbedürfnisse hat als er selber, sieht sich der weiße Arbeiter in seiner Lebenshaltung auf das Niveau seines Konkurrenten herabgedrückt. Auf diese Weise hat die Sklavenwirtschaft im Süden einen Bodensatz von „armen Weißen" hinterlassen, die — weil sie landlos waren — einerseits nicht zur Herrenklasse aufsteigen

konnten und andererseits nach unten durch Sklavenarbeit sich überflüssig gemacht sahen. Ihre Nachkommen, vom ethnischen Gesichtspunkt aus vielleicht die reinsten Amerikaner, führen ein sehr bescheidenes, ja armseliges Leben; es sind physisch minderwertige, vom Klima, der Malaria und von Parasiten geschwächte Leute, die, ihren eigenen Aufgaben nie gewachsen, ein Arbeiterreservoir darstellen, aus dem die Arbeitgeber nach Bedarf schöpfen können.

Man behauptet oft, daß im Süden die grobe Arbeit durch Neger verrichtet werde und die qualifizierten, handwerklichen Berufe der höheren Rasse vorbehalten seien. Würde das ohne Ausnahme zutreffen, so gäbe es zwischen den Rassen weniger peinliche Berührungspunkte und weniger Reibereien. Doch in Tat und Wahrheit bewerben sich viele Weiße um niedrige Arbeit, während sich umgekehrt immer mehr Neger an Berufe heranmachen, die gewisse handwerkliche Fähigkeiten voraussetzen. Es ist nicht von seiten der Arbeitgeber, daß gegen diesen Ehrgeiz Einwände laut werden, denn farbige Arbeiter kosten weniger und gehorchen besser. Es sind vor allem die weißen Arbeiter, die an der Rassengrenze leben und von der dauernden Furcht erfüllt sind, auf ein niedrigeres Niveau herabgedrückt und schließlich dem Farbigen gleichgestellt zu werden, die Einspruch erheben. Wenn auch die guten Familien den früheren Sklaven in Erinnerung an vergangene Zeiten wohlgesinnt sind, so sieht der „arme Weiße" im Neger nur den rücksichtslosen Konkurrenten, der ihm seinen *job* wegzunehmen und ihn zu degradieren sucht; sein von Furcht geschürter Haß kennt keine Gnade und keine Reue. Man hat den Süden nicht verstanden, wenn man sich darüber nicht Rechenschaft gegeben hat, daß der Negerhaß um so heftiger wird, je tiefer man auf der sozialen Stufenleiter heruntersteigt.

Die herrschende Klasse macht sich diesen Zwiespalt zu Nutzen. Mit Hilfe des „armen Weißen" hat sie dem Schwarzen das Stimmrecht weggenommen; andererseits spielt sie mit der Drohung, den Schwarzen als billigere Arbeitskraft anzustellen, den Farbigen gegen den Weißen aus. Ein Streik ist fast unmöglich. Es ist ausgeschlossen, daß sich die Lohnarbeiter in gemischten Gewerkschaften zusammenschließen. Die *American Federation of Labour* kann wohl von Washington aus ein derartiges Vorgehen empfehlen, aber die örtlichen Gewerkschaften wollen davon nichts wissen. Streikbrecher sind daher immer zur Hand. So findet sich der weiße Arbeiter, vor allem aus Angst, mit dem verachteten, niedrigstehenden Nigger auf eine Stufe gestellt zu werden, mit dem Schicksal der weißen Rasse, deren Verteidigung bei ihm allen anderen Rücksichten vorangeht, aufs engste verknüpft. Schlechter bezahlt als im Norden, durch die bestehende soziale Gesetzgebung in den Werkstätten mangelhaft geschützt, besitzt der „arme Weiße" wenigstens die eine schmeichelhafte Genugtuung, sich als Mitglied einer Aristokratie zu fühlen; was nicht zu gering anzuschlagen ist.

Wie verwickelt auch die Gründe sein mögen, die der Feindschaft gegen die Schwarzen zugrunde liegen, es kommt schließlich immer auf die physische Verteidigung der Rasse heraus; da ist des Pudels Kern! Jede Diskussion über die Neger verrät eine Art von Sexualfurcht, die überall steckt und unerbittlich alles, bis in die kleinsten Gedankengänge und Empfindungen hinein, beherrscht. Es ist eine unbestimmte physische Furcht vor der umgebenden farbigen Bevölkerung, die besonders in den Dörfern, wo die Schwarzen in der Überzahl sind und gleichsam alles überfluten, stark ist. Es ist die sinnverwirrende Furcht vor der barbarischen und bestialischen Vergangenheit, die plötzlich durch einen Vergewaltigungsversuch wieder zutage treten kann. Wer am Abend ausgeht und seine Frau allein zu Hause läßt, fühlt sich nie ganz sicher. Auf die Länge wird dies zur fixen Idee, über die man sich nicht mehr Rechenschaft gibt, zu einer Art Hysterie und Raserei, die zu den schlimmsten Greueln führen kann. Man versteht deshalb, daß, wenn wirklich einmal eine Vergewaltigung vorkommt, ja wenn nur der bloße Verdacht einer solchen besteht, die unterdrückten Gefühle sich Luft machen und leidenschaftliche Rache an Stelle der Gesetzlichkeit tritt. Ohne Verzug muß ein Exempel statuiert werden, und die aufgeregte Menge findet keine Ruhe, bevor nicht Blut geflossen ist, wobei sie auch vor scheußlicher, spitzfindiger Grausamkeit nicht zurückschreckt. Die besten Elemente der Bevölkerung sind manchmal anwesend, Leute aus der guten Gesellschaft, Beamte, selbst Richter. Sie haben mir selbst gesagt, daß sie ein solches Vorgehen billigen und sich nicht davor verbergen. Darum vielleicht schwebt in diesem romantischen Lande etwas so Beunruhigendes, Verwirrendes, Barbarisches in der Luft. Diese Aristokraten mit vollendeten Manieren, die sich herzlich mit uns unterhalten, sind möglicherweise Mörder. Es ist nicht ausgeschlossen, daß sie sich in der vorhergehenden Nacht zu Hunderten in einem Forst zusammengefunden haben, um einen Menschen umzubringen, und tausend andere, die wir vielleicht kennen und denen wir sicher begegnet sind, ihre Helfershelfer waren. Texas, Georgien und Nord-Karolina sind äußerlich zivilisierte Staaten des 20. Jahrhunderts, aber trotzdem gehören sie zu den Ländern, in denen das Progrom zu Hause ist.

„Wir verteidigen auf diese Weise die Front der weißen Rasse", sagen sie im Süden; „uns haben es die Vereinigten Staaten zu verdanken, wenn sie kein zweites Brasilien geworden sind". Ihre ganze Anstrengung geht darauf aus, Ehen zwischen den beiden Rassen zu verhindern und vor allem die weiße Frau zu schützen: in allen Südstaaten und noch in einigen anderen verbietet das Gesetz *misgeneration* (und zwar genügt ein schwarzer Urahne, um das Verbot wirksam werden zu lassen). Die außereheliche Verbindung einer Weißen mit einem Schwarzen ist fast ebenso unmöglich. Hier greifen weder Staatsanwalt noch Polizei ein, sondern der Ku-Klux-Klan oder eine andere geheime

Organisation sorgt dafür, daß sie sich trennen oder von der Bildfläche verschwinden. Wenn sie nicht gehorchen, so steht ihr Leben in Gefahr; und die Mörder gehen immer ungestraft aus. Die weiße Frau ist also wirksam geschützt, die Negerin dagegen ist vogelfrei. Um sich zu überzeugen, daß trotz allem die Mischung der beiden Rassen weitergeht, genügt es, den pechschwarzen afrikanischen Neger mit dem soziologischen amerikanischen Neger zu vergleichen, dessen Hautfarbe in gut einem Drittel der Fälle heller ist. Einst war es üblich, daß sich die Herren Maîtressen unter ihren Sklavinnen aussuchten; heutzutage unterhalten zahlreiche Angehörige des Mittelstandes farbige Frauen, mit denen sie Kinder haben. Wenn die weiße Rasse behauptet, vor der farbigen einen physischen Abscheu zu empfinden, so ist das einfach nicht wahr. Ganz im Gegenteil: die unheimliche Anziehungskraft der schwarzen Frau ist eine der verwirrendsten Erscheinungen des Südens, ein beunruhigendes Rätsel, das alle diejenigen tief demütigt, die an die damit verbundene biologische und moralische Gefahr denken.

Aus diesem Nessusgewande kann sich der Süden nicht befreien; der Preis, den er für sein mit Gewalttat und Mißbrauch durchwirktes Dasein bezahlt, ist furchtbar. Der materielle Schaden des Sezessionskrieges ist vergessen, Reichtum und Wohlstand sind wieder eingekehrt; doch intellektuell und moralisch ist er ein Bild völliger Unfruchtbarkeit. Alles, sogar die Religion ist vergiftet. Das alte Vorrecht des Sklavenhalters über die Sklavin besteht immer noch und liefert die schwarze Frau wehrlos den Launen des Weißen aus, ohne daß dieser irgendeine Verantwortung auf sich nähme oder auch nur an Verantwortung dächte. Vielleicht bietet sein Opfer nicht immer Widerstand; doch auf der Straße und in Läden ist selbst die gebildetste farbige Frau Gegenstand der beleidigendsten Anrempelungen; nur unter Lebensgefahr könnte ihr Mann die Hand zu ihrer Verteidigung erheben. Was die weiße Rasse in diesem Spiel verloren hat, ist das Gefühl und die Achtung vor der Gesetzlichkeit: alles ist ihr erlaubt, auch das Verbrechen. Selbst die Religion legt ihr keine Zurückhaltung mehr auf; denn nachdem die Kirchen selber die gleichen Unterschiede machen, sagt dem Christen sein Gewissen gar nicht mehr, daß er im Unrecht ist.

Die Neger haben sich, wenigstens im Süden, den für sie geschaffenen Lebensbedingungen passiv angepaßt; ihre Haltung ist im allgemeinen parasitär; sie richten sich nach den Weißen, die sie als ihre Herren und Meister ansehen. Das Wort *boss*, mit dem sie die Weißen oft bezeichnen, ist der Ausdruck der instinktiven Anerkennung ethnischer Rangstufen. Unter dem gleichen Gesichtswinkel unterscheiden die Neger unter sich verschiedene soziale Schichten. Erbliche Hörigkeit wird als erniedrigend angesehen; in Charleston und Richmond gibt es Klans, die ursprünglich von den Antillen kamen und deren Vorfahren frei waren; sie mischen sich nicht mit den anderen. Infolge

eines Snobismus, wie er sich ähnlich auch bei der Dienerschaft großer englischer Häuser findet, wird man höher eingeschätzt, wenn man von Sklaven abstammt, die einst großen Pflanzerfamilien gehört hatten. Es ist deshalb auch nicht verwunderlich, daß eine hellere Hautfarbe selbst unter den Negern mehr geschätzt wird. Sie machen Farbenabstufungen, die uns entgehen und unterscheiden: schwarz, braun, dunkelbraun, gelb, rotbraun, dunkelgelb, schwarzbraun, schokoladefarbig, ingwerfarbig, hell, hellbraun, rot, rosarot, lohfarbig, oliven- und kupferfarbig, blau, crème, hellschwarz, pechschwarz, bronziert, bananenfarbig.

Die helleren Gesichtsfarben finden sich häufiger bei den Negern der liberalen Berufsarten, häufiger in Nord-Karolina und Virginien als im äußersten Süden. Man hat beobachtet, daß in einer eleganten schwarzen Kirche die ersten Reihen für die hellhäutigsten Gemeindeglieder reserviert sind. Dagegen flößt der ausgesprochene Schwarze in Volkskreisen größeres Vertrauen ein, und gewiß kommt eine dunkle Hautfarbe dem Pastor einer baptistischen Gemeinde der niedrigeren Klasse nur zugute, weil so jeder ethnische Verrat unmöglich ist. Es gibt in der Tat Farbige mit so bleicher Hautfarbe, daß man sich täuschen kann und sie unter der höheren Rasse unerkannt „passieren", wie der geheiligte Ausdruck lautet, und sich darin verlieren.

Eine demütige Haltung, von der sich erst eine Elite zu befreien angefangen hat, charakterisiert im Süden die überwiegend große Mehrzahl der Neger. Sie sind lenkbar, passiv und fügen sich in ihre Abhängigkeit; eine Spartakusrevolte ist das Letzte, was zu befürchten ist. Ihre Anstrengungen sind eher auf Anpassung gerichtet. Die besonderen Umstände haben bei ihnen eine außerordentliche Menschenkenntnis entwickelt, und sie wissen sofort, was man aus jedem herausholen kann. Sie unterscheiden bei der anderen Rasse genau zwischen den verschiedenen Gesellschaftsstufen. Ihre Verachtung für den „armen Weißen" ist grenzenlos, doch gegenüber den Reichen nehmen sie gewandt diejenige Haltung ein, die sie gern gesehen macht. Innerhalb dieser Grenzen, d. h. wenn sie an ihrem Platz bleiben und sozusagen bereit sind, ihre dauernde Inferiorität urkundlich zu besiegeln, anerkennt sie der Süden als zur Familie gehörig und betrachtet sie eigentlich als amerikanischer als die Juden von New York oder die Italiener von Boston. Wenn die Schwarzen jedoch auf der sozialen Leiter aufsteigen wollen, dann gelten sie als gefährliche Tiere. Im Grunde fürchtet man sich vor ihrem kulturellen Fortschritt mehr als vor ihrer Gewalttätigkeit.

Wäre die schwarze Frage auf ein einziges Gebiet beschränkt, das wie ein verseuchter Bezirk gesundheitspolizeilich sich hermetisch abschließen ließe, so könnte sie vielleicht zur Ruhe kommen. Doch hat die vor kurzem eingesetzte Abwanderung der Schwarzen — ein Ereignis von fundamentaler Bedeutung — jede Isolierung unmöglich gemacht, indem heute nämlich ein namhafter Teil der Negerbevölkerung

nunmehr auch im Norden ihren Wohnsitz hat. Im Jahre 1917 herrschte infolge der Mobilisation in der Industrie Mangel an ungelernten Arbeitern. Angezogen durch die hohen Saläre, durch die gesellschaftliche Besserstellung, die sie zu finden hofften, stark entmutigt vor allem in bezug auf die Zukunftsaussichten im Süden, verließen die Schwarzen in Massen ihre Heimatstaaten. Neger aus den atlantischen Küstenstaaten, schon einigermaßen poliert, begaben sich nach Philadelphia, New York und Boston. Eine andere Strömung führte die primitiveren Schwarzen des Mississippitales nach St. Louis, Chicago und anderen industriellen Großstädten des Mittelwestens. In zwei Hauptwellen, von 1916—1920 und 1922—1924, sind 600 000—700 000 Neger oder vielleicht noch mehr nach dem Norden ausgewandert, so daß sich in den Nordstaaten mehr als 1½ Millionen Schwarze befinden, wovon mehr als 250 000 in Harlem, einem Quartier von New York, und mehr als 150 000 in Chicago. Ein abgerackerter Arbeiter, der auf einer Pflanzung im Mississippital 1—3 Dollar am Tag erhält, verdient im Industriegebiet der großen Seen häufig 8—10 Dollar. Er kennt materiellen Wohlstand. Doch ist deshalb das ethnische Problem gelöst?

Der Norden, der die Neger befreite, hatte ihnen in seiner Gesamtheit immer Wohlwollen entgegengebracht, einmal aus Prinzip und dann vielleicht auch, weil er nicht in direkter Berührung mit ihnen stand. Ihre plötzliche Ankunft in allzu massigen Dosen mußte notwendigerweise eine Krisis heraufbeschwören. In Chicago z. B. überfüllten die Neuangekommenen zunächst diejenigen Straßenzüge, die vorher schon von Farbigen bewohnt waren; sie griffen dann auf die benachbarten Quartiere über. Die Invasion war friedlich, doch wirkungsvoll; gewisse Häuser, die bis dahin von Weißen bewohnt gewesen waren, sahen sich eines schönen Tages von Schwarzen umgeben, umzingelt; von Widerwillen erfüllt, beharrten die Weißen nicht auf ihrem Recht und machten Platz. Heute wird ein gewaltiges, zwischen den Schlachthäusern und dem Michigan gelegenes Quartier fast ausschließlich von einer farbigen Bevölkerung bewohnt. In gewissen Straßen machen die Neger 90 % der Bevölkerung aus. Überall, in von Schmutz starrenden Häusern, in komfortablen Wohngebäuden, in Palästen ehemaliger nouveaux riches wimmelt es von ihnen; in allen Türen, an allen Fenstern, auf allen Veranden. Der gleiche Druck macht sich auch in den Fabriken fühlbar. Als die Armee aus Europa zurückkehrte, waren zahlreiche Stellen von den dunkelhäutigen Eindringlingen gekapert. Die Arbeitgeber, von denen manche in den Schwarzen bequeme Streikbrecher erblickten, ließen sie nicht nur zu groben, sondern auch zu qualifizierten Arbeiten zu. Der Widerstand gegen sie ging zunächst von den Vorarbeitern aus, von denen viele sie aus Eifersucht systematisch wieder zu niedriger Arbeit zurückdrängten. Doch der bitterste Groll ist bei den Arbeitern, und zwar besonders bei den ungelernten von fremder Herkunft, vor-

handen. Gegen den Schwarzen bilden sich stillschweigend und automatisch Koalitionen. Nur ausnahmsweise wird er von den Gewerkschaften aufgenommen, im allgemeinen aber boykottiert. Das ganze Leben der Arbeiter ist vom Rassenhaß angesteckt, nicht ohne Vorteil für die Arbeitgeber, da dadurch die Einheit der Gewerkschaften in Frage gestellt ist.

So hat sich rasch eine Atmosphäre herausgebildet, in der ein Rassenkrieg unvermeidlich ist. Eine einfache Mitteilung unter der Rubrik „Vermischte Nachrichten" hat ihn im Jahre 1919 offen ausbrechen lassen. Ein Schwarzer war von einem Weißen ermordet worden, und die Polizei hatte sich geweigert, den Schuldigen zu verhaften. Während einiger Tage herrschte eine wahre Schreckensherrschaft; ein zügelloser Pöbel hatte sich einiger Quartiere bemächtigt und unter Zuständen, die an Progrome erinnern, die Schwarzen massakriert. Der Friede ist anscheinend wieder eingekehrt; doch die Erinnerung lebt als Schreckgespenst weiter und Attentate sind häufig. Ständig droht eine neue Krise. Das tödliche Gift des Südens ist hierher vorgedrungen.

Das ist um so beunruhigender, als die Nordstaaten den Negern zivilrechtliche Gleichheit eingeräumt haben: die Neger stimmen, haben ihre Vertreter in den Gemeindebehörden, ihre Kinder gehen mit allen anderen in die Schule, selbst die gemischte Ehe ist ihnen von Gesetzeswegen nicht untersagt . . . Was bleibt da eigentlich noch zu tun übrig, damit das Problem als gelöst betrachtet werden kann? Gesetzlich wenig, tatsächlich aber noch fast alles von dem Augenblick an, wo eine Quarantäne besteht, die den farbigen Menschen ohne Ausnahme von jedem gesellschaftlichen Kontakt mit Weißen ausschließt. Gestehen wir es uns nur ein: infolge der neuen Erfahrungen des Nordens ist die Hoffnung auf eine nahe Lösung hinausgeschoben worden. Der Norden, obschon theoretisch gut eingestellt, ist im Begriff, sein altgewohntes Wohlwollen zu verlieren, seitdem es sich für ihn nicht mehr um bloße theoretische Stellungnahme oder andern zu erteilende Ratschläge, sondern wohl oder übel um täglichen Kontakt mit den Schwarzen handelt; der Neger seinerseits erträgt schwer, durch das Leben in der Stadt zivilisierter geworden, den Ostrazismus, dem er sich ausgesetzt sieht. So nimmt im Norden die Feindschaft eine dem Süden fremde Bitterkeit und Härte an, denn keine ererbte Sentimentalität hilft sie hier verringern.

Der Neger der Großstädte des Nordens ist nicht mehr der sagenhafte „gute Nigger" voller Demut und Ergebenheit. Im Wirtschaftskampfe hat er im allgemeinen nicht schecht abgeschnitten. In der Fabrik bezieht er hohe Löhne; er besitzt seine eigenen Zeitungen, Banken, Theater. Die Elite der Schwarzen umfaßt Rechtsanwälte, Ärzte, Schriftsteller und Künstler, die ein lebendiger Beweis dafür sind,

daß die Rasse kulturellen Fortschrittes fähig ist. Was wollen denn diese Arrivisten, deren Großeltern einen solchen Aufstieg sich nicht einmal hätten träumen lassen, noch mehr? Was sie im Grunde ersehnen — und darin, daß sie sich über die Unerfüllbarkeit ihres Wunsches wohl kaum Rechenschaft geben, liegt die Tragik — ist, mit der zivilen Gleichberechtigung, auch die volle soziale Gleichstellung mit den Weißen oder zum mindesten die theoretische Anerkennung ihrer sozialen Gleichberechtigung zu erhalten. „Sind wir denn keine Menschen", sagen die besten unter ihnen, die sich ihres Wertes wohl bewußt sind, „daß man uns behandelt, als ob wir Parias oder Seuchenträger wären, oder noch schlimmer, als ob wir gar nicht existierten?" Das ist es gerade, was der Süden vor allem fürchtet, nämlich eine Forderung, die auf sozialer Rangstellung oder auf einem Schein von sozialer Rangstellung basiert ist.

Von nun an gibt es also zwei Negerfragen: diejenige des Südens und diejenige des Nordens. Die Entwicklung im Norden wirkt auf den Süden zurück, denn durch den Krieg sind die Horizonte erweitert worden. Der Farbige, der in New York gelebt hat, besonders aber derjenige, der mit der Armee nach Europa gekommen war, läßt sich die herkömmlichen Schikanen kaum mehr gefallen. Das bedeutet, daß die Negerfrage, die noch keiner zu lösen vorgegeben hat, in eine neue Phase getreten ist.

Die erste, große, schwarze Emanzipationsbestrebung, die von Booker T. Washington, der gegen das Ende des vergangenen Jahrhunderts das *Tuskegee Institute* gegründet hatte, ausging, ist opportunistisch geblieben. Unterstützt von den reichen Weißen des Ostens, strebte er darnach, den Seinigen dadurch, daß er sie Gewerbe erlernen ließ, berufliche Würde zu geben. Die Negerelite des Südens mit ihren methodistischen Bischöfen, ihren Erziehern und der bemerkenswerte Generalstab von Tuskegee setzen seine Politik fort; doch die eifrigsten Elemente der Intelligenz, besonders im Norden, begnügten sich nicht mehr mit dieser friedlichen Zusammenarbeit. Wenn sie es sich auf der einen Seite angelegen sein lassen, in der *„Urban League"* oder im *„Messenger"* die materiellen Interessen ihrer nach den Städten ausgewanderten Brüder zu verteidigen, so halten sie auf der anderen Seite in der *„Crisis"* oder der *„Opportunity"* das Rassenbewußtsein hoch und preisen die künstlerischen und intellektuellen Fähigkeiten ihrer Rasse, Fähigkeiten, die von Leuten, denen die Entwicklung der Schwarzen ein Dorn im Auge ist, wütend in Abrede gestellt werden. Der erfolgreiche farbige Schriftsteller W. E. Burghardt du Bois vertritt die Meinung, daß der Schwarze alles, was der Weisse tut, zu tun imstande ist, und fordert rückhaltlose soziale Gleichstellung. Wenn man auch die halb-messianistische Bewegung des Agitators Garvey zugunsten einer Rückkehr nach Afrika nicht ernst nehmen muß, so darf

doch nicht übersehen werden, daß im Schoße der schwarzen amerikanischen Elite das Gefühl der Zusammengehörigkeit der Neger in der ganzen Welt im Wachsen ist. In ihren Kreisen gilt derjenige, der „passiert", als ein Verräter; die Frau, die einen Weißen heiratet, ist ungern gesehen; diejenige, die seine Maitresse wird, ist deklassiert. New York ist unbestreitbar das Zentrum dieser fortschrittlichen Negerideen; doch selbst der Süden entwickelt sich, sei es, daß Einflüsse von außen auf ihn zurückwirken, sei es, daß er sich selber wandelt. Der wohlhabende Schwarze, der bei der lokalen Bank wegen seines Kredites angesehen ist und sich materiell sehr viel besser stellt als der „arme Weiße", bildet in den Gegenden des *Cotton belt* einen neuen Faktor, den man nicht außer acht lassen darf; er ist zu einem einflußreichen *leader* geworden. Doch in welchem Sinne er, der weder die Bildung noch die vorzüglichen Qualitäten der schwarzen methodistischen oder baptistischen Dorfpfarrer besitzt, auf die Massen wirken wird, das ist ein noch ungelöstes Rätsel. Zwischen dem fortgeschrittenen Neger in Harlem und dem gewalttätigen Riesen auf den Plantagen im Mississippital besteht ein großer Unterschied: die Lösung der Negerfrage an den beiden Orten kann nicht die gleiche sein.

Auf die schwarzen Emanzipationsversuche haben die Weißen verschieden geantwortet. Im Norden hat man den Neger nicht gehaßt; man ist ihm vielmehr wegen der Wohltat, die man ihm durch seine Befreiung hat erweisen können, dankbar gewesen; bis vor kurzem hat man ihn kaum gesehen, und sich mit ihm zu befassen, war fast wie Missionsarbeit, die weit weg im Süden geschah. Seitdem der Schwarze aber nähergerückt ist, hat das Problem eine ganz andere Bedeutung bekommen, und es braucht großen moralischen Mutes, um ihm, wie es die protestantischen Kirchen getan haben, offen ins Gesicht zu sehen.

Die Führer der Y. M. C. A., der Y. W. C. A., die *Federation of Churches of Christ* und die *Christian Students Federation* scheuen sich nicht, ohne auszukneifen, die Negerfrage rein vom Standpunkt des christlichen Gewissens aus ins Auge zu fassen. Der Versuch ist weitherzig und an der Quelle frei von fremder Beimischung; im Augenblick aber, wo man mit den Forderungen des Alltags zusammentrifft, ist man zu tausend Kompromissen gezwungen. Es wird aufrichtig bezeugt, daß alle Menschen Brüder sind; doch ein wirklicher Kontakt in den gleichen Klubs, den gleichen Universitäten oder gar in den gleichen Schwimmbädern hat sich als ein Ding der Unmöglichkeit erwiesen. In Wirklichkeit wird der Neger in New York kaum besser empfangen als in New Orleans; wenn sich auch einige freiheitliche Geister und Südeuropäer finden lassen, die mit der schwarzen, intellektuellen Elite in regem Verkehr stehen, so werden sie doch dafür, daß sie sich mit dem farbigen Pöbel einlassen, scharf kritisiert; die große Mehrzahl neigt eher dazu, den Standpunkt des Südens anzunehmen. Die

Scheidung wird zwar äußerlich nicht so grob und verletzend durchgeführt, doch ist sie im Grunde kaum weniger ausgesprochen.

Trotzdem der Süden eigensinnig in seinem Widerstand verharrt, sind einige interessante Anstrengungen zur Lösung der Negerfrage gemacht worden. Da die Neger keine Vertreter wählen können, die offiziell in ihrem Namen zu sprechen in der Lage wären, so haben sich spontan Ersatzvertretungsformen gebildet. In verschiedenen Städten haben die Handelskammern „Kommissionen zur Regelung der ethnischen Beziehungen", die zwischen den beiden Rassen eine Art von Verbindung sichern, geschaffen. Aus einer ähnlichen Eingebung heraus ist im Jahre 1906 in Atlanta die *Commission on interracial Relations* geschaffen worden, die in mehr als 800 Grafschaften Subkommissionen gebildet hat. Ihre Aufgabe ist es, die besten Elemente der beiden Rassen in persönlichen und ständigen Kontakt miteinander zu bringen, um gemeinsam die praktischen Schwierigkeiten des täglichen Lebens zu ordnen. In ähnlichem Sinne, obchon aus anderen Gründen, hat sich indirekt die Wirkung der Abwanderung nach dem Norden fühlbar gemacht; wütend über den Verlust eines wertvollen Arbeitermaterials, wollte der Süden zunächst die Schwarzen gewaltsam zurückbehalten; dann versuchte er, sie besonders im Westen durch Mexikaner zu ersetzen. Schließlich haben die klügeren Leute eingesehen, daß eine anständigere Behandlung das beste Mittel sei, um die Schwarzen zurückzuhalten. Das alles ist jedoch nur ein Tropfen Vernunft in einem Ozean von Haß. Der Süden ändert sich kaum; seine Mentalität wird eher den Rest des Landes beeinflussen als umgekehrt.

Aus alledem ergibt sich eine Schlußfolgerung, die für den unbefangenen Beobachter nur beängstigend sein kann. Es mag einstmals möglich gewesen sein, zehn Millionen Menschen, eine ganze Rasse, unter der Knute zu halten; heute ist es schwierig, auf einem solchen Anspruch zu beharren, und morgen wird es wahrscheinlich unmöglich geworden sein. Doch was für Auswege stehen offen? Die Rückkehr nach Afrika kann nicht ernst genommen werden; die Vernichtung ebensowenig. Die Verschmelzung? Sie geschieht offiziös bis zu einem gewissen Grade; doch wer würde es wagen, sie als Lösung vorzuschlagen? Die Amerikaner müssen sich deshalb an den Gedanken gewöhnen, mit einem unassimilierbaren Menschenblock Seite an Seite zu leben. Allerhöchstens können sie sich mit dem Gedanken trösten, daß der Prozentsatz der Schwarzen im Verhältnis zu der Gesamtbevölkerung der Vereinigten Staaten zurückzugehen neigt: sie zählten im Jahre 1920 10 463 000 Köpfe auf 105 711 000, d. h. 9,9 %; im Jahre 1860 waren es 14,1 %; der Grund ist, daß wenn sie auch eine höhere Geburtenziffer haben als die Weißen (25,3 per Tausend im Jahre 1922 gegenüber 22,2), auch ihre Sterblichkeitsziffer (16,3 gegen 11,6) höher

ist. In den Städten, wo sie sich mehr und mehr ansammeln, sterben sie wie die Fliegen. Ohne Zweifel kann durch hygienische Maßnahmen die Sterbeziffer herabgesetzt werden (die Weißen im Süden beobachten derartige Bestrebungen mit einem gewissen Unbehagen); doch wenn man die Lebenshaltung der Neger verbessert, ist auch wieder ein Abnehmen ihrer Geburtenziffern vorauszusehen. Die Furcht vor einem unwiderstehlichen Überfluten der Vereinigten Staaten durch die schwarze Rasse muß deshalb als ein Hirngespinst zurückgewiesen werden. Doch sind die zehn Millionen, die morgen vielleicht auf zwölf oder fünfzehn Millionen angewachsen sein werden, nichtsdestoweniger da, und die Zwickmühle bleibt bestehen. Kann das Regime von gestern weitergeführt werden? Ja, antwortet der Süden, es ist das einzig Richtige. Kann denn, wirft ein zartveranlagtes Gewissen ein, die ethnische Scheidung nicht aufrechterhalten, aber alles Beleidigende daraus beseitigt und dem Neger die volle Menschenwürde zuerkannt werden? Nein, antwortet auch hier der Süden fast mit Entsetzen, denn gerade die Verachtung für den Neger bildet eine schützende Schranke. Ist einmal diese Verteidigungslinie aufgegeben, kommt es zur Vermischung — welch garstiger Vermischung! So entschlüpft einem, nach welcher Seite man sich auch drehen mag, eine Lösung der Frage, und zwar im Norden sowohl wie im Süden. Die Negerfrage ist ein Abgrund, über den man sich nur mit Schrecken neigt und in dem die höhere Rasse selber Gefahr läuft, etwas an Menschenwürde zu verlieren.

(Aus dem Buche von André Siegfried „Die Vereinigten Staaten von Amerika", das demnächst in deutscher Übersetzung im Verlag Orell Füßli, Zürich, erscheint.)

Rundschau

In der „Revue des deux mondes" vom 15. Oktober finden wir einen interessanten Artikel von Maurice Pernot über das *Deutschland des Jahres 1927*. Dieser lange Aufsatz, der auf Grund eines eingehenden und gründlichen Studiums der deutschen Verhältnisse geschrieben und wirklich von der Absicht getragen ist, ein objektives Bild der deutschen Lage zu übermitteln, ist umso interessanter in seinen Schlußfolgerungen, weil er eben die Grenzen des Verständnisses, die selbst einem objektiv und ehrlich meinenden Franzosen gesetzt sind, zeigt. Pernot führt als eines der wichtigsten Kennzeichen der deutschen Entwicklung der letzten Zeit die Vernichtung des deutschen Mittelstandes an. „Nicht nur das soziale Gleichgewicht ist dadurch zerstört worden, sondern auch das moralische. Denn zusammen mit der Bourgeoisie ging auch eine gewisse Tradition der Ehre, der Pflicht, des Idealismus und der Uneigennützigkeit unter, die im Leben der Völker eine so wesentliche Rolle spielt und sich durch nichts ersetzen läßt." Er spricht von den mühsamen deutschen Versuchen, eine Elite wiederaufzubauen. Er erzählt von den Notgemeinschaften und Hilfsgesellschaften, die den Studenten und Wissenschaftler unterstützen, von dem Werkstudenten, diesem im Auslande vollkommen unbekannten Typus. „Man hat mir gesagt, daß sich mit der Armut auch die Unmoral in das Bürgertum eingeschlichen hat. Das mag vorgekommen sein, es war jedoch nicht die Regel, sondern eine Ausnahme. Die ethische Unordnung, die im Jahre 1919 mit einem solchen Zynismus zutage trat, herrschte eher in der Klasse der Leute, die durch den Krieg plötzlich reich geworden sind. Ich habe sie im Jahre 1927 nicht mehr gefunden. Ich habe im Gegenteil gesehen, wie sich der durch die Inflation ruinierte Mittelstand bemüht, seine Kinder vor dem intellektuellen Abstieg und dem moralischen Elend zu bewahren und es ihnen zu ermöglichen, zu einem gegebenen Zeitpunkt in der deutschen Gesellschaft die Stelle einzunehmen, die ihre Eltern innegehabt haben." Um diese neue deutsche Jugend zu charakterisieren, zitiert Pernot das Wort, das Thomas Mann im Gespräch mit ihm gebrauchte: *„Die bürgerliche Jugend von heute, sagte er, ist ebenso in die Regel und in die Pflicht verliebt wie wir in ihrem Alter auf Anarchie und Revolution neugierig waren."* Pernot meint, daß „die Konfessionsrivalität zwischen Katholiken und Protestanten überall lebhafter und leidenschaftlicher ist, als sie sogar vor dem Kriege war." Er zitiert den Ausspruch eines Reichstagsabgeordneten: „Es bedarf nur einiger Unvorsichtigkeiten, um in Deutschland die alten Religionsleidenschaften zu erwecken und einen neuen Kulturkampf anzufachen." Die Religion spielt nach Pernots Ansicht eine größere Rolle in dem geistigen und sozialen Leben Deutschlands als die Politik. Er charakterisiert die deutschen Schulen auf folgende Weise: „In der Volksschule herrscht die demokratische Tendenz vor; manche

meinen sogar, die sozialistische, aber ich glaube, daß sie übertreiben. Im Gymnasium ist der Unterricht von einem ausgesprochen nationalen, wenn nicht nationalistischen Geiste getragen. Die Atmosphäre der Universitäten ist auf eine Tradition, sei es liberaler Art wie in Baden und im Rheinland, sei es reaktionärer Art wie in Breslau oder in Königsberg, zurückzuführen. Aber selbst die entgegengesetzten Traditionen verschmelzen in einem Nationalismus, in dem sich, mit einigen Ausnahmen, Professoren und Studenten mit derselben Glut begegnen. Die Generation, die aus diesen deutschen Schulen hervorgeht, die das Deutschland von morgen bilden wird, ist durch folgende Züge gekennzeichnet: glühenden Patriotismus, Liebe für Ordnung und Disziplin und eine vom ethischen und sozialen Standpunkt eher konservative Tendenz." Auch in der Politik stellt Pernot den Fortschritt des konservativen Geistes fest. *„Das Hindernis, an dem die Revolution zerbrach,* war nicht die feudale oder militärische Aristokratie, die eher geneigt war, sich provisorisch mit ihr zu verbünden, es war nicht das gespaltene und ratlose Bürgertum und auch nicht Heer oder Polizei, die damals nicht existierten; *es war die Sozialdemokratie.* Die einzige Organisation, die unangetastet und widerstandsfähig blieb, — die der Gewerkschaften — ergriff scheinbar die Führung der Revolution und würgte sie ab. Das, was die Volksmassen am Ausgang der Revolution aufdämmern sahen, war weniger ein Ideal als eine Bequemlichkeit. Es war nicht ein größeres Maß von Gerechtigkeit, sondern ein größeres Maß von Wohlleben. Man hat mir versichert, daß Ebert, der damals eine entscheidende Rolle spielte, einige Wochen lang das Weiterbestehen des auf die Sozialdemokratie gestützten monarchistischen Regimes ins Auge faßte. Nichts ist wahrscheinlicher als dieses, und nichts zeigt besser, *auf welcher rein opportunistischen Basis die deutsche Republik gegründet worden ist."* Von den deutschen Sozialisten sagt Pernot: „Sie schienen mir eher besorgt, die Kommunisten im Schach zu halten als die bürgerlichen Parteien zu bekämpfen." Er zitiert den Ausspruch eines früheren Ministers, der auf die Frage, ob die Zerrüttung des Mittelstandes ihm nicht bedenklich scheine, geantwortet hat: „Nein, denn Deutschland wird bald eine andere Bourgeoisie haben, und zwar die Sozialdemokratie." Und an anderer Stelle führt Pernot das Wort des Fürsten Bülow an: „Vergessen Sie nicht, daß die deutschen Sozialisten genau nach dem Muster und dem Geist der preußischen Armee gebildet sind." Pernot schildert dann die langsame Evolution nach der Rechten zu, die die Sozialisten und Demokraten in die Opposition trieb und die Deutschnationalen zur Macht gelangen ließ. Das Zustandekommen der Regierungskoalition mit den Deutschnationalen führt Pernot auf die Intervention des Nuntius Pacelli zurück. „Der Nuntius wollte einerseits die Wiedervereinigung der Bayerischen Volkspartei mit dem Zentrum herbeiführen, und die bayerischen Katholiken warfen Preußen und dem Rheinland die liberale und demokratische Politik vor; andererseits sah er in der Verbindung des Zentrums mit der Rechten ein Mittel, vielleicht das einzige, um die beiden Fragen der Schule und des Konkordats zugunsten Roms zu lösen. . . . . In ihrer Gesamtheit gesehen scheint *die heutige Orientierung der politischen Parteien in Deutschland einen Rückschlag der liberalen und demokratischen Einflüsse,* die in Weimar triumphierten, *zu bedeuten, sowie einen Fortschritt der konservativen Tendenzen,* wenn man sie in ihrem weiteren Sinne auffaßt: als Verteidigung der Prinzipien, der Institutionen und Traditionen, auf denen die politische und soziale Organisation des deutschen Reiches ruht." Über die Frage: Monarchie oder Republik schreibt Pernot: „Es scheint mir, daß in Wirklichkeit die Regierungsform in dem Interessenkreis der deutschen öffentlichen Meinung einen sehr ge-

ringen Raum einnimmt und daß die Unterscheidung zwischen Monarchie und Republik dem deutschen Volke nicht wesentlich erscheint. Die Hohenzollerndynastie hat durch ihr schmähliches Verhalten die Achtung und die Liebe des Volkes eingebüßt . . . . . aber sobald man aus Preußen herauskommt, stellt sich die Frage ganz anders dar . . . In Sachsen, Baden, Württemberg und Bayern findet man keine Feindseligkeit gegenüber den früheren Herrschern." In Bezug auf Bayern meint Pernot: „Wenn nicht die Rücksicht auf das Reich und die Angst vor gefährlichen Komplikationen wäre, würden 65% der bayerischen Bevölkerung sofort die Wiederherstellung der Monarchie verlangen, 15% würden sich entschieden dagegen wehren und der Rest der Bevölkerung stünde dieser Frage gleichgültig gegenüber... Man kann jedoch sagen, daß diese Gefühle, bei denen die Sehnsucht nach dem monarchistischen Regime eine viel geringere Rolle spielt als die Loyalität der Dynastie gegenüber, allmählich verblassen müssen, sobald die frühere Hofgesellschaft, die früheren Beamten, die letzten Zeugen eines vergangenen Zeitalters verschwinden werden. Was jedoch fortdauern wird, das ist die Unzufriedenheit mit dem Niedergang der alten Hauptstädte, die heute zu bloßen Provinzstädten geworden sind." Auch über die großdeutsche Bewegung schreibt Pernot sehr ausführlich und meint mit gewisser Besorgnis, daß dieses Phänomen zwar nicht erstaunen dürfe, denn die Bangigkeit der Niederlage, die Schwierigkeiten, die die Deutschen innerhalb und außerhalb der Reichsgrenzen durchmachen, haben zu einer Betonung des nationalen Gefühls geführt, aber man dürfe auch nicht so unvorsichtig sein, diese Bewegung zu übersehen oder sie aus den Berechnungen auszuschalten. Die allgemeine deutsche Stellungnahme zu der Frage der Außenpolitik faßt Pernot folgendermaßen zusammen: „Die Ergebnisse, auf die man gewartet hat, haben sich nicht verwirklicht, und Stresemann wird jetzt von seinen Gegnern, die er mit dem größten Kostenaufwand entwaffnete, bitter kritisiert, und von seinen Freunden, die ihm vorwerfen, daß er das Prestige und die Moralposition der Partei unnötig gefährdete, nur schwach verteidigt. *Aber an dem Tage, an dem die Bemühungen des deutschen Außenministers von Erfolg gekrönt sein werden, wird er ganz Deutschland hinter sich haben....* Ich muß zugeben, daß in Deutschland die Frage der Westgrenzen, ohne an Bedeutung einzubüßen, viel weniger ernst erscheint als die der Ostgrenzen. Ich glaube nicht, daß es heute viele Deutsche gibt, die bereit wären, einen Krieg zur Wiedereroberung von Elsaß-Lothringen zu führen; aber ich glaube nicht, daß sich ein einziger Deutscher findet, der sich mit der schlesischen Grenze, dem Verlust Danzigs und der Existenz des Korridors, der Preußen in zwei Bruchstücke teilt, einverstanden erklären würde." Die deutsche Freundschaft für Rußland erklärt Pernot nicht nur aus dem Respekt vor Verträgen, sondern auch aus der Berücksichtigung einer eventuellen Hilfe Rußlands bei einer Regelung der polnischen Frage. Pernot beschäftigt sich dann ausführlich mit der deutschen Wirtschaft, den Veränderungen des deutschen ökonomischen Aufbaus seit dem Kriege. Auf die deutschen Industrieführer prägt er das Wort: „Sobald sie das Gefühl haben, daß eine Ausgabe produktiv sein wird, investieren sie das Kapital, ohne zu rechnen. „Geld spielt keine Rolle" ist ihre Devise. Ihr Einblick ist in allen Dingen großzügig und vielseitig." Auch die Berücksichtigung der wissenschaftlichen Ergebnisse und ihre Ausnützung in der Industrie wird von dem Verfasser betont. In Bezug auf das Verhältnis zwischen Kapital und Arbeiterschaft meint er, daß, trotzdem der Anschein hie und da dagegen spricht, das Verhältnis eher ein besseres geworden ist. „Die Evolution der Volkswirtschaft, wie sie in Deutschland vor sich

geht, erregt Verwunderung bei den verschiedensten und verschieden interessierten Beobachtern. Diejenigen, die für die Initiative und die Richtung dieser Evolution verantwortlich sind, fühlen, daß sie sich auf dem richtigen Wege befinden. Sie lassen sich daher nicht durch die sehr klare Erkenntnis der Hindernisse, die es noch zu überwinden gilt, erschüttern, denn sie fühlen, daß sie im Sinne der Weltwirtschaft vorwärts schreiten ... Alle Tatsachen deuten darauf hin, daß eine Reform der Wirtschaftsbeziehungen der Welt unvermeidlich ist. Deutschland ist für diese Reform bereit." Die Schlußfolgerungen Pernots gipfeln in der Frage: *„Sollten die Deutschen aus ihrer Niederlage größeren Nutzen gezogen haben als wir aus unserem Siege?* Das Deutschland des Jahres 1927 schien mir ganz durch das Werk des Wiederaufbaus und der Reorganisation in Anspruch genommen, das zwar weit von seiner Vollendung entfernt ist, das sich jedoch geordnet und methodisch und seit zwei Jahren ohne Rückschläge vollzieht und schnell vorwärts schreitet." Den größten Unterschied zwischen der französischen und der deutschen öffentlichen Meinung sieht Pernot in der Einstellung gegenüber der Vergangenheit. *„In Deutschland hat man den Krieg vergessen. Nie werden wir, nie können wir den Krieg von 1914 vergessen,* der uns von einem Gegner aufgezwungen wurde, der über Rechte, eigene Pflichten und die heiligsten internationalen Verpflichtungen unbekümmert hinwegschritt ... Die Politiker beider Länder sprechen eine andere Sprache. Das Argument des reinen Rechts, das der Franzose als unwiderlegbar betrachtet, scheint für den Deutschen wenig praktischen Wert zu besitzen." Aus dieser Verschiedenheit der Sprache folgert Pernot auch, daß eine intellektuelle Annäherung belanglos ist, denn auch 1914 seien starke und zahlreiche intellektuelle Beziehungen zwischen Deutschland und Frankreich vorhanden gewesen, die jedoch den Krieg nicht verhindern konnten, da eine Solidarität der Interessen zwischen der französischen und deutschen Wirtschaft nicht vorhanden war, und er schließt diesen so aufschlußreichen Artikel mit der Feststellung: *„Zwischen Deutschland und Frankreich gähnt ein Abgrund des Mißtrauens."*

In der „Revue de Paris" vom 1. und 15. Oktober schreibt *Prinz Yussupoff über das Ende Rasputins.* Er verteidigt sich gegen die Ansicht, daß die Ermordung Rasputins sozusagen als das erste Signal zur Revolution anzusehen war. Er schildert in einer etwas unbeholfenen Weise die Gestalt Rasputins, seinen Einfluß auf die Wyrubowa und die ganze Umgebung der Zarin. Über die übermäßige Beeinflussung der Zarin durch Rasputin erfährt man aus dem Artikel Yussupoffs nichts wesentlich Neues. Er verteidigt die Zarin gegen die Beschuldigung, daß sie mit Rücksicht auf ihren deutschen Ursprug bewußt deutschen Interessen diente, denn er meint, sie habe Preußen und Kaiser Wilhelm gehaßt. Der ganze Petersburger Hofklatsch wird noch einmal ausführlich wiederholt. Der frühere Pferdedieb Rasputin soll der Sekte der Khlistys angehört haben, die sich orgiastischen Ausschweifungen ergab; er soll auch den schon an sich schwachen Willen des Zaren durch Mittel und Drogen, die ihm ein tibetanischer Doktor gab, gelähmt haben, um nicht auf Widerspruch zu stoßen. Rasputin wird als *ein Agent Deutschlands* geschildert. Kaiser Wilhelm hat zwar zu der Zeit, als er ein Bündnis mit Rußland anstrebte, den Zaren vor Rasputin gewarnt, aber nachher, als das Bündnis zustande kam, hat er die Revolution in Rußland mit allen Mitteln gefördert und Rasputins verderblichen Einfluß gestützt. Yussupoff spricht von einer Depesche des Grafen Pourtalès, die kurz vor Kriegsausbruch aufgefangen wurde und in der der deutsche Botschafter den Moment für eine Kriegserklärung als gegeben bezeichnet, da das Land durch die Revolution unterminiert sei. In derselben Depesche er-

wähnt dann der Botschafter auch, daß von Deutschland große Geldsummen zur Unterstützung der revolutionären Propaganda eingegangen sind.

In der Nummer vom 15. Oktober der „Revue de Paris" richtet *André Gide* einen bitteren Angriff gegen die *französische Kolonialpolitik im Kongo.* Diese niederschmetternde Kritik der französischen Kolonialverwaltungen ist auf Grund persönlicher Beobachtungen und des Materials der amtlichen Berichte geschrieben. „Im Gabon hat Frankreich durch die mangelnde Energie der Verwaltungsbehörden, die nicht den Mut hatten, gewissen Sonderinteressen entgegenzutreten, das Spiel fast vollkommen verloren. Auch im Kongo besteht die Möglichkeit, daß, wenn gewisse Organisationsfehler nicht sofort behoben werden, die Zukunft des Landes und der französischen Kolonisation gefährdet wird." Den Hauptfehler sieht André Gide in den großen Konzessionen, die man 1899 vergab. „Diese Gesellschaften, die in Frankreich eine große Macht ausüben, haben allen Einsichtigen im Kongo selbst Schweigen auferlegt und verstehen es geschickt, die Zustände derart zu verschleiern, daß ein gelegentlicher Besucher die Mißstände nicht erkennen kann." Gide greift in erster Linie die französische Compagnie des Oberkongo an, deren Konzession im Jahre 1929 erlischt, die sich mit Erfolg um deren Erneuerung bemüht. „Die Compagnie française du Haut Congo erstreckt sich auf eine Oberfläche von 2 600 000 Hektar. Sie beherrscht auch die Gebiete der früheren Alimaianischen Konzession und der Konzession von N'Goko-Sanga und besitzt auf diese Weise ein absolutes Handelsmonopol auf 5 600 000 Hektar bei einer Bevölkerung von 120 000 Einwohnern." Gide rechnet aus, daß die Kolonie bei einem Handelsumsatz von 10 Millionen Franken an direkten und indirekten Steuern 3 600 000 Franken einnehmen würde — daneben würden den Eingeborenen 6 400 000 Franken verbleiben —, während sie heute bei demselben Umsatz im Konzessionsgebiet nur 900 000 Franken bekommt und den Eingeborenen nur 1 600 000 Franken verbleiben, denn so groß ist der Unterschied der im Freihandelsverkehr bezahlten Preise und der Preise der Compagnie. Die Konzessionsgesellschaft zahlt den Eingeborenen nicht nur sehr geringe Preise, sie berechnet ihnen auch sehr hohe Summen für die eingeführten Artikel, da das Verkaufsrecht ausschließlich in ihren Händen ruht. Die Konzessionsgesellschaften vermeiden es, den Eingeborenen die wichtigsten Einfuhrartikel zu beschaffen und verhindern auf diese Weise eine Steigerung des Produktionsertrages. Die C. F. H. C. hat auch nichts getan, um das Los der von ihr ausgebeuteten Eingeborenen zu verbessern. Sie hat keine Wege gebaut, keine Spitäler gegründet, ja, nicht die geringsten sanitären Institutionen sind auf sie zurückzuführen. *Sie wird, wenn sie endlich eines Tages abgeht, ein weißgeblutetes Land zurücklassen und die Eingeborenen in einem viel elenderen Zustand als vor der Ankunft der Weißen.*" Auch die Gesellschaft zur Ausbeutung der Wälder von Sanga Oubangi wird von Gide angegriffen. Der Bericht der Verwaltung, deren Direktor noch nicht ein einziges Mal im Kongo gewesen ist, wird als lächerlich zerpflückt. Alle humanitären Maßnahmen, die der Bericht anführt, stehen seiner Ansicht nach nur auf dem Papier. *Gide erwähnt verschiedene Greuel, die einige Verwalter dieser Gesellschaft verübten.* Eingeborene Arbeiter, die aus den weit entlegenen Wäldern Kautschuk transportieren, sind bei einer ungenügenden Leistung auf eine barbarische Weise gezwungen worden, so lange im Hof der Fabrik, mit schweren Balken belastet, herumzurennen, bis einer der Eingeborenen zusammenbrach und starb. Die ewigen Übergriffe der Compagnie Forestière, die zum Beispiel dem Eingeborenen zwei Franken für ein Kilo Kautschuk zahlt, das man im Freihandel im Nachbargebiet mit 10 bis 15 Franken bezahlt,

wird von der Verwaltung mit Rücksicht auf das nationale Prestige verschleiert. Gide fordert „alle gewissenhaften Franzosen auf, diesem Regime ein Ende zu bereiten, das nicht nur dumm und qualvoll, sondern auch unmenschlich und schmachvoll für Frankreich ist."

In der „Pax" vom 21. Oktober schreibt Jacques Seydoux über den zehnten Jahrestag der russischen Revolution. „Offen gesagt, wenige von uns hatten im Oktober 1917 geglaubt, daß die Leninsche Revolution zehn Jahre lang im revolutionären Zustand fortdauern würde. Wir waren im allgemeinen überzeugt, daß die Herstellung einer durch parlamentarische Konstitution gemäßigten zaristischen Macht das Sowjetsystem bald ersetzen würde und, falls diese Wiederherstellung sich zu lange verzögern sollte, das Volk selbst um Hilfe und Intervention des Auslandes bitten würde, um zu geordneten Verhältnissen zu kommen. Das Sowjetsystem hat gedauert, und heute glaubt man ebenso an seine unbegrenzte Dauer wie man vor zehn Jahren an seine Vergänglichkeit glaubte. *Man ist sich dessen bewußt geworden, daß die Sowjets sich halten, weil sie die Gesamtheit des russischen Volkes befriedigen.* Die Bauern, die ungefähr 84% der gesamten Bevölkerung ausmachen, sind im Besitz des Bodens, den sie schon seit langem erstrebten ... Auf diese Weise ist die zahlreichste Bevölkerung befriedigt, tut im Grunde, was sie will, bleibt arm, ja sogar elend, ersehnt aber kein anderes Schicksal." Über den russischen Arbeiter schreibt Seydoux, daß ihm jetzt die Gelegenheit geboten ist, sich an allen Diskussionen zu beteiligen, und daß, wenn der Russe viel gesprochen und getrunken hat, er nicht merkt, daß er sich nicht satt essen kann und in Lumpen herumgeht. Zu den Feinden der Sowjets zählen also nur noch einige Millionen Menschen, Kaufleute, Kopfarbeiter, frühere Bürgerliche, die jedoch vollkommen von der Sowjetregierung unterdrückt werden. Seydoux wendet das Wort von Jaurès auf Rußland an: „Ihr habt das Lied unterbrochen, das das Elend der Menschheit einwiegte, und das Elend der Menschheit ist aufgewacht." In der Sowjetrepublik ist das Elend der Menschheit nicht aufgewacht; es schläft einen schwereren Schlaf denn je."

In der „Europe Nouvelle" vom 1. Oktober, die den italienischen Finanzen gewidmet ist, schreibt General Laghezza über den italienischen Flottenbau. Im Jahre 1922 hatte Italien nach den ungeheuren Kriegsverlusten seiner Handelsflotte sich noch nicht erholt. Man hatte nicht den Mut, Dampfschiffe von insgesamt 65 000 Tonnen in Arbeit zu geben. Erst der von Admiral Ciano unterschriebene Erlaß vom Februar 1923 hat einen neuen Aufstieg der Handelsmarine gebracht. Im Jahre 1923 wurden sieben Dampfschiffe von insgesamt 30 000 Tonnen gebaut, im Jahre 1924 zwanzig Schiffe von insgesamt 142 000 Tonnen. Daneben sind drei große Schiffe von insgesamt 59 000 Tonnen in Bau gegeben worden. Schon in diesem Jahre hatte Italien mit seiner Tonnage von 229 243 Tonnen unter den schiffsbauenden Mächten die dritte Stelle eingenommen. Im Jahre 1925 hat Italien mit seinen 309 578 Tonnen die zweite Stelle unmittelbar nach England erreicht. Im Jahre 1926 bilden die in Italien vom Stapel gelassenen Schiffe 21% der vom Stapel gelassenen Welttonnage (abgesehen von Großbritannien und Irland). Der Erfolg der italienischen Handelsflotte hat sich noch durch die Anwendung des flüssigen Brennstoffes erhöht. Die in letzter Zeit in Italien gebauten Motorschiffe gehören zu den größten, die man kennt. Es sind Riesenschiffe von 30 000 Tonnen mit Motoren von 60 000 PS versehen, die eine große Schnelligkeit ermöglichen.

In der „Revue de France" vom 1. Oktober schreibt Raymond Recouly über *die Gefahr ernster Unruhen, die Frankreich bedroht.* „Die Gefahr ist unbestreitbar. Man kann sich darüber

uneinig sein, ob sie unmittelbar droht und welche Formen sie annehmen wird, keiner hat jedoch das Recht, ihr Vorhandensein zu leugnen. Die Unruhen der letzten Monate, der Beginn eines Aufruhrs und einer Plünderung in den Straßen von Paris bilden eines der deutlichsten Symbole... Heute sind Verhältnisse entstanden, die den Kommunisten ihre Propaganda und ihre Ausbreitung ziemlich leicht machen. Die Hauptquelle, aus der der Kommunismus seine Kraft schöpft, ist zweifellos die Existenz einer bolschewistischen Regierung. Wenn die Sowjets mit ihren ungeheuren materiellen und geistigen Mitteln nicht vorhanden wären, würde uns der Kommunismus nicht gefährlich sein." Recouly fordert daher einen Bruch mit diesem zerstörenden Prinzip, denn er meint, daß die Bolschewisten zu einem dauernden Kampf gegen das bürgerliche Regime durch ihr Wesen selbst gezwungen sind, und von ihnen einen Verzicht auf diesen Kampf verlangen, hieße ihre Existenzberechtigung untergraben. Er meint auch, daß die Vorteile, die sich Herriot versprach, als er seinerzeit die Beziehungen zu Moskau aufnahm, heute nicht mehr vorhanden sind. Die Aufnahme der Beziehungen hat weder den Handelsverkehr mit den Sowjetländern entwickelt noch die Frage der russischen Schulden gefördert. „Die Bolschewisten müssen natürlich ihre Bemühungen auf die Länder konzentrieren, die ihnen am wenigsten Widerstand leisten. Unser Land steht da an erster Stelle. Ob es sich um England, das seine konservative Regierung besitzt und das mit den Sowjets gebrochen hat, handelt, um Deutschland, das sich politisch immer mehr nach der Rechten zu entwickelt und das Marschall Hindenburg zum Präsidenten gewählt hat, oder um das fascistische Italien, wo Mussolini und seine gewaltige Polizei auf der Hut sind, jedenfalls werden die Sowjetagenten nicht so naiv sein, irgend etwas, was es auch sei, gegen diese Länder zu unternehmen." Recouly fordert eine Überwachung des Fremdenverkehrs, den Ausschluß unliebsamer Elemente, und in erster Linie verlangt er eine Besserung der Lebenslage, denn die Unzufriedenen lassen sich leicht von der kommunistischen Propaganda ergreifen. Die bisherigen Regierungen haben vergeblich versucht, die Lebenshaltungskosten zu verringern. Recouly weist auf das Beispiel Italiens hin, wo die italienischen Behörden den Verkauf aller Erzeugnisse, hauptsächlich der Lebensmittel, überwachen. Die Preise werden dauernd kontrolliert und die Übergriffe schwer bestraft. Die parlamentarische Bedeutung des Kommunismus ist einer der Gründe, warum der Kampf gegen ihn nicht aktiver unternommen wird. „Einer der wichtigsten Männer der Republik, der gegenwärtige Resident von Marokko, ist im Senat nur dadurch erwählt worden, daß seine Nominierung offen von den Kommunisten gefordert und nicht weniger offen durch die kommunistischen Stimmen angenommen wurde. Wie kann da die Regierung freie Ellenbogen haben, um einen wirksamen Kampf gegen die inneren Feinde zu unternehmen, wenn einige ihrer Mitglieder und hohen Beamten nicht zögern, deren Hilfe in Anspruch zu nehmen?"

Die „Evolution" vom Oktober veröffentlicht aus dem in nächster Zeit erscheinenden Buche von Francis Pichon *„Französische Briefe an das deutsche Volk"* einen Brief über die Kriegsschuldfrage. Er fordert die Regelung der bitteren Schuldfrage, die seit langem die nachbarlichen Beziehungen vergiftet. „In Berlin zieht die Mehrheit Deiner Landsleute nicht den notwendigen Trennungsstrich zwischen Poincaré und dem französischen Volk, und sie belasten das ganze Frankreich mit der Verantwortung für das Massaker. Die meisten meiner Landsleute beschuldigen Wilhelm II. und das deutsche Volk, daß sie den Krieg gewollt und entfesselt haben. Diese Mentalität, die der historischen Wahrheit nicht entspricht, ist bedauerns-

wert und gefährlich, denn sie bildet ein großes Hindernis einer loyalen Annäherung unserer Länder. Solange sie fortdauert, das heißt, solange die Völker von sich gegenseitig Rechenschaft verlangen, statt sich an ihre Führer vom Jahre 1914 zu wenden, wird die Befriedung der Geister sehr schwierig sein... Ich weiß, daß das deutsche Bewußtsein sich immer gegen das Geständnis der Alleinschuld, das ihm im Versailler Vertrag mit Gewalt entrissen wurde, wehren wird, und es hat recht, sich gegen die Gewalt zu empören, die ihm in dem Artikel 231 des Vertrages angetan wurde, dessen macchiavellistischer Text ein ganzes Volk mit der Verantwortung seiner Führer belastet und die alliierten Regierungen von jedem Verdacht reinigt. Die Sieger haben ihre privilegierte Stellung mißbraucht, um die Legende von der Alleinschuld Deutschlands zu schaffen. Ich für meinen Teil sehe dies Geständnis als null und nichtig an. Seit der Unterzeichnung des Vertrages ist manches Licht auf die Frage des Ursprungs des Krieges gefallen. . . . . Alle Leugnungen Wilhelms II. zerbrachen an der offensichtlichen Klarheit, die sich aus der Nebeneinanderstellung der Texte ergibt. Und was Poincaré betrifft, so kann er Bände und Bände schreiben, um seine Politik zu glorifizieren, und es wird ihm nicht gelingen, die aktive Mittäterschaft zu vertuschen, deren sich einst diese Kanaille Iswolsky erfreute... Die Verbrecher in jedem Lande sind die Herrscher und Staatsmänner, die wußten, was sie taten und eine sehr klare Einsicht der Katastrophe besaßen, zu der ihre Kombinationen Europa führen mußten."

In der „Review of Reviews" schreibt der Herausgeber Wickham Steed in seinem Leitartikel über das *deutsche Rätsel*. „Der deutsche Außenminister Dr. Stresemann hat sich in Genf mit seiner rechten Hand an die Großmächte geklammert, und während er mit seiner Linken die kleinen Staaten streichelte, kritisierte er die großen und kleinen Mitglieder des Völkerbundes, die sich bis jetzt geweigert haben, die Fakultativklausel des Haager Gerichts zu unterzeichnen. Er ging mit dem Beispiel voran, indem er den Entschluß Deutschlands, diese Klausel zu unterzeichnen, verkündete. Auf diese Weise stellte er sich an die Spitze der Großmächte im Völkerbund und ließ auf den Schultern von Großbritannien und Frankreich die Last der Erklärung, warum sie bis jetzt die Klausel nicht unterzeichnet haben, wuchten... Er begann seine Rede mit der beredsamsten und energischsten Geißelung des sinnlosen Verbrechens des Krieges, die je in Genf gehört wurde. Die Unterzeichnung der Fakultativklausel durch Deutschland ist ein Symptom und eine Warnung. Sie wurde in Genf in Verbindung mit den Reden von Dr. Stresemann als ein Zeichen aufgefaßt, daß Deutschland beabsichtigt, bei der Organisierung des Völkerbundes die Führung zu ergreifen und ihn als ein Instrument zur Organisierung Europas zu benutzen. Bei der niedrigsten Einschätzung der deutschen Ehrlichkeit kann seine Politik und seine Verurteilung des Krieges als ein Beweis gedeutet werden, daß die deutsche Regierung beabsichtigt, sich eine starke moralische Basis zu schaffen. Ich teile nicht die Überzeugung, die Lord Beaverbrook bei seinem letzten Besuch in Deutschland gewann, daß ein neuer Krieg in nicht allzu langer Zeit unvermeidlich erscheint und daß ganz Ost- und Mitteleuropa in den Schmelztiegel wandern wird. Aber ich gebe zu, daß angesichts mancher deutscher Äußerungen das Rätsel der deutschen Politik schwer zu lösen ist, und während Dr. Stresemann und seine Kollegen in der Völkerbundsversammlung allem Anschein nach vollkommen ehrlich sind, gibt es in Deutschland Kräfte und Elemente, die auf eine Katastrophe zusteuern. Ob die Kräfte des Friedens über die Kräfte des Krieges siegen werden, wird letzten Endes von der Haltung und dem Einfluß Großbritanniens abhängen, und aus diesem Grunde ist die britische Politik in Be-

zug auf Europa von unmittelbarer Bedeutung für jedes europäische Volk." An anderer Stelle sagt Wickham Steed etwas Ähnliches: „Meine eigene Deutung der Ziele Dr. Stresemanns ist die, daß er die ungeheure moralische Kraft verstand, die dem Zusammenschluß der Staaten im Völkerbund innewohnt und daß er diese Kraft zum Verbündeten Deutschlands machen will, indem er sie systematisch entwickelt und ihren Arbeiten einen Hauch deutscher Gründlichkeit verleiht. Im Geist und während seiner Anwesenheit in Genf ist er vielleicht nicht weit von dem Standpunkt eines anderen führenden deutschen Delegierten, des Prälaten Kaas, entfernt, der während der Genfer Vollversammlung eine Predigt hielt, die von einer solchen Friedensleidenschaft durchglüht war, daß sie selbst seine französischen Zuhörer begeisterte."

Der konservative „Spectator" vom 1. Oktober schreibt über die letzte Genfer Vollversammlung. „Die Rede Sir Austen Chamberlains hat nicht nur dem Völkerbund nicht geschadet, sondern auch die Luft gereinigt und das unschätzbare Ergebnis gebracht, daß man jetzt allgemein die Lage begriffen hat und weiß, was man in unmittelbarer Zukunft tun oder nicht tun kann. Die Resolution, daß alle Angriffskriege verboten sind, ist zwar nur ein frommer Wunsch, aber eine Rückkehr zum Protokoll wäre höchst gefährlich ... Ein Protokoll, das automatisch jedes Mitglied des Völkerbundes verpflichtet, gegen den Friedensstörer im Notfall zu den Waffen zu greifen, ist höchst reizvoll auf dem Papier, aber die meisten seiner Verfechter sind sich wohl über die unerhörten Gefahren und Möglichkeiten der Verwicklung nicht klar geworden. Es kann sich die Tatsache ergeben, daß wir durch eine Abstimmung der Vollversammlung gezwungen werden, zum Beispiel einen Krieg mit den Vereinigten Staaten zu führen, selbst wenn wir der Ansicht wären, daß irgendeine lateinische Republik der Neuen Welt, die sich das Mitgefühl des Völkerbundes zu sichern verstand, sich völlig im Unrecht befindet." Und an anderer Stelle heißt es: „Wir müssen noch einen Beweis des wachsenden Erfolges der Völkerbundsidee hinzufügen. Herr Stresemann, der deutsche Außenminister, traf auf die größte Achtung und Aufmerksamkeit. Es wird allgemein zugegeben, daß er und sein Land sich sofort eine hervorragende Stellung sicherten, und zwar war dies der Fall, trotzdem Deutschland ein entwaffnetes Land ist — sicherlich eine bemerkenswerte Tatsache, die uns höchst nachdenklich stimmen müßte. Die Unterzeichnung der Fakultativklausel durch Deutschland ist eine kühne und, wie wir glauben, ehrliche Tat, die ihre Wirkung nicht verfehlen wird. Die wahrscheinlichen Ergebnisse dieser Unterzeichnung sind bei uns noch nicht genügend debattiert worden. Wir hoffen, daß dies bald geschehen wird, damit das Volk sich darüber klar werden kann, ob die Regierung berechtigt ist, mit der Unterzeichnung der Fakultativklausel durch Großbritannien zu zögern. Viel weniger Erfreuliches läßt sich über das deutsche Bestreben einer Revision der Kriegsschulderklärung im Friedensvertrag sagen. Wir geben gern zu, daß die Einfügung einer solchen Erklärung in den Friedensvertrag ein Irrtum war. Sie durfte nicht in den Friedensvertrag aufgenommen werden, da die exakten Beweise fehlten. Die Rede Hindenburgs hat eine große Verwirrung in Frankreich angerichtet. Dies war unvermeidlich, obwohl wir glauben, daß die französische Angst ganz überflüssig ist. Die Franzosen haben zu naiv darauf hingewiesen, daß die Reparationsfrage mit der Belastung Deutschlands mit der Schuld am Kriege verquickt ist und daß, wenn man das Kriegsschuldbekenntnis auslöschen würde, auch die Reparationen wahrscheinlich in Frage gestellt würden. Die deutsche Regierung scheint, trotzdem Herr Stresemann die Erklärung des Reichspräsidenten unterstützt, keinerlei diplomatische Schritte in der Frage der

Kriegsschuld unternehmen zu wollen... Die ganzen Anregungen einer unparteiischen Untersuchung der Kriegsschuldfrage führen zu nichts. Wie ist überhaupt eine unparteiische Untersuchung möglich? Jedes Volk, das seinen Vertreter entsenden würde, müßte die Tatsachen in besonderem Sinne deuten, und selbst die Neutralen können durch ihre geographische Lage usw. beeinflußt sein. Es gibt nur ein maßgebendes Urteil, und zwar das der fernen Zukunft; die Gibbons und Mommsens, die Brandenburgs und die Trevelyans werden in hundert Jahren die Frage prüfen und ihr Urteil fällen."

In dem „New Statesman" vom 8. Oktober schreibt Sisley Huddleston über *die französisch-russischen Beziehungen.* „Der Rakowsky-Zwischenfall ist ein bloßer Vorwand. Er ist schon de facto in den Hintergrund verbannt worden. Die Zeitungen haben die Angriffe auf Rakowsky durch Angriffe auf Rußland ersetzt, und nichts will diejenigen, die für die heutige Agitation verantwortlich sind, zufriedenstellen, mit Ausnahme der vollkommenen Vernichtung der durch Herriot im Jahre 1924 geleisteten Arbeit... Für Rakowsky gibt es keine Entschuldigung. In seiner offiziellen Stellung hatte er kein Recht, das Manifest zu unterzeichnen, das deutlich zu einer umstürzlerischen Propaganda im Ausland, mit Einschluß Frankreichs, aufruft... Er wäre jedoch sofort geopfert worden und die französisch-russischen Beziehungen hätten sich dadurch weder verbessert noch verschlechtert, wenn nicht die Antibolschewisten albernerweise, wie es schon ihre Art ist, ihre Absichten enthüllt hätten. Sie haben erkennen lassen, daß es für sie keine Rakowsky-Frage, sondern eine russische Frage war... Die zweifelhaftesten Einflüsse waren offen am Werke. Die Direktoren der Erdölgesellschaften haben offen erklärt, daß sie die russische Regierung auf jede mögliche Weise bekämpfen werden, weil das russische Petroleum als Konkurrenz auf den Markt geworfen wird, ein Petroleum, das bei ausländischen Gesellschaften, die vor dem Kriege im Besitz der Petroleumquellen waren, gestohlen sei.. Eine beliebte Behauptung der Antirevolutionäre ist, daß Rußland nicht zivilisiert genug sei. Die meisten in dieser Beziehung vorgebrachten Argumente hätte man auch auf das zaristische Rußland anwenden können, und doch hat niemand ernsthaft den Bruch der Beziehungen mit dem alten Rußland gefordert. Diese Frage der Zivilisation wird meistens nur pour les besoins de la cause vorgebracht." Huddleston weist darauf hin, daß es auch in anderen Ländern Dinge gibt, die unser Gewissen erschüttern, die uns jedoch trotzdem nicht als Schutzpolizei auftreten lassen. Er glaubt auch, daß alles, was nach Verfolgung Rußlands aussieht, der kommunistischen Macht einen neuen Ansporn verleihen wird. „Die russische Regierung hat versucht, die antirussische Campagne durch ein neues Angebot einer Schuldenregelung zu bekämpfen. Man hofft, auf diese Weise an die kleinen Besitzer der russischen Obligationen zu appellieren. Wenn das Angebot angenommen wird, was unwahrscheinlich erscheint, kann Frankreich nicht weiterhin diplomatische Schwierigkeiten schaffen. Wenn es abgelehnt wird, werden die kleinen Rentner meinen, daß die Großkapitalisten die Regelung verhindert haben... Im Jahre 1914 betrug die im Besitz der kleinen Sparer befindliche Schuld 10 Milliarden Goldfranken, das heißt 50 Milliarden Papierfranken von heute. Trotzdem die Sowjets vielleicht die Obligationen zu einem niedrigen Preis zurückgekauft haben, kann man doch annehmen, daß noch mindestens 9 Milliarden im Privatbesitz sind. Da neun Jahre lang keine Zinsen gezahlt wurden, erfordert der jährliche Zinsendienst dieser Schulden 400 Millionen Goldfranken. Rußland hat daher an rückständigen Zinsen 3½ Milliarden Goldfranken, das heißt 18 Milliarden Papierfranken zu zahlen. Außerdem gibt es noch eine

Schuld von Staat zu Staat von 7½ Milliarden Goldfranken (37½ Milliarden Papierfranken). Die Verluste des französischen Besitzes in Rußland werden auf 3 Milliarden Goldfranken berechnet. Auf diese Weise schuldet Rußland Frankreich 23½ Milliarden Goldfranken, d. h. 117 Milliarden Papierfranken. Die russische Regierung bietet 41 Annuitäten von 60 Millionen Goldfranken, 10 Annuitäten von 60 Millionen Goldfranken für den Zinsendienst und 10 weitere Annuitäten von 60 Millionen Goldfranken, d. h. 18,3 Milliarden Papierfranken gegen 117,5 Milliarden Papierfranken, die es schuldet. Außerdem verlangt Rußland einen industriellen und Handelskredit von 100 Millionen Goldfranken jährlich für den Zeitraum von sechs Jahren. Während Frankreich also in den ersten sechs Jahren 300 Millionen Papierfranken bekommen soll, müßte es an Rußland 500 Millionen Papierfranken zahlen!"

In der „Saturday Evening Post" schreibt der Direktor der Philadelphia Navy Yards, Vizeadmiral Magruder, über die verschwenderische Verwaltung der Marine der Vereinigten Staaten. Er weist darauf hin, daß die Anzahl der Matrosen in zwanzig Jahren von 38 500 auf 82 000 gestiegen ist, während die der Offiziere von nur 2200 auf 8500 stieg. Er greift auch die Werften der Marine an, von denen sieben an der Ostküste liegen, während sich fast die gesamte Flotte im Stillen Ozean befindet. Trotz des Vorhandenseins einer großen Handelsflotte fährt die Marine fort, ihr Personal, die Frachten und selbst die Heizstoffe auf ihren Kriegsschiffen zu transportieren. Das im Panamakanal liegende Geschwader besteht aus alten Schiffen, die im Kriege nutzlos sind und deren Erhaltung sehr viel kostet. Um die von der Marine geübte Verschwendung zu charakterisieren, zitiert Magruder, daß es zum Beispiel 200 Zerstörer gibt, die je 1 200 000 Dollar kosteten und die in den Werften liegen und aus Mangel an Geld und Mannschaft verkommen. Ein anderes Beispiel ist das Flugzeugmutterschiff „Saratoga", das allein 72 Schreibmaschinen und Schreibmaschinisten besitzt.

In der „Nuova Antologia" finden wir einen Artikel unter dem Titel *„Die Erklärungen Hindenburgs über die Kriegsschuldfrage"*, der mit dem Pseudonym Verax gezeichnet ist. Da Tommaso Tittoni Herausgeber der „Nuova Antologia" ist und häufig unter dem Namen Verax schrieb, ist es höchst wahrscheinlich, daß auch dieser Artikel aus der Feder Tittonis selbst stammt. Er schreibt: „Die Erklärungen über die Kriegsschuld, die Präsident Hindenburg anläßlich der Tannenberg-Feier abgab, haben, trotzdem sie, wie Minister Stresemann richtig bemerkte, nichts anderes waren als die Wiederholung dessen, was Stresemann und Reichskanzler Marx bei früheren Gelegenheiten sagten, Europa ein wenig erschüttert, für einen Augenblick den Genfer Horizont verdunkelt und auch den Geist von Locarno geschwächt. Doch auch dies wird vorbeigehen wie so mancher frühere Zwischenfall, wie auch die Polemik zwischen Belgien und Deutschland über dasselbe Thema. Und doch ist es nicht überflüssig, wenn ein unparteiisches Wort jenseits aller nationalen Leidenschaften gesprochen wird. Wir wollen zuerst den Versailler Vertrag ausschalten. *Das Deutschland auferlegte Schuldbekenntnis hat keinerlei Wert.* Die deutschen Bevollmächtigten waren gezwungen, es zu unterzeichnen, weil der Kaiser schmählich geflohen und das deutsche Heer aufgerieben war und weil bei einer Nichtunterzeichnung des Vertrages mit dem Einmarsch der französischen Truppen in Berlin gerechnet werden mußte. Die Erzwingung dieses Bekenntnisses von Deutschland war ein Fehler Lloyd Georges und Clemenceaus, wie es ein Fehler, ja eine juristische Ketzerei gewesen wäre, den Kaiser Wilhelm vor ein Kriegsgericht zu stellen, weil die Geschichte ein viel schwereres und viel maßgebenderes Urteil über ihn fällen

wird, als es das englisch-französische Tribunal hätte tun können. Es war ein Glück für die Alliierten, daß so energische Staatsmänner wie Lloyd George und Clemenceau während des Krieges die Führung der Politik in Frankreich und England in den Händen hatten. Es war ein Unheil für Europa, daß sie mit ihren Verschrobenheiten, über die sich auch Italien zu beklagen hatte, die Friedensverhandlungen beherrschten. Aber das will nicht sagen, daß Deutschland oder besser gesagt Deutschland und Österreich für den Krieg nicht verantwortlich waren. Es stimmt zwar, daß die Kriegsschuld nicht ganze Völker treffen kann, weil sie in erster Linie die beiden Monarchen, den schon senilen Österreicher, den nicht ganz normalen deutschen Kaiser und die kleine Gruppe der Führer der diplomatischen und militärischen Politik der beiden Länder, kleine, weniger als mittelmäßige Menschen traf." Der Autor des Artikels bekämpft die Behauptung, daß der Krieg auf eine ökonomische Rivalität zurückzuführen sei. Er meint, daß sie zwar vielleicht die Stimmung etwas verbitterte, daß sie jedoch keineswegs eine der entscheidenden Ursachen des Krieges gewesen sei, denn als der Krieg ausbrach, gab es keinerlei ernsthafte wirtschaftliche Konflikte zwischen den kriegführenden Mächten; denn selbst die Wirtschaftsfrage, die zu Reibungen zwischen Deutschland, England und Frankreich geführt hatte, und zwar die Frage der Bagdadbahn, ist nach mühsamen Verhandlungen zur allseitigen Zufriedenheit gelöst worden. Verax faßt die Kriegsursache in drei Punkte zusammen: „erstens die brutale Erklärung Deutschlands in Petersburg über die Annexion von Bosnien und der Herzegowina im Jahre 1909, zweitens Agadir im Jahre 1911, drittens der Mißerfolg der Haldaneschen Mission in Berlin im Jahre 1912." Er meint, daß das deutsche Eingreifen in Petersburg, das die sofortige Anerkennung der Annexion forderte, der erste Keim des künftigen Krieges war und Österreich dazu ermutigte, Serbien anzugreifen, ohne sich um Rußland zu kümmern. In bezug auf Marokko schreibt Verax, daß Kiderlen-Wächter das Abkommen nicht unterzeichnen wollte, das für Deutschland unvorteilhaft war und es nur unter dem Druck des Kaisers Wilhelm tat, „der gerade, weil dieses Abkommen für Frankreich so besonders vorteilhaft war, auf die französische Dankbarkeit hoffte, die die Beziehungen zwischen den beiden Ländern bessern sollte und es dem Kaiser ermöglichen, seinen Traum einer Reise nach Paris zu verwirklichen. Frankreich hat jedoch dieses Abkommen mit der größten Unzufriedenheit und unter dem heftigsten Protest des Parlamentes und der Presse zur Kenntnis genommen." Über die Schuld von Poincaré und Iswolsky am Kriege schreibt Verax: „Wir wollen Poincaré beiseite lassen. Er steht im Augenblick an der Spitze der französischen Regierung, und wir sind ihm die größte Rücksicht schuldig. Wir können umso eher von ihm absehen, als die Mehrzahl des französischen Volkes zweifellos den Krieg nicht wollte und ihn auch nicht erklärt hätte, wenn es nicht provoziert worden wäre ... Daß Iswolsky auf den Krieg hingearbeitet hat, ist unbestreitbar, wie es auch nicht bestritten werden kann, daß das russische panslawistische Element hoffte, durch eine allgemeine Feuersbrunst in den Besitz der Meerengen und Konstantinopels zu gelangen . . ." Trotz dieser an der Vorbereitung des Krieges wirkenden Kräfte sieht Verax die Schuld Deutschlands in der Zulassung des österreichischen Ultimatums und der Invasion Serbiens, trotzdem es das Ultimatum geschluckt hat. „Deutschland führt zwei Argumente zu seiner Verteidigung an: daß es durch die russische Mobilisierung zum Kriege gezwungen war und daß es von England getäuscht wurde, das Deutschland an seine Neutralität glauben ließ. Aber Rußland hat erst mobilisiert, als Österreich in das serbische Ge-

biet einmarschiert war. Es war kindisch, anzunehmen, daß Rußland den Angriff Serbiens zugelassen hätte, ohne einzugreifen, da dies den Zusammenbruch seines ganzen Einflusses auf dem Balkan, den Bankrott seiner Orientpolitik bedeutet hätte... Es war lächerlich, anzunehmen, daß England der Vergewaltigung der belgischen Neutralität gegenüber gleichgültig bleiben würde, da die Frage Flanderns schon seit den Zeiten Cromwells ein Angelpunkt der englischen Politik war. Das napoleonische „pistolet braqué sur l'Angleterre" aus Antwerpen hätte nie und nimmer von Großbritannien geduldet werden können."

Antonina Vallentin.

Inhalt der vorigen Nummer:

Dr. **Eduard Beneš**, tschechoslowakischer Minister des Auswärtigen:
Der Kampf um die Demokratisierung der Welt.

Graf **Limburg-Stirum**, niederländischer Gesandter in Berlin, ehemaliger Generalgouverneur von Niederländisch-Indien:
Die Niederlande als Kolonialmacht.

Minister **Franciszek Sokal**, polnischer Delegierter zum Völkerbund:
Der polnische Vorschlag.

Graf **Alessandro de Bosdari**, ehemaliger italienischer Botschafter in Berlin:
Gustav Stresemann.

Ernst Robert Curtius:
Die natürlichen Grundlagen der französischen Kultur.

Graf **Antonio Cippico**, Mitglied des italienischen Senats:
Italiens Anteil am Völkerbund.

Paul Mantoux, Direktor des Institut universitaire de Hautes Etudes Internationales:
Die internationale Hochschule in Genf.

Geheimrat **Kastl**, Geschäftsführendes Präsidialmitglied des Reichsverbandes der deutschen Industrie:
Qualitätsarbeit der deutschen Industrie.

Dr. **Elisabeth von Roon-Bassermann:**
Der Florentiner Welthandel zur Zeit Dantes.

Herausgeber: Prof. Dr. *Ludwig Stein*,
Berlin W 10, Lützow-Ufer 5a. Fernspr. Kurfürst 6308.
Verantwortlicher Redakteur: Frau *Antonina Vallentin*,
Berlin W 62, Landgrafenstr. 11. Fernspr. Kurfürst 6350.

Verantwortlich für den Anzeigenteil: *Ed. G. Sthamer*, Berlin W 30, Landshuter Str. 7.
Gedruckt bei *Julius Sittenfeld*, Berlin W 8.

Die intellektuelle Verständigung zwischen Deutschland und Frankreich.

Eine Antwort

von Professor D. Dr. *C. H. Becker,*
Preußischer Minister für Wissenschaft, Kunst und Volksbildung.

Als vor zwei Jahren der damalige französische Unterrichtsminister *de Monzie* seinen preußischen Kollegen in Berlin besuchte, war das die Tat eines weitschauenden Verständigungspolitikers. Der Besuch machte einen um so größeren Eindruck, als es meines Wissens das erste Mal seit dem Jahre 1870 geschah, daß ein aktiver französischer Minister als Gast eines deutschen Ministers in der Reichshauptstadt weilte. Vorher bestanden keinerlei direkte Beziehungen zwischen den Verwaltern der geistigen Ressorts beider Länder. Noch dreißig Jahre nach dem Kriege von 1870/71 bewahrte die intellektuelle Welt Frankreichs dem amtlichen und nichtamtlichen Deutschland gegenüber eine so starke Reserve, daß einzelne hervorragende Vertreter der französischen Geistigkeit es offen aussprechen konnten, es sei mit ihrer Würde nicht vereinbar, den Boden des siegreichen Deutschland zu betreten, während auf deutscher Seite derartige psychologische Hemmungen nicht bestanden.

Je ehrlicher man eine Verständigung will, desto offener soll man sprechen. Zur fruchtbaren Berührung führender Geister zweier Völker gehört nicht nur die geistige Bereitschaft von Individuen, sondern vor allem auch die Rücksicht auf die psychologische Gesamtlage und auf den Kollektivbegriff der nationalen Würde. Deshalb ist die Erinnerung an die französische Haltung Jahrzehnte nach dem Krieg und nach dem Aufhören der deutschen Besetzung französischen Bodens keine belanglose Reminiszenz. Es ist die Voraussetzung jeder Zusammenarbeit gerade auf geistigem Gebiet, daß beide Teile nicht nur gleichberechtigt nebeneinanderstehen, sondern auch die Überzeugung von dieser Gleichberechtigung besitzen. Je länger trotz der Locarno-Verträge die Besetzung des Rheinlandes aufrechterhalten bleibt, desto schwieriger wird es werden, durch die Zusammenarbeit zwischen den beiden aufeinander materiell wie geistig angewiesenen Völkern ein neues Europa aufzu-

bauen. Das mögen die Franzosen ebenso bedenken, wie wir Deutschen nie vergessen sollten, daß Frankreich die Schrecken des Krieges ganz anders als wir im eigenen Lande erlebt hat. Verständliche Ressentiments müssen im Interesse einer gemeinsamen Zukunft beiderseits zurückgedrängt und einer neuen Zeit und einem neuen Glauben Tore und Herzen geöffnet werden.

Diese Gedanken mußten ausgesprochen werden, ehe die Antwort gegeben werden konnte, die *de Monzie* in seinem von dem gleichen Verständigungswillen getragenen Aufsatz in der Novembernummer von „Nord und Süd" von uns verlangt. Was ist in den zwei Jahren seit seinem Besuch im Sinne der von ihm damals eingeleiteten Politik geschehen? Er findet es wenig und schlägt deshalb vor, Goethe-Vorträge von Deutschen in Paris und Victor Hugo-Vorträge von Franzosen in Berlin abhalten zu lassen. Er glaubt, daß diese Vorträge auch in Paris ohne Störung abgehalten werden könnten; in Berlin scheint es ihm selbstverständlich. Auch wir setzen dies voraus, wenn auch die Erfahrungen, die ein deutscher Pädagoge unmittelbar im Anschluß an de Monzies Berliner Besuch in einer französischen Schule machte, nicht gerade ermutigen, aber wir möchten vor dem Glauben warnen, durch Festveranstaltungen hüben und drüben die öffentliche Meinung gewinnen zu können. Nicht auf einmalige *Feste* kommt es an, sondern auf *emsige Arbeit des Alltags.* Vorträge hervorragender Franzosen finden in Berlin seit langem statt und nicht, wie de Monzie meint, in „derniers salons", sondern an der Berliner Universität, wo unter Leitung des Ordinarius für romanische Philologie Professor *Wechßler* ganz regelmäßig vor einem weit über das Studentische hinausgehenden Publikum Gelehrte und Dichter Frankreichs zu Worte kommen. Hier sprachen die Schriftsteller Georges *Duhamel,* François *Porché* und Philippe *Soupault,* der Kritiker Benjamin *Crémieux,* die Professoren Jean *Baruzi,* Paul *Masson-Oursel;* andere sind noch für diesen Winter erwartet wie Jacques *Maritain,* Louis *Massignon,* François *Mauriac* und *de Monzie* selber. Die Hauptschwierigkeit, die dieser praktischen Verständigungspolitik begegnet, ist — der Mangel an Gegenseitigkeit. Trotz der schwierigen psychologischen Lage ist auf diesem Gebiet von deutscher Seite viel mehr geschehen als von französischer. Vielleicht mag bei der Auswahl der Redner hier und da einmal ein Mißgriff vorgekommen sein; auch mag man die problematische Jugend den approbierten Meistern vorgezogen haben, aber man wird es billigen, daß man die Jugend Deutschlands zunächst mit der Jugend Frankreichs bekanntgemacht und dadurch das gegenseitige Verstehen erleichtert hat. Solche Vorträge finden übrigens nicht nur in Berlin, sondern auch auf anderen deutschen Hochschulen statt wie in Frankfurt, Leipzig, Marburg; es handelt sich also nicht um eine snobistische Einzelunternehmung, sondern um den Willen zur anderen Kultur in einer breiten geistigen Schicht. Wir wollen hoffen, daß auch

in Paris die Universitätsjugend, d. h. doch die künftigen Träger der deutsch-französischen Beziehungen, in einer gleich objektiven Weise über die geistigen Bewegungen in Deutschland aufgeklärt würde.

Darin hat *de Monzie* unbedingt recht, daß alles darauf ankommt, unsere intellektuelle Jugend miteinander bekanntzumachen. Nun studieren ungleich viel mehr Deutsche auf französischen Hochschulen als Franzosen auf deutschen. Das hängt natürlich mit der leidigen Valutafrage zusammen; aber nicht nur damit, sondern auch mit der verschiedenen Einstellung zu diesem Problem überhaupt; denn obwohl es unter diesen Umständen viel leichter sein müßte, Stipendien für Deutsche in Frankreich zu beschaffen, hat auch hierin Deutschland begonnen (z. B. an der Universität Frankfurt), während alle Bemühungen, für deutsche Studenten zum Studium in Frankreich Stipendien von französischer Seite zu erlangen, bisher ergebnislos verlaufen sind.

Solche Arbeit des Alltags halte ich für wichtiger als das Feiern von Festen, wenn ich auch die massenpsychologische Wirkung festlicher Veranstaltungen nicht unterschätzen möchte. Das bedeutendste Fest dieser Art war die Berthelot-Feier in Paris, an der eine große Delegation deutscher Chemiker teilnahm. Neben dieser Delegation wirkte ein deutscher Ehrenausschuß in Berlin, an dessen Spitze der preußische Unterrichtsminister stand. Solche Feste waren für uns Berliner die Vorträge des berühmten französischen Germanisten *Lichtenberger*, des hervorragenden Sinologen *Pelliot*, die beide von amtlichen und nichtamtlichen Stellen auf das herzlichste willkommen, geheißen wurden. Ebenso freudigen Widerhall fand Frankreichs erster Lyriker, Paul *Valéry*, den der französische Botschafter durch eine glänzende Veranstaltung in die Berliner Gesellschaft einführte. Auch fand Frankreichs populärster Lustspieldichter Tristan *Bernard* in Berlin eine sympathische Aufnahme und seine Stücke lebhaften Beifall. Überhaupt führt Deutschland auch auf dem Gebiet des Theaters die intellektuelle Verständigung. In Berlin werden in einem Winter mehr französische Stücke aufgeführt als deutsche in Paris in einem Jahrzehnt, was sich wirklich nicht nur aus einem Mangel an geeigneter deutscher Produktion erklärt. Die Sympathie für französische Theaterkunst findet ein französisches Echo in dem Jubel, mit dem Max *Reinhardt* in Paris begrüßt wurde.

Auch auf dem Gebiete der Musik kann Deutschland auf die so glänzend verlaufene Frankfurter Musikausstellung hinweisen, bei der französische Musik und französische Künstler im Vordergrund standen. Die Veranstaltung gab dem Minister *Herriot* Anlaß zu einer viel beachteten und begeistert aufgenommenen Rede. Das Orchester des Pariser Conservatoire feierte geradezu Triumphe. Für das Frühjahr ist gleichsam als Gegenbesuch ein Auftreten der Berliner Philharmo-

niker unter *Furtwängler* in Paris in Aussicht genommen, nachdem bisher schon Erich *Kleiber* und andere führende Dirigenten als Einzelpersönlichkeiten in Paris gastiert hatten. Also es ist etwas geschehen und es geschieht etwas. Aber man darf auch die Schatten in diesem erfreulichen Bilde nicht übersehen. Gewiß kommt deutsche Musik auch in Frankreich seit langem wieder regelmäßig zur Aufführung; trotzdem war die Aufführung des „Rosenkavalier" in Paris ein besonderes Ereignis. Die französische Kritik anläßlich der Aufführung des Straußschen Meisterwerkes ist in Deutschland viel beachtet worden. Man mag von dem führenden Musikland „neue" Musik erwartet haben und ist deshalb über die klassischen Weisen unseres Meisters scheinbar enttäuscht gewesen, aber es erklang in der fachmännischen Kritik doch auch manch unerfreulicher politischer Ton. Selbst ein Mann wie Paul *Souday* verband die Würdigung von Strauß mit der Empfehlung, *Weingartner* auszupfeifen, weil er das berühmte Manifest der 93 deutschen Intellektuellen unterschrieben habe.

Gibt es so schon bei Einzelveranstaltungen Schwierigkeiten, so erst recht auf dem Gebiet *grundsätzlicher Organisation.* Immerhin haben sich die Berufsvertretungen der Bühnenkünstler international zusammengeschlossen, und die großen Lehrerorganisationen sind auf dem gleichen Wege. Der unter französischem Vorsitz in Paris zusammengetretene Internationale Lehrerverband wird im kommenden Jahr seine erste Tagung in Berlin abhalten. Hierbei handelt es sich um hocherfreuliche Neugründungen im Geiste internationaler Verständigung. Schwieriger liegt es auf dem Gebiete der Wissenschaft, obwohl gerade sie ihrem Wesen nach international ist; denn hier hat der Krieg eine früher bestehende Zusammenarbeit nicht nur zerstört, sondern sogar offene oder versteckte Kampforganisationen geschaffen. Die ganzen zwei letzten Jahre sind erfüllt von Bemühungen aller Einsichtigen, den Kampforganisationen einen den neuen Verhältnissen angepaßten Charakter zu geben, aber Institutionen stehen nun einmal unter eigenen Gesetzen, und man sollte lieber etwas länger warten und dann etwas auf die Dauer alle Beteiligten gleichmäßig Befriedigendes schaffen, als im Übereifer zur Herbeiführung der Zusammenarbeit die eine Seite zu widerwillig gewährten Konzessionen oder die andere Seite zu übereiltem Eintritt unter auf die Dauer nur neue Reibungen schaffenden Bedingungen bewegen. Die innere Notwendigkeit der internationalen wissenschaftlichen Zusammenarbeit ist so groß, daß über kurz oder lang alle Hemmungen überwunden sein werden. Die Zahl der internationalen Kongresse wächst von Jahr zu Jahr, und auch für die ständige Zusammenarbeit der Akademien werden sich bei einigem guten Willen auf allen Seiten neue Wege finden lassen. Allerdings darf sich ein Vorgehen wie das der Pariser Académie des Inscriptions et Belles Lettres in Sachen der Inschriften von Delos nicht wiederholen.

Jedenfalls — die intellektuelle Zusammenarbeit ist auf dem Marsche. Möge man sie von der Genfer Völkerbundskommission, vom Pariser Institut de Coopération oder von anderen Arbeitsgemeinschaften erwarten — entscheidend ist, daß es eine wirkliche Zusammenarbeit Gleichberechtigter wird. *De Monzie* hat in seinem Aufsatz die Geschichte der wechselseitigen Beeinflussungen unserer Länder während der vergangenen Jahrhunderte skizziert und mit einem nur zu wahren Wort von André *Gide* geschlossen: „Das Wichtigste ist, daß man eine Vorherrschaft verhindert." Jede Nation glaubt, daß sie der Welt etwas zu geben hat, besonders Frankreich und Deutschland, die beide auf entscheidenden Gebieten nicht nur sich gegenseitig, sondern die ganze Welt beeinflußt haben. „Unsere Völker sind uns selbst ähnlich: sie müssen sich ebenbürtig fühlen, um Freundschaft für einander zu empfinden." Diese Worte *de Monzies* unterschreibe ich unbedingt. Es darf keine Organisation geschaffen werden, die auch nur den Verdacht einer offenen oder versteckten Suprematie Frankreichs auf geistigem Gebiet aufkommen läßt; denn sie wäre doppelt verhängnisvoll in einem Augenblick, in dem die politischen Machtverhältnisse so ungleich gelagert sind.

Organisationen soll man schaffen, wo sie unentbehrlich sind. Kartelle und Handelsverträge sind eine schöne Sache; mit de Monzie begrüße ich die hier gefundene Verständigung. Auch geistige Berufsstände und Akademien mögen sich koalieren, aber auf dem Gebiet des lebendigen Geistes brauchen wir Konkurrenz, nicht Konkurrenzausschließung. Nur keine Mechanisierung des geistigen Lebens! Ist es schon gefährlich, Naturgesetze in der Geisteswelt aufzuspüren, so wäre es ein Verhängnis, das Geistesleben nach Analogie der Wirtschaft organisieren zu wollen.

Was Deutsche und Franzosen zueinander zieht, ist nicht die Gleichheit, sondern die Verschiedenheit. Jeder ersehnt, was der andere besitzt. Der Krieg hat uns insofern näher gebracht, als jeder die Stärke, Eigen- und Andersartigkeit des Gegners hat achten, ja bewundern lernen. Wir Deutschen ringen um die Form, um den Stil, um die Gestaltgebung des Menschlichen, um die Gestaltwerdung des Göttlichen, um das Formprinzip in Werk und Gedanke. Das neue Frankreich sehnt sich nach dem Unbegrenzten und dem Absoluten, nach der Lockerung der Form. Eine Synthese muß und wird gefunden werden. Die führenden Geister beider Nationen werden sich zuerst verstehen. Sie sind auf dem besten Wege. Schwieriger liegt es bei der mittleren Bildungsschicht. In den akademischen Berufsständen beider Länder, nicht in der Führerschicht, aber in der Masse liegt die Hemmung, die sich innerpolitisch als Reaktion, außenpolitisch als Unversöhnlichkeit auswirkt. Die intellektuelle Zusammenarbeit ist also zunächst eine Frage des Weitblicks, der Einsicht, der geistigen Führung.

Sie ist aber weiter auch eine Frage des Alters. Eine grundsätzliche Neueinstellung zu dem ehemaligen Gegner erfordert eine nur den innerlich Jugendlichen mögliche Anpassungsfähigkeit an die Problemstellung des neuen Europa. Die intellektuelle Verständigung ist nicht eine Frage der Organisation, sondern der Generation. Sie ist endlich und hauptsächlich eine Frage der nationalen Erziehung. Was helfen die schönsten Versöhnungsgesten, wenn sie nur dazu dienen, Rache- oder Revanchegedanken zu verschleiern? Nicht aus Festen und den Salons, sondern aus den Massengräbern erwächst die Erkenntnis von Menschentum und Menschenwert, und damit zugleich der heilige Wille, der die Wiederkehr einer psychologischen Gesamtlage, wie sie zum Weltkrieg geführt hat, für alle Zeiten unmöglich macht.

Der irische Freistaat.

Von *William I. Cosgrave,*
irischer Staatspräsident.

Seit der Gründung des irischen Freistaates hat die Cumann Na n Gaedhal Partei (die heutige Regierungspartei) die Regierung von Saorstát Eireann (des irischen Staates) gebildet. Unsere Partei besitzt den Vorteil vor anderen politischen Organisationen, daß sie keine vereinzelten Interessen, keine belanglose Gruppe repräsentiert. Sie umfaßt alle Lebensschichten und vertritt alle Interessen. Das Geheimnis ihres inneren Zusammenhangs liegt in dem ehrlichen Wunsche nach Fortschritt und Wohlstand und in der Erkenntnis der fundamentalen Basis jeder organisierten Gesellschaft, die darin gegeben ist, daß die Rücksicht auf das allgemeine Wohl den Sieg über die Ansprüche der einzelnen Gruppen davonträgt. Es wurde oft gegen uns der Vorwurf erhoben, daß wir keine ausgesprochene Politik treiben. Manchmal hieß es, daß wir keine Agrarpolitik haben, dann wieder, daß wir keine industrielle Politik besitzen und sehr häufig sogar, daß wir überhaupt keine nationale Politik verfolgen. Wenn diejenigen, die diese Vorwürfe gegen uns erheben, darunter verstehen, daß wir sehr zurückhaltend im Versprechen sind, dann haben sie recht. Wir gehen mit unseren Versprechungen keineswegs verschwenderisch um. Wir sind der Ansicht, daß Taten und nicht Versprechen den Prüfstein bilden. Aber wenn man sagt, daß unseren Taten ein klar umrissener und sorgfältig ausgearbeiteter Plan fehlt, daß wir uns keine sichtbaren Ziele gesetzt haben, die wir in ständiger und, wenn ich so sagen darf, rastloser Arbeit verfolgten, dann ist man im Irrtum. Der Irrtum unserer Gegner ist um so auffälliger, als sie selbst bei so vielen Gelegenheiten ohne jeden Erfolg versuchen, uns von unserem Programm abzulenken oder uns in unserer Aufgabe zu hemmen. Wir haben uns ein klar umrissenes Ziel gesetzt: die Wiederherstellung der Ordnung und die Beendigung der Herrschaft des Terrors. Wir haben das Ziel erreicht, und keiner weiß es besser als die Unruhestifter selbst. Wir haben uns dem Aufbau eines verwüsteten Landes und der Reorganisation unserer nationalen Institution gewidmet, nach den Richtlinien, die den Notwendigkeiten angepaßt sind und mit den Traditionen unseres Volkes übereinstimmen.

Was wir in dieser Hinsicht erreicht haben, geschah nicht ohne bittere Opposition, aber wir ließen uns nicht von unserem Pfad ablenken.

Als wir im Jahre 1922 die Regierung übernahmen, waren die Aussichten keineswegs erfreulich. Die Nachkriegsreaktion hatte in ganz Europa eingesetzt. Der Zeitraum einer falschen Prosperität war einer tiefen Depression gewichen. Die Preise der landwirtschaftlichen Erzeugnisse waren beträchtlich gefallen. Das Geld wurde sehr knapp. Überall herrschte Arbeitslosigkeit. Auch unter gewöhnlichen Umständen wären wir in Irland durch die Verminderung der Kaufkraft der Abnehmer unserer Erzeugnisse schwer betroffen worden, aber nun kam noch die Last unseres dreijährigen Kampfes (von 1918 bis 1920) um die Unabhängigkeit hinzu. Diese Jahre, in denen die anderen europäischen Länder imstande waren, sich dem Wiederaufbau zu widmen, um den Mechanismus der Kriegszeit der Friedenswirtschaft anzupassen und die Märkte für ihre Erzeugnisse zurückzugewinnen, mußten wir dazu verwenden, das Recht unseres Volkes auf eine autonome, seinen Wünschen entsprechende Regierung zu erkämpfen. Es wäre auch sonst für uns eine schwere Zeit gewesen. Es würde viel Arbeit gekostet haben, die verlorenen Gelegenheiten zurückzugewinnen, aber statt dessen fanden wir uns in das Grauen des Bürgerkrieges verwickelt, der von einer Gruppe heraufbeschworen wurde, die sich mit dem vom Volke angenommenen Vertrage, der dem dreijährigen Kampfe ein Ende bereiten sollte, nicht abfinden konnte. Das Volk wollte den Frieden, weil es fühlte, daß die ewigen Streitfragen auf eine Weise geregelt wurden, die die beiden Parteien zufriedenstellte, und daß die Freiheit, die es nun erreicht hatte, ihm die Möglichkeit gab, an der Entwicklung des Landes zu arbeiten. Das Volk hatte recht. Frieden und Ordnung waren für uns eine Notwendigkeit, wenn wir nicht in dem Wettrennen der Welt um wirtschaftliche Wiederherstellung hoffnungslos zurückbleiben sollten. Unter diesen Umständen haben die den Vertrag bekämpfende Partei und ihre irregeleiteten Anhänger es für richtig gehalten, den Frieden zu stören, das Land zu spalten, mit Gewalt gegen den Willen des Volkes anzukämpfen. Die Verkehrsadern wurden unterbunden, die Banken geplündert, das Geschäftsleben erlitt eine Störung, friedfertige Bürger wurden von bewaffneten Unruhestiftern terrorisiert, und die Waffen, die das Volk für den Kampf um die Unabhängigkeit zur Verfügung gestellt hatte, wandten sich nun gegen das Volk selbst.

Angesichts dieser Sachlage war es für uns nicht schwer, zu der Überzeugung zu gelangen, daß die erste Aufgabe, die vor uns lag, die Bekämpfung des Terrors war, die Wiederherstellung des Friedens und der geordneten Verhältnisse. Es galt, den Räubern das Handwerk zu legen, die Achtung vor der Heiligkeit des Menschenlebens und die Unverletzbarkeit des Besitzes wiederherzustellen. Bis dies geschehen war, konnte von Fortschritt keine Rede sein. Ein Wiederaufbau war unmöglich. Nachdem wir uns zu diesem Entschluß durchgerungen hatten, ließen wir

uns durch nichts von der Erfüllung unserer Aufgabe ablenken. Es war eine schwierige und keineswegs angenehme Aufgabe, die uns zufiel. Aber wir vollbrachten sie, und zwar so gründlich, daß uns heute die Verhältnisse der Jahre 1922/1923 wie ein böser Traum vorkommen. Sie scheinen uns so fern und so schattenhaft, daß wir leicht die gewaltige Veränderung vergessen. Heute vor fünf Jahren war weder Menschenleben noch Besitz in Irland sicher. Jetzt gibt es kein Land in Europa oder in der Welt, das von gewalttätigen Verbrechen freier ist als Irland. Aber die Notwendigkeit, diese Aufgabe zu unternehmen und zu ihrer Vollendung die Energie und die Mittel zu verbrauchen, die man unter normalen Bedingungen für den Fortschritt und die Entwicklung der Prosperität ausgenutzt hätte, brachte es mit sich, daß ein wesentlicher Zeitraum im Leben des Volkes verloren ging. Es kamen noch Jahre hinzu, in denen die Länder Europas die Möglichkeit hatten, sich unserer Märkte zu bemächtigen, während unsere Produktion ständig fiel und unsere Ersparnisse verbraucht wurden. Man kann die Kosten des Bürgerkrieges an den Kosten für die Erhaltung der Truppen und die zu seiner Unterdrückung aufgebrauchte Munition messen. Die Entschädigung, die Ausbesserungsarbeiten und die Rückzahlung der materiellen Verluste beliefen sich auf 7 Millionen Pfund. Die besonderen Ausgaben für die Truppen erreichten weitere 15 Millionen Pfund. Die Kosten betrugen auf diese Weise 22 Millionen Pfund, ohne daß man die Verluste an verlorenen Märkten, zusammengebrochenen Industrien, an Arbeitslosigkeit, an Zerstörung wertvoller Menschenleben hinzuzählte. Diese Posten lassen sich nicht in Zahlen ausdrücken. Man muß sie jedoch als Faktoren in der Aufgabe berücksichtigen, die uns zufiel. Unter solchen Umständen wurde uns die Führung des Staates anvertraut. Es war zwar ein gewisser Regierungsmechanismus vorhanden, und wir konnten einen großen Teil des Apparates übernehmen, aber ein beträchtlicher Teil war für die irischen Bedürfnisse ungeeignet, weil er den nationalen Traditionen unseres Landes nicht entsprach. Die wichtigsten Institutionen fehlten und mußten erst geschaffen werden. Dies war schon an sich eine ungeheure Aufgabe. Bei dem Wiederaufbau des Staatsmechanismus' galt es in erster Linie, dem Volke die Sicherheit zu geben, daß das Land durch das Volk, im Interesse des Volkes regiert werden würde. Unter Berücksichtigung dieses Zieles wurde das Wahlrecht auf alle volljährigen Bürger ausgedehnt. Wir revidierten und verbesserten das Wahlgesetz und das Eintragungssystem, um jede Behinderung des Bürgers bei der Ausübung seiner Pflicht auszuschalten. Wir haben auch das juristische System reorganisiert, um es den Erfordernissen der irischen Öffentlichkeit anzupassen. Wir haben Polizeikräfte organisiert und geschult, die sich in der kurzen Zeit ihrer Existenz die Achtung des Volkes zu verschaffen wußten und die trotz ihrer kurzen Berufsdauer so wirksam sind wie die anderen Polizeikräfte Europas, wie aus dem Prozentsatz der aufgedeckten Verbrechen ersichtlich ist.

Wir blicken jetzt auf eine vierjährige Erfahrung unserer parlamentarischen Institution zurück. Wir hatten zwei Landtagswahlen und einige Nebenwahlen. Wir haben auch das Senatswahlsystem ausprobiert. Man kann nicht erwarten, daß Vollkommenheit ohne Erfahrung erreicht wird, und unsere Erfahrungen haben gewisse Unvollkommenheiten und Mängel aufgedeckt, die wir in der nächsten Zeit berichtigen wollen. Wir sind der Ansicht, daß das System der Senatswahl manches zu wünschen übrig läßt. In erster Linie ist es falsch, der Wählerschaft eine Liste von 76 Namen zu unterbreiten, die Menschen aus allen Teilen des Landes und aus allen Schichten der Gesellschaft zusammenfaßt, und sie darunter Kandidaten wählen zu lassen, von denen sie die meisten höchstens dem Namen nach kennen. Die Schwierigkeit wird noch durch die Tatsache gesteigert, daß die Wählerschaft sich über das ganze Staatsgebiet erstreckt. Infolgedessen haben sich weniger als 25 % der gesamten Wähler an der Abstimmung beteiligt, und unter den neunzehn Mitgliedern mußten zehn ohne die genügende Stimmenzahl gewählt werden. Selbst in den Abstimmungen zum Dail Eireann (dem Landtag) zwang sich uns die Schlußfolgerung auf, daß viele unserer jetzigen Wahlkreise so groß und unübersichtlich sind, daß es den verschiedenen Kandidaten unmöglich ist, ihre Wähler auf dem ganzen Gebiete kennenzulernen und daß sie auch nach erfolgter Wahl den Wünschen ihres gesamten Wahlkreises nicht entsprechen können. Wir wollen daher so bald wie möglich zu einer Überprüfung dieses ganzen Problems schreiten, um ein Wahlsystem einzuführen, das den Erfordernissen unseres Landes besser angepaßt wäre. Wir wollen das Land in kleinere und zusammenhängendere Wahlkreise einteilen, die gegenwärtige Methode der Senatswahl ändern und vielleicht auch das heutige System der Verhältniswahl verbessern. Es wird vielleicht manchen überraschen, wenn er hört, daß bei der Wahl von 1923 nicht weniger als 42 Abgeordnete gewählt wurden, die nicht über die erforderliche Stimmenzahl verfügten.

Ich habe bereits auf die Verhältnisse hingewiesen, die in dem Augenblick herrschten, als wir die Verantwortung für die Regierung übernahmen. Die Lage der Landwirtschaft und der Industrie war sehr ernst. Europa tauchte gerade aus dem größten Krieg auf, den die Weltgeschichte kennt. Während des Krieges waren die Lebenshaltungskosten gestiegen, und der Landwirt bekam höhere Preise für seine Erzeugnisse. Wir, als einer der größten Versorger Großbritanniens, haben von diesen Preisen profitiert, und gegen Kriegsende sind unsere Landwirte von einer Flut von Prosperität ergriffen worden, die sie in eine sehr befriedigende finanzielle Lage hob. Als der Vertrag unterzeichnet wurde, war diese Flut schon im Zurückebben und wurde von einem Zeitraum einer starken wirtschaftlichen Depression ersetzt, den wir gemeinsam mit allen anderen europäischen Ländern erlebten. Die Preise der landwirtschaftlichen Erzeugnisse fielen auf einen Bruchteil der Kriegs-

preise. Eine entsprechende Herabminderung der Waren, die der Landwird braucht, fand nicht statt. Wir haben unsere Stellung auf den Auslandsmärkten in großem Maße eingebüßt. Während des Krieges war infolge des Mangels an Lebensmitteln und der fehlenden Konkurrenz die Quantität der Lieferungen wichtiger als die Qualität. Die Qualität unserer Erzeugnisse hat darunter gelitten. Wir hatten uns an nachlässige Methoden des Versandes und des Absatzes gewöhnt, und als nach dem Kriege die Konkurrenz wieder einsetzte, waren die Landwirte und ihre Agenten von den veränderten Wünschen ihrer Abnehmer nicht informiert, und der Mangel an Transportmitteln, der hinzukam, gestattete unseren Erzeugnissen nicht, die Märkte in besserem Zustand zu erreichen. Der erste Schritt zur Wiedergewinnung der verlorenen Märkte war daher die Besserung der Qualität unserer Erzeugnisse, die Einführung moderner Methoden der Verpackung und des Absatzes und die Entwicklung eines entsprechenden Transportsystems.

Die drei wichtigsten Artikel unserer landwirtschaftlichen Ausfuhr sind: Vieh, Butter und Eier. Die Butter und die Eier, die wir erzeugen, sind ebenso gut wie in allen anderen Ländern, den meisten sogar überlegen. Wir schickten die Eier ungeklärt und unsortiert auf den Markt — manchmal wird die notwendige Sauberkeit dabei nicht beachtet. Wir haben veranlaßt, daß in Zukunft die Eier richtig geklärt und in sauberem und hygienischem Zustand die Märkte erreichen. Trotzdem diese Verordnung erst vor kurzem eingeführt wurde, haben wir schon sehr gute Ergebnisse aufzuweisen. Im letzten Jahre waren die Preise unserer Eier auf dem britischen Markte sehr hoch im Verhältnis zu der Konkurrenz. Auch beim Butterexport mußte man eingreifen. Unsere beste Butter war ausgezeichnet, aber es kam oft eine gemischte Qualität auf den Markt, und die Unregelmäßigkeit der Lieferung, die noch hinzukam, machte es dem Exporteur sehr schwer, sich einen ständigen Markt zu gewinnen. Um die Qualität der Butter zu sichern, haben wir ähnliche Verordnungen wie beim Eierhandel erlassen, und nur die beste Butter darf exportiert werden. Seit vielen Jahren haben wir an der Besserung des Viehs gearbeitet, die Vorteile dieser Arbeiten konnten sich jedoch nicht auswirken, weil die irischen Landwirte eine große Anzahl von Vieharten halten, die sich für die Zucht nicht eignen. Es ist uns durch eine Verordnung gelungen, diese ungeeigneten Arten soweit wie möglich auszuschalten. Wir haben auch versucht, die Transportmittel zu verbessern, die Frachten sind herabgesetzt worden, und unserer Handelsabteilung in England ist es gelungen, besondere Erleichterungen bei der Einführung von Schweinefleisch und anderen Waren auf den Londoner Markt zu erhalten.

Neben diesen landwirtschaftlichen Maßnahmen haben wir die landwirtschaftlichen Subsidien, die wir im Jahre 1925 gewährt haben, verdoppelt, um dem Landwirt die Möglichkeit zu geben, seine wirtschaftliche Stabilität wieder herzustellen. Die Kreditgesellschaft, die ins Leben gerufen

wurde, wird den Landwirten Vorschüsse geben, um die Produktivität ihres Grundbesitzes zu steigern, die Errichtung von Gebäuden, den Ankauf von Vieh, von landwirtschaftlichen Maschinen, Dünger, Werkzeugen und Viehfutter zu ermöglichen. Das Problem des landwirtschaftlichen Kredites ist nicht nur auf unser Land beschränkt. Es hat die Vereinigten Staaten, Deutschland, Großbritannien und viele der größeren Länder beschäftigt, wo die Landwirtschaft einen größeren Zweig des wirtschaftlichen Lebens darstellt. In jedem dieser Länder ist es schwierig, das Kapital zu Vorschüssen an die Landwirtschaft zu mobilisieren. Dies läßt sich auf viele Ursachen zurückführen, hauptsächlich auf die mangelnde Geldflüssigkeit. Um dieser zu steuern, ist die landwirtschaftliche Kreditgesellschaft eingesetzt worden, und die Durchführung ihrer Funktionen wird eine der wichtigsten Arbeiten sein, die die Regierung in der nächsten Zeit erwartet. Unsere landwirtschaftliche Politik geht darauf hinaus, einerseits die Kosten der in der Landwirtschaft verbrauchten Rohstoffe soweit wie möglich zu verbilligen und andererseits die Organisation der Landwirtschaft zu verbessern, die Qualität der Waren zu steigern und den Umsatz zu erhöhen.

Unser Experiment der Einführung einer neuen Form der landwirtschaftlichen Industrie des Rübenzuckers hat sich in diesem Jahr als sehr erfolgreich erwiesen. Der Wert der Zuckerrübenernte erschöpft sich nicht in dem Preis, den der Landwirt beim Verkauf der Ernte bekommt. Neben dem Bargeld, das dem Landwirt so willkommen ist, bilden die Nebenprodukte ein wertvolles Viehfutter. Unsere Erfahrung hat bewiesen, daß der Boden unseres Landes sich für die Ernte sehr gut eignet, da der Zuckerertrag höher war als in vielen anderen Ländern.

Das Problem der Landverteilung war im Jahre 1922 noch in seinen Anfängen. Viele Güter, die unter die Bestimmungen der Agrargesetze des Jahres 1903 und 1909 fielen, mußten noch aufgeteilt werden, während es eine ganze Anzahl von Grundstücken gab, auf die sich diese Gesetze nicht anwenden ließen. Wir haben die Verordnungen so erweitert, daß wir alles verfügbare Land ausnutzen können. Trotz der großen Schwierigkeiten, die der langwierige Erwerb des Bodens mit sich bringt, sind 977 000 Morgen des unbestellten Landes von der Landkommission angekauft, und davon seit dem April 1923 (seit der Übernahme der Landkommission durch die heutige Regierung) 863 500 Morgen bereits aufgeteilt worden.

Während wir uns mit diesen Maßnahmen zur Förderung der Landwirtschaft beschäftigten, haben wir nicht die anderen Formen der industriellen Tätigkeit unseres Landes vergessen. Aus verschiedenen Gründen, die sowohl dem Weltkrieg wie anderen inneren Schwierigkeiten entsprangen und die sich auch auf die weltumfassende Entwicklung der industriellen Organisation, auf den Hang zur Massenproduktion zurückführen lassen, ist unsere Industrie allmählich an die Wand gedrückt worden. In jedem Jahr haben wir weniger im Inlande produ-

ziert und mehr im Auslande gekauft. Es ergab sich daraus eine erhöhte Arbeitslosigkeit und ein ständiges Wachsen einer ungünstigen Handelsbilanz. Wir erkannten die Gefahr und wurden uns dessen bewußt, daß, wenn nicht gewisse Schritte unternommen wurden, um unseren Fabrikanten die Erhaltung und Erweiterung des Binnenmarktes zu ermöglichen, das Ende der industriellen Tätigkeit in Irland in einigen Jahren kommen würde. Wir haben daher eine Auswahl gewisser Waren getroffen, die im Inlande in entsprechender Qualität produziert werden und die man mit Organisation und Unternehmungsgeist in entsprechender Menge im Lande herstellen könnte, um die Bedürfnisse unseres Marktes zu befriedigen, und diese Waren haben wir durch Zölle geschützt. Die Ergebnisse dieser Zollpolitik sind noch nicht ersichtlich. Man braucht viel Zeit, um diese Geschäftszweige den neuen und erhöhten Bedürfnissen anzupassen, und es braucht Zeit, um neue Handelszweige zu entwickeln, neue Märkte zu sichern und die Gunst der Konsumenten zu gewinnen, die das ausländische Erzeugnis als überlegen ansehen. Aber selbst in dieser kurzen Zeit sind gewisse Ergebnisse erzielt worden. Eine gesteigerte Produktion der durch Zoll geschützten Artikel — Schuhe, Kleidung, Möbel, Seife, Bettstellen, Tabak usw. — ist feststellbar. Die bestehenden Fabriken sind erweitert und neue Fabriken gebaut worden. Es ist schwer, die Abnahme der Arbeitslosigkeit infolge dieser Zollpolitik abzuschätzen, aber es wird behauptet, daß ungefähr 10 000 Arbeiter Beschäftigung gefunden haben. Wir glauben nicht, daß wir die Liste der Waren, die durch Zölle geschützt werden können, bereits erschöpft haben. Die Schwierigkeit jeder Zollpolitik ist die Verhinderung der Erhöhung der Lebenshaltungskosten. Man muß es vermeiden, daß einige Industriezweige darunter leiden, wenn gewisse Waren durch die Zollbestimmungen erfaßt werden. Es gibt oft unerwartete Reaktionen auf den weitesten Feldern, die man vorher nicht überblicken konnte. Unsere Politik ist zwar eine ausgesprochen schutzzöllnerische, aber wir haben keineswegs die Absicht, unterscheidungslose Zölle aufzuerlegen. Wir wollen die Industrien schützen, die es zu ihrer Entwicklung brauchen, die in unserem Lande auch wirklich wachsen und den Binnenmarkt zu gemäßigten Preisen beliefern können. Wir wollen danach trachten, daß der Konsument nicht übermäßig belastet wird. Um alle Informationen zu bekommen, die zu einer gründlichen Prüfung jedes Vorschlags eines neuen Zolles notwendig sind, haben wir ein Komitee ins Leben gerufen, das aus dreien unserer fähigsten Beamten besteht und uns unter Berücksichtigung aller Faktoren eine vollständige Darlegung jedes besonderen Falles unterbreitet.

Als eine weitere Maßnahme zur Ermutigung der Industrie haben wir das Gesetz der kommerziellen Anleihen erlassen, dessen Ziel es ist, den industriellen Firmen Kredite zu gewähren, die für den Ausbau und die Erweiterung der Fabriken notwendig sind. Die Gesamtsumme des dafür bestimmten Kapitals beträgt 314 600 £, und wir hoffen,

daß auf diese Weise 1700 Arbeiter Beschäftigung finden werden. Außerdem ist die Gewährung eines weiteren Kredites von 150 000 £, das 250 Arbeitern Beschäftigungsmöglichkeiten gewähren wird, in Betracht gezogen worden. Man ist sich im allgemeinen darüber einig, daß die Herstellung billiger Betriebskraft für die industrielle Entwicklung unentbehrlich ist. Bis jetzt hatte man die Betriebskraft in Irland durch Kohle erzeugt, die fast vollständig vom Ausland bezogen werden mußte. Unsere jährlichen Zahlungen für Kohle zu Heiz- und Betriebszwecken beliefen sich auf 3 500 000 £. Unsere Ausgaben für Erdöl als Betriebskraft und zu Beleuchtungszwecken betragen weitere 500 000 £. Diese Ausgaben bilden einen wichtigen Faktor in unserer Einfuhr, und außerdem ist uns in den letzten zwölf Monaten eines klar geworden, und zwar daß wir bei der Kohleneinfuhr von den industriellen Störungen außerhalb unseres Landes abhängig sind. Wir haben zwar eine gewisse Menge von Kohle in unserem Lande, aber die heutige Förderung ist vollkommen belanglos im Verhältnis zu unserem Verbrauch. Die Länder, die sich in einer ähnlichen Lage befinden, haben sich eine andere Kraftquelle gesucht und sie in ihren Flüssen gefunden. Während in anderen Ländern die hydroelektrische Entwicklung gefördert wurde, ist sie bei uns vollkommen vernachlässigt worden. Die Schweiz, Norwegen und Schweden, um nur einige der kleineren Nationen zu erwähnen, haben ihre wirtschaftliche Lage dadurch revolutioniert, während unsere Flüsse noch träge ins Meer mündeten. Wir waren nicht lange im Amt, als wir versuchten, das Versäumte nachzuholen. Wir haben das Projekt des hydroelektrischen Kraftwerks von Shannon in Angriff genommen. Es war ein gewaltiges Unternehmen. In der ersten Zeit seiner Entwicklung wird es 5 200 000 £ kosten. Es wäre vielleicht verständlich gewesen, wenn wir, vom Ausmaß dieses Vorschlages überwältigt, vor den Schwierigkeiten zurückgeschreckt wären. Aber wir taten es nicht. Wir ließen uns von vier der größten europäischen Sachverständigen bestätigen, daß das Projekt auf einer gesunden wirtschaftlichen Basis ruht, und trotz der manchmal irregeleiteten und manchmal interessierten Opposition haben wir uns nicht zurückhalten lassen. Die Bauarbeiten schreiten rüstig vorwärts. Wenn das Werk fertiggestellt sein wird, werden wir in Irland ein nationales Aktivum von größter Bedeutung besitzen. Es wird nicht nur die Betriebskraft für unsere Industrie zur Verfügung stellen, sondern auch Beleuchtung für unsere Städte und Dörfer. Hier ist die Möglichkeit, Licht ins Dunkel zu tragen, Zeit und Arbeit zu sparen und die Produktion zu erhöhen.

Als wir im Jahre 1922 die Regierung übernahmen, war die Steuerlast fast überwältigend. Im Jahre 1919/1920 hat Irland Steuern in Höhe von mehr als 50 Millionen £ aufgebracht. Im Jahre 1920/1921 betrug die Steuerlast 49 Millionen £. Im Jahre 1922 ist die Einkommensteuer von 6 Shilling pro £ auf 5 Shilling ermäßigt worden. Im Jahre

1925 setzten wir sie auf 4 Shilling herab, und in diesem Jahre haben wir eine weitere Herabminderung um 1 Shilling erreicht. Auf diese Weise haben wir in fünf Jahren die Einkommensteuer auf die Hälfte herabgesetzt.

Im Jahre 1924 haben wir die Teezölle von 8 Pence auf 5 Pence pro Pfund herabgesetzt und sie im Jahre 1925 vollkommen aufgehoben. In demselben Jahr haben wir auch den Zoll auf Kakao und Kaffee aufgehoben und den Zuckerzoll von 2¾ Pence auf 1 Pence pro Pfund ermäßigt. Um dem Handel einen Ansporn zu geben, haben wir die Telephongebühren und gewisse Postabgaben vermindert. Die Verdoppelung der landwirtschaftlichen Kredite bedeutet einen staatlichen Zuschuß von 600 000 £, der die Abgaben der Landwirte vermindern soll. Wir haben alle diese Ermäßigungen durchgeführt, ohne daß die öffentlichen Dienste darunter zu leiden hatten, ja wir haben sogar neue Einrichtungen für den öffentlichen Gebrauch geschaffen. Der Voranschlag für den Haushalt dieses Jahres schätzt das Einkommen auf ungefähr 23 200 000 £, mit anderen Worten, die Besteuerung ist seit dem Jahre 1921 von 11 £ 3 Shilling pro Kopf der Bevölkerung auf 7 £ 15 Shilling herabgesetzt worden. In diesen Ziffern sind die Einnahmen der Post und anderes enthalten. Die reinen Steuerabgaben von 10 £ 12 Shilling des Jahres 1920/21 müßten mit denen des Jahres 1927/28 in Höhe von 6 £ 10 Shilling verglichen werden. Ich denke, daß hier ein großer Erfolg zu buchen ist. Es darf nicht vergessen werden, daß wir in diesem Zeitraum einen Bürgerkrieg unterdrückt haben, Entschädigungen zahlten, Eisenbahnen, Wege und öffentliche Gebäude bauten und große Summen für den Häuserbau ausgegeben haben. Unsere jetzige Finanzlage ist als gut zu bezeichnen. Wir verfügen über einen erfreulichen Kredit. Unsere gesamte Nationalschuld beträgt 16 250 000 £, aber dagegen stehen Aktiva, die unsere Kapitalverpflichtungen auf netto 12,5 Millionen £ herabsetzen. In diesen Zahlen sind alle Posten enthalten, mit Ausnahme der Rückzahlungen der Beträge, die die britische Regierung uns seit der Unterzeichnung des Vertrages vorgestreckt hat und die sich auf etwas weniger als 5 Millionen £ belaufen.

Dieser letzte Posten führt mich zu einer anderen Errungenschaft, die viel dazu beigetragen hat, um die Finanzen des irischen Freistaates zu stabilisieren. Ich denke an das Abkommen des Jahres 1925, durch das es uns gelungen ist, uns der unter Artikel 5 enthaltenen unbeschränkten Verpflichtung einer Beteiligung an der öffentlichen Schuld und den Kriegspensionen des Vereinigten Königreiches zu entledigen. Die Schätzung unserer Beteiligung durch gewisse Sachverständige schwankten zwischen 5 und 19 Millionen Pfund jährlich. Sie waren selbstverständlich so lächerlich wie manche andere Ausflüge dieser Herren auf das Gebiet der Finanz.

Ich kann nur in Umrissen auf die anderen Aktivitäten der Regie-

rung in den letzten fünf Jahren hinweisen. Auf dem Felde der Lokalverwaltungen haben wir viele Reformen vorgenommen. Seit dem Jahre 1922 sind 14 000 Häuser gebaut worden oder befinden sich noch im Bau. Die gesamten zum Häuserbau gewährten öffentlichen Mittel belaufen sich auf ungefähr ¾ Millionen £. Für die Besserung der Wege haben wir weitere 5 Millionen zur Verfügung gestellt. Wir haben außerdem manche Drainierungsarbeiten durchgeführt und zum Beispiel die Trockenlegung von Owenmore und Barrow in Angriff genommen, um die seit Jahren ersucht wurde. In den vergangenen Jahren beliefen sich unsere Ausgaben für Drainierungsarbeiten auf 112 000 £. Wir haben auch die Telephoninstallierungen um 25 Prozent gesteigert und dreihundert Städte und Dörfer mit Telephonanlagen versehen, die bisher noch keine hatten. Wir haben die Absicht, die Telephonanlagen auch auf den Teil der Grafschaften Mayo, Kerry und Donegal auszudehnen, wo bis jetzt große Gebiete keine Telephonverbindungen besitzen.

Unser Fischereiamt hat das frühere Fischfangsystem reorganisiert, um den wertvollen Binnenfischereien Schutz vor den Fischräubern zu gewähren, die sich besonders in den Zeiten der Unruhen herumtrieben. Die Brutanstalten für Fischlaich werden vom Fischereiamt kontrolliert, und erzeugen eine jährliche Lachsbrut von fünf Millionen, und eine neue Brutanstalt ist eben fertiggestellt worden, die weitere drei Millionen erzeugen wird. Die Bedeutung dieser Tatsache ist aus folgenden Zahlen ersichtlich: In den Jahren 1924 bis 1926 sind in unseren Flüssen Lachse im Werte von 750 000 £ gefischt worden.

Auf dem Gebiet der Volkserziehung versuchten wir, den Erziehungsapparat des Staates zu reorganisieren, um die Arbeit der drei großen Erziehungszweige — des primären, des sekundären und des technischen Unterrichts — zu verschmelzen. Früher bestand keinerlei Verbindung, weder geistig noch administrativ, zwischen den bestehenden Systemen. Unser erster Schritt strebte die Vereinheitlichung der Kontrolle des Unterrichts in der Zentralstelle der Regierung und die Vereinheitlichung der Unterrichtsziele und Methoden an. An Stelle unzusammenhängender Bruchstücke von Systemen ist ein einheitlicher Erziehungsaufbau erreicht worden. Wir haben ein Gesetz des Zwangsunterrichts für Kinder zwischen sechs und vierzehn Jahren erlassen. Wir haben auch manche Reformen des sekundären Unterrichts durchgeführt und die Lehrer dieser Schulen durch die Einführung von Grundlöhnen staatlichen Beamten gleichgestellt. Wir haben eine Kommission ins Leben gerufen, die Sachverständige aus Schweden und aus der Schweiz enthält, um das Problem der industriellen und kommerziellen Schulung der Jugend im weitesten Sinne des Wortes zu entwickeln. Zwei landwirtschaftliche Akademien sind in Dublin und Cork ins Leben gerufen worden, und zur Erhöhung des Interesses an der Landwirtschaft haben wir den landwirtschaftlichen Unterricht in

allen Grundschulen, in denen die dafür geeigneten Lehrer vorhanden sind, als Zwangsfach eingeführt. Früher wurde er nur in 100 Schulen erteilt, während heute dieses Fach in 2000 Schulen gelehrt wird.

Die wesentlichste Reform, die durchgeführt wurde, bezieht sich auf die irische Sprache. Wir haben im Unterricht des Irischen in den Schulen große Fortschritte zu verzeichnen. Das Irische wird jetzt als Vorbedingung zum Eintritt in den Staatsdienst verlangt. Wir haben alles getan, um die Zerstörungsarbeit des letzten Jahrhunderts wieder auszugleichen. Die ganze Politik unseres Unterrichtsministeriums erstrebte Entwicklung des nationalen und individuellen Charakters der Selbstachtung und der Erweckung und Schulung der Intelligenz jedes Knaben und jedes Mädchens für den Dienst der Allgemeinheit. Kein Volk kann die Schicksale seiner Innenpolitik mit vollständiger Freiheit bestimmen, wenn seine internationale Unabhängigkeit nicht gesichert ist. Das ist die erste Bedingung des freien nationalen Lebens, und alle Völker erhalten kostspielige Auslandsvertretungen, um dies herbeizuführen. Bei der Reichskonferenz im November 1926 haben einige Staaten des britischen Commonwealth feierlich erklärt, daß sie ihr eigenes Schicksal in die Hand zu nehmen beabsichtigen und weder in ihrer Außen- noch in ihrer Innenpolitik voneinander abhängig sein wollen. Die Regierung der Vereinigten Staaten, die die Gesandten für Ottawa und Dublin bestimmte, hat durch diesen Schritt den internationalen Status des irischen Freistaates und Kanadas anerkannt. Auf diese Weise ist die Verteidigung unserer internationalen Lage und unserer nationalen Sicherheit erhöht und gestärkt worden, Schritt für Schritt, von der Mitgliedschaft zum Völkerbund bis zur Beteiligung an den Diskussionen der Reichskonferenz und einer formellen Anerkennung durch einen der mächtigsten Staaten der Welt. Die Erhaltung und Konsolidierung dieser Stellungen ist die Pflicht unseres auswärtigen Ministeriums, das als eines der wichtigsten Elemente in unserem staatlichen System existieren muß.

Ich glaube, daß die Politik der Regierung in den letzten fünf Jahren aus der Zusammenfassung unserer Tätigkeit, die ich soeben gegeben habe, vollkommen verstanden werden kann, und ich glaube auch, daß sich aus unserem Arbeitsprogramm ergibt, wie weit die Regierung wohlgeordnete Pläne und ein gut durchdachtes Ziel verfolgt. Wenn wir alle Maßnahmen, die ich eben erwähnt habe, nicht vereinzelt, sondern in ihrem Verhältnis zueinander und zu dem Gesamtbild betrachten, werden wir sehen, wie weit die verschiedenen Vorschläge sich miteinander verflechten. Man wird sich dessen bewußt werden, daß die Schritte, die wir unternommen haben, um die Wirtschaft und die Industrie zu fördern, sei es in Form einer Erleichterung der Besteuerung, einer Verbesserung der Transportmöglichkeiten, einer Steigerung der Produktion oder der Verbesserung der Absatzmethoden, von der Absicht diktiert waren, die Prosperität unseres Staatsbürgers zu erhöhen, den irischen Produzenten

auf ein Niveau zu heben, das ihm eine Konkurrenz mit seinem Rivalen ermöglicht und das Kapital des Landes durch eine Verminderung der ungünstigen Handelsbilanz zu erhalten, die infolge unserer großen Einkäufe im Ausland so stark gestiegen war.

Die erste Notwendigkeit für das Land ist die Erhaltung der jetzigen Stabilität. Ziel und Zweck der Cumann Na n Gaedheal Organisation ist eine geordnete Gesellschaft, harte, dauernde Arbeit, eine entschiedene Politik des Wiederaufbaus, eine Rekrutierung der staatlichen Beamten auf Grund ihrer persönlichen Eignung, wirksame, aufrechte, wirtschaftliche öffentliche Dienste, eine nationale Wirtschaft, die von Tag zu Tag, von Jahr zu Jahr wächst, ein Gleichgewicht des Budgets, eine nationale Renaissance der irischen Kultur und die Erhaltung des Friedens. Die jetzige Regierung hat die Grundfesten zu diesem Bau gelegt, und ein großes, vielversprechendes Werk liegt noch vor uns.

Staatsrechtliche Gestaltung des Deutschen Reiches.

Von Dr. *Robert Weismann,*
Staatssekretär des Preußischen Staatsministeriums.

Die Frage, ob der in der Weimarer Verfassung festgehaltene staatsrechtliche Aufbau Deutschlands so bleiben kann oder geändert werden muß, ist plötzlich in den Mittelpunkt des politischen Interesses gerückt und zu einer brennenden Tagesfrage geworden. Wenn unsere Enkel später einmal auf die bunte Karte des heutigen Deutschland zurückblicken werden, werden sie sich sicher eines Lächelns nicht erwehren können, einmal über die Buntheit der Länderverteilung als solche, sodann darüber, daß ihre Väter diesen, das Groteske streifenden Zustand so lange Zeit als etwas Unantastbares haben betrachten können.

Bekanntlich zerfällt das Reich heute noch, nachdem Thüringen sich zu einem einheitlichen Lande zusammengeschlossen hat, in 18 Länder, aber die Größe dieser Länder ist eine außerordentlich verschiedene; auf der einen Seite ein Land, das drei Fünftel, also die große Mehrheit des deutschen Volkes für sich allein umfaßt, auf der anderen Seite 17 Länder, die die Minderheit des deutschen Volkes einschließen. So gibt es auf der einen Seite das Land Preußen mit fast 39 Millionen Einwohnern, also etwa der Einwohnerzahl Frankreichs, und auf der anderen Seite das Land Schaumburg-Lippe mit noch nicht 50 000 Einwohnern, also bei weitem noch nicht die Einwohnerzahl der Stadt Potsdam. Zu dem Charakteristikum des heutigen Zustands gehört weiter, daß *kein einziges* dieser 18 Länder ein *geschlossenes* Staatsgebiet besitzt. Sie zerfallen fast alle in ein oder mehrere Hauptteile und eine Reihe von Enklaven, was dazu führt, daß sie ihrerseits wieder Enklaven anderer Länder innerhalb ihres Gebiets einschließen müssen. Auf diese Weise zerfällt z. B. Preußen in nicht weniger als 39 Teile, einen Hauptteil, der seinerseits wieder andere Länder ganz oder teilweise in sich schließt und in zahlreiche Enklaven, die, was auch nicht allgemein bekannt ist, bis beinahe an die Ufer des Bodensees zerstreut liegen; denn eine Autofahrt von etwa 15 Minuten von Lindau aus genügt, um an eine Stelle zu kommen, wo an der Landstraße neben dem weiß-blau gestrichenen Grenzpfahl Bayerns der schwarz-weiß gestrichene Grenzpfahl steht mit dem preußischen Adler und der Umschrift: „Preußen,

Hohenzollernsche Lande". Es handelt sich hier um die, landschaftlich übrigens sehr reizvolle, Enklave Achberg. Bayern zerfällt bekanntlich in einen rechts- und linksrheinischen Teil und umschließt eine thüringische Enklave, während Thüringen selbst auch nach seiner Zusammenfassung nichts weniger als ein geschlossenes Staatsgebiet ist, sondern vielmehr preußische und sächsische Enklaven umschließt und seinerseits wieder außer in Bayern Enklaven in Preußen und in Sachsen hat. Daß Oldenburg in drei weit voneinander gelegene Teile zerfällt, nämlich das Stammland Oldenburg, Eutin und Birkenfeld, ist schon bekannter, daß aber z. B. das kleine hamburgische Staatsgebiet wieder in zehn Teile zerfällt und das braunschweigische in acht, ist schon weniger bekannt, ebenso, daß zu Baden zwei von schweizerischem Gebiet völlig umschlossene, also außerhalb der Reichsgrenze gelegene Enklaven gehören (nämlich Büsingen und der Bickenbacher Hof, die vom Kanton Schaffhausen eingeschlossen sind und deshalb noch zu Deutschland gehören, weil sie früher Teile des Bistums Konstanz waren). Ein ähnlicher Zustand ist übrigens ganz neuerdings durch Maßnahmen der Entente entstanden dadurch, daß es heute mehrere deutsche Dörfer südlich von Aachen, völlig von belgischem Gebiet umschlossen, gibt. Wenn man diese Sachlage überblickt, so ist es sicher nicht zuviel gesagt, wenn ich soeben aussprach, daß unsere Enkel darüber lächeln werden, ebenso wie wir heute lächeln, wenn wir eine Karte des Deutschland aus der vornapoleonischen Zeit mit seinen mehr als 300 weltlichen und geistlichen Gebieten in die Hand bekommen, und es ist ebenso unbegreiflich, wie ich schon sagte, daß man einen derartigen Zustand solange als etwas Unantastbares betrachten konnte und an manchen Stellen auch heute noch betrachtet. Es ist dies um so unbegreiflicher, als diese Buntheit der deutschen Karte mit ihren Zufallsgebilden im wesentlichen entstanden ist durch dynastische Interessen und ihre heutige Gestaltung zum großen Teil erst durch einen Machtspruch Napoleons I. und durch die Beschlüsse des Wiener Kongresses, auf dem bekanntlich der ausgesprochenste Länderschacher betrieben wurde, erfahren hat. Es sind dabei so eigentümliche Gebilde herausgekommen, daß sich z. B. die erste Großherzogin von Baden, Stephanie, eine Nichte Napoleons, zu dem Ausspruch veranlaßt sah: Mon pays a certainement une figure un peu bizarre, mais, au moins, il a une superbe taille.

Es ist zuzugeben, daß der jetzige Zustand, der nun schon länger als ein Jahrhundert besteht, in der Bevölkerung der einzelnen Länder ein gewisses Zusammengehörigkeitsgefühl hat entstehen lassen und daß er auch für die kulturelle Entwicklung Deutschlands seine Bedeutung hatte. Immerhin ist es doch geboten, auch die Entstehung der heutigen Ländergrenzen sich ins Gedächtnis zurückzurufen, um zu erkennen, daß die Unantastbarkeit doch nur eine sehr problematische sein kann um so mehr, wenn man sich vergegenwärtigt, daß ein Teil

der deutschen Länder ihre heutige Gestalt so gut wie ausschließlich durch die Rheinbundpolitik und die damit verbundene Unterwürfigkeit unter Napoleon I. gewonnen hat, ein Blatt der deutschen Geschichte, an das man sich im allgemeinen doch nur mit gewisser Zurückhaltung zu erinnern vermag. Man wird heute bedauern können, daß sich im Herbst 1918 nicht die Staatsmänner gefunden haben, die diesen ganzen Wust aus längst vergangener Zeit beseitigt haben und, was damals an sich möglich gewesen wäre, auch den Mut zu entsprechender kühner Handlung fanden. Man darf aber nicht vergesen, daß man in Weimar mit Recht froh war, daß man überhaupt etwas zustande gebracht hatte, und daß man aus dem Zusammenbruch wenigstens die Einheit des Reiches retten konnte. Die Verhältnisse waren eben damals stärker als die Menschen, jedenfalls aber hat diese Tatsache zur Folge gehabt, daß der bestehende Zustand in die Weimarer Verfassung überging und noch heute mit allen seinen Schwierigkeiten die deutsche Zukunft belastet. Eine Lösung hat auch die Weimarer Verfassung nicht finden können. Mit kühnem Schwung wurde der Weg zum Einheitsstaat von ihren Verfassern bestritten, allein, je länger die Beratungen dauerten, desto mehr stellten sich die alten Hemmungen ein, und das schließliche Ergebnis war eine Halbheit. Die seit der Weimarer Verfassung verflossenen neun Jahre haben die Nachteile dieser Halbheit immer deutlicher erkennen lassen; diese Halbheit ist es, die zu dem allseitig beklagten Nebeneinander-, Gegeneinander- und Durcheinanderregieren geführt hat, das einen außerordentlich großen und kostspieligen Leerlauf der Verwaltungsmaschine verursacht, die aber andererseits auch gerade dadurch in fast überraschender Weise die Erkenntnis in immer weitere Kreise hat dringen lassen, daß es so, wie es heute ist, nicht bleiben kann. Es wird ernsthaft eigentlich von keiner Seite mehr bestritten, daß das verarmte, mit schweren Kriegsentschädigungen, oder wie man heute euphemistisch sich ausdrückt, mit Reparationszahlungen belastete Deutschland sich auf die Dauer einen so komplizierten und kostspieligen Verwaltungsapparat einfach nicht mehr leisten kann. So ertönt von Jahr zu Jahr, ja von Monat zu Monat lauter der allgemeine Ruf nach einer Verwaltungs- bezw. Verfassungsreform, und der steuerliche Druck, unter dem die wirtschaftliche Lage der gesamten Bevölkerung leidet, wird mithelfen, die gefühlsmäßigen Hemmungen, die einer Verwirklichung an manchen Stellen noch entgegenstehen, zu überwinden. Die im Augenblick zur Beratung stehende Besoldungsreform hat in klarer Weise durch nüchterne Ziffern die Kostspieligkeit der heutigen Verwaltungsapparate in den verschiedenen Ländern erkennen lassen. Hierfür einige Zahlen:

Die Besoldungsreform in Preußen wird einen Mehraufwand für den Staat von 193 Millionen Mark erfordern. Es ist ohne weiteres zuzugeben, daß auch Preußen in seinem Verwaltungsapparat noch wesentlich sparen könnte, aber daß ein staatlicher Großbetrieb, genau

so wie es in der Wirtschaft der Fall ist, rationeller und billiger arbeitet als ein Mittel- oder Kleinbetrieb, das hat sich bei dieser Besoldungsreform trotzdem schon klar erwiesen. Während Preußen, wie gesagt, den Mehraufwand für seine Beamtenschaft auf 193 Millionen Mark beziffert, wobei noch zu beachten ist, daß dabei auch die nach Tausenden sich beziffernden Beamten und Lehrer aus den verlorenen Gebieten und die Pensionslasten eines früher erheblich größeren Staates zu berücksichtigen sind, Ausgaben, die für andere Länder überhaupt nicht in Betracht kommen, beziffert Bayern z. B. seinen Aufwand auf 58 Millionen Mark, Sachsen auf 35 Millionen Mark, Württemberg auf 20 Millionen, Baden auf etwa 16 Millionen Mark usw. Legt man den bayerischen Maßstab zugrunde, so müßte Preußen, das reichlich fünfmal soviel Einwohner hat wie Bayern, nicht 193, sondern rund 300 Millionen Mark aufwenden, nach dem württembergischen Maßstab ergibt sich dieselbe Summe, nach dem sächsischen und badischen Maßstabe müßten es etwa 260 Millionen Mark sein. Nimmt man den Maßstab eines kleinen Landes zum Vergleich, so würde das Mißverhältnis noch auffallender sein, da es in der Natur der Sache liegt, daß, je kleiner ein Land ist, desto unverhältnismäßig größer z. B. die Zahl der höheren Beamten sein muß, da sich alle eine eigene Zentralverwaltung leisten. Es ergibt sich also an der Hand der Ziffern der jetzigen Besoldungsreform ohne weiteres, daß die kleineren und mittleren Länder im Verhältnis zu einem großen Staat unverhältnismäßig teuer wirtschaften; man kann das auch ohne weiteres im einzelnen nachweisen. Während z. B. die Rheinprovinz einschließlich des preußischen Anteils am Saargebiet mehr Einwohner hat als ganz Bayern, erfordert ihre Verwaltung nur 1 Oberpräsidenten und 5 Regierungpräsidenten. Man vergleiche damit für eine etwa gleiche Seelenzahl den Verwaltungsapparat in Bayern, der, abgesehen von den 7 Ministerien, 8 Regierungen umschließt. Man vergleiche weiter, daß die Rheinprovinz 2 Oberlandesgerichte hat, Westfalen mit 5 Millionen Einwohnern nur 1, Bayern dagegen 5, wozu noch ein oberstes Landesgericht kommt. In Bayern kommt durchschnittlich auf knapp 1½ Millionen Einwohner 1 Oberlandesgericht, in Preußen auf reichlich 3 Millionen. In Bayern gibt es 8 Oberpostdirektionen, die alle zusammen noch nicht den Verkehr und die Einnahmen aufweisen, wie z. B. die *eine* Oberpostdirektion Berlin, die lediglich die Stadt Berlin umfaßt. Preußen, das an Fläche reichlich viermal so groß ist wie Bayern, hat 406 Landratsämter, Bayern rund 170 Bezirksämter, d. h. nach diesem Maßstabe müßte Preußen statt rund 400 rund 700 Landkreise haben, und diese Beispiele könnte man auch bei anderen Ländern beliebig fortsetzen. Es kann also ernsthaft nicht bestritten werden, daß eine Vereinfachung des deutschen Staatsbetriebes sehr erhebliche Ersparnisse mit sich bringen müßte, wobei auch nicht vergessen werden darf, daß diese Zersplitterung in 18 Länder, abgesehen von der Doppelarbeit usw., auch

bei den Reichsministerien eine unverhältnismäßige Mehrarbeit verursacht. Eine genaue Berechnung der Ersparnisse im einzelnen wird nicht möglich sein, es kann aber nicht bezweifelt werden, daß sie alles in allem im Beharrungszustande mehrere hundert Millionen Mark im Jahre betragen dürfte. Es ist ein Unding, ein verarmtes Land auf die Dauer mit rund 60 Ministerien und mehr als 2000 Parlamentariern zu regieren und an 19 verschiedenen Stellen parlamentarisches System zu exekutieren.

Nun muß natürlich sofort die Frage aufgeworfen werden, wie soll denn nun der deutsche Einheitsstaat, wenn er einmal kommt, aussehen, und wie sollen wir zu diesem Ziele kommen? Um zunächst die letztere Frage vorwegzunehmen, so habe ich schon erwähnt, daß der Druck zu dem Ziele des Einheitsstaats seit dem verlorenen Kriege vornehmlich von seiten der Finanzen aus wirksam ist. Es wird zwar immer gesagt, der Einheitsstaat, wenn er mal kommen soll, darf nicht durch finanzielle Aushöhlung der Länder erreicht werden; das ist an sich richtig, sofern eine solche finanzielle Aushöhlung absichtlich mit Überlegung herbeigeführt wird, aber tatsächlich ist dies ja auch nicht der Fall, sondern die finanzielle Aushöhlung erfolgt gleichsam zwangsläufig, ohne daß überlegte Regierungsmaßnahmen dabei mitspielen; zwangsläufig insofern, als eben Deutschland nach dem verlorenen Kriege außenpolitisch unter finanziellem Druck steht. Deshalb mußte die Weimarer Verfassung und die ihr folgende Gesetzgebung dem Reich die Steuerhoheit übertragen im Gegensatz zu früher, wo die Länder die Steuerhoheit besaßen und je nach Bedürfnis das Reich durch Matrikularbeiträge zu dotieren verpflichtet waren. Dieser Entwicklungsprozeß ist auch heute noch nicht abgeschlossen, im Gegenteil, der Schlußstein soll durch das jetzt zur Beratung stehende Steuervereinheitlichungsgesetz eingefügt werden. Obgleich die Steuerlast für die Wirtschaft eine fast unerträgliche Höhe erreicht hat, hat sich dennoch von Jahr zu Jahr mehr gezeigt, daß die gemeinsame finanzielle Decke für Reich, Länder und Gemeinden zu kurz ist. Da das Reich aber in *erster* Linie unter dem außenpolitischen Druck steht und deshalb seinen eigenen Geldbedarf unter eine gewisse Grenze nicht sinken lassen *kann,* so ist es ganz unausbleiblich, daß diese finanzielle Knappheit sich letzten Endes auf Länder und Gemeinden auswirken muß, bei denen dann dieser sogenannte Aushöhlungsprozeß eben wirksam wird als letzter Ausläufer der außenpolitischen Gesamtsituation Deutschlands. Der Weg der Dotationen des Reichs an Länder und Gemeinden, mit denen man sich heute noch behilft, ist daher auf die Dauer unmöglich. Um aus der heutigen unhaltbaren Sachlage herauszukommen, muß vielmehr das Reich grundsätzlich den Standpunkt einnehmen, daß ein Land, das glaubt, auf die Erhaltung seiner sogenannten Staatspersönlichkeit entscheidenden Wert legen zu müssen, die oberste Verpflichtung hat, diese Staatspersönlichkeit restlos auch selbst zu bezahlen, d. h. daß das Reich, wenn ein solches

Land sich dazu nicht mehr imstande erklärt, grundsätzlich jede Sonderdotation abzulehnen hat, die ja doch praktisch bedeutet, daß andere Länder, die auf ihre Staatspersönlichkeit weniger Wert legen und bereit sind, in einem einheitlichen Reich aufzugehen, auf Umwegen über das Reich zur Dotierung der auf ihre Staatspersönlichkeit eifersüchtigen Länder beitragen müssen. Heute findet eine solche Dotierung hauptsächlich mit Hilfe des bekannten § 35 des Finanzausgleichsgesetzes statt, der dazu führt, daß die steuerschwachen Länder überhaupt keine Einkommen- und Körperschaftssteuer mehr für die allgemeinen Reichsaufgaben beizutragen haben, da das Reich auf seinen Anteil an diesen Steuern aus diesen Ländern zu deren Gunsten zu verzichten gezwungen wird. Zur Erklärung dieses § 35 möchte ich daran erinnern, daß nach dem Finanzausgleichsgesetz das Reich aus dem Aufkommen an Einkommen- und Körperschaftssteuer in jedem einzelnen Lande 75 % an die Länder überweist und 25 % für seinen eigenen Bedarf behält. Nun bestimmt der § 35, daß, wenn das Aufkommen an Einkommen- und Körperschaftssteuer in einem Lande um mehr als 20 % hinter dem Durchschnittsaufkommen pro Kopf der Bevölkerung im ganzen Reich zurückbleibt, dann das Land Anspruch darauf hat, daß das Reich aus seinen eigenen Mitteln ihm den fehlenden Betrag bis zur Grenze von 80 % zu ersetzen hat. Ein Beispiel wird dies klarmachen. Nehmen wir an, daß der Durchschnitt des Aufkommens an Einkommen- und Körperschaftssteuer im Reiche pro Kopf der Bevölkerung 100 Mark beträgt, in einem Lande aber nur 60 Mark, so zahlt das Reich von diesen 60 Mark 45 Mark an das betreffende Land zurück und behält für sich 15 Mark. Da es aber nach dem § 35 verpflichtet ist, bis zur Grenze von 80 % die Differenz zwischen dem Aufkommen in dem betreffenden Land und dem Durchschnittsaufkommen im Reich zu erstatten, so hat es dem Land außer den 45 Mark auch noch die Differenz zwischen 60 und 80 Mark zu überweisen, also nicht 45, sondern 65 Mark. Das Land hat ihm aber selber nur 60 Mark pro Kopf der Bevölkerung geliefert. Seit dem Frühjahr dieses Jahres ist wenigstens dieser unhaltbare Zustand abgeschafft worden, daß ein Land vom Reich sogar noch einen höheren Betrag pro Kopf der Bevölkerung zurückerstattet bekommt, als es selbst an das Reich abgeliefert hat. Seitdem bekommt es wenigstens nur noch den Ersatz bis zur Höhe des von ihm selbst aufgebrachten Betrages. Nach unserem Beispiel bekommt also das betreffende Land die vollen 60 Mark, die es an das Reich gezahlt hat, zurückerstattet, trägt also aus der Einkommen- und Körperschaftsteuer nicht einen Pfennig zu den allgemeinen Lasten, vor allem auch nicht zu den Reparationslasten, des Reichs bei. Ist dieser Zustand auf die Dauer erträglich? Gegen ihn haben sich, allerdings bisher ohne Erfolg, Reich und Preußen gewehrt; Preußen deshalb, weil es in der Hauptsache die Unkosten zu tragen hat, da bei ihm der § 35 niemals in Betracht kommen *kann*, weil der Durchschnitt des Steueraufkommens in Preußen bei seiner Größe im wesent-

lichen immer dem Durchschnitt im ganzen Reich entsprechen muß. Ist es nun wirklich berechtigt, daß die Gesamtheit der deutschen Steuerzahler auf Grund dieses § 35 für Mecklenburg-Schwerin jährlich 4,9 Millionen, für Oldenburg 2,4, Lippe 1,1 Millionen, für Mecklenburg-Strelitz 730 000, Lippe-Schaumburg 325 000 Reichsmark zuschießen muß, nur damit diese Länder sich weiter in ihrer „Staatspersönlichkeit" ausleben können? Das Vernünftige wäre vielmehr, daß, falls ein Land erklärt, daß es finanziell nicht mehr weiter kann, das Reich ihm die Alternative zu stellen hätte, sich entweder in die unmittelbare Verwaltung des Reichs übernehmen zu lassen oder, falls das Land dies nicht will, sich mit einem anderen Lande zu verbinden. Ich höre hier schon den Einwand: „Aha, letzteres will Preußen!" Um Mißverständnissen vorzubeugen, will ich gleich erklären, daß Preußen, das bereit ist, jederzeit in einem einheitlichen Reich aufzugehen, sofern die anderen Länder zu dem gleichen Opfer auf dem Altar des gemeinsamen Vaterlandes bereit sind, keinerlei eigenes Interesse hat, kleinere Länder, die nicht mehr weiter können, bei sich aufzunehmen oder, wenn es auf Wunsch dieser Länder doch geschieht, nur deshalb, damit diese Länder gemeinsam mit Preußen möglichst bald in dem einheitlichen Reich aufgehen. Die Aufnahme eines anderen Landes kostet, wie die Dinge zurzeit liegen, den Preußischen Staat heute nicht nur Geld, sondern auch eine Minderung seines Einflusses im Reichsrat, da sich ja damit die Gesamtzahl der Reichsratsstimmen vermindert und damit auch zwei Fünftel der Gesamtzahl, auf die die preußischen Stimmen nach der Verfassung beschränkt sind.

Ich will auch hierzu eine Erläuterung geben. Als ich behauptete, daß die Väter der neuen Verfassung in Weimar mit kühnem Schwung den Weg zum Einheitsstaat beschritten haben, so habe ich damit hauptsächlich gemeint, daß man damals als ein Haupthindernis für den Einheitsstaat das große Preußen und seinen angeblichen allmächtigen Einfluß betrachtete. Man war deshalb bestrebt, den preußischen Einfluß möglichst zu mindern und hat das Ziel dadurch zu erreichen versucht, daß man die preußischen Stimmen im Reichsrat nicht wie bei den anderen Ländern nach der Einwohnerzahl berechnete, sondern festsetzte, daß Preußen niemals mehr als zwei Fünftel aller im Reichsrat vorhandenen Stimmen haben dürfe. Infolgedessen erhielt Preußen im Reichsrat nur 26 Stimmen, während es nach seiner Einwohnerzahl 55 Stimmen hätte haben müssen. Damit hat man aber nicht haltgemacht, sondern hat außerdem die preußischen Stimmen geteilt, indem man der Preußischen Staatsregierung nur die Hälfte der Stimmen ließ und die andere Hälfte auf die preußischen Provinzen nach Maßgabe eines Landesgesetzes übertrug. Dieses Landesgesetz, das übrigens an sich jederzeit geändert werden kann, falls sich eine Mehrheit dafür findet, hat jeder Provinz eine Stimme gegeben, die unabhängig von jeder Instruktion abgegeben werden kann. Dadurch

ist es nun gekommen, daß die preußischen Regierungsstimmen von den Provinzialstimmen häufig ganz oder teilweise aufgehoben werden, so daß Preußen bei wichtigen Gesetzentwürfen im Enderfolg mit weniger Stimmen im Reichsrat auftritt als irgendein viel kleineres Land. Um nun auf unseren Ausgangspunkt zurückzukommen, ergibt sich aus der eben mitgeteilten Bestimmung, daß Preußen nie mehr als zwei Fünftel der Gesamtstimmen im Reichsrat haben darf, daß bei dem Anschluß kleinerer Länder die Gesamtzahl der Stimmen sich verringert und Preußen dadurch gezwungen wird, eine oder mehrere seiner Stimmen im Reichsrat herzugeben. Ich verrate kein Geheimnis, wenn ich mitteile, daß der Anschluß Waldecks an Preußen bevorsteht. Schon durch das Hinzutreten Waldecks an Preußen wird Preußen, abgesehen von der bisher von ihm geführten waldeckschen Stimme, eine weitere Stimme im Reichsrat verlieren. Man wird mir zugeben, daß schon dieser vollkommen unmögliche Zustand eines Tages zu einer Verfassungsänderung führen muß, und wenn ich hinzusetze, daß der Fall der Stimmenminderung Preußens auch dann eintreten muß, wenn sich etwa zwei Länder, ohne daß Preußen irgendwelchen Einfluß darauf ausüben kann, zusammentun, was z. B. bei den beiden Mecklenburgs doch immerhin denkbar, um nicht zu sagen erwünscht, wäre, so wird man mir erst recht beipflichten, wenn ich diesen Zustand für unhaltbar erkläre. Pikant wird der Fall aber dann, wenn die Zahl der sich zusammenschließenden oder an Preußen sich anschließenden Länder so groß wird, daß die preußische Stimmenzahl unter 26 sinkt und die Bestimmung der Verfassung, wonach die eine Hälfte der preußischen Stimmen der Regierung, die andere Hälfte den 13 Provinzen zusteht, nicht mehr ausführbar ist. Wie soll dann die Verteilung unter die Provinzen erfolgen? Die Lösung kann nur in einer Verfassungsänderung bestehen, die dann möglicherweise dazu mithelfen wird, die ganze Frage des Einheitsstaates ins Rollen zu bringen. Wenn Preußen trotzdem zur Aufnahme anderer Länder auf deren Wunsch sich bereit erklärt, so geschieht es nur deshalb, weil es dabei einen Fortschritt auf dem Wege zur endgültigen Einheit Deutschlands sieht, zu der mitzuhelfen seiner historischen Mission entspricht, mit deren Erreichung aber auch die Stunde gekommen ist, in der es selbst mit seinem gesamten Staatsvermögen ohne weiteres im Reich aufzugehen freudig bereit ist.

Ich habe mich dann schließlich noch mit dem Einwand auseinanderzusetzen, daß die Herbeiführung eines Einheitsstaates heute noch ein Wiederauftauchen der sogenannten Mainlinie herbeiführen würde.

Das Wort „Mainlinie“ ist nur ein Schlagwort, denn was ist darunter zu verstehen? Etwa eine Abtrennung der süddeutschen Länder vom Deutschen Reich? Das ist doch wohl ernsthaft nicht anzunehmen. Süddeutschland umfaßt nur ein Fünftel der Einwohner des Reichs und ist zudem der wirtschaftlich und finanziell schwächere Teil. In der heutigen Zeit, in der wirtschaftliche Gesichtspunkte alles überschatten,

ist es wohl eine Unmöglichkeit, aus einer historischen Gefühlspolitik heraus eine Maßnahme zu treffen, die wirtschaftlich betrachtet unsinnig ist. Es würde für die sich trennenden Länder sehr bald zu einer finanziellen und wirtschaftlichen Katastrophe führen und infolgedessen in ihren eigenen Grenzen lebhaften Widerstand auslösen. Wer kann ernsthaft glauben, daß Nürnberg, Mannheim, Ludwigshafen, Stuttgart, Augsburg es jemals ertragen würden, sich von vier Fünfteln des Reichs politisch oder wirtschaftlich trennen zu lassen? Zahlreiche süddeutsche Firmen würden sofort gezwungen sein, ihren Sitz in den größeren Reichsteil zu verlegen und z. B. in Frankfurt am *Main* diese sogenannte *Main*linie ad absurdum zu führen. Es würde sich also lediglich um eine vorübergehende Stimmungslage handeln, die sehr bald verschwinden wird, wenn dieser Einheitsstaat, wie es in der Natur der Sache überhaupt nur sein kann, unter weitgehendstem Ausbau der Selbstverwaltung der zukünftigen Reichsländer (das Wort „Provinzen" ist selbstverständlich zu vermeiden) erfolgt. Die Bevölkerung wird im Alltagsleben einen Unterschied gegen früher überhaupt nicht merken, höchstens von der Vereinfachung der Verwaltungsgeschäfte angenehm berührt sein. Die Zentralisation in Berlin könnte unter Umständen sogar geringer sein als heute. Im übrigen ist dieses Gerede von der Mainlinie auch deshalb um so abwegiger, als ja schließlich, und darin sehe ich in diesem Falle zurzeit noch einen Segen der sogenannten Enklavenwirtschaft, auch Preußen durch seinen Landesteil Hohenzollern an den süddeutschen Dingen unmittelbar interessiert und berechtigt ist, bei der Gestaltung der süddeutschen Dinge ein Wort mitzusprechen. Es ist auch nicht richtig, daß der Einheitsstaat zu einer Verkümmerung der Eigenart der deutschen Stämme führen müsse. Der Preußische Staat ist schon heute der beste Gegenbeweis. Sind etwa die Rheinländer, Schlesier, Holsteiner usw. in der Entwicklung ihrer Eigenart mehr behindert als z. B. die Franken oder die Altbayern? Das wird doch wohl kaum behauptet werden können. — Schließlich muß ich noch einen Vorteil erwähnen, den der Großstaat für die Ausbildung der Beamtenschaft hat. Ohne dem Vorwurf der Überhebung mich auszusetzen, darf ich wohl behaupten, daß die preußischen Beamten, die die Möglichkeit haben, Teile ihrer Ausbildungs- und Dienstzeit in dem rheinisch-westfälischen Industriegebiet oder an der Wasserkante oder in den agrarischen Gebieten des Ostens zu verbringen, sich eine größere Weite des Blickes aneignen können, als es einem Beamten möglich ist, der in einem Mittel- oder gar Kleinstaat groß geworden ist. Dieser Vorteil würde in Zukunft der gesamten deutschen Beamtenschaft offen stehen, und wie sehr sich dieser Vorzug aufdrängt, kann man ja heute hier schon in Berlin in den Reichsministerien und Reichsverwaltungen beobachten, wo es fast die Regel ist, daß ein Beamter, der aus mittlerem oder kleinerem Staate herstammt und im Reichsdienst den Hauch eines größeren Staatswesens verspürt hat, sehr bald nicht mehr den Wunsch hegt, in die kleineren heimischen Ver-

hältnisse zurückzukehren, weil er durch die ihm gebotene Vergleichsmöglichkeit die Wahrheit des Schillerschen Wortes an sich selbst erfahren hat: Im engen Kreis verengert sich der Sinn. Es war übrigens von jeher Grundsatz in Preußen, den Nachwuchs für seine Verwaltung nicht engherzig auf seine eigenen Landeskinder zu beschränken, sondern tüchtige Leute zu nehmen, ohne Rücksicht darauf, wo ihre Wiege stand. Die zahlreichen Wünsche auf Aufnahme in den preußischen Staatsdienst, die aus anderen deutschen Ländern dauernd herantreten, beweisen, daß dort auch heute noch das Verständnis für die Vorzüge eines staatlichen Großbetriebes lebendig ist.

Der Gedanke des deutschen Einheitsstaates ist auf dem Marsche und nichts wird ihn mehr aufhalten können. Nicht die Frage „Ob", sondern die Frage „Wie" ist es, die zur Lösung drängt. Möge die Lösung dieser Frage nicht in die Hände der Ewig-Gestrigen geraten, sondern möge der große Moment der deutschen Geschichte auch ein großes Geschlecht finden!

Polnisch-deutsche Verhandlungsarbeit.

Von Legationsrat *Dr. Mieczyslaw Marchlewski,*
Stellvertretender Vorsitzender der Polnischen Delegation für die Verhandlungen mit Deutschland.

Quoi que ce soit qu'on veuille persuader, il faut avoir égard à la personne à qui on en veut.
(Pascal).

Es ist mir eine Freude, über polnisch-deutsche Verhandlungen in einem Zeitpunkte berichten zu können, in welchem die polnische und die deutsche Regierung mit gleichem Eifer an die Aufgabe herantreten, die seit Februar 1927 abgebrochenen Verhandlungen über einen polnisch-deutschen Handelsvertrag erneut in Fluß zu bringen. Ich lege Wert darauf, mit besonderem Nachdruck hervorzuheben, daß der Abbruch dieser Verhandlungen nicht etwa das Zerreißen sämtlicher Verbindungsfäden bedeutet hat. Schon im März dieses Jahres nahmen die beiden Außenminister Herr Zaleski und Dr. Stresemann, von dem Bewußtsein staatsmännischer Verantwortung getragen, bei der Tagung des Völkerbundes in Genf die Bemühungen auf, für die Verständigung in den Wirtschaftsfragen eine andere, geschmeidigere Methode zu finden, als es die Beratungen im Rahmen der Handelsvertrags-Delegationen waren. Es ist hierbei die Vereinbarung zustande gekommen, zunächst auf diplomatischem Wege einige Vorfragen zu lösen, deren Erledigung sich als Hauptschwierigkeit für das Erreichen eines Ausgleichs zwischen den beiden Delegationen erwiesen hatte. Dieser neue Weg hat sich in der Tat bewährt. Auf Grund eingehender Besprechungen, die im Verlauf dieses Sommers zwischen dem polnischen Außenministerium und dem deutschen Gesandten in Warschau Herrn Ulrich Rauscher stattgefunden haben, ist ein Einvernehmen über jenen Abschnitt des Handelsvertrages erreicht worden, der in erster Linie für die deutsche Seite von maßgebendem Interesse war, nämlich die Bestimmungen über Einreise, Aufenthalt und Niederlassung. Damit ist für die endgültige Einigung ein Hindernis aus dem Wege geräumt worden, dem mit Rücksicht auf die politische Natur dieses Fragenkomplexes eine besondere Kompliziertheit eigen war. Auf demselben Wege wird jetzt versucht wer-

den, ein Einvernehmen über die Probleme zu erreichen, welche für die polnische Seite von entscheidendem Interesse sind. Kommt es auch hier zu einer befriedigenden Lösung, so wird die dann von neuem einsetzende Arbeit der Delegationen fast durchweg rein ausführender Natur sein, und das Ziel jahrelanger, mühevoller Arbeit für die wirtschaftliche Verständigung zwischen Polen und Deutschland wird in sichtbarer Nähe erscheinen.

*

Der Abbruch der Handelsvertragsverhandlungen zwischen Polen und Deutschland bedeutete ebensowenig eine Unterbrechung der gleichzeitig laufenden Verhandlungen, welche die vielfachen Beziehungen der beiden Nachbarstaaten zu normalisieren bestimmt sind.

Wiederholt fand ich in Deutschland und auch im übrigen Ausland die Auffassung vertreten, der durch den Wirtschaftskrieg und durch die Auflösung der beiden Handelsvertrags-Delegationen hervorgerufene Konflikt habe wohl ein Verhandeln auf sämtlichen anderen Gebieten unmöglich gemacht. Diese Auffassung ist glücklicherweise nicht richtig. Der Abbruch der Wirtschaftsverhandlungen hat auf den Verlauf der gleichzeitig bearbeiteten anderen Verhandlungsgegenstände nicht den geringsten Einfluß gehabt. Die beiden Regierungen waren sich stillschweigend darüber einig, den Konflikt möglichst zu begrenzen, ihn nicht auf weitere Gebiete übergreifen zu lassen und die sonstigen Verhandlungen in einer Atmosphäre aufrichtigen Verständigungswillens weiterzuverfolgen. Bei der stets sachlichen und courtoisievollen Art der Besprechungen war auch bei einem Konflikt kein Raum für persönliche Ressentiments. Fast genau die gleichen Herren, die polnischer- und deutscherseits in den Wirtschaftsverhandlungen das Tischtuch zwischen sich zerschnitten hatten, saßen ein paar Tage später wieder am Arbeitstisch zusammen, um ihre Beratungen über andere Probleme des polnisch-deutschen Verhältnisses fortzusetzen. Die Bedeutung dieser Arbeit steht zwar nicht auf derselben Stufe wie die Handelsvertragsverhandlungen; in ihrem Gesamtergebnis ist sie jedoch nicht ohne förderlichen Einfluß auf die Gestaltung der nachbarlichen Beziehungen zwischen der Republik Polen und dem Deutschen Reich.

*

Die polnisch-deutsche Verhandlungsarbeit hat bereits eingesetzt, bevor die Frage eines Handelsvertrages zwischen den beiden Regierungen akut geworden ist. Man macht sich keiner Übertreibung schuldig, wenn man feststellt, daß zwischen Polen und Deutschland seit Jahren ständig verhandelt wird, und daß das Ergebnis dieser Verhandlungen, was die Zahl der bereits abgeschlossenen Verträge, Abkommen und Konventionen betrifft, geradezu einen Rekord darstellt. Es dürfte kaum zwei andere Staaten in der Welt geben, welche im Verlauf von noch nicht zehn Jahren mehr als hundert Verträge abgeschlossen hätten, wie es der Fall bei Polen und Deutschland ist. Die polnische Regierung

unterhält seit längerer Zeit in Berlin eine ständige polnische Delegation unter Vorsitz von Dr. Witold Pradzynski, welcher die Aufgabe zufällt, jenen Bedürfnissen des täglichen Lebens, die eine zwischenstaatliche Regelung verlangen, Rechnung zu tragen und die vielverschlungenen Beziehungen nachbarlichen Nebeneinanderseins rechtlich zu ordnen. Aus der über hundert hinausgehenden Zahl der Abkommen greife ich einige heraus, die ein Urteil über ihre Tragweite zulassen mögen.

Die Fragen der Staatsangehörigkeit sind durch die sogenannte Wiener Konvention vom 30. August 1924 erschöpfend geregelt worden. Das Abkommen ist eine der wissenschaftlich besten Leistungen, die mir auf diesem Gebiete bekannt sind. Es ist eine Fundgrube völkerrechtlicher Probleme und wird zweifellos in der Spezialwissenschaft über Staatsangehörigkeit und bei der Weiterbildung internationalen Rechts entsprechende Beachtung finden.

Den Eisenbahnverkehr zwischen Polen und Deutschland behandelt das Eisenbahnverkehrsabkommen vom 27. März 1926. Auch hier sind einige interessante Fragen aus dem Bereich des internationalen Rechts mit vorbildlicher Gründlichkeit gelöst worden, insbesondere die Frage des Ineinandergreifens zweier Souveränitäten bei der Behandlung deutscher Eisenbahner auf polnischem Gebiet, polnischer Eisenbahner auf deutschem Gebiet. Die mustergültige Bearbeitung dieses Fragenbereiches hat das besondere Interesse der Vereinigten Staaten und Frankreichs hervorgerufen.

Den Verkehr zwischen den beiderseitigen Gerichtsbehörden regelt das polnisch-deutsche Rechtshilfeabkommen vom 29. April 1926. Das Abkommen umfaßt darüber hinaus die Befreiung vom Ausländervorschuß und die Gewährung des Armenrechts im Zivilprozeß, wobei die Staatsangehörigen des anderen Landes wie eigene Staatsangehörige behandelt werden, sowie die Legalisierung von Urkunden für den Gebrauch in dem anderen Staate. Wer Einblick in die Verknüpfungen hat, welche das Zivilrecht zwischen zwei Ländern umfaßt, wird Verständnis für die praktische Bedeutung dieses Abkommens haben, das täglich in weitem Ausmaß Anwendung findet.

Durch das Rechtspflegeüberleitungsabkommen vom 5. März 1924 ist die Behandlung schwebender Zivil- und Strafsachen geregelt worden. Als ein für den Juristen und Politiker interessantes Moment sei hervorgehoben, daß Urteile des deutschen Reichsgerichts bezw. des Berliner Kammergerichts, insoweit diese Gerichte als übergeordnete Instanzen über jetzt polnische Gerichte tätig waren, hinsichtlich ihrer Rechtskraft und Vollstreckung den polnischen Urteilen gleichgestellt sind.

Das Abkommen ist, soweit mir bekannt, ohne Präzedenzfall und kann als Muster eines Ergebnisses tiefschürfender Verhandlungsarbeit gelten.

Es möge mir bei dieser Gelegenheit erlaubt sein, mit berechtigtem Stolz auf das hohe Niveau der polnischen Gerichtsbehörden hinzuweisen.

Ihre Sachkenntnis, ihre Objektivität finden auch auf deutscher Seite verdiente Würdigung. Neulich noch hat Herr Rechtsanwalt Ruckser, einer der besten deutschen Kenner der Minoritätenfrage in Polen, dem polnischen Oberverwaltungsgericht, welches die höchste gerichtliche Kontrolle über die innere Verwaltung Polens handhabt, in der deutschen Presse die Anerkennung eines gewiß kompetenten Beurteilers zum Ausdruck gebracht.

Die Fragen der Vormundschaft sind durch ein besonderes Abkommen vom 5. März 1924 geregelt worden. Aus Interesse an dem Lose von Minderjährigen, die des vormundschaftlichen Schutzes bedürfen, ist es hier zu einer Vereinbarung gekommen, nach der die Staatsangehörigen des einen Teils auf dem Gebiete des anderen Teils wie eigene Staatsangehörige behandelt werden.

Das Nachlaßabkommen vom 27. Oktober 1926 behandelt die Fälle, in denen ein deutscher Staatsangehöriger in Polen oder ein polnischer Staatsangehöriger in Deutschland Vermögen hinterläßt. Man hat sich hier auf einen für die Rechtswissenschaft neuen Grundsatz geeinigt; es gilt bei unbeweglichem Gut das Ortsgesetz, bei beweglichem Gut das Gesetz des Heimatstaates.

Ein Aktenabkommen behandelt alle die Fälle, in denen die deutsche Regierung der polnischen Regierung Akten abtritt oder zur Verfügung stellt. Während bis dahin die Wissenschaft nur zwei Prinzipien kannte, auf deren Grundlage derartige Fälle erledigt wurden, nämlich das Provenienz- und das Pertinenzprinzip, hat in diesem Abkommen eine neue Idee Ausdruck gefunden, und zwar das Präponderanzprinzip, auf Grund dessen die Akten jenem Gebiete zuzuweisen sind, welches ein höheres Interesse daran hat.

In den letzten Tagen ist es zur Unterzeichnung des sogenannten Emigrationsabkommens gekommen, welches die polnischen landwirtschaftlichen Arbeiter in Deutschland betrifft. Das Abkommen umfaßt die Anwerbung, den Arbeitsvertrag, die rechtliche Stellung und die soziale Versicherung dieser Kategorie von Arbeitern; es ist nicht nur von besonderem sozialpolitischen Interesse für Polen, sondern auch von unmittelbarem wirtschaftlichen Interesse für beide Vertragsteile.

Von dem gleichen sozialen Interesse ist das bereits am 14. Juli 1927 abgeschlossene Abkommen über Beihilfen für Arbeitslose getragen. Es beruht auf dem Prinzip der Gegenseitigkeit, wonach die Angehörigen des anderen Teils hinsichtlich ihres Anspruchs auf Beihilfe auf dem Gebiet des anderen Teils wie eigene Staatsangehörige behandelt werden. Das Abkommen hat einem langwierigen Rechtsstreit ein Ende gemacht, der vor einer internationalen Instanz schwebte und der durch die Erzielung unmittelbaren Einvernehmens gegenstandslos geworden ist.

Für die aufrichtige Tendenz beider Regierungen, eine Befriedung herbeizuführen, sprechen in besonders symptomatischer Weise die folgenden Ergebnisse von Verhandlungen:

Durch einseitige Erklärung vom 30. Mai 1927 hat die polnische Regierung aus freien Stücken ihren Verzicht auf die Liquidation aller deutschen Forderungs-, Pfand-, Eigentums- und Miteigentumsrechte ausgesprochen mit Ausnahme derer, die sich auf unbewegliches Gut beziehen.

In Erwiderung auf diese Geste hat die deutsche Regierung, gleichfalls aus freien Stücken, an Polen drei wertvolle mit der polnischen Geschichte verknüpfte Andenken überlassen, welche den polnischen Staatssammlungen angegliedert worden sind. Erwogen wird nunmehr ein Austausch von Andenken, welche einen überwiegenden historischen oder gefühlsmäßigen Wert für den anderen Vertragsteil darstellen, etwa alte Gemälde, Waffen, Fahnen.

*

Diese Übersicht, die nur einige Beispiele bereits erfolgter staatsvertraglicher Einigung herausgreift, möge einen Anhalt dafür geben, welches Maß von Arbeit beiderseits an dem Verhandlungswerk bereits geleistet worden ist. Das Werk als solches trägt zu jener Normalisierung und Ordnung bei, welche an Wert in dem Grade zunimmt, in dem das Verständnis steigt für europäische Zusammenarbeit und zwischenstaatliches Gemeinschaftsgefühl.

Die zurzeit noch schwebenden polnisch-deutschen Verhandlungen umfassen ein rechtlich-finanzielles Abkommen, welches insbesondere das große Gebiet der Aufwertungsfragen ordnen soll, und ein Abkommen über soziale Renten, insbesondere Alters- und Invalidenrenten, bei denen gleichfalls das Prinzip der Gegenseitigkeit maßgebend sein wird.

Weiter bilden Gegenstand von Verhandlungen gewisse einseitige Leistungen Deutschlands zugunsten Polens, z. B. die an Militär- und Zivilpersonen, die im deutschen Staats- und Gemeindedienst und im deutschen Heeresdienst tätig waren. Einstweilen werden die Renten von Polen an diese Personen gezahlt, soweit sie sich auf polnischem Gebiet befinden.

*

Bei den Verhandlungen, die, wie ich erwähnte, bereits seit Jahren ständig fortgesetzt werden, habe ich hinreichend Gelegenheit gehabt, die Bedeutung der deutschen Verhandlungspartner nach Gebühr einzuschätzen. Es sind hervorragende Kenner ihres Faches, die den Standpunkt der Deutschen Regierung bei den Beratungen zu vertreten haben, ich brauche etwa nur Namen, wie die des Ministerialdirektors Dr. Grieser vom Reichsarbeitsministerium, des Ministerialdirektors Professor Schlegelberger vom Reichsjustizministerium oder des Ministerialdirektors Ernst vom Finanzministerium zu nennen, Namen also, die weit über Deutschland bekannt sind.

Die polnische Seite verfügt naturgemäß noch nicht über die gleiche

Zahl von Fachspezialisten gleichen Ranges. Es ist aber nach außen hin in Erscheinung getreten, daß die polnischen Sachverständigen sich ständig vervollkommnen, und daß das Maß ihres fachlichen Wissens in beachtenswerter Weise zunimmt.

Ein Vorzug der polnischen Verhandlungsteilnehmer, der nicht gering einzuschätzen ist, ist der, daß sie fast ohne Ausnahme jahrelang im praktischen Leben als Industrielle, Journalisten, Kaufleute, Landwirte und Rechtsanwälte tätig waren, ehe sie sich ihrem Vaterlande zur Verfügung gestellt haben, daß also bereits manch scharfer Wind um ihre Nasen geweht hat. Es kommt hinzu, daß sie fast alle eine genaue Kenntnis westeuropäischer Zustände aus ihrer Tätigkeit in England, Frankreich, in der Schweiz und den Vereinigten Staaten haben, und daß sie auf Grund der hierdurch erworbenen Weiträumigkeit ihrer Anschauungen wenig dazu prädisponiert sind, alles unter die mikroskopische Lupe zu nehmen, — eines der nach meinen Erfahrungen psychisch bedeutsamsten Hindernisse für das Erreichen eines Einvernehmens. Die polnische Delegation strebt nicht nach Hervorhebung von Prinzipien und Theorien, sondern nach Erreichung jenes billigen Ausgleiches, dem man den Namen „arrangement pratique" beigelegt und der sich besonders in Genf weitgehend bewährt hat.

*

In seinem klugen Büchlein über den Diplomaten sagt Jules Cambon: „Toute action diplomatique aboutit à une négociation, et qui dit négociation, dit pour une part au moins, transaction. Comme ces transactions déçoivent toujours quelque espérance, la diplomatie est nécessairement peu populaire." Mit diesem Mangel an Popularität und Anerkennung ist in erster Linie der Verhandlungsleiter selbst belastet, hat er doch die gewiß nicht leichte Aufgabe, nachdem er auf Grund eingehender Besprechungen die Möglichkeit eines Ausgleiches nach bestem Wissen und Gewissen erkannt hat, diese Möglichkeit vor den einzelnen Innenressorts des Landes zu verteidigen, das er die Ehre hat zu vertreten; er muß sich oft in Gegensatz zu andern Interessen und anderen Auffassungen setzen. So winken ihm denn gewöhnlich keine Lorbeerkränze. Aber das Bewußtsein, an einer historischen Aufgabe mitzuwirken, ist ihm hinreichende Befriedigung und Belohnung, denn, wie Paul Lagarde sagt: „Nur die Aufgabe erhält am Leben."

Auf dem Wege zum Abgrund.

Von *Fürst Lichnowsky,*
ehem. deutscher Botschafter in London.

Die große Aktenveröffentlichung des Auswärtigen Amtes, die leider an gewissen Stellen durch ungehörige Kritiken in Form von Fußnoten entstellt ist, hat es dem Historiker ermöglicht, sich selbst ein Urteil über die auswärtige Politik des Hohenzollern-Kaisertums zu bilden. Er wird erkennen, daß der große Mann seinen Höhepunkt 1870/71 erreicht und überschritten hatte, und daß er später mitunter in erschreckender Weise nachließ. Man hat den Eindruck, daß sein durch viele „schlaflose Nächte" und Neuralgien angegriffener Gesundheitszustand nicht ohne Rückwirkung auf sein Nervensystem blieb und liest mit Entsetzen Ausführungen wie die Denkschriften, die das verhängnisvolle Bündnis mit Österreich rechtfertigen sollten (Nr. 455 und Nr. 461). Bei weniger berühmten Autoren würden solche krausen Darlegungen als Hirngespinste, Sophismen, Schwulst und Phantastereien gelten! Im Gegensatz zu unseren Vertretern in Petersburg und Paris, die *übereinstimmend* über unbedingten Friedenswillen uns gegenüber berichteten und nur auf Angst, Mißtrauen bezw. auf Mißstimmungen hinweisen, sucht der erste Kanzler imaginäre Gefahren glaubwürdig zu machen, die lediglich in seinem Kopfe zu finden waren, um dem alten Kaiser das Bündnis mit Österreich gegen Rußland schmackhaft zu machen! Eine Koalition à la Kaunitz sollte sich vorbereiten, zu der aber weder bei den Russen noch bei den Franzosen noch gar bei den Österreichern die geringsten Ansätze zu bemerken waren! Erinnerungen an den alten Bund wurden aus der politischen Rumpelkammer hervorgeholt, eine Sicherung der Linie Krakau—Bodensee verlangt, wo überwiegend Deutsche wohnen, die eher an *Anschluß* als an *Angriff* dachten!

Als unser Botschafter in Paris, Fürst Hohenlohe, im April 1875 (Nr. 169) berichtete, der damalige Minister des Äußeren, Herzog Decazes, habe vorgeschlagen, gegenseitig zu entwaffnen und das bestehende Mißtrauen aufzugeben, daß ferner die Friedensliebe beim Herzog wie beim Präsidenten Mac Mahon eine ungeheuchelte sei und daß Frankreich sobald keinen Krieg führen könne, eine Ansicht, die

auch der Militärattaché von Bülow bestätigte, wurde er dahin belehrt, „daß das Endziel der französischen Bestrebungen dennoch die baldige Instandsetzung der Armee zu einem Feldzug gegen Deutschland bleibt".

Sein Nachfolger in Paris, Graf Münster, vertritt im Dezember 1886 in einem Immediat-Bericht (Nr. 1240) die Ansicht, daß eine durchaus friedliche Stimmung das Land durchweht. „Die Idee der Revanche verblaßt", der allgemeine Eindruck sei der der Besorgnis, selbst der Furcht vor dem Kriege und daß, wie die Lage und die Stimmung in Frankreich sind, er nicht glauben könne, daß von dieser Seite Krieg zu erwarten wäre. Hierauf wird er in einem gereizten Erlaß dahin belehrt, daß angesichts solcher Ansichten die Reichsregierung kaum in der Lage wäre, die neue Militärvorlage vor dem Reichstag zu vertreten. „Euer pp. treten, indem Sie Seiner Majestät dem Kaiser direkt eine so eingehende und nachdrückliche Darlegung Ihrer Überzeugung von den friedlichen Absichten Frankreichs und seiner Regierung unterbreiten, der Politik entgegen, zu welcher die verbündeten Regierungen sich durch die neueste Militärvorlage amtlich und öffentlich bekannt haben." Sollte der Bericht bekannt werden, so müßte die Regierung darlegen, „daß der Kaiserliche Botschafter in Paris sich im Irrtum befinde". Auf Wunsch des Diktators wurde der Immediat-Bericht zurückgezogen, und weder der Kaiser noch der Reichstag durften die Wahrheit erfahren. Um neue Militärforderungen zu begründen, wurden Gefahren verkündet, die es gar nicht gab, und die Untertanen schon damals wie später und auch 1914 durch falsche Angaben getäuscht.

Um so größer erscheint die Gestalt des alten Kaisers. Tiefe Einsicht, rührende Bescheidenheit, edle Einfalt — wahre Weisheit! *Stets traf er das Richtige. Er allein hatte recht,* als er sich gegen das wahnsinnige Bündnis mit Österreich sträubte, das uns zum Verderben wurde. Aus seinen Aufzeichnungen spricht eine wunderbare Klarheit und Sicherheit des politischen Urteils. Es ist geradezu erschütternd, sie zu lesen, seine inneren Kämpfe zu beobachten und dann zu sehen, wie er vergewaltigt wurde. Man kann ihm nur den *einen* Vorwurf machen, daß er schließlich nachgab und vor der unwürdigen Streikandrohung des vom Diktator völlig beherrschten Ministeriums zurückwich. Wäre er nur fest geblieben, hätte er ihn nur gehen lassen — dann wäre die größte Katastrophe der Weltgeschichte unmöglich und das deutsche Volk heute das erste in Europa!

Die Epigonen unter Leitung des Herrn von Holstein waren zunächst bestrebt, die Rückkehr des Meisters, die sie fürchteten, zu verhindern und daher auch in der Politik möglichst in Gegensatz zu ihm zu geraten. Diese Tendenz führte bekanntlich zur Nichterneuerung des „Rückversicherungsvertrages". Bismarcks mangelnde Kenntnis österreichischer Zustände, ähnlich seiner Unkenntnis des Wesens der Römischen Kirche, seine Unterschätzung nationaler Bewegungen und deren Bedeutung für die Balkanpolitik, auch seine Besorgnis vor einer

tatsächlich undenkbaren Rückkehr Österreichs zur Politik des status quo ante 1866, die dort weder die Deutschen noch die Slawen wünschten, seine Gesamteinstellung als konservativ-dynastischer Politiker, die zu einer Überschätzung des Habsburger Kaisertums führte, namentlich aber sein Haß gegen Gortschakow sowie seine ganz unbegründete Angst vor Koalitionen — hatten den Diktator veranlaßt, sich mit der obsoleten Firma „Austria", einem dynastischen und mittelalterlichen Gebilde, zu verbünden, das man später nur noch in Berlin ernst nahm, sonst nirgends, nicht einmal in Wien! Die Irrtümer des Meisters beherrschten aber das ganze Epigonenzeitalter und wurden zu einem System ausgebaut, das schließlich zum Untergang führte.

Aus den Akten erhellt, wie verzweifelt der russische Minister des Äußeren, Herr von Giers, war über die Nichterneuerung des Vertrages mit Deutschland, ein Vertrag, der dem russischen Reich eine Sicherung der Westgrenze bedeutete, und wie er sich immer wieder über den Mangel schriftlicher Abmachungen zwischen den beiden Kaiserreichen beklagte. Diese Unterlassung sowie die lärmende Erneuerung des unseligen Dreibundes hatten bekanntlich den Russisch-Französischen Vertrag vom Jahre 1892 zur Folge, dessen Artikel 6 lautete: „La présente convention aura la même durée que la Triple-Alliance." Das besagt genug.

Die Diadochen, deren Politik meist unter dem Einfluß pathologischer Köpfe stand, betrachteten den Dreibund, der außerhalb Deutschlands nur belächelt wurde, soweit man in ihm nicht eine ständige Kriegsgefahr erblickte, als die wichtigste Grundlage unserer auswärtigen Politik, als der Weisheit letzten Schluß. In Wirklichkeit war er ein durch einen großen Namen geheiligter Unsinn!

Eine wachsende Spannung mit Rußland, dessen Wohlwollen wir die Gründung des Reiches in erster Linie verdankten, wie Wilhelm I. es in seinem bekannten Versailler Telegramm an Alexander II. anerkannte, ein Staat, mit dem wir nirgends Reibungen hatten, falls wir auf unsere sinnlose Orientpolitik verzichteten, war die Folge. Als slawisch-orthodoxe Theokratie betrachtete Rußland — natürlich im Gegensatz zu Österreich-Ungarn und zur Türkei — die Herstellung der Einigkeit und Unabhängigkeit der Balkanbrüder als seine kirchliche und nationale Mission. Das nannte man dann die „panslawistische" Gefahr oder den Machthunger Rußlands! —

Wir trieben auch schon zur Zeit Bismarcks eine antirussische Orientpolitik. Als ich Ende der achtziger Jahre Sekretär an der Botschaft in Konstantinopel und später auch in Bukarest war, galt Rußland als der Gegner, dessen „Intrigen" wir bekämpften, Österreich-Ungarn aber und die Türkei als unsere Freunde. Wir trafen damit die Wurzeln des Cäsaropapismus.

Die Erhaltung des „status quo" im Orient und im „Halborient", d. h. auf dem Balkan und in Österreich-Ungarn, war später das be-

queme Rezept staatsmännischer Hilflosigkeit und Verlegenheit. Die Abkehr von Rußland, die im Jahre 1875 einsetzte, war tatsächlich der Urgrund unseres Niederganges. Die jugoslawische, griechische, bulgarische Einigkeitsbewegung, die unter russischem Protektorat stand, konnte auf die Dauer ebensowenig bekämpft werden, wie etwa seinerzeit die italienische. Die Epigonenpolitik aber stützte sich lediglich auf die beiden europäischen Kadaver, den austro-magyarischen und den osmanischen; im übrigen wurde keine Gelegenheit versäumt, außer Rußland auch noch England und Frankreich zu vergrämen, und wenn sich ein Anlaß dazu bot, wurden auch Japan und die Vereinigten Staaten nicht geschont. Zuerst haben wir Rußland in die Arme Frankreichs getrieben und dann in die Englands.

Wir waren bei weitem die Stärksten in Europa und beunruhigten die Welt durch immer neue Rüstungen zu Land und zur See, durch die Ablehnung jeder Rüstungsbeschränkung auf den Friedenskonferenzen, durch herausfordernde Reden an maßgebenden Stellen über die „gepanzerte Faust" und durch ähnliche Fanfaronaden und Rodomontaden, durch wiederholte und sinnlose Krisen, die den anderen nur die Wahl ließen zwischen Demütigung und Krieg, und die den Anschein erweckten, als sei uns ein neuer Waffengang nicht unwillkommen. Diese Haltung bewirkte eine Annäherung der anderen Mächte, die alte Gegensätze begruben und sich zum gegenseitigen Schutz untereinander verständigten. Das nannte man dann die „Einkreisung".

Die Entente war das Ergebnis der Marokkokrise, die Herr von Holstein inszenierte, obwohl Herr Delcassé, der meinen Einfluß sehr überschätzte, im Juli 1904 in Paris zur maßlosen Wut des obigen Herrn in einem zweistündigen Vortrag nach einem Diner auf der Deutschen Botschaft sich bereit erklärte, mit uns über Marokko zu verhandeln. Aber Herr von Holstein wollte damals ebensowenig die Verständigung mit Frankreich wie zehn Jahre später sein Nachfolger die mit England.

Herr von Holstein, der bei seinen näheren Bekannten als nicht normal galt, war ein Mann von Geist und Wissen, ein Meister der Intrige. Er beherrschte die Feder und die Akten wie kaum ein anderer. Vom großen Manne, dessen Sekretär er in Petersburg war und der von ihm sagte: „Er sieht Dinge, die nicht sind", wurde er gebraucht und mißbraucht. Als einer der ersten verriet er den Meister, wie er vorher seinen Pariser Chef, den Grafen Arnim, verraten hatte. Seinen Vorgesetzten wußte er zu imponieren, sie einzuschüchtern und völlig zu beherrschen. Die Politik war für ihn ein Sport, ein Sport mit großem Einsatz. Daß sie auch Privatgeschäft war, hätte ich nie geglaubt.

Vor allem lag ihm an Macht und Einfluß. Beides besaß er auch nach seinem Tode. „Die Lebenden werden von den Toten regiert." Tatsächlich leitete er unsere auswärtige Politik seit dem Sturze des großen Mannes nahezu unumschränkt. Geschah ihm nicht nach

Wunsch, so drohte er mit dem Rücktritt, worauf alles vor Schreck in die Knie sank, da man Angriffe oder Enthüllungen befürchtete. Gewöhnlich gelang es auch, ihn durch flehentlichen Zuspruch zu besänftigen. Er blieb, und mit ihm die Mißwirtschaft des Auswärtigen Amtes. Seine Politik war sprunghaft, ohne große Ziele, launisch und widerspruchsvoll. Kaum hatte er eine Weisung gegeben, als er sie schon widerrief, namentlich wenn die Gegenseite auf seinen Vorschlag einging, weil er dann mißtrauisch wurde. Er lebte in einer Welt von Wahnvorstellungen, hatte jede Fühlung mit der Wirklichkeit verloren und gab seinen Vertrauten Vorschriften, wie sie berichten sollten. Berichtete einer unserer Vertreter anders, als es der menschenscheue Sonderling lesen wollte, so war Holstein sein Feind. Maßregelung oder Strafversetzung waren oft die Folge. Holstein protegierte nur Mittelmäßigkeiten oder solche, die sich in Abhängigkeit von ihm befanden; befähigte Beamte waren ihm unbequem. Auf diese Weise gelangten völlig unzulängliche Persönlichkeiten auf wichtige Posten. Alles in allem ein nationales Unglück, der eigentliche Vater des Weltkrieges! Längst hätte man ihn entfernen sollen.

Herr von Kiderlen, Schüler und Intimus Holsteins, der wenige Jahre nach dessen Tode die Leitung unserer auswärtigen Politik übernahm, war verschlagen, pfiffig, schlau, gerissen, nicht ohne Humor und natürlichen Verstand, aber bösartig, gehässig, unmanierlich, ungepflegt, burschikos. Als er zur Macht gelangte, hatten ihn bereits Alkohol und wüstes Junggesellenleben zermürbt. Aber die große Torheit des Jahres 1914 hätte er nicht gemacht; dazu war er doch zu klug, wenn er auch nicht begriff, daß wir uns jeder Einmischung in Balkanfragen zu enthalten hatten.

Ich habe niemals und nirgends behauptet, daß unsere „Staatsmänner" im Juli 1914 den Weltkrieg *gewollt* haben, soweit sie überhaupt wußten, was sie wollten, sondern nachzuweisen versucht, daß der Weltkrieg die letzte Folge einer falsch orientierten Politik war und daß, wenn man von einer Krise zur anderen taumelt, der Augenblick unfehlbar eintritt, an dem die Sache „schief" geht, *selbst wenn man es anders wollte.* Ich habe in meiner bekannten Denkschrift, die zu meinem lebhaften Bedauern noch während des Krieges herauskam, die aber, wie ich oft feststellen konnte, mehr verurteilt als gelesen wird, unseren damaligen „Staatsmännern" nicht Kriegswillen, sondern Leichtfertigkeit, Verblendung und Unzulänglichkeit vorgeworfen. In meiner Eingabe an das Herrenhaus vom Jahre 1918 habe ich nachgewiesen, daß das amtliche Deutsche Weißbuch vom 3. August 1914 viel belastender für uns ist als meine Denkschrift, da es den dolus eventualis zugibt, den ich nicht annahm. „Unter diesen Umständen mußte Österreich sich sagen, daß es weder mit der Würde noch mit der Selbsterhaltung der Monarchie vereinbar wäre, dem Treiben jenseits der Grenze noch länger *tatenlos* zuzusehen. Die k. und k. Regierung

benachrichtigte uns von dieser Auffassung und erbat unsere Ansicht. Aus vollem Herzen konnten wir unserem Bundesgenossen unser Einverständnis mit seiner Einschätzung der Sachlage geben und ihm versichern, daß eine *Aktion,* die er für notwendig hielte, um der gegen den Bestand der Monarchie gerichteten Bewegung in Serbien ein Ende zu machen, unsere Billigung finden wird. *Wir waren uns hierbei wohl bewußt, daß ein etwaiges kriegerisches Vorgehen Österreich-Ungarns gegen Serbien Rußland auf den Plan bringen und uns hiermit unserer Bundespflicht entsprechend in einen Krieg verwickeln könnte.* Wir konnten aber in Erkenntnis der vitalen Interessen Österreich-Ungarns, die auf dem Spiele standen, unserem Bundesgenossen weder zu einer mit seiner Würde nicht zu vereinbarenden Nachgiebigkeit raten, noch auch ihm unseren Beistand in dem schweren Moment versagen."

Die „Kriegsschuldfrage"!

Wer war denn 1870 schuld am Kriege oder 1866 oder 1863? Hat Bismarck sich denn etwa „überfallen" lassen? Hat er einen Krieg geführt, den er nicht führen wollte? Wer war schuld an den Schlesischen Kriegen oder am Dreißigjährigen? Wer am Trojanischen? Die schöne Helena? Es gibt nur törichte Kriege, und die sind ein Verbrechen, und dann Kriege, *die einen bestimmten Zweck verfolgen, der ohne sie nicht zu erreichen ist.* Kann man denn Politik vom Standpunkt des Strafgesetzbuches beurteilen? Letzteres schützt den einzelnen vor Vergewaltigung, wer aber schützt den nationalen Kollektivkörper oder befreit ihn, es sei denn er selbst oder die Hilfe anderer? Ein für einen bestimmten Zweck gewollter und geführter Krieg braucht kein Verbrechen zu sein, ihn aber zu verursachen, ohne ihn gewollt zu haben, ist das schlimmste, was man einem Staatsmann vorwerfen kann!

Der Weltkrieg aus Versehen!

Nichts in den seitherigen Veröffentlichungen hat meine Angaben widerlegt oder meine Auffassung entkräftet, daß die Methoden des Epigonenzeitalters früher oder später zur Katastrophe führen mußten, und ich glaube, daß die amtlichen Akten meine Ansichten keinesfalls widerlegen.

Der große Umfang dieser Dokumente macht sie nur ganz wenigen zugänglich, und ich habe mich daher zu einer Sonderausgabe der wichtigsten meiner Londoner Berichte aus den Jahren 1912 bis 1914 entschlossen und ihr noch andere hiermit in Zusammhang stehende Schriftstücke beigefügt. Der Gedanke einer „Rechtfertigung" liegt mir fern, denn die Ereignisse haben mir nur zu sehr recht gegeben. Unter unseren Diplomaten war kein anderer, der dauernd gewarnt und alles so, wie es gekommen, vorausgesagt hat. Es liegt mir daran, daß die Gründe, die England zum Eintritt in den Weltkrieg veranlaßten, aus meiner Berichterstattung ersichtlich werden.

Ich wies immer darauf hin, daß, so sehr auch die britische Regie-

rung, namentlich Sir E. Grey, bestrebt war, uns entgegenzukommen und mit uns zu einer Verständigung zu gelangen, alle Gegensätze zu überbrücken und eine für beide Teile befriedigende Lösung zu finden, die die Erhaltung des europäischen Friedens gewährleistete, keine britische Regierung wieder wie anno 1870/71 bei einem neuen deutsch-französischen Kriege eine für uns wohlwollende Neutralität einnehmen würde. Ob Elsaß-Lothringen uns oder den Franzosen gehörte, war den Briten ganz gleich. Eine Politik à la Boulanger hätten sie daher niemals unterstützt. Eine neue Niederlage der Franzosen und auch der Russen, die ohne britische Mitwirkung vorauszusehen war, hätte uns aber zum Herrn des Festlandes gemacht, und das konnte Britannia nicht dulden! Es ist daher ein Irrtum, zu sagen, die Ablehnung der Bündnisanregungen der neunziger Jahre, die ihre Spitze namentlich gegen Rußland richteten, hätte die politische Lage des Jahres 1914 verschuldet. Mit oder ohne Bündnis, *mit oder ohne Flotte,* die nur einen Teil unserer ebenso gewaltigen als sinnlosen Rüstungen bildete, die unsere Nachbarn beunruhigten und zur Ringbildung veranlaßten, mit oder ohne die unverzeihliche Verletzung der belgischen Neutralität hätte England kein zweites Sedan zugelassen! Das zeigen auch die kürzlich veröffentlichten Briefe und Tagebuchblätter der Königin Viktoria aus den siebziger Jahren, als weder von der Flotte, noch von der belgischen Neutralität die Rede war. Die Königin, beunruhigt durch die Haltung Bismarcks, dem sie ebenso mißtraute wie auch die Russen, wendet sich — natürlich auf Veranlassung ihrer Minister — in wiederholten Briefen an ihre Tochter, an Wilhelm I., ja sogar an Alexander II., um uns zu warnen.

Das mangelhafte Verständnis bei unserer auswärtigen Leitung für diese wichtige Frage ging schon aus der Meinung hervor, daß unsere Flotte die Engländer abhalten würde, sich an dem Schutze der schwächeren Seite, der Franzosen, zu beteiligen.

Mit Sir E. Grey konnten wir nahezu alles erreichen; er war bereit, uns auf jedem Gebiet entgegenzukommen, nur eines konnte ich nicht: ihn von dem Eintritt in den Weltkrieg abhalten in dem Augenblick, wo wir den Franzosen den Krieg erklärten und noch dazu die belgische Neutralität verletzten!

Das ist die Tragik meiner Mission. Es war mir geglückt, dank dem aufrichtigen Wunsche Sir E. Greys und seines Beraters Sir W. Tyrrell, sich mit uns zu verständigen, wie sich England zuerst mit Frankreich und dann 1907 mit Rußland verständigt hatte, die Beziehungen zu England so zu verbessern, daß wir auf bereitwillige Unterstützung in allen Fragen rechnen konnten, die nicht die Gefahr eines Krieges in sich schlossen.

Meine Berichterstattung umfaßt die Londoner Botschafterkonferenz, wo der austro-italienische Homunculus, das Königreich Wied, geschaffen

wurde, die Bagdadbahn, bei welcher Sir E. Grey ein so großes Entgegenkommen zeigte, daß er uns den Hafen von Basra als Endpunkt der Bahn einräumte, den Kolonialvertrag, der uns weite Interessensphären in den Portugiesischen Kolonien zuwies, ein Vertrag von größter Bedeutung, bei dessen Zustandekommen ich mich sehr im Gegensatze zur Obtsruktionspolitik des Auswärtigen Amtes der eifrigen und verständnisvollen Unterstützung unseres Gesandten in Lissabon, Herrn Dr. Rosen, erfreute, sowie endlich meine Darlegungen über unser Verhältnis zu England und meine dringenden Warnungen vor einer Politik, die schließlich zum Zusammenbruch geführt hat.

Alle diese Fragen sind aus meiner Berichterstattung ersichtlich, und dem Leser sei es nun überlassen, zu beurteilen, wo die Verblendung zu suchen ist und wo die richtige Einschätzung der Lage.

Wenn auch dem großen Manne im Zeitalter der Diktatur eine Reihe schwerer Mißgriffe zur Last fallen, wie der Kampf gegen die Römische Kirche, der widerwärtige Arnimprozeß, der Kampf gegen die Demokratie und die Sozialdemokratie, vor allem aber (als Folge seines Grolles gegen Gortschakow, der mit der „Krieg-in-Sicht"-Affäre einsetzte) seine Haltung auf dem Berliner Kongreß, die uns das kaiserliche Rußland niemals verziehen hat, und schließlich das verhängnisvolle Bündnis mit Österreich, das seine Spitze gegen Rußland richtete und das in gewissem Sinne eine Rückkehr zu den Überlieferungen des Heiligen Römischen Reiches war, — so erscheint doch das Konto des Diktators wieder einigermaßen ausgeglichen durch eine Tat: den sog. Rückversicherungsvertrag.

In seiner großen Zeit ging er mit Rußland gegen Österreich, in seiner bedenklichen mit Österreich gegen Rußland!

Die Epigonen aber irrten, berauscht von unserer Größe und Macht, von einem Mißgriff zum andern.

Ich will mich auf die Nennung der wesentlichsten beschränken: die Nichterneuerung des Vertrages mit Rußland; die lärmende Erneuerung des unseligen Dreibundes; der ostasiatische Dreibund, bei dem wir die Rolle des Zirkus-August spielten, und der uns mit Japan verfeindete; die sinnlose Besetzung von Tsingtau, die die chinesische Frage ins Rollen brachte; die „Weltmarschall"-Groteske; das Krüger-Telegramm; die Brüskierung von Chamberlain; die wahnsinnige Flottenpolitik; die zwar den Krieg *nicht* verschuldet hat, da es mir gelungen war, trotz der Flotte mit England eine Verständigung zu erreichen, die England aber beunruhigte und sehr dazu beitrug, es in die Arme Frankreichs und Rußlands zu treiben; die noch wahnsinnigere Marokkokrise, die entgegen den Lehren des Meisters den Franzosen auf afrikanischem Gebiete die Möglichkeit bestritt, sich für Elsaß-Lothringen zu entschädigen, und die in einem Augenblick einsetzte, in dem der Antimilitarismus und Pazifismus in Frankreich die Oberhand gewann; der

Argonautenzug nach Tanger, den Wilhelm II. trotz heftigen Sträubens auf Befehl des Herrn von Holstein unternehmen mußte, um gleichzeitig Briten und Franzosen herauszufordern.

Das Schlimmste kam aber noch: die Bosnische Krise, der Auftakt zum Weltkriege! Wir waren aber durch Algeciras in ein Abhängigkeitsverhältnis zu Wien geraten und mußten uns revanchieren beim „brillanten Sekundanten".

Nun ging es weiter auf dem Wege zum Abgrunde. Die törichten Militärmissionen in Konstantinopel, um die Russen zu verärgern; der Schwabenstreich von Agadir, der uns eine Demütigung durch England zuzog; das Scheitern der Mission Haldane, weil wir uns mit der von Sir E. Grey vorgeschlagenen Formel nicht begnügten und eine für England unannehmbare Neutralitätserklärung forderten, die einer Preisgabe Frankreichs gleichkam; unsere austrophile und antiserbische Haltung während der Balkankriege, welche die dortigen Völker zur Erlangung ihrer Einigkeit und Unabhängigkeit führten; die Gründung des Albanischen Staates, die Serbien den Zugang zum Meer verwehrte, und als Schlußstück die Bestrafung der „Fürstenmörder" für die „vitalen Interessen unseres Bundesgenossen", von dem heute nichts mehr übrig bleibt! Dann folgten die Ablehnung des britischen Vermittelungsantrages, die Nichtbeantwortung des russischen Vorschlags, den Streit dem Haager Schiedsspruch zu unterwerfen, die Kriegserklärung an Rußland, der Einfall in Belgien, die Wiederherstellung Polens, der unbeschränkte U-Bootkrieg! Halali!

Deus quos perdere vult prius dementat.

Es war, als ob wir 1859 in den Weltkrieg gegangen wären, um die italienische Einheit zu verhindern und den Deutschen Bund „am Mincio" zu verteidigen, wie gewisse Politiker es damals wollten.

Ich frage jeden normalen, nicht durch den Autoritätsglauben, durch Phrasen, Legenden und Traditionen benebelten und belasteten Kopf, welches Interesse das deutsche Volk an der serbischen, der bulgarischen oder der rumänischen Frage hatte oder an den Dardanellen? Doch nicht mehr als an spanischen oder portugiesischen Zuständen oder an den Säulen des Herkules!

Was ging uns eigentlich Serbien an, was Bulgarien oder Rumänien? Wozu mußten wir unsere Finger stets in alles hineinstecken und auch auf Kriegsgefahr hin uns in Dinge mischen, die uns völlig fern lagen?

Ich bin mir wohl bewußt, daß obige Ausführungen mir wiederum Angriffe zuziehen können, und auf den Vorwurf gefaßt, ich hätte damit der deutschen Sache geschadet! Kann man unserer Sache schaden, wenn man an den Ursachen des Zusammenbruchs Kritik übt, frei von Vertuschungen und Sophismen, die Zivil- und Militärpolitikaster und andere naive Köpfe und „Halbdenker" in falschverstandenem Patriotismus servieren, die aber niemand überzeugen und auch nicht ein einziges

abgetretenes Dorf wiederbringen oder auch nur einen Paragraphen des Versailler Friedens abändern können?

Die Vergangenheit ist Geschichte, und Geschichte bedeutet die Erforschung der Wahrheit und die Feststellung von Ursachen und Wirkungen, da kein Ereignis ohne Zusammenhang dasteht.

Unserer Sache haben die geschadet, die entgegen meinen wiederholten Warnungen und Ratschlägen eine Richtung verfolgten, welche, *wenn auch gewiß gegen ihren Willen,* zum Kriege und zum Zusammenbruch führte. Die Wurzeln der Katastrophe bloßzulegen, kann nur Klarheit schaffen, aber keinen Schaden!

Ein Vertrag mit Rußland, der uns vor der Gefahr eines Krieges nach zwei Fronten schützte, und wir brauchten weder Bündnisse noch Rüstungen!

(Aus den Erinnerungen des Fürsten Lichnowsky, die demnächst unter dem Titel: „Auf dem Wege zum Abgrunde" im Carl Reißner Verlag, Dresden, erscheinen werden.)

Cosima Wagner.

Von Dr. h. c. *Elisabeth Förster-Nietzsche.*

Von allen Frauen, die mein Bruder kannte, hat er immer wieder Frau Cosima Wagner als die verehrteste bezeichnet. Törichte Menschen, die von der Persönlichkeit Nietzsches keine Ahnung haben und alles so banal wie möglich auffassen, haben daraus eine alltägliche Liebesgeschichte gemacht. Andere, die besonders fein psychologisch urteilen wollen, wie z. B. Herr Charles Andler, stellten die Wahrheit auf den Kopf und verraten uns geheimnisvoll, daß die Verehrung meines Bruders sozusagen machiavellistisch gewesen wäre — er habe geglaubt und gehofft, daß Cosima mit ihrem kritischen französischen Verstand und ihrer außerordentlichen Klugheit Wagner umformen würde — gewissermaßen zu Nietzsches eigenen späteren Anschauungen, die er aber damals noch gar nicht hatte.

Die Wahrheit ist gerade umgekehrt. Was mein Bruder an Cosima verehrte, war die völllige Überwindung ihrer ganzen bisherigen Anschauungen, die sie Wagner zum Opfer brachte. Sie war von Grund aus katholisch und wurde protestantisch, um ihre Ehe lösen zu können und Wagner zu heiraten, sie überwand ihre durchaus französische Erziehung mit allen Vorzügen und Vorurteilen, um mit Wagner ganz deutsch zu werden, was wir heute „völkisch" nennen. Wie sie sich in die deutsche Geschichte und Mythologie versenkte und alle ihre großen und feinen Fähigkeiten für die Verbreitung von Wagners Ansichten einstellte, mußte auf jeden, der in Triebschen Wagner und Frau Cosima kennen lernte, einen herzbewegenden Eindruck machen. Sehr wenige haben überhaupt die Triebschener Zeit gekannt, und so gut wie mein Bruder — niemand.

Am Sonnabend vor Pfingsten, am 15. Mai 1869, fuhr mein Bruder als ganz junger Professor von Basel nach dem Vierwaldstätter See. Als er in Luzern ankam, überlegte er, ob er es wohl wagen dürfte, jener Einladung Wagners vom Herbst zuvor im Hause von Wagners Schwester (Frau Professor Brockhaus in Leipzig) zu folgen und Triebschen, das Landhaus Richard Wagners, aufzusuchen.

Unschlüssig wanderte er an diesem köstlichen Frühlingsmorgen auf poetischen Wegen dem lieblichen Triebschen zu, das in einer be-

zaubernden See- und Gebirgseinsamkeit zu Füßen des Pilatus liegt. Vor dem Landhaus, bereits im Garten, stand er still und hörte einen sich immer wiederholenden schmerzlichen Akkord; später stellte er fest, daß es jene Stelle aus dem dritten Akt des „Siegfried" gewesen war: „Verwundet hat mich, der mich erweckt". Endlich kam ein Diener und sagte, Herr Wagner arbeite bis 2 Uhr und dürfe nicht gestört werden. Darauf entschloß sich mein Bruder, wenigstens seine Karte abzugeben und wollte sich dann entfernen. Aber der Diener kehrte eilig wieder und fragte, ob der Herr Professor derselbe Herr Nietzsche sei, den Herr Wagner in Leipzig kennen gelernt habe, dann ließe er den Herrn dringend bitten, um 2 Uhr zum Mittagessen zu kommen. Leider mußte mein Bruder ablehnen, da er mit einem Kollegen einen Ausflug um den Vierwaldstätter See herum bestimmt verabredet hatte. Darauf kam eine Einladung für den folgenden Montag, der mein Bruder mit Entzücken folgte, um mit Wagner und Frau Cosima den ersten jener köstlichen Tage zu verleben, die nachher das Glück seiner Seele und seine Trösteinsamkeit in Basel wurden.

Der Aufenthalt von Frau Cosima v. Bülow mit ihren vier reizenden kleinen Mädchen wurde von meinem Bruder als ein Sommerfrischenaufenthalt in Triebschen betrachtet. Wagner aber teilte ihm später den wahren Sachverhalt mit, und nun war mein Bruder, wie schon oben erwähnt, ganz durchdrungen von dem ungeheuren Opfer, das Cosima im Widerspruch zu der Sitte dem Genius brachte, um ihm die tapferste, ihn wahrhaft verstehende Gefährtin und beste Beraterin zu sein.

Wagner aber glaubte, wie er zu Malwida von Meysenbug sagte, daß Nietzsche, der aus „Generationen der korrektesten Ehen stammte", an den inkorrekten Verhältnissen in Triebschen innerlich doch litte, — und das war richtig. Mein Bruder wünschte so dringend in seiner unbeschreiblichen Verehrung für Wagner, „in dessen Nähe er sich wie in der Nähe des Göttlichen fühlte", daß der geliebte Meister auch in der Öffentlichkeit erhaben und fehlerlos dastehe; die mancherlei boshaften Angriffe, die in der Triebschener Zeit gegen Wagner gerichtet wurden, verletzten ihn tief.

Im August 1870, gerade als mein Bruder sich als Krankenwärter auf das Schlachtfeld begeben hatte (als Soldat zu gehen hatte ihm die neutrale Schweiz nicht gestattet), fand nun auch wirklich nach Überwindung aller Schwierigkeiten die Heirat statt, und es war von beiden Seiten das größte Bedauern, daß mein Bruder nicht als Zeuge dabei sein konnte. Die Nachricht erreichte ihn recht verspätet, erst dann, als er schwer erkrankt, nach seiner Feldzugstätigkeit in Erlangen im Krankenhaus lag. Er schreibt an Wagner: „Lieber und verehrter Meister! So ist denn mitten im Ungewitter Ihr Haus fertig geworden und fest begründet. Ich habe auch in der Ferne dieses Ereignisses immer unter Segenswünschen gedacht und bin sehr beglückt, aus den Zeilen Ihrer von mir so geliebten Frau Gemahlin zu ersehen, daß die

Möglichkeit, dieses Fest zu begehen, schließlich doch noch schneller kam, als vielleicht — bei unserem letzten Zusammensein — zu argwöhnen war."

Aus diesem Brief meines Bruders ersieht man, wie sehr Wagner und Nietzsche eines Sinnes waren: für beide war Cosima, die auch Liszt so schön „sa fille admirable" nannte, die ausgezeichnetste Frau, das höchste Ideal, das sich ein Genie als Frau wünschen kann, und es gehört zu den schwierigsten Aufgaben, die Frau eines Genies zu sein, und im Fall Wagner gewiß ganz besonders.

In diese Triebschener Jahre fällt auch ein Besuch Hans von Bülows, des ersten Gatten der Frau Cosima, bei meinem Bruder, der sich begeistert für dessen erstes Buch: „Die Geburt der Tragödie" bedanken wollte. In der Tat war Hans von Bülow so erfüllt von diesem Buch, daß er immer eine Reihe von Exemplaren mit sich führte, um Freunde damit zu beglücken. Es ist nicht zu leugnen, daß dieser Besuch meinem Bruder in jener Zeit, wo die Freundschaft zwischen Wagner und ihm die höchste Höhe erreicht hatte, etwas peinlich war und ihn Bülow gegenüber zunächst etwas verlegen machte. Aber Hans von Bülow versuchte sehr taktvoll im Anschluß an ihr Gespräch über „die Geburt der Tragödie" meines Bruders Verlegenheit dadurch zu zerstreuen, daß er selbst sein damaliges Verhältnis zu Wagner und Cosima berührte und in folgendem Bilde darstellte: Cosima war Ariadne — er, Bülow, Theseus — und Wagner Dionysos. Wie alle Gleichnisse hinkt auch dieses ein wenig, denn hier hatte nicht Theseus Ariadne verlassen, sondern die Sache lag umgekehrt. Aber Bülow wollte auch nur ausdrücken, daß nach ihm der Höhere — der Gott gekommen sei.

Mein Bruder hatte große Freude daran, daß Bülow seine Erlebnisse ins Unpersönliche, gewissermaßen ins Mythische erhob — wenn er auch bei diesem Besuch einige sehr scharfe Bemerkungen über die geliebten Freunde in Triebschen, die ihm außerordentlich wehe taten, (die Bülow aber nicht unterdrücken konnte), mit in den Kauf nehmen mußte. Von da an nannten wir zuweilen im geheimen Cosima „Ariadne", und damit sind alle die banalen Erklärungen, die Ununterrichtete an diesen Namen im Leben meines Bruders knüpfen, auf den wahren Sachverhalt zurückgeführt.

Auf Triebschen folgte Bayreuth, wo sich Wagners Lebenstraum verwirklichen sollte. Mein Bruder hat stets behauptet: „Bayreuth ist das Werk Cosimas, ohne sie wäre Bayreuth nie entstanden und Wagners höchster Traum nie Wirklichkeit geworden." Das wurde, in den Jahren von meines Bruders größter Begeisterung für Wagner, Cosima zum höchsten Lob gesagt — später aber nicht mehr, denn Bayreuth war etwas ganz anderes geworden, als wie es sich mein Bruder vorgestellt hatte. Wir haben in einem Notizbuch eine Aufzeichnung gefunden, woraus wir deutlich *seine* Vorstellung von dem zukünftigen Bayreuth erkennen. „Zukunft von dem Bayreuther Sommer, Vereinigung aller

wirklich lebendigen Menschen, Künstler bringen ihre Kunst heran, Schriftsteller ihre Werke zum Vortrage, Reformatoren ihre neuen Ideen. Ein allgemeines Bad der Seelen soll es sein: dort erwacht der neue Genius, dort entfaltet sich ein Reich der Güte."

Es gibt gewiß noch einige, die Bayreuth 1876 erlebt haben; — wenn es Idealisten waren, die das Außerordentliche, das Unerhörte erwarteten — so werden sie mit Schwermut daran zurückdenken. Zunächst war der Kreis der Zuhörer und Zuschauer etwas so völlig anderes geworden, als wie man ihn 1872 bei der Grundsteinlegung erlebt und nun für Bayreuth geträumt hatte. Der kleine Kreis, der sich damals versammelt hatte, bestand fast nur aus wirklichen Verehrern Wagners, die das tiefste Verständnis für seine Kunst besaßen. Aber was sich 1876 versammelte, war Premierenpublikum und nichts anderes. Die wenigen Idealisten gingen in der Masse verloren und kamen gar nicht zur Geltung. Man muß sich erinnern, daß der Preis für einen Patronatsschein, der zu vier Abendvorstellungen mit Wiederholungen berechtigte, 1000 M. betrug; in unserm damals noch armen und sehr sparsamen Deutschland war das eine enorme Ausgabe, die sich, wie damals Herr Lindau sagte, „nur ganz verstiegene Idealisten ihren Verhältnissen abringen konnten". Zu diesen „Verstiegenen" gehörte ich auch.

Hier möchte ich die Geschichte von meines Bruders und meinem eigenen Patronatsschein einflechten. Da ich von früher Jugend an ein kleines Vermögen besaß und stets bereit war, irgendwelche idealistischen Forderungen zu erfüllen, so kaufte ich, als Bayreuth sehr gefährdet erschien, in jugendlichem Enthusiasmus bei Herrn Emil Heckel in Mannheim für 1000 M. einen Patronatsschein für meinen Bruder. Ich fand es unbedingt notwendig, daß *er* als gutes Beispiel Patron wurde und den anderen voranleuchtete. Aber kurz darauf gab Wagner in Hamburg ein großes Konzert und bestimmte einen Teil des Reinertrags dazu, die beiden Professoren Nietzsche und Erwin Rhode zu Patronatsherren zu machen. Er gab in Mannheim einen diesbezüglichen Auftrag. Herr Heckel aber antwortete, Herr Nietzsche wäre schon Patron, da seine Schwester einen Patronatsschein für ihn gekauft hätte. An meinem bald darauf folgenden Geburtstag, erhielt ich nun von Wagner einen wirklich reizenden Brief und einen auf *meinen* Namen ausgestellten Patronatsschein. Ich freute mich sehr, war aber doch ziemlich beschämt, daß ich durch meine Voreiligkeit Wagner der Freude beraubt hatte, den geliebten Freund Nietzsche zum Patron zu machen.

Wir waren also beide Patrone und gehörten zu den wenigen Idealisten, die sich damals 1876 in Bayreuth versammelten. Dadurch, daß unser lieber alter Kaiser nach Bayreuth kam, war eine Fülle von Hofleuten auch dorthin gewallt — offiziell, um Wagner ihre Verehrung auszudrücken, in Wahrheit aber des Kaisers wegen und zumeist ohne eine Ahnung von Wagners Kunst. Aber nicht nur der Kaiser, sondern

viele andere Fürsten kamen, und es versteht sich von selbst, daß diese — wie wir Deutschen nun einmal waren und sind — die Hauptaufmerksamkeit in Anspruch nahmen; — und das war recht und begreiflich. Aber, daß auch die reichen, dicken Leute aus Marienbad und sonstwoher, mit fabelhaften Uhrketten und Schmuck beladen, sich so in den Vordergrund drängten, so daß die jungen Künstler, die sich für den damals noch so angefeindeten Wagner so warm eingesezt hatten, völlig in den Hintergrund gerieten — selbst in Wahnfried — war nicht erfreulich. Schließlich gab es aus diesen und anderen Gründen in ganz Bayreuth ein allgemeines unzufriedenes Geraune. Da waren z. B. die alten Wagnerianer, unter welchen es übrigens recht merkwürdige Exemplare gab, die mit dem Bierseidel und Fäusten ihrer Bewunderung für Wagner gegen Andersdenkende Ausdruck gaben, die aber, da sie so früh schon für Wagner begeistert gewirkt hatten, erwarteten, bei diesen Festspielen sehr geehrt zu werden, und zwar jeder ganz besonders, was selbst bei der äußersten Anstrengung für Gerechtigkeit nicht möglich gewesen wäre. Die Luft in Bayreuth, ohnehin etwas schwül durch die vielen Liebesaffären, wurde schwer und drückend von all den gekränkten Eitelkeiten, und der Zorn wandte sich gegen — Cosima, (obgleich sie gerade so viel es möglich war, zu besänftigen suchte), als ob sie allein an den verschiedenen Fehlgriffen schuld wäre. Sie trug es mit Würde und Geduld; aber daß Wagner gegen diese Ungerechtigkeit nicht eingriff, empörte meinen Bruder. Was er damals niedergeschrieben hat, konnte man zwei Jahre später in einem seiner Aphorismenbücher: „Menschliches, Allzumenschliches" lesen.

„Durch nichts erleichtern bedeutende Frauen ihren Männern, falls diese berühmt und groß sind, das Leben so sehr, als dadurch, daß sie gleichsam das Gefäß der allgemeinen Ungunst und gelegentlichen Verstimmung der übrigen Menschen werden. Die Zeitgenossen pflegen ihren großen Männern viele Fehlgriffe und Narrheiten, ja Handlungen grober Ungerechtigkeit nachzusehen, wenn sie nur jemanden finden, den sie als eigentliches Opfertier zur Erleichterung ihres Gemüths mißhandeln und schlachten dürfen. Nicht selten findet eine Frau den Ehrgeiz in sich, sich zu dieser Opferung anzubieten, und dann kann freilich der Mann sehr zufrieden sein, — falls er nämlich Egoist genug ist, um sich einen solchen freiwilligen Blitz-, Sturm- und Regenableiter in seiner Nähe gefallen zu lassen."

Man sieht, daß mein Bruder nach wie vor durchdrungen war von Bewunderung für Cosimas hingebende Aufopferung für Wagners Pläne. Jetzt aber grollte er Wagner, denn ach — der Meister war nicht mehr wie in Triebschen der Gott, dem gegenüber auch das schwerste Opfer gerechtfertigt war.

Mein Bruder verließ Bayreuth in schmerzlichster Enttäuschung: er hatte die Verwirklichung *seiner* Vorstellung der Festspiele dort nicht gefunden; auch die Musik des „Ring des Nibelungen" besaß nicht jenen

dionysischen Rausch und Zauber, den er erwartet hatte, obgleich er die Aufführung als ersten Ranges bezeichnete.

Nach 1876 folgten lange Jahre der Ruhe in Bayreuth, ehe wieder das unruhige Theatertreiben begann und wieder Geld vorhanden war, neue Pläne auszuführen. Wer damals die Familie Wagner in Bayreuth besuchte, hat das liebenswürdigste Bild einer glücklichen Familie in seiner Erinnerung davongetragen. Cosima war immer die liebevollste Mutter für ihre Kinder, vielleicht gerade deshalb, weil sie zärtliche Mutterliebe in ihrer Jugend nicht gekannt hatte. Sie wurde mit ihrer Schwester (später die Frau des Ministers Olivier) und ihrem Bruder Daniel bei der Großmutter, der Mutter von Liszt, in Paris erzogen. Die Mutter, die Gräfin d'Agoult, hatte sich schon längst von Liszt getrennt, lebte in einem großen Kreis von Schriftstellern und Künstlern und sah ihre Kinder nur selten und im geheimen.

Von dieser schönen, ruhigen Zeit in Bayreuth hat mein Bruder nichts miterlebt, denn nach dem Erscheinen des Buches: „Menschliches, Allzumenschliches" 1878, das im Hause Wahnfried sehr verletzte, zerriß das Freundschaftsband zwischen den beiden Freunden Wagner und Nietzsche, die sich so geliebt hatten, und trotz allem bis ans Ende ihres Lebens sich geliebt haben. Aber „die allmächtige Gewalt ihrer Aufgabe", riß sie auseinander, was beide als unabänderliches Schicksal empfanden.

Der Tod Wagners 1883 war für meinen Bruder eine tiefe Erschütterung; aber er dachte zuerst an Cosimas unbeschreiblichen Schmerz und schrieb ihr in tiefer Ergriffenheit:

„Sie haben es sich früher nicht verwehrt, in ernsten Tagen auch meine Stimme zu hören: und eben jetzt, wo mich die erste Nachricht ereilt, daß Sie das *Ernsteste* erlebt haben, weiß ich mein Gefühl nicht anders auszuschütten, als indem ich ganz an Sie und nur an Sie allein es richte.

Nicht was Sie verlieren, sondern was Sie jetzt besitzen, steht mir vor der Seele: und es wird wenig Menschen geben, die mit einem so tiefen Gefühl sagen können: ‚So war es Alles meine Pflicht, was ich um diesen Einen tat, und nichts mehr, — es war auch mein ganzer Lohn.'

Sie haben Einem Ziele gelebt und ihm jedes Opfer gebracht, und über die Liebe jenes Menschen hinaus erfaßten Sie das Höchste, was *seine* Liebe und *sein* Hoffen erdachte: *dem* dienten Sie, dem gehören Sie und Ihr Name für immerdar, — dem, was nicht mit einem Menschen stirbt, ob es schon in ihm geboren wurde.

Wenige wollen so etwas: und von den Wenigen — wer *kann* es so wie Sie!

So sehe ich heute auf Sie, und so sah ich, wenngleich aus großer Ferne, immer auf Sie, als auf die bestverehrte Frau, die es meinem Herzen giebt." — — —

Ich glaube, dieser Brief faßt alles zusammen, was ich hier erzählt habe, warum und wie tief mein Bruder Cosima verehrt hat und was er von ihr erwartete. Zuerst brach Cosima unter dem ungeheuren Schmerz zusammen; aber wie sie sich dann aufraffte und einsah, daß das Leben von ihr die Erfüllung einer großen und wichtigen Aufgabe in Wagners Sinn forderte, war sie wiederum bewunderungswürdig. Sie ergriff Wagners Erbe und versuchte mit fast männlicher Kraft und prachtvoll weiblich-repräsentativer Würde die Festspiele von Bayreuth durchzusetzen. Viele Jahre hindurch, bis zum Kriege, waren diese Festspiele unter ihrer Leitung ein Glanzpunkt für Deutschland und ein Wallfahrtsort für die gesamte kulturelle Welt des Geistes und der Kunst.

Dann ist sie aber der Welt und all des unruhigen Treibens müde geworden und hat sich in Einsamkeit und Stille zurückgezogen, denn sie hatte das Glück, daß ihre geliebten Kinder Wagners und ihre eigenen Wünsche so vollkommen erfüllten, daß sie nun von ihrem Werke ausruhen konnte. In dieser feierlichen Stille und Zurückgezogenheit erlebt sie nun am 25. Dezember ihren 90. Geburtstag.

Das Zeitalter Afrikas.

Von General *Savatier*.

Der letzte Krieg hat durch seine ungeheuren Bedürfnisse, durch seine lange Dauer die Aufmerksamkeit der ganzen Welt auf das Problem der Rohstoffe gelenkt. Die kriegführenden Völker, die sich der Landwirtschaft nicht mit derselben Intensität widmen konnten, mußten eine große Anzahl ihrer Lebensmittel von den neutralen Mächten beziehen, die ebenfalls von der Krise betroffen waren. Die Schweiz mußte sich aus französischen Häfen die Mehrzahl des für sie notwendigen Getreides kommen lassen, das sie dann am Mittelmeer mit eigenen Eisenbahnwagen abholte. Der Verbrauch von Kupfer, Stahl, Eisen, Holz, Schwefelsäure, die sich in Rauch verflüchtigten, war ebenfalls ungeheuer, und die Alliierten mußten zu besonderen Maßnahmen greifen, um sich eine entsprechende Verteilung zu sichern.

Seit dem Kriege fingen auch viele junge Staaten, die früher ihre Rohstoffe an die verarbeitenden Völker ablieferten, an, sie selbst zu verwenden. Schließlich waren gewisse Regionen, wie z. B. Indien, industrialisiert worden und tauchten als Ankäufer von Rohstoffen auf dem Markt auf, während sie früher von Europa Fertigwaren oder halbfertige Produkte bezogen. Am meisten hat Frankreich darunter gelitten. Seine ganzen landwirtschaftlichen oder industriellen Arbeitskräfte wurden in den Schützengräben oder den Kriegsindustrien festgehalten. Es mußte im Auslande sehr teuer Getreide, Stahl, Leinen, Holz einkaufen und die ungeheuer hohen Transportkosten bezahlen. Verarmt und der Arbeitskräfte anderthalb Millionen Toter beraubt, erhebt es sich sehr langsam. Die Schwierigkeiten, die durch den Valutasturz entstanden sind, unterstreichen noch diese Inferiorität, die sich auf die Notwendigkeit des Einkaufs von Rohstoffen im Ausland zurückführen läßt, die ihm sein ungeheures Kolonialreich vielleicht hätte liefern können.

Daher richtet sich die Aktivität der Regierungsvertreter wie der Wirtschaftsführer, trotz der Schwierigkeiten im Inlande, auf die Erforschung und Ausbeutung der kolonialen Bodenschätze. Auf diese Weise ist der gesamte Handelsumsatz der französischen Kolonien (Einfuhr und Ausfuhr), der im Jahre 1915 nicht höher als eine Milliarde war, im Jahre 1925 auf 25 Milliarden und im Jahre 1926 auf mehr als 30 Milliarden gestiegen.

Die Länder des fernen Ostens, die von fortgeschritteneren Rassen dicht bevölkert sind, deren Boden- sowie Grubenschätze wenn nicht reicher so doch bekannter sind, wurden in erster Linie ausgebeutet, und ihre Entwicklung ist hauptsächlich in den letzten Jahren eine ungeheuer schnelle gewesen. Es wurden Wege und Eisenbahnen gebaut, und sehr viel fremdes Kapital ist dort investiert worden. Ihre Entfernung jedoch, die Haltung Chinas, die Transportschwierigkeiten, hauptsächlich während der Kriegszeit, haben, wie es scheint, im Vergleich dazu die Bedeutung des afrikanischen Kolonialreiches für Frankreich gesteigert. Dieses Gebiet, das beinahe an der Schwelle unseres Mutterlandes liegt, bleibt fast ganz innerhalb seines kommerziellen Umkreises. Es bietet, wie wir sehen werden, eine Mannigfaltigkeit klimatischer Verhältnisse, die für Kulturen von Pflanzen, die Frankreich braucht, sehr günstig sind. Auch seine Bodenschätze, deren Erforschung kaum begonnen hatte, berechtigen zu den größten Hoffnungen.

Frankreich hat durchaus nicht die Absicht, sich aller Produkte zu bemächtigen. François Marsal, der Präsident des französischen Kolonialverbandes, hat es ausgesprochen: „Wir wollen nicht, daß unser Kolonialreich zu einem Anhängsel unseres Mutterstaates werde, der seine Waren aufnehmen oder ablehnen kann, wie es ihm gefällt. Wir wollen ihm die volle Entwicklung ermöglichen, volle wirtschaftliche Freiheit gewähren." Noch nie ist ein erhabenerer und liberalerer Grundsatz durch den Vertreter eines Landes ausgesprochen worden, das den weniger entwickelten Rassen den Fortschritt bringen soll. Aus diesem Grunde sollte die organisatorische Tätigkeit Frankreichs in Afrika allen anderen Nationen bekannt sein, die ebenso wie Frankreich berufen sind, von den eingeheimsten Ergebnissen zu profitieren.

Das französische Afrika teilt sich geographisch in zwei Arten von Kolonien: das Afrika des Nordens (Algerien, Tunesien, Marokko), das eine Verlängerung des Mutterstaates ist, wie Karthago und Numidien die Verlängerung des römischen Reiches waren; die anderen französischen Kolonien (Französisch-Westafrika, Französisch-Tropisch-Afrika, Madagaskar), die ferner liegenden Länder, die weniger bevölkert sind und die sich daher auch in einem weniger fortgeschrittenen administrativen und ökonomischen Stadium befinden.

Nordafrika, aus *Algerien, Tunesien und Marokko* gebildet, ist ein riesiges Gebiet, das, wenige Meilen vom Mutterstaat entfernt, sich auf 1 200 000 Quadratkilometer erstreckt und von 12 Millionen Menschen bewohnt ist, darunter mehr als eine Million Europäer. Die klimatischen und Bodenverhältnisse stufen sich auf eine mannigfaltige Weise ab, und jeden Tag entdeckt man neue Schätze. Die administrativen Bindungen zwischen den drei Ländern und dem Mutterstaate sind verschieden und üben einen Einfluß auf ihre Entwicklung aus. Keines von ihnen ist jedoch, wie die anderen afrikanischen Gebiete, vom Kolonialministerium abhängig.

Algerien, in das Frankreich im Jahre 1830, zuerst ohne einen Gedanken an Ausbeutung oder Gewinn ging, ist beinahe aufgegeben worden. Erst im Jahre 1844 hat die Regierung dem Marschall Bugeaud die schwierige Aufgabe der Eroberung und Kolonisierung des Landes anvertraut. Damals begann die algerische Epopoe. Sie verschlang ungezählte Millionen, kostete Tausende von Soldaten. Bataillone von Siedlern fanden dort ihren Tod, aber heute erntet Frankreich die Früchte dieser langen Opfer. Die Kolonie, die vom Innenminister abhängig ist und unter die französische Gesetzgebung fällt, kann als aus drei französischen Departements gebildet angesehen werden (mit Ausnahme der Fragen der Finanzdelegationen und der südlichen Gebiete, auf die ich noch zurückkommen werde).

Tunesien ist dagegen nur ein Protektorat. Der Generalresident ist der Vertreter Frankreichs beim Bey, dessen Außenminister er ist. Vom Standpunkt der Kolonisation, der Gesetze und des Budgets gestattet diese Unabhängigkeit des Bey eine elastischere Organisation und ermöglicht schnellere Fortschritte. Gerade aus Tunesien hat auch Marschall Lyautey viele seiner Beamten und Finanzleute rekrutiert. Der Sultan hat unter dem Einfluß dieser Ratgeber ausgezeichnete Maßnahmen ergriffen, die in einem französischen Departement lange Jahre erfordert hätten, und daraus erklärt sich auch die wunderbare Entwicklung des Landes. Die Periode des Wachstums, die für alle Länder wie für alle Individuen eine Krisenperiode ist, wurde auf diese Weise abgekürzt. So kann man in ganz Nordafrika seit einigen Jahren ein Anwachsen der Bevölkerung, eine Steigerung der Bodenerzeugnisse und einen zweifellosen industriellen Fortschritt feststellen, der darauf hinstrebt, an Ort und Stelle einen Teil der Rohstoffe zu verarbeiten, und diese Bestrebungen haben schon sehr gute Resultate gezeitigt.

Algerien als die älteste Kolonie (1830) bietet uns die besten Vergleichsmöglichkeiten. Die erste Volkszählung datiert aus dem Jahre 1856. Sie betrug 2 328 091 Eingeborene und 159 282 Europäer. Die Zählung vom Jahre 1921 weist 4 926 783 Eingeborene und 814 520 Europäer auf. Die eingeborene Bevölkerung hat sich unter den friedlichen Verhältnissen, die es Frankreich verdankte, das die ewigen Kriege und Kämpfe beendete und sie vor Hungerjahren rettete, die sie in ihrer Hilflosigkeit nicht zu vermeiden wußten, verdoppelt. Auch die Zahl der Europäer ist gestiegen. Man hat ihnen einen ausgezeichneten Bodenbesitz gegeben, die sanitären Verhältnisse wurden gebessert und den Ernten Transporterleichterungen gesichert. Die Kolonisten und Eingeborenen sind reich geworden, und ihre Zahl kann nur in einem noch schnelleren Tempo anwachsen als bisher (230 000 Eingeborene und 60 000 Europäer jährlich).

In den Provinzen von Oran haben sich die Spanier, die gute, nüchterne Arbeiter sind, als ausgezeichnete Kolonisten und geschickte Kaufleute erwiesen, und sie haben sich sofort naturalisieren lassen. Die

Italiener und Malteser haben sich hauptsächlich in den Provinzen von Constantine und Tunesien niedergelassen. Alle diese Ausländer haben neben den Franzosen entweder an der Küste oder im Tell gewinnbringende Beschäftigung gefunden; manche sind sogar in diesem Land, das sie mit offenen Armen empfing und dessen Boden nichts anderes verlangt, als bebaut zu werden und zu erzeugen, schnell zu Vermögen gekommen.

Zwischen dem Meer und der Sahara liegt der Tell, der lebendige und reiche Teil Algeriens. Dort ziehen sich drei Längsstreifen hin, von denen jeder seine Besonderheiten und seine eigenen Ressourcen besitzt. Der erste ist der Küstenstreifen mit der felsigen Bergkette, wo die Berber oder Kabylen aus Djurdjura, Barbors, Collo und Edough jedes Stück Boden, alle Quellen und alle niedrigen Hügel (die Sahels von Oran, Dahra Sahel von Algier und Metidja), die so reich an Versprechungen und Erfüllungen sind, ausnutzen. Überall sind hauptsächlich die Pflanzungen der Primeurs, des Frühobstes und des Frühgemüses (der Artischocken, der feinen Schoten, der grünen Bohnen, der Tomaten) sehr entwickelt; auf den höher gelegenen Stellen findet man häufig Kornfelder, Tabakpflanzungen, Weiden, Obstbäume (hauptsächlich Feigenbäume) und herrliche Weinberge.

Schon im Jahre 1913 exportierte man 460 000 Zentner Frühgemüse. Während des Krieges haben sich die Verbindungen verschlechtert, aber seit dem Jahre 1921 sind die ausgeführten Mengen beträchtlich gestiegen. Es fehlt nicht an fruchtbarem Boden, ein großes Angebot geschickter Arbeitskräfte kommt aus Spanien, Italien und Mahon auf Menorka. Das Netz der Eisenbahnen und der Wege vervielfacht sich, und im Handel der Primeurs, der noch verzehnfacht werden könnte, liegt eine große Zukunft für die Kolonien. Mehr nach dem Innern dieser ersten Zone zu sind alle Pflanzungen möglich. Aber in erster Linie ist hier ein ausgezeichneter Boden für Weinberge. Die 5 Millionen Hektoliter, auf die sich der Ertrag der beiden Ernten von 1900 belief, ist im Jahre 1914 auf 10 Millionen gestiegen. Bei der Bepflanzung der Weinberge und zur Herstellung des Weins werden die neuesten Verfahren der modernen Technik angewandt. Die Lagerräume sind ausgezeichnet gehalten, die Weingärung wird durch Kühlmaschinen gemäßigt, der Wein wird in gemauerten Fässern mit Glaswandung oder in Zementamphoren aufbewahrt. Auf diese Weise haben die algerischen Weine den bitter-süßlichen Geschmack verloren, den man ihnen vorwarf; farbig, alkoholreich, blumig können sie verschnitten werden und halten die Konkurrenz mit unseren besten Sorten, selbst mit dem portugiesischen Porto und dem spanischen Alikante aus.

Der zweite Streifen, die Nachküstenebene, hat einen noch reicheren Boden als die Küstenkette, aber die klimatischen Verhältnisse sind zu trocken und die Bewässerung ist nicht ausgedehnt genug. Man hat versucht, das Wasser der Flüsse in den großen Talsperren (von Tlelat,

Cheurfas, von Habra und Fjidionia) festzuhalten. Man setzt diese Wasserpolitik noch fort, und schon können die Kolonisten in den bewässerten Teilen die Kornfelder durch Weinberge und industrielle Kulturen ersetzen. Der Ölbaum ist überall vorhanden.

Man findet dort alle Früchte Frankreichs, die Kirschbäume von Miliana oder Tlemcen, die bekannten Pfirsichbäume von Constantine, Mandelbäume, Aprikosen- und Mispelbäume. Aber diese Obsterzeugnisse stehen nur an zweiter Stelle. In erster Linie sind es Orangen, Apfelsinen, Zitronen und Mandarinen, für die ein großer binnenländischer Verbrauch besteht und deren Ausfuhr sich auf 40 000 Zentner Apfelsinen und Zitronen und 80 000 bis 90 000 Zentner Mandarinen beläuft.

Auch die Ausfuhr von Feigen und Datteln ist sehr groß. Zwei Drittel der gepfropften Ölbäume gehören den Eingeborenen (Bäume im Werte von 4 Millionen gegen solche im Werte von 2 Millionen in europäischem Besitz), aber fast das ganze Olivenöl wird von den Arabern und in erster Linie von den Kabylen verbraucht, so daß nur eine geringe Ausfuhr stattfindet.

Der dritte Streifen des Tell (Achsenkette der mittleren Senkung) wird noch für lange Zeit, wenn nicht für ewig, der Speicher Algeriens bleiben. Das Gebiet von Sidi-Bel-Abbés, das Plateau von Tiaret, Serson, Medjana, Bordj-Bou-Arréridj, die Hochebene von Sétif und Telergma, das Hochtal von Rummel und Seybouse bilden im Frühjahr ein wahres Meer blaßgoldener Ähren.

Die Europäer bauen 900 000 Hektar Korn (gegen nur 500 000 im Jahre 1901), die Eingeborenen ungefähr 2 Millionen. Die jährliche Produktion beträgt ungefähr 10 Millionen Zentner Sommer- und Winterweizen, 10 Millionen Zentner Roggen und 2 Millionen Zentner Hafer.

Im Jahre 1918, als Frankreich am meisten Getreide zu seiner Approvisionierung benötigte, hauptsächlich in dem Augenblick der Vereinigung, erfreute sich Algerien der schönsten Ernte, auf die seine Landwirtschaft überhaupt zurückblicken konnte (30 097 672 Zentner Getreide, das sehr zeitig geerntet wurde).

Wenn man noch berücksichtigt, daß die Eingeborenen, die sich jede Arbeitsanstrengung sparen wollen, kaum den Boden mit der Pflugschar ihrer veralteten Pflüge aufkratzen, dann mühselig eine schlecht versenkte Saat aussäen, daß ihre Felder kaum von Unkraut oder den hundertjährigen Baumstümpfen befreit sind, kann man sich vorstellen, auf welche Ernten man in einigen Jahren hoffen kann, wenn die bereits vorhandene Vervollkommnung der landwirtschaftlichen Maschinen und Hilfsmittel sich bei den Eingeborenen durchsetzt. Unsere Bodenbaumethoden dringen nur langsam und auf eine ungleiche Weise, je nach den Provinzen, durch. Auf 342 000 Pflüge stammt schon ein Zehntel aus französischen Fabriken. In dem fortgeschrittensten Departement von Oran sind 22 662 der im Besitz der Eingeborenen be-

findlichen Pflüge in Frankreich hergestellt gegen 49 366 arabischen Ursprungs, und in dem Arrondissement von Sidi-Bel-Abbés sind bereits neben 577 Pflügen, die im Lande hergestellt wurden, 2879 Pflüge aus Frankreich bezogen worden. Einige reiche Eingeborene haben hie und da Dreschmaschinen, mechanische Bindemaschinen und selbst landwirtschaftliche Dampfmaschinen gekauft. Zwei große landwirtschaftliche Schulen in Algier und Philippeville verbreiten die neuen Methoden in allen landwirtschaftlichen Kreisen.

Wenn wir noch eine Stufe emporsteigen, befinden wir uns auf der Steppe der Hochebene. Hier herrscht fast ausschließlich Viehzucht; es ist das Land der Schafe. 9 Millionen Schafe bilden den Viehbestand, der in jedem Jahre größtenteils nach Frankreich exportiert wird. Um die Verluste beim Transport zu vermindern, hat man in der Maison carrée in der Nähe von Algier Gefriermaschinen eingebaut.

Ich möchte noch andere Pflanzungen erwähnen, Tabak (18 Millionen Kilo), Leinen (600 Hektar), Baumwolle (20 000 Zentner), Espartogras (dessen Reserven so ungeheuer sind, daß die Ausfuhr allein in manchen Jahren eine Million Zentner beträgt). Dazu kommen noch einige Bodenschätze, Eisenerze der drei Provinzen, von denen in jedem Jahr eine Million Tonnen ausgeführt werden, Zink und Blei, Kalkphosphat aus Tébessa und Tocqueville in Höhe von 500 000 Tonnen jährlich und etwas Petroleum, 1000 Tonnen jährlich.

Der Fortschritt, der in Algerien erzielt wurde, ist am besten aus den Zahlen des Außenhandels und des Budgets ersichtlich. Die Evolution und fortschreitende Bereicherung der Kolonie läßt sich aus den budgetären Opfern des jährlichen Haushaltes erkennen, auf die sich Siedler wie Eingeborene geeinigt haben. Er wird mehr als eine Milliarde betragen, die fast ausschließlich für öffentliche Dienste verwendet wird. Neben den 81 Millionen der Ausgaben für öffentliche Arbeiten, Eisenbahnen und Gruben, sind 220 Millionen für neue Arbeiten veranschlagt worden. Um diese Summen richtig zu verwenden, verlangt Algerien, das auf Tunesien und Marokko eifersüchtig ist, eine größere Autonomie.

Die Finanzdelegationen, die auf eine Tätigkeit von 26 Jahren zurückblicken und das künftige algerische Parlament repräsentieren, sind aus Siedlern, Nichtkolonisten und Eingeborenen gebildet, die auf sechs Jahre gewählt werden. Diese Delegationen sind dem obersten Rat der Kolonie unterworfen, der aus 60 Mitgliedern besteht, und zwar aus 29 Funktionären und 31 Mitgliedern, die aus Delegationen oder Generalräten gewählt werden. Man hat beschlossen, diesen beiden Organen größere Machtbefugnisse einzuräumen.

Die Straßen, die der algerische Staat walzen und schottern ließ und in Ordnung hält, bilden ein Netz von über 5000 Kilometern, unabhängig von der gewaltigen Zahl der kommunalen und lokalen Wege. Die Eisenbahnen erstrecken sich auf eine Länge von 4600 Kilometern, und das Telegraphennetz ist auf 15 000 Kilometer ausgedehnt.

Die südlichen Gebiete, die den Militärchefs unterstehen, haben einen eigenen Haushalt, der sich auf 23 Millionen beläuft.

Die Regentschaft von Tunesien hat für eine Bevölkerung von 2 100 000 Einwohnern (darunter 71 000 Franzosen) ein Wegenetz von mehr als 6500 Kilometern schottern lassen. Die Eisenbahnen erstrecken sich auf 2100 Kilometer, die telegraphischen Verbindungen auf 5200 Kilometer. Ihr Programm der öffentlichen Arbeiten ist in Anbetracht des tunesischen Gebietes, das 125 000 Quadratkilometer umfaßt, als sehr fortgeschritten zu bezeichnen. Ihr Budget beläuft sich auf 220 Millionen. Ein großer Wohlstand läßt sich im Lande feststellen. Gewisse Grundstücke, die nach dem Kriege 200 Franken pro Hektar kosteten, werden heute mit mehr als 1000 Franken bezahlt. Seit dem vorigen Jahre haben sich die Preise noch verdoppelt. Grundstücke in Nordtunesien, die im Jahre 1926 2000 Franken pro Hektar kosteten, sind im Jahre 1927 für einen Preis von 4500 Franken verkauft worden.

Getreide (3½ Millionen Zentner) und Weine bilden die hauptsächlichen Bodenerzeugnisse, und alles, was ich über den Fortschritt von Algerien gesagt habe, gilt auch für Tunesien, das Algerien noch darin überlegen ist, daß es große Ölbaumpflanzungen hat und 16 000 Tonnen Olivenöl erzeugt. Auch die Ausfuhr der Phosphate ist viel höher. Sie beläuft sich auf 2 685 000 Tonnen gegenüber 650 000 Tonnen in Algerien und 700 000 Tonnen in Marokko. Sein Außenhandel ist im Jahre 1925 auf 1 932 496 Franken gestiegen. Diese Kolonie erfreut sich eines wirklichen Wohlstandes und hat eine große Zukunft vor sich.

Marokko (500 000 Quadratkilometer, 3½ Millionen Eingeborene), wo unser Protektorat erst seit zwanzig Jahren besteht, ist mit einer verblüffenden Schnelligkeit gewachsen, von der die folgenden Zahlen einen Begriff geben können: 4000 Kilometer geschotterte Wege, 1500 Kilometer Eisenbahnen (breitspurige und schmalspurige) und ein Telegraphen- und Telephonnetz von 5000 Kilometern. Es hat einen Handelsumsatz von eineinhalb Milliarden und einen Warenumsatz von einer Million Tonnen. Die Tonnage der Ausfuhr übersteigt um ein Doppeltes die der Einfuhr infolge der sehr wesentlichen Ausfuhr von Phosphaten (711 228 Tonnen im Jahre 1925).

Vor 20 Jahren brauchte der Sultan, um von Fes nach Marrakesch zu kommen, elf Tage und mußte von einer mächtigen, bewaffneten Eskorte begleitet werden. Heute dauert die Reise 1½ Tage mit der Eisenbahn, wenn er über Casablanca fährt, und einen halben Tag im Auto auf einer ausgezeichneten Landstraße, die von französischen Ingenieuren gebaut wurde.

Nach dem Chaos, das im Anfang unvermeidlich war, und nach dem Preisauftrieb, den der Häuserbesitz in Casablanca erlebte, sind heute die Zustände als vollkommen geordnet zu bezeichnen. Marschall Lyautey selbst hat darauf gedrungen, daß die besondere Eigenart der Eingeborenenstädte gewahrt wurde. Mit Hilfe eines begabten Städtebauers

wie des Architekten Prost ist ein ganzer Konstruktionsplan entworfen worden. Die französischen Siedlungen werden außerhalb der arabischen Städte gebaut. Die Ausführung der Pläne ist einer Kontrolle unterworfen. Dieselbe Achtung vor dem Eingeborenen findet sich auch bei der Zuweisung des landwirtschaftlichen Bodenbesitzes an die Kolonisten. Auf Grund der im Laufe des Jahrhunderts gemachten Erfahrungen in Algerien hat man die Politik der Zurückweisung mit der der Assimilierung abwechseln lassen, da der Marschall sich in erster Linie darum bemühte, die Sympathie der Eingeborenen zu gewinnen, indem er ihre Bodenrechte bestätigte. Dadurch ist allerdings die landwirtschaftliche Entwicklung ein wenig aufgehalten worden, denn der Eingeborene bequemt sich nur sehr langsam zur Vervollkommnung und Verbesserung seines landwirtschaftlichen Materials. Wir haben es in Algerien gesehen und sehen es auch in Marokko, wo auf 714 000 Tonnen der geförderten Phosphate dem marokkanischen Boden nur 3000 Tonnen verbleiben.

Die Größe des Hafens von Casablanca könnte manchem als übertrieben erscheinen. Warum soll man unter Verschwendung von Millionen eine so große Fassade für ein landwirtschaftliches Gebiet bauen, das noch so wenig für die Ausfuhr erzeugt? Dieses Projekt war von Anfang an verurteilt, eine scharfe Kritik zu erfahren, sei es heute, weil es zu groß ist, sei es in einigen Jahren, weil es zu klein wäre. Und so haben der Generalmarschall und der Sultan es vorgezogen, sich der ersten Kritik auszusetzen.

Die Industrie, die in ihren Verwirklichungen rascher ist als die Landwirtschaft, sollte ihnen bald recht geben, wie wir noch sehen werden. Zur Förderung der landwirtschaftlichen Erzeugnisse sind Musterlandwirtschaften eingerichtet worden. Kolonisten haben sich am Fuße von Taza, in einem herrlichen Land, das reich an Regen ist, angesiedelt. Dasselbe gilt für die Umgebung von Meknes, wo wir eine Anzahl schöner französischer Farmen neben herrlichen Pflanzungen gebaut haben. Wir können dieses Gebiet als das Juwel unserer Kolonisierung bezeichnen.

Auch die Wettbewerbe, die Ausstellungen landwirtschaftlicher Maschinen ziehen die Eingeborenen an, erregen ihren Ehrgeiz, und viele beteiligen sich schon an der Preiskonkurrenz. Man kann schon heute voraussagen, daß die 10 Millionen Hektar, die für den Bodenbau zur Verfügung stehen, ein beträchtliches Ausfuhrkontingent ergeben werden und daß die marokkanische Viehzucht den Schlachthäusern von Casablanca immer mehr und immer besseres Vieh zusenden wird.

Wenn man die Quais und den nordöstlichen Teil von Casablanca durchschreitet, wird man sich der landwirtschaftlichen Fortschritte der Kolonisten erst recht bewußt. Man hat in diesem Stadtteil, der mit dem Hafen verbunden ist und später Eisenbahnverbindungen mit dem Inneren des Landes besitzen wird, mit Absicht große Fabriken ver-

einigt. Man findet dort die modernsten Anlagen von Mehlfabriken, große Bierbrauereien, eine Kerzenfabrik, Eis- und Limonadenfabriken, eine gewaltige Fabrik für Kalk und Zement, die an Ort und Stelle Rohstoffe und Absatz findet, dann Sägewerke, Schmelzöfen, Werkstätten für Eisen- und Stahlbauten, motorbetriebene Tischlereien, Steinbrüche und Reparaturwerkstätten für Automobile. Eine große Fabrik für Superphosphate verarbeitet mit Hilfe der aus Spanien eingeführten Schwefelkiese die Phosphate von Oued-Zem, sowohl für den inländischen Verbrauch wie für die Ausfuhr. Die Phosphate von Oued-Zem, die das Protektorat in Kourigha fördert, bilden im Augenblick das größte Handelsobjekt Marokkos. Ein besonderer Quai ist für sie im Hafen reserviert.

Die Eisenbahnen belaufen sich, wie ich schon gesagt habe, auf 4500 Kilometer (man versucht jetzt, die schmalspurigen durch die normalspurigen zu ersetzen). Die Konzessionen sind im Besitz zweier verschiedener Gesellschaften: die französich-spanische Gesellschaft der Eisenbahnen von Tanger und Fes aus dem Jahre 1914 verfügt über 311 Kilometer Eisenbahnwege. Die Transporte wurden schon auf einer Strecke von 170 Kilometern in Betrieb genommen. Die ganze Linie, die Fes, die Hauptstadt Marokkos mit Europa durch die kürzeste Eisenbahnstrecke und die schnellste Seeüberfahrt verbindet, wird in diesem Jahre vollständig in Betrieb genommen werden. Sie hat bei der Station von Petitjean den Anschluß an die zweite Gesellschaft, die Compagnie des Chemins de Fer du Maroc, die im Jahre 1922 begründet wurde und 1000 Kilometer des normalspurigen Gleises bauen und in Betrieb setzen ließ.

Die Eisenbahnlinien, die die Häfen des Atlantischen Ozeans mit den im Inland gelegenen Städten verbinden, sind im Osten die Linien, die als Verlängerung der großen Verkehrsader von Nordafrika von Fes nach Oudjda führen. Die im Betrieb befindlichen Linien, die Casablanca mit Rabat und Kenitra mit Petitjean verbinden, gehören der Compagnie Franco-Espagnole (220 Kilometer). Eine Eisenbahnlinie geht von Casablanca nach Kourigha (148 Kilometer), wo man große Phosphatlager findet. Eine zweite Linie geht von Seltat ab, dem Zentrum des an Getreide so fruchtbaren Gebietes von Chaouia.

Mit Rücksicht auf den Transport der Phosphate hat man die Elektrifizierung eines Teiles des Eisenbahnnetzes beschlossen. Die notwendigen Installierungen sind beendet, und die ersten Lokomotiven mit einem Gleichstrom von 3000 Volt sind schon im Betrieb. Die elektrische Kraft wird von der Gesellschaft der Elektrizitätskraftwerke von Marokko geliefert. Ein Kraftwerk von 18 000 Kilowatt, das in Casablanca konstruiert wurde, speist inzwischen das Verteilungsnetz, bevor ein Wasserkraftwerk von 20 000 Kilowatt auf dem Fluß Oum er Rebia in einer Entfernung von 80 Kilometern von Casablanca, im Mittelpunkt des Netzes selbst errichtet wird. Die Linie von Casablanca nach

Kourigha hat im Jahre 1924 361 075 Tonnen Phosphate befördert, im Jahre 1925 724 450 Tonnen, und im Jahre 1926 stieg die Tonnage auf 870 000 Tonnen. Die Phosphatgesellschaft, die diese großen Lager ausbeutet, sieht ein schnelles Wachstum der Tonnage voraus.

Man kann zusammenfassend feststellen, daß diese junge Kolonie sich mit einer erstaunlichen Schnelligkeit entwickelt. Die Zahl der Europäer (90 000 Zivilisten, darunter 55 000 Franzosen, 19 000 Spanier und 13 000 Italiener) nimmt dauernd zu und gibt den Eingeborenen die besten Beispiele für die Ausnutzung und Bestellung des fruchtbaren marokkanischen Bodens und entwickelt auch alle veralteten Industrien.

An der Spitze von *Französich-Westafrika* steht ein Generalgouverneur, der in Dakar residiert, vom Kolonialminister abhängig ist und dem acht Kolonien, die von den einzelnen Gouverneuren verwaltet werden, unterstehen: Senegal, Guinea, die Elfenbeinküste, Dahome, Sudan, Mauretanien und das Gebiet des Niger, ein Gebiet von 4 Millionen Quadratkilometern, das von einer Bevölkerung von 13 Millionen bewohnt ist.

Die Bebauung des Bodens liegt fast ausschließlich in den Händen der Eingeborenen. Man kann fast sagen, daß es eine europäische Siedlung nicht gibt, in erster Linie aus klimatischen Gründen. Aus Mangel an Kolonisten, die wie in Algerien und Marokko durch ihr eigenes Beispiel die glücklichsten Resultate der modernen Bodenbestellungsmittel zeigen können, versucht man, die Eingeborenen durch Versuchsfarmen zu beeinflussen, in denen man ihnen ausgewählte Saaten aushändigt, wie auch durch landwirtschaftliche Propagandisten, die das ganze Land durchreisen und der schwarzen Bevölkerung die Benutzung der Pflüge, der Eggen und anderer landwirtschaftlicher Werkzeuge beibringen. Die Schwarzen haben bis jetzt, sei es, weil die Sklavenarbeit sie nichts kostete, sei es, weil die zufällige Fruchtbarkeit eines durch Buschfeuer belebten Bodens ihnen genügte, oder weil überhaupt ihre Bedürfnisse sehr gering sind, den vom Ochsen gezogenen Pflug nicht gekannt. Heute hat diese Art der Bodenbestellung, die sich immer weiter verbreitet, die sonst nach alten Traditionen mit dem Spaten bearbeitete Bodenfläche im Verhältnis von 1 : 16 gesteigert und den Ertrag von 1 auf 3 erhöht. Auf diese Weise wird die Ernte, die bis jetzt kaum zur Ernährung der Familie ausreichte, die Ausfuhr ermöglichen und den Eingeborenen bereichern. Es sind augenblicklich 2000 französische Pflüge in Französisch-Westafrika vorhanden.

Der landwirtschaftliche Rohstoff, der die größte Ausfuhr ermöglicht, ist die Erdnuß, die hauptsächlich in Senegal und im Sudan an den Eisenbahnstrecken von St. Louis—Dakar und Kayes—Niger gepflanzt wird. Im Jahre 1913 sind 233 000 Tonnen ausgeführt worden, im Jahre 1926 500 000 Tonnen (das heißt mehr als das Doppelte). Dasselbe gilt für die anderen ölhaltigen Pflanzen, so zum Beispiel für die Oelpalme. Im Jahre 1913 exportierte Französisch-Westafrika 9000 Tonnen Oel aus

40 000 Tonnen Palmmandeln, im Jahre 1926 25 000 Tonnen Oel aus 75 000 Tonnen Palmmandeln. In dem Maße, in dem Eisenbahnen und Landstraßen durchgelegt sein werden, wird auch die Produktion und die Ausfuhr wachsen. Ein Drittel dieser ölhaltigen Erzeugnisse wird schon auf andere Absatzmärkte als den französischen geleitet. Dasselbe gilt für das Holz, das fast ausschließlich von der Elfenbeinküste stammt. Im Jahre 1926 sind 120 000 Klafter Mahagoni im Werte von 45 Millionen Franken ausgeführt worden, zwei Drittel davon nach den Vereinigten Staaten und Deutschland und nur ein Drittel nach Frankreich.

Es sind gewaltige Bestrebungen im Gange, um die Erzeugung von Baumwolle in Westafrika zu steigern. Die Eingeborenen pflanzen seit undenklichen Zeiten eine derbe Art des Baumwollbusches, der zwar die Trockenheit verträgt, aber kurze Fasern hat und daher nur einen geringen Ertrag pro Hektar gibt. Heute fängt man an, die Samen auszuwählen und bringt dem Eingeborenen eine bessere Art der Pflanzung bei. Im Jahre 1913 hat man 288 121 Kilogramm Baumwolle ausgeführt, im Jahre 1924 1 741 909 Kilogramm und im Jahre 1925 2 249 623 Kilogramm. Um jedoch einen größeren und sichereren Ertrag zu haben, unternimmt man jetzt nach abschließenden Versuchen die feuchte Bebauung der Baumwolle in den Ueberschwemmungsgebieten des Senegal und des Niger. Auf dem rechten Ufer des Niger ist ein Versuchskanal von 100 Kilometern gebaut worden. Eine Abzweigung dieses Kanals, der die Ueberschwemmung zwischen dem Niger und Bari verlängern wird, ist geplant. Als Versuchsstation ist Nienesale auf dem mittleren Niger geschaffen worden, der alle wissenschaftlichen und technischen Forschungen, die sich auf die Baumwollpflanzungen im Sudan beziehen, übertragen werden.

Diese großen hydraulischen Arbeiten verfolgen nicht nur den Zweck, die Baumwollpflanzung zu heben, denn wie der Generalgouverneur Carde sagt, „sollten wir auch nicht ein Kilogramm Baumwolle ernten, so würde ich trotzdem das Programm der Bewässerungsarbeiten fortsetzen, um unsere Ernten von Reis, Hirse und Erdnüssen zu steigern, damit unsere Bevölkerung sich satt essen kann". Aus dem Staubecken von Aigrettes bezieht man auch die elektrische Kraft für Beleuchtungs- und Betriebszwecke der Stadt Bamako. Der Versuchskanal wird Schleusen haben und es dem Bootsverkehr ermöglichen, das felsige Gebiet dieses Teiles des Niger zu vermeiden.

Das hydroelektrische Kraftwerk von Tell im Senegalstrom, aufwärts von Medina, speist die Stadt Kayes mit elektrischem Strom. Das Stromwerk von Tiarey und das von Dakar Bango erlauben es, bis jetzt brachliegende Gebiete zu bepflanzen.

Die geschotterten Straßen belaufen sich auf 1550 Kilometer, aber die mit Automobil befahrbaren Wege auf 26 850 Kilometer. Diese Wege sind zwar einige Monate hindurch unverwendbar und erfordern zahlreiche Reparaturen, aber das geschotterte Landstraßennetz kann erst

langsam hergestellt werden, und das Budget der Kolonien, das eine Erweiterung des Hafens von Dakar, die Verbesserung des Hafens von Konakry voraussieht, kann nur allmählich das Wegeprogramm durchführen. Eine beträchtliche Ergänzung der Eisenbahnwege ist ebenfalls geplant.

Im Jahre 1902 hatte Westafrika nur 550 Kilometer Eisenbahnen, von Dakar nach St. Louis und ein Teil des Weges von Kayes nach dem Niger. Heute besitzt es 3000 Kilometer, die den Verkehr von 2 500 000 Reisenden und den Transport von 700 000 Tonnen Waren ermöglichen. Es war die Eisenbahn von St. Louis—Dakar, die, für strategische Zwecke gebaut, die Pflanzungen und den Verkehr der Erdnüsse gefördert und den Wohlstand dieses Gebietes auf eine Weise gesteigert hat, die einer wirklichen wirtschaftlichen und sozialen Evolution gleichkommt. Dasselbe gilt für die Strecke Dakar—Thies—Kayes—Niger, die die reichen Erzeugnisse des Sudan auf einer Strecke von 1250 Kilometer vom Atlantischen Ozean entfernt befördert. Reiche Pflanzungen sind auch in Guinea auf der linken Seite von Konakry bis zum Niger entstanden, und die Eisenbahnen von Dahome bedeuten den Anfang einer neuen Phase in der Wirtschaftsgeschichte dieses Landes.

Man hat auch in Westafrika angefangen, die Bodenschätze dieser Kolonie zu erforschen, und die Geologen erwarten große Grubenreichtümer.

Der Handelsumsatz von Französisch-Westafrika, der im Jahre 1913 sich auf 277 Millionen Franken belief, ist im Jahre 1927 auf 1 978 331 989 Franken gestiegen. Die Entwicklung dieses Landes ist erst in ihren Anfängen begriffen, aber heute schon kann diese aufblühende Kolonie beträchtliche Summen (112 Millionen im Jahre 1927) für große Arbeiten aussetzen, die zu einer weiteren Vermehrung des Volksvermögens führen werden.

Das tropische Afrika umfaßt fünf Kolonien: Gabon, Mittelkongo, Ubangi, Chari und Tschad. Es besitzt viel weniger Wege, Eisenbahnen und einen viel geringeren Handelsverkehr als Westafrika. Man hat es daher das Aschenbrödel der Kolonien genannt. Sein Handelsumsatz ist von 57 846 805 Franken im Jahre 1913 auf 155 222 463 Franken im Jahre 1925 gestiegen. Infolge der größeren Entfernung als Westafrika leidet es in erster Linie unter dem Mangel an Arbeitskräften.

Das ganze untere Kongogebiet ist durch die Tsetsefliege und die Kämpfe der Stämme verwüstet. Heute wird die Krankheit auf eine wirksame Weise bekämpft, aber der Verlust der Bevölkerung läßt sich erst in vielen Jahren ersetzen. Das Hinterland ist besser bevölkert, und sein herrliches Stromnetz des Ubangi-Chari und seiner Nebenflüsse erleichtert den Handelsverkehr. Von Brazzaville bis zum Ozean ist der Kongo infolge seines Gefälles und seiner Stromschnellen unbefahrbar. Und so sah sich Frankreich auch trotz seiner finanziellen Lage

gezwungen, ein großes Opfer für die Kolonien zu bringen, und es hat 300 Millionen ausgesetzt, um die Eisenbahnstrecke zu bauen, die zur Entwicklung dieses Gebietes unbedingt notwendig ist. Diese Eisenbahnstrecke beginnt an der Pointe noire, durchmißt Mayumba durch ein Dutzend Tunnels und erreicht Brazzaville auf dem Wege über Ludima Minduli. Diese Eisenbahnstrecke von 400 Kilometern (von denen ungefähr 100 Kilometer fertiggestellt worden sind) wird nicht nur für den Transport von Lebensmitteln dienen, die auf dem Wasserwege nach Brazzaville befördert werden, sondern auch für den Umschlag der Waren, die die belgische Eisenbahn von Katanga-Leopoldville transportieren wird, sobald der letzte Abschnitt zwischen Ilebo und Leopoldville beendet sein wird. Tropisch-Afrika, das eine Einwohnerzahl von 3 200 000 hat, darunter weniger als 300 000 Europäer, ist ein ungeheures Reservoir reicher und vielfältiger Rohstoffe. Seine Bodenerzeugnisse bestehen hauptsächlich in seinem Forstreichtum. Die Kongowälder, die sich auf 40 000 000 Hektar erstrecken, liefern Ebenholz, Mahagoni, Okumeholz sowie auch die anderen bekannten Holzarten. Der Kautschuk, der dort wild wächst, wird auch in den reichen Plantagen gebaut. Ich möchte noch Manjok, Reis und andere wichtige ölhaltige Pflanzen erwähnen wie Palmnüsse, Arikapalme, Karitee, Erdnüsse usw., dann noch Hanf und Baumwolle, für die das Gebiet von Tschad ungeheure Plantagen bieten könnte, und auch Vanille, Kaffee, Kakao, Tabak, Nelken, Mais, Sorghumhirse, Bananen usw.

Die Bodenschätze scheinen ebenso reich zu sein wie der Boden fruchtbar ist. Man hat schon mit dem Zechenbau von Kupferminen begonnen, und es unterliegt keinem Zweifel, daß dieses Gebiet sich nach der Eröffnung der Eisenbahnen besonders schnell entwickeln wird. Das Budget, das heute mühsam im Gleichgewicht gehalten wird, kann in einigen Jahren ebenso bedeutend werden wie das von Französisch-Westafrika.

In Madagaskar herrschen in erster Linie Landwirtschaft und Viehzucht vor. Auf dieser größten Insel, die dreieinhalb Millionen Einwohner zählt (darunter 18 000 Europäer), werden sieben Millionen Ochsen und gewaltige Schafherden gezüchtet. Ihr Handelsumsatz ist von 102 801 833 Franken im Jahre 1913 auf 935 777 251 Franken im Jahre 1925 gestiegen. Ihre Ausfuhr besteht aus 412 Tonnen Vanille (87 Millionen Franken), 42 000 Tonnen Reis, 9000 Tonnen Fleisch, 4000 Tonnen Kaffee und 9000 Tonnen ölhaltige Pflanzen. Es wird hier auch ein ausgezeichneter Graphit in großen Mengen gefunden.

Fünf Eisenbahnstrecken in einer Gesamtlänge von 694 Kilometern und 3000 Kilometer geschotterte Wege, auf denen mehr als 1000 Automobile verkehren, ermöglichen die Verwendung der Zugtiere in der Landwirtschaft, die man vorher zur Aufrechterhaltung des Verkehrs brauchte.

Es ist hauptsächlich die Größe des Automobilverkehrs, die uns alten Kolonialkennern besonders auffällt und uns einen Begriff von den bisherigen Fortschritten gibt. Nachdem man als junger Leutnant Algerien zu Fuß, zu Pferde und auf dem Kamelrücken durchmessen hat, nachdem man z. B. in Dahome feststellte, daß die Wege dort nicht gestatteten, den ganz leichten Wagen Lefebvre, den man uns aus Senegal schickte, zu verwenden, wenn man dann erfährt, daß heute 36 000 Automobile in Algerien verkehren (im Jahre 1926), daß Französisch-Westafrika mehr als 4000 Automobile auf seinen Wegen von 26 850 Kilometer Länge besitzt und Madagaskar über 1000 Lastautos verfügt, erkennt man den erreichten Fortschritt und begrüßt ihn wie ein Wunder. Man hofft auch, daß bald die Wälder dieses Landes oder die Ölsaaten den Brennstoff für den Betrieb von Motoren zur Verfügung stellen und dadurch einen unendlichen Fortschritt ermöglichen werden.

Nachdem man auch früher ein Zeuge der kleinlichen Eifersüchteleien der Kolonien war, die zu Streitigkeiten in den algerischen Departements ausarteten, und heute sieht, daß die drei Handelskammern von Algier, Oran und Constantine (nach der nordafrikanischen Konferenz von 1926) sich einig werden, drei Millionen für Automobile auszusetzen, die eine Verbindung über die Saharawüste mit Französisch-Westafrika sichern sollen, so hat man die Empfindung, daß die Zeiten sich glücklicherweise geändert haben und daß Frankreich die wahre Methode gefunden hat, um sein Kolonialreich zu entwickeln, zum großen Vorteil der Kolonien wie des Mutterlandes und auch zum Vorteil der ganzen wirtschaftlichen und industriellen Welt, die vielleicht zwei Drittel unserer Kolonialproduktion aufnimmt.

Die völkerverbindende Aufgabe der Musik.

Von *Adolf Weißmann.*

Im August 1922 fanden sich in einem kleinen Saal des Salzburger Mozarteums Vertreter der Musik verschiedener Länder Europas in dem Entschlusse zusammen, eine Internationale Gesellschaft für Neue Musik zu begründen.

Man hatte soeben eine Reihe von Konzerten erlebt, die, von einem weltbekannten Wiener Musikverlag ins Werk gesetzt, eine erste, wenn auch flüchtige und vielfach einseitige Schau über das Schaffen der Gegenwart gestatteten.

Dies war ein Fortschritt gewesen. Die Musik war während des Krieges häufig als politisches Propagandamittel mißbraucht worden. So konnte es nicht ohne Bedeutung sein, daß Künstler auch aus Ländern der früheren Entente, unter diesen die Musiker zuerst, sich auf mitteleuropäischem, durch Mozart geheiligtem Boden, zu friedlicher Zusammenarbeit vereinigten. Hiermit war der Grund zu einem musikalischen Völkerbund gelegt, der sich zunächst über alle politischen und wirtschaftlichen Hemmungen hinwegsetzte. Man wählte Vertrauensmänner für die einzelnen Länder. Sitz der Internationalen Gesellschaft wurde aus politischen Gründen London. Der bekannte englische Musikgelehrte Edward I. Dent, Leiter dieser Versammlung, wurde Vorsitzender der Delegiertenkonferenz, die im Laufe der nächsten Monate, nach Gründung der einzelnen Sektionen in den verschiedenen Staaten, stattzufinden hatte.

Ziel also dieser Gesellschaft war es, die Mauer niederzulegen, die das mitteleuropäische Musikschaffen von dem der übrigen Welt getrennt hatte. Denn wenn je, so war für eine Zeit, die nach einer landläufigen Redensart im Zeichen des Verkehrs stand, die urplötzliche Unterbindung der gegenseitigen Kunstbeziehungen durch den Krieg entscheidend geworden. Musik an und für sich mag ja in den Wolken, im Himmel schweben: sie ist aber seit mindestens einem halben Jahrhundert so stark an den Betrieb gebunden, daß dessen Störung notwendig auch auf die Gestaltung des Wesentlichen zurückwirken muß. Es ist zwar zu sagen, daß eine solche Unterbrechung von Vorteil für das künstlerische Schaffen hätte werden können, wenn der Künstler sich

ganz von der Politik losgelöst, ganz auf sich selbst zurückgezogen hätte. Dann hätte eine solche Pause im Verkehr der Kunst fruchtbar sein müssen. Da dies aber leider höchst selten der Fall war, da, wie schon erwähnt, auch die in metaphysische Weite hineinreichende Musik in die Fänge der Politik geraten war, konnte von dieser heilsamen Wirkung kaum die Rede sein.

Wer etwa eine Rückwirkung solcher Bestrebungen in der Musik auf die Politik erwartet hatte, mußte sich enttäuscht fühlen. Immer wieder wurden auch die Musiker daran gemahnt, daß Politik und Wirtschaft ihren eigenen, durch Verträge bestimmten Weg gingen. Es war auch nicht zu verkennen, daß man die politische Einstellung mancher, auch bedeutender Komponisten unterschätzt hatte. Widerstände ergaben sich daraus in Deutschland wie in Frankreich. So lange die Ausführung der Musik an Menschen gebunden ist, sind Menschlichkeiten für den Musikbetrieb in Rechnung zu stellen; um so mehr, als ja auch Musiker am Weltkriege teilgenommen hatten. Kaum war daher vom Internationalismus der Musik die Rede, so wurden, wie nie zuvor, ganze Abhandlungen über das Nationale und Internationale in unserer Kunst geschrieben. Man versuchte nun erst recht, angeblich durch die Politik gewitzigt, Scheidungen zwischen dem Osten, dem Westen, der Mitte der Musik festzustellen. Verbohrtheit kleiner Geister wollte neue Theorien in die Welt bringen. Aber es half nichts; die Arbeit des musikalischen Völkerbundes ging weiter. Die Gesellschaft, die zuerst Salzburg als jährliche Festspielstadt gewählt hatte, zog nach Venedig, nach Zürich und hat in diesem Jahre zum erstenmal auf reichsdeutschem Boden getagt: in Frankfurt am Main, wo zugleich eine staunenswerte Ausstellung der Musik der Völker diente. In dieser dem besetzten Gebiet nahen Stadt hat zum ersten Male nach dem Kriege in offiziellem Auftrage der französische Dirigent gewirkt: eine festliche Einleitung, der das Folgende nicht durchaus entsprach. Können also die Musiker sich zwar nicht rühmen, die politischen Verhältnisse in ihrem Sinne beeinflußt zu haben, ja, sind sie von fernher dem Zuge der Politik irgendwie gefolgt, so dürfen sie doch andererseits von sich behaupten, daß sie im wesentlichen Teile ihres Werkes von der Politik unabhängig vorgegangen sind und alljährlich einen Überblick über das gesamte Musikschaffen unserer Zeit vermittelt haben.

Freilich war schon im Frühjahr 1920 der Versuch gewagt worden, europäische Musiker im Zeichen eines Meisters zu vereinigen: Willem Mengelberg, der Amsterdamer Dirigent, durch persönliche Beziehungen und fast schon durch Tradition mit Gustav Mahler verknüpft, hatte nach der holländischen Residenz gerufen, um dem kaum vor einem Jahrzehnt Dahingeschiedenen mit der Aufführung seiner sämtlichen Symphonien zu huldigen. Diese Huldigung hatte nicht den Vollklang, den man wohl erwartete. Gewiß blieb auch diese Zusammenfassung des Gesamtwerkes durch einen Berufenen fruchtbar, wie er sich nicht

minder zum Triumph des Orchesters und seines Dirigenten gestaltete. Aber die Ausstrahlungen eines Geistes wie Gustav Mahler mögen für einzelne stark sein, sie sind doch nicht so allgemein, sind im wesentlichen auf das deutsche Sprachgebiet beschränkt; und die Vertreter romanischer Musik, die sich auf holländischem Boden zusammenfanden, konnten nicht als für ihre Länder kennzeichnend gelten.

Es erhebt sich überhaupt die Frage, worin das Völkerverbindende der Musik liegt. Daß sie eine allen verständliche, weil durch Ohr, Nerven, Gefühl zugängliche Sprache redet; daß sie daher ein besonderes Fluidum zwischen den für sie Empfänglichen schafft; daß sie also endlich ihre naturhafte Gesellschaftlichkeit auch in hohem Maße völkerverbindend geltend machen kann, läßt sich nicht bestreiten. Wenn alles Künstlerische überhaupt die Hemmungen dogmatischer Starrheit und Verbohrtheit niederzurennen vermag, so ist diese Fähigkeit in erster Linie der populärsten aller Künste, der Musik gegeben. Hierzu kommt, daß alle Musik an Musizierende gebunden ist, und daß gerade von dem ausübenden Menschen eine Zündkraft ausgehen kann, ja ausgehen muß, die massenbindend bis zur Gefährlichkeit wirkt.

Demgegenüber ist allerdings darauf hinzuweisen, daß noch immer nationale Verschiedenheiten in der Musik der verschiedenen Länder sich ausprägen. Wir haben hier zwischen denen zu unterscheiden, die im Volkstum selbst begründet sind, und zwischen den anderen, die künstlich, nicht ohne Beeinflussung durch die Politik, hergestellt werden. Diese letzten dürfen uns nicht weiter beschäftigen. Es ist ja ganz klar, daß alle kleinen Staaten, die als Folge des Weltkrieges entstanden sind, ihre eigene Musik haben möchten. Das ist nun natürlich nicht möglich; denn selbst wenn wir die Rasse als im tiefsten Grunde musikschöpferisch annehmen, ja gerade dann können die Artverschiedenheiten der Musik nur in weit größeren Gemeinschaften, als es die europäischen politischen Einheiten sind, in Erscheinung treten. Sicher nur ist, daß das Romanische, das Slawische sich merkbar vom Deutschen abheben. Gemeinsam ist ihnen allen heute eine gewisse Problematik. Denn die Musik befindet sich ja wie alle anderen Künste gegenwärtig in einer Krise, die zwar eine des Schöpferischen überhaupt, aber auch durch wirtschaftliche Wirren hervorgerufen ist. Die Form freilich, in der sich die Problematik der Musik äußert, ist im Westen, in der Mitte, im Osten verschieden. Dies betonte sich natürlich noch mehr durch die Abgeschlossenheit, in der Deutschland und Österreich während des Weltkrieges und in der Nachkriegszeit lebten. Nur hatte Österreich, weil politisch unverdächtiger, den Vorzug, schneller in den musikalischen Völkerverein einbezogen zu werden. Hierzu trug, da nun einmal alles Betriebhafte von wachsendem Einfluß ist, die Arbeit eines universelleren Verlages bei.

Als man sich wieder zusammenfand, stellte sich aber nun doch das Gemeinsame als beherrschend und maßgebend heraus. Die

Problematik hatte sich ja bereits vor dem Kriege gezeigt. Sie beruhte auf einer Erschütterung aller tonalen Grundlagen, die wiederum Folge einer Übersättigung der schaffenden Musiker durch die romantische Musik war. Es kann hier auf das, was man als Atonalität und Polytonalität bezeichnet, und was sich schlagwortartig durchgesetzt hat, ohne freilich von der großen Masse der Musikliebhaber wirklich erkannt zu werden, nur hingedeutet werden. Die Unterwühlung der bisherigen tonalen Grundlage der Musik also war allgemein geworden. Die Schaffenden aller Länder arbeiteten, mit wachsender Ruhelosigkeit, bewußt jenseits des tonartlichen Empfindens. Aber alles Problemhafte wurde besonders im deutschen Sprachgebiet spürbar. Dies war ja völlig im Einklang mit deutscher Wesensart, und wollte man auch gegen die Tradition schaffen, über seine Natur konnte man nicht gut springen. Es traten als für die Musik der Welt, also auch für ihre Problematik richtunggebend, Arnold Schönberg und Igor Strawinsky auf: der eine im deutschen Sprachgebiet, in der deutschen Romantik wurzelnd, doch kammermusikalisch gerichtet, Beethoven verhaftet und ernstlich bemüht, im Sinne der Tradition evolutionär, in großen Formen aufbauend zu wirken; der andere, aus Rußland nach Paris übergewandert, vom Ballett schöpferisch angeregt, zunächst in der Welt des Sichtbaren lebend und von dort in andere Bezirke übergreifend, dem russischen Volkstum Grundmotive entnehmend, aber in pariserischer Luft mehr zum Internationalen hinstrebend. An einem Punkte begegnen sie sich, weil eben das Problematische der Welt gehört. Schönbergs „Pierrot Lunaire" dringt nun auch sehr bald nach dem Kriege in Paris ein, wie Strawinsky, der während der Kriegsjahre abseits Deutschlands berühmt Gewordene, seine Wirkung in Deutschland erprobt: der „Sacre du Printemps", sein Hauptwerk, wird dank der Internationalen Gesellschaft für Neue Musik schon 1922 in Berlin aufgeführt und findet ein vielspältiges, doch ungewöhnlich starkes Echo.

Deutsche und französische Problematik also stoßen aufeinander. Das bleibt nicht ohne Wirkung. Denn so gewiß auch die wahrhaft großen Werke der Kunst in der Einsamkeit geschaffen werden, und so unheilvoll nivellierend der auf dem Weltverkehr beruhende Betrieb wirken kann: kein Künstler kann sich ohne Schaden ganz von dem abschließen, was in seiner Zeit vorgeht. Er muß alles irgendwie in sich aufnehmen, ohne darin zu versinken. Jungen deutschen Komponisten mußte, wenn sie so mit ihren Kunstgenossen zusammentrafen, bewußt werden, daß ihre tiefgründige Problematik sie leicht in Trockenheit, in Abstraktionen führte; daß sie das Klingende der Musik mißachteten. Den Romanen wiederum konnte es nicht entgehen, daß sie allzu leichtherzig, von Natur für das Genrehafte begabt, der großen Form entsagten. So war, als die Milhaud, Poulenc und andere Junge mit den Hindemith, Krenek auf deutscher Seite sich trafen, ein fruchtbares gegenseitiges Geben und Nehmen zu vermerken. In einer Er-

scheinung wie dem in Frankreich geborenen und aufgewachsenen Schweizer Arthur Honegger wird der Zusammenklang deutschen und romanischen Wesens besonders fühlbar.

Der Geist der Zeit freilich ist auch in der Musik der großen Linie nicht günstig. Das Leben dringt mit seinen wirtschaftlichen Notwendigkeiten und mit den Reizungen augenblicklichen Genusses unmittelbar auf den Schaffenden ein, der das Unbegrenzte dem Begrenzten opfert und von Unsterblichkeit wenig wissen will. Diese Geistesrichtung spiegelt sich naturgemäß auch in der Musik der Gegenwart. Sie ist, zumal auf der romanischen Seite, aber auch auf der unsrigen, dem Körperlichen mehr als je verhaftet. Was man Unromantik nennt und was eine Auflehnung gegen alle Hemmungen durch das Gemüt, oder wie man es sonst nennen will, bedeutet, offenbart sich in der Lust am Grotesken, in einer gewissen Akrobatik der Kunst, die ihre Versklavung in alle Ismen nur aufgegeben hat, um sich desto rücksichtsloser über alles Tiefe und Lyrische lustig zu machen. Eine solche Art der Musik braucht aber darum, weil sie vor dem Wesentlichen zurückscheut, nicht unfruchtbar, nicht rein negativ zu bleiben.

Gefördert wird sie durch den Einbruch des Jazz, mit dem Amerika seinen produktiven Anteil an der Weltmusik zum ersten Male tätigt. Die Rücksichtslosigkeit eines synkopierten Rhythmus, der alles Melodische, auch aus früherer Zeit, in sein Gerüst zwängt, aber mit seinem sportmäßigen Mechanismus die ganze Welt erobert, ist kennzeichnend für das, was als „Unromantik" allgemein ist oder mindestens zu sein scheint. Das Übergewicht von Bläsern und Schlagzeug, deren Lärm durch alle Hotelhallen dröhnt, das tonangebende Saxophon vor allem, machen sich nicht nur für den Tanz geltend, sondern beeinflussen auch die sogenannte ernste Musik, die zwischen Ernst und Groteske schwankt, aber zweifellos für das instrumentale Gewand vom Jazz allerlei Anregungen bezieht. So kann es geschehen, daß die erste wirkliche Jazzoper nicht in Amerika, sondern in Deutschland entsteht: „Jonny spielt auf" des Komponisten Ernst Krenek heißt sie, und ihr für eine moderne Oper aufsehenerregender Erfolg beweist nur, wie zündend ihre Aktualität sich dem Publikum mitteilt.

Es ist allerdings dafür gesorgt, daß auch der Baum des Jazz nicht in den Himmel wächst, und daß die grotesken, oft mit viel Witz ausgeführten Sprünge der Musik nicht ihren einzigen Inhalt bilden. Denn gemeinsam bleibt den Musikschaffenden der ganzen Welt die Richtung auf die Kammermusik. In ihr können wir wiederum nur den Einfluß eines deutschen Ideals erkennen. Der Zug zum Echten wird nirgends spürbarer als hier, wo kein instrumentales Prunkgewand die Dürftigkeit des Gedankens verhüllt. In der Art, wie für Kammermusik geschrieben wird, mögen sich Rassenverschiedenheiten kundgeben: ein Grundzug ist nicht zu verkennen. Wie mit unsichtbaren Fäden ist auch hier das gesamte Musikschaffen der Welt zusammengeknüpft.

Es wäre aber unrichtig, das, was die jungen Komponisten der Gegenwart tun, zum einzigen Maßstab für die völkerverbindende Kraft der Musik zu machen. Wir haben nunmehr den Blick auf die große Masse des Bürgertums in allen Ländern zu lenken. Auch sie, die ja den größten Teil aller Musikempfangenden stellt, bleibt durch gemeinsame Neigungen verbunden. Wir mögen in der bürgerlichen Mehrheit, wo es auch immer sei, sentimentale Anhänglichkeit an das bewährte Alte als Wirkung des Beharrungstriebes feststellen: wir haben mit dieser Gegebenheit zu rechnen, weil sie auch die Entwicklung des Musikschaffens irgendwie mitbestimmt. Denn wenn das l'art pour l'art-Prinzip zur Sektenbildung geführt hat, rächt sich das Bürgertum am Künstler, indem es sich ihm und seinem Werk entfremdet. Darum muß immer wieder der Zusammenhang zwischen dem Schaffenden und dieser großen bürgerlichen Mehrheit gesucht, wenn nicht hergestellt werden. Es gibt nun einige wenige Genies, auf die sich das Bürgertum geeinigt hat. Allem Widerspruch schaffender Musiker dieser Zeit zum Trotz werden sie geliebt und darum aufgeführt.

Während also eine Bewegung für Unromantik im Namen einer neuen Sachlichkeit durch die Welt heutiger Komponisten geht, die sich gern auf das siebzehnte und achtzehnte Jahrhundert berufen, bleibt die große Masse des Bürgertums in allen Ländern gerade den Meistern des neunzehnten Jahrhunderts, den Vertretern der Romantik treu. Geschlossen bekennt sie sich zu ihnen, so heftig auch der Jazz sie zum Abfall von ihnen verführen will. Da ist nun merkwürdig zu sehen, daß ein Schöpfer intimer Musik wie Robert Schumann, den der Musiker der Gegenwart gern hochnäsig abtut, in romanischen und slawischen Ländern besonders geliebt wird. Auch wie es um Richard Wagner, den nunmehr so viel Befehdeten, steht, ist nicht ohne Reiz sich zu vergegenwärtigen. Daß er in Deutschland nicht mehr als alleinseligmachend gilt, darf nicht wundernehmen. Denn es ist ja seine Heimat. Man hat sich zu tief in ihn hineingekniet, um sich nicht nach Entspannung in leichterer Opernkost zu sehnen. Trotzdem bleibt er natürlich zugkräftig auch in deutschen Landen. Ganz anders aber wirkt noch immer sein Zeichen auf das kunstempfangende Bürgertum im Ausland ein. In Amerika, in der New-Yorker Metropolitan Oper stützt sich der Spielplan großenteils auf Wagners Musikdrama. In Paris, in der Mailänder Scala, wo Toscanini die Sache Wagners mit einer von Erkenntnis genährten Begeisterung verficht; in London, wo nun Bruno Walter in Covent Garden den Ring und Tristan vor schwärmenden Opernfreunden aufführt: überall zeigt sich des deutschen Meisters Sonderrecht als unerschüttert. Für England überträgt sich diese Anhänglichkeit auch auf den romantischen Naturalisten Richard Strauß, dessen „Rosenkavalier" zu den beliebtesten deutschen Opern gehört, wie seine Lieder tief in die Kreise der Musikliebhaber gedrungen sind. Es bleibt der Name Richard Strauß auch für das übrige Aus-

land, so sehr es sonst nach anderer Richtung abbiegen mag, ein Symbol künstlerischer Gemeinschaft. Für die Konzertmusik sind die einst von Hans von Bülow als die drei großen B.s der Mitwelt verkündeten Meister auch heute im Werte nicht wesentlich gesunken. Für Bach stimmen alle, auch wenn sie ihn nicht begreifen; für Beethoven aber, den viele Schaffende der Gegenwart als ihnen fremd ablehnen, entscheidet sich die große Masse des Bürgertums, mit ihr allerdings auch die große Masse der Musiker aus vollem Herzen. Wie Beethoven in der Welt soeben gefeiert wurde, daran braucht nur erinnert zu werden. Das Völkerverbindende dieses Genies, dessen Symphonien in vielfacher Deutung immer wieder auf den Programmen der Orchesterkonzerte stehen, ist über allen Zweifel erhaben.

Hat aber Deutschland der Oper und den Konzertsälen der Welt Wirkungsmöglichkeiten von wesentlicher Bedeutung geschenkt, so hat es wiederum vom Westen her auch außerhalb des Zeitgenössischen Neues empfangen. Es ist die Musik der Russen, die auf dem Umweg über Frankreich zu uns gelangte und für die Gegenwart von nicht zu unterschätzendem Wert geworden ist. Sicherlich war es Folge der politischen Einstellung, wenn schon in dem Jahrzehnt vor dem Kriege russisches Ballett und russische Opernkunst in Paris ihr europäisches Hauptquartier aufschlugen. Begünstigt wurde dies freilich durch den Kultus der Farbe, der in der französischen Hauptstadt von jeher seine Stätte hatte. Man war in Deutschland, vornehmlich durch Arthur Nikisch, mit Tschaikowsky bekannt geworden. Dieser stellte die Spiegelung westeuropäischer Musik, nicht zum wenigsten deutscher Romantik im Geiste des Russentums dar. Das Urrussische aber war hier noch unbekannt geblieben. Seine Kenntnis war eben in weitere französische Musikkreise gedrungen, war nicht ohne Einfluß auch auf den musikalischen Impressionismus geblieben, der sich sehr bald in der Musik Debussys der Welt mitzuteilen begann, und die Bewegung schickte sich an, auch auf Deutschland überzugreifen, als ihr der Weltkrieg ein vorzeitiges Ende machte. Es ist hier mit der urrussischen Musik in erster Linie die des genialen Dilettanten Modest Mussorgsky gemeint: seine Oper „Boris Godunow", ein musikdramatisiertes Volksepos, hatte sich also bis zur Nachkriegszeit zu gedulden, um ihren Weg in Deutschland zu vollenden. Dies geschah denn auch, das Werk körperte sich dem deutschen Opernspielplan ein, wurde mit besonderer Sorgsamkeit behandelt. Die Unmittelbarkeit der Anschauung und des Ausdrucks, das Seherische, in die Zukunft, also in die heutige Gegenwart Weisende zugleich mit dem Volkstümlichen dieser Musik hatte Muße, auf die Geister einzuwirken. Es ist fast selbstverständlich, daß im Zuge der Mussorgsky-Oper auch die des russischen Meisters und seines Bearbeiters Rimsky-Korsakoff erschien, wie so manche anderer russischer Komponisten von geringerer Bedeutung. Dies zu einer Zeit, wo gerade in Deutschland die Entspannung von Wagners Musikdrama

sich in der Liebe zum Bel-Canto und zur Oper Verdis aussprach. Er war zwar dem deutschen Opernfreunde schon immer ins Blut gegangen, nunmehr aber genoß er die Hochschätzung als einer der wenigen wahrhaft großen Meister der Tonkunst. Und mochte auch Puccini in Verdis Schatten stehen, das Bürgertum der Welt hing auch an ihm. Auch er wirkte und wirkt völkerverbindend.

Die Rolle des ausübenden Musikers in dieser Völkerverknüpfung ist zwar schon gestreift, muß aber noch stärker betont werden. War früher der Sänger und der Instrumentalist das Hauptbindemittel für die Musik, so ist er im Verlaufe der Entwicklung hinter den Dirigenten zurückgetreten. Dieser, eine Frucht deutscher musikalischer Allgemeinkultur, trägt in häufigen ausländischen Gastspielen zur Verbreitung der heimatlichen Kunst bei. Zeichen einer Zeit der Hochblüte des Musikbetriebes war es, daß die unleugbar ragendste Gestalt unter den schaffenden Musikern des vorigen Geschlechts, Richard Strauß, als Dirigent für sein eigenes Werk nicht nur in Europa, sondern auch in Amerika eintrat. Die Wirkungen solcher Suggestionskraft sind unberechenbar. Aber auch der Nur-Dirigent wird zu einer Macht in der gesamten Musikwelt. Die Zauberkraft der Stabführung eines Gustav Mahler, Arthur Nikisch, die Suggestionsfähigkeit eines Weingartner, eines Muck und anderer hatte sich schon vor dem Kriege jenseits des Ozeans bewährt; nun ist es eine neue Generation von Dirigenten, die das Ausland herbeiruft: Bruno Walter, Wilhelm Furtwängler, Otto Klemperer, Erich Kleiber, Fritz Busch sind die Namen, die für die Welt auftauchen. Als in seiner Art unerreichbar bezaubert Arturo Toscanini das amerikanische Publikum. Willem Mengelberg, Sergej Kussewitzky, Monteux, Ansermet, Gabrilowitsch und andere mehr zeigen den Anteil Gesamteuropas am Musikbetrieb Amerikas an, das wiederum der technischen Vorzüglichkeit seiner Orchester auch die Anregung für das langsame Aufkommen heimischen Dirigententums verdankt. Die wirtschaftliche Übermacht Amerikas gibt ihm die Möglichkeit, alles was gut und teuer ist, zum künstlerischen Wettstreit heranzuziehen und sich das Bestmögliche an Ausführung der Musik jeder Art zu sichern. Das europäische Musikleben aber weist doch eine Vielgestaltigkeit auf, die, auf Tradition beruhend, nicht so ohne weiteres nach Amerika zu verpflanzen ist. Daraus ergibt sich die Notwendigkeit und die Möglichkeit des Austauschverhältnisses zwischen beiden Kontinenten.

Daß, soweit es Europa betrifft, der Austausch zwischen Deutschland und Rußland, Deutschland und Italien weit reger ist als der zwischen uns und Frankreich, ist eine Tatsache, die gewiß auch politischen Einflüssen zuzuschreiben ist, aber gerade darum sehr bald der Vergangenheit angehören wird. Es gibt eine innere Verbundenheit des europäischen Kunstbetriebes, die in volle Kraft tritt, sobald alle politischen und wirtschaftlichen Hemmungen wegfallen.

Die Musik hat also zunächst ohne Rücksicht auf die Politik ihre Aufgabe der Völkerverknüpfung erfaßt und zu lösen gesucht; die Notwendigkeiten des Betriebes haben sie daran erinnert, daß sie nicht ganz in den Wolken schwebt, und daß sie sich wirtschaftlichen, auch politischen Notwendigkeiten anzupassen hat. Politische Tatkraft und die allzu willige Schmiegsamkeit des Musikers widersprechen einander; sobald aber die Richtung auf den Weltfrieden bestimmt ist, wird die Kunst übermächtig und durchbricht alle Dämme des Mißverständnisses und des Vorurteils. Dies gilt nicht nur für die Musik, sondern auch für die anderen Künste. Nur behält eben die Musik aus den oben erwähnten Gründen den Vorrang in der Verknüpfung der Völker.

Inwieweit der Sport, der sich vom Angelsachsentum auch auf Europa übertragen hat und wiederum völkerverknüpfend wirkt, der Weiterentfaltung der Musik hinderlich ist, wird sich erst in den nächsten Jahrzehnten zeigen.

Ein im wesentlichen der Musik fremderes, weil in der Mechanisierung alles Musikalischen erzogenes Geschlecht wächst in der ganzen Welt heran. Aber Musik hat unerschöpfliche Kräfte in sich. Es steht zu hoffen, daß sie aus dieser Krise des Geistes siegreich hervorgehen und die wirtschaftlich verbundenen Völker wiederum innerlich binden wird.

Europäische Mythologie.

Von *Enrico Corradini.*
Mitglied des italienischen Senats.

Es existiert in Europa ein allgemeines mythologisches System, das sich im Laufe der letzten Jahrhunderte herausgebildet hat. Es ist möglich, daß je nach den Ländern der Zeitpunkt seiner Entstehung verschieden ist, aber ich überlasse es den Gelehrten, ihn festzustellen und zu umgrenzen.

Er liegt sicher zwischen dem Katholizismus, der Reform des abnehmenden Glaubens an Gott und dem sich aus dem Unglauben ergebenden Aufstieg der neuen Göttin, der Vernunft. Der ewige mystische Untergrund der menschlichen Seele blieb unangetastet, eben weil er ewig ist, und wurde nur menschlicher, machte sich die göttlichen Attribute zu eigen und gab auf diese Weise dem Kult der Vernunft seinen Ursprung.

Die Vernunft wurde daher zum neuen göttlichen Prinzip.

Die Leser werden ohne weiteres einsehen, daß schon diese Zueignung des Göttlichen auf Kosten ihrer Menschheit eine überaus optimistische Unternehmung war. Seit dieser Zeit hatte der Optimismus eine dauernde Unterkunft auf dieser Erde gefunden. Er wurde zum Ursprung der Zivilation und des Fortschritts. Die Vernunft gebar das himmlische Paar, die Zivilisation und den Fortschritt, jene höchsten und größten Götter, die sich in den zahlreichen Personifikationen verkörpern. Wenn in den schicksalshaften Zusammenhängen zwischen Menchen und menschlichen Dingen ein Wort auftauchte, das sich auf irgendeine Weise mit dem dauernden und ewigen optimistischen Werden der Zivilisation und des Fortschritts verbinden ließ, so zeugte es in sich ein Teilchen des Göttlichen und wurde zur höchsten Gottheit. So entstand die Menschheit selbst, das Leben, die Wissenschaft und ähnliche Gottheiten.

Dieses allgemein mythologische System ging über sein ursprüngliches Gebiet des reinen Gedankens hinaus und drang in die Politik ein, eroberte sie und bildete sie zu einem Untersystem aus. Die Politik wurde zu einer der größten Triebkräfte des dauernden und ewigen Werdens der Zivilisation und des Fortschritts. Alles, was in der Politik auf irgendeine Weise und unter irgendeinem Aspekt als eine Bewegung von heute auf morgen betrachtet werden konnte, wurde zu einer optimistischen Offenbarung einer optimistischen Tat des göttlichen, optimistischen Gesetzes eines dauernden und ewigen Werdens der Zivilisation und des Fortschritts. Ich bitte die Leser, ihre Aufmerksamkeit einen Augenblick lang auf das Wort Revolution zu konzentrieren: hier

haben wir die höchste politische Verkörperung des himmlischen Paares, der Zivilisation und des Fortschritts, zum Wohle und zum Glücke des menschlichen Geschlechtes. Dies bedeutet, daß in Europa, hauptsächlich in Westeuropa, das oben erwähnte Wort sich mit allen göttlichen Attributen belud, zu einer Gottheit wurde, und jede faktische Revolution galt als die Manifestation dieser Gottheit. Man denke an die französische Revolution. Wieviele Gottheiten fanden in ihrer blutigen Wut ihre Verkörperung! In dieser Revolution fand das neue mythologisch-politische System, hauptsächlich für Westeuropa, sein Hauptzentrum und die größte Dynamik der Verbreitung. Die sogenannten Menschenrechte und Bürgerprinzipien und die drei Worte „Freiheit, Gleichheit und Brüderlichkeit" neben den Ausdrücken Demokratie und Volk wurden zu ebenso vielen Gottheiten. Von der französischen Revolution kam das System bis auf unsere Tage, wurde zum Vermächtnis des Sozialismus. Hier war der Zenith, hier erlebten wir die triumphale Expansion des Systems vor unseren eigenen Augen. Es war die Revolution der Revolutionen, nicht mehr eine innerhalb der Grenzen einer Nation eingeschlossene Revolution, sondern eine Revolution der Welt, nicht mehr eine Revolution einer politischen Staatsform, sondern die Revolution des ganzen Lebens des Menschengeschlechtes, der endgültige Schluß seiner ganzen Geschichte der Vergangenheit, der Anbeginn seiner neuen Geschichte. In der versprochenen Glückseligkeit der Menschen und der Völker, über die Hoffnungen jedes Messianismus hinausgetragen, wirkte das göttliche Gesetz des ewigen und dauernden Werdens der Zivilisation und des Fortschritts mit der Vehemenz der Elementargewalten, der Stürme und Erdbeben, durch seine Inkarnationen hindurch, das Proletariat, die Hebung des Proletariats, den Klassenkampf, die Internationale und andere verwandte Gottheiten. Die Worte wurden zu unerbittlichen Göttern, und ihre Menschen und ihre Sache, die Partei, die Organisationen, die Propagandisten, die durch die Länder zogen und die unverdaulichen, marxistischen Gemeinplätze wiederholten, wurden zu fürchterlichen Werkzeugen seines Willens der allgemeinen Zerstörung jeder Herrschaft der Ungerechtigkeit, um eine universelle Herrschaft der Gerechtigkeit aufbauen zu können.

Mit einem Wort, die Politik ist nicht mehr eine Realität innerhalb realer Bedingungen mit realen Möglichkeiten und realen Kräften, die auf wirkliche Ziele hinsteuert, sie ist nicht länger die Kunst der Herrschaft über Völker und Staaten, nicht länger die Fähigkeit der Gründung von Institutionen, die dieses Ziel verfolgen. Sie ist zu einer Mythologie geworden. Und die politischen Prinzipien, die Parteien, die politischen Kämpfe, das größte Institut der modernen Völker — ich spreche hier vom Parlament und seinen Parteien —, ja die Vergangenheit, die Gegenwart und die Zukunft der menschlichen Gesellschaft sind beherrscht, gefälscht, verschoben in allen ihren Beziehungen, durch die oben erwähnte Mythologie.

Denn auch diese Medaille hat ihre Kehrseite, auch dieser Olymp hat seine Unterwelt, auch diese Götter haben ihre bösen Geister. Man denke daran, was aus dem Bürgertum beim Ausbruch des Sozialismus geworden ist. Man denke daran, was aus dem Besitz der primären Kraft der produktiven Aktivität der Welt geworden ist. Man denke daran, was aus dem Staat geworden ist. Man denke daran, was aus dem einfachen Wort Vergangenheit geworden ist, das man doch nicht aus der Geschichte des Menschengeschlechtes ausradieren kann. Sie wurde zur Ungerechtigkeit, zum Verbrechen. Wie andererseits das Proletariat, der Kommunismus, die Anarchie, die sich Umsturz nannte, und die mystische, unsagbare Zukunft wurden zum Vormarsch der Gerechtigkeit, zu einer drohend erhobenen Geißel. Und der wirkliche und so schwere und bittere Kampf der Interessen zwischen den Menschen, zwischen den Klassen wurde noch schwerer und bitterer, wurde tödlich vergiftet, wurde durch eine ähnliche Mythologie in einem tödlichen Zweikampf verwandelt. Wie im Zeitalter religiöser Verfolgung konnte der ewige mystische Untergrund der Menschheit seine ganze Wut entfesseln.

Dieses mythologische System drang selbstverständlich auch in die beiden Lager der Politik, die nationale und die internationale ein. Europa hatte sein mythologisches System für die sogenannte innere Politik und sein mythologisches System für die sogenannte Außenpolitik. Man kann sich vorstellen, was dann aus dem Frieden wurde. Er wurde zum Pazifismus, zur Gottheit des rationalistischen Optimismus. Man kann sich vorstellen, was dann aus dem wirklichen Zusammenleben der Völker wurde, das aus Solidarität und Konkurrenz, aus Krieg und Frieden besteht, es wurde zum Internationalismus, zur Gottheit des optimistischen Rationalismus. Und was wurde aus dem Krieg? Er wurde zum grausamen, vom Blut der Generationen triefenden Verbrechen, von den bösen Geistern Nationalismus, Militarismus und Imperialismus gezeugt. In der bescheidenen Wirklichkeit ist der Krieg ein Teil der biologischen Geschichte des menschlichen Geschlechtes. In der bescheidenen Wirklichkeit ist der Imperialismus ein Teil der biologischen Geschichte des menschlichen Geschlechtes, ist eine Bewegung zwischen Völkern und Staaten dieser Erde, ihr Vorgehen und ihr Rückzug, ihrem Alter und ihren produktiven Kräften gemäß. Aber in der hohen Mythologie wurde der Krieg und der Imperialismus zum Willensakt der einen und zur Hauptschuld der anderen. Und aus der internationalen Politik drang er in die nationale hinein, der Krieg, der Nationalismus, der Militarismus und der Imperialismus wurden zum dunklen Willen des Bürgertums, des Kapitals, zum furchtbaren Geist des Bösen, der herrschenden Klassen, der Monarchien, der parlamentarischen Mehrheiten und ähnlichem. Der Friede ist der Kampf gegen den Militärhaushalt und die Freiheit der Völker, die Aufhebung der Grenzen und die Solidarität des Menschengeschlechtes sind die Vor-

bereitungen der strahlenden Zukunft, zu der Demokratie, Proletariat und parlamentarische Oppositionen streben. Wie man sieht, kehren wir zum Zeitalter der religiösen Kämpfe und religiösen Verfolgungen zurück. Heute ist der Völkerbund die höchste Tat des alten europäischen mythologischen Systems. In Wirklichkeit ist der Völkerbund ein Produkt der vorübergehenden Nachkriegspsychologie oder im besten Falle eine der vielen internationalen Organisationen, wie sie schon in Friedenszeiten vorhanden waren, und die für das Zusammenleben der Menschen so notwendig sind wie die Organisationen der Post und der Telegraphen, der maritimen, kommerziellen und diplomatischen Verbindungen. Aber mythologisch ist der Völkerbund die Vernunft in Form einer Versammlung von Staaten, die den ewigen Frieden des Menschengeschlechtes vorbereitet. Der Völkerbund ist eine Rückkehr zum irdischen Paradies, durch die kontinentale und interkontinentale Raumferne verbreitet.

Schließlich ist das alte mythologische System der europäischen Politik eine Fälschung des Außenlebens der Völker, wie es die Fälschung ihres Innenlebens ist. Meistens geschieht es zum Nutzen und Gebrauch einiger Politiker. Es gibt zwischen Europa und Amerika einige Hunderte von Politikern, die Genf als eine Filiale oder als eine Verlängerung des Parlamentarismus betrachten. Der Völkerbund, die Genfer Arbeiten an der Erringung eines dauernden und ewigen Friedens, die Entwaffnungskonferenzen, die sich mit den so gewaltigen Interessen des Menschengeschlechtes beschäftigen, sind für die Politiker ein bloßer personalistischer Parlamentarismus. Solche Erzeugnisse des alten mythologischen Systems werden exportiert, um eingeführt zu werden, und werden wieder zwecks Ausfuhr eingeführt. Die Demokratie, der Parasit dieser ganzen nationalen und internationalen messianistischen Aufmachung dient als Vehikel. Der Parlamentarismus ist das Ziel. Es ist sehr wahrscheinlich, daß die letzte Entwaffnungskonferenz zwischen England und Japan nichts weiter war als ein Manöver, wie man es im italienischen Dialekt der früheren Zeit nannte, ein Wahlmanöver der Politiker der Vereinigten Staaten, die sie vorgeschlagen haben.

Wenn wir nun eine Uebersicht über die Schäden haben wollen, die ein solches System anrichtet, das im wesentlichen darin besteht, daß es jede politische Realität der Völker und der Beziehungen der Völker fälscht, müssen wir uns noch einmal mit der Frage des Sozialismus beschäftigen. Der Sozialismus in seiner historischen Realität war nichts weiter als eine Bewegung zwischen den wirtschaftlichen und politischen Kräften, um den Lohn der arbeitenden Klassen zu steigern. Der zwischen dem achtzehnten und neunzehnten Jahrhundert vollzogene Übergang vom Handwerk zur maschinellen Industrie, die gesteigerte Produktionsfähigkeit der Welt und das Wachstum der Bevölkerung in Europa wie in Amerika schufen die Möglichkeit und deshalb das Recht

der arbeitenden Klassen auf einen größeren Wohlstand. Der Sozialismus hatte die historische Funktion, die Führung dieser Klassen zu übernehmen, um ihnen durch Erhöhung der Löhne einen größeren Wohlstand zu verschaffen. Es war eine genügend bemerkenswerte Funktion, auch eine wirklich schwierige in Anbetracht des egoistischen Widerstandes der arbeitgebenden Klassen, aber es war eine einfache, fest umrissene Funktion der reellsten Wirklichkeit. Sie war es oder, besser gesagt, sie wäre es gewesen, wenn sich der Sozialismus nicht seit seinen Anfängen, ja noch vor seiner Geburt in das alte mythologische System, das die ganze europäische Politik durchdrungen hatte, als Vermächtnis verstrickt hätte. Das System hat den Sozialismus übernommen, oder dieser hatte sich aus einem natürlichen Instinkt, um sich den Sieg durch ein Mindestmaß an Anstrengung zu sichern, zu dem System geflüchtet. Wie dem auch sei, die Verbindung fand statt und zeugte das Ungeheuer, das wir mit eigenen Augen gesehen haben, zeugte den Versuch der größten, messianistischen Revolution, die die Geschichte kennt, der radikalsten und universellsten, die in ihren Auswirkungen die größten und edelsten Völker Europas in eine Katastrophe hineinreißen sollte. Mehr als dreißig Jahre lang gegen Ende des letzten und im Anfang des gegenwärtigen Jahrhunderts hat der Sozialismus, von den verjüngten Mythen so vieler Philosophien und so vieler Revolutionen umringt, die das alte europäische, politische System bilden, den größten Teil Europas in einen äußerst ernsten Zustand der wirtschaftlichen, sozialen, politischen und moralischen Pathologie versetzt. Wenn mir genug Raum zur Verfügung stände, könnte ich beweisen, daß dieser antimilitaristische, internationale, pazifistische Sozialismus eine der wirksamsten Ursachen des Weltkrieges war. Er hat die russische Revolution und die Gefährdung künftiger Beziehungen zwischen Europa und Asien hervorgerufen. Er hat den Völkern und Staaten die Nachkriegszeit unerträglich gestaltet, wie wir es in Italien und Deutschland erfahren haben. Und das ist nur eine Skizze der Wirkungen, die eine einfache, geschichtliche Realität, die dank dem alten in Europa herrschenden politischen System zu einer Mythologie gesteigert wurde, hervorgerufen hat.

Ein solches politisches System, von dem ich eben gesprochen habe, lebt noch in vielen europäischen Völkern fort, aber ich halte seine Herrschaft für vorübergehender Natur. In Italien ist es nicht mehr vorhanden. Dies ist etwas Neues, was in weiteren Kreisen bekannt werden sollte. In Italien war es zuerst der Nationalismus, der energisch in Wort und Tat das alte, mythologiche System der europäischen Politik angriff. Der italienische Nationalismus ist in den ersten Jahren des vergangenen Jahrhunderts geboren und bestand bis zum Ende des letzten Jahrhunderts aus politischen Verbänden, die den Hauptsitz in Rom und regionelle und provinzielle Organisationen in ganz Italien besaßen. Er wurde auf dem gemeinsamen Aufbau der nationalistischen

Gefühle in der ganzen Welt begründet, ein Aufbau, der nichts anderes ist als die gemeinsame Gesetzesordnung des Lebens der Völker und Staaten. Aber es war ein italienischer Nationalismus, durch die realen Bedingungen des italienischen Lebens gezeugt, auf die Bedürfnisse des italienischen Volkes gestimmt, auf seine Zukunft gerichtet und vom französischen Nationalismus verschieden, ursprünglicher als dieser, der nur berühmter ist.

In Italien hat der Nationalismus als einziger Vorkämpfer das mythologische, politische System durch Bücher, Zeitungen, Konferenzen, Wahlkämpfe, parlamentarische Aktionen angegriffen und besiegt. Er bekämpfte es überall, wo es sich festgesetzt hatte, im Liberalismus, in der Demokratie, im Pazifismus, im Freimaurertum. Und der italienische Nationalismus bekämpfte das alte, mythologische europäische System, um die innere und äußere, italienische Politik zur Realität zurückzuführen. Er wurde zum Schulgründer des politischen Realismus. Als nach dem Kriege der Fascismus auftauchte, von dem sich der Nationalismus weder in seiner Lehre, noch in seinem Programm unterschied, schloß er sich ihm seit dem Jahre 1923 an, und die beiden Parteien verschmolzen miteinander. Der Fascismus hatte damals gerade seinen Sieg über das alte Regime davongetragen und eifrig die Konstruktion des neuen begonnen. Die neue Herrschaft ist von jeder Spur des alten, mythologischen Systems der europäischen Politik frei.

Das neue, fascistische Regime unterscheidet sich beträchtlich von dem Bild, das man in Europa von ihm böswilligerweise entwirft. Es ist nicht der Zerstörer der bürgerlichen und politischen Freiheit im italienischen Volke, sondern will die Freiheit der nationalen Realität anpassen, dieser Realität des Volkes, die eine organische Gesellschaft unter der Herrschaft des Staates ist und nichts anderes sein kann. Es hat die Freiheit der liberalen Mythologie zerstört, die der sozialen Realität des Volkes und dieser anderen Realität, der Herrschaft des Staates, fremd ist. Dies soweit es die innere italienische Politik betrifft. Im Hinblick auf die Außenpolitik hat der Fascismus mit seinem ganzen jugendlichen Überschwang keineswegs die Absicht, der *Störenfried Europas* und der Welt zu sein. Der Mann, der Führer der Bewegung und Führer der Regierung in Italien ist, besitzt den tiefen und ernsten Sinn der nationalen und internationalen Verantwortung. Der Fascismus besitzt seinerseits nur einfach den tiefen und gesunden Sinn — wie ihn auch der Nationalismus gehabt hat — für die Wirklichkeit des Friedens und des Krieges und für ihre Funktionen in der Welt. Und so achtet er auch den Völkerbund, jedoch ausschließlich in seinen wirklichen Funktionen, und keineswegs in seinem mythologischen Messianismus.

Rundschau

In der „Fortnightly Review" vom November schreibt Augur über *Das neue Deutschland*. „Es ergibt sich aus dem Versailler Vertrag, daß in der Frage der Entwaffnung die Deutschen heute die Vorhand haben... Deutschland ist jetzt ein ständiges Mitglied des Völkerbundsrates. Die Alliierten haben ihm das Zeugnis ausgestellt, daß es seine Verpflichtungen, die unter die militärischen, marine- und lufttechnischen Klauseln des Friedensvertrages fallen, erfüllt hat, und es kann daher die tugendhafte Haltung des Staates annehmen, der zuerst entwaffnet hat und von den anderen erwarten, daß sie seinem Beispiel folgen werden. Die Völkerbundssatzungen sind die Bestätigung der Stellung Deutschlands in Europa als einer gleichberechtigten Nation. Das kann nur bedeuten, daß eine Entwaffnung bloß einen Teil des allgemeinen Planes der Rüstungseinschränkungen bildet, der alle Staaten umfaßt, die Mitglieder des Völkerbundes sind. Sobald also der Zeitraum der den Deutschen durch die Klauseln des Friedensvertrages auferlegten Prüfung vorbei ist, findet es sich in einer besonders vorteilhaften Lage, um eine allgemeine Entwaffnung in Europa zu fordern. Hier hat die deutsche Diplomatie einen mächtigen Hebel, um die Alliierten zur Evakuierung des Rheinlandes zu bewegen, denn die vollständige Befreiung des deutschen Gebiets von fremden Truppen ist das unmittelbare Ziel der Berliner Politik. Der Vertrag setzt zwar das Jahr 1935 als Beendigung der alliierten Besatzung fest, aber nach Artikel 431 kann die deutsche Regierung die Evakuierung früher verlangen, falls sie alle ihre Verpflichtungen erfüllt hat. Wir haben zwar schon darauf hingewiesen, daß vom rein juristischen Standpunkt Artikel 431 nicht in Frage kommt, solange nicht der ganze Dawes-Plan zur vollen Zufriedenheit der Alliierten ausgeführt wurde. Aber der Eintritt Deuschlands in den Völkerbund und hauptsächlich seine Einführung in den Völkerbundsrat als ständiges Mitglied bedeutet die Bereitwilligkeit der Alliierten, Deutschland als gleichberechtigt zu behandeln, das heißt, daß die juristische Kraft irgendeiner einschränkenden Klausel des Vertrages weniger bedeutend ist als allgemeine moralische Rücksichten. Wenn daher Herr Stresemann Sir Austen Chamberlain und Briand ersucht, das Recht Deutschlands auf Evakuierung laut Artikel 431 anzuerkennen, so kann der britische sowie der französische Minister eine Verzögerung nicht aus formalen Gründen, sondern aus Gründen der Zweckmäßigkeit empfehlen: die öffentliche Meinung ist noch nicht bereit, sich mit einem so sensationellen Schritt wie der vollkommenen und bedingungslosen Zurückziehung der alliierten Truppen aus dem Rheinland abzufinden. Der Hauptgrund, warum die öffentliche Meinung, hauptsächlich in Frankreich, noch nicht zu der Schlußfolgerung gekommen ist, daß die Besatzung des Rheinlandes unnötig sei, ist das Vorhandensein der starken Zweifel an der Ehrlichkeit des deutschen Bekenntnisses zu den Prinzipien, auf denen der Völkerbund ruht. Es genügt, die Reden Stresemanns in Genf und die Hindenburgs in Tannenberg nebeneinander zu lesen, um zu verstehen, warum sich diese Zweifel erhalten. Staatsmänner dürfen zwar den traurigen Reminiszenzen eines alten Generals keine übermäßige Bedeutung beimessen, aber sie haben noch andere Gründe zu ernsten Befürchtungen." Augur spricht dann über die Bindung Deutschlands mit Moskau. „Vor nicht allzulanger Zeit hat die finnische Regierung Berlin um die Unterstützung der Kandidatur zum Völkerbundsrat gebeten. Die ‚Times'

behaupteten — und dies ist nie von der Wilhelmstraße, die die Dementis so liebt, geleugnet worden —, daß die Antwort auf die finnische Bitte war: ‚unmöglich, weil es Moskau unangenehm wäre'. Die Alliierten sind so eifrig bestrebt, Deutschland als eine gleichberechtigte Macht anzuerkennen, daß sie bereit sind, ihre Augen vor der Sowjetfessel an Herrn Stresemanns Fuß zu verschließen, um so mehr, da er verstehen ließ, daß er selbst froh wäre, sich von ihr zu befreien." Als Ursache zur Beunruhigung sieht Augur die Lage in Mittel- und Osteuropa und die Ausführung des Dawes-Planes an. Der Frage der deutschen Grenzen mißt er keine allzugroße Bedeutung bei. Aber in dem Problem der Reparationen sieht er den Prüfstein der „deutschen Ehrlichkeit". „Es sind die schwerwiegendsten Zweifel vorhanden, ob es Deutschland möglich sein wird, die Reparationen in diesem Ausmaß zu zahlen und gleichzeitig mit der Zahlung der Zinsen und Amortisationen der gewaltigen Schulden bei ausländischen, hauptsächlich amerikanischen Gläubigern fortzufahren. Daß irgendeine Anpassung notwendig ist, scheint allen Sachverständigen klar. Die Frage ist nicht die, ob Deutschland imstande sein wird, zu zahlen, sondern ob Deutschland bis zu den Grenzen seiner Zahlungsfähigkeit gehen will oder, wie es das schon einmal in der Inflationszeit getan hat, seine Gläubiger mit dem vollkommenen Bankrott bedrohen wird, falls seine Bedingungen nicht angenommen werden. Es ist nicht erstaunlich, daß unter solchen Umständen nicht nur Poincaré, sondern auch verantwortliche Männer in der Wallstreet die Besetzung des Rheinlandes als ein Handelsobjekt im gegebenen Augenblick ansehen. Aber wir hoffen, daß die vorhandenen Zweifel bald hinweggefegt sein werden, *denn es mehren sich Zeichen, daß die deutsche Republik sich als lebendiger demokratischer Faktor bewährt. Eine schnelle und günstige Lösung hängt von der Unterstützung ab, die Europa diesem neuen Deutschland gewähren* kann."

Augur bekämpft die übertrieben optimistische Auffassung von der Erholung Deutschlands. Er weist auf die ungeheuren Verluste an Kultur und Prestige hin, die durch keinerlei allgemeine Besserung der materiellen Lage ausgeglichen werden können. Früher erstreckte sich die deutsche Kultur über die österreichisch-ungarische Monarchie auf den Balkan, Rußland und die Millionen Deutschen in den Vereinigten Staaten. Heute sind die Abkommen der Deutschen in den Vereinigten Staaten hundertprozentige Amerikaner geworden. „Die Deutschen sind jetzt schwächer, als sie selbst ahnen, und sie brauchen die ganze Unterstützung, die ihnen die anderen Völker geben können. . . Die Ursache, die mich zu einer optimistischen Auffassung von den künftigen Beziehungen Deutschlands zu dem Rest Europas führt, ist, daß der Krieg nicht das Rückgrat des deutschen Volkes, sondern das der preußischen Hegemonie gebrochen und auf diese Weise dem neuen Deutschland den Weg geöffnet hat. . . Die Zeit arbeitet zugunsten der Demokratie in Deutschland. Letzten Endes, wenn das ganze Volk mit den Junkern einig wäre, würden sie nicht gezwungen sein, sich in solchen Demonstrationen wie die von Tannenberg zu überschreien. Nur eine verlorene Sache braucht die Hilfe lauten Schreiens. Stresemanns letzte Rede in Genf bei der Vollversammlung ist der Markstein einer Epoche. . . Hinter dem Wandschirm nationalistischer Manifestationen wächst ein neues Deutschland heran. . . *Und es ist die Pflicht Europas, dem neuen Deutschland in seinem Kampf um den Triumph des demokratischen Prinzips zu helfen.*"

Im „Spectator" vom 5. November schreibt Sir Alfred Mond über *die Zusammenarbeit in der Industrie.* Er vertritt die Notwendigkeit der Anerkennung von *drei gleichberechtigten Faktoren* in der Industrie, der Aktieninhaber, der Verwaltung und der Arbeiterschaft. Die Verwaltung müßte seiner Ansicht nach eine Vermittlungsrolle zwischen dem Kapital, das

durch den Aktieninhaber vertreten ist, und der Arbeiterschaft spielen. „Der dritte Partner, die Arbeiterschaft, wird vielleicht erst jetzt als ein solcher anerkannt. Jeder fortschrittliche Arbeitgeber und jede verständnisvolle Verwaltung begrüßt mit Freuden diese Anerkennung. Früher herrschte allzusehr die Tendenz vor, die Arbeiterschaft als ein Werkzeug den politischen Führern und den politischen Parteien zu überlassen. Das industrielle Feld wurde zum politischen Kampffeld gemacht." Mond unterstreicht die Notwendigkeit der bestimmten, konkreten Vorschläge, um das Prinzip der Kooperation in Praxis durchzuführen. Die chemische Industrie, deren Vorsitzender er ist, hat die Einführung dieses neuen Arbeitsprogramms verkündet. In den chemischen Fabriken, in denen 40 000 Arbeiter beschäftigt sind, ist ein Central Labour Departement gegründet worden, an dessen Spitze ein Mitglied des Aufsichtsrates steht. Die Verbindung zwischen dem Aufsichtsrat und den Arbeitern soll durch ein System von Fabriksräten (Works Councils) aufrechterhalten werden. Es gibt lokale Fabriksräte und einen zentralen Fabriksrat in London, der aus den anderen Fabriksräten gebildet ist und dessen Vorsitz Sir Alfred Mond übernommen hat. Auf diese Weise soll eine direkte Verbindung und ein persönlicher Kontakt zwischen dem Präsidenten der Gesellschaft und dem niedrigst bezahlten Arbeiter hergestellt werden. „Um die berechtigten Forderungen nach einer höheren Lebensweise und einer größeren Sicherheit zu erfüllen, haben wir einen Arbeiterstab gegründet, dem 50 % der seit mehr als fünf Jahren beschäftigten Arbeiter angehören. Die Arbeiter, die in den Arbeiterstab befördert wurden, genießen dieselben Privilegien wie die Beamten. Sie haben das Recht auf eine monatliche Kündigung und beziehen einen Wochenlohn statt eines Stundenlohnes. . . Außerdem haben wir einen Plan der Aktienbeteiligung der Arbeiter entworfen. Alle Arbeitnehmer haben die Möglichkeit, unsere Aktien zu einem Kurse, der um 2 Schilling 6 Pence niedriger ist als der Marktkurs, zu erstehen. Weiterhin haben wir jedem Arbeiter, der eine bestimmte Zahl von Aktien kauft, freie Aktien gewährt. Ein Arbeiter, der weniger als 200 Pfund jährlich verdient, bekommt eine Aktie umsonst, wenn er vier kauft, ein Arbeiter, der zwischen 200 und 500 Pfund verdient, eine Aktie, wenn er fünf kauft usw. Diese Aktien können ratenweise im Laufe von zwei Jahren bezahlt werden, und falls ein Arbeiter stirbt, bevor er die volle Zahlung geleistet hat, soll die Gesellschaft die fehlende Summe ersetzen und die Aktie seinen Erben aushändigen. Um dem berechtigten Wunsche der Arbeiter nach einer näheren Information über die Führung des betreffenden Industriezweiges nachzukommen, ist eine Monatsschrift gegründet worden, die auch als ein Bindeglied zwischen allen Arbeitern des Konzerns dienen soll. Dies ist in großen Umrissen das Programm konkreter Vorschläge, die auf ein besseres Verhältnis in der Industrie hinzielen. Ihre Grundlage sind persönlicher Kontakt, gebesserte Lebenshaltung, erhöhte Sicherheit, gleichberechtigte Zusammenarbeit und Information. . . Man ist sich im allgemeinen darüber einig, daß ein höherer Lebensstandard erreicht werden muß und daß niedrige Löhne und lange Arbeitszeit keine wirklichen Heilmittel einer industriellen Depression sind. Wir brauchen eine große Produktion, billige Herstellungskosten und hohe Löhne, und dies können wir nur durch eine industrielle Zusammenarbeit erreichen."

Im „Outlook" vom 5. November schreibt der auch in Deutschland bekannte Journalist Sanford Griffith einen Artikel unter dem Titel: *„Ist die Katastrophe in Deutschland unvermeidlich?"* „Propheten des Unheils schenken Deutschland in diesen Tagen eine wenig schmeichelhafte Aufmerksamkeit. Sie behaupten, daß Deutschland eine Transferkrise erleben wird, die sich in den nächsten Wochen und Monaten zu einer ernsten Reparationskrise entwickeln wird. . .

Britische und amerikanische Geldgeber werden gewarnt. . . Es war seit langem unheilvoll für Deutschland und für die gesamte Welt, daß es so viele Sachverständige gab, die genau wußten, was in Deutschland geschehen wird." Um diese Unheilpropheten zu widerlegen, rechnet Griffith aus, daß die jährliche Zunahme des deutschen Volksvermögens sich auf netto 600 Millionen Pfund beläuft. Die Reparationszahlung für das nächste Jahr beträgt daher seiner Ansicht nach nur ein Siebentel dieser jährlichen Zunahme. Selbst die volle Annuität des Dawes-Planes wird nach seiner Ansicht nur ein Fünftel dieses jährlichen Zuwachses betragen. Er ist auch der Meinung, daß sich die Transferschwierigkeit unbegrenzt vermeiden läßt, wenn Deutschland weiter im Ausland Kredite aufnimmt. Er bekämpft den Standpunkt, daß diese Aufnahme von Krediten im Ausland gefährlich und ungesund sei. „Länder haben zwar wie Individuen Grenzen ihrer Leihfähigkeit, aber diese Grenzen sind bis jetzt von Deutschland noch lange nicht erreicht worden. Der Zufluß des Auslandskapitals nach Deutschland ist natürlich, da das Geld normalerweise dorthin fließt, wo die Produktivität am größten ist. Deutschland steht heute in seiner nationalen Sparsamkeit und Produktionsfähigkeit so hoch wie irgendein anderes Land in Europa und höher als die meisten." Griffith weist auf die gewaltige Erholung der deutschen Industrie hin und behauptet, Deutschland habe noch nicht die Grenze seiner industriellen Expansion erreicht. Die industrielle Reorganisation oder die sogenannte Rationalisierung ist erst zum Teil durchgeführt worden. Die Banken haben nur ungefähr die Hälfte des eingebüßten Kapitals wieder eingebracht. „Die ernsten deutschen Bankiers und Fabrikanten wollen eine Reparationskrise vermeiden, weil sie Angst haben, daß ihre Kreditfähigkeit dadurch erschüttert wird. Selbst wenn eine solche Krise die Gesamtsumme der Reparationen vermindern würde, halten sie die Opfer und die Gefahren für viel zu groß. Sie sehen eine fortdauernde Stabilität als lebenswichtig und unentbehrlich an." Griffith glaubt, daß die Pessimisten, die eine Reparationskrise für unvermeidlich und unmittelbar bevorstehend halten, sich des wirksamsten Mittels bedienen, um eine solche Krise heraufzubeschwören.

In der Novembernummer der „Foreign Affairs" schreibt der bekannte französische Wirtschaftspolitiker Francis Delaisi über die Drahtzieher der antirussischen Stimmungsmache. Er führt die Untersuchung der Arcosräume in London auf den Einfluß von Sir Henri Deterding, des Petroleumkönigs und Besitzers der Royal Dutch, zurück. Sir Henri Deterding war es gelungen, die gefährliche Konkurrenz der russischen Petroleumindustrie zu brechen, so daß es diesem neuen Napoleon schien, als hätte er sein Austerlitz gewonnen, aber nun sieht es aus, als ob der Weg nach Moskau ihm wie seinem illustren Vorgänger unheilvoll werden sollte. *Die Russen haben, statt die Tragweite des Abbruches der diplomatischen Beziehungen zu Großbritannien zu verschleiern, sie zu innerpolitischen Zwecken ausgenützt.* Die Angst vor der geschlossenen Front der Alliierten, die durch die Ermordung Woykoffs in Polen die dramatische Wirklichkeit unmittelbar drohender Gefahr bekam, verstärkte den Zusammenschluß um Stalin. *Wieder einmal hat die Einmischung des Auslandes zur Unterstützung des bolschewistischen Regimes gedient.* Außerdem erlebte Sir Henri Deterding eine ganz unerwartete Niederlage. Die Beziehungen zwischen Royal Dutch und Standard Oil, die nie sehr herzlich waren, erfuhren im August dieses Jahres eine besondere Verschärfung. Als Stalin den Londoner Markt verschlossen fand, wandte er sich an Amerika, und es gelang ihm, die Petroleumliga zu durchbrechen. Die beiden Hauptgesellschaften des amerikanischen Westens, die Standard Oil und die Vacuum Oil schlossen mit der Sowjetregierung einen Vertrag zum Einkauf von 100 000 Tonnen Rohöl jährlich. Diese paar Millionen Dollar,

die sich die bolschewistische Regierung auf diese Weise sicherte, waren von geringer Bedeutung im Vergleich zu der Tatsache, daß in demselben Augenblick, in dem Sir Henri Deterding alle Kräfte des organisierten Kapitalismus zu einem antikommunistischen Kreuzzug zusammenschloß, der Vertrag mit der Standard Oil diese Einheitsfront durchbrach. „Der Petroleumkönig hat zwar große strategische Fähigkeiten, aber er ist kein Diplomat. Er ist stolz auf seine Macht und spielt sie gern aus. . . Sir Henri Deterding spricht zu viel. Kaum war der Bruch der diplomatischen Beziehungen vollzogen, als er die Presse mit Interviews überschüttete. Er erklärte, daß das beste Mittel, das einem britischen Patrioten zur Verfügung stehe, um die Sowjetagitation in Großbritannien und China zu bekämpfen, die Weigerung sei, russisches Petroleum zu kaufen. Auf diese Weise ist das Publikum, so dumm es auch sein mag, auf die Tatsache aufmerksam geworden, daß Sir Henri Deterding ebenfalls ein Lieferant von Petroleum ist und seine eigenen Ziele verfolgt. . . Was würde geschehen, wenn die Vereinigten Staaten sich die Vorherrschaft über das russische Petroleum sichern und Großbritannien sein tatsächlich vorhandenes Monopol der Belieferung der auf dem Wege nach Indien befindlichen Schiffe mit Erdöl entreißen würden? So wichtig auch für die britische Flotte die Unterstützung der Royal Dutch sein mag, können die Interessen des Empire nicht geopfert werden, um Sir Henri Deterding zu verteidigen. Er versucht jetzt vergeblich, seinen Pressefeldzug auf die ganze Welt auszudehnen. Es scheint fast, als ob der Erdölnapoleon die Schlacht verloren hätte. Sein siegreicher Vormarsch droht mit einem Rückzug aus Moskau zu enden."

In der „Contemporary Review" schreibt S. K. Ratcliffe über die amerikanische Präsidentenwahl. Als der stärkste politische Kandidat der Republikaner gilt Lowden, der frühere Gouverneur von Illinois, der ohne Zweifel auf die Unterstützung der Staaten des industriellen Mittelwestens rechnen könnte, wie auch auf die Stimmen der Farmer in den Prärie-staaten. Gegen Lowden spricht sein Alter. Er ist heute siebzig Jahre alt, und die allgemeine öffentliche Meinung in Amerika ist gegen die Nominierung eines alten Mannes, der den Anstrengungen seines Amtes nicht gewachsen wäre. Die beiden wichtigsten Persönlichkeiten der republikanischen Partei sind Hoover und Hughes. Hughes war schon im Jahre 1916 der Gegenkandidat von Wilson und ist damals nur durch die kalifornischen Stimmen geschlagen worden. Hughes selbst, als er gefragt wurde, ob er die republikanische Nominierung annehmen würde, erklärte zwar, er sei schon 65 Jahre alt, aber er verfügt über eine so kräftige Konstitution, daß er heute vielleicht der einzige ältere Politiker wäre, für den die Amerikaner stimmen würden. Mellon, einer der mächtigsten Führer der Republikaner, hat sich für Hughes erklärt. Schon daraus ist zu entnehmen, daß er als Kandidat große Aussichten hat. Die Stellung von Herbert Hoover ist sehr problematisch. Hoover hat sich durch seine Regelung der Ernährungsfrage in Amerika und durch seine Hilfsaktion in Europa eine große Stellung gesichert, er hat jedoch im Kabinett auf eine Verstärkung des Einflusses des Washingtoner Amtes und der Autorität der Bundesregierung hingearbeitet. In den Vereinigten Staaten ist eine starke Abneigung gegen die Zentralisierungsbestrebungen vorhanden. Coolidge trat immer für die „Rechte der Staaten" ein. Es ist daher zweifelhaft, ob der große administratorische Ruf Hoovers diese Abneigung auszugleichen vermag. Ein anderes großes Aktivum, über das Hoover verfügt, ist die Stärkung seines Ansehens durch sein Eingreifen bei der Mississippikatastrophe. Während der Präsident selbst sich im Hintergrunde hielt, hat Hoover das ganze Ausmaß der Katastrophe vollkommen begriffen, und seine Hilfsaktion hat ihm im Süden eine ungeheure Populari-

tät eingetragen. In dem Gebiet des unteren Mississippi hat der Name Hoovers eine Zaubergewalt. Gegen Hoover spricht wiederum die Tatsache, daß er kein Politiker ist, und man hat bis jetzt vermieden, die Kandidaten aus anderen Reihen als aus denen der Berufspolitiker zu wählen. — Bei den Demokraten steht an erster Stelle die besonders interessante Persönlichkeit von Alfred E. Smith, des Gouverneurs des Staates von New York. Gegen Smith sprechen zwei Momente: Er ist erstens römisch-katholisch und zweitens ein Gegner der Prohibition. Man hat bis jetzt die Präsidentschaftskandidaten aus den alten anglosächischen Familien gewählt, entweder aus den alten regierenden Klassen der Oststaaten oder den Pioniergemeinschaften des Mittelwestens. „Al" Smith gehört dem neueren amerikanischen Element an, und trotzdem er dem europäischen Beobachter als der typische Amerikaner erscheint, gilt er doch bei der großen Menge der amerikanischen Massen als ein New-Yorker der East-Side, ein Bürger der Metropole, die ihrer Ansicht nach nicht Amerika ist. Smith ist sich selbst noch nicht darüber klar, ob er die eventuelle Nominierung annehmen wird. Er ist sich dessen bewußt, daß seine Kandidatur zum ersten Male das katholische Problem in die nationale Politik hineintragen würde. Wenn die Demokraten sich entschließen, Smith als Kandidaten aufzustellen, wird die Präsidentschaftskampagne besonders erbittert werden.

In der „Century" vom November schreibt ein englischer Autor, der sich unter dem Pseudonym „Ephesian" verbirgt, der jedoch, wie die Redaktion versichert, ein bekannter britischer Publizist und Politiker ist, über *Winston Churchill*. Er beginnt seinen Aufsatz mit einer hübschen Anekdote von Twain. „Mark Twain führte vor ungefähr einem Vierteljahrhundert den Vorsitz bei einem Vortrag in New York. Der Vortragende war ein junger, rothaariger, stupsnasiger Engländer, der gerade auf eine sensationelle Weise aus einem Burengefängnis in Südafrika entflohen war. ‚Meine Herren und Damen,' sagte Mark Twain, ‚unser Vortragende heißt Herr Winston Churchill. Durch seinen Vater ist er Engländer, durch seine Mutter Amerikaner. Ihr habt das Idealbild eines Menschen vor euch.' Winston Churchill, in dessen Adern das Blut des ersten Herzogs von Marlbourough fließt, der Sohn Lord Randolphs, dessen blendende Karriere durch ein schweres Leiden sehr früh beendet wurde, stammt mütterlicherseits von Leonard Jerome, dem Eigentümer und Herausgeber der ‚New York Times' ab. Eines der Hauptmerkmale Winston Churchills, das er entweder dem ersten Herzog von Marlbourough oder seinem amerikanischen Großvater verdankt, ist sein außerordentlicher persönlicher Mut. Schon mit zwanzig Jahren machte er als Berichterstatter den spanischen Krieg in Cuba mit, ging dann später mit Kitchener nach Ägypten, blieb jedoch nicht in den hinteren Reihen, wie es sich für einen Kriegsberichterstatter ziemte, sondern war immer in der äußersten Feuerlinie zu finden. Beim Burenkrieg ging er wieder als Zeitungskorrespondent nach Südafrika, geriet in ein Handgemenge mit Buren, verteidigte sich mit einer Handvoll Soldaten, die er auf folgende Weise ermutigte: ‚Haltet euch brav, meine Jungen, das gibt einen guten Artikel für meine Zeitung.' Er wurde jedoch überwältigt und interniert, hielt es aber nicht lange in der Gefangenschaft aus. Er erklomm nachts die Gefängnismauer und flüchtete über die hundert Meilen entfernte portugiesisch-spanische Grenze. Seine Flucht fiel in den Zeitpunkt der tiefsten Depression. Sie schien ein gutes Omen zu sein, und Churchill wurde wie ein Held begrüßt. Als der fünfundzwanzigjährige Jüngling, der schon einmal bei seiner Aufstellung zum Parlament eine Niederlage erlitten hatte, diesmal kandidierte, wurde er mit überwältigender Mehrheit gewählt, und sein Einzug in die Reihen der konservativen Mitglieder glich

einer Sensation. Trotz der schnellen Erfolge verfeindete er sich bald mit seiner Partei. Sein Vater war gestürzt worden, als er Ersparnisse in das Kriegsbudget einführen wollte, aber Churchill nahm denselben Kampf wieder auf, was ihm große Unpopularität eintrug. Drei Jahre nach seiner Wahl trat er zu den Liberalen über. Dieser Mann mit dem ungeheuren Ehrgeiz war in seinen öffentlichen Reden durch ein auffälliges Lispeln behindert. Nach antikem Muster arbeitete er jedoch solange an seinem Sprachfehler, bis er sich soweit überwand, daß er sich als Redner große Erfolge holte. Er wurde damals in dem liberalen Ministerium mit der Stellung eines Unterstaatssekretärs für die Kolonien betraut. Er hielt mit Lloyd George die liberale Regierung an der Macht und bestimmte die Außenpolitik des Kabinetts. Nach der Krise von Agadir wurde er vom begeisterten Pazifisten zum Verfechter der Kriegsvorbereitungen. Er übernahm die Admiralität, und mit Hilfe von Lord Fisher baute er die britische Flotte aus. Aber trotz seiner Erfolge wurde er bald von der öffentlichen Meinung als Sündenbock für zwei englische Niederlagen ausersehen — für die Expeditionen nach Antwerpen und nach den Dardanellen. Er war gezwungen, im Jahre 1916 zu demissionieren und übernahm das Kommando eines Bataillons in den flandrischen Schützengräben. Auch hier bewährte sich sein großer Mut. ‚Der Krieg ist ein Spiel, das lächelnd gespielt werden soll', war einer seiner charakteristischen Aussprüche. Winston Churchill war einer der ersten, die die Bedeutung der Tanks erkannten, die er noch zu seiner Amtszeit aus Geheimmitteln bauen ließ. Nach einigen Monaten wurde Churchill zurückberufen, aber da eine Investigationskommission der Expedition nach den Dardanellen noch ihre Untersuchungen fortsetzte, konnte Churchill nicht wieder ins Kabinett eintreten. Erst im Sommer 1917 machte ihn Lloyd George zum Munitionsminister. Die Regierung der Vereinigten Staaten gab ihm damals carte blanche, um ihre Heere in Europa zu equipieren. Es wurde ihm dadurch möglich, die ungeheuren italienischen Ausrüstungsverluste nach der Niederlage von Caporetto aus amerikanischen Mitteln auszufüllen. Gegen Ende des Krieges übernahm Churchill das Kriegsministerium und das Luftschiffahrtsministerium und löste dort die schwierige Aufgabe der Demobilisierung des britischen Heeres. Bei dem Sturz des Lloyd George-Kabinetts im Jahre 1922 trat auch er zurück. Er schrieb damals die vier Bände seines Kriegsbuches „Die Weltkrise". Aber die aktive Politik hatte für ihn einen zu großen Reiz. Er kandidierte als Unabhängiger zum Parlament, wurde gewählt, und als Baldwin im Jahre 1924 zur Macht kam, ernannte er Churchill zum Schatzkanzler. Auf diese Weise kehrte Churchill schließlich zur Partei seines Vaters zurück und zog die Schatzkanzlertoga an, die seine Mutter fürsorglich aufbewahrt hatte. Dieser zweiundfünfzigjährige Politiker ist für englische Begriffe noch jung. Er besitzt eine beinah unbesiegbare Energie und einen unendlichen Mut." Ephesian endet seinen Artikel mit der Erinnerung an den Ausspruch eines amerikanischen Propagandisten, der schon den fünfundzwanzigjährigen Churchill als den künftigen Premierminister begrüßte.

In der amerikanischen „Nation" vom 9. November finden wir einen interessanten Artikel über den *verblassenden Wohlstand Amerikas*. Die optimistischen Feststellungen des Präsidenten Coolidge werden widerlegt. „Die „General Motors" haben zwar in den neun Monaten des Jahres 1927 Gewinne von 193 758 302 Dollar verzeichnet und sind auf diese Weise zu den größten Verdienern der amerikanischen Konzerne geworden, aber in derselben Zeit sind die Gewinne der United States Steel Corporation auf 74 050 623 Dollar gegen 85 433 404 Dollar in den entsprechenden Monaten des Jahres 1926 gefallen... Fünfzig Eisenbahngesellschaften verzeichnen Verluste von 9 250 762 Dollar ihres Nettoeinkommens im Monat Septem-

ber. In der Stahl- und Eisenindustrie hat die Bethlehem Steel Corporation nur 61 Cents pro Aktie ausgezahlt gegen 1 Dollar 57 Cents im ersten Viertel des Jahres 1926... Aus Baltimore wird eine beträchtliche Abnahme des Handelsumsatzes und der Beschäftigung berichtet, und Cleveland besitzt 70 000 Arbeitslose. Die auffallendsten Syptome eines geringeren Handelsumsatzes sind in der Roheisenindustrie festzustellen. Der Preis des Roheisens in Philadelphia ist von 23,26 im Dezember 1926 auf 20,26 in diesem Jahre gefallen. Im August vorigen Jahres waren 189 Hochöfen im Betrieb gegen 174 in diesem Jahr. Diese Abnahme der Zahl der aktiven Hochöfen ist auf die Tatsache zurückzuführen, daß die Automobilindustrie, die Eisenbahn- und die Erdölindustrie geringere Ansprüche an die Stahlindustrie stellen. In der Automobilindustrie hat der Stillstand der Ford-Produktion die Aktivität der „General Motors" mehr als ausgeglichen. Viele Menschen sind der Ansicht, daß Präsident Coolidge die Sturmanzeichen gesehen hat, als er sich entschloß, die Last der Regierung in den nächsten vier Jahren einem anderen zu überlassen. Wie es auch sein mag, es kann nicht geleugnet werden, daß ernste Symptome in der Industrie zu verzeichnen sind. Ein Zeitraum der Depression würde in unserem Lande besonders schlimme Folgen haben. Erstens hat das amerikanische Volk einen größeren Wohlstand und eine größere Behaglichkeit des Lebens erfahren, als je vorher, und es wird ihm schwer fallen, sein Luxusbedürfnis einzuschränken und zu einem niedrigeren Lebensstandard zurückzukehren. Zweitens haben weder die Bundesregierung noch die einzelnen Staaten trotz aller Warnungen etwas getan, um einer Arbeitslosigkeit in größerem Ausmaße zu steuern... Man hat den sozialen Aufbau zugunsten von Radio, Phonographen und Automobilen vernachlässigt."

In der „Atlantic Monthly" schreibt Kommandant Bruce G. Leighton über die *Grenzen der Luftschiffahrt*. Trotz der Heldentaten von Lindbergh und der anderen amerikanischen Flieger glaubt Bruce nicht an die Möglichkeit eines regelmäßigen Transozeanverkehrs für Post und Passagiere. Die Entwicklungsmöglichkeiten eines Flugzeuges sind durch das Verhältnis von Belastung pro Pferdekraft eingeschränkt. In dem Vierteljahrhundert, das seit den ersten Versuchen vergangen ist, ließ sich trotz der scheinbaren großen Errungenschaften die Grenze von 25 Pfund pro Pferdekraft ohne Gefährdung der Sicherheit nicht überschreiten. Infolge der Verbesserung der leichten Verbrennungsmaschinen hat sich die Struktur des modernen Aeroplans geändert. Die erste Verbrennungsmaschine, die vor 75 Jahren gebaut wurde, hatte ein Gewicht von 500 Pfund pro Pferdekraft. Erst nach fünfzig Jahren, dank der Entwicklung der Automobilindustrie, war es möglich, die leichten Maschinen, die 25 Pfund pro Pferdekraft wogen, herzustellen. Die Maschine der Brüder Wright, die sie im Jahre 1903 bauten, hatte ein Gewicht von ungefähr 13 Pfund pro Pferdekraft, und erst seit dieser Zeit war es möglich, überhaupt an Flugmaschinen zu denken. Bruce vergleicht die Maschine der Brüder Wright mit der Lindberghs. Die Maschine der Wrights wog 175 Pfund und hatte 12 Pferdekräfte, die Lindberghs wog 3400 Pfund und verfügte über 225 Pferdekräfte. Aber das Verhältnis zwischen Pferdekraft und Gesamtgewicht einschl. Brennstoff blieb ungefähr dasselbe: bei Wrights 14,6, bei Lindbergh 15. Nur die Verteilung hatte sich geändert, denn während bei den Wrights 13 Pfund pro Pferdekraft für die bloße Maschine verbraucht wurden, beanspruchte die Maschine Lindberghs nur 2,5 Pfund. Auf diese Weise konnte Wright nur 1,6 Pfund Brennstoff pro Pferdekraft mitnehmen und Lindbergh 12,5 Pfund. Bruce ist der Ansicht, daß der weitere Fortschritt der Luftschiffahrt immer langsamer sein wird, daß ein Transozeanverkehr infolge der Notwendigkeit der wiederholten Aufnahme von

Brennstoff bei langen Flügen sich nie wird verwirklichen lassen. Selbst durch die Erbauung großer Maschinen wird sich das Verhältnis nicht ändern. Die kleinen Maschinen haben sich bis jetzt als viel praktischer erwiesen, und Bruce meint, daß nur der amerikanische Komplex, der größere Formen für besser hält, zur Erbauung der großen Flugzeuge drängt.

Die „Europe Nouvelle" vom 19. November ist dem Thema *der wissenschaftlichen Organisation der Arbeit* gewidmet. Wie Albert Thomas, der Direktor des Internationalen Arbeitsamtes, in seiner Einführung betont, ist die wissenschaftliche Organisierung der Arbeit, die Taylorisierung und die Rationalisierung, die die Probleme der Physiologie der Arbeit, der Untersuchung der Müdigkeit, der Monotonie, der Typenfabrikation, der Ausschaltung der Verschwendung, der industriellen und kommerziellen Konzentration, der Massenproduktion und Massenverteilung umfaßt, noch nicht überall verstanden worden. Zur Klärung und zur Durchführung dieser Probleme ist im Februar 1927 das *Internationale Institut für wissenschaftliche Arbeitsorganisation* ins Leben gerufen worden, dessen Ziele und Arbeitsmethoden der Direktor des Instituts, Paul Devinat, in einem längeren Artikel ausführlich behandelt. Der erste Kongreß für wissenschaftliche Arbeitsorganisation hat im Juli 1924 in Prag stattgefunden. Aber erst beim zweiten internationalen Kongreß im Oktober 1925 in Brüssel ist das internationale Komité der wissenschaftlichen Organisation unter dem Vorsitz von M. Fr. Mauro gegründet worden. An dem letzten internationalen Kongreß, der im September 1927 nach Rom einberufen wurde, nahmen 1300 Vertreter von 40 Staaten teil. Einer der Befürworter dieser wissenschaftlichen Organisation war der bekannte amerikanische Industrielle Filene. Neben Filene haben sich auch die Treuhänder des XXth Century Fund in Boston an dem Zustandekommen des Komités beteiligt. Albert Thomas hat seit seiner Übernahme des Internationalen Arbeitsamtes dem Studium der industriellen Organisation besondere Aufmerksamkeit gewidmet. Nachdem die Treuhänder des XXth Century Fund und Albert Thomas eine Enquete durchgeführt hatten, nahm Filene im Namen des Bostoner Clubs Verhandlungen mit dem Internationalen Arbeitsamt auf. Unter Beteiligung von Albert Thomas, Filene und dem Vorsitzenden des Komités der wissenschaftlichen Arbeitsorganisation Mauro wurde das Institut ins Leben gerufen. Nach dem Beispiel des Verwaltungsrates des Internationalen Arbeitsamtes wurde ein Verwaltungsrat des Institutes gegründet, zu dessen Präsidenten Mauro und zu dessen Vizepräsidenten der polnische Delegierte zum Völkerbund und zum Internationalen Arbeitsamt Sokal und Dennison ernannt wurden. Im Exekutivkomité sind Hinnenthal, der Direktor des Reichskuratoriums für Wirtschaftlichkeit und der Generalsekretär der Confédération de Travail Jouhaux vertreten. Das Institut soll den Austausch von Informationen zwischen den verschiedenen Instituten in allen Ländern in den Fragen der wissenschaftlichen Arbeitsorganisation sichern. Es soll ein Verbindungsorgan zwischen den öffentlichen Verwaltungen und den Unternehmungen, die sich für diese Probleme interessieren, bilden, und in allen Ländern die Kräfte unterstützen, die eine Propaganda oder Erziehung zugunsten einer wissenschaftlichen Arbeitsorganisation durchführen wollen. Zur Verbreitung der wissenschaftlichen Unterlagen, die dem Institut zur Verfügung stehen, ist ein monatliches Bulletin gegründet worden. Auf dem Wege über das Internationale Arbeitsamt ist es dem Institut möglich, sowohl die Kreise der Unternehmer, der Regierung wie auch die der Arbeiter zu erreichen. Zwischen dem Institut und der Wirtschaftssektion des Völkerbundes ist anläßlich der letzten Internationalen Wirtschaftskonferenz eine Verbindung hergestellt worden. Das Institut selbst wird nicht Enqueten und Untersuchungen veranstalten, sondern diese Bestrebungen in allen

Ländern koordinieren und anregen. Es wird auch einen Kontakt zwischen den Personen der Institutionen herstellen, die sich für die rationelle Organisation der Produktion und der Verteilung interessieren. Es wird in erster Linie für die Propaganda und Erziehung sorgen, sich auf den Ausspruch von Taylor stützend, daß die wissenschaftliche Arbeitsorganisation eine Frage der Mentalität ist.

In der Novembernummer der „Revue des Vivants" veröffentlicht Lord Robert Cecil eine Verteidigung und Erklärung seiner Demission. Er bekämpft in erster Linie die britische Ansicht, daß es Großbritannien im Falle irgendeines bewaffneten Vorgehens möglich wäre, sich abseits zu halten. Gerade der letzte Krieg habe gezeigt, daß ein politischer Mord im fernen Winkel im Südosten Europas das britische Reich in einen Weltbrand hineinzog. „Es ist mir oft die Frage gestellt worden: Wie können Sie verlangen, daß das britische Volk in einen Konflikt eingreift, der die Grenzen eines Staates in Mitteleuropa angeht? Welches Interesse können wir daran haben? Meine Antwort lautete: ‚Es ist nicht eine Frage der Grenzen, sondern eine Frage der Erhaltung des Friedens. Wir haben kein Interesse an den Grenzen eines europäischen Staates an sich, aber wir haben ein großes Interesse, einen Krieg zu vermeiden, der, sei es durch Änderung von Grenzen oder aus irgendeinem anderen Grunde ausbricht'." Cecil betont noch einmal, daß die Rüstungseinschränkung die Vorbedingung eines dauerhaften Friedens sei. Auch hier stellt er eine Verbindung zwischen dem Interesse des britischen Steuerzahlers und der Notwendigkeit einer Rüstungseinschränkung her. „Wir dürfen nicht vergessen, daß auf jedes Pfund Steuern, das wir zahlen, 14 Shilling für die Abzahlung der Schulden früherer Kriege oder die Vorbereitung künftiger Kriege verwendet werden, davon 11 Shilling für Pensionen- und Schuldendienst und 3 Shilling für die nationale Verteidigung. Aber auch von den verbleibenden 6 Shilling geht ein Teil auf die administrativen Ausgaben des Departements der nationalen Verteidigung, neben den Ausgaben für Heer, Marine und Luftschiffahrt." Er fordert daher erstens die Unterzeichnung der Fakultativklausel mit allen Reserven, die notwendig sind, um der Lage Englands Rechnung zu tragen und zweitens die Unterzeichnung eines Schiedsgerichtsvertrages mit jedem zivilisierten Lande, nach einem vom Völkerbund hergestellten Muster.

In derselben Nummer der „Revue des Vivants" stellt François-Poncet, der Herausgeber des „Bulletin Economique", die Frage, ob es in Frankreich eine Wirtschaftskrise gibt. Die offiziellen Zahlen scheinen der Annahme, daß eine Wirtschaftskrise vorhanden ist, zu widersprechen. Die Zahl der Arbeitslosen, die am 10. März dieses Jahres 81 916 betrug, ist am 6. August auf 15 886 gefallen und beträgt heute kaum 10 000. Auch der Außenhandel in Frankreich hat große Fortschritte gemacht. Die Ausfuhr, die im August dieses Jahres 516 Millionen betrug, ist im September auf 973 Millionen gestiegen. Gegen 3 061 340 Tonnen ausgeführter Waren im August sind im September 3 339 580 Tonnen ausgeführt worden, während die Ziffern der Ausfuhr im September 1926 sich auf 2 628 995 beliefen. François-Poncet meint jedoch, daß trotz dieses günstigen Bildes, das diese Ziffern zu vermitteln scheinen, ein unbedingtes Unbehagen vorhanden ist. Neben dem Rückgang der Zahl der Arbeitslosen muß man berücksichtigen, daß in den meisten Fabriken mit verkürzter Arbeitszeit gearbeitet wird. Die Gründe dieses wirtschaftlichen Unbehagens werden von den einen der übermäßigen Besteuerung, und von den anderen dem zu hohen Kurs, zu dem der Franc stabilisiert wurde, zugeschrieben. François-Poncet meint, daß die Unsicherheit der Wirtschaftslage sich auf die mangelnde Organisierung der Produktion, die sich bis jetzt zur Rationalisierung nicht bekennen wollte und auf die un-

genügende politische und soziale Sicherheit zurückführen läßt.

In der „Revue de Paris“ vom 1. und 15. November veröffentlicht Wickham Steed seine Erinnerungen an die Staatsmänner und Diplomaten der Kriegszeit. Er fängt mit Sonnino an und beschreibt, wie Giolitti bei seinem Besuch in London Ende Juli 1914 die italienische Botschaft instruiert hat, daß Italien neutral bleiben würde. Als Salandra die Minister zu einer Kabinettssitzung nach Rom berief, schlossen sie sich alle derselben Meinung an. „Nur Sonnino, der sich damals in Piemont befand, konnte nicht rechtzeitig in Rom eintreffen, bevor der Beschluß gefaßt wurde. Er war so empört darüber, daß er, als er von seinen Freunden bei seiner Ankunft darüber informiert wurde, noch auf dem Bahnhof mit erhobener Stimme, so daß die Umstehenden ihn hören konnten, erklärte, Italien müsse sich an die Seite Deutschlands und Österreich-Ungarns stellen. Seine Freunde gaben sich die größte Mühe, ihn zu beruhigen und ihn von seiner Absicht, sofort nach dem Norden zurückzukehren, abzubringen... Einige Monate später änderte Sonnino jedoch seine Haltung und Ansicht. Am 16. Oktober 1914 starb San Giuliano, und im November übernahm Sonnino sein Portefeuille als Außenminister im Kabinett Salandra. Er begann eine Reihe von Unterhandlungen, die parallel zwischen Österreich-Ungarn und Deutschland einerseits und zwischen England, Frankreich und Rußland andererseits liefen, um die künftigen Direktiven der italienischen Regierung zu bestimmen. Wenn Österreich weniger eigensinnig gewesen wäre, hätte es, wie es Deutschland schon vor dem Kriege riet, ohne Zögern einen genügenden Preis bezahlt, um sich die italienische Neutralität zu sichern. Seine Weigerung gestattete es Sonnino, Italien zu verauktionieren und am 26. April 1915 von Frankreich, England und Rußland Bedingungen zu bekommen, die die ganze Situation der Alliierten komplizieren sollten. Ich habe im Februar 1915 erfahren, daß Sonnino die Möglichkeit eines Krieges gegen Österreich-Ungarn ins Auge faßte und deshalb in Italien mit militärischen Vorbereitungen begonnen hatte. Ich schrieb ihm als alter Freund, um ihm zu sagen, daß, soweit ich die Situation beurteilte, der Eintritt Italiens in den Krieg unvermeidlich sei, daß jedoch alles von der Art und Weise abhänge, wie sich dieser Eintritt vollzog. „Wenn Italien eine liberale Basis wählt und erklärt, daß sein Ziel in der Vervollständigung seiner nationalen Einheit, in der Befreiung der durch die Habsburger unterdrückten Völker besteht, wird seine Aufgabe viel leichter sein, als die meisten Italiener es sich vorstellen.“ Ich erklärte ihm, daß man auf die Hilfe der Tschechen, der Slowaken, der Jugoslawen und wahrscheinlich auch der Rumänen rechnen könnte, denn in Erinnerung meiner Gespräche im Jahre 1907 wußte ich, daß Sonninos Ansicht über Österreich-Ungarn veraltet war und daß er sich über die Stärke der nationalistischen Bewegungen in den Ländern der alten Monarchie täuschte. Sonnino sagte mir dann im Jahre 1916, daß er meinen Brief zwar bekam, ihn aber nicht beantwortete, weil er meinen Standpunkt für falsch hielt. Er konnte selbst damals noch nicht glauben, daß Österreich vollständig geschlagen werden könne, und er wollte den Krieg nur dazu benutzen, um von Österreich Konzessionen zu bekommen, die sich auf friedlichem Wege nicht erreichen ließen.“ Steed beschreibt dann, wie Sonnino seit seinem Telegramm vom 9. Dezember 1914, in dem er sich auf die Verletzung des Artikels 7 des Dreibundpaktes von 1887 berief und eine Entschädigung für den österreichisch-ungarischen Vormarsch gegen Serbien ohne vorherige Fühlungnahme mit Italien verlangte, diesen Standpunkt offiziell vertrat. Berchtold hatte am 12. Dezember erwidert, daß die Besetzung des serbischen Gebietes weder temporär noch permanent war, wie es Artikel 7 voraussetzt, sondern momentan, „eine

Antwort, die eines gewissen Humors nicht entbehrte, nachdem die serbische Armee am 4. Dezember die Offensive gegen Österreich ergriff, am 6. Dezember das österreichische Heer zum Rückzug zwang, es am 8. südlich von Belgrad schlug, am 9. die Stadt Waljewo zurückeroberte und die Österreicher am 12. Dezember verfolgte. Am 13. Dezember war der österreichisch-ungarische Rückzug aus Serbien vollzogen, und am 15. konnte Marschall Putnik, der Kommandant des serbischen Heeres, dem König Peter den Einzug nach Belgrad sichern. Trotz dieses Rückzuges oder vielleicht auf Grund der letzten Entwicklung, nachdem Burian am 13. Januar 1915 Berchtold ersetzt hatte, blieb Sonnino bei seinen Forderungen, und Deutschland drängte darauf, daß Österreich mit Italien die Frage der Kompensation verhandeln solle. Der erste Vorschlag von Burian lautete, daß Italien sich als Entschädigung der Gebiete bemächtigen solle, die anderen gehörten, aber Sonnino beharrte darauf, daß der Preis für die italienische Neutralität in Gebieten bezahlt werden solle, die Österreich gehörten, und zwar daß sie nicht nur versprochen, sondern nach Abschluß des Vertrages sofort Italien übergeben werden sollten. Die Verhandlungen wurden in den ersten Monaten des Jahres 1915 fortgesetzt, obwohl der Herzog von Avarna, der italienische Botschafter in Wien, Sonnino am 22. Februar verständigte, daß die österreichisch-ungarische Regierung unter den gegebenen Verhältnissen nie darin einwilligen werde, der Monarchie gehörende Gebiete abzutreten. Trotzdem hat am 27. März Burian Italien vorgeschlagen, ihm nach Beendigung des Krieges (aber nicht früher) Trient abzutreten. Anfang April ließen Deutschland und Österreich-Ungarn das Gerücht verbreiten, daß sie einen Sonderfrieden mit Rußland ins Auge faßten, um Italien vor die Alternative zu stellen, daß es der ganzen österreichisch-ungarischen Armee gegenüberstehen würde, falls es sich zu einem Abkommen nicht entschließen konnte. Sonnino wurde dadurch zur Eile angetrieben. Er verlangte von Österreich die Abtretung großer Gebiete in Tirol und an der adriatischen Küste bis nach Triest, die Trennung Österreichs von der Stadt und dem Gebiet von Triest, dem eine Autonomie zugebilligt werden sollte, die Anerkennung der Souveränität Italiens in dem albanischen Hafen von Vallona und die Verpflichtung eines Desinteressements an Albanien von Seiten Österreich-Ungarns. Er erklärte sich dagegen bereit, im Namen Italiens eine vollkommene Neutralität während der ganzen Dauer des Krieges zu bewahren. Diese Bedingungen wurden vom Baron Burian abgelehnt, und Sonnino, der am 26. April mit England, Frankreich und Rußland den Vertrag von London unterzeichnet hatte, erklärte nunmehr, daß es ihm müßig scheine, den offiziellen Anschein eines Bündnisses aufrechtzuerhalten, das nur ein dauerndes Mißtrauen und eine tägliche Opposition verschleiere. Auf diese Weise erhielt Italien seine ganze Aktionsfähigkeit und kündigte sein Bündnis mit Österreich-Ungarn. Man würde vergeblich nach der geringsten Spur von Idealismus oder Gefühl in den Berichten suchen, die das italienische Grünbuch über die wichtigsten Phasen der Verhandlungen veröffentlicht — Sonnino hat übrigens auch nicht mehr Idealismus in den Verhandlungen gezeigt, die er zugleich mit Frankreich, England und Rußland führte". Steed schildert nun den Vertrag von London, der Italien bei Friedensabschluß Tirol von der Brennergrenze, Triest, Istrien, Vallona, die Souveränität in den griechischen Inseln des Dodekanes und bei der Eventualität einer Aufteilung der Türkei das Recht auf die türkischen Gebiete von Kleinasien bewilligte sowie eine territoriale Entschädigung in Afrika, falls Frankreich und England ihren kolonialen Besitz auf Kosten Deutschlands vergrößern sollten. „Wenn die französische und die britische Regierung die Grundsätze

selbst vernichten wollten, um deretwillen die alliierten Völker zu kämpfen glaubten: die Achtung vor den kleineren Völkern im Gegensatz zu den strategischen Forderungen der Großmächte, das Prinzip der demokratischen Freiheit im Gegensatz zum Militarismus, ja selbst die Idee einer freiheitlichen Regierung im Gegensatz zu einer durch die Gewalt aufgezwungenen, so hätten sie kein charakteristischeres Dokument schaffen können als den Londoner Vertrag. Sie versprachen, an Italien die Tiroler Zone abzutreten, die von Deutschen und Italienern bewohnt war und ihm nordwestlich und nordöstlich von Triest große Gebiete zu überlassen, die hauptsächlich von Südslawen bewohnt waren, wie auch die ganze dalmatinische Provinz, deren Bevölkerung im wesentlichen — im Verhältnis von 96 v. H. zu 4 v. H. Italienern — jugoslawisch war, und die italienische Herrschaft über die Albaner in Vallona und die Griechen auf den Inseln des Ägäischen Meeres zu sichern." Steed beschreibt dann, wie das Gerücht von dem Londoner Abkommen zu Pasitsch gedrungen war, der sowohl bei Sir Edward Grey wie bei Delcassé dagegen protestierte. Steed selbst fuhr nach Paris, um gegen den „Wahnsinn, den die alliierten Regierungen begangen hatten, zu protestieren... Ich wies darauf hin, daß wenn die alliierten Heere nicht einen vollständigen Sieg davontragen würden, es schwierig sein würde, das Recht Deutschlands auf eine Annexion Belgiens zu leugnen, wenn gleichzeitig die Alliierten darin eingewilligt hatten, das jugoslawische und österreichisch-deutsche Gebiet den angeblichen strategischen Notwendigkeiten Italiens zuliebe zu zerstückeln. Ich fügte hinzu, daß England, Frankreich und Rußland durch diese Tatsache die Schwierigkeit und Gefahr der italienischen Aufgabe erhöht hatten, indem sie den österreichischen, ungarischen und jugoslawischen Regimentern ein Motiv gaben, um Italien in der Verteidigung ihres eigenen Bodens zu bekämpfen". Nachdem Delcassé ruhig die Einwände Steeds angehört hatte, ohne sie zu widerlegen, antwortete er: „Es kann sein, daß wir uns irren, aber wir befanden uns in einer sehr komplizierten Lage. Italien hat uns die Pistole auf die Brust gesetzt. Überlegen Sie, was es bedeutet: in einem Monat werden wir eine Linie von 1 Million italienischer Bajonette und ungefähr 600 000 Rumänen haben. Eine so wichtige Unterstützung ist schon Opfer wert... Der Eintritt Rumäniens in den Krieg war für mich neu, und ich fragte Delcassé, ob es sicher sei. ‚Ja, sagte er, Italien wird Ende des Monats in den Krieg eintreten und Rumänien im Juni. Dies soll den Sieg der Alliierten beschleunigen'." Er erzählt, wie Pasitsch in seinem Exil in Korfu zuerst das jugoslawische Programm einer vollkommenen politischen und staatsbürgerlichen Gleichheit zwischen den Serben, Kroaten und Slowenen ablehnte, wie er sich zum Schluß den Forderungen der Stunde beugte und mit Trumbitsch zusammen im Juli 1917 die Erklärung von Korfu unterzeichnete. Diese Erklärung ist in Italien als eine Spitze gegen den Londoner Vertrag angesehen worden, aber nach der Niederlage von Caporetto setzte sich in Italien die Erkenntnis durch, daß die jugoslawischen und die italienischen Ziele eng miteinander verbunden waren. In diesem Augenblick hatte Steed als Präsident der serbischen Gesellschaft einige Vertreter der Jugoslawen und Italiener zu sich berufen. In den Sitzungen, die in seinem eignen Hause stattfanden, versuchte man, einen Ausgleich zwischen der offiziellen Basis der italienischen Politik, dem Vertrag von London vom April 1915 und der der jugoslawischen Politik, der Erklärung von Korfu, zu finden. Sowohl der italienische Vertreter General Mola wie der jugoslawische Dr. Trumbitsch betonten zwar, daß sie nur in rein privater Eigenschaft an dem Kongreß teilnahmen, aber als nach mehrtägigen Debatten — die, wie Steed schreibt, dadurch erschwert wurden, daß trotz der italienischen Verhandlungssprache eine

Verständigung sich nicht anbahnen ließ, weil Trumbitsch in Unkenntnis der italienischen Psychologie juristische und politische Wendungen brauchte, die der österreichischen Mentalität entsprangen und die den Italienern vollkommen unverständlich waren — sich eine Resolution herausschälte, die eine Verständigungsbasis bot, wurden die betreffenden offiziellen Stellen von dieser Erklärung in Kenntnis gesetzt. Etwas später, am 15. Januar, hatte Lloyd George die Rede gehalten, in der er die Kriegsziele der britischen Regierung folgendermaßen präzisierte: „Der Zerfall Österreich-Ungarns gehört nicht zu unseren offiziellen Kriegszielen", jedoch hinzufügte: „Eine Regierung mit Einverständnis der Regierten muß nach diesem Kriege die Basis jeder territorialen Regelung bilden." Eine Stunde nach dieser Rede ließ Lloyd George Wickham Steed zu sich kommen und erklärte: „Es war mir nicht möglich, in bezug auf Österreich so deutlich zu werden, wie Sie es wünschen, aber Sie müssen zugeben, daß ich sehr weit gegangen bin. Aus taktischen Gründen ist es wichtig, daß meine Rede keine Opposition in der Presse findet. Sie enthält viel Taktik und sogar ein wenig Bolschewismus, aber ich hoffe, daß sie im allgemeinen von der „Times" gut aufgenommen werden wird." Drei Tage später erfolgte die Erklärung der vierzehn Punkte von Wilson, die, wie auch die Rede von Lloyd George in Italien eine gewisse Unruhe hervorrief. Als der neue italienische Botschafter Orlando seinen Posten in London einnahm, setzte er sich durch die Vermittlung von Steed mit Trumbitsch in Verbindung. Auf die Anregung von Orlando schrieb Steed Ende Januar an Sonnino einen Brief, in dem er ihm die Unterredung zwischen Orlando und Trumbitsch mitteilte. „Die austrophilen Tendenzen gewisser offizieller britischer Kreise, die Zusammenkunft zwischen dem General Smuts und den österreichischen Abgesandten in der Schweiz, die geringen Kenntnisse des Präsidenten Wilson in bezug auf das österreichische Problem lassen mich mehr denn je erkennen, wie notwendig es für Italien ist, eine Politik der Befreiung der Tschechen, Polen, Rumänen und Jugoslawen von der österreichischen Herrschaft zu verfolgen. . . Italien kann durch eine großzügige und liberale Politik eine moralische Vorherrschaft vor den Alliierten in Europa gewinnen, zu einer Vereinbarung mit den Jugoslawen gelangen — ohne die eine Sicherheit der Adria nicht möglich ist — und mit einem Schlag das Netz der kurzsichtigen austrophilen Intrigen zerreißen, in dem sich zu viele der alliierten Politiker verfingen." Sonnino hat auf diesen Brief nicht geantwortet, aber Orlando ermutigte die parlamentarische Kommission in Rom zu weiterer Aktivität, und Anfang Februar sandte ein Komité, in dem die beiden italienischen Kammern vertreten waren, Dr. Andrea Torre nach London, um mit Trumbitsch ein italienisch-jugoslawisches Abkommen zu besprechen. Die Verhandlungen drohten zuerst an dem Widerstand der Südslawen zu scheitern. „Die italienischen Unterhändler entwickelten eine wunderbare Geduld. Obwohl sie noch nie mit der Eigenart der Südslawen, die einen in der Diskussion zur Verzweiflung bringen kann, in Kontakt gekommen waren, ließen sie sich nicht verstimmen und gingen bis zur äußersten Grenze ihrer Konzessionen. Zum Schluß gelangte man jedoch zu einem Abkommen, das die Gleichheit der Ziele und die Verflechtung der Interessen betonte. Dieses Abkommen ist fast wörtlich dem Pakt von Rom zugrunde gelegt worden, der später durch den römischen Kongreß der unter habsburgischer Herrschaft stehenden Völker ratifiziert wurde.

Steed schildert die Initiative von Lord Northcliffe, der im Februar 1918 nach Italien reiste, um dort die aktive antiösterreichische Propaganda zu organisieren. In Paris wurde er von Clemenceau empfangen, der ihm einen Empfehlungsbrief gab, und in Versailles setzte er sich mit Dr. Beneš und dem Chef des polnischen Natio-

nalkomités Dmowski in Verbindung, um ein Manifest an die österreichisch-ungarischen Truppen zu verfassen. Er erzählt von der Panik, die in diesen Tagen die Beschießung von Paris durch die „dicke Berta" hervorrief. Als Steed nach Italien kam, stellte er bald fest, daß die einzige Möglichkeit, eine unmittelbare Wirkung hervorzurufen, die Verkündigung einer durch die alliierten Regierungen autorisierten Unabhängigkeitserklärung der einzelnen Nationen unter der habsburgischen Herrschaft wäre. Aber gerade die Unterstützung dieses Vorschlages hatte das britische Kriegskabinett Northcliffe verboten. Steed versuchte noch einmal, angesichts der bevorstehenden deutschen Offensive die offiziellen Kreise in Großbritannien umzustimmen, und seine Bemühungen waren erfolgreich. Er brachte auch Clemenceau dazu, das Manifest im Namen der französischen Regierung zu autorisieren. Man ließ ihm nach Padua 20 000 Windbüchsen, die besonders dazu angefertigt wurden, um Flugschriften zu verbreiten, senden, und von italienischer Seite wurden 4000 Raketen täglich geliefert. Am 7. April, drei Tage vor der österreichischen Offensive, wurden die deutsch-österreichischen Truppen mit der Unabhängigkeitserklärung bombardiert. Bei der Schilderung seiner Propagandatätigkeit führt Steed die folgende charakteristische Anekdote an, die den britischen Widerwillen gegen eine solche Minierarbeit beleuchtet und auch erklärt, warum Steed nach dem Ausspruch eines bekannten französischen Journalisten „überall Prophet war, nur nicht in seinem eigenen Lande". Als man dem britischen Kommandanten, General Plumer, den Vorschlag der Beeinflussung der österreichisch-ungarischen Truppen machte, erwiderte er: „Nein, das ist nicht loyal. Wir sind nur dazu da, um uns mit den Leuten zu schlagen." Durch die genaue Kenntnis der österreichischen Formationen, die Steed besaß, war es ihm möglich, die vielsprachigen Unabhängigkeitserklärungen richtig zu verteilen, was zu dem Ergebnis führte, daß das österreichisch-ungarische Kommando gezwungen war, kurz vor der Offensive die slawischen Truppen von der Feuerlinie zurückzuziehen und sie durch österreichische, deutsche und magyarische zu ersetzen, die man als Reserve für die Offensive gehalten hatte. Am 7. April fand der berühmte Kongreß in Rom statt, an dem Trumbitsch, Beneš, Stefanik, Skirmunt und von französischer Seite Franklin-Bouillon, Albert Thomas und Fournol teilnahmen. Nur Sonnino weigerte sich noch, die Steedsche Propaganda zu unterstützen. Er sagte zu Steed: „Ich beschuldige Sie nicht, daß Sie die serbische Frage nur dazu erfunden haben, um mich zu ärgern, weil Sie das, was Sie heute behaupten, schon im Jahre 1913 in Ihrer „Habsburgischen Monarchie" geschrieben haben, aber ich wollte, die Frage wäre überhaupt nicht vorhanden. Obwohl ich den Kongreß vorher nicht billigte und überzeugt war, daß er fehlschlagen würde, habe ich nichts getan, um ihn zu verhindern, und ich sehe ein, daß er Erfolg hatte. Aber ohne meine eigene Position zu gefährden, kann ich die Teilnahme eines italienischen Ministers nicht rechtfertigen." Als Steed nach seiner Rückkehr nach England Lloyd George über seine Mission berichtete, gab ihm der Premierminister unumwunden zu, daß *er selbst für einen Sonderfrieden mit Österreich eingetreten war.*

Im Juli 1918 wurde Steed von dem Foreign Office offiziös mit dem Versuch betraut, Bulgarien von den Mittelmächten zu trennen, und diese Geheimverhandlungen riefen eine Beunruhigung in Serbien und Griechenland hervor. Bei einer Zusammenkunft der unter der Herrschaft der habsburgischen Monarchie stehenden Völker hatte der serbische Minister in London Jovanowitsch die Kriegsziele Serbiens präzisiert, um die anderen Völker zu beruhigen. Bei dieser Sitzung war auch Beneš anwesend, der damals versuchte, seine Anerkennung als künftiger Außenminister und die Masaryks bei der britischen Regierung

durchzusetzen. In diesem Zusammenhang erzählt Steed eine bezeichnende Anekdote. Beneš unterbreitete Lord Robert Cecil und Balfour eine Erklärung, in der der tschechoslowakische Nationalrat als die „erste Grundlage der künftigen Regierung eines unabhängigen tschechoslowakischen Staates" anerkannt wurde. Aber die britischen Minister weigerten sich, diese Anerkennung zu unterschreiben, denn sie meinten, man müsse den Völkern der habsburgischen Monarchie in der Bestimmung ihrer künftigen Regierung volle Freiheit lassen. Nachdem Steed den Wortlaut der Erklärung durchgelesen hatte, tröstete er den aufgeregten Beneš, nahm das Dokument, strich das Wort „erste Grundlage" durch und ersetzte es durch „als Treuhänder (trustees) der künftigen tschechoslowakischen Regierung". Er versicherte Beneš, daß diese Erklärung ohne Zweifel von Lord Robert Cecil und Balfour unterschrieben werden würde. Als Beneš, der das Englische nicht so beherrscht wie das Französische und das Deutsche, auf die Erklärung des Wortes „trustee" drang, erwiderte Steed: „Ich kann es Ihnen nicht erklären, lieber Freund, Sie werden es doch nicht verstehen. Trustee ist ein mystisches Wort; es ist legal, moralisch, metaphysisch, was Sie wollen. In jedem Falle wird es Ihnen schon gute Dienste leisten." Steed behielt mit seiner Prophezeiung recht: Als Beneš begeistert über die britische Anerkennung zurückkam, sagte ihm Steed: „Wir Engländer sind ein mystisches Volk, und wir besitzen in unserem Sprachschatz eine Reihe ritueller Worte, die unsere Skrupel besänftigen und unserem Gerechtigkeitssinn schmeicheln. Das sind Dinge, die weder die Völker noch die Regierungen des Kontinents begreifen, und deshalb irren sie sich so oft in bezug auf die englische Politik. Wenn Sie Masaryk kabeln, daß England bereit ist, ihn, Sie und Stefanik als Treuhänder der künftigen tschechoslowakischen Regierung anzuerkennen, werden Sie sehen, daß auch die Amerikaner sich auf dieselbe Formel einigen, weil sie noch puritanisch genug sind, um ihre Bedeutung zu verstehen."

Die Erinnerungen von Steed schließen mit der Schilderung eines interessanten Besuches bei der Kaiserin Eugenie in Farnbourough. Er fand die alte, zweiundneunzigjährige Frau von einer erstaunlichen Vitalität. Sie erzählte Steed von ihrem Briefwechsel mit den deutschen Herrschern, den sie trotz 1870 fortsetzte. „Die Deutschen haben einen großen Fehler begangen, als sie Elsaß-Lothringen angliederten. Ich habe später dem alten Kaiser Wilhelm geschrieben, um ihm zu sagen, welch eine Dummheit er begangen hat. Wir haben noch einen langen Briefwechsel über diese Frage geführt. Ich habe dasselbe an den König von Württemberg geschrieben, der ganz meiner Ansicht war. Das war ein wertvoller Mensch, viel zu groß für seinen kleinen Staat. Der Kaiser und ich nannten ihn den Riesen im Zwischenstock." Steed nimmt einen solchen Eindruck von den stürmischen Auseinandersetzungen mit der alten Kaiserin mit, daß er sich sagt, wenn diese Frau in ihrem dreiundneunzigsten Lebensjahr noch ein Sturm war, muß sie in ihrer Jugend ein Orkan gewesen sein. Er meint, daß er damals zum ersten Male eine gewisse Sympathie für Napoleon III. empfunden habe.

Antonina Vallentin.

Herausgeber: Prof. Dr. *Ludwig Stein,*
Berlin W 10, Lützow-Ufer 5a. Fernspr. Kurfürst 6308.

Verantwortlicher Redakteur: Frau *Antonina Vallentin,*
Berlin W 62, Landgrafenstr. 11. Fernspr. Kurfürst 6350.

Verantwortlich für den Anzeigenteil: *Ed. G. Sthamer,* Berlin W 30, Landshuter Str. 7.
Gedruckt bei *Julius Sittenfeld,* Berlin W 8.

German

50. Jahrgang / Heft 8 Preis 2 RM. Dezember 1927

NORD UND SÜD

Monatsschrift für internationale Zusammenarbeit

UNIVERSITY OF ILLINOIS

Herausgeber
Professor Dr. Ludwig Stein

Aus dem Inhalt:

C. H. BECKER, Professor D. Dr., Preußischer Minister für Wissenschaft, Kunst und Volksbildung	Die intellektuelle Verständigung zwischen Deutschland und Frankreich.
WILLIAM I. COSGRAVE, Irischer Staatspräsident	Der irische Freistaat.
ROBERT WEISMANN, Dr., Staatssekretär des Preußischen Staatsministeriums	Staatsrechtliche Gestaltung des Deutschen Reiches.
MARCHLEWSKI, Legationsrat Dr., Vizepräsident der Polnischen Handelsdelegation	Polnisch-deutsche Verhandlungsarbeit.
FÜRST LICHNOWSKY, ehem. deutscher Botschafter in London	Auf dem Wege zum Abgrund.
ELISABETH FÖRSTER-NIETZSCHE, Dr. h. c.	Cosima Wagner.
SAVATIER, General	Das Zeitalter Afrikas.
ADOLF WEISSMANN, Professor	Die völkerverbindende Aufgabe der Musik.
ENRICO CORRADINI, Senator	Europäische Mythologie.

Schriftleitung: A. Vallentin
Berlin W 62, Landgrafenstr. 11

Carl Heymanns Verlag Berlin W8 · Mauerstr. 44

Alle redaktionellen Einsendungen sind an die Schriftleitung
Frau A. Vallentin, Berlin W62, Landgrafenstr. 11, zu richten

Inhalt

Seite

Professor D. Dr. C. H. Becker. Die intellektuelle Verständigung zwischen Deutschland und Frankreich . . . 673

William I. Cosgrave. Der irische Freistaat 679

Dr. Robert Weismann. Staatsrechtliche Gestaltung des Deutschen Reiches 691

Legationsrat Dr. Mieczyslaw Marchlewski. Polnisch-deutsche Verhandlungsarbeit 701

Fürst Lichnowsky. Auf dem Wege zum Abgrund . . . 707

Dr. h. c. Elisabeth Förster-Nietzsche. Cosima Wagner . . 717

General Savatier. Das Zeitalter Afrikas 724

Adolf Weißmann. Die völkerverbindende Aufgabe der Musik 738

Enrico Corradini. Europäische Mythologie 747

Rundschau 753

Hierzu eine Sonderbeilage:

Documents of the International Economic Conference (Genf)
Die Preise sind darin in englischer Währung ausgedrückt.

Monatlich ein Heft. Bezugspreis vierteljährlich 6 RM., Einzelheft 2 RM.
Geschäftliche Mitteilungen werden erbeten an
Carl Heymanns Verlag, Berlin W8, Mauerstraße 44
Fernsprecher: Merkur 5482—87. Postscheckkonto: Berlin 234

Kammermusik

IM EIGENEN HEIM DURCH

»ELECTROLA«

AUSGEFÜHRT VON DEN ANERKANNT ERSTEN MUSIKERN DER WELT.

VORSPIEL OHNE KAUFZWANG!

ELECTROLA GES.M.B.H

BERLIN

W. 8 LEIPZIGERSTR. 23 • W. 15 KURFÜRSTENDAMM 35
FRANKFURT A/M. GOETHESTR. 3 • KÖLN A/RH. HOHESTR. 103

WEITERE AUTORISIERTE VERKAUFSSTELLEN
WERDEN BEREITWILLIGST NACHGEWIESEN

CARL HEYMANNS VERLAG zu BERLIN W 8

Der junge Savigny

Kinderjahre, Marburger und Landshuter Zeit Friedr. Karl v. Savignys

mit 217 Briefen aus den Jahren 1792—1810 und 34 Abbildungen

Von

ADOLF STOLL

vorm. Professor am Staatlichen Friedrichsgymnasium in Kassel
Dr. phil. h. c. der Philipps-Universität in Marburg

Preis gebunden 13 Mark

Diese erste umfangreichere Arbeit, die über den großen deutschen Rechtsgelehrten, dem Stolz deutscher Rechtswissenschaft, erscheint, behandelt eingehend sein Leben bis zum Jahre 1810, das reiche Bildermaterial, mit dem das wertvolle Buch ausgestattet ist, zeigt Savigny und seine nächsten Verwandten und Freunde, sowie die verschiedenen Stätten seines Lebens und Wirkens. Das Buch bildet einen neuen Beitrag zur Geschichte des deutschen Geisteslebens im Anfang des 19. Jahrhunderts.

Das Recht in Goethes Faust

Juristische Streifzüge durch das Land der Dichtung

Von

GEORG MÜLLER

Reichsgerichtsrat

1912. Gebunden in Ganzleinen-Geschenkband 15 Mark

Aus den Urteilen: Der Verfasser erweist sich nicht nur als rechter Jurist, aus Freude an dem Beruf, sondern als ein rechter Schalk, aus Freude an der Schalkhaftigkeit. Man hat das Gefühl, ein gelehrtes, amüsantes Lehrbuch der universalen Rechtsgeschichte vor sich zu haben, das die gesamte Materie der Jurisprudenz an einem Rechtsfall, zur Kurzweil und Unterhaltung nicht nur, sondern zu ernstem Studium erläutert.

. . . . Das Müllersche Buch ist tatsächlich ein neuer wichtiger Faustkommentar, der ganz außer Frage von starker Wirkung auf die Faust-Literatur bleiben wird.

Vom Kurbelkasten u. Radio der Seele

Von

Dr. HANS FRIEDHEIM

Generaloberarzt a. D.

In Ganzleinen gebunden 5 Mark

Über dieses Erinnerungsbuch des vieljährigen Vorstandsmitgliedes des Vaterländischen Frauenvereins schreibt die „Tägliche Rundschau" wie folgt:

. . . . Was rückwärtsschauend an der Seele eines an Erlebnissen und Erfahrungen reichen Mannes vorüberzieht, entrollt sich vor unsern Augen, einem bunten Filmstreifen gleich. Ernste und heitere Bilder sind's, in einem alten Berliner Bürgerhause aufgenommen, Bilder aus dem Berlin der siebziger und achtziger Jahre mit seinem gemütlich-humorvollen Leben, das heute längst dem hastenden Trubel der Großstadt hat weichen müssen. . . . Sicherlich wird ihre Veröffentlichung vielen, die ebenso einen Sinn für echt deutsches Familienleben haben, wie noch mit Stolz sich unserer ruhmreichen Armee erinnern, eine große Freude bereiten.

Aus dem Inhalt der bisherigen Nummern:

Aus dem Oktoberheft:

Dr. **Eduard Beneš,** tschechoslowakischer Minister des Auswärtigen: Der Kampf um die Demokratisierung der Welt.

Graf **Limburg-Stirum,** niederländischer Gesandter in Berlin, ehemaliger Generalgouverneur von Niederländisch-Indien: Die Niederlande als Kolonialmacht.

Minister **Franciszek Sokal,** polnischer Delegierter zum Völkerbund: Der polnische Vorschlag.

Graf **Alessandro de Bosdari,** ehemaliger italienischer Botschafter in Berlin: Gustav Stresemann.

Ernst Robert Curtius: Die natürlichen Grundlagen der französischen Kultur.

Graf **Antonio Cippico,** Mitglied des italienischen Senats: Italiens Anteil am Völkerbund.

Paul Mantoux, Direktor des Institut universitaire de Hautes Etudes Internationales: Die internationale Hochschule in Genf.

Geheimrat **Kastl,** Geschäftsführendes Präsidialmitglied des Reichsverbandes der deutschen Industrie: Qualitätsarbeit der deutschen Industrie.

Dr. **Elisabeth von Roon-Bassermann:** Der Florentiner Welthandel zur Zeit Dantes.

Aus dem Novemberheft:

Senator **Anatole de Monzie,** ehem. Minister für Volksbildung: Die intellektuelle Verständigung zwischen Deutschland und Frankreich.

Graf **Volpi di Misurata,** italienischer Finanzminister: Die öffentliche italienische Schuld.

P. Elias Calles, Präsident von Mexiko: Die Wirtschaft Mexikos.

Professor **W. Hellpach,** ehem. badischer Staatspräsident: Deutsche Geistesart.

Dr. **P. Munch,** ehem. Kriegs- und Marineminister, Mitglied des Folketings Die politischen Parteien Dänemarks.

Professor Dr. **Wilhelm Haas:** Psychologie der Politik.

Professor **Henri Lichtenberger:** Nietzsche und die Nachkriegsgeneration.

Professor **Luigi Valli:** Friedrich Nietzsche und Italien.

Otto Merkel, Vorstandsmitglied der Deutschen Lufthansa: Luftgeltung.

Professor **André Siegfried:** Die Verteidigung der Weißen gegen die Schwarzen.

Der moderne Führer

durch die Literatur aller Zeiten und Völker. Aufsehenerregend in seiner umwälzenden Methode, unentbehrlich für Lehrende und Lernende ist das in Lieferungen neu erscheinende »Handbuch der Literaturwissenschaft«, herausgegeben von Universitätsprofessor Dr. O. Walzel-Bonn, mit etwa **3000 Bildern** in Doppeltondruck und vielen Tafeln z. T. in Vierfarbendruck. Gegen monatliche Zahlung von nur **7.– Rmk.**

Man verlange Ansichtssendung Nr. 50a

Artibus et literis, Gesellschaft für Kunst- und Literaturwissenschaft m. b. H. / Potsdam.

MANNESMANN-MULAG A.-G.

Lastkraftwagen · Omnibusse
Spezialfahrzeuge
mit Sechszylinder-Motor u. Servo-Vierradbremse

Langjährige Lieferantin deutscher und ausländischer Behörden und Kommunen sowie der Groß-Industrie.

UNIVERSITY OF ILLINOIS-URBANA
3 0112 122888933